Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

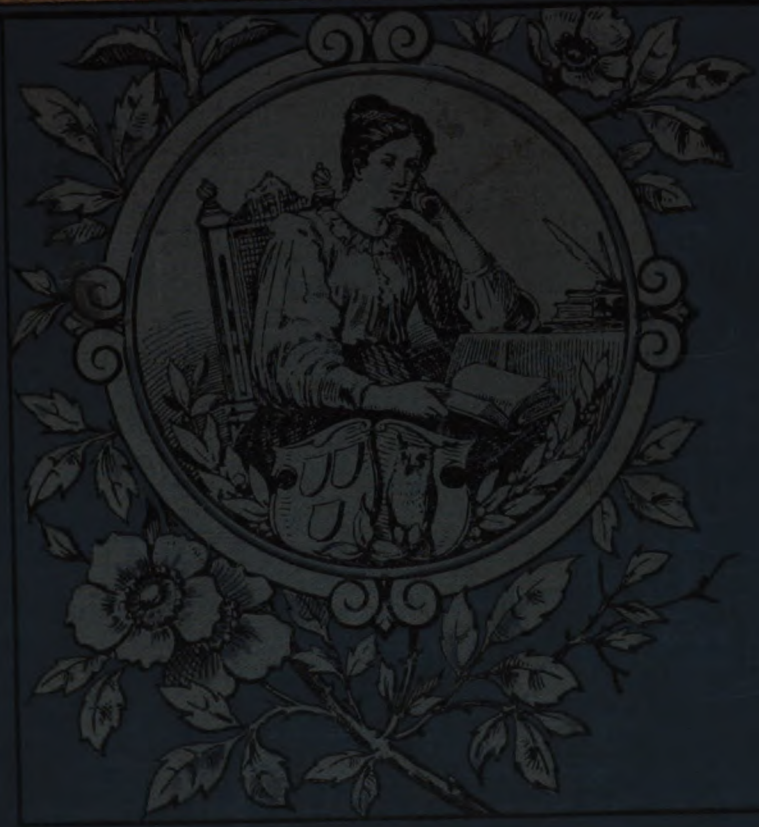
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

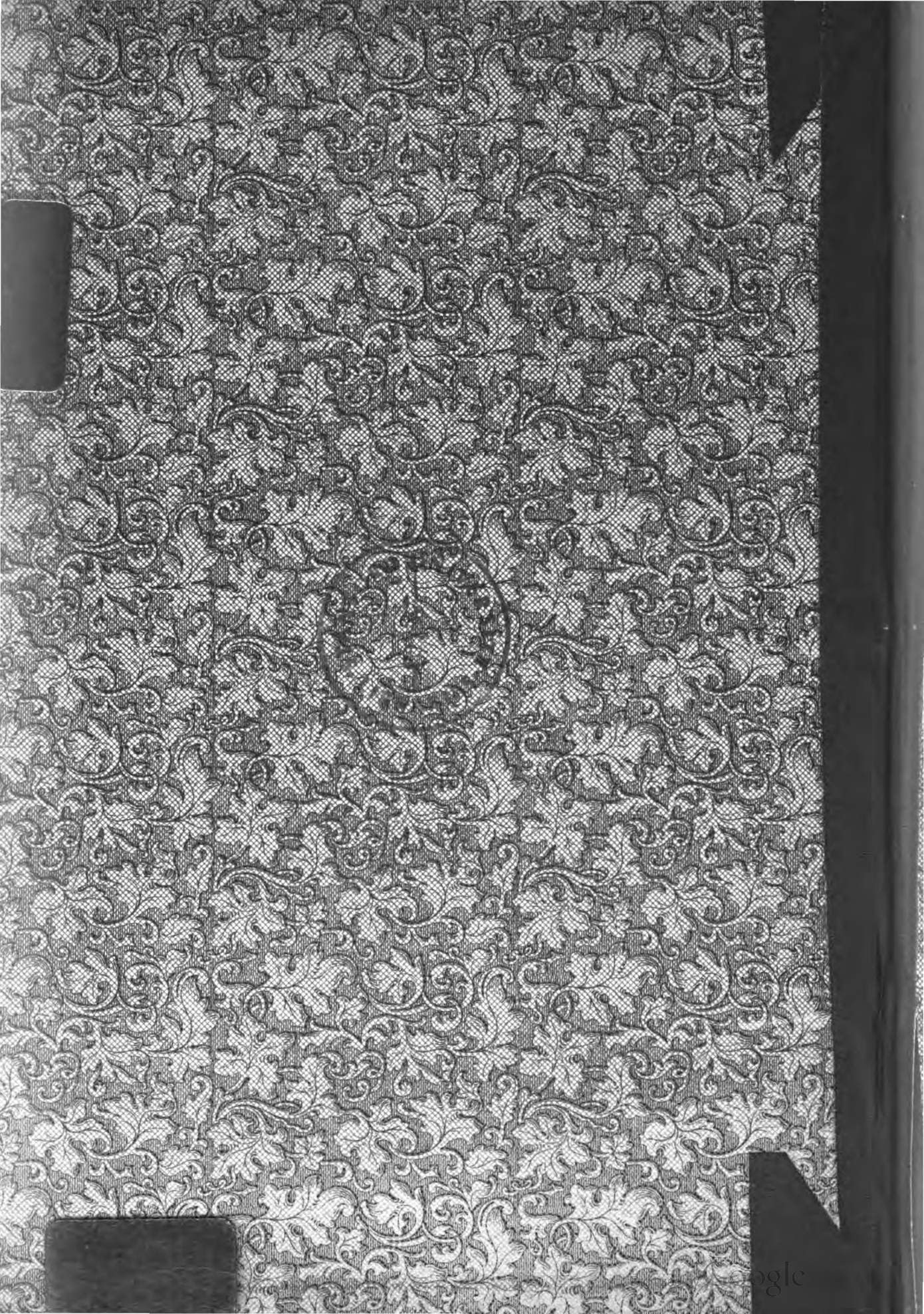
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.



Digitized by Google



Digitized by Google

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit

Herausgegeben

von

Helene Lange

Vierter Jahrgang

Berlin

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung

Stallschreiber-Straße 34. 35.

1897.

Digitized by Google

HQ1103
F7
v.4
1896/97

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
OCT 31 1978

51673

SOZIALISTISCHE EINHEITSPARTEI DEUTSCHLANDS
Bibliothek des
Zentralkomitees

Digitized by Google

Inhalt des vierten Jahrganges.

Abhandlungen.

Seite

Armenpflege, Die Frau in der öffentlichen 245
Arnstein, Ph. Der Anteil der Frauen an der englischen Romanlitteratur 296
Bauer, Alma. Kleinkindererziehung 257
Bremen, Dr. v. Die körperliche Erziehung der weiblichen Jugend 210
Buch, Dr. Hans. Die Naturheilung und ihre praktischen Konsequenzen 628
Bülow von Dennewitz, Gräfin Gertrud. Das moderne Weib 427
Fürth, Henriette. Die Ehefrage und der Beruf 710
Gebser, Dr. phil. Anna. Die verbesserte Frauenkleidung 559
Gemberg, Adine. Die sozialen Aufgaben der Diakonie-Genossenschaften . . . 292. 362
Gleim, W. Der moderne Mann 669
Hardenberg, A. Die Stellung der Frau beim Theater 174. 215
Hecht, Marie. Die Hausbeamtinnen 494
„ „ Jugendzeit 742
Heilborn, Ernst. Weihnachtsgeschenke 147
„ „ Frauen in ihrem Schaffen 385
„ „ Das Frauenstudium vor dem Abgeordnetenhause 555
Henri-Moor, B. Mein „Fräulein" 484
Henschke, Margarethe. Ferienkurse in Jena 503
Lamb, Charles. Moderne Galanterie 563
Lange, Helene. Schulkinderthorheiten 36
„ „ Die akademische Frau 193
„ „ Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau 321
„ „ Man muß sich beeilen 438
„ „ Kinderpsychologie 449
„ „ Bahnbrechende Frauen unter Victorias Regierung 617
„ „ Das Elend unserer Jugendlitteratur 641
Ludwig, H. Die Ehe im vierten Stande 43. 105
„ Die häusliche Erziehung der Volksschulkinder 513. 585. 658

Digitized by Google

Seite

Martindale, Mrs. Frauen in Indien. Aus dem Englischen von E. Neuhaus . . . 372
Mellien, Marie. Bei den „Jugendlichen" im Frauengefängnis 138
„ „ Die Frau als Apothekerin 609
Pfleiderer, Prof. Dr. Otto. Die Frau und die Religion 65
Salomon, Alice. Das Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinderheim in Bornstedt . . . 179
Schettler, Paul. Auf den Spuren des Lichts 477
„ „ Etwas Küchenchemie 646. 733
Schliepmann, H. Die Frau als Förderin „großer" Kunst 265
Schohl, Natalie. Freundinnen junger Mädchen 757
Schüler, Dr. Paul. Moralische Personen, Vereine und Frauen 202
Tiburtius, Dr. Franziska. Krankenpflege in der Familie 405
Bely, E. Vom internationalen Frauenkongreß in Berlin 50
Winter, Elisabeth. Der Brüsseler internationale Frauenkongreß 739
Wohlbrück, Olga. Die Frau in Rußland und ihre geschichtliche Entwicklung 27
„ „ Die Frau in Rußland 456

Romane, Novellen und Skizzen.

Adelmann, Helene. Unsere Schulzetante 368
Blüthgen, Victor. Mama kommt 224
Busch, Regine. Großmutter spricht 435
Busse, C. Das Dreigespann 112
Ebner-Eschenbach, Marie v. Das Nilpferd 6
Elsler, K. Der Bazar 309
Faber, Paula. Das Glück des Hauses Conried 543
Hindermann, Adele. „Schnut" 39
Janitschek, Maria. Land 129
„ „ Ins Leben verirrt 334. 392. 461
Lapidoth, Frits. Der Phonograph des Wybrand Longus 746
Poppenberg, Felix. Nordische Reise 7. 76
Röckner, Marie. Künstlertraum 688
Rösing, Therese. Sommertage in Schottland 537
Rust-Roest. Ellys erster Ball. Aus dem Schwedischen von O. A. Palme 162
Schmidt, Auguste. Marietta 674
Schönort, H. Die Jüngste 85
Siewert, Elisabeth. Maienfrost 423
Tschechow. Pech 499
Bely, E. Kuratel 270

Digitized by Google

Seite

Bely, E. Gustel 521. 594. 650. 719
Bermont, H. Die Mücke 620
Biebig, C. Das Märchen von der Treue 304
Vollmöller, Carl G. Es war einmal 200
Zehren, Claus. Nach der Trennung 15

Biographieen und Charakteristiken.

Arnstein, Ph. Mary Wollstonecraft Godwin 754
Bettelheim, Anton. Emil Marriot. (Mit Porträt) 1
„ „ Charlotte Wolter. (Mit Porträt) 705
Grosse, A. Frieda Lipperheide. (Mit Porträt) 101
Heiborn, Ernst. Annette von Droste-Hülshoff 242
Höhnk, Helene. Dorothea Christiane Erxleben, geb. Leporin 529
Niemann, Dr. Fred. Ada Negris „Stürme". (Mit Porträt) 152
Poppenberg, Felix. Nietzsche-Episoden 350
„ „ Zwei Frauensilhouetten aus der Romantik 418
„ „ Maria Baschkirtscheff 577
Schettler, Paul. Lenaubriefe 96
Silling, Marie. Barbara Uttmann. (Mit Porträt) 357
Treumann-Koner, Bertha. Käthe Freiligrath-Kroeker. (Mit Porträt) 219
Ullmann, Regine. Dr. Freiin Gabriele v. Possanner. (Mit Porträt) 534
Bely, E. Marie Seebach. (Mit Porträt) 414
Wenckebach, Prof. Karla. Frances E. Willard. (Mit Porträt) 285

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Blum, Anna. Der Obst- und Gartenbau als Frauenerwerb 119
Eisenbahndienst, Frauenerwerb im 760
Hebamme, Die. Ein Wort zu Ehren eines vernachlässigten Frauenberufs 246
Hebammenberuf, Noch ein Wort für den 698
Jakobi, H. Frauenarbeit im Gebiete der Buchbinderei 54
„ Frauenerwerb durch Seidenraupenzucht 633
Ichenhäuser, Eliza. Die Krankenpflegerin 505. 566
Landwirtschaftliche Hochschule, Die Zulassung der Frauen zur 441
Letteverein, Neue Kurse im 375
Telephondienst, Frauen im 313
Telephonie, Die 183

Digitized by Google

Gedichte, Aphorismen, Von Frauen und über Frauen.

Seite

Bauer, Alma. Aphorismen aus der Kinderstube 161. 312
Busse, Carl. Trost in Gott 14
„ „ Erste Liebe 199
Friedrich der Große über Mädchenerziehung 361
Lohmeyer, Julius. Gedankenstifte 26
„ „ Die Schattenrast 118
„ „ Das zweite Los 520
Port, Frieda. Das Auge Gottes 349
Schettler, Paul. Waldgang 536
Schwartzkoppen, Clotilde v. Lehrerinnenverein im Harz 178
„ „ Notturno 303
Sydow, Clara v. Unvermerkt 118
Tyrol, Marie. Trost 413
„ „ Auf der Höhe 673
Vanselow, Karl. Abendschein 632
Von Frauen und über Frauen 460. 732
Zoozmann, Richard. Kopf oben 95
„ „ Arktische Weihnachten 182
„ „ Mutter 440
„ „ Frühlingsgleichnis 565
„ „ Meisterspruch 759

Frauenleben und -Streben.

Seite 56. 122. 184. 250. 315. 376. 443. 507. 568. 634. 694. 761.

Frauenvereine.

Seite 58. 123. 248. 314. 378. 442. 570. 636. 763.

Für Haus und Familie.

Seite 57. 185. 251.

Digitized by Google

Bücherschau.

Seite 59. 124. 186. 252. 316. 380. 444. 508. 572. 637. 701. 764.

Kleine Mitteilungen.

Seite 190. 256. 383. 446. 511. 703.

Anzeigen.

Seite 61—64. 126—128. 189—192. 254—256. 318—320. 381—384. 446—448. 510—512. 574—576. 637—640. 702—704. 766—768.

W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Digitized by Google

4. Jahrg. Heft 1. Oktober 1896.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Emil Marriot.

Von

Anton Bettelheim.

Nachdruck verboten.

I.

Anfang der Achtziger Jahre erschien im Romanfeuilleton der neugegründeten Wiener Allgemeinen Zeitung „Die Familie Hartenberg“ von Emil Marriot. Die scharfen, strengen Sittenschilderungen des bis dahin unbekannten Autors wurden von den Lesern und zumal den Leserinnen mit wachsendem Anteil aufgenommen; der stoffliche Reiz dieser mit kühner Hand aus dem Leben des niedergehenden Mittelstandes gegriffenen Geschichten packte die Massen, indes die Kenner an der Kraft der Bildnismalerei ihre Freude hatten. Um so größer war dann die Überraschung, als unter dem männlichen Leihnamen unversehens eine Dame — Emilie Mataja — zum Vorschein kam, deren Art und Kunst gleich dazumal Paul Heyse wahr und warm gerecht zu werden suchte in dem Urteil:

„Ein so entschiedener Wahrheitsdrang den Problemen des wunderlichen Menschenlebens gegenüber; eine so schlichte und doch nicht cynische Rücksichtslosigkeit des Ausdrucks; so viel gereifte und sichere Kraft der Darstellung — mir ist nie ein dichtendes Fräulein begegnet, das diese männlichen Gaben in so hohem Grade besessen hätte, ohne aus den Schranken ihres Geschlechts herauszutreten. Es weht freilich eine herbe Luft in dem Buche, und die Zärtlinge werden sich dadurch unsanft berührt fühlen. Aber der Überschuß persönlicher Kraft und künstlerischer Energie, die all diese peinlichen und unerquicklichen Scenen überwiegt, hebt diesen Roman für mein Gefühl hoch aus der Masse der landläufigen pessimistischen und naturalistischen Produktionen heraus, die sich mit der photographischen Schilderung der menschlichen Armseligkeit befassen.“

Bald nachher — 1884 — veröffentlichte Emil Marriot in der „Bibliothek für Ost und West“ das Buch, das ich bis zur Stunde für ihre bedeutendste Schöpfung

Digitized by Google

halte, den Roman „der geistliche Tod," ein Werk, das nicht nur seine Meisterin lobt, sondern dauernd seinen Platz behauptet in der Geschichte der deutschösterreichischen Litteratur unseres Jahrhunderts. Wie kein Unbefangener die Dichtung des protestantischen Nordens ganz unabhängig von Fluch und Segen des Pastorentums betrachten und behandeln wird — (sind doch mit Recht Bände geschrieben worden über das evangelische Pfarrhaus in seinen Beziehungen zur deutschen Litteratur) — so vermag kein Österreicher die Spuren zu verkennen, die der Katholicismus in dem Sinnen und Ringen ganzer Künstlergeschlechter zurückgelassen hat. Selbst der voltaireanische Grillparzer spricht sich in überlegener Selbstkritik wiederholt unumwunden über die mächtigen, schädlichen und heilsamen Einflüsse seines angestammten Glaubens auf seine Geltung und Stellung aus. Lenaus Verhältnis zu den letzten Fragen, jede tiefergehende Beschäftigung mit den Albigensern und Savonarola führt mitten in die heikelsten Fragen der geistlichen und weltlichen Papstherrschaft; ja, vielleicht hat sich sein Geist zuerst in der selbstquälerischen Versenkung in mittelalterliche Mystik umdunkelt. Daß und wie unlöslich die Anfänge Anzengrubers, die Priestergeschichten und Hildebrand-Tragödien von Ferdinand v. Saar mit den politischen Zeitkämpfen wider das Konkordat zusammenhängen, bedarf kaum der Andeutung.

In dieser reichen und gewaltigen Entwicklung gebührt — ich wiederhole es — Marriots „Geistlichem Tod" ein Ehrenplatz. Unbekümmert um das alte Verbot mulier taceat in ecclesia wird sie nirgends redseliger als in der Kirche. Ohne vorgefaßte Meinung, ja, ihrer ganzen religiösen Naturanlage und Erziehung nach von Haus aus eher als gläubige Katholikin, fragt sie dem Cölibat seine Rätsel und Widersprüche ab. Allerdings nicht als kühle Kasuistin, die mit der Ruhe des Statistikers die Notwendigkeit eines bestimmten Prozentsatzes verfehlter Ausnahme-Existenzen als selbstverständlichen Preis ansieht für Tausende von normalen Lebensläufen katholischer Geistlicher. Vielmehr als warmblütiges Weib, das, angesichts erlebter Leidensgeschicke echt weiblich, nur etwas pathetischer, derselben Wahrheit bewußt wird, die Anna Birkmeier naiv und zugleich volksmäßig schalkhaft in dem Gespräch mit dem Pfarrer von Kirchfeld zum Ausdruck bringt. Als Hell arglos seiner Jugendträume gedenkt, mit Mutter und Schwester gemeinsam zu hausen und zu wirken: „eine Familie haben, ja nur ihr angehören, ist doch etwas Schönes," lautet die unergründlich launige Antwort Annerls: „Nicht wahr? Oft hab' ich mir's schon gedacht — selbst im Himmel kommt erst die heilige Familie und dann die einschichtigen heiligen Männer und Jungfrauen." Im „Geistlichen Tod" der Marriot ist das in Kunst und Leben gleich unerschöpfliche Motiv ganz ins Tragische gewendet. Zwei Existenzen — ein liebendes Mädchen von starkem Charakter und edlem Gemüt und ein gutartiger, zu allem andern eher als zum Geistlichen taugender echtösterreichischer Schwächling — gehen daran zu Grunde, daß dieser unbedacht, den Seinigen zuliebe, ein Gelübde abgelegt, das er weder halten noch entschlossen lösen kann. Er erregt das Ärgernis engherziger, boshafter Oberer, die ihn auf eine Strafpfarre versetzen, die im Volksmund „der geistliche Tod" heißt. In Wahrheit geht der willensschwache Mann an dem Zwiespalt zwischen seinem Beruf und seinem Naturell zu Grunde. Lang bevor Föhn und Sumpfluft den Lungenkranken töten, hat ihn Sehnsucht nach einem anderen, seinem weichen, sinnlichen, liebebedürftigen Wesen gemäßeren Leben aufgebraucht. Für Leute seines Schlages ist der geistliche Stand an sich der geistliche Tod. Genügsamere oder stumpfere Naturen als der Held im „Geistlichen Tod" resignieren sich wort- und freudlos:

Digitized by Google

so z. B. der Kaplan in „Hochwürden, mein Sohn.“ Mutigere und ehrlichere verlassen rechtzeitig einen Beruf, dem sie sich nicht gewachsen glauben, wie „Unser Anton“: zwei Genrebilder in den Geistlichen Novellen „Mit der Tonsur“ (1887), die, untadelig nach Form und Gehalt, inmitten der anderen fast durchweg düstern und trüben

Emil Marriot.

Geschichten der Marriot doppelt willkommen erscheinen durch ihren angeborenen, echten, sonst wohl gar absichtlich zurückgedrängten Humor.

II.

Angesichts solcher vollendeten Meisterstücke der Kleinkunst, wie der beiden letztgenannten Skizzen, hoffen wir auf eine Reihe neuer, neuartiger Schöpfungen der Marriot. Wohl hat sie in dem halben Menschenalter, das seit ihrem stark und zu stark unter dem Zeichen Schopenhauers stehenden Erstlingswerk Egon Talmors (1880)

Digitized by Google

verstrichen ist, redlich an sich, an ihrem Gedankenleben, wie an ihren künstlerischen Ausdrucksmitteln gearbeitet. Im wesentlichen lassen sich aber die meisten ihrer mittlerweile gedruckten Hauptwerke einem der zwei Stoffkreise zuteilen, die sie im „Geistlichen Tod“ und in der „Familie Hartenberg“ sich erschlossen hatte.

Priesterleben in den verschiedensten Abschattungen hat sie neuerdings mit gleichem Eifer und ungleichem Erfolg studiert in „Askese“, „Anathema sit,“ „Johannes“.

Der Misere und der Verlogenheit im Wiener sinkenden Bürgerstande ist sie nochmals nachgegangen in den „Unzufriedenen“.

Beide Motive hat sie endlich verschmolzen in dem Werk, das sie selbst am höchsten stellt unter ihren Schriften: „Caritas. Der Roman einer Familie (1895).“ Der Sprößling eines verarmten Kaufmannsgeschlechtes, Cornelius, ein tiefreligiöser Mann, hat alle theologischen Studien hinter sich; bei erneuter Gewissenserforschung erkennt er indessen, daß ihm die rechte „Liebe“ im Sinne des Evangeliums, die rechte Duldung und Schonung menschlicher Schwäche fehlt; er läßt sich deshalb nicht zum Priester weihen, sondern kehrt zur härtesten Kasteiung, in den Kreis seiner grausam und doch überzeugend glaubhaft geschilderten Angehörigen zurück. Die Mutter, eine naschhafte, knauserige Egoistin. Der Bruder, ein thatenscheuer, schwachmütiger Weiberknecht. Die Schwägerin, ein in der Schule der Entbehrungen zur schadenfrohen, boshaften, kleinlichen Verbrechernatur herausgebildetes Weib: jeder dieser drei Charaktere von erschreckender Treue, manche ihrer Niederträchtigkeiten sozusagen mit zähneknirschendem Behagen herausgestrichen. Daß Cornelius in dieser Umgebung keinen Trost findet, ist begreiflich. Daß er trotzdem auch für die Kontrastfigur, die opfermutige, empfindsame Schwester seiner Schwägerin, Hanna, nicht das rechte tapfere Mitempfinden aufbringt, mag seiner scheuen Sonderlingsnatur hingehen. Daß er aber, der seine Nebenmenschen so gestreng vivisziert, seine ganze Liebesfülle nur an die Tierwelt hängt und im Kampf mit einem rohen Fuhrknecht sein Leben preisgiebt (wie der Held von Vischers „Auch einer“), macht uns diesen mitunter ausgesucht fühllosen Menschenquäler weder gewinnender noch verständlicher. Cornelius' Mitleiden mit aller Kreatur, das er kurz vor seinem Ende programmatisch als Vorboten einer neuen Weltreligion, zum mindesten als Probe einer neuen menschenwürdigeren Gesellschaftsordnung hinstellt, hat Jahrhunderte vor Christus Buddha gepredigt, Jahrhunderte vor Schopenhauer der heilige Franziskus von Assisi geübt. Sanftmut gegen zahme Haustiere verträgt sich aber schlecht mit der Mißhandlung der zweibeinigen Sterblichen als reißender Bestien. Durch so widerspruchsvolle Haltung wirkt Cornelius krankhaft. Zu heilen wäre seinesgleichen, wenn überhaupt, durch eine Liebende, die mehr geistige Schlagkraft besäße, als Hanna, oder durch einen Weisen von der Art des Leipziger Physiologen Carl Ludwig. Der sah seine Vivisektionen stets als schwere Pflichterfüllung an, die nach dem Wort seines Nekrologisten Professor Fick nicht zu entbehren ist, wenn unsere Kenntnis der Lebenserscheinungen zum Segen der leidenden Menschheit gefördert werden soll. Wie sehr Ludwig von Mitleiden auch für die Tiere durchdrungen war, bewies er durch seine aufopfernde Thätigkeit als langjähriger Vorsitzender des Tierschutzvereins. „Wer an den Leiden der Tiere bei den Vivisektionen Anstoß nehmen möchte, der bedenke doch, daß wohl jedes Tier in der freien Natur durch seine unerbittlichen Gegner im grausigen Kampfe ums Dasein weit mehr leidet und unter viel schwereren Qualen verendet, als ein Tier, das in tiefer Narkose auf dem Versuchstisch des Laboratoriums verblutet. Solang man noch zusieht, wie

Digitized by Google

Tausende, nicht um ihren Hunger zu stillen, sondern zum Vergnügen Auerhähne beschleichen und Rehböcke schießen, hat man wohl überhaupt kein Recht, an der Thätigkeit des Physiologen Anstoß zu nehmen."

Das thut aber auch die Heldin des jüngsten Romans der Marriot, „Seine Gottheit" [1]) (1896). Ein ungemein zartes, fast hysterisches Mädchen, die Tochter eines Modeprofessors, erregt die Sinnenglut eines genialen jungen Arztes, der, als Bastard einer Wiener Wäscherin, in trotzigem Sichdurchkämpfen wider die Streber der Zunft als Gewaltmensch sich durchsetzt. Seine Begabung als Chirurg führt ihn als unwillkommenen Nothelfer an das Krankenbett der Tochter seines akademischen Hauptwidersachers. Er rettet die Halbverlorene und heischt als Preis die Hand ihrer Schwester. Als Zeugen dieses ungewöhnlichen, mit ungewöhnlichem Talent geschilderten Brautstandes sehen wir Tag um Tag, daß diese zwei Menschen, die sanfte, halb nonnenhafte, aristokratische Dame und der plebejische, bis zur Brutalität begehrliche Freier nun und nimmer zu einander taugen. Ob und weshalb es dann zur Ermordung der Braut kommen muß — die Form der Erzählung ist, wie in Dumas' „Affaire Clemenceau" die Lebensbeichte eines Sträflings — wird jeder Leser nach seiner Lebenserfahrung oder seinem Geschmack anders entscheiden. So lange man in der Gesellschaft der Erzählerin ist, wagen sich solche Zweifel nur zaghaft hervor. So mächtig ist ihre rednerische Fähigkeit, den Ausnahmefall als ein wirklich Geschehenes aufleben zu lassen. Und da sie nirgends unreine Mittel braucht, verdient sie vielleicht eher wegen vieler meisterhafter Einzelheiten mit Einsicht gelobt, als ohne Rücksicht um kleiner Mängel willen geneckt zu werden. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß sie in Ton und Wurf des Ganzen gewillt ist, die relative Gleichberechtigung beider Welten — des proletarischen Ursprungs des Mörders und der seraphischen Herkunft des Opfers — gelten zu lassen. All das und die außerordentliche, wie Erdfeuer hervorbrechende und fortlodernde Glut der Darstellung zugegeben, kann ich „Seine Gottheit" doch nicht auf eine Stufe stellen mit dem „Geistlichen Tod". Ein Zug der Übertreibung stört: das Übermaß der religiösen Ekstase der Braut, das Übermaß der hitzigen, in Blutdurst umschlagenden Erotik des Freiers. Der Zusammenstoß dieser beiden überheizten Gehirne ist ein aufregender, den Atem verlegender Unfall, keine echte Leidensgeschichte, wie der in aller Tragik rührende „Geistliche Tod".

Allein indessen wir alten Parteigänger und aufrichtigen Verehrer der Marriot an ihrem vermeintlich letzten, mit Recht vielgelesenen Buche allerhand ausstellen, nimmt die begabte Frau sicherlich die einzig würdige, einzig wirksame Künstlerrache, indem sie ein Werk zu stande bringt, das all ihre früheren Arbeiten überflügelt. Zutrauen kann, ja muß man ihrer Entwicklungsfähigkeit noch weit Größeres, Reiferes und Runderes als die meisten ihrer bisherigen Leistungen. So hohe Anforderungen aber darf man getrost an eine Frau stellen, der unter den Männern und Frauen des dichterischen Nachwuchses von Deutsch-Österreich niemand gleichkommt an Blut und Geist, an Schöpferkraft und Gaben des Gemütes. An ihre Zukunft knüpfen sich denn auch mit die besten Hoffnungen auf die Zukunft des Wieners Romans.

---

[1]) Sämtliche hier genannten Schriften von Emil Marriot erschienen im Verlage von Freund und Jeckel (Carl Freund) in Berlin.

Digitized by Google

Das Nilpferd.

Eine Fabel

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Nachdruck verboten.

Eine Raupe legte sich einmal — Abwechslung ist gut, dachte sie — zu ihrer Einpuppung in die Haut eines Nilpferdes. Was da geschah, weiß man nicht, und es wird auch niemals erforscht werden, aber statt eines ganzen Schmetterlings krochen nur ein paar große, herrliche Schmetterlingsflügel aus; sie hatten einen purpurnen Saum und bewegten sich zierlich beim geringsten Luftzug und schimmerten im Sonnenschein wie Kolibrigefieder. Ein anderes Nilpferd bemerkte die seltsame Erscheinung auf dem Rücken des Genossen und sagte: „Du hast ja Flügel."

„Was dir einfällt," erwiderte das Nilpferd und ging weiter. Aber nun begegnete es einer Nilpferddame, der es schon längst zu gefallen wünschte. Die sah es so freundlich an wie noch nie und sagte:

„Ei der Tausend, Sie haben Flügel, wirklich, die reizendsten Flügel, die ich in meinem Leben gesehen habe."

Da war das Nilpferd wie berauscht, dachte aber im stillen: wenn nur ich etwas von meinen Flügeln wüßte. Es dachte auch: Hab' ich sie, dann muß ich fliegen können, und ging tief hinein in den Wald und machte dort eine große Anzahl Flugversuche. Alle mißlangen. Ganz enttäuscht und traurig kehrte das Nilpferd zu den Genossen zurück. Sie empfingen es mit dem einstimmigen Rufe:

„Du hast Flügel, du hast Flügel, du kannst ganz gewiß fliegen!"

Und als es eine zweifelnde Miene machte, riefen die andern: „Versuch' es nur, es muß gehen; o, wenn du doch einen Versuch machen wolltest!"

Das Nilpferd war zu eitel um zu gestehen, daß es den Versuch schon gemacht hatte, und daß er nicht geraten war. So erwiderte es denn mit Wichtigkeit:

„Resultate, nicht Versuche gehören vor das Publikum."

Und als am nächsten Tage die Kameraden fragten:

„Nun, du Beflügelter, bist du geflogen?" da erwiderte es:

„Freilich, so eine Spritzfahrt nach Zanzibar hinüber habe ich unternommen."

O, wie staunten sie ihn an, wie bewunderten und beneideten sie ihn, den Adler unter den Nilpferden! Er fing an sehr krittlich zu werden in der Beurteilung der Flüge der Vögel, zwinkerte zu ihnen hinauf und sagte:

„Pah, wenn ich wollte, wie ganz anders würde ich das machen."

Seine Anhänger wiederholten: „Pah, wenn er wollte, da würden wir was erleben."

Eines Tages geschah's, daß ihm der Wind seine Flügel wegblies. Ein Freund bemerkte es und rief ihn an:

„Wo sind deine Flügel? du hast keine Flügel mehr."

Er erschrak tödlich, faßte sich aber sogleich und sagte: „Ich habe sie abgelegt; ich will nichts voraus haben vor meinen Brüdern."

Nun wurde er erst recht angestaunt. Diese That hochherzigster Bescheidenheit erntete Lob und Preis, und bis an sein Ende mehrten sich seine Ehren. Und heute noch lebt er als Phönix in der Geschichte und in der Dichtung der Nilpferde unsterblich fort.

Digitized by Google

Nordische Reise.

Von

Dr. Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

I.

Der „Melchior“ schwimmt langsam heraus aus dem Mastengewirr des Stettiner Hafens. Rechts und links bleiben die schwarzen Wallfischleiber der träge hingelagerten Schiffe zurück, die winklige, grämliche Stadt verblaßt allmählich, der Hauch des Meeres weht mit schmeichlerischer Kühle über das Deck. —

Ein wunderbares Gefühl der Ruhe, der Erlösung überkommt mich. Wir werden zwei Tage auf dem Dampfer bleiben bis Christiania, zwei Tage Träumerei unter Zelten, auf den bequemen Armstühlen; die Bilder werden vorbeiziehen, die Farben des Morgens und des Abends, das Leben wird nur wie von weitem vorbeigleiten — ein weicher, die Nerven stillender Übergang, um bald den Kampf mit den Kolossaleindrücken der nordischen Natur aufzunehmen. —

An flachen, grünen Wieseninseln vorbei, bis allmählich die festen Uferkonturen schwinden und verblassen, und als spät am Abend der langgestreckte, dicht bewaldete Rücken von Rügen mit den hellleuchtenden Kreidefelsen von Stubbenkammer an uns gespenstisch vorbeigestrichen, da zieht das Schiff auf weiter, glitzernder Fläche dahin wie in die Unendlichkeit. —

Mit geheimnisvollen Reizen winkt die Nacht. Die lärmende Staffage des Schiffes — viele Mitglieder der nie aussterbenden Familie Buchholz, denen auch angesichts der größten Natur vor ihrem eigenen Witz nicht bange wird — schnarcht längst in den Kabinen oder auf den Sofas der Salons. Das Licht der elektrischen Lampen huscht über dies wirre Lager menschlicher Leiber. Ich gehe aus meiner Koje, dicht in den Mantel eingewickelt, durch die unheimliche Versammlung der Schlafenden hindurch auf Deck, auf die Kommandobrücke.

Es ist gegen zwei, die Stunde der Dämmerungen und der Lichtübergänge. Die Fernen duftig, wie hingehaucht; silberne und opalisierende Märchenstraßen im Wasser. Hier und da ein mächtiges, schlafendes Segelschiff, die weiten Flügel von den rosigen Farben des nahenden Morgens überhaucht, so körperlos, so unwirklich, wie eine Luftspiegelung. Und die Leuchtfeuer und die roten Bojen auf der sprühenden Fläche. Ein unnennbarer Farbenschleier darüber, der die Plastik der Formen aufhebt und aus den Körpern malerische Flächen macht, aus der Wirklichkeit phantastische Illusionen. Aber bald vergeht die Stunde der Märchen, l'heure bleue, und der Tag kommt; der Tag der Wirklichkeit, da die Dinge aus Traumgestalten wieder Körper werden. Im hellen Tageslicht laufen wir an der langen Linie von Kopenhagen an.

* * *

Digitized by Google

Für fünf Stunden sind wir von unserer schwimmenden Insel auf das Festland versetzt. — Die gewaltsame Reise nach den Bädeckersehenswürdigkeiten einer Stadt ist herbe Pflicht. Ich ging ihr aus dem Wege und schlenderte skrupellos durch die Straßen. Und die reizvollste Schönheit, die ich mir da entdeckte, waren nicht die alten Barockpaläste auf den weiten, öden Plätzen; nicht die düstere Tragik des ausgebrannten Königsschlosses, das aus den schwarzen, starrenden Fensterhöhlen wie aus erblindeten Augen uns schicksalschwer entgegensieht; nicht die feierliche und höfische festliche Pracht von Rosenborg und Amalienborg; am wenigsten die kühle Thorwaldsengalerie: es war ein lustig graziöser Brunnen auf dem Amagertorvet. Drei lebensgroße Bronzereiher von wunderbarer Individualisierung, voll Persönlichkeitshumor, wie sie sonst nur Oberländer seinen Tieren zu geben weiß, tragen auf dem Rücken eine Schale; aus ihrer Mitte sprießt ein Binsenbündel in luftig-leichtem Schwanken auf, die goldenen Köpfe glänzen in der Sonne. Zu Füßen der gravitätischen Reiher aber speien aufgeblasene Frösche mit drollig dumm-frechem Ausdruck das Wasser.

Und dann lockte mich die Porzellanmanufaktur. Der Norden bietet kunstgewerblich ungemein Originelles und Reizvolles. In Norwegen die kräftig gesunde Bauernkunst, hier in Dänemark mehr eine raffinierte, verfeinerte Kultur. Das zeigen diese feingeschwungenen Gefäße in ihren unbestimmten, mattfarbigen Lasuren. Auf weißem, blaugrau überhauchtem Grunde die flüchtig mit wenigen, aber fabelhaft lebendigen Strichen hingewischten und getuschten Tierfiguren, die Reiher, die Störche, die wiegenden Gräser. Der impressionistische Reiz und die Delikatesse der reifen japanischen Kunst hat hier Pate gestanden. Manche dieser Stücke, vor allem die großen Teller werden oft nur in einem Exemplar hergestellt und sind natürlich mit kolossalen Preisen bewertet. —

Es geht schnell zurück auf das Schiff, und wir schwimmen nach Christiania. Eine wunderbare Einfahrt. Aus dem Meer ragen kleine Felseninseln, grün-grau patinierte Schildkrötenrücken, an der Küste Nadelbäume, verstreut im Grünen weiße Häuser mit roten Dächern. Vor uns mit breit ausgestreckten Insel- und Wasserarmen Christiania, flimmernd in der Sonne. Am Ufer die Eishäuser mit den Rinnen, die Türme mit den Nebelglocken, und nun legen wir an . . .

Eine ungemütliche, eine etwas triste Stadt, architektonisch reizlos, mit nur einem großen Bild, dem Panorama der Carl-Johannsgade — aus den „Müden Seelen" wohlbekannt —, die in wirkungsvoller Steigung feierlich mit dem hochgelegenen Schloß in einfach-stolzer Linienführung sich abschließt.

Das Straßenbild wirkt sehr bewegt. Als ruhende Pole in der Erscheinungen Flucht überall die Wachtmänner, in ihrer Uniform voll grotesker Melancholie. In Venedig gleichen sie mit ihren Galanteriedegen den Heldentenören der italienischen Oper, hier im Norden sind sie mehr den Totengräbern ähnlich mit ihren schwarzen, stumpfen Filzdeckeln, den trübselig schleppenden Röcken, und an der Seite hängt ihnen kein stolzes Schwert, sondern ein Knüppel in ein Lederfutteral geknöpft.

Die Stadt ist unelegant. Wenig Läden, deren Auslagen locken. Nur einige Juweliere, die schöne nordische Emailware bieten. Jene transparenten Emails, farbige Glasflüsse in Gold- und Silberfassung, von entzückender koloristischer Wirkung, als Schalen und Löffel. Und dann die Fülle des Interessanten in dem Kaufhaus des „Norske Husflidsforening", jener vom Staat unterstützten Vereinigung zur Förderung der norwegischen Hausindustrie, der alten Bauernkunst.

Digitized by Google

Man steht bewundernd vor diesen bäurischen Erzeugnissen, in denen sich Vollendung und kraftvollste Eigenart zeigt, vor allem vor den Textilprodukten und den Schnitzarbeiten. Es giebt in Norwegen alte Gewebetraditionen. Wie im Orient wurden Decken und Teppiche im Hause verfertigt und mit Pflanzenstoffen gefärbt. Die einzelnen Familien hatten ihre bestimmten Motive, die sich bei ihnen vererbten, die einzelnen Landschaften ihre besondere Farbenzusammenstellungen. Die Seefahrten befruchteten diese Kunst, die Vikinger brachten orientalische Muster mit, die nachgeahmt wurden. So entstanden Stücke, die an die persischen Kelims erinnern. Nach diesen alten Vorbildern läßt nun der Verein neue Decken weben.

Aber nicht nur Imitationen, sondern auch direkte Neubelebungen giebt es auf diesem Gebiet. Und ihr Vater ist der norwegische Maler Munthe, aus einer bekannten Künstlerfamilie, und seine Gattin. In Berlin und in München hat man die Bilder Munthes, krause Märchengeschichten mit seltsam starren, hölzern-eckigen Figuren gesehen, belacht und nicht begriffen. Man beurteilte sie als Bilder, die sie doch nicht sein sollten. Sie wollen dekorative Vorbilder geben; die bunten, grellen Farben und das Eckige der Formen gewinnt Sinn, wenn wir es in das Gewebe, in die Stickerei umgesetzt sehen. Und das leisten kunstvollendet die Hände der Frau Munthe. Sie wirkt all die Märchen, von den drei Prinzessinnen mit den drei Bären, die sich in drei Prinzen verwandeln, den Springdans, die Trolls in bunte Gewebe. — Zuerst wollte ich auch nicht an das bewußt Primitive dieser starren, aus mathematischen Winkeln zusammengesetzten Gestalten glauben. Die festen, schnell und leicht dahinschreitenden Mädchengestalten auf den Straßen von Christiania, zwar nicht voll des feinen, pariserischen Chiks der Schwedin, noch von der koketten Zierlichkeit der Dänin, waren so frisch und beweglich, mit kräftigen Farben unter den weißen, überhängenden Frisuren der haubenartigen Hüte. Die goldenen Tellerchen und Becken, die an zierlichen Ketten von den großen Brochen herunterhängen, klappern so lustig, das Messer wiegt sich stolz am buntgestickten Gürtel. So viel Bewegung, so viel Leben, das kam mir gar nicht Munthisch vor.

Im Innern Norwegens ging mir die Erkenntnis auf, und zwar durch Sigrit und Kunild. Die diese schönen balladesken Namen tragen, waren nicht zwei Königskinder, sondern zwei kleine, vielleicht fünfjährige Bauernmädel, die am Wege nach Grungedal saßen. Das waren echte Munthes, grotesk, steif und voll rührender Komik. Flachköpfig, viereckige Gesichter, die kleinen Körper bis zu den Füßen in schwarze, lange Röcke gehüllt, so hockten sie da, starr und unbeweglich.

* * *

Zu Sigrit und Kunild war der Weg noch weit; einen langen Tag noch dauerte es, bis ich, der Eisenbahn und dem Dampfschiff Lebewohl sagend, nach Urväter Art auf dem Reisewagen durch nordische Einsamkeit fuhr. Dieser Tag war ein reizvolles Vorspiel zu dem kolossalen Wandelpanorama, das dann folgte, — er brachte die Schleusenfahrt nach Dalen.

Von Christiania führt die Eisenbahn in wenigen Stunden nach Skien, dem Geburtsort Ibsens. Auf den Christianiafjord blickt man noch zurück mit seiner wimmelnden Flotte und auf das weiße Oskarshall, das aus den grünen Baumbüschen leuchtend herniedersieht, ein märchenfernes Schloß am Meer. Dann wird die Landschaft flach und reizlos, nur hin und wieder eine charakteristische Nuance: eine

Digitized by Google

Lokomotive, die Balder heißt, eine Koppel nordischer Pferde auf der Weide, jene großen fahlen Pferde mit den mächtigen Köpfen, die so unheimlich den gespenstischen Totenrossen der Sagas gleichen; ein Fruchtgarten voll niedriger Apfelbäume, die ihre Zweige vom Boden an verästen. So kommt man nach Skien und hier gleich auf den Dampfer, der uns in einer Tagesfahrt nach Dalen bringt. Eine einzige Fahrt, bei der das Schiff durch 17 Schleusen gehoben wird und uns endlich mitten hinein in die nordische Welt trägt.

Am Anfang überwältigende Wirkung durch Vermischung von Natur und imposantester Menschentechnik. Ungeheure Granitdämme, die die Wassermassen bändigen und sie dienstbar machen. Eiserne Schleusenportale, schwarz und gewaltig, wie die Pforten der Unterwelt. Klaffend reißen sie sich auf, und aus Riesenrachen speien sie weißschäumende Wassermassen, in denen sich die Sonnenstrahlen prismatisch brechen. Zwischen himmelhohen Mauern steigt, vom Strom gehoben, das Schiff nun immer höher, eine Schleuse reicht's der andern. Und allmählich landen wir aus einem Reich der Wasser- und Maschinenwerke in einen weiten, schwarzen, erhaben stillen Hochgebirgssee. Ragende Berge schließen ihn ein. Kein Ausweg scheint. Aber doch, wie ein schmaler Spalt öffnet sich's, das Schiff schlüpft hindurch in eine neue Bühne, und die Vexierfahrt wiederholt sich, die Berge schachteln sich in einander. Immer scheint der Kessel geschlossen, und immer zeigt sich zum Schluß wieder der schmale Wasserpfad, der uns zu neuen Scenen vorbereitet.

Schwarzblaues Hochgebirge ringsum. Kaum ein kümmerliches Haus. Tiefste, düsterste Einsamkeit. Die Natur hat hier etwas so Unberührtes, so Vorweltliches, wie eben erschaffen. Und wir Kulturmenschen schwimmen über die totenstille Fläche, als wären wir die ersten Menschen, die dies sähen.

Es ist schon spät am Abend. Aber es dunkelt noch nicht. Ich spüre zum erstenmal den Zauber der hellen Nächte. Es ist hell — aber es ist nicht die Helle des Tages. Die Helle des Tages ist hart und klar. Das hier ist eine weiche, schwimmende Helle, eine Helle, die nicht die Konturen begrenzt, sondern sie auflöst und sie verschwimmen macht. Eine abgedämpfte Helle, eine Helligkeit der matten Farben, matt und doch voll wunderbarer Leuchtkraft. Und nun sieht man wunderbare Zeichen. Wie die Berge sich in diesen flutenden Lichtern baden, in diesem üppigen Verbluten der Tageskolorite, wie sie sich violett färben und in den Ton der Wolken hinüberfließen.

Am Horizont flackern wie Irrwische Lichter auf. Dalen ist in Sicht. —

Dalen — schon ganz der charakteristische norwegische Stationsort. Ein halbes Dutzend Häuser an die Berge geklebt, Holzarchitektur mit Veranden und Balkonen, und in die weiße Nacht hinaus leuchtend die farbige Ampel, seltsam kokette Illumination für die ernsten, düstern Berge. —

* * *

Am nächsten Morgen geht nun eigentlich erst die wirklich nordische Reise an.

Vor der Thür hält der Karioler mit dem Falben, bereit, mich davon zu führen. Ein schmucker, kleiner zweirädriger Wagen. Zwischen den Rädern ein muschelartig ausgewölbter Sitz für eine Person. Dahinter ein Brett für das Gepäck und für den Gud, den Kutscher. Aber er kann sich's bequem machen. Man nimmt die Zügel selbst. Das ist ein Reisen voll der eigensten, originellsten Reize. Das frische Lebens-

Digitized by Google

gefühl, in der wunderbaren Einsamkeit dahinzufahren in schlankem Trab. Diese ganz andere, intensivere Art des Genießens, voll dauernden Schauens. Dies Sichfortbewegen in Tagereisen nach eigener Wahl in völliger Freiheit. Die Poesie und die Romantik der alten Zeit wird wach, die Postkutschen- und die Reisewagenromantik. — Wo die Eisenbahn brutal hinwegfegt, die Dinge im Sturm nehmend, nur bei den approbierten Hauptsachen haltend, fährt man hier verweilend. Die Andacht vor der Schönheit ist hier eine reinere als im Coupé, wo auf das Kommando Bädecker's „Schöne Aussicht, Rechts sitzen" die Köpfe vor den schmalen Fenstern zusammenstoßen. Und man sieht tiefer in das Leben des Volkes bei diesen Fahrten mit ihren Wagen- und Pferdewechseln in elenden kleinen Flecken, wo man während des Aufenthaltes unter die niedrige Thür in die Stube mit den groben alten Holzmöbeln tritt und die Familie bei dem Mahl aus dem gemeinschaftlichen Napf überrascht. —

In drei Tagen fährt man von Dalen nach Odde am Hardangerfjord, dem südlichsten der großen Fjorde, die das Hauptziel der Reisen im südlichen Norwegen bilden. Und in diesen drei Tagen macht man eine Reise aus der Gebirgsidylle in die wildeste Tragik der Hochnatur.

Am ersten Tag noch Almen, Alpenwiesen, Vegetation, die Hütten aus Holz mit dem Giebeldach, dicht mit Gras und Feldblumen bewachsen; der Schornstein aus Steinen wie im Zusammensetzspiel geklebt, die Leute auf den Feldern, die Männer mit den naturwüchsigen Fresenbärten um Kinn und Wange, das Messer an der Seite; die Post vertreten durch einen verwaschenen Briefkasten, an einem Baum aufgehängt, und durch Telegraphendrähte, deren Isolatoren auch häufig verdorrte Baumstümpfe krönen. Zur Nachtstation in Grungedal.

Originell wirken diese Stationshäuser, wie Oasen. Mitten in ansiedlungbarer Gegend ein schmuckes helles Holzhaus. Auf dem Flur hängen Renntierfelle und Renntierstiefel. Man tritt in den „Salon". Auch die Möbel sind in hellem Ton. An den modernen englischen Stil erinnern die Schaukelstühle aus gebeiztem Holz mit Stäbchenverzierungen. Häufig ist ein nationales Gewebe darüber gebreitet. Das Klavier schrägt die Ecke ab. Auf dem Tisch liegen meistens ein paar Bände. Ich fand Ibsen und Lie, aber auch die Marlitt und gar „Grevinde Ilse", Kriminalroman von Fritz Friedmann.

Viel weniger, als ich glaubte, sieht man die norwegische Kunstarchitektur, den charakteristischen norwegischen Stil, den wir in der Matrosenstation zu Potsdam und in einzelnen Bauten der Gewerbeausstellung so gut verwendet sehen. Man glaubt in seiner Unschuld, in Norwegen wären nun alle Häuser so. Aber man findet diesen Kunststil doch nur selten. Seine Anwendung ist wohl zu kostspielig. Seine hübschesten modernen Denkmäler sind die Rekonstruktionen der alten nordischen Gebäude im Wald von Oskarshall, das Wirtshaus Sankt Hanshaugen bei Christiania, und auf der Straße nach Odde der Haukelisaeter, von Munthe gebaut. Hier ist das charakteristische Giebeldach, bei dem die Winkel sich nicht in der Spitze endigen, sondern ihre Schenkel darüber hinaus verlängern zu Roßkämmen oder Drachenhäuptern; hier sind die kurzstämmigen Säulen mit den bunten, blau und rot gemalten Kapitälen. Und die schöne, weite Halle als Speisesaal, die getäfelten Wände und die geschnitzte Decke, das Buffet aus der Wand herausgebaut mit farbigen Füllungen. Die Nebengebäude charakteristisch dadurch, daß sich auf dem schmalen Unterbau ein breiteres Obergeschoß aufbaut. Und die Zimmer so schmuck durch das helle Holz, zu dem das blanke

Digitized by Google

Messingbettstell so gut paßt. Und als ganz neue Sensation dazu am Fenster an einem starken Haken ein Rettungsstrick gegen Feuersgefahr, unheimlich zugleich und beruhigend.

Der Haukelisaeter liegt schon mitten in einsam großer Hochgebirgswildnis. Der nächste Tag brachte uns nach der Hütten- und Almenlandschaft diese Steigerung voll allmählicher Übergänge, wenn die Bäume immer mehr verkrüppeln, sich demütig am Boden krümmen unter der Herrschaft der Felsen, und nur ab und zu unter dem Zwergengeschlechte eine auch schon halb abgestorbene Kiefer einsam aufgereckt sich erhebt, wie wehklagend die Armgerippe ausbreitend. Allmählich schwindet auch dieses Bild, die Vegetation stirbt ganz ab. Erhaben starr herrscht nur das ewige Reich des Gesteins. Und wir auf unsrem rollenden Wagen, die einzigen Lebenden, wir vorwitzige Eindringlinge, wie Zwerge in der Welt der Riesen. Das ist wirklich Riesenheim, diese ungefügen, zum Himmel getürmten Blöcke, von Schnee und Eis mit Ewigkeitsrunen bemeißelt. Ein ungeheures versteinertes Meer, Mondkrater, Gebirge eines anderen Planeten in seltsam toten, abgestorbenen Farben um die Abendstunde. In der Tiefe aufrecht starrende Steinmäler, wie drohende Finger aus Gräbern, ein Ruysdaelscher Judenkirchhof. Und hoch überragend ein Brunhildenfelsen in Walkürenlandschaft.

* * *

Am dritten Tage wieder hinab zu den Wohnungen der Menschen. Bei diesem Abstieg gewann man den Maßstab für diese Natur. Es ist hier alles im Pluralis und im Superlativ, eine überreiche Wirkung durch unübersehbare Masse. Bei dieser Fahrt ins Thal übersah man stets viele Landschaften auf einmal. Die Berge scheiden wie Zwischenwände die einzelnen Bühnen von einander; man sieht in viele Thäler zugleich. Hier blenden meilenlange Schneefelder, dort stürzen tosende Fälle von den Bergen, die „Vosse", die verschwenderisch den Bergen entströmen. Welch eine Fülle und Mannigfaltigkeit in ihrer natürlichen Architektur: die scheinbar ruhenden, die gleich mächtigen Silberschleiern vom Haupt der Berge majestätisch zum Fuß herniederwallen, die breiten Bänder, schimmernd geädert wie Moirée antique, mit den vielen dünnen Fransen; die Etagenkaskaden, die von einem Felsplateau zum andern sich ergießen in wunderbarer Rhythmik, den „römischen Brunnen" Conrad Ferdinand Meyers vergleichbar:

„Aufsteigt der Strahl, und fallend gießet
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd, überfließet
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite giebt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und giebt zugleich
Und strömt und ruht." —

Die Vosse gaben auch kurz vor Odde, dem Ziel dieser dreitägigen Fahrt, ein gewaltiges Finale. Kurz vor dem kleinen Ort stürzen links und rechts vom Wege zwei Riesenfälle herab, die schönsten Fälle Europas, der Lotefos und der Espelandsfos. Der Lotefos, durch einen mächtigen Bergrücken in der Mitte auseinandergerissen, stürzt sich in zwei Sturzseen ins Thal, der Espelandsfos wallt in Schleiern von wunderbar graziösem Wurf über das graue Gestein. Und beider Tropfenstaub grüßt sich in schimmerndem Sprühregen auf der Mitte der Straße. Der Wagen rollt durch ein leuchtendes Spinngewebe, darin sich die Sonne in Millionen Funken bricht,

Digitized by Google

und von weitem blenden die blauen Gletscherspalten des Buarbrä. Unten speit er aus klaffenden Eiszacken die weißen Gischtmassen des Jordal-Elv. Wie eine Cavallerieattacke stürmen die Wasserrosse über die Steine.

Nach einer Viertelstunde landen wir in Odde. Wir sind am Hardangerfjord. Er ist von den charakteristischen Riesenbuchten des nordischen Landes, in die sich das Meer hineinschmiegt, die bekannteste, und Odde der heiterste der norwegischen Orte mit seinen hellen Holzhäusern, von deren Veranden man abends so weit über die schweigenden Wasser sieht, mit seinen schmucken Trachten, dem roten Mieder mit perlgesticktem, dreieckigem Bruststück, der weißen gefältelten Haube, die in einem dreispitzigen Schwanz auf den Rücken niederfällt. Die Kontraste der nordischen Natur kommen hier am markantesten zum Ausdruck. Bebaute Gelände mit Hütten und Heimstätten an dem Fuß der Felsen gelagert, Vegetation im Thal, auf der Höhe die weiten Schneefelder und Steinwüsten, dazu der weite Spiegel des Fjords mit dem Dampfer, der in die Ferne lockt.

* * *

Auf dem Hardangerfjord schwimmt man mit dem Schiff in einem Tag nach Bergen. Eine Wasserfahrt mit wechselnden Panoramen. Der Fjord nimmt in immer wandelnden Variationen stets neue Erscheinungsformen an. Bald gleiten wir auf einem Flusse an freundlichen Gebirgsdörfern in Baumbüschen vorbei, bald auf einem Gebirgssee zwischen Felsenwänden, Gletscherausläufern und Schneefeldern, spitze Kegel springen in großartiger Unmotiviertheit aus der Tiefe, zackige Vorsprünge drohen sich herabzustürzen. Und schließlich weitert sich die Fläche zum uferlosen Meer. Grünweiße Risse durchwühlen das Wasser, die Wellen des atlantischen Ozeans schaukeln das Schiff in unendlicher Melodie, und flatternder Mövenflug schwirrt flügelschlagend um das Hinterdeck.

Am Abend steigt aus den Fluten Bergen, die dreigegipfelte Stadt auf, wie ein Polyp im Meere liegend mit ihren Fangarmen, zwischen die das Meer sich Buchten gespielt hat.

Ein interessanter Hafenplatz mit bunter Staffage. Die Männer im Südwester, mit mächtigen wildblonden Fresenbärten, in ihren schweren Stiefeln tappend, auf dem Fischmarkt, der Pescheria in Triest und Venedig entgegengesetzt, wie ein derbes, holländisches Genrebild einer farbigen Operettenscene. Die deutsche Brücke, die Lagerstraße der deutschen Kauffahrer mit ihren originellen Speichern in wechselnden Farben, rot mit matthellem Grün und grünen Scheiben, weiß mit roten Dächern, alle aus Holz; die Wände, Rolljalousien gleich, mit übereinander gelegten Leisten, spitzgegiebelt. An der Giebelwand allerlei Wappen- und Hauszeichen: ein Eichhorn, ein weißer Engel, ein Königshaupt. Und vor den Speichern mächtige, offene Hallen, mit Krähnen, die ins Wasser zu den ruhenden Schiffen führen.

In Bergen hatte ich ein reizvolles Erlebnis.

Ich schlendere durch die Oskarsgade und treffe einen seltsamen Häuserkomplex. Ein weißes Mittelgebäude mit zwei weit nach vorn führenden Seitenflügeln. Alle einstöckig, aber mit hochgiebligem Dach. Die Seitenflügel schließen einen Garten ein. An den Fenstern weiße Gardinen und Blumenstöcke. Über dem Hause lag eine Stille und ein träumender tiefer Friede. Ich mußte an die Bilder des Belgiers Franz

Digitized by Google

Melchers denken, über die Maeterlink geſprochen. Melchers malt ſolche Häuſer voll abſoluter Stille, die gleichwohl ſprechen; Häuſer, die eine Seele haben.

Ich trat in das Haus. Auf dem hohen Steinflur kam mir eine alte Frau entgegen. Das Haus war ein Aſyl des Alters.

Sie führte mich durch die Räume. Wie verwunſchen, unberührt von der Zeit, wirkten dieſe Zimmer, die Andachtsſtube mit den gravitätiſchen Bildern der Stifter, den ſteifen, großblumig bezogenen Stühlen. Allmählich verſammeln ſich, neugierig auf den fremden Gaſt, die ganzen Inſaſſen des Hauſes. Alte Frauen, zahnlos, auf den Stock geſtützt, mit großen Hauben, wie die Hexen in Märchen. Und das iſt ein Raſcheln und Flüſtern und Tuſcheln in der fremden Sprache um mich, wie in den Traumſcenen des „Hannele“.

Sie umringen mich und führen mich in ein beſonderes Zimmerchen. Ich ſoll auch ihre Älteſte ſehen, verſtehe ich ſchließlich. Die Älteſte iſt neunzig. Sie liegt wackelköpfig in ihrem Sorgenſtuhl und weiß nicht, was dieſe Prozeſſion bedeuten ſoll. Es iſt ſo ſpukhaft, das alles, als trete man in eine Welt, die unter der Oberfläche der Dinge jahrzehntelang dagelegen; und dieſe alten Menſchenkinder ſind ſo erregt und lebhaft, als ſeien ſie aufgewacht, als ſei in ihrem abgeſtorbenen Frieden plötzlich das Leben des Tages hereingebrochen. Und ich ſuche den Rückzug. Aber ſie folgen mir bis zum Vorgarten, und aus dem blühenden Strauch bricht mir die Pförtnerin zwei volle rote Roſen.

Und mit dieſen Roſen ſchied ich aus Bergen. —

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Troſt in Gott.

Nachtvögel ſchrein aus fernen Fichtenwäldern,
Das Volk der Krähen zieht gemach zu Neſt,
Es wird ſo trüb auf unſern leeren Feldern —
Was thut es uns, wenn Gott uns nicht verläßt?

Er gab uns Brot; er wird uns dieſe Nacht
Friedlichen Schlaf und ſchöne Träume geben;
Und um ein Stündlein, über Herbſt und Leben,
Ruft uns ſein Wort in Salems ew'ge Pracht.

Ein Halm im Feld — wie ſtolz und hoch der ſteht!
Und muß doch fort, daß neue Saaten treiben.
Wer nennt ein Ding, das nicht im Wechſel geht ...?
Nur Seine Gnade wird unendlich bleiben.

Carl Buſſe.

Digitized by Google

Nach der Trennung.

Studie

von

Ernst Clausen (Claus Behren).

Nachdruck verboten.

Er liebte dieses Licht, dieses im selbstgeschaffenen Grün wieder versinkende Sonnenlicht, das sein kleines Zimmer durchdämmerte, trotzdem die Sonne mitleidslos heiß am wolkenlosen Julihimmel brannte. — Durch die mächtigen Linden und Ulmen, die im leichten Windhauch mit den Blättern sich an den kleinen Glasscheiben der Fenster rieben, kamen weder Hitze, noch Staub, noch das Geräusch der Welt zu ihm an den Schreibtisch, nur die Stimmung drängte sich bescheiden hinein, eine Stimmung wie er sie brauchte zum Arbeiten.

Eilig flog die Feder des tief über seine Arbeit gebeugten Mannes über das Papier, seit Stunden schon Bogen über Bogen füllend. So beantwortete er auch das Pochen an der Thür nur mit einem zerstreuten, kaum vernehmbaren „Herein." —

„Entschuldigen Sie, Herr Wiking, eine Dame möchte das Zimmer sehen, nur für einen Augenblick!"

„Bitte sehr, Frau Wollmann," und ohne sich durch die Worte der rundlichen Logiswirtin stören zu lassen, arbeitete er weiter, nicht einmal den Kopf wendend.

Was lag ihm daran, wer sich, nachdem sein Aufenthalt abgelaufen sein würde, in diesem Zimmer einzumieten beabsichtigte. Hatte sich die Thür nicht schon seit einer Weile wieder geschlossen, nachdem von dort her flüsternde Frauenstimmen an sein Ohr geklungen waren?

Doch nein! Erstaunt läßt er die Feder ruhen. Mit leichtem Druck legt sich eine weiße Frauenhand auf seine Schulter.

„Guten Morgen, Heinz Wiking! Also hier sehe ich Sie wieder!"

Ist es der Klang der tiefen, ruhigen Altstimme oder die freundschaftliche Berührung seiner Schulter, die ihn verhindern, schnell aufzuspringen, wie es bei solchem Gruß wohl natürlich gewesen sein würde? Ohne das Haupt zu heben, nur mit einer leicht horchenden Wendung desselben, sagt er langsam, im Gleichmaß mit der allmählich aufsteigenden Erinnerung:

„Toska Wonitschek!"

„Ja, Heinz Wiking! Sie haben ein gutes Ohr für den Klang der Stimme, die Sie seit acht Jahren nicht gehört!"

Jetzt erst richtet er sich zu seiner stattlichen Manneshöhe auf und steht, die linke Hand leicht auf die Schriften stützend, der schlanken, fast seine Größe erreichenden Frau gegenüber. Der weltverlorene Ausdruck seines blondbärtigen Gesichtes ist verflogen und macht einem freundlichen, konventionell-alltäglichen Begrüßungslächeln Platz, mit dem er ihr die Rechte entgegenstreckt, den Oberkörper zur leichten Verbeugung neigend.

„Also wirklich, acht Jahre! Wie ich mich freue, Sie wiederzusehen!"

„Nicht mehr Toska Wonitschek, sondern Toska von Willenburg, Witwe seit einem Jahr!" antwortet sie mit einem Blick auf ihre noch Halbtrauer zeigende Toilette, während sie sich auf dem Sofa ihm gegenüber niederläßt.

„O!" — Auch wieder in dieser Silbe das konventionelle Bedauern, eine Höflichkeitsform im Klang der Stimme bei Erwähnung trauriger Begebenheiten, denen der Hörer doch innerlich kalt gegenübersteht. —

Über ihr bleiches, schönes Antlitz geht ein nervös-ungeduldiges Zucken, um gleich wieder einem freimütigen Lächeln zu weichen.

Digitized by Google

„Heinz Wiking, lassen Sie doch das — wir beiden — nun wir haben uns doch wohl anderes zu sagen als Redensarten, die höchstens für eine table d'hôte-Bekanntschaft passen! So, nun setzen Sie sich! Mich werden Sie so bald nicht wieder los! Ich möchte wissen, wie es Ihnen ergangen ist, das heißt, dem persönlichen Menschen! den Schriftsteller Heinz Wiking kenne ich vielleicht besser, als er sich selbst!"

Er lächelt melancholisch und läßt sich auf dem alten Platz nieder, mit einer großen Bewegung die Papiere auf dem Tisch zusammenschiebend.

„Gut also, Toska! Sie gestatten mir doch, Sie mit Vornamen zu nennen?"

„Keine Redensarten, Heinz!"

Es liegt ein eigener Reiz in dem warnenden, tiefen Lachen, mit dem sie ihre Worte begleitet, etwas burschikos Frisches, wie Männer gleichen Alters mit einander verkehren — und doch ist sie in ihren Bewegungen, in ihrer Toilette ganz und gar die große Dame.

„Gut also! ich — ich bin — ich verlor vor zwei Jahren meine Frau." — Mit einer Handbewegung schon den teilnehmenden, traurig überraschten Ausdruck ihres Gesichtes abwehrend, fährt er fort: „Ja, was ich sagen wollte — vor zwei Jahren — sie ließ mir zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen" — seine Stimme zittert merklich. —

„Und eine vornehme, edle Trauer und Erinnerung," ergänzt sie seine Gedanken.

„Ja, Sie treffen den richtigen Ausdruck! Meine unverheiratete Schwester lebt seitdem bei mir und müht sich, den Kleinen die Tote zu ersetzen; doch nein, was sage ich? — sie ersetzt sie schon."

„Und Ihnen, Heinz Wiking?"

„Lassen wir das! — Ich suche mir jetzt in diesem weltentlegenen kleinen Badeörtchen, das heißt — es will erst ein solches werden, auf einige Wochen Ruhe, Nervenerholung!"

„Trotz der Arbeit dort?"

„O ja, gewiß!"

Unbewußt schiebt er mit einem fast knabenhaft verlegenen Lächeln die Papiere noch weiter zurück.

„Etwas muß man doch thun! — aber ich arbeite sonst viel für die Tageslitteratur."

„Ich weiß, für die ‚Stimme der Zukunft'."

„Ganz recht! Und solche Arbeit ruiniert die Nerven. Da brauchte ich Ruhe, absolute Ruhe, und die fand ich hier!"

„Und ich störe Sie nun darin?" fragt sie, doch in einem Ton, der nicht den Widerspruch herausfordert.

„Das weiß ich noch nicht, Toska," meint er lächelnd mit feinem Humor. „Sie erzählten mir nichts von Ihrem Leben."

„Ach so! Auge um Auge," beginnt sie mit einem etwas harten Lachen. — „Sehen Sie, Heinz, wir kennen oder kannten uns zu gut, als daß ich Ihnen etwa einen verwendbaren Romanstoff zubringen möchte! Damals, nachdem wir uns getrennt, das heißt, nachdem Sie sich von mir getrennt — war's nicht so, Heinz?"

„Toska, wozu?"

„All right! Also sagen wir, nachdem wir von einander nichts mehr hörten, ging ich mit meinem Vater nach Rußland zurück, trotzdem mir die erstrebte Civilisation des Westens kaum die Haut gefärbt hatte. — Ich wollte zurück, und der Vater nahm eine entfernte Verwandte, ein junges Mädchen, nur wenige Jahre älter als ich, zu meiner Gesellschafterin. Jene aber fand bald heraus, daß die Gesellschaft eines reichen Grundherrn, meines Vaters, meiner meerestief melancholischen Gemütsatmosphäre vorzuziehen sei, und sie wurde meine Stiefmutter."

Sie schwieg einige Minuten nach diesen, mit mühsam verhaltener Bitterkeit herausgebrachten Worten.

„Arme Toska!"

„Nun, im Grunde wäre das ja recht gut gegangen, wenn jene schon eine Matrone gewesen wäre, aber so! — Es war abscheulich, dieses Spiel einer Koketten mit meinem wie ein Jüngling werbenden Vater. Nun, ich ging mit einer Gesellschaftsdame, aber mit einem wirklich uralten, gebrechlichen Mütterchen — das war so eine Art von Märtyrerstolz in mir — nach Westen und vagabondierte zwischen Droschkenkutschern, Kellnern, Portiers und Speisekarten in verschiedenen Städten Deutschlands umher. — Nur eine Stadt vermied ich, weil man von ihr als dem Aufenthaltsort des leidlich bekannten Heinz Wiking viel redete, den wiederzutreffen ich jedoch nicht die geringste

Digitized by Google

Neigung hatte. A propos, Heinz, ich hätte wirklich nicht gedacht, daß Sie sobald sich einen Namen machen würden und zwar vorzugsweise bei dem lesenden Herrenpublikum. Das will heutzutage viel sagen."

„Ich war selbst darüber erstaunt," wehrte er bescheiden ab.

„So! — Ich glaubte, Sie würden sich in einer ganz anderen Richtung entwickeln; doch was weiß solch ein dummes Ding von geistiger Entwicklung gescheiter Männer!"

Er steht etwas ungeduldig auf und tritt mit der ihm eigentümlichen raschen, hastigen Bewegung an das offene Fenster, während sie ihm mit den Blicken folgt.

„Doch noch der alte Heinz," lacht sie — „ich werde Ihnen hier keine Lorbeerblätter streuen, aber in recht selbstzufriedenen Stunden, wissen Sie, in kleinen Anfällen von Größenwahn — jeder Mensch hat solche — da kommt es mir vor, als hätte ich der Welt und Ihnen einen Dienst geleistet, indem ich Ihnen die erste große Enttäuschung bereitete. — Man sagt, das soll Dichtern und Künstlern für ihre schaffende Entwicklung sehr zuträglich sein, uns andren giebt es nur eine Frühreife, ziemlich dumme Menschenverachtung und uns Frauen Bleichsucht und Migräne."

Der am Fenster Stehende knickt ein trockenes Reis und zerpflückt es in kleine Stücke. Diese ironische, halb sentimentale Art ihres Sprechens reizt und fesselt ihn gleichzeitig.

„Es lag etwas Richtiges in Ihrem sogenannten passiven Größenwahn!" sagt er kaum hörbar mit tiefer Stimme.

Sie stützt den Kopf in die schlanke Hand und schaut sinnend auf das Muster der Sofadecke. —

„So, also wirklich, Heinz! Vielleicht las ich in Ihren Schriften mehr als der größte Grübler; auch fand ich Ihr großes Glück darin, das war wunderschön, aber vorher und nachher war es interessanter."

„Sie sind grausam! wozu dies Nachblättern in meiner Seele?"

„Schon gut, ich will nicht daran rühren; ich hatte ja auch mein großes Glück gefunden!"

Bei dem eiskalten Spott in ihrer Stimme wendet er sich kurz um:

„Das lügen Sie, Toska!"

„Nicht so ganz, Heinz Viking! Es sind nun vier Jahre vergangen, seit ich sein Weib wurde. — Wirklich bereut habe ich den Schritt nie; er war eine vornehme Natur."

„Auch nicht die Lüge, mit der Sie selbst ohne Neigung jenen Bund schlossen?"

„Sie sind hart, Heinz, sehr hart! Ich war elend, krank an unsagbarem Heimweh nach irgend einem lebenden Wesen, das nach mir verlangte. — Möpse und Vögel helfen da nicht, und in mein Vaterhaus hätte mich keine Gewalt gebracht. Meine alte Begleiterin lag im Sterben, da bot er mir seine Hand — und ich nahm die Hand — nicht mehr, und gab ihm die ganze Toska dafür!"

„Die ganze Toska?"

„Ja, mit Ausnahme der Seele, die läßt sich nicht geben, sie will genommen sein."

„Arme Toska!" sagt er, ihr unwillkürlich näher tretend, erschüttert von dem resignierten Ton ihrer Stimme.

„Lassen Sie nur, Heinz! Nicht sentimental werden; dazu habe ich noch ein ganzes Leben Zeit! — Mein Gatte starb infolge eines Sturzes mit dem Pferde. Kinder hatten wir nicht. — Und weil mich die Menschen, auch die Männer, Heinz, gar zu sehr bedauerten und zu geflissentlich Kondolenzbesuche machten, auch noch, nachdem das Trauerjahr vergangen war, so riß ich aus, heimlich hierher, aber ich wußte nicht, daß ich Heinz Viking hier treffen würde, sonst wäre ich sicher nicht — oder doch —" sie blickt ihn aufrichtig an mit den klugen, grauen Augen — „dann wäre ich erst recht gekommen, weil ich wußte, daß auch er einsam war!"

„Schade, daß Sie nicht früher kamen!"

„Sie müssen schon in einer Woche fort, wie mir die Wirtin sagte?"

„Müssen nicht, aber wollen; ich halte es nicht aus ohne meine Kinder."

„Gut, Heinz; dann haben wir acht Tage vor uns. Ich nehme das Zimmer eine Treppe höher; es hat zwar nicht den grünen Schatten wie dieses, aber man blickt über die Bäume weg in das Flußthal. Ist es Ihnen recht so?"

„Gewiß, ja," antwortet er mit einem verlegenen Räuspern und einem raschen Blick über die formenschöne Gestalt dort, die so nachlässig graziös in dem verblichenen Sofa lehnt.

Digitized by Google

„Eigentlich könnten Sie auch dies Zimmer nehmen, und ich zöge eine Treppe höher."

„Nein, nein; davon kann keine Rede sein! Schon um der Arbeit willen nicht, die dort auf dem Tische liegt; mir ist es, als fühlte ich, daß sie nur hier fertig werden könnte."

Er nickt nur mit dem Kopfe. Wie fein die Frau doch zu denken versteht!

„Und dann —" fährt sie fort — „wenn ich hier oben über Ihnen zu weit geblickt habe, kann ich ja dieses Zimmer mit seiner beschaulichen Abgeschlossenheit immer finden — besonders wenn Sie später fort sind."

Der Nachsatz kommt nur zögernd heraus, wie unter dem Eindruck der feinen Röte, die bei ihren Worten seine Stirn höher färbt.

„Ja gewiß, Toska! und hier unten ist eine Veranda, bei gutem und schlechtem Wetter gleich behaglich. Wollen wir sie zu unserem Salon machen?"

Sie beißt sich auf die Lippen, steht schnell auf und streicht mit der Hand einige Löckchen des braunen Haares aus der weißen Stirn.

„Gut, Heinz! Also verzeihen Sie, wenn hier oben in der nächsten Stunde das Reisegepäck seinen Einzug hält. Auf Wiedersehn!"

Mit raschen Schritten verläßt sie das Stübchen und denkt, die Treppe hinaufsteigend: etwas Philister ist er doch geworden!

Langsam, mechanisch nimmt der Zurückbleibende wieder seinen früheren Platz ein, die unterbrochene Beschäftigung fortsetzend. — Aber über die Zeilen, mit denen er den letzten halbfertigen Satz vollendet, kommt er nicht hinaus; es geht absolut nicht!

Den Kopf in die Hand gestützt, starrt er in das Blattgrün vor dem Fenster. Sein Blick haftet auf einem dunkel sich abhebenden Buchenstamm, aus dessen fest gefügter, anfänglicher Einheit sich gabelnd die mächtige Krone entwickelte. In gleicher Stärke, in gleichmäßig spitzem Winkel hat sich der Stamm gezweigt. So wuchs er in zwei Teilen nebeneinander, eins und doch zwei, nie wieder sich vereinigend.

Nervös springt er auf und zündet eine Cigarre an, unruhig auf- und abschreitend. — Seine Gedanken wandern weit zurück, über arbeitsreiche, inhaltsvolle Jahre zurück.

Er war damals noch ein ganz junges Blut von einigen zwanzig Jahren und sie, Toska, ein halbes Kind. Auf einer Reunion in Schandau, wohin er im Sommer mit einigen lustigen Freunden von Dresden öfter zu gehen pflegte, lernten sie sich kennen. Ja, ja, er hat später oft darüber gelächelt — es war eine tolle, große Leidenschaft für die hübsche Russin! nur Leidenschaft mit all ihren Schmerzen und Hoffnungen, mit all ihren wilden, verwegenen Gedanken. Und sie, die Toska, ebenso empfindend wie er, warf sich ihm mit urwüchsiger Naturliebe fast in die Arme. Es war nichts Kleinliches in dieser Liebe, kein Abwägen und Abzählen! — Und dann, ja dann? Toskas Vater hatte im Grunde nichts dagegen einzuwenden, die Tochter konnte heiraten wen sie wollte, nur verlangte er, daß der zukünftige Schwiegersohn irgend eine feste Anstellung, eine Garantie für die Zukunft bieten solle, etwas Solideres als dies zigeunerhafte Schriftstellertum. Ohne Heinz zu fragen, erwirkte er ihm eine Anstellung an einer deutschen Zeitung in Rußland, sehr ehrenvoll, sehr gut bezahlt, aber Wiking wollte absolut nicht. Es gab einen heftigen Streit, und Toska stand auf des Vaters Seite.

Wenn sie sich heiraten konnten, dann mußte ihm alles recht sein!

Das war die erste Disharmonie; es folgten bald andere; allmählich dämmerte es ihm auf, wie unreif sie noch war. —

Endlich eine Kleinigkeit: er las ihr eine Novelle vor, ein Liebesidyll in einem entlegenen Waldwinkel. — So möchte er einmal mit ihr leben! Da lachte sie ihn aus — das sei nicht ihr Geschmack. In großen Städten wolle sie leben, mit ihm reisen, das Dasein genießen.

Jetzt fühlt er es wieder deutlich, wie kalt es ihm damals ums Herz wurde, eisigkalt und mitleidslos! Das ließ die Verwöhnte sich nicht gefallen. Jetzt muß er wieder lachen über seinen Einfall, damals Knall und Fall davon zu reisen, soweit ihn die paar Groschen brachten, die er besaß. Weltschmerz, Selbstmordgedanken! in die Wildnis gehn! das ganze Jugendregister einer beleidigten und enttäuschten Seele!

Aber nun steht ihm ihr Anblick wieder deutlich vor Augen. Der trotzige Mund — und doch der traurige Blick in den Augen!

Digitized by Google

Der Anblick hatte ihn verfolgt bis — ja, bis er seine Frau fand. —

* * *

Wie rasch flogen die Tage dahin für die beiden Menschen.

Sie aßen zusammen in demselben Restaurant, sie schweiften gemeinsam durch die nahegelegenen großen Waldungen, sie saßen viele Stunden an den lauen Sommerabenden in ihrem sogenannten Salon, er mit seinen Büchern und Schriften, sie mit einer Stickerei in den geschickten Händen. Und er hatte wieder gelacht — es war wohl zum erstenmal seit zwei Jahren — herzlich gelacht über ihren Übermut.

„Ich fühle mich garnicht alt," pflegte sie dann zu sagen — „am liebsten kletterte ich noch auf die Bäume, das heißt, wenn Sie nicht dabei wären!"

So geistig regsamer Verkehr, solcher Austausch von Gedanken, solch blitzschnelles Verstehen und Erkennen seiner Absichten und Ziele, auch in politischer Richtung, war ihm etwas ganz Neues, ihm, der gewohnt war, selbst Männern gegenüber verschlossen, sein Geistesleben allein mit sich selbst zu führen.

Nun schien es ihm oftmals, als sei er recht einseitig geworden, wenn sie in ihrer lebhaften Art, mit ihrer Kenntnis anderer Länder und Nationen, in geistvollem Widerspruch ihn zur Verteidigung seiner Ansichten zwang und herausforderte. — Zwar hatte sie nichts frauenhaft Weiches in ihrer Art, nichts, was im entferntesten an Unterordnung erinnerte, und dennoch fühlte er heraus, wie sie in unbegrenzter Bewunderung zu ihm aufblickte; es war oftmals, als hole sie mit raffinierter Geschicklichkeit seine besten Gedanken erst aus ihm heraus. Zuweilen ertappte er sich auf dem Wunsch, daß Toska seine Frau sein möchte, weil er selbst ehrlich genug war sich einzugestehen, daß er nicht blind sei für ihre Reize, und er hatte doch geglaubt, daß niemals wieder ein Weib ihm etwas hätte sein können.

Einmal las er ihr die während seines Aufenthaltes fast vollendete Novelle vor. Ganz Feuer und Flamme faßte sie den Stoff auf, pries die Arbeit als das Beste, was er geschaffen. Das that ihm wohl. Dann sprachen sie über den Abschluß der Arbeit, obgleich er, wie gewöhnlich beim Schaffen, nur dunkel gefühlt hatte, wie derselbe sein müsse.

„Und wie denken Sie sich das Ende?" fragte er sie, das Manuskript aus der Hand legend und ihr in die forschend auf sein Antlitz gerichteten Augen blickend.

„Wie können Sie mich danach fragen, Heinz, da Sie es doch selbst fertig im Kopfe haben?"

„Und wenn es so wäre, muß es mich doch lebhaft interessieren zu erfahren, wie sich ein anderer in diesen Stoff hineinlebt."

„Nun gut! es giebt nach meiner Ansicht zwei Wege, die beide ihre psychologisch richtige Begründung finden."

Er nickte eifrig mit dem Kopf und horchte gespannt auf ihre Auseinandersetzung; aber in dem Maße, wie sie, sich an seiner Aufmerksamkeit erwärmend, lebhafter wurde, nahm bei ihm die Spannung ab. Es langweilte und verstimmte ihn sogar endlich. Gerade das Geheimnisvolle im Arbeiten, das ihm ein unerläßliches Bedürfnis war, ging nun verloren.

„Ich will einmal sehen; jedenfalls muß ich darüber eine Nacht schlafen," meinte er, nachdem sie geendet, aber er blieb schweigsam und wortkarg während des Abends. — Hatte sie ihn so nachdenklich gemacht?

Ein Stolzgefühl schwellte ihr die Brust; fast als hätte sie einen Sieg errungen, so blickte sie mit leuchtenden Augen auf sein gesenktes Antlitz.

In wunderbarer Klarheit stieg der Mond über dem Walde herauf; langsam, als zöge er sich selbst in gesättigter Rundung an den Wipfeln der rauschenden Tannen empor, um dann, wie losgelassen im dunklen Nachthimmel schwimmend, mit seinem ruhigen Licht über Wiesen und Blumen zu gleiten, bis hinein in die Weinranken der Veranda.

Toska ist aufgestanden und blickt, leicht sich an einen der Holzpfeiler lehnend, zu dem Nachtgestirn auf. — Stumm schaut er zu ihr hinüber; wie ein Märchenbild umfängt die ganze Scenerie seine Sinne. Entwürfe, poetische Gedanken, eine nur selten gefühlte Schwellkraft der Seele nehmen Besitz von ihm, und dabei sieht er doch mit halbem Bewußtsein, wie schön die Frau dort ist, welch wundervoll bläuliche Lichter auf ihrem hellen Gewande lagern, wie herrlich sich die von einer seltsamen

Digitized by Google

Lichtwirkung umrahmte Kontur ihres Kopfes abhebt, als schmiege sich ihre ganze Persönlichkeit in unbewußter Harmonie in die Abend- und Lichtstimmung hinein.

Heiße Wünsche steigen in ihm auf, wie er sie nicht mehr gefühlt seit dem Tage, wo ihm das erste Kind geboren wurde. So — so wie jene dort hatte er seine Frau nie gesehen und angeblickt, nein, aber im übrigen? — Er faßt sich an die Stirn, als hätte er eine Roheit begangen. — Und doch — sie kam wohl zu ihm, den seinen Kopf von rückwärts an seine Wange schmiegend und sagte: „Sieh nur, Heinz, wie schön die Welt ist! — Mit dir und den Kindern, sonst ist sie wohl oft roh und gefühllos," hatte sie flüsternd hinzugesetzt.

Ein Nervenschauer lief ihm den Rücken hinunter, als fühle er leiblich die Nähe der Toten.

„Sie war wohl gut und schön, Heinz?" fragte Toska sanft, ohne sich zu regen.

Ein unheimliches Gefühl will ihn überkommen, als gehörten ihm nicht einmal die eigenen Erinnerungen mehr allein. Wie sehr hatte er es vermieden, grade mit jener dort von der Toten zu sprechen. Nun war die Frage da und that ihm wohl, so wohl, daß er darauf antworten mußte.

„Schön? o nein, Toska, nicht grade das. Man dachte bei ihrem Anblick nicht daran, ob sie es sei. Dazu war ihre ganze Erscheinung, das blonde, freundliche Gesicht zu anspruchslos, aber gut war sie, sehr gut! Man sagt das Wort so leicht hin, und wenige wissen, wie viel es bedeutet!"

Schweigsam gleitet Toska zu einem Stuhl an seiner Seite.

„Wie müssen Sie gerade diese Güte entbehren, Heinz!"

Er schweigt eine Weile.

„Ja, und auch wieder nicht! — Entbehren kann man wohl nur etwas, was wiederzuerlangen wäre. Man fühlt nur hier in der Brust einen leeren Platz, Saiten im Gemüt, die nie wieder einen Akkord finden. Sehen Sie" — lebhafter werdend faßt er nach ihrer Hand — „sehen Sie, das ist das Wunderbare, meine Frau sprach nie mit mir über meine Arbeiten, meine geistigen Bestrebungen, und doch gab es kein Wort, das ich ihr nicht vorgelesen hätte. — Auch dann sagte sie meist sehr wenig, aber mir war es, als ob ich in dem Blick, mit dem sie mich ansah, ein stummes, bewunderndes Urteil läse, mir tausendmal wertvoller, als meine eigene Kritik und die der ganzen Welt. Mich machte das so ruhig und so schaffensfreudig! Warum mußte es sein?"

Eine tiefe Rührung läßt seine Stimme zittern.

„Armer Freund!" Sie streichelt leise seine Rechte, ganz leise mit ihren kühlen Fingern. „Gerade diese Frauen," sagt sie sinnend, „möchte man die Größten unsers Geschlechts nennen! — Was haben z. B. die sogenannten geistreichen Frauen der Welt genützt? Hier und da haben sie vielleicht kluge Männer um sich gesammelt, mit einem gewissen neutralen Verständnis solche Männer in ihren Salons zusammengeführt, aber genützt, wirklich genützt und begeistert wohl selten, während solche wie Ihre Frau — — oft scheint es mir, als sei es deren Lebensaufgabe, der Welt große Männer zu erhalten oder zu schenken."

Und nach einer Pause fortfahrend, fügt sie hinzu: „Wie sieht Ihr Kleiner aus? Gleicht er der Mutter?"

„Nein, im Äußern wenig — ein wilder, trotzköpfiger Knabe — vielleicht, wenn ihm die Mutter erhalten geblieben —" er läßt den Satz unvollendet.

Sie schweigen eine Weile. Von dem Rasenplatz herauf schwirren Glühwürmchen im Zickzackflug durch die warme Luft. Schwer aufatmend lehnt sich Toska zurück.

„Wie weise von der Vorsehung, mir Kinder zu versagen."

Erstaunt blickt er sie an. Nun kommt ihm zum erstenmal der Gedanke, wie fremdartig es sein müßte, sich diese Toska als Mutter zu denken. Er bringt kein Wort der Erwiderung heraus. In ihrem Antlitz arbeiten wechselnde Ausdrücke; nervös springt sie endlich auf.

„Ja, so ist es. Das heißeste Begehren, alles ist mir versagt worden, alles, alles, nur die Einsamkeit schleicht neben mir her, wie ein Schatten, wie ein klapperndes, still mahnendes Gerippe."

Die leidenschaftlichen Worte klingen hart in die Nachtstille hinaus.

Digitized by Google

„Toska!“ beginnt er.

„Nein, nein; es ist schon gut so, Heinz. Gute Nacht!“ und ohne ihm die Hand zu reichen eilt sie hinaus.

Er bleibt noch eine Zeit lang allein, allein mit dem Mondschein und mit seinen Gedanken. Es fällt ihm plötzlich auf die Seele, als hätte er sich an diesem Menschenkind versündigt, ihr Seele und Herz getötet im Frühlingsmond ihres Lebens. Hatte er denn damals ein Recht dazu? Wie zartfühlend war es doch von ihr, nie wieder nur mit der leisesten Andeutung an das Verhältnis zu rühren, in dem sie zu ihm einst gestanden!

Oben summt sie ein melancholisches, russisches Volkslied, dessen Klänge durch das offene Fenster zu ihm hinunter klingen. Dies Lied hatte sie damals so oft gesungen — vor acht Jahren! — Er ist nicht prosaisch genug, nicht umsonst ein Mann, dessen Phantasie durch den geringsten Anlaß erregt wird, als daß ihn nicht der Zauber dieser leise herabklingenden Weise packen müßte. Nun hört er, wie oben das Fenster geschlossen wird. Fröstelnd springt er auf.

„Ist diese Frau eine Kokette?“ murmelt er vor sich hin, aber nicht, weil sich ihm dies als Überzeugung aufdrängte, sondern mehr in dem instinktiven Gefühl, als müsse er sich vor einer Gefahr schützen, sich hinter diesen kleinlichen Argwohn verkriechen. —

Heinz Wiking schlief schlecht in dieser Nacht. Schon früh auf, setzte er sich sofort an die Arbeit.

Gestern war ihm der Schluß so leicht erschienen, so wollte er ihn nun heute zu Papier bringen. Nun stolpern seine Gedanken; er beginnt seinen Entwurf zu zerfasern, mathematisch, kritisch zu zerlegen. — Das war ja Unsinn! Vielleicht ist Toskas Lösung doch besser; in der Veranda hört er sie mit der Wirtin sprechen. — Kurz entschlossen beendet er das Manuskript in diesem Sinne, ganz anders, als er gewollt, mit ängstlicher Hast, mit einem Seufzer der Erleichterung die letzten Worte hinsetzend; aber er fühlt sich unbefriedigt, fast beschämt, als hätte er mit gestohlenen Steinen ein Gebäude vollendet.

Was ist das nur mit ihm? Übellaunig, nicht wie gewöhnlich mit gehobenem Gefühl nach einer fertigen Arbeit, geht er hinunter zum Frühstück. Es ist ihm selbst nicht klar, daß jene Frau ihm die Naivetät des Schaffens geraubt hatte.

„Guten Morgen, Heinz Wiking,“ empfängt ihn Toska, „Sie waren schon früh auf.“ —

„Ja, ich habe schlecht geschlafen.“

Seine üble Laune ist verflogen bei ihrem frischen Gruß und beim Anblick ihrer leichten, morgenschönen Gestalt; auch glaubt er ihre Wangen nie vorher so rosig gesehen zu haben. Der Sonnenschein, der sauber gedeckte Frühstückstisch unter der schattigen Buche stimmen ihn friedlicher. Mit einem gewissen Behagen läßt er sich von ihr eine Tasse duftenden Kaffees reichen.

„Ich schlief auch schlecht, Heinz; fast die ganze Nacht hindurch grübelte ich über den Ausgang Ihrer Novelle. Schließlich kam ich zu einem ganz andren Resultat als gestern Abend. Eigentlich ist es ganz unwahrscheinlich, daß Ihr Held, so wie Sie ihn schildern, sich von dem Mädchen zurückzieht!“

„Der Schluß ist geschrieben!“ sagt Heinz, unangenehm berührt, „wir lassen das besser jetzt ruhen. Vielleicht ist es eine üble Angewohnheit von mir, aber ich pflege nie zu ändern, wenn eine Arbeit wirklich fertig ist!“

Sie schaut betroffen in sein verdrossenes Gesicht und kämpft nur mit Mühe die Empfindlichkeit über den rauhen Ton seiner Stimme nieder.

„Nun gut, sprechen wir nicht mehr davon!“

Geschickt sucht sie seine Gedanken auf ein sein Interesse fesselndes Thema hinüberzulenken. — In kurzer Zeit war die kleine Mißstimmung vergessen. Ihr geistvolles Plaudern riß ihn mit fort. Da er keine neue Arbeit vor seiner Abreise beginnen wollte, verbrachte er seine Zeit ganz in ihrer Gesellschaft. Er konnte es nicht mehr allein aushalten, es zog ihn zu ihr hin, selbst wenn er nur wußte, daß sie auf einem der ihm bekannten Plätze im Garten saß. Er kämpfte gegen diese Anziehungskraft mit dem unbestimmten Gefühl, als müsse er es, ja sogar mit einem schlechten Gewissen, als denke er zu wenig an seine Kinder, um sich im nächsten Augenblick über der Erwägung zu ertappen, ob er nicht doch noch einige Tage länger bleiben solle. — So kam der Tag vor

Digitized by Google

seiner Abreise heran; es herrschte eine tropische Hitze, eine lastende Sonnenglut, welche die Nerven erschlaffte. Die beiden hatten sich nicht aus dem Schatten der Bäume, die das Haus umstanden, hinausgewagt.

Heinz war wortkarg. Was sollte er nur sagen? Mußte er sie nicht auffordern, einmal in sein Haus zu kommen, seine Schwester und seine Kinder kennen zu lernen? Wie sollte er sich überhaupt von ihr trennen?

Sie mochte ahnen, was in ihm vorging, denn auch in ihrem Wesen lag etwas Unklares heute, während sie ihn oft prüfend von der Seite betrachtete, mit einer Grübelfalte zwischen den Brauen. — Am Abend, als sie sich trennten, grollte im Westen dumpfer Donner, und helles Wetterleuchten fuhr am Nachthimmel auf mit flackerndem Schein.

„Ich habe Angst vor schwerem Gewitter," meinte sie — „seitdem einmal in Rußland ein Mann in meiner nächsten Nähe vom Blitz erschlagen wurde!"

Sie sah erregt aus, trotz der Blässe, die ihren brünetten Teint fast gelblich erscheinen ließ.

„Also ich reise erst morgen Nachmittag ab!" sagt er gegen seinen Willen, nur um den Abschied auf den nächsten Tag hinauszuschieben.

Sie hatte etwas Hilfesuchendes in ihrem Blick heute Abend. Mit müden Schritten klomm sie die steile Treppe hinauf. —

Nachdem auch er sein Zimmer erreicht, beginnt er seinen Koffer zu packen. Selbst hier ist es heiß und dumpfig; über sich hört er Toskas raschen Schritt hierhin und dorthin sich bewegen, unregelmäßig, nicht wie der Schritt eines Menschen, der etwa im Sinnen auf und nieder wandelt. — Sollte sie auch an die Abreise denken? Es klingt fast so, auch häufiges Öffnen und Schließen von Schubfächern ist vernehmlich. Eigentlich wollte sie sich doch auf Wochen hier niederlassen.

So, nun war er fertig. — Der Donner schallt näher, und helle Blitze sieht er durch das Blattwerk flimmern. An Schlaf ist vorläufig nicht zu denken, auch giebt es für ihn kein anziehenderes Schauspiel, als solch ein Gewitter.

Das Licht löschend, stößt er Fenster und Läden weit auf und wirft sich in eine Ecke des Sofas, sinnend das Heranziehen des Wetters mit den Augen verfolgend. —

Windstill hängt noch das Laub, wie schlummernd; eine starre tote Ruhe in der Natur, nur die finstern, schwarzen Wolken reden vom Himmel herab eine grollende, ernste Sprache. Von allen Seiten des Horizonts quillt es herauf, fast ununterbrochen dies Grollen und Flammen.

Sie ist wirklich etwas unheimlich, die Totenstille ringsum! nur im Dorfe heult ein Hund auf, und das dumpfe Brüllen der Kühe schallt herauf aus den Ställen. Das thut ihm so wohl, dem stillen Beobachter, die ungebändigte wilde Naturkraft, die näher und näher kommt. Es bringt die Phantasie, den Kampfesmut, die Leidenschaft in seiner Natur zum Wallen.

Nun ist es ihm, als höre er einen Ton, dem Wimmern oder Schluchzen einer Menschenstimme gleich! Das war wohl der erste Windstoß, der durch das Geäst der Bäume strich. Wieder versinkt er in Träume.

„Heinz Wiking!"

Gespannt horcht er auf. War das ein Gaukelspiel seiner Sinne? Es kam wohl vor, daß er in einsamen Stunden glaubte, seinen Namen rufen zu hören, doch nein! Nun wieder: „Heinz Wiking!"

„Was ist?" Rasch beugt er sich zum Fenster hinaus und schaut nach oben.

„Heinz Wiking, ich komme um vor Furcht!"

Es liegt ein solch wahrer Ausdruck eines geängsteten Herzens in den Worten, daß die Sprecherin dort oben ihm leid thut.

„Es ist ja noch garnicht sehr nahe," ruft er beruhigend hinauf.

„Aber es kommt, kommt immer näher! O, diese Blitze! mir graut, hier oben ganz allein zu sein."

„So kommen Sie in die Veranda herunter; ich erwarte Sie an der Treppe."

Kaum ist er hinausgetreten, da ist sie auch schon bei ihm, in einen großen, grauen Regenmantel gehüllt. Ein glückliches Lächeln wie das eines verängstigten Kindes, zu dem Vater oder Mutter tritt, erkennt er beim Schein der Blitze auf ihrem Antlitz.

„Dank, tausend Dank Heinz! Sie wissen nicht, wenn man das einmal erlebt hat —

Digitized by Google

es wird immer schlimmer mit mir von Jahr zu Jahr!"

„Nun gut, kommen Sie, wir lassen die Glasscheiben an der Veranda herunter und erwarten dort das Ende dieses Schauspiels! Nehmen Sie meine Hand, es ist dunkel hier im Flur."

Ihre Hand ist kalt, fühlt sich fast feucht an in dem nervösen Zucken, mit dem die Frau ihre Finger um seine Rechte preßt. — Nun sind sie unten und setzen sich nebeneinander auf die Bank hinter dem Gartentisch. — Rings umher nur durch die Glasscheiben vor Regen und Wind geschützt, scheint ihnen der Anblick des Gewitters überwältigend großartig. — Bei jedem Blitz fährt Toska zusammen, instinktmäßig näher an ihren Beschützer heranrückend; schon berührt ihre Schulter seinen Arm, während sie mit beiden Händen sein Handgelenk umkrampft.

„Lachen Sie nicht, Heinz! es mag ja so albern erscheinen, und ich bin sonst nicht so schwach, aber mir ist, als zitterten alle Nerven, als müßte ich einen Winkel suchen, mich zu verstecken! In die Erde möchte ich kriechen!"

Heulend fährt ein gewaltiger Windstoß durch die Bäume.

„Ich glaubte, Sie wollten noch einige Wochen hierbleiben, Toska?" fragt er, um ihre Gedanken abzulenken, „und doch schien es als ob auch Sie Vorbereitungen zur Abreise träfen?" —

„Ja, ich that es! Es überfiel mich die Angst, hier allein zu bleiben, ganz allein gerade nach diesen gemeinsam verlebten Tagen. Da, da, der Blitz!"

Sie fliegt förmlich an ihn heran, das Antlitz an seine Schulter pressend. Mit betäubendem Knattern folgt dem Flammenschein der Donner. — Selbst seine Nerven entziehen sich nicht ganz diesem Eindruck; dazu das leise wimmernde Weib an seiner Seite. Jetzt prasselt auch ein Regenguß mit Schlossen vermischt herunter. —

„Nun wird es bald besser, Toska!" tröstet er und legt unwillkürlich den freien Arm um sie. Er fühlt deutlich, daß sie zittert, aber zugleich auch die weichen, jugendlichen Formen ihres Körpers unter dem lose übergeworfenen Mantel. Ist es die eingeschlossene, schwüle Luft in diesem Raum, die ihm das Blut so heiß in die Schläfen treibt? Er möchte aufspringen, hinauslaufen in das tobende Wetter, und doch hält es ihn fest auf dem Platz, ein aus Mitleid, Rücksicht und dem Gedanken, hier der Beschützer zu sein, gemischtes Gefühl, und dann — noch etwas andres! — Ohne zu wollen, straffen sich die Muskeln seines Armes um ihren Körper. —

Es ist wirklich, als hätte mit dem schweren Schlage das Unwetter seinen Höhepunkt erreicht. Wohl folgt noch Blitz auf Blitz, taghellen Schein entflammend; aber der Donner grollt wieder gezogener, würdevoll ernster als vorher. Ihr an seiner Brust vergrabenes Antlitz kann er nicht sehn, nur die weiße Rundung der einen Wange und des vollen Nackens, der sich aus dem Kragen des Mantels herauswölbt.

Er atmet schwer.

„Toska, Sie sollten noch hier bleiben." —

Sie antwortet nicht. —

„Toska!" Nun flüstert er den Namen dicht an ihrem Ohr.

„Laß nur, Heinz! Wie schrecklich das war! Und nun wird es stiller, meinst du nicht? Und du bist so gut, so gut zu mir! und so wohl und sicher ist mir bei dir!"

Sie nestelt sich noch näher an ihn heran. Halb wie im Traume spricht sie weiter:

„O, wie ich mich fürchte vor der Einsamkeit, vor den leeren Räumen in meinem Hause und den leeren Menschen rings umher, mir graut davor! Ich möchte vergehen vor Heimweh! Doch nein, Heimweh ist es nicht; ich habe ja kein Heim in der weiten Welt. Wo meine Koffer stehen, da ist mein Heim! — Wie das wohlthut, das Rauschen des Regens ringsumher. Hörst du's? Wie eine Wand, die uns abschließt von der ganzen Welt, dich und mich! Man könnte so schlafen und träumen!"

„Toska!" flüstert er. „Arme, liebe Toska," seine Hand legt sich wie schützend auf ihr Haar. „Armes einsames Ding, so allein bist du! Aber ich bin doch hier bei dir."

Seine Stimme klingt tief, wie erschüttert vom eigenen Beben des Herzens. Nun wendet sie den Kopf; fast rücklings in seinem Arm liegend blickt sie zu ihm auf, schweigend, mit geöffneten Lippen, und durch die zerrissenen Wolken fällt ein schmaler Streifen bläulichen Mondlichts auf ihr Antlitz. Langsam beugt

Digitized by Google

er sich vor; ihre Lippen hängen an den seinen; ihre Arme, nun frei, umklammern seinen Nacken.

„Du, du! Ach Gott im Himmel, ist das Seligkeit! Du, du, Heinz Wiking, du hast mich doch noch lieb, so ein ganz klein wenig lieb? — O, du, der Starke, der Kluge!"

Er ist keines klaren Gedankens mehr fähig. Diese Weibesliebe, diese bewußte Leidenschaft, die den Körper in seinen Armen durchbebt, nimmt ihm jede Selbstbeherrschung.

„Ich habe dich lieb, Toska!" Er küßt sie wieder.

Da, über ihnen schlägt der Fensterladen krachend zu; sie schrecken beide empor.

Ein Frösteln geht ihm durch die Glieder; mit zwei Schritten ist er am Eingang und reißt die Thür weit auf, so daß die abgekühlte, frische Luft in breitem Strom hereindringt.

Die Hand auf die Tischplatte gestützt, mit gesenktem Kopf, wie schuldbeladen steht sie da. — Schweigend starrt er sie an. Plötzlich wirft sie mit einem Ruck den Kopf zurück; ein Lächeln, müde und doch zufrieden, schwebt um ihren Mund, wie sie so langsam auf ihn zukommt.

„Gute Nacht, Heinz Wiking! haben Sie Dank für — für —" sie vollendet nicht, sondern, ihm beide Hände auf die Schultern legend, blickt sie in seine Augen. —

Groß, ernst, nicht mit den Ausdruck eines seiner Sinne kaum mächtigen Weibes, nein, dankbar, freundlich, mit einem Blick, als nähme sie Abschied von etwas sehr Schönem, Liebenswertem.

„Gute Nacht, Heinz Wiking." —

Ihre Lippen legen sich noch einmal auf die seinen, aber nicht heiß und leidenschaftlich, nein, kühl und ruhig; dann flieht sie hastig hinauf. —

* * *

Das war eine bange Nacht. Kein Schlaf kam in seine Augen, auch dann nicht, als das Blut ihm kühl und ruhiger durch die Adern floß. — Gerade nun hatte er den entsetzlichen Argwohn, als sei das alles von ihr beabsichtigt worden. — Er wehrte sich gegen diesen abscheulichen Gedanken. Das war nicht ihre Art, lag sonst ihrem Charakter so fern! und doch immer wieder bei kühlem Denken kroch dieser Argwohn an ihn heran. Er war doch kein Kind, kein Jüngling mehr, ein Mann über dreißig Jahre. Und seine Kinder! Diese Schwester, die sich für jene und ihn gemüht, mit Liebe gemüht, die tote Gattin im Hause zu ersetzen. An ihr hingen seine Kinder mit unbegrenzter Liebe, und er wußte, die kleinen Seelen waren in guten Händen.

Um 5 Uhr erhob er sich und packte den Koffer fertig. Sein Entschluß stand fest. Sie mußte ihn verstehen und wenn nicht — nun dann wollte er lieber in ihren Augen niedrig erscheinen, als seine Pflicht vergessen. —

Deutlich hörte er nun auch in ihrem Zimmer das Klappern von Stiefeln auf den Dielen. Es mußte sein! — —

„Kann ich eintreten, Toska?"

„Bitte ja, ich bin schon vollständig salonfähig!"

Wie frisch und klar und fest die Stimme klang! Jetzt stand er auch schon vor ihr und ließ sich von ihr die Rechte schütteln.

„Guten Morgen, Heinz Wiking! Da, nun setzen Sie sich!" Sie deutet auf einen Sessel.

„Toska," beginnt er mit gepreßter Stimme. — Sie hebt die Hand.

„Bitte, Heinz, lassen Sie mich reden, ich weiß ja genau, weshalb Sie jetzt kommen. Ich will es Ihnen erleichtern. Sprechen wir ruhig und vernünftig miteinander."

Betroffen blickt er ihr in das schöne, jetzt so stille Gesicht; nur ein schwermütiger, müder Ausdruck liegt in ihren Augen. —

„Ja!" sie glättet mechanisch einige Falten an ihrem Reisekleide, langsam mit der flachen Hand daran herunterstreichend. „Ich habe vor langer Zeit in einem Buch ungefähr folgende Worte gelesen: Die Blutwellen, in denen einmal ein leidenschaftliches Menschenherz gepocht, vergehen nie. — Aus Wogen werden Wellen, aus Wellen schwache Schwingungen, immer schwächer und schwächer, aber sie hören nie ganz auf. Der erste Anstoß, ähnlich dem Sturm, der einst die Wogen erregte, läßt auch sie erwachen in alter Kraft, in alter Wahrheit, in ungebändigtem Toben! — Sehen Sie, so ging es uns beiden! — Nun ist der Windstoß vorbei, und weil wir beide reifer und älter geworden, sind nur noch Schwingungen

Digitized by Google

da. — Und deshalb sage ich: „Heinz, Sie kommen mit dem Vorsatz hier herauf, mir ungefähr dies zu sagen." —

Hier unterbricht er sie.

„Toska, nein! Weshalb wollen Sie mich beschämen, niederdrücken, mich vor mir selbst klein machen? In dieser Nacht, bei Gott, was ich Ihnen gezeigt habe, war wahr und echt!"

„Ich weiß, Heinz!"

„Ich liebe Sie, Toska! Ja, etwas zieht mich zu Ihnen mit tausend Gewalten, es ist die alte Leidenschaft, die —"

„Nicht weiter, bitte nicht! O, Heinz brauchen Sie nicht solche Worte! sehn Sie mich nicht so an — ich könnte sonst — doch nein, all die Tage hat es mein Nachdenken beschäftigt. Ich, meine Person, mein egoistisches Wollen muß und soll aus dem Spiel bleiben. — Ich stehe allein, bin unabhängig, kann über mich frei verfügen, und glauben Sie mir —" ihre Stimme zittert vor innerer Erregung — „ich legte diese Verfügung gern in Ihre großen, starken Hände."

Ihr Edelmut, die Art ihres Sprechens beschämen ihn, bringen sein ganzes Gebäude von logischer Vernunft ins Wanken. Eine Frau, die so sprechen kann, muß doch auch im stande sein — ja, was denn? — hier verwirren sich seine Gedanken. — Als läse sie das von seiner Stirn, fährt sie fort:

„Also, ich sagte, daß ich darüber nachgedacht. — Wir könnten gute Freunde sein, Heinz, als Kameraden mit einander leben, nur schade, daß alle überspannten Köpfe Unrecht haben! Diese Kameradenfreundschaft zwischen Mann und Frau ist ein Unding. Mann und Frau sind und bleiben zwei verschiedene Wesen, trotz aller Versuche der Neuzeit, dies leugnen zu wollen. Es giebt geheimnisvolle Fäden, die sich zwischen den Geschlechtern spinnen, über welche diese ideale Freundschaft stolpern muß. Und Ihr Weib zu werden, Heinz Wiking, dazu passe ich nicht, jetzt nicht mehr, es ist zu spät."

„Toska! zu spät? Wirklich zu spät? und damals —"

„Damals! ja vielleicht, und nur vielleicht! Sie thaten recht, mich zu lassen! Was wollten grade Sie mit mir unreifem, verzogenem Kinde? Nein Heinz, es ist zu spät, weil eine zwischen uns steht, eine, die sie nie vergessen können, und weil ich Ihnen nie das sein kann, was jene war. — Ich habe es wohl gefühlt, wenn wir täglich mit einander verkehrten, ich würde Sie zu Tode quälen mit meiner geistigen Unruhe, Ihr Schaffen lähmen. Ein Künstler, Heinz, kann nur mit einer Frau leben, wie jene war, aber nicht mit mir, mit meinem unruhigen Kopf und Herzen!"

„Toska! wie ist es möglich, so zu sprechen!" Erregt springt er auf. „Leugnen Sie, daß Sie mich lieben! kann die Liebe nicht alles?"

„Wie grausam, Heinz, mich so zu fragen? — Ja, die Liebe kann viel, nicht alles! sie kann nicht Naturen und Charaktere wandeln; ein Thor, wer das glaubt! Geschaffen sein muß man für einander; wohl denen, die sich finden! — Und wir, Heinz, sind nicht geschaffen für einander!"

Er senkt den Kopf tief herab.

„Nun, habe ich nicht recht? Aber die Hauptsache — ich getraue mich nicht, Ihren Kindern eine zweite Mutter zu werden. — Das kann ich nie! In Ihnen würde ich aufgehen, ganz und gar, zu ausschließlich! Sollen sich die kleinen Seelen begnügen mit dem, was übrig bleibt? Ich bin ein leichtsinnig herzloses Geschöpf gewesen, Heinz, aber grade Ihre Schriften haben viel in mir gewandelt; dieser Verkehr mit Ihnen hat mich gereift. — Daß es in dieser Nacht so kam — nun wir sind Menschen und können uns vergessen, aber man muß nur stets das Rechte wiederfinden; grade das habe ich aus Ihren Büchern gelernt, die zwar grade von Frauen wenig verstanden werden. Dann Ihre Schwester; soll sie nun still bei Seite stehn? Jetzt braucht sie ja der Bruder nicht mehr."

„Toska!" Zwei große Thränen rollen dem Manne in den Vollbart.

„Ja, und nun lebe wohl, Heinz Wiking! vielleicht sehen wir uns wieder, können wir uns wiedersehn nach Jahren, vielleicht! — doch daran wollen wir jetzt nicht denken. Ich bin eine gereifte Frau jetzt, und grade deshalb hätte ich kaum zum zweitenmal die Kraft — — leben Sie wohl, grüßen Sie Ihre Kinder und, Heinz" — es klingt ein Schluchzen aus ihrer Stimme — „an jenen Augenblick in der Nacht will ich denken, denken wie man

Digitized by Google

an selige Stunden denkt mit Wehmut und auch mit Stolz! — Leb' wohl, Heinz Wiking!"

Sie streckt ihm die Rechte entgegen, tief beugt er sich darauf hinab.

„Toska, ich habe nie geglaubt, daß eine Frau so groß, so edel, so sehr im stande sein könne, mich zu beschämen!"

„Halt!" Mit einem gezwungenen Lächeln wehrt sie ihn ab. „Genug! Frauen können so etwas einmal; ich weiß nicht genau, aber ich glaube ich könnte es nicht zum zweitenmal vollbringen!" Sie stützt sich schwer auf den Tisch. — „Nun gehen Sie Heinz!"

Er ging; und hinter ihm, als die Thür sich geschlossen, brach sie zusammen, den Kopf in die Kissen des Bettes vergrabend.

* * *

Es ist Winter geworden und wieder Frühling. Durch die geöffneten Fenster von Heinz Wikings Arbeitszimmer weht milde Luft herein, und an sein Ohr klingt jubelnder Vogelsang und das Jauchzen seiner Kinder.

„Ein Brief für dich, Heinz." Seine Schwester legt das Schreiben neben ihm nieder.

Die Handschrift ist ihm unbekannt; rasch erbricht er das Couvert. —

„Mein lieber Freund!

Wollen Sie einer Einsamen eine große, große Freude machen? ich verschmachte hier allein auf meinem großen Landsitz und sehne mich nach Menschen, das heißt nach kleinen, lustigen Menschen. Schicken Sie mir Ihre Schwester mit den Kindern! Sie werden es thun, gewiß, ich weiß es, Ihrer alten Toska zu Liebe."

Das war das erste Lebenszeichen von ihr seit jenem Abschied. Er schickte die drei dorthin, in diesem und allen folgenden Jahren zu der guten Tante Toska; aber er selbst blieb fern. — Genau zehn Jahre wollte er warten, ja, dann vielleicht — — aber eine große Photographie von ihr stand auf seinem Schreibtisch, neben der seiner toten Frau, und ihre Augen blickten ihn ernst aus dem stillen Gesicht an.

Gedankenstifte.

Vornehme Geister sind liebenswürdig, denn sie sind innerlich frei und unantastbar; Vornehmthuende werden meist unliebenswürdig, denn sie stehen den vermeintlichen Zweiflern an ihrer Vornehmheit gegenüber stets auf der Mensur.

*

Raupenfraß hat dir im Frühling die Krone des Baumes verheert, aber sei getrost, der Sommer-Nachtrieb schafft dir immer noch eine stattliche Wipfelkrone.

*

Der Humor ist der Nachsommer der Weisen.

*

Der Humor ist ein Herzbefreier, ein Erlöser, denn er lehrt uns die Dinge einmal von einer anderen Seite, heute aus der Adler-, morgen aus der Frosch-Perspektive, betrachten, und giebt uns darum unsere geistige Freiheit wieder.

Julius Lohmeyer.

Digitized by Google

Die Frau in Rußland und ihre geschichtliche Entwicklung.

Von

Olga Wohlbrück.

Nachdruck verboten.

„Die Henne ist kein Vogel, die Frau — kein Mensch," so sagt ein uraltes russisches Sprichwort, und in der That hat sich die russische Frau erst seit etwa 60 Jahren auf ihre Menschenwürde besonnen, in diesen 60 Jahren aber allerdings ebensoviel, wenn nicht mehr, erreicht, als die westeuropäischen Frauen in all den Jahrhunderten ihrer langsamen Entwicklung.

Die Stellung der Frau bei den alten Slaven war die der Frauen aller unkultivierten Völker: totale Abhängigkeit vom Mann, absolute Unfreiheit im Handeln und Wollen. Der Slave nahm sich eine Frau „zum Dienst", und starb er vor ihr, so mußte sie ihm in den meisten Fällen in den Tod folgen, d. h. sich mit ihm verbrennen lassen, um ihm im Paradiese „weiter zu dienen". Starb ein junger Mann unverheiratet, so wurde ein junges Mädchen seinem Leichnam angetraut, nur damit er im Jenseits nicht ohne Frau, d. h. ohne Dienerin bliebe. Um jedoch die Frauen zur Verbrennung nach dem Tode ihres Herrn und Gebieters zu bestimmen — denn sie wurden nicht gezwungen, sondern mußten quasi freiwillig dem Leben entsagen — wurde ihnen suggeriert, daß Frauen nur dann Einlaß in das Paradies finden, wenn sie in Begleitung ihrer Männer erscheinen.

Allmählich kam die Sitte der Witwenverbrennung ab; aber noch lange hielt sich der Glaube, daß die Witwe ihrem verstorbenen Manne ewige Treue schulde, auch nach seinem Tode nur ihm allein gehöre, und nun ihrerseits mit Ergebung auf den Tod zu warten habe, der sie mit dem Verstorbenen wieder vereinigte. Später, unter dem Einfluß des Byzantinismus, entsprang daraus für die Witwen die moralische Verpflichtung, nach dem Tode des Mannes ins Kloster zu gehen.

Das Leben einer kinderlosen Witwe war allerdings trostlos, sie wurde allgemein verachtet und konnte auf Schutz und Beistand von keiner Seite rechnen. Selbst zu Lebzeiten des Mannes waren die Tage einer kinderlosen Frau nichts weniger als beneidenswert, und Frauen, die ihren Männern nur Töchter gebaren, sahen sich oft den größten Mißhandlungen preisgegeben. Noch heutzutage ist im Archangelschen Gouvernement die Angst der Frauen, ihrem Manne eine Tochter zu gebären, so groß, daß sie oft zum Kindesmord schreiten.

Das Familienleben trug in Rußland von jeher einen streng patriarchalischen Charakter, und der Vater war der absolute Herr über das Leben von Frau und Kindern. Da die Frauen sich diesem Absolutismus nicht immer fügen mochten, ihre Kräfte zu einer offenen Opposition aber zu schwach waren, so suchten sie ihre Persönlichkeit auf alle mögliche andere Art zur Geltung zu bringen, indem sie „Zauberei trieben", Gifte bereiteten und sich ihrer Peiniger auf hinterlistige Weise zu entledigen suchten.

Nun gesellte sich zu der Verachtung, die der Slave für die Frau hegte, auch eine gewisse feige Furcht, und als im Jahre 1024 in der Stadt Susdal eine große Hungersnot ausbrach, machte das Volk alle in der Stadt lebenden alten Weiber dafür verantwortlich und metzelte sie nieder.

Digitized by Google

Mit der Einführung des Christentums, unter dem Einfluß des asketischen, finsteren Byzantinismus, wurde die Stellung der slavischen Frau noch schwieriger. Man begann sie als ein unreines Wesen zu betrachten, und die Männer wurden ermahnt, sich so fern als möglich von den Weibern zu halten, da ihr Seelenheil durch sie gefährdet werde: „denn jedes weibliche Wesen ist mit dem Teufel im Bunde.“ Einer der humansten russischen Kirchenfürsten des XI. Jahrhunderts, Statousk, äußert sich folgendermaßen über die Frauen: „Gute Frauen giebt es nicht, und eine böse Frau ist der Quell alles Bösen, das Verderbnis der Seele, eine unheilbare Krankheit, ein wilder Nordwind, ein jüdisches Gasthaus, ein Hirte der Sünden, beißender Frost, ein Auge des Satans, die Leere des Hauses, der erste Feind. Besser ist es am Fieber zu kranken, als eine Frau zu besitzen: das Fieber schüttelt einen durch und läßt nach; ein Weib saugt einem das Mark aus den Knochen.“

Alle diese und ähnliche Äußerungen über die Frau fanden im russischen Volke einen geeigneten Boden und trugen nicht wenig dazu bei, die Selbstherrlichkeit der Männer zu steigern und die Frau zu erniedrigen.

Die östliche Asketik ließ die Frau nur dann gelten, wenn sie sich ihres Geschlechtes völlig begab und ein asketisches Leben führte; sei es, daß sie in ein Kloster trat oder — wenn auch in der Welt lebend — auf Liebes- und Mutterglück verzichtete. Und so sehen wir denn im XIV. Jahrhundert, wie unzählige kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen ihre Eltern, verheiratete Frauen ihre Männer verlassen, wie vornehme Fürsten- und Bojarenfrauen ihr Hab und Gut an die Armen und Kirchen verteilen — und alle ins Kloster eintreten.

Andere wieder legen bei ihrer Verheiratung das Gelübde ab, niemals in nahe Beziehung zu ihrem Manne zu treten, sondern bis zu ihrem Tode ihre Jungfräulichkeit zu wahren.

Um diese Zeit herum entstehen auch die meisten religiösen Sekten, Sekten, deren übertriebene Asketik sehr oft einen erotischen Hintergrund hat.

Die finstere Macht einer asketischen Religion ertötete in den Frauen allmählich jeden Rest persönlichen Willens, und so bedingungslos sie sich der Kirche unterordneten, so widerspruchslos fügten sie sich dem Willen ihrer Männer. Weniger noch im westlichen Rußland, in Polen — dort wehte noch ein leiser Hauch westeuropäischer Kultur; die Frauen bewegten sich freier und durften thun und lassen, wovon die Frauen von Großrußland, also im Umkreis von Moskau nicht einmal zu träumen wagten. Und hier ist es, wo das Leben der russischen Frau seine starren Formen, seinen klösterlichen Charakter annahm, wo die Russin fast zwei Jahrhunderte lang wie eine Odaliske in verschlossener Zelle schmachtete, wie eine Sklavin unter der stets bereit gehaltenen Knute des Mannes zitterte.

„Wer seiner Frau Freiheit giebt, nimmt sie sich selbst fort,“ sagten die Moskowiter jener Zeit und hüteten dementsprechend ihre Frauen genau wie die Türken es jetzt noch thun.

Im XVI. Jahrhundert galt nur die Frau für anständig, die völlig abgeschlossen in ihrem Hause lebte und sich nirgends zeigte; selbst der Kirchenbesuch wurde auf ein Minimum reduziert, und im intimen Freundeskreise ihres Mannes durfte sie sich nur dann zeigen, wenn ihr Alter sie vor allen Verdächtigungen schützte. Wie in der Türkei Eunuchen die Tugendwächter der Frau sind, waren es in Rußland halbwüchsige Knaben. Sie allein hatten Zutritt in die Frauengemächer, die sich weitab von den Zimmern der Männer befanden, sie bedienten ihre Herrinnen, begleiteten sie auf ihren Ausfahrten, die winters und sommers stets in geschlossenen Wagen stattfanden, und berichteten den Männern, wie sich ihre Frauen aufführten, was sie gesprochen, wen sie angeblickt u. s. w.

Diese Knaben erfreuten sich eines großen Ansehens im Hause, erhielten von den Frauen, die sich ihr Schweigen erkaufen wollten, kostbare Geschenke und wurden sogar von ihren Gebieterinnen, deren Tugendwächter sie waren, zuerst in der Liebe unterwiesen.

Digitized by Google

Im Volke natürlich bewegte sich die Frau viel freier, was schon durch die Arbeit bedingt war, die sie sowohl in als auch außer dem Hause verrichtete; je höher die Frau jedoch auf der gesellschaftlichen Leiter stand, desto mehr glich ihr Leben einer drückenden Gefangenschaft. Besonders trostlos war das Leben der Zarenschwestern und -Töchter. Sie waren wie eingekerkert in ihren Gemächern und verbrachten ihre Tage, wie ein alter russischer Historiker schreibt, „im Fasten, Beten und Weinen." Eheglück lernten sie nicht kennen, „weil die Fürsten und Bojaren des russischen Reiches ihre Diener sind, und es sich für eine Herrin nicht schickt, ihren Diener zu heiraten; die Fürsten und Königssöhne anderer Länder sind wiederum fremder Religion, kennen nicht russische Sprache und Politik . . . und es wäre eine Schande."

Die Zarin selbst hatte es nicht viel besser als ihre Töchter und Schwägerinnen. Sie lebte ganz isoliert von ihrem Manne im Kreise einer zahlreichen weiblichen Dienerschaft.

Nur an hohen Festtagen empfing sie einige Würdenträger im Beisein ihres Mannes. In der Kirche entzog ein Vorhang sie allen Blicken, und den Weg bis zu ihrem Wagen legte sie zwischen zwei Reihen eigens dazu aufgestellter hoher Wandschirme zurück, die sie für die Menge unsichtbar machten. Selbst der Arzt bekam sie niemals zu sehen.

Als man während der heftigen Krankheit einer Zarin sich endlich dazu entschloß, den Arzt kommen zu lassen, wurden zuvor alle Fenster dunkel verhängt, damit er nicht sehen könne, und als er den Puls zu fühlen verlangte, wurde das Handgelenk der Kranken mit feinem Stoff umwickelt, damit er nicht in direkte Berührung mit ihrem Körper käme.

Diese Absonderung der Frau hatte natürlich die nachteiligsten Folgen für ihre geistige Entwicklung.

Während im westlichen Europa die Frauen in der Gesellschaft eine Rolle spielten, sich mit Kunst und Wissenschaft befaßten, Politik trieben und durch ihre Schönheit und Grazie Künstler und Poeten begeisterten, bedeutende Männer durch ihren Geist fesselten — vegetierte die russische Frau in ihrer Kammer, umgeben von abergläubischen alten Weibern, die sie mit dem Erzählen unwahrscheinlicher Geschichten und Ammenmärchen, mit Klatschereien und Zaubereien unterhielten.

Blöde und schwerfällig war der Geist der russischen Frau, plump und schwerfällig wurde ihr Körper, der nach dem russischen, spezifisch Moskauer Schönheitsideal nur „weiß und voll" zu sein hatte.

Heute noch hat nach Moskauer Begriffen eine Frau: „voll, weiß und rot zu sein", um schön genannt zu werden.

Im XVI. Jahrhundert jedoch wurde es geradezu als eine Mißbildung betrachtet, wenn eine Frau eine feine Taille und kleine Füße hatte. Frauen, deren Gewicht nicht an 200 russische Pfund heran reichte, konnten nicht auf den Namen „Schönheit" Anspruch erheben. Um dieses Schönheitsideal zu erreichen, lagen die Frauen der Reichen den ganzen Tag auf dem Bett, schliefen und aßen soviel ihnen möglich war und tranken sogar Schnaps, wovon sie in der That aufquollen.

Daß unter diesen Verhältnissen die Liebe im romantischen Sinne sich nicht entwickeln konnte, ist kein Wunder. Die Männer heirateten, um eine Nachkommenschaft zu haben und begehrten ausschließlich mit ihren Sinnen. In der Art wie Ehen geschlossen, außereheliche Verhältnisse angebahnt wurden, liegt eine unglaubliche Roheit.

Vor allem war bei der Ehe jede freie Wahl, sowohl seitens des Mannes als des Mädchens ausgeschlossen. Nur der Zar durfte nach eigenem Ermessen sich eine Braut wählen, und die verschiedenen Fürsten, Bojaren und Gutsbesitzer wurden durch Cirkulare aufgefordert, ihre Töchter nach Moskau zur Brautschau zu bringen, unter Androhung der Todesstrafe, „im Falle jemand seine Tochter verbirgt und nicht nach Moskau bringt."

Hohe Würdenträger und Bojarenfrauen waren beauftragt, die Kandidatinnen zu prüfen und zu untersuchen. Schönheit, Gesundheit, Jungfräulichkeit und die Fähigkeit, Mutter zu werden, waren die Hauptbedingungen, und die Intriguen, die da

Digitized by Google

spielten, damit diese oder jene zur Zarenbraut erwählt wurde, sind zahllos. Ja, selbst die bereits erwählte Braut wurde öfters das Opfer dieser Intriguen. Da überfütterte man die eine, damit sie sich den Magen verdarb, was dann als „große, gefährliche Krankheit" dargestellt wurde, oder man schnürte eine andere bei der Brauttoilette zu fest, so daß sie ohnmächtig wurde — was man sofort für „hinfallende Krankheit" ausgab.

In allen diesen und ähnlichen Fällen wurde die Braut mit ihrer Familie erbarmungslos vom Hofe verbannt und eine neue Brautschau veranstaltet.

Am Hochzeitstage des Zaren heirateten auch alle ihm nahe stehenden Bojaren die ihnen vom Zaren bezeichneten ehemaligen Konkurrentinnen seiner Braut, wobei natürlich die persönlichen Wünsche jedes einzelnen wenig berücksichtigt wurden.

Überhaupt waren Heiraten auf „allerhöchsten Befehl" nichts Seltenes und kommen noch bis auf den heutigen Tag vor, wenngleich die Form eine andere ist und mehr einem Wunsche oder einem Rat gleicht, den nicht zu erfüllen für den Betreffenden jedoch von den bedenklichsten Folgen wäre.

Im XVII. Jahrhundert waren die Mußheiraten in Sibirien etwas ganz Alltägliches. Um die Bevölkerung Sibiriens zu vermehren, erging unter dem Zaren Alexei ein Ukas an die sibirischen Bauern, ihre Töchter mit den nach Sibirien verbannten ledigen Männern zu verheiraten. Die Bauern, die sich weigerten, Diebe und Spitzbuben zu ihren Schwiegersöhnen zu machen, wurden mit hohen Geldstrafen belegt. Im Jahre 1759 ordnete die Regierung an, daß alle nach Sibirien verschickten und zur Ehe tauglichen Frauen mit in Sibirien Ansässigen verheiratet würden. Die meisten dieser verbannten Frauen waren Gatten- und Kindesmörderinnen. Man kann sich denken, mit welchen Empfindungen ein anständiger Sibirier in die Ehe mit einer Verworfenen trat. Weigerte er sich, die ihm Bezeichnete zu heiraten, so wurde er mit Rutenhieben dazu gezwungen.

Wie der Zar nach seinem Belieben seine Unterthanen, so verheiratete der Familienvater nach Belieben seine Söhne, Töchter und Leibeigenen.

Nach russischem kanonischen Recht ist das heiratsfähige Alter für Knaben 15, das für Mädchen 12 Jahre. Die alten Russen verheirateten ihre Kinder jedoch schon mit 12 resp. 8 Jahren. Es kam auch vor, daß man gewisser pekuniärer Vorteile halber siebenjährige Knaben mit 40jährigen Jungfrauen verheiratete, oder aber mit einem jungen, bereits entwickelten Mädchen, das bis zur Mannbarkeit ihres Gatten dem Schwiegervater angehörte.

Das Recht des Vaters resp. Schwiegervaters war unbegrenzt in allen Schichten der Gesellschaft, und ist es heute noch in den Dörfern einiger russischer Gouvernements. Der Vater wählte — falls nicht pekuniäre Erwägungen seine Wahl beeinflußten — nicht eine Braut, die seinem Sohn etwa gefallen konnte, sondern eine, die ihm selbst — und zwar als Weib — zusagte, wobei er denn meist das jus primae noctis ausnutzte und sich in den ersten Jahren der Ehe seines Sohnes nicht einmal damit begnügte. Die Frau war vollständig machtlos dem sinnlich-groben Despotismus des Schwiegervaters gegenüber, und wagte sie es, sich dagegen aufzulehnen, so wurde sie nicht nur vom Schwiegervater, sondern auch von der Schwiegermutter und — was schier unglaublich klingt — von ihrem eigenen Mann durch Stock- und Peitschenschläge gezwungen, „das Alter zu ehren", d. h. dem Schwiegervater zu Willen zu sein.

Die Frau, das Mädchen war zu jener Zeit — und ist es in den Dörfern teils heute noch — eine Ware, die die Eltern, wie die Russen sich ausdrücken, „dem Mann herausgeben"; im Archangelschen Gouvernement „giebt man" das Mädchen nicht „heraus", sondern man „vertrinkt" es einfach „an den und den".

Da die Brautleute einander von der offiziellen Brautschau bis zum Tage der Hochzeit nicht sahen, so fanden sehr oft Betrügereien statt, indem man dem Bräutigam ein schönes Mädchen zeigte, sie für seine Braut erklärte und ihn mit einer anderen verheiratete. Eine häßliche Braut wurde mit allen zu Gebote stehenden Mitteln künstlich verschönt, hatte sie aber gar zu auffällige Mängel, ein Gebrechen u. s. w., so

Digitized by Google

wurde an ihrer Stelle eine andre zum Altar geschickt, und erst im Brautgemach fand sich der junge Ehemann seiner wirklichen Frau gegenüber, an der er nun sofort durch Mißhandlungen seinen Zorn ausließ.

„Nirgends," schreibt ein russischer Historiker, „kamen diese Betrügereien öfter vor, als im Moskauer Gouvernement."

Der betrogene Gatte durfte sich bei der kirchlichen Behörde beschweren, und war die Betrügerei erwiesen, so wurde die Ehe für ungiltig erklärt und der Schuldige mit der Knute bestraft. Aber selten nur raffte sich der Betrogene zu einer Klage auf, erstens, weil die Klagen der Kinder gegen die Eltern nur ausnahmsweise berücksichtigt wurden, zweitens, weil es immer sehr schwer hielt, den Betrug nachzuweisen. Meistens wurde die Frau das unglückliche Opfer der Familienintrigue, indem sie den weiteren Mißhandlungen des lieblosen Gatten ausgesetzt war, der sie durch die Härte seiner Behandlung in einen frühen Tod jagte oder zu dem Entschlusse trieb, ins Kloster zu gehen, was ihm die Möglichkeit bot, ein zweites Mal, diesmal nach eigener Wahl, zu heiraten.

Der Gatte fühlte sich als der absolute Herr über Tod und Leben der ihm angetrauten Frau, und sie war seine ergebene Dienerin, die Mutter seiner Kinder, ohne persönlichen Willen, ohne persönliches Recht.

Der alte berühmte „Domostroï", in dem alle Pflichten der Familienmitglieder gegeneinander und die Einrichtung des häuslichen Lebens auf das genaueste bezeichnet sind, der Domostroï, der uns das Ideal der altrussischen Familie schildert, sagt:

„Für jede Schuld soll man die Frau nicht ins Gesicht und um die Ohren schlagen, auch nicht mit Holz- und Eisenstangen prügeln, weil Taubheit und Stummheit dadurch entstehen kann, auch Zahn- und Kopfschmerzen, und die Kinder im Mutterleibe davon Schaden nehmen können. Mit der Peitsche aber schlagen ist vernünftig und schmerzlich, furchteinflößend und gesund. Für eine große Schuld, Ungehorsam und Nachlässigkeit, ist das Hemd abzunehmen und, bei den Händen haltend, höflich mit der Peitsche zu schlagen, der Schuld angemessen."

Die Frau schlagen, hieß sie „lehren", und über dem Ehebett hing stets die Peitsche, zu welcher der Mann bei jedem, oft ganz geringfügigen Anlaß griff.

Die Fälle, daß ein Mann seine Frau zu Tode mißhandelte, waren im alten Rußland sehr häufig und kommen auch jetzt noch vor. Manche Frau verschied ehemals unter den Peitschenhieben ihres Gatten, der vor dem Gesetze frei ausging, wenn er bewies, daß er seine Frau für ein großes Vergehen gestraft. Viele Männer entledigten sich auf diese Art der Frauen, deren sie überdrüssig geworden. Frauen jedoch, die sich an dem Leben ihrer Männer vergingen, mußten einen entsetzlichen Tod leiden. Sie wurden lebendig bis zum Halse in die Erde eingegraben und in dieser Stellung gelassen, bis der Tod sie von ihren Qualen erlöste. Man gab ihnen natürlich weder zu essen noch zu trinken, und Wächter achteten Tag und Nacht darauf, daß ihnen von Vorübergehenden nicht etwas zugesteckt würde. Nur Geld durfte ihnen zugeworfen werden; das wurde dann auf den Sarg und die Wachskerzen der Unglücklichen verwendet, die oft mehrere Tage lang am Leben blieben.

Gattenmorde sind Verbrechen, die in Rußland bis auf den heutigen Tag mit am häufigsten vorkommen, und zwar meistens von seiten der Frauen. Wie viel Jammer und Elend muß eine Frau an der Seite ihres Mannes erlitten haben, wie verbittert und verzweifelt muß sie sein, wie jeder Hoffnung bar, sich jemals aus den trostlosen Verhältnissen zu befreien, wenn sie zu einem so grauenhaften Verbrechen als zu dem einzigen Mittel greift, sich ihres Peinigers zu entledigen.

Nicht wenig seltsam ist die Thatsache, daß viele dieser Gattenmörderinnen zum zweiten Mal heiraten und in glücklicher Ehe den Rest ihrer Tage verbringen.

„Liebe" in unserem Sinne gab es zwischen Männern und Frauen des alten Rußlands nicht. Nur der geschlechtliche Trieb war es, der den Mann damals zur Frau zog, und nur die Sinnlichkeit, die manchen Verbindungen eine gewisse Wärme oder Leidenschaftlichkeit verlieh. Dennoch war der alte Russe eifersüchtig wie Othello; vielleicht aber war es mehr die Eifersucht des Herrn, der einen ihm gehörigen Gegen-

Digitized by Google

stand nicht gern in anderen Händen sieht, oder auch nur der Despotismus, der zeitweise die Form der Eifersucht annahm. Denn derselbe Mann, der seine Frau für einen mit einem Fremden ausgetauschten Liebesblick beinahe zu Tode mißhandelte, schlug sie, wenn sie sich nicht den Forderungen seines Vaters fügte.

Die Frau hatte einfach als die Sache des Mannes nicht das freie Verfügungsrecht über sich. Der Mann hingegen konnte mit ihr machen, was er wollte: sie versetzen und verkaufen. Und wenn dieses Recht auch nicht gesetzlich anerkannt war, so kamen solche Fälle so oft vor, daß der bekannte Patriarch Filoret im siebzehnten Jahrhundert öffentlich auf diese Unsitte aufmerksam machte und sie mit strengen Worten geißelte.

Es kam vor, daß der Mann, statt seinem Gläubiger die ausgemachten Prozente zu zahlen, ihm seine Frau für eine Zeit lang überließ; löste er die Frau nicht durch die Bezahlung seiner Schuld aus, so verkaufte der Gläubiger sie an einen Dritten, dieser an einen Vierten u. s. w.

Wie konnte unter diesen Verhältnissen die Frau im alten Rußland das Bewußtsein ihrer weiblichen Würde haben? Die meisten fügten sich stumpfsinnig der brutalen Herrschaft ihrer Männer und suchten im Branntwein Vergessenheit ihrer traurigen Lage. Die russischen Frauen jener Zeit tranken nicht viel weniger als die Männer — es war ja auch ihr einziges Vergnügen. Selbst die Zarinnen und Zarentöchter waren dem Branntwein nicht abgeneigt, und als ein ausländischer Prinz sich einst um eine Zarentochter bewarb, und man die Eigenschaften der fürstlichen Braut rühmte, hob man als besonderen Umstand hervor, daß sie nur ein einziges Mal betrunken gewesen sei.

Eine große Anzahl von Historikern behauptet nicht mit Unrecht, daß das alte Rußland — was die Stellung der Frau anbetrifft — sogar hinter der Türkei zurückstand. Die Demoralisation im Lande war eine unglaubliche, sowohl in den höchsten als in den untersten Schichten der Bevölkerung.

Im XVII. Jahrhundert jedoch fing die russische Frau an zum Bewußtsein ihrer Persönlichkeit zu kommen. Die Frauen erscheinen zu Ende des Mahles im Speisesaal und begrüßen die Gäste ihrer Gatten mit einem Gläschen Branntwein und einem Kuß, die Zarentöchter und Frauen zeigen sich dem Volke in offenen Wagen, feiern ihren Namenstag und empfangen Gäste bei sich.

Die energische Zarina Sophie, die Schwester Peters des Großen, bricht am entschiedensten mit der Tradition und zeigt sich überall an der Seite von Männern; eine andere läßt Stücke aufführen, spielt selbst einige Rollen und übersetzt einige französische Lustspiele. Was aber das Wichtigste war: die Frau gewann gesetzliche persönliche Rechte auf Eigentum und Vermögen. Und es ist eigentümlich, daß das Land, in dem die Frau am längsten in Abhängigkeit vom Manne gehalten worden, gerade das Land ist, das der Frau die größten und selbständigsten Besitzrechte zugesprochen hat. Die Frau wurde vollständig selbständig, was die Verwaltung ihres Vermögens betraf, und nannte sogar ganze Dörfer ihr eigen, mit denen sie nach Belieben und ohne Einmischung ihres Mannes schalten und walten durfte.

Peter der Große war es, der die Frau auch gesellschaftlich zur Geltung brachte, indem er mit dem Absolutismus eines russischen Selbstherrschers allen Traditionen zum Trotz befahl, daß zu den Gesellschaften in Privatkreisen, sowie zu den Hoffestlichkeiten auch Frauen geladen würden.

Freilich war das bloß eine ganz äußerliche Reform, die sich lange Zeit nicht über die ersten Schichten der Gesellschaft erstreckte. Der Mittelstand verhielt sich gegen alle Neuerungen ablehnend, und bis zu Anfang des XIX. Jahrhunderts ließ das gesellschaftliche Leben viel zu wünschen übrig, besonders in der Provinz. Wohl lud man Männer und Frauen zugleich ein, aber man setzte sie nicht an einen Tisch, nicht einmal in dasselbe Zimmer, und so blieb die Zuziehung der Frau zur Gesellschaft nur eine nominelle.

Einen besonders fördernden Einfluß auf die Entwicklung der Frau als Persönlichkeit hatte die Herrschaft der Zarinnen; besonders Katharina die Große nahm sich der damaligen Frauenfrage lebhaft an. So wurden die Mädchen nicht

Digitized by Google

mehr — wenigstens nicht mehr offiziell — zu einer ihnen mißliebigen Heirat gezwungen; es war somit ihr Recht der freien Wahl anerkannt.

Infolge der Selbständigkeit der Frau in vermögensrechtlicher Beziehung und der nun anerkannten freien Wahl ihres Gatten sehen wir, daß nun häufig statt des Mannes die Frau die erste Stimme hat und ihre Persönlichkeit — Jahrhunderte lang geknechtet — dadurch weit mehr zur Geltung kommt, als selbst im westlichen Europa, in Deutschland, Frankreich und England, wo die Frau materiell vollständig vom Manne abhängig ist und nicht ihren Toilettentisch ohne seine Einwilligung verkaufen kann.

Die deutsche Gutsbesitzerin ist bei Lebzeiten ihres Mannes völlig unfrei in allen das Gut betreffenden Beschlüssen; die russische Gutsbesitzerin ist absolute Herrin über das Land, wie sie zur Zeit der Leibeigenschaft Herrin über das Leben ihrer Leute war. Und diese Vermögensfreiheit gab ihr allmählich eine große Macht ihrem Manne gegenüber und half ihr mehr als alles übrige, mehr als alle Gewaltreformen westeuropäisch gesinnter Herrscher, jene Freiheit, die sie in den gebildeten Klassen des Landes zu den freiesten Frauen Europas stempelt.

Daß sich aber trotzdem die russische Frau des XVII. und XVIII. Jahrhunderts nicht zu der Geltung aufschwingen konnte wie die Deutsche und die Französin, lag hauptsächlich an der krassen Unbildung der Russin.

Die Frauen beschäftigten sich Jahrhundertelang mit nichts anderem als mit Handarbeiten, und selbst die Frau Peters des Großen, die Zarin Katharina I. konnte weder lesen noch schreiben, die Zarin Elisabeth wußte nicht, daß England eine Insel ist, suchte ihre Zerstreuung einzig in den Späßen ihrer Hofnarren und liebte es, einzuschlafen, während man ihr Märchen erzählte und leise ihre Fußsohlen kitzelte.

Katharina II. stach wirklich hervor mit ihrem nicht gewöhnlichen Wissen und dem regen geistigen Interesse, das sie für Kunst und Wissenschaft zeigte. Ihr zur Seite stand eine ungewöhnlich gebildete, geistig hervorragende Frau, die Fürstin Daschkoff, die von Katharina zur Präsidentin der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde und in dieser Stellung mehr leistete als man selbst von einem Mann erwarten durfte.

Diese beiden bedeutenden Frauen waren es auch, die durch ihre litterarische Thätigkeit den Frauen den litterarischen Beruf eröffneten; auch sehen wir jetzt zum erstenmal Frauen als Lehrerinnen an öffentlichen Anstalten und als Erzieherinnen in Privathäusern, was nicht wenig zur Hebung der Frau beitrug.

Die große Menge der Frauen war jedoch, wie gesagt, beinahe bis zu den vierziger Jahren völlig ungebildet. In einem im XVIII. Jahrhundert viel gespielten russischen Stück hieß es: „Was soll man die Mädchen lesen lehren? Das ist ihnen nichts nutz. Je weniger ein Mädel weiß, desto weniger lügt es."

Und so suchte man denn die Wahrheitsliebe auf Kosten der Bildung zu erhalten.

Ein alter russischer Aristokrat erzählt in seinen Memoiren, daß in einem kleinen Ort unweit der Großstadt viele Edelleute mit ihren Familien lebten, und von allen dort Wohnenden nur ein Leibeigener lesen und schreiben konnte, so daß die stolzen Aristokratinnen, wenn sie ihren abwesenden Männern Nachricht von sich geben wollten, sich gegenseitig den Leibeigenen liehen und seine Dienste in Anspruch nahmen.

Das Wort „Erziehung" hatte bei ihnen denn auch eine ganz andere, drollige Bedeutung, eine Bedeutung, die es auch jetzt noch für viele aus dem Volke behalten hat. „Ich kann wohl behaupten," so äußert sich eine Dame im Anfang dieses Jahrhunderts, „daß wir bei meinen Eltern eine vorzügliche Erziehung genossen; wir bekamen mehr zu essen als wir vertragen konnten."

Diese Unbildung und Roheit der russischen Frau legte der russischen Gutsbesitzerin das Gepräge blöder Tyrannei und unverantwortlicher Grausamkeit auf. Es klingt wie ein böses Märchen, wenn man hört, daß eine Gutsbesitzerin 139 ihrer Leibeigenen hat zu Tode peitschen lassen, hauptsächlich Frauen und Mädchen, deren einziges Vergehen gewesen, die Wäsche oder die Dielen nicht sauber genug gewaschen zu haben, und doch ist es ein unleugbares, gerichtlich festgestelltes Faktum.

Digitized by Google

Der Schriftsteller Daniloff erzählt in seinen Memoiren, daß seine Tante, wenn sie Hammelfleisch mit Kohl — ihr Lieblingsgericht — aß, stets während des Essens und in ihrem Beisein ihre Köchin peitschen ließ; „scheinbar schärfte das Geschrei der Unglücklichen den Appetit meiner Tante." Das Peitschen der Leibeigenen war für die ungebildeten und plötzlich frei gewordenen müßigen Frauen eine Zerstreuung wie es heutzutage für sie das Lesen eines aufregenden Romans ist.

Eines Tages kommt zu der Staatsdame Fürstin Galitzin eine Freundin zu Besuch und wird mit den Worten empfangen: „Ach, wie froh bin ich über Ihr Kommen, meine Liebe; vor lauter Langeweile wollte ich schon einen meiner Leute peitschen lassen."

Der grenzenlose Despotismus erstreckte sich auch auf die eigenen Kinder, und im Anfang dieses Jahrhunderts verkaufte eine Frau der mittleren Stände ihre eigene Tochter als Leibeigene, aus Rache, da sie dem Vater einige unliebsame Mitteilungen gemacht hatte.

Allmählich aber fing man an einzusehen, daß die Mädchen auch einige Bildung erhalten müßten. Man nahm Gouvernanten ins Haus, meist Französinnen, ungebildete eingewanderte Stubenmädchen, Kammerfrauen, die sich für Erzieherinnen ausgaben. Die Mädchen also lernten vor allem französisch, „Manieren," ein wenig singen, tanzen und — Männerfangen.

Der Russe nennt auch jetzt noch jedes erwachsene Mädchen: Braut. Ein Mädchen war nicht Weib, nicht Mensch, nicht Tochter: nein, sie war Braut, d. h. dazu bestimmt zu heiraten. Kein Wunder daher, daß das Mädchen auch nie einen anderen Gedanken in sich aufkommen ließ, als den: wen und wie heirate ich?

Man lernte französisch, singen, sich verbeugen und tanzen — um einen Mann zu bekommen; war dieses Ideal, nein, diese Bestimmung erst erreicht, dann schlummerten alle Bildungstriebe wieder ein, und das ätherische Fräulein verwandelte sich in eine grausame Despotin, die nicht mehr französische sentimentale Romanzen flötete, sondern die Peitsche schwang.

Auch die öffentlichen Lehranstalten für Mädchen, von denen die meisten bis auf die neueste Zeit nach dem Plan des von Katharina II. gegründeten Smolnaschen Instituts errichtet wurden, erzielten keine glänzenderen Resultate.

Das Smolnasche Institut hatte zwei Abteilungen, eine für die „wohlgeborenen Fräulein," die andere für die „kleinbürgerlichen" Mädchen. Die ersteren erzog man zu „Damen," die zweiten zu Dienerinnen dieser Damen, wobei man sie auch im Interesse ihrer zukünftigen Herrinnen im Französischen unterwies. Das Programm der „wohlgeborenen Fräulein" zeigt deutlich, nach welcher Richtung hin ihre Bildung verfolgt wurde. Sprachen, Deutsch, Französisch, Italienisch, Architektur, Heraldik, Skulptur, Zeichnen, Tanzen, Musik — das waren die Hauptfächer; Geographie, Geschichte, Arithmetik u. s. w. wurden eigentlich nur nebenbei betrieben.

Die Zöglinge wurden in dem Institut völlig abgeschlossen von aller Welt gehalten, in völliger Unkenntnis der realen Vorgänge des Lebens. Eine ehemalige Elevin von Smolna erzählt folgendermaßen die Wirkung des 14. Dezember vom Jahre 1825 auf die Zöglinge:

„Wir Mädchen erschraken furchtbar, als wir die Kanonen donnern und die Waffen klirren hörten: die Vorsteherin kam zu uns und sprach: ‚Gott straft euch, ihr Jungfrauen für eure Sünden. Eure schwerste und schrecklichste Sünde aber ist, daß ihr selten französisch sprecht, sondern immer russisch schwatzt wie die Köchinnen.' Eingeschüchtert wie wir waren, sahen wir das Schreckliche unserer schweren Sünde völlig ein und schworen unserer Vorsteherin, indem wir uns in Thränen aufgelöst vor den Heiligenbildern auf die Kniee niederwarfen, daß wir von nun an nie mehr russisch untereinander sprechen würden."

Das Ziel all dieser Institute war, den Mädchen eine „elegante und moralische" Erziehung zu geben. Das Moralische bestand darin, daß man z. B. in der Zoologiestunde der Natur ins Handwerk pfuschte, indem man die Tiere auf den Abbildungen mit einigen „moralischen Veränderungen" darstellte. In einem Institut wurden bei

Digitized by Google

der Rezitation eines harmlosen Monologes von Puschkin die Schlußzeilen ausgelassen, weil darin die Worte vorkamen: „Die Knaben mit Blut in den Augen," und die Vorsteherin meinte, es sei besser, „die Mädchen hörten so wenig wie möglich von Knaben sprechen."

Äußerliche, gezierte Sentimentalität war damals ein Hauptzeichen guter Erziehung. Die, welche sich im Laufe der Jahre nicht in grausame Despotinnen verwandelten, versenkten sich meist in überspannte mystische Religionsschwärmerei, und schlaue Sektirer, französische, weltliche Abbés schlichen sich im Anfang dieses Jahrhunderts in die bessere russische Gesellschaft ein und gründeten „neue Religionen", die fast alle einen sinnlich-lasciven Kultus aufwiesen.

Die russischen Frauen fangen an, sensitiv, nervös zu werden, lesen mit Vorliebe mystische Abhandlungen und sentimentale Gedichte, sprechen nur noch von Sympathie der Seelen, spielen die Weichherzigen und Romantischen, taufen ihre Kinder nach modernen Romanhelden und Heldinnen und verlangen von ihren Männern „höfliche Behandlung". Noch sind die russischen Frauen keine Menschen, aber sie besinnen sich darauf, daß sie Damen sind, und verlangen von den Herren dieselbe Galanterie, die in Frankreich schon seit Jahrhunderten den Frauen gegenüber angewendet wurde.

Es entstehen im Jahre 1804 russische Zeitschriften für Damen, an denen Frauen auch selbst mitarbeiten. Der Schriftsteller und Journalist Mackaroff ist der erste, der auf die gesellschaftliche Bedeutung der Frau hinweist; er fordert sie auf, sich zu bilden, selbst wissenschaftlich zu bilden, da sie nur durch Geist und Wissen die Stellung erreichen könne, die sie im westlichen Europa schon so lange einnimmt.

Aber auch Mackaroff betrachtete die Frau nur als eine Zierde des Salons, nicht als ein thätiges, selbständiges, nützliches Glied der Gesellschaft.

Erst in den Dreißiger Jahren, und zwar hauptsächlich durch den Einfluß von Georges Sand, raffte sich die Frau vollständig zum Bewußtsein ihrer Bedeutung und ihrer menschlichen Freiheit auf, und in der großen geistigen Bewegung der Vierziger Jahre treten Männer wie der Kritiker Belinski, Herzen, Stankewitsch u. a. energisch für die geistige und teilweise auch die soziale Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne auf. Die Frau steht nun beinahe im Mittelpunkt des Interesses, und ihre Stellung, ihr Kampf ums Recht und ihre Freiheit wird auch litterarisch von Schriftstellern wie Avenarius, Gontscharoff u. a. zum Vorwurf ihrer Romane genommen.

Frauen, die ihre Anonymität wahren, schreiben Artikel, in denen sie die Männer um Hilfe anflehen, sie beschwören, ihnen einen Wirkungskreis zu öffnen, die Möglichkeit zu bieten, eine ernstere, wissenschaftliche Ausbildung zu genießen.

Die Befreiung der Leibeigenen hat vielleicht mehr als jedes andere sozialpolitische Ereignis die Frauenbewegung gefördert. Bis dahin hatte die Frau auf fremde Kosten gelebt, mit dem Schweiße ihrer Leibeigenen ihre kostbaren Toiletten, ihr herrschaftlich großartiges und müßiges Leben bestritten — jetzt war sie plötzlich auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. Sie selbst mußte — falls ihr nicht ein Gatte zur Seite stand — arbeiten, um ihre Existenz zu fristen.

Gymnasien für Mädchen wurden errichtet, die denselben Lehrplan wie die Knabengymnasien hatten. Die Bildung für Mädchen wurde billiger und leichter zugänglich gemacht.

In den Siebziger Jahren wurden in Petersburg Fortbildungskurse für Frauen eröffnet, und nun nahm die Frauensache in Rußland einen schnellen Aufschwung, über den in einem zweiten Artikel berichtet werden wird.

Digitized by Google

Schulkinderthorheiten.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

„Hast du eine ‚Bummelage?'" Mit dieser Frage wurde ich als Sechsjährige bei meinem Eintritt in die unterste Klasse der höheren Mädchenschule empfangen. Es ist schon etwas lange her, aber deutlich erinnere ich mich noch des tiefen Gefühls von Beschämung, das mich überkam, da ich garnicht wußte, was eine „Bummelage" war. Und die zwischen Staunen und Mißachtung wechselnden Mienen der mich umstehenden kleinen „höheren Töchter" waren nicht eben geeignet, mein Selbstgefühl zu heben. Um so mehr schwoll das aller Besitzerinnen von „Bummelagen", die solche mit hurtiger Hand aus dem Kleiderausschnitt hervorholten und mir entgegenstreckten. Es waren kleine Spielereien aus Achat — bei minder Bevorzugten aus Stahl gearbeitet; Anker, Kreuz und Herz bildeten als „Glaube, Liebe, Hoffnung" den unentbehrlichen Stamm; Hämmerchen, Sternchen, Würfelchen 2c. gesellten sich dazu; das Ganze wurde durch einen Ring oder eine Schnur zusammengehalten und an einem Bande um den Hals getragen, in der Schule aber meist vor Späheraugen in den Kleiderausschnitt versenkt. Je schwerer das Ganze herunter„bummelte", — manche besaßen förmliche Bündel — um so höher die Geltung der kleinen Besitzerin in den Augen der Genossinnen. Ich aber habe damals, inmitten all der Besitzenden, zum erstenmal tief empfunden, was es heißt, ein Proletarier zu sein.

Zwar, vorgehalten hat die Empfindung nicht; dazu habe ich zeitlebens zu wenig Gefühl für „Bummelagen" gehabt. Überdies wurde die Bummelagen-Rage sehr bald durch eine andere, minder schwer zu befriedigende, aber bedeutend aufregendere Leidenschaft abgelöst: die für „Knallgummi". Sie ergriff die ganze Stadt zugleich, das heißt, was für uns die ganze Stadt bedeutete: die weibliche und männliche Schuljugend, während die Bummelagen-Epoche selbstverständlich nur in der Mädchenschule zu verzeichnen war. Die Naturgeschichte dieses Knallgummi ist mir entschwunden. Es war wohl eine besondere Art von Gummi elastikum, das aber erst durch — Kauen und nachfolgendes eifriges Kneten mit den Fingern für unsere Zwecke brauchbar gemacht wurde. Nach dieser Prozedur wurde es ganz dünn gereckt, zusammengebogen und mit den Rändern festgedrückt. Die in die so entstandene Tasche eingezwängte Luft bildete bei weiterem Pressen eine Blase, die sie endlich mit hörbarem Knall sprengte, und dieser Knalleffekt war das Resultat, um das man alle vorhergehende Mühe und Sorge willig auf sich nahm.

Reiz hatte die Sache natürlich nur in der Schule. Schon die Gefahr, beim Kauen ertappt zu werden, war nicht ohne Anziehungskraft. Wenn aber gar mitten in einer langweiligen Rechen- oder Handarbeitsstunde der ominöse Knall ertönte und unfehlbar die Frage hervorrief: „Wer hat hier Knallgummi?" der dann die handgreifliche Untersuchung folgte, so fühlten wir die ganze Spannung und das angenehme Gruseln wie bei den heimlich gelesenen Temmeschen Kriminalnovellen. Die Heldin einer solchen Affäre trug in unsren Augen eine Art Nimbus, besonders, wenn es ihr gelang zu entwischen.

Diese Episoden und einige nachfolgende „Ragen" fielen mir wieder ein, als ich jüngst eine Anzahl Schulmädchen auf dem Nachhauseweg eine Droguenhandlung förmlich stürmen und den in abweisender Haltung hinter dem Ladentisch stehenden

Digitized by Google

„jungen Mann“ um „Liebigbilder“ angehen sah. Nachdem die kleine Schar sich enttäuscht verzogen hatte, bat ich um Aufschluß und erfuhr, daß die kleinen, den Liebigschen Fleischpräparaten von der Firma als Gratiszugabe beigelegten Reklamebildchen seit geraumer Zeit einen leidenschaftlich begehrten Sammel-, Tausch- und Handelsartikel bei der Schuljugend bilden. Die Sache erschien mir im ersten Augenblick in demselben komischen Licht wie meine eignen Erfahrungen auf dem Gebiet. Je mehr ich ihr aber nachforschte, um so bedenklicher erschien mir ihr Charakter.

Ein Gang zu einem „Grossisten“ in dem Artikel — es sind in Berlin bereits Spezialhandlungen und förmliche Liebigbilder-Börsen entstanden, wohin die Sammler ihre Kärtchen zum Verkauf oder Umtausch bringen — brachte eine Fülle lehrreichen Materials. Eine Mutter mit zwei kauflustigen Kindern, Knabe und Mädchen, war eben anwesend, denen der Händler, geschickt die Kauflust anspornend, zwei dicke Bände mit eingeklebten Liebigbildern vorfingerte. Auf jeder Seite befand sich eine „Serie“ von je sechs Bildern in Kartengröße, die ein zusammenhängendes Ganzes bildeten, zum Teil hübsch ausgeführte Säckelchen, Darstellungen aus der Glocke, aus Opern, aus Märchen, von der Berliner Ausstellung ꝛc. Aus der Unterhaltung der Kinder ersah ich, daß eine große Anzahl dieser Bilder bereits in ihrem Besitz waren. Es lockte nicht etwa die besondere Schönheit dieser oder jener Bilder, sondern lediglich die mit dem Preise zusammenhängende Schwierigkeit, sie zu erlangen. Die leidenschaftlichste Begier wurde nach solchen geäußert, die sich etwa im Besitz befreundeter Kinder befanden oder auch von diesen lebhaft begehrt wurden; eine Begierde, die sofort der augenscheinlich völlig orientierten Mutter geäußert und von dieser geteilt und — befriedigt wurde. Im Besitz einer viele Mark repräsentierenden Menge von Bildern zog die kleine Gesellschaft ab, nur mit dem Gedanken beschäftigt, was „die andern“ dazu sagen würden.

Ich ließ mich nun von dem Händler über die Preise dieser kleinen buntbedruckten Kärtchen unterrichten. Eine große Anzahl von Serien war für Preise von je 50 Pf. bis 1 Mark zu erstehen; für Schulkinder auch schon ein Vermögen. Eine nicht geringe Anzahl aber stand im Preise von 2, 4, 6, 8, 10, 20 ja 25 Mark. — Die Höhe des Preises steht natürlich in erster Linie im Zusammenhang mit der Schwierigkeit, die älteren Bilder, die seiner Zeit selbstverständlich wenig beachtet und in den seltensten Fällen aufgehoben wurden, jetzt noch zu bekommen. Der landläufige Marktpreis für eine bestimmte Serie, Scenen aus dem Leben der Königin Viktoria von England darstellend, stelle sich, so wurde ich belehrt, auf 60—80 Mark! Sechzig bis achtzig Mark für sechs buntbedruckte Reklameblättchen! Der Besitz der vollständigen, alle Serien umfassenden Sammlung würde sich auf 4000 Mark stellen, belehrte mich weiter der Händler.

Seither habe ich meine Erfahrungen wesentlich erweitert. Ich habe eine thörichte Tante einem Buchbinder zehn Mark bieten hören, wenn er ihr — ich weiß nicht, ob die Tannhäuser- oder die Lohengrin-Serie — für ihr Nichtchen verschaffen wolle, die keinen andren Wunsch mehr kenne. Ich sah ein kleines Mädchen 5 Mark, die sie ihrer Mutter durch standhaftes Betteln abgepreßt hatte, für sechs solcher Blättchen hingeben, die an sich vielleicht einen Wert von 20—30 Pfennig repräsentieren. Ich habe „Liebigbilder-Albums“ gesehen, die bis zum Preise von 25 Mark von einer findigen Industrie hergestellt werden sollen; ich habe gesehen, wie diese Bildermanie taumelartig ganze Schulklassen ergriffen hat und von den höheren schon in die Gemeindeschulen gedrungen ist; ich habe auch verschiedene sonst verständige kleine Mädchen nach dem Grunde dieser Manie gefragt — sie haben mir keinen andern angegeben gewußt als: „Die andern thun es auch alle.“

Man soll nicht mit Kanonen nach Spatzen schießen und Schulkinderthorheiten nicht vom Standpunkt des Pendanten behandeln. Aber diese Thorheit erscheint doch mehr als bedenklich — sie ist überdies nicht nur eine Thorheit der Kinder sondern eine Thorheit der Großen. In wie hohem Grade, das zeigt eine dieser Tage die Zeitungen durchlaufende Notiz, wonach ein „Liebigbilder-Interessenten-Verein“ gegründet worden ist. Wenn nun Erwachsene Thoren sein wollen, so ist das schließlich

Digitized by Google

ihre eigene Sache. Was aber die Kinder betrifft, so trifft hier einmal „Demokrit der Jüngere“ (Leipzig, Fischer, 1893) den Nagel auf den Kopf, was ihm durchaus nicht immer passiert: „So gut es sein mag, die Phantasie und die freie Zeit der Kinder in gewisse Kanäle abzuleiten, so wenig taugt es, hierfür eine Strecke zu wählen, wo ein starkes Gefälle vorhanden ist und das Spiel leicht zur brausenden Leidenschaft wird. Kinder dürfen keine andren Steckenpferde bekommen, wenn sie den eigentlichen schon entwachsen sind. Derartiges sollte ihnen ebenso wie geistige Getränke so lange wie möglich fern bleiben. Zwischen beiden besteht überhaupt eine bedenkliche Ähnlichkeit, eine gleichartige Tendenz, die auszurotten die erste Aufgabe einer verbesserten Lebensanschauung wird sein müssen. Es ist ein verzweifelter Pessimismus, der uns veranlaßt, uns selbst mit eitlem Tändelzeug über das Dasein fortzutäuschen. Das Leben als leeren Balg zu betrachten, den wir mit Kleie oder Häcksel ausfüllen, steht nur um einen Grad tiefer als die Doktrin, es einzig für ein Jammerthal zu halten.“

Wir stehen im Zeitalter der Feze. Bergfeze, Sportfeze, Wasserfeze, Wollfeze beherrschen die Situation. Unter den Sammelfezen sind jedenfalls die Liebigbilder-Feze eine der merkwürdigsten Spielarten. Aber die durch Weiterzüchtung entstehenden Variationen übertreffen sie noch in der Fähigkeit den „Balg des Lebens mit Häcksel und Kleie zu füllen“: sie sammeln bereits die bunten Bildchen der Chokoladen-, Bonbons- und Garnfabrikanten; ja, das Neueste sind Sammlungen von Pferdebahnbillets! Vielleicht ist das auch für die Liebigbilder-Jünger der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, der ihnen die Augen öffnet.

Gehen wir der Sache auf den Grund, so stellt sie sich so: wer seinen Schwerpunkt nicht in sich hat, sucht ihn außer sich. Wer nicht durch seine geistige Persönlichkeit imponieren kann, will es durch etwas thun, was er besitzt. Menschen dieser Art ist nicht zu helfen. Eltern aber, die ihre Kinder bei einer so geist- und sinnlosen Manie unterstützen, wie die in Rede stehende, bedenken wohl kaum, daß sie künstlich solche Menschen heranzüchten, daß sie zu einer bedenklichen Verschiebung der Lebenswerte beitragen, zur Bildung einer Lebensanschauung, bei der nicht das, was einer *ist*, die Hauptrolle spielt, sondern was einer *hat*. Das ist es, was die Sache so ernst macht. Und gerade die Teilnahme der Erwachsenen macht diesen Sport so viel bedenklicher als die bald vorübergehenden, von den Erwachsenen höchstens belächelten, niemals geteilten Schulkinderthorheiten *unserer* Jugendzeit. Man blieb sich damals der Nichtigkeit dieser Dinge und des Abstandes gegen die ernste Welt der Erwachsenen doch dunkel bewußt. Hier aber ist dieser Abstand aufgehoben. Hier lehren die Großen die Kleinen, Geld für imaginäre Werte fortzugeben, oder, besser gesagt, für wertlosen Tand. Es ist natürlich krankhaft, bei jedem Genuß, den man sich gönnt, an das Stück Brot zu denken, das man einem Armen statt dessen reichen könnte; wenn man sich aber die Summen vorstellt, die hier so sinnlos verschleudert werden, so kann man doch nicht umhin, der zahlreichen Schulkinder zu gedenken, die jahraus, jahrein treppauf, treppab laufen mit Frühstück oder Zeitungen, und von denen manch eines durch das Geld, das von ihresgleichen, von anderen Schulkindern und ihren Eltern so weggeworfen wird, aus seinem Elend erlöst werden könnte. Der Thatendrang der Kinder kann fast ebenso leicht auf emporsteigende wie auf abschüssige Bahn gelenkt werden; sie sind dem wirklich Idealen nicht unzugänglich. Sollte sich da nicht statt dieser Fexerei, die Reich und Arm selbst in der Kinderwelt einmal wieder gründlich trennt und den Neid groß zieht, etwas finden lassen, das sie verbindet?

Videant consules — mögen Schule und Haus, Eltern und Erzieher zusammenwirken gegen diese Unsitte, deren Duldung man nur als eine bedenkliche pädagogische Verirrung bezeichnen kann.

Digitized by Google

„Schnut."

Scene aus dem Kinderleben

von

Adele Hindermann.

Nachdruck verboten.

Die kleine Leni konnte nicht mehr laufen. Immer mit dem Schlitten die abschüssige Straße hinab in vollem Galopp und wieder hinauf und hinab, stundenlang — das ging über ihre Kräfte.

Sie war überhaupt immer so leicht müde, oder sie fror, und das Bewußtsein ihrer nie ganz zureichenden Kräfte machte sie verdrießlich und eigensinnig.

„Ich spiele nicht mehr mit, Lisbeth, ich gehe nach Haus," rief sie mit ihrem dünnen Stimmchen ihrer Schwester zu, die eben einen Stuhlschlitten schiebend an ihr vorübergerast kam in so hastigem Lauf, daß die Sohlen ihrer Knöpfstiefel gen Himmel schauten.

„Bring mir 'n Butterbrod mit," war die einzige flüchtige Erwiderung des rotbackigen, frischen Mädchens.

Weiter nichts; kein Wort des Bedauerns. Sie hätte doch wenigstens sagen können: „ach Unsinn, bleib doch hier," dann hätte es Leni noch einmal versucht dazubleiben und mitzuspielen, trotzdem sie durchfroren ist wie ein kleiner Eiszapfen; denn gern geht sie jetzt nicht nach Haus; mit wem soll sie spielen, wenn Lisbeth draußen ist?

Aber niemand hält sie zurück — ihr Gehen reißt keine Lücke. Sie ist ja immer nur „Freiläufer," die belangloseste Person bei jedem Spiel, die als Zahl nicht mit in Betracht kommt. Man rechnete beispielsweise nur sechs Mitspielende, wenn Leni als siebente dabei war. „Alle Naselang kann sie ja nicht mehr," sagten die Kinder, und so wurde Leni „Freiläufer", denn das Mitlaufen gestattete man ihr gern.

Leni verzog weinerlich das blasse, hübsche Gesichtchen und trampelte vor Kälte von einem Fuß auf den andern. Dann wischte sie sich ein paar Thränchen aus den Augen und wandte sich, um ins Haus zu gehen.

„Leni! Leni Markgraf!"

Ein stämmiger kleiner Bursche war ihr nachgelaufen, den roh zusammengeschlagenen Eisschlitten an einer Strippe hinter sich herziehend.

„Wo willst du hin, Leni?"

„Nach Haus, ich habe so schrecklich kalte Hände."

„Ach, bleib' man hier, ich spiele mit den andern auch nicht mehr. Soll ich dir mal die Hände warm machen?"

„Kannst du das denn?"

„Und ob! Feste mit Schnee abreiben."

Das kleine Mädchen vergräbt die Hände ängstlich in dem hübschen, weißen Pelzmuff.

„Mit Schnee? Dann werden sie ja noch kälter," sagt sie verdrießlich.

„Nee du, im Gegenteil, dann werden sie ganz warm; ich hab's auch gemacht. Da, faß mal an, wie warm!"

Wahrhaftig!

Und vertrauensvoll streckt die Kleine ihre eiskalten Händchen hin.

Sie hat ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm. Er imponiert ihr, weil er nie friert, trotzdem er viel dünner und ärmlicher angezogen ist als sie, weil er nie bange ist, weil er auf den Händen laufen und sechzehn Pflaumensteine verschlucken kann.

Ja, sie staunt ihn an, den Schnut.

„Schnut" — eigentlich hieß er Alfred Gothe. Über die Entstehung dieses Spitznamens kursierten die verschiedensten Gerüchte. Thatsache war, daß der kleine Junge stets mit offenem Mäulchen herumlief, gerad als wolle

Digitized by Google

er mit seinen hübschen, schneeweißen Oberzähnen kokettieren. Böse Zungen wollten behaupten, Alfred habe in seiner ersten Kindheit das saubere rot karrierte Taschentuch, das seine Mutter ihm jeden Morgen mit einem Zipfel am Täschchen festnähte, nur höchst selten seiner natürlichen Bestimmung gemäß verwendet; das somit als Atmungsorgan außer Thätigkeit gesetzte Näschen habe durch den stets offenen Mund, die „Schnute", einen Ersatz finden müssen — eine Lesart, die der Kleine auf das heftigste bestreitet; nötigenfalls hilft er dabei mit seinen derben kleinen Fäusten fühlbar nach.

Zweifellos hat er recht, wenn er sich energisch dagegen verwahrt; aber mag nun ein chronischer Stockschnupfen oder eine etwas zu kurz gebildete Oberlippe die Ursache seines offenen Mundes sein — „Schnut" heißt er unrettbar, seit er seine ersten Höschen trug, bei Alt und Jung, bei Eltern, Geschwistern und Nachbarskindern!

Ja, es geht die Sage, er habe, als er in die Schule kam, die Frage des Lehrers nach seinem Namen mit „Schnut Gothe" beantwortet. —

Hübsch sah Schnut gerade nicht aus an diesem Januarnachmittag, als er Lenis Hände mit Schnee abrieb. Seine tief über den Kopf gezogene Mütze mit den schwarzen Ohrenklappen ließ nur ein kleines Stückchen Gesicht sehen: die rotgefrorene Stumpfnase, die viel verspottete Schnute und eine in allen Regenbogenfarben schillernde Beule über dem linken Auge.

Schön war er nicht, aber ein Ritter, ein Schutz und Schirm, wie ihn sich ein kleines, zimperliches Mädchen nicht besser wünschen konnte.

Ihre Freundschaft war nun schon dreiviertel Jahr alt. Im Frühling war's gewesen, da hatte der Wilhelm Rademann, der größte Rowdy der Straße, der kleinen ängstlichen Leni zwei Maikäfer an den Nacken gesetzt. Auf das Zetergeschrei des Kindes war Schnut auf der Bildfläche erschienen — der Kleinen die krabbelnden Tiere vom Halse nehmen, dem Rowdy eine schallende Ohrfeige versetzen, war das Werk eines Augenblicks gewesen, und im direkten Anschluß daran sah Leni einen auf der Erde sich wälzenden Klumpen von Armen und Beinen, aus dem sie kaum Feind und Freund herauszuerkennen vermochte.

Zitternd stand sie dabei, drückte sich an die Wand und wußte nicht, was sie thun sollte. Da erinnerte sie sich plötzlich, daß sie ja drei blanke Pfennige in der Tasche habe, die sie der Mama gestern abgebettelt; rasch lief sie zum Kaufmann, holte für Schnut, als Zeichen ihrer Dankbarkeit, eine Düte voll Zuckersand und Mohnsamen, durcheinander gemischt („Mondsamen" sagt jedes Kind), und sah mit Entzücken zu, wie der Junge nach Beendigung des Kampfes mit seiner kleinen Zunge den süßen Inhalt direkt aus der Düte herausfischte.

Diesem ersten Ritterdienst war noch mancher gefolgt, und die erste Düte blieb nicht die einzige. —

„Wirst du noch nicht warm?"

„Ja, ein bißchen, aber noch nicht viel."

„Na, sei man still; ich reibe noch, bis deine Finger garnicht mehr steif sind. Hast du auch kalte Füße?" Es ist auffallend, wie diese rauhe Jungenstimme weich klingt, wenn er mit dem kleinen Mädchen spricht.

„Ja, furchtbar kalt!" sagt Leni kläglich.

„Dann müssen wir mal tüchtig laufen; komm, faß meine Hand an."

Und dann geht es in vollem Galopp die Straße hinunter und wieder zurück, und mit einem Mal fühlt Leni eine behagliche Wärme in allen Gliedern.

An der Seitenwand eines Bäckerhauses, die vom Backofen ganz warm ist, machen die Kinder halt.

„So, hier können wir uns verpusten," sagt Schnut befriedigt, „hier ist es mollig!"

Um die Gemütlichkeit vollkommen zu machen, findet sich sogar noch eine alte umgestürzte Kiste, die man als Sitz benutzen kann.

Leni lehnt behaglich den Rücken an die warme Wand. „Das ist nun unsere Stube," lacht sie leise; ihr ist so wohl zu Mut, sie möchte schnurren wie ein Kätzchen am Ofen.

Lisbeth saust auf einem Eisschlitten vorüber. „Hast du mir 'n Butterbrod geholt, Leni?"

„Nein," sagt die Kleine stolz, „ich gehe garnicht nach Haus, mir ist nicht mehr kalt!"

Schnut steckt einen Finger in den Mund.

Digitized by Google

„Du, Leni, du solltest doch man hingehen und Butterbrode holen, für dich auch eins.“

„Ich mag nichts.“ Aber dann lag etwas wie Verständnis in ihren blauen Augen. „Ach, ich laufe doch rasch hin,“ sagt sie, „warte hier auf mich, Schnut, ich bringe dir auch eins mit.“

„Oooch — nee — danke — das brauchst du nicht.“

Sehr energisch klingt die Abwehr gerade nicht. Und als Leni nach einigen Minuten mit ein paar prachtvollen Butterbroden zurückkommt, ziert er sich auch nicht lange eins anzunehmen.

Aber erst klappt er die oberste Schnitte ab.

„Donnerwetter, Schinken! Kriegst du immer so was Feines, Leni?“

„Immer nicht; ‚das muß immer was Besonderes bleiben‘, sagt Mama; aber wenn ich manchmal so blaß aussehe und nicht so tüchtig laufen kann, wie Lisbeth, dann giebt mir Mama alles Mögliche, damit ich auch solche roten Backen kriege, wie Lisbeth. Mama hat sich eben furchtbar gefreut, daß ich so viele Butterbrode holen wollte,“ setzt sie pfiffig hinzu.

„Kannst du zu Haus immer so viel essen, wie du magst, bis du ganz satt bist, Leni?“

Leni sieht ihn erstaunt an.

„Natürlich! Du denn nicht, Schnut?“

„Na, nee, so recht nicht,“ sagt der Kleine zögernd, nachdenklich, „wenigstens ich könnte immer noch.“

Lenis Augen sind erstaunt auf ihn gerichtet; das Butterbrod, an dem sie nur herumgenagt hat, nimmt sie unschlüssig von einer Hand in die andere. „Schnut,“ sagt sie endlich, „wenn du vielleicht das noch möchtest — aber ich habe es angebissen!“

„Ach deswegen! Aber bist du auch ganz satt, Leni?“

„Ja, ganz!“

„Sag’ mal ‚wahrhaftig‘.“

„Wahrhaftig.“

„Na denn — danke auch.“

„Du brauchst garnicht zu danken; du hast mir ja auch die Hände so schön warm gerieben! Du bist überhaupt ein guter Junge, Schnut.“

„O,“ sagt Schnut bescheiden abwehrend und kaut mit vollen Backen.

„Aber was sagt denn deine Mama, wenn du nun zum Abendbrod nichts mehr essen kannst?“

Schnut lacht. „Desto mehr bleibt für die andern. Wir sind ja auch sieben Jungens, ‚da hat man seine Not‘, sagt meine Mutter. Aber, denk mal, unser Fritz, der verdient jetzt schon zwölf Mark die Woche, seit er ausgelernt hat.“

„Zwölf Mark!“ Leni staunt gehörig mit.

„Du, ich weiß noch was von unserm Fritz.“

Leni hört auf, mit den Absätzen an die Kistenwand zu trommeln und beugt das Köpfchen neugierig herüber.

„Er hat sich ’n feinen Siegelring gekauft,“ raunt Schnut, „das darf Vater und Mutter aber nicht wissen; er setzt ihn Sonntags immer erst auf der Treppe auf. Mir hat er ’n Groschen gegeben, damit ich’s niemand sage; den hebe ich mir auf bis zum Sommer, dann kaufe ich mir ein Glas Limonade dafür. Wenn ich erst was verdiene —“

„Was willst du denn werden, Schnut?“

„Schuster, wie mein Vater. ‚Schuster ist immer noch ’n gutes Brot‘, sagt Mutter. Und wenn ich groß bin, dann heirate ich dich, Leni.“

Das kleine Mädchen fühlt sich ungemein beschützt bei dem Gedanken, Schnuts Frau zu werden, aber sie nickt doch etwas zaghaft.

„Ja, aber Schnut, dann braucht man viel Geld! Da muß man Stühle kaufen und Tische und Sofas und Gardinen und Kochtöpfe und Teppiche und ’ne Kaffeemühle und Lampen und ’n Besen und ’ne Bratpfanne und —“

„Und ’n Schustertisch und Handwerkszeug,“ ergänzt Schnut, „na ja, das kaufen wir uns dann einfach.“

Leni sieht etwas nachdenklich aus.

„Sag mal, Schnut, könntest du nicht doch am Ende etwas anderes werden? Schuster ist ja sehr schön, aber weißt du, ich mag — ich kann — ich mag das viele Leder nicht riechen!“

Schnut reißt erstaunt die Augen auf.

„Nicht, du nimmst es mir doch ja nicht übel, Schnut?“

Der Junge sieht die kleine feine Person mit dem empfindlichen Näschen nachdenklich an.

„Übel? nee. Wenn du das durchaus nicht gerne willst, dann — ich frage mal meine Mutter, was die dazu meint, nicht?“

Digitized by Google

Leni nickt eifrig.

„Früher wollte ich durchaus Milchmann werden, weil man da immer mit dem Wagen in der Stadt herumfährt," erzählt Schnut, „dann hätteſt du immer viel Milch trinken können, Leni."

„O, die mag ich ja garnicht! Ich bitte immer unſere Rike, daß ſie mir Kaffee hineinſchüttet, wenn's Mama nicht ſieht."

„So? Na, das iſt ja nun auch nichts geworden; ‚n ordentliches Handwerk lernen,' ſagt meine Mutter, ‚das iſt immer noch das beſte, wenn man fleißig iſt und ſeine Kundſchaft gut bedient.'"

In Lenis Kindskopf taucht ein Gedanke auf, ein ſüßer, entzückender:

„Sag mal, Schnut, könnteſt du nicht vielleicht — Konditor werden?"

Schnut ſteckt die roten Hände in die Jackenärmel und macht ein geſcheites Geſicht.

„Konditor, ja, das möchte ich wohl," und dabei ſpielt ſeine kleine rote Zunge über die Oberlippe, „aber wenn dann die Leute den Kuchen nicht kaufen, dann wird er uns alt und verdirbt, und wir haben kein Geld!"

„Ach, vielleicht kaufen ſie ihn doch!"

„Ja, vielleicht. Ich will mal meine Mutter fragen."

Leni hängt ſchon wieder einem andern Gedanken nach.

„Und wenn wir Hochzeit haben, bekomme ich einen Brautkranz und ein ſchönes weißes Kleid mit einer langen Schleppe," ſagt ſie träumeriſch.

Aber Schnut iſt hierin anderer Anſicht.

„Nee, Leni, kein weißes. Meine Mutter ſagte noch geſtern, als die Lina Rademann Hochzeit hatte und in ihrem Staat die Treppe herunter kam: ‚ſolch ein Unſinn, ein weißes Kleid! Ein ſchwarzes kann unſereins doch immer wieder anziehen, das iſt viel praktiſcher.' Aber die Lina Rademann iſt überhaupt ſolch 'ne unordentliche Perſon, die kriegt von ihrem Mann noch mal Prügel, ſagt Mutter. Prügelt dein Vater deine Mutter, Leni?"

Die Kleine iſt aufgefahren. „Wie du nur ſo etwas ſagen kannſt!"

„Na, ich meinte man ſo. Mein Vater thut's auch nicht. Aber die Frau Rademann oben kriegt jeden Tag Wichſe, wenn er ſo viel Schnaps getrunken hat. Mein Vater ſäuft auch nicht. Deiner? Nee, ich glaub's wohl. Mein Vater iſt überhaupt der ordentlichſte Mann im ganzen Hauſe; wir ſollten nur ſehen, daß wir auch ſo tüchtige Kerle würden, ſagt meine Mutter. Ich ſchlage dich auch nicht, Leni, wenn du erſt meine Frau biſt."

„Nein," ſagt die Kleine mit dem Bruſtton der Überzeugung.

Ein ſchmuckes Dienſtmädchen mit weißem Häubchen tritt heran.

„Endlich; wie hab ich dich geſucht, Leni; du ſollſt nach Hauſe kommen, gleich. Wo iſt Lisbeth?"

Leni legt willig ihre kleine weiche Hand in Rikes große.

„Adieu, Schnut!"

„Adieu, Leni."

Dann, ſchon im Davongehen: „Du Schnut, wegen ‚Konditor' frag mal deine Mutter, ja?"

Digitized by Google

Die Ehe im vierten Stande.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten.

Die Proletarierehe hat, verglichen mit der Ehe in den andern Ständen, einen Schein des Vorzugs auf ihrer Seite. Sie will sich selbst, die Ehe, da giebt es kein Schielen nach rechts und links, sie wird nicht zur Versorgungsanstalt, nicht zur sozialen Leiter. Die ganz geringen Ausnahmen bestätigen die Regel. Dann schließt sie zwei Menschen aneinander, die auf gleichem geistigen Niveau zu stehen pflegen, sie haben den gleichen Bildungsweg, gleichartige Eindrücke, gleiche Sorgen und Kämpfe hinter sich, bewegen sich in den gleichen Interessen und verfolgen gleiche Ziele. All dieses Gleichartige ist eng, klein, dürftig, aber beide „kennen sich darin aus", und es giebt keine Unverstandene und keinen Unverstandenen. Sie beginnt in gewissem Sinne mit einem fair start. Aber ihr Weg ist ein Spießrutenlaufen. Not, Krankheit, Armut, Leichtsinn, Schwäche, Unglücksfälle, Fehltritte greifen sie an, und nun schiebt sich ein Keil der Ungleichheit zwischen die beiden Ehehälften und macht das Elend, das aus den Verhältnissen erwächst, noch größer. Dieser Riß klaffte von Anbeginn an, man sah ihn nur nicht oder wollte ihn nicht sehen, und mit dem fair start ist es nichts als glückliche Täuschung.

Jede Ehe gleicht einem zerschnittenen Apfel. So fein ist der Schnitt, so fest sind die Hälften aneinander gefügt, daß er selbst scharfen Augen entgeht, aber eine unvorsichtige Berührung, und die Einheit ist zerstört. Diesen Schnitt besorgt das Eherecht. Es zerschneidet durch Vorurteile, veraltete Anschauungen voll Gesetzeskraft, die Ungerechtigkeit erzeugen, durch das Hineintragen der Ungleichheit, wo Gleichheit herrschen müßte. Die Versuche, die eigene Härte zu mildern, seine Abschwächungsparagraphen, kennt der Proletarier nicht; ihm ist nur eins gegenwärtig, daß es sich mit dem Bibelworte: Und er soll dein Herr sein, deckt. Diese gemachte Ungleichheit beginnt ihr Zerstörungswerk, sobald aus einer Ehe die Einigkeit weicht und findet einen mächtigen Bundesgenossen in der zweiten, natürlichen Ungleichheit der Geschlechter, der größeren Körperkraft des Mannes.

Der Proletarier heiratet in der Regel jung, zu jung. Die Ursachen sind leicht ersichtlich. Der gesunde Zwanzigjährige hat die Einnahme des Dreißigjährigen, er hat sie und weiß nicht, wie lange er sie noch haben wird, seine Kraft verbraucht sich schnell, er altert früh. Ein Fünfzigjähriger ist in seinen Augen ein Greis. Eine eben verwitwete Frau, deren Kind eine Dame zu adoptieren geneigt war, meinte, die gewandten, herzenswarmen Briefe der Fünfundfünfzigjährigen könnten unmöglich von ihr selber geschrieben worden sein, sie sei zu alt dazu. So urteilen die Proletarier alle, und sie sind berechtigter dazu als die guten „Leute von Seldwyla". Auch blickt der einundzwanzigjährige Arbeiter schon auf sieben Jahre der Selbständigkeit, des Junggesellentums und des „Vorlebens" zurück, die Ehe scheint ihm ein Hafen nach manchem Sturm. Dasselbe gilt von der Proletarierin, die er heimführt; sie ist von ihrem vierzehnten Jahre an eine Verdienende oder Mitverdienende und mit ganz geringen Ausnahmen beginnt sie bald nach dem Verlassen der Schule ihr „Vorleben". Beide kennen und ersehnen die Ehegenüsse, keiner hat sich je die Pflichten des Ehestandes klar gemacht. Er kommt ihnen einfach zu und steht ihnen wohl an, weil alle ringsum heiraten und geheiratet haben. Junggesellen giebt's unter den Proletariern kaum,

Digitized by Google

unverheiratete Mädchen wohl, aber sie haben meist ihre Kinder und gelten nicht als alte Jungfern.

Aus der völligen Gedankenlosigkeit und dem Fehlen des Gefühls der Verantwortlichkeit für die Zukunft erklärt es sich, daß junge Leute eine Ehe eingehen, ohne ein eigenes Heim gründen zu können. Sie besitzen kaum Wäsche genug, um in wünschenswerten Zeiträumen zu wechseln, und mieten sich nun bei andern Leuten ein, bald nur als Schlafgänger, bald mit dem Recht der Küchenbenutzung, bald beanspruchen sie auch Kost. Es kommt vor, daß ein eben vermähltes Paar die Schlafstube mit Unbekannten teilen muß. Über diese Ehen ist von Anbeginn an der Stab gebrochen. „Auf dem Bauche sollst du kriechen und Erde essen dein Lebelang." Roheit oder stumpfe Vertierung sind das Ende, nur selten vermag außergewöhnliche Willenskraft und Tüchtigkeit durch allmähliches Aufbessern der Verhältnisse vor dieser Verelendung zu retten.

Der Durchschnitt der Ehen aber kann sich eines günstigeren Anfangs rühmen. Ein kleiner Haushalt wird von den beiderseitigen Mitteln hergerichtet, des Mannes Arbeit verspricht ein ausreichendes Einkommen; fehlt es daran, so hilft die Frau miterwerben, einige Stunden genügen zur Verrichtung der häuslichen Arbeiten. Jetzt kommt die Entscheidung, die Gabelung des Weges, von der Wahl hängt die Zukunft ab. Beide Teile müssen ihre Pflichten erkennen lernen, die Pflicht der Selbsterziehung, der Selbstverleugnung, der Geduld, der Rücksichtnahme, des gegenseitigen Beeinflussens zu Gunsten des Ganzen, der Familie, die sich bald vergrößern und immer wieder vergrößern wird. Die Verschiedenheit der Charaktere, schwerwiegende Fehler auf beiden Seiten, Krankheit, Arbeitslosigkeit, Geburten, Todesfälle stellen diese Ansprüche in immer größerem Maße. Eine Statistik des Eheergebnisses für das Lebensglück der Beteiligten würde uns am besten zeigen, wie die Ehe in ihrer heutigen Gestaltung auf den einzelnen und durch ihn auf die Gesamtheit wirkt.

Vor mir liegen 495 Notizen über Proletarierfamilien. Ich gebe zu, daß 495 Ehen nur eine Stichprobe liefern. Vieles aber wiederholt sich so häufig, fast wie ein Abklatsch, daß man es bei verzehnfachten Beispielen gewiß auch verzehnfacht wiederfinden würde. Ich gebe einige Notizen wieder.

* * *

L., Zimmermann, große Allee. Eine winzige Stube, eigene Küche. Sechs Kinder. Ältestes: Mädchen, 13 Jahre alt, das jüngste ein Jahr. Zimmer ziemlich ordentlich, gut gelüftet. Schlafstellen: 2 Töchter ein Bett, 3 Jungen ein Bett, Kleinste bei den Eltern. Frau gut aussehend, verarbeitet, noch jung; Mann trinkt, alle Tage betrunken, Mutter und Tochter holen ihn fast jeden Abend aus der Stadt. Er dann sehr zärtlich, zu zärtlich. Frau Angst vor ihm, „schimpft ihn in die Ecke." Er verspricht, bittet ab, macht's dann um so toller. Tochter lacht verschmitzt bei diesem Bericht. Frau wäscht für die Nachbarn, kann nicht immer, viel krank. Zwei Knaben, sechs- und siebenjährig, verdienen sich im Café Ludwig 15—30 Pf. für Holen der Lawn-tennis-Bälle. „Damit helfen wir uns durch." —

Paul F., Maschinist, beim Durchstich beschäftigt, fährt auch mit dem Regierungsdampfer. Seine Frau ein uneheliches Kind mit in die Ehe gebracht, Grete B., dreizehnjährig, Mann haßt und quält es. Trinker, schlägt seine Frau alle Tage, „so lange sie verheiratet sind." Vier Kinder, zweijährig das vorjüngste, sechs Wochen alt das jüngste. Wohnung geräumig, Auskommen gut, Frau nur in der Wirtschaft thätig. Vor einem Vierteljahr Paul F. und fünf Kameraden gelobt, keinen Branntwein zu trinken, Strafe 3 Mark. Vor sechs Wochen das Geld verjubelt, sich gegenseitig des Gelübdes entbunden, Umschlag fiel gerade in die Krankheitszeit der Frau. Sie muß sehr schön gewesen sein, hat keinen Willen. — 24. Mai, Grete B. meldet weinend, ihre Mutter habe den Vater verlassen, nachts, als er schlief. Er vorher alles zertrümmert, gedroht, die Frau tot zu schlagen. Grete weiß nicht, wo die Mutter ist, fürchtet sich nach Hause zu gehen. — 28. Mai, Frau F. freiwillig zu ihrem Manne zurückgekehrt. —

Digitized by Google

Rudolf G., Arbeiter. Ein Zimmer, eine Küche. Frau sehr tüchtig, handelt mit Fischen, lange die Familie allein ernährt. Mann, ein prächtiger Mensch, vor zwei Jahren von zwei Leuten überfallen, die nach der Lohnauszahlung Branntwein von ihm verlangten und nicht erhielten. Von 9—11 auf dem Markte gelegen, fast verblutet, linker Oberarm Hauptader durchschnitten, zu fest verbunden, nun gelähmt. War früher linkshändig, muß jetzt mit der Rechten arbeiten lernen. Eben Werft angestellt. Finde alle bei Tisch, Kaffee, Brot, Wurst, keiner hat Zeit Mittag zu kochen, Abendbrot warm. Zwei Arbeiter, Freunde des Mannes, in Pension, gut aussehend, schlafen auf dem Boden. Kinder, zwei Knaben, ein Pflegekind, sitzen an einem Fußbänkchen in der Küche. Der Pflegling Tochter einer unverheirateten Schwester der Frau; gebar das Kind mit 17, starb mit 22 Jahren. Vater gab sich für einen Zimmermann aus und war nichts als „ein Lump". Eltern der Frau früher auf dem Lande gewesen, bessere Tage gesehen, viel Unglück. Erquickliche Häuslichkeit.

Ähnlich sind sämtliche Notizen gehalten, mehr oder minder ausführlich, je nach Lage der Sache. Sie liefern folgendes Resultat: 48 ½ Prozent dieser Ehen sind so zerrüttet, wirken so entsittlichend, alle Menschenwürde untergrabend, daß der Wunsch nach Zulässigkeit der Zwangsscheidung auftaucht; sie hätte den rettenden, vorbeugenden Wert der Zwangserziehung. Dazu kommen 12 ½ Prozent unglücklicher Ehen, bei denen es keine Explosionen, keine empörenden Gewaltthätigkeiten giebt; sie mahlen wie Gottes Mühlen langsam, aber trefflich fein; nur daß sie Teufelsmühlen sind. Bei 36 Prozent ist das Familienhaupt dem Alkoholismus verfallen, davon gehören 24 Prozent den „bösen Trinkern" an, die fast allabendlich das Eigentum und das Leben der Familienglieder gefährden. Die Zahl der arbeitenden Frauen beläuft sich auf 30 Prozent, davon sind 15 Prozent die alleinigen Ernährer der Familie, weil der Mann sein Einkommen vertrinkt, 10 Prozent die Miterwerbenden trotz übergroßer Kinderschar, weil der Mann trinkt, und 5 Prozent die alleinigen Ernährer, weil der Mann krank oder träge ist. Auf je hundert Ehen kommen zwei geisteskranke Männer, Folge des Alkoholismus. In wie vielen Fällen die Frau ein uneheliches Kind mit in die Ehe brachte, ließ sich nicht feststellen. Die mit Sicherheit erwiesenen 10 Prozent dürften kaum ausreichend sein, immerhin aber ist die Zahl geringer, als die stetig sich mehrenden unehelichen Geburten glauben machen könnten. Die erschreckend große Sterblichkeit der unehelichen Kinder in den ersten Lebensjahren kommt den von den Müttern später eingegangenen Ehe zu gute.

* * *

Der schlimmste Feind der Proletarierehe ist, wie es voraus zu sehen war, der Alkoholismus. In einem Lande, das wie Deutschland jährlich 2 ½ Milliarde für geistige Getränke ausgiebt, wovon 261 Millionen Mark auf Preußen entfallen, wird er zum Würgengel, der Hekatomben, nicht Einzelopfer fordert. Die ganzen Lebensverhältnisse des Proletariers, die mangelhafte Ernährung, die Wohnungsnot, die ungünstige Lage der Arbeitsstätte, die ungünstige Arbeitszeit, die ihn vom Familientisch ausschließt, die überreich gebotene Gelegenheit, die fehlende Erziehung und Einsicht, die Verführungskunst, die ererbte Gewohnheit, die Unzufriedenheit mit den sozialen Zuständen und mit dem eignen Los, die Aussichtslosigkeit, es je zu verbessern, sie machen ihn zu einem Sklaven des Alkohols.

Die Trinkerehen sind, wie bereits erwähnt, in zwei Gruppen zu teilen, da der Mann ein „böser" oder „guter" Trinker sein kann. Die Ehen, in der die Trunkenheit den Mann zur grausamen Bestie macht, sehen einander zum Verzweifeln ähnlich. In wie großen Zwischenräumen der Mann betrunken heimkehrt, hängt von den Lohnzahlungen und dem Grade des sittlichen Verfalls ab. Es giebt unregelmäßige Trinker, Monatstrinker, Sonnabendstrinker und solche, die fast Tag für Tag ihrer Sinne nicht mächtig die Familie aufsuchen. Je häufiger dem Laster gefröhnt wird, um so mehr muß die Frau von dem, was sie erworben hat, direkt zur Befriedigung des unseligen Bedürfnisses beitragen, es wird ihr Morgen für Morgen durch Drohungen und Mißhandlungen abgerungen. Die Haupttragödien aber spielen sich abends ab. Der

Digitized by Google

Mann kommt nach Hause, eine Gelegenheit wird vom Zaune gebrochen oder auch das nicht einmal, und nun beginnt das Toben und Wettern. Es richtet sich in erster Linie gegen die Frau, dann gegen die Kinder, die durch ihr Weinen und Schreien zu erkennen geben, daß sie für die Mutter Partei ergreifen. Die wüsten Schimpfreden werden zu Drohungen, die Drohungen zu Thätlichkeiten, Gegenstände werden zertrümmert, andere dienen als Wurfgeschosse. Die Bedrohten flüchten sich hinter Stühle, der Wütende ergreift sie zu kräftigem Schlage. Oft beginnt das Messer schon seine verhängnisvolle Rolle zu spielen, ehe es der Frau gelingt, die so lange wie möglich versperrt gehaltene Thür zu erreichen. Aber sie hat sie erreicht und schlüpft hinaus. Die Kinder suchen mit ihr zu entweichen. Vor der Thür, auf der Treppe, in den Gängen haben sich längst schon die Hausbewohner versammelt, jung und alt, Männlein und Weiblein. Es sind durchaus nicht lauter entsetzte Gesichter, die den Unglücklichen entgegenwarten. Auf weitaus den meisten Gesichtern spiegelt sich begierige, lüsterne Schaulust. Das Ohr hat einen hochbewegten Auftritt hinter der Scene erlauscht, nun verlangt das Auge sein Teil. Ein paar junge Burschen kichern und geben sich Rippenstöße, Kinder recken die Hälse, von demselben Gemisch von Scheu, Bangigkeit und unerklärlichem Wohlbehagen durchschauert, das sie hinter jedem „scheenen Begräbnis“ hertraben läßt, an jeden Volksauflauf kettet und zu den Jahrmarktsbildern von Mordthaten und deren Singsang zieht. Aber ein paar ernste Gesichter voll Trauer und Teilnahme zeigen sich auch. Sie gehören Menschen an, die trotz allem an sich und andern durchkosteten Elend sich nicht zu einem bloßen „Da—sein“ herabdrücken lassen, die immer noch ein bewußtes Leben führen und für Zustände und Geschehnisse ihren eignen Wertmesser haben. Einer von ihnen oder eine abwechslungsfrohe, aufregungsbedürftige Person, eigentümlicherweise sind dies meist thatkräftige Witwen, nimmt sich der Bedrängten an, die schon verschwunden sind, wenn ihr Bedränger erscheint. Eine Flut roher Schimpfreden entströmt seinen Lippen. Das ist für die jungen Burschen der Höhepunkt des Genießens. Was die übel beleumdeten Weiberzungen selbst der am übelsten beleumdeten Weiber aller Zeiten je hervorgebracht haben, reicht an diese Auslese nicht heran. Es ist die Quintessenz des rohesten Cynismus. Das Weib muß herhalten, weil es Weib ist, weil Gott es so und nicht anders geschaffen. Mit einer Schamlosigkeit ohnegleichen giebt der Mann die Mutter seiner Kinder fremden Ohren preis. Seine Kinder erhaschen noch einige Worte im Fluge, sie prägen sich ihnen fest ein zu verschiedener Wirkung. Die Frau hat einen Unterschlupf gefunden, keiner der Anwesenden weiß recht, wo. Der Mann sucht, er wird überall abgewiesen und muß sich grollend zurückziehen. Oft führt dies Suchen noch zu Gewaltthätigkeiten. Die kleinen Verzweigungen des Hauptstroms zu verfolgen ist unmöglich, und doch fließen in ihnen gar oft die unheilvollsten Gewässer. Die verfolgte Frau weilt in ihrem Versteck, von dem aus sie in Abwesenheit ihres Mannes ihrer Arbeit nachgeht, bis die schützenden Freunde ihr für Nüchternheit und Zugänglichkeit des Mannes bürgen können. Nun wagt sie sich zu ihm. Ein paar Tage vergehen leidlich, dann wiederholt sich die Geschichte mit allerlei Variationen.

Eine große Anzahl der Trinker besitzt selbst im Rausch eine gelassene, eisige Härte. Spott und Hohn vertreten die Stelle des Fluchens und Drohens. Die Hand greift zu keiner Waffe, sie ist sich selbst genug, mit erhabener Ruhe vollführt sie, was das preußische Landrecht „Eheleuten gemeinen Standes“ — unter Eheleuten ist doch wohl hauptsächlich der Mann gemeint — zubilligt, und hält er das Züchtigungsmaß für ausreichend, dann weist er seiner Frau die Thür, recht handgreiflich natürlich. Hat sie ein uneheliches Kind oder auch ein ihm gehörendes, schon verständiges, das auf der Mutter Seite steht, dann muß es mit hinaus. Er will beweisen, daß er der Herr im Hause ist mit alleinigem Verfügungsrecht über alles. Er beweist es immer zu so später Nachtstunde, daß die Hausgenossen schon schlafen und alle Thüren verschlossen sind; die Ausgestoßenen müssen die Nacht auf der Treppe zubringen. Oft will es der Zufall, daß die Hausthür offen geblieben ist, dann bietet die Straße eine willkommnere Zufluchtsstätte als die enge, dunkle Treppe mit ihrer unheimlichen

Digitized by Google

Nachbarschaft. Am Morgen öffnet sich dann die verschlossene Pforte. Dieses Ausschließen der Frauen ist übrigens bei allen Arten von Trinkern sehr beliebt. Ein Schulkind hat einmal fünf Nächte hintereinander mit seiner Mutter frierend auf Treppe und Hausschwelle gesessen. Viele Männer ziehen auch am Morgen den Schlüssel ab, um ihre Frauen zu hindern, ihrem Erwerb nachzugehen; andere schließen sämtliche Lebensmittel ein und stecken alles Geld bis auf den letzten Pfennig zu sich. Das geschieht, nach dem Gesetze der Steigerung des eigenen Lustgefühls in genau dem Maße, in dem bei dem andern Unlust erweckt wird, mit Vorliebe Frauen gegenüber, die um kleiner, kranker Kinder oder um eines bald zu erwarteten Kindes wegen nicht zur Arbeit gehen können. Es giebt der Quälereien neben den Thätlichkeiten und groben Mißhandlungen mehr als eine Legion.

Es ist unglaublich, wie lange die Mehrzahl der Frauen diese unwürdigen Zustände erträgt. Der Beobachter kann sich der Empfindung nicht erwehren, daß hier eine Entartung vorliegt.

Aber es giebt Frauen, die sich zu einem Befreiungsversuch aufraffen, und da zeigt sich's, daß diese Entartung nicht nur trauriger Gewöhnung, nicht nur jener Art eines düstern Fatalismus entspringt, der sich der untersten, eng umfriedeten Klassen auf ihrem chaotisch häßlichen, licht- und luftlosen Erdenwinkelchen so leicht bemächtigt. Nein, die weitere Umgebung hilft mit, diesen Niedergangsprozeß zu beschleunigen.

Die ungeheure Erschwerung der Ehescheidung bei einseitiger Beantragung, die Langsamkeit des Verfahrens, die Gefahr, der die Frau während dieser Zeit der Ungewißheit ausgesetzt ist, schrecken viele zurück. Beispiele werden ihnen zugetragen; sie wirken nicht ermutigend. Neue Pein gesellt sich zur alten bei den vielen, haarscharfen Verhören. Weiß scheint schwarz und schwarz weiß zu werden, die eigenen Begriffe verwirren sich, die eignen Erlebnisse liegen hinter dem undurchdringlichen Schleier dieser Verwirrung, und die Frau zweifelt selbst, ob sie wohl wirklich wirtschaftlich, moralisch, physisch vor dem völligen Untergang stand. Dabei umfängt sie die alte Not: Krankheit, Sorge, bitterste Armut, Überarbeitung.

Ab und zu bringen die Zeitungen trockene Berichte über den Verlauf solcher Ehen. Ab und zu ist falsch, in jedem Monat kann man etliche male an ihnen unsere sozialen Zustände prüfen. Ich setze einen, den unsere Zeitung uns bietet, hierher, er ist vom 11. Juni dieses Jahres.

„(Gattenmord.) In der verflossenen Nacht hat der etwa 49jährige Maurergeselle F. R., welcher in Sch . . . wohnt, seine Ehefrau mit einem schweren Beile erschlagen. R. verließ heute früh 4½ Uhr wie gewöhnlich seine 2 Treppen hoch belegene Wohnung, teilte seiner Nachbarin, ohne besonders aufgeregt zu sein, mit, daß seine Frau aus dem Fenster gestürzt sei, und ging dann fort. Als später die 6 Kinder der R.'schen Eheleute, von denen der älteste bereits Maurergeselle ist, und eine Nachbarin die Wohnung der R.'schen Eheleute betraten, bot sich ihnen ein erschrecklicher Anblick dar." Es folgt eine grausige Schilderung des Thatbefundes und der Überführung in das Stadtlazarett und es heißt dann weiter: „Die Verletzte, welche erst 42 Jahre alt und bereits 25 Jahre verheiratet ist, scheint überhaupt einen sehr traurigen Lebenslauf hinter sich zu haben. Nicht allein, daß sie bei 6 teilweise unerzogenen Kindern schwer mit Arbeit und Sorgen zu kämpfen hatte, war sie auch noch den brutalen Mißhandlungen ihres Mannes ausgesetzt. Sie soll schon einmal im Januar d. Js. eine dreiwöchige Kur wegen Blutunterlaufungen am Körper im Stadtlazarett durchgemacht haben. Die Erhaltung ihres Lebens erscheint gänzlich ausgeschlossen. Der Mörder soll während des gestrigen Tages wiederholt geäußert haben, daß er heute noch seine Frau totschlagen wolle." Am nächsten Tage berichtet das Blatt: „Der stellvertretende Kriminalinspektor Herr Kommissarius R. . . versuchte noch abends eine Vernehmung der Ehefrau des Verbrechers, die aber nicht stattfinden konnte, da die Schwerverletzte noch immer bewußtlos darnieder liegt. An ein Aufkommen derselben ist nach den furchtbaren Verwundungen überhaupt kaum zu denken."

Wie viel ungewollte Ironie liegt zwischen den Zeilen! Die Frau *scheint* einen sehr traurigen Lebenslauf hinter sich zu haben. — Man hüte sich diesem Schein zu

Digitized by Google

trauen trotz der Thatsache, daß sie „schwer mit Arbeit und Sorgen zu kämpfen hatte“ und den „brutalen Mißhandlungen“ ihres Mannes ausgesetzt war. Fast jedes Wort reizt zu bitterem Spott. Die Frau liegt im Sterben, umringt von Ärzten, Richtern; vielleicht läßt der Geistliche, der ihre Kinder taufte, es sich nicht nehmen, auch dabei zu sein. Sie ist plötzlich ein hochinteressantes, wichtiges Objekt. Doch das ist gewiß zu viel gesagt bei der Häufigkeit solcher Objekte. Jedenfalls ist sie ein Objekt, um das man sich kümmern muß, der Buchstabe des Gesetzes verlangt es also, und hier hat er einmal die Macht die Gleichgiltigen lebendig zu machen.

* * *

Aber wie gesagt, es giebt noch mutige Frauen unter diesen Geplagtesten unseres Geschlechts. Ein edler Selbsterhaltungstrieb beginnt sich zu regen. Sie klopfen nirgends an, weil sie die ungeheure Weitschweifigkeit des gerichtlichen Verfahrens und alle damit verbundenen Fährnisse kennen, sie nehmen ihr Recht in ihre Hand. Sie haben Vorbilder. Traditionen haben sich herausgebildet, die von ihresgleichen geachtet werden. Diese Usancen retten der Besonnenen auch ihr Eingebrachtes, das ihr nach den Gesetzen nicht zukommt; sie lebt natürlich mit ihrem Manne in Gütergemeinschaft. An diesem Eingebrachten, sei es eine kleine Aussteuer oder ein wenig aus eignen Mitteln angeschaffter Hausrat oder auch nur ein Satz Betten, hängen die Frauen mit ganzer Seele. In aller Heimlichkeit wird gerüstet, und wie ein zahlungsunfähiger Mieter rückt die Frau unter Mitnahme alles dessen, was ihr Rechtsgefühl ihr als ihr Eigentum zuspricht, in Abwesenheit ihres Mannes aus. Sie wird zur Aftermieterin bei entfernt wohnenden Eingeweihten. In einer eignen Wohnung hätte sie nicht das Recht, ihrem Manne die Thüre zu weisen. Der Mann kann nun freilich die Wirte seiner Frau bei der Polizei verklagen, aber mit der Polizei steht er auf gespanntem Fuße. Er hat ihr gegenüber manchmal von seinem Hausrecht Gebrauch gemacht, wenn die geängstigten Kinder sie zum Schutze der Mutter herbeiriefen, und den Eindringling über die unantastbare Heiligkeit des Hauses belehrt, indem er ihn ersuchte, schleunigst Kehrt zu machen und ihn in seiner berechtigten „ehelichen Züchtigung“ — zu einem scharfen Instrument hatte er noch nicht gegriffen — nicht zu unterbrechen. So hat er freilich über diese Aufsichtsbehörde des vierten Standes, die mit allen Familienvorkommnissen aufs traurigste verwachsen ist, triumphiert, aber er mag doch nichts mit ihr zu thun haben. Aber auch ohne sie findet der Mann allmählich den Unterschlupf seiner Frau heraus. Selten nur gelingt ihm ein Begegnen, denn sie kennt seine freie Zeit und hütet sich, dann unterwegs zu sein. Ihm fehlt etwas; die öde Häuslichkeit verursacht ihm Unbehagen, die kahlen vier Wände genügen nicht zum Austoben.

Da beginnt denn in weitaus den meisten Fällen das seltsame Schauspiel einer neuen Werbung. Es wirkt befremdend, es macht frösteln. Da pocht der Mann an die verschlossene Thür, an die geschlossenen Läden, bittet, fleht, verspricht; droht, wenn's nicht hilft, und bittet wieder. Die ungewohnte Zärtlichkeit bei endlich erzwungenem Zusammensein gemahnt die Frau an Entbehrungen, die eine eheloſe Zukunft ihr auferlegt, ihre Anschauungen verschieben sich, sie giebt nach. Natürlich wird's bald ärger denn vorher. Es kommt zur zweiten Flucht, zur dritten, und nie zu einem kräftigen Schnitt. Bei diesen Ehen leiden die Kinder am meisten, sie verlieren jeden inneren Halt, jeden Maßstab.

Andere Frauen sind willensstärker. Sie geben nicht nach. Unverdrossen ziehen sie von Wohnung zu Wohnung, bis endlich der Mann müde wird und andere Verhältnisse knüpft. Freilich ganz sicher sind sie nie, daß „der Lump“ nicht plötzlich vor ihnen steht und Geld von ihnen verlangt.

Am beklagenswertesten sind die arbeitsunfähigen, kranken Frauen der Trinker. Ihr Dasein gleicht einer Hölle. Zu rücksichtslosen Mißhandlungen kommt offener, ja prahlerischer Treubruch. Und doch hängen viele unter ihnen mit zäher Liebe am Leben, und manche sind so haßgenährt, daß sie sich ein langes Leben wünschen, weil sie ihrem Manne eine neue Freiheit nicht gönnen.

Digitized by Google

Und doch wird dieser Superlativ des Leidens und der Demütigungen noch übertroffen bei solchen Frauen, die nur ein Gefühl kennen, nur eins wollen und ihm alles opfern, Leib, Seele, ihr ganzes Ich mit all seinen feinsten Fasern. „Und wenn er mir gleich tot schlägt, ich laß ihm nicht", antworten sie jede, der zu einer Loslösung drängt. Mögen die Kinder Nacht für Nacht im Hemde auf die Straße laufen, um mit dem gellenden Ruf: Der Vater schlägt die Mutter tot! einen Schutzmann herbeizulocken, die blutende Frau verschmäht jede Hilfe.

Gewiß wird mancher geneigt sein, einen großen Teil der Schuld an diesen zerrütteten Ehen den Frauen zuzusprechen. Das muß entschieden abgelehnt werden. Ihre Schuld, wenn eine vorhanden ist, ist bei den Trinkerehen eine ganz minimale. Unter all den vorliegenden Trinkerehen befindet sich nur ein Fall, in dem die Frau als Urheberin des Unglücks anzusehen ist. Sie war bei Aufnahme des Thatbestands 34 Jahre alt, ihr ältester Sohn zählte bereits 17 Jahre, das jüngste Kind konnte noch nicht gehen und schon wieder war eins im Anzuge. Außer den acht noch lebenden Kindern, vier bis fünf sind bereits gestorben, hat sie noch zwei Kinder einer verstorbenen Schwester zu sich genommen. Sie liebt alle diese Kinder mit blinder Mutterliebe, sie hat keine Erziehungsgewalt und will keine haben. Sie ist unbeschreiblich unordentlich, unbeschreiblich apathisch und unbeschreiblich — gut. Ihr Mann, ein Schmied, hat ein ausreichendes Einkommen, aber die Unordnung verzehrt alles, das hat sie in Schulden gestürzt und ihn zum Trinker gemacht. Ihr thut das weh, aber sie hat nicht die Kraft sich zu ändern. Sie erträgt sein Schelten mit Geduld, kommt's zu arg, dann klagt sie: „Warum hast du mich von 17 Jahren geheiratet? Ich hab' ja nichts gelernt. Und nun — alle Jahr ein Kind! In dem Zustand kann ich nicht, ich kann nicht!" Bisher war sie immer in dem Zustand. Übrigens schlug ihr Mann sie nie.

Auch unter den andern Frauen waren viele recht unzulänglich in der Führung ihres Haushalts; sie ließen es zuerst an allem fehlen und kamen erst recht allmählich in erträgliche Bahnen oder auch gar nicht. Alles litt darunter, der Mann mit eingeschlossen, aber es war eine Not für sich, die das allgemeine Elend noch vergrößerte, aber mit der Trunksucht des Mannes in keinem ursächlichen Zusammenhang stand und ihre Erscheinungsform nicht beeinflußte. Man könnte ebenso gut behaupten, ein Blinder würde durch Arbeiten bei schlecht brennender Lampe noch blinder. Diese Frauen hätten bei einem nüchternen Gatten Veranlassung zu Streit und bösen Zerwürfnissen gegeben, und ihre Unverbesserlichkeit hätte schließlich dasselbe Elend heraufbeschworen, das die Trinkerehe zum Fluch für die ganze Umgebung macht. Aber hier thaten sie's wirklich nicht. Die Trunkenheit kann nicht Berg und Thal unterscheiden, sie nivelliert; daß es für sie nicht einmal die Möglichkeit der Gerechtigkeit giebt, wirkt auf die Angehörigen eines Trinkers so grenzenlos entsittlichend. Nirgends gedeihen Fehler, Untugenden, Laster üppiger als da, wo jede Lebensäußerung, die unschuldigste wie die widerwärtigste, mit Füßen getreten wird.

Zugegeben, die Frau ist nicht Ursache des Trinkerelends. Aber Mitschuldige ist sie doch! Alles, was sie ist und was sie hat, müßte sie einsetzen, um ihren Mann aus dieser unseligen Knechtschaft zu befreien. Wahrhaftig eine große Aufgabe! Aber was ist denn die Frau und was hat sie? Wer hat sie zu etwas gemacht und ihr etwas gegeben? Niemand, und sie selber auch nicht! Die Kinder des Volks sind frühreif und darum eben nie reif. Sie lernen alles kennen und nichts verstehen. Ihr Leben ist beständiger Anschauungsunterricht ohne ideellen Hintergrund, und zur richtigen Übung kommt's nie. Sie bleiben an dem Sinnfälligen, Thatsächlichen haften und finden nie das Gesetz heraus. Ist es zu verwundern?

Die Frauen sind selbst nicht erzogen, sie können auch nicht erziehen, es fehlt ihnen einfach alles dazu. Man kann sie deshalb nicht tadeln, es ist einfach Folge, Gesetz. Es giebt unter ihnen Ausnahmenaturen von so keimkräftiger Veranlagung, daß sie sich zu einer Weltanschauung, d. h. zu einer Stellungnahme zu bestimmten sittlichen Gütern hindurcharbeiten, das treibt sie dann zu bewußtem Vorgehen. Aber sie scheitern gewöhnlich an der alten Erfahrung, daß gerade das Weib der

Digitized by Google

Roheit gegenüber machtlos ist. Sie sind es, die dauernde Trennung durchsetzen, um sich und ihre Kinder zu retten. Die andern versuchen kaum zu erziehen. Sie wissen, daß es immer so auf der Welt gewesen ist und immer so bleiben wird, und wer etwas anderes behauptet, den belächeln sie.

Der wirklich vorhandene Zankapfel in diesen Trinkerehen ist das Geld. Der Mann giebt der Frau zu wenig, mahnt sie, so ist der Streit da. Der Mann rechnet immer mehr auf das, was die Frau verdient, entzieht ihr allmählich fast jeden Zuschuß, verlangt endlich von ihr noch Taschengeld, vermutet irgendwo versteckte Ersparnisse. Das Geld spielt auch hier seine brutale Rolle. Die Wahrheit schwindet immer mehr aus diesen Ehen. Ein Arzt fuhr einmal an einem Bauplatze vorüber, dem Armenviertel der Stadt zu. Er erhielt einen Gruß von einem Maurer, den er als den Mann der Kranken erkannte, die er seit einer Woche täglich besuchte. Der freche Mensch eilte schreiend dem Wagen nach und sagte, als er ihn erreichte: „Sagen Sie man nich meiner Frau, daß ich Arbeit habe, sonst giebt sie mir kein Geld nich, und sie hat noch was!“ Die Frauen pflegen allerdings nicht ihre Einnahmen dem Manne zu verraten; sie geben sie geringer an, vielfach bringen sie einen Teil ihres Verdienstes bei zuverlässigen Freunden unter, damit er nicht vertrunken wird und sichern sich so ein paar Spargroschen für Fälle der Not. Sie haben dabei nicht das Bewußtsein der Lüge.

(Schluß folgt.)

Vom Internationalen Kongreß für Frauenwerke und Frauenbestrebungen zu Berlin.

Von

E. Bely.

Nachdruck verboten.

In den Tagen vom 19. bis 26. September fand in Berlin ein Internationaler Frauenkongreß statt, der von Frau Lina Morgenstern und Frau Minna Cauer, denen sich ein erweitertes Komitee von Berlinerinnen angeschlossen, einberufen worden ist. Wohl in Nachahmung der Chicagoer Kongresse, die dort zur Zeit der Ausstellung stattgefunden haben. Der Gedanke wurde bei uns nicht mit ungeteiltem Beifall aufgenommen. Grade aus den Kreisen der sachverständigen, bewährten Führerinnen der Frauenbewegung hatten sich warnende Stimmen erhoben, die einen solchen Frauenkongreß für unsere deutschen Verhältnisse noch für verfrüht erklärten und die weitere Entwicklung der eben im Fluß befindlichen Fragen abzuwarten rieten — und der Bund der deutschen Frauenvereine, überdies durch seine Abmachungen mit dem „International Council“ gebunden, beteiligte sich nicht, als sich die Sache realisierte.

Vom Auslande ist die Idee weniger skeptisch aufgenommen als bei uns, und das Programm für die Kongreßtage wies eine Menge fremder Delegierter und die sehr große Anzahl von 96 Vorträgen und Berichten auf. Dazu kamen Sektionssitzungen und ein Programm geselliger Veranstaltungen und gemeinschaftlicher Besichtigungen von allerlei Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w.

Am Begrüßungsabend am 19. September im Englischen Hause nahmen über 1000 Personen teil, nur auf 400 war man vorbereitet gewesen, so war es denn schwer, daß sich die Persönlichkeiten zusammenfanden, die Interesse für einander hatten und

Digitized by Google

daß sich Bekanntschaften anbahnten, die für die Frauensache von Wichtigkeit waren. Am folgenden Tage fanden die ersten Vorträge im großen Saal des Rathauses statt — Verhandlungen kann man nicht sagen, da jede Diskussion ausgeschlossen war. Das Thema derselben war „Der Stand der Frauenbewegung". Als erste Rednerin trat die gewandte Frau Marie Stritt aus Dresden auf; sie gab eine kurze Beleuchtung der bekannten deutschen Verhältnisse, zu denen sie bemerkte, daß die Regierung zwar mütterlich für die Söhne, aber stiefmütterlich für die Töchter des Landes sorge, die Frauen der oberen Zehntausend ständen all den Bestrebungen ziemlich kühl gegenüber, der vierte Stand glaube aber immer, die Frage sei nur für die Bürgerkreise aufgeworfen. Nachdem in Berlin die Gymnasialkurse für Frauen gegründet und die sechs Abiturientinnen eine glänzende Prüfung abgelegt hätten, wäre die Forderung einer eigenen Universität für Frauen eine gebotene. Die verschiedenen Vereine, die das Wohl der Frauen bezwecken, marschierten zwar getrennt, der Bund deutscher Frauenvereine sei dem Kongreßruf nicht gefolgt, aber wenn auch getrennt marschiert, müsse es doch „vereint siegen" heißen.

Eine junge armenische Dr. med. Margareth Melik-Beglarian aus Tiflis nannte die dortige Frauenfrage eine Bildungsfrage; man habe im Hinblick auf das Familienleben den Wunsch zu lernen, damit die auswärtig studierenden Männer möglichst ebenbürtige Genossinnen fänden. Sehr sympathisch war das Auftreten der Engländerin Mrs. Ormiston Chant, welche die Grüße der ferngebliebenen großen Führerin der Frauensache in England, Lady Somerset und der berühmten Miß Frances Willard aus New York überbrachte. Sie selber ist die Delegierte der World's Woman's Christian Temperance Union in London. Miß Snoad verlas den Bericht ihrer Mutter, der Vorsitzenden der „International Woman's Union" — deren radikale Tendenz bekannt ist und die nicht zu verwechseln ist mit dem International Council, an dessen Spitze z. Z. Lady Aberdeen steht. Frl. Dr. Käthe Schirmacher brachte einen Bericht der Mad. Potonié-Pierre aus Paris, der die dortigen Verhältnisse und die Forderungen der Frauenrechtlerinnen beleuchtete — sie verlangen die Kandidatur für das Parlament.

Baronesse Gripenberg aus Helsingfors gab ein Bild der finnländischen Zustände und plädirte hauptsächlich für die hart arbeitende Frau der unteren Klassen. Frau Haighton aus Amsterdam ging ziemlich schneidig vor, scharf gegen die Männer, radikal in ihren Wünschen — Gleicher Lohn, Gleiches Wahlrecht. Mit einem kräftig hinausgeschleuderten „dixi!" schloß sie. Die Delegierte der Assoziazione femminile in Rom, eine junge Dottoressa med. Maria Montessori brachte den Gruß der Frauen aus der ewigen Stadt, erzählte, wie man auch dort jetzt einsähe, daß die Frau auf eigenen Füßen stehen müsse, daß sich viele Mädchen den ernsten Universitätsstudien widmeten und daß sie sehr brave und honette junge Damen wären. Die Sprache Dantes, die Anmut der jungen Medizinerin rissen die große Versammlung zu ganz besondern Beifallsbezeugungen hin — so daß eigentlich ein „Anmutserfolg" hier zu konstatieren wäre.

Am zweiten Tage beschäftigte man sich mit Kindergärten, Mädchenerziehung, Lehrerinnenbildung. „Die internationale Bedeutung Friedrich Fröbels für Familien- und Volkserziehung" hatte sich Frau Henriette Goldschmidt aus Leipzig zum Thema erwählt. Diese über ein Vierteljahrhundert im Dienste der Frauenbewegung und Erziehung stehende Matrone bildete schon in der ehrwürdigen Erscheinung ein eigenartiges Gegenstück zu mancher „Modernen", so auch in dem von einem Hauch von Idealität durchwehten Vortrag. Sie wies darauf hin, daß schon Fröbel die Gleichstellung der Frau mit dem Manne gewünscht und daß er sie aus einem „passiven, instinktiven Geschöpf" zu einem freien gemacht sehen wollte. Sie verlangt ein Dienstjahr des jungen Mädchens — und zwar in den Fröbel-Kindergärten.

Ein russischer weiblicher Arzt, Anna v. Tschabanoff, teilte mit, daß in Petersburg seit kurzer Zeit ein Frauenverein bestehe, der die gleichen Ziele erstrebte wie die deutschen Frauen: geistige Freiheit, Recht auf Arbeit. Frl. Ey, deutsche Lehrerin in Porto, skizzierte die Unbildung und Indolenz der Frauen Portugals.

Digitized by Google

Eine der interessantesten Rednerinnen des zweiten Tages war Mademoiselle Pauline Dupont aus Paris, Direktorin der professionellen Realschule „des Ternes.“ „Quelques idées pédagogiques neuvement pratiquées à Paris“, benannte sie ihren Vortrag. Sie sprach ihr elegantes Pariserisch mit dem Pathos, der Modulation, den Gesten, die dort bei Vortragenden Stil sind — die romanischen Völker haben ihn alle gemeinsam. Sie empfahl sich zu Eingang der Rede als Französin dem deutschen Wohlwollen — stolz und glücklich sei sie zum Kongreß in das Land der Intelligenz, der Gelehrten und Denker gekommen. Sie hat ihre Ideen bei der Erziehung der ihr anvertrauten Zöglinge entfaltet und empfiehlt sie zur Nachahmung.

Zuerst verlangt sie Abschaffung aller Strafen und Belohnungen in den Schulen — die Strafe demütigt, das fehlende Kind soll ohne solche sein Unrecht gut zu machen suchen; es soll recht thun und fleißig sein und die Belohnung in sich finden. Das hat für die französische Pensionserziehung sicherlich in unsern Augen seine Berechtigung; nirgends herrscht solche Äußerlichkeit mit Lob, Medaille, Graden, als in den französischen Schulen. Sie will die Individualität und Originalität des Kindes entwickelt und gewahrt sehen — der besser Begabte soll das Gefühl höherer Verantwortlichkeit haben u. s. w. Sie nennt ihre Methode „une éducation libérale“. Lebhafter Beifall folgte dem längeren Vortrage.

Mädchengymnasien, Universität, Kunststudium standen am folgenden Tage auf dem Programm.

Aus Rom war die rühmlichst bekannte Malerin Hermine von Preuschen-Telmann gekommen, die sich auch in den letzten Jahren als sehr talentvolle Dichterin in die Reihe der Modernen gestellt hat. Das Thema, über das sie sprach, war „Das Kunststudium der Frau“. Es war eine Jungfernrede, die sie hielt; sie trug ihr rauschende Zustimmung und manches Bravo ein; knapp, mit geistreichen Einfällen, behandelte sie ihr Thema. Die Hauptfrage sei noch heute bei Betrachtung eines Kunstwerkes, bei Annahme einer Arbeit: von einem Mann — oder einer Frau? Die hübsche, junge, dilettantische Frau wird geduldet in der Konkurrenz mit einem Blick von oben herab; wehe aber der Frau, die Erfolg hat. Sie darf sich des allgemeinen Hasses der Kollegen rühmen. Die Zustände in der Litteratur wären die gleichen. Sie spricht dann von der Schwierigkeit des Fachstudiums der Frauen; nur in Rom sei es dem weiblichen Geschlecht erleichtert. In Deutschland und Frankreich haben die berühmten Professoren ihre Ateliers gefüllt mit Schülerinnen, deren Sparpfennige ihnen Villen bauen hülfen, besser, als es der Erlös für ihre Werke könne — und die dann, mangelhaft für den Kampf auf dem Kunstgebiet ausgerüstet, das Proletariat der Malerinnen vermehren hülfen. Daß das Wort: „viele sind berufen und wenige auserwählt“ auch für die Männer Giltigkeit habe, vergäßen sie. Das Genie binde sich nicht ans Geschlecht — das möchten die Männer doch beherzigen.

Frl. Ottilie v. Bistram gab statistische Nachrichten über das Mädchengymnasium in Karlsruhe, Frl. Schaffé über Universitätskurse der Frauen in Petersburg, Dr. Käthe Schirmacher aus Paris sprach über das Studium auf Hochschulen und Universitäten. Sie hält es für durchaus nötig für die Frauenbewegung, daß sich recht viele Frauen demselben zuwenden, jetzt sind die einzelnen, die studieren, nur erst Vorposten. Gründliches, umfassendes, festes Wissen sei notwendig; vorerst werde man sich der Medizin, den philosophischen Studien, der Jurisprudenz, den Naturwissenschaften zuwenden, aber vor den Blicken in die fernste Zukunft tauche auch die Frau als Forscherin und Erfinderin auf. Man applaudierte ihr lebhaft, ebenso dem Universitätsprofessor Dr. Alexander Bernhard aus Budapest, der über das dortige Frauengymnasium sprach. Angeregt durch den Vorgang in Berlin, die Bildung von Gymnasialkursen für Frauen, hat der ungarische Landes-Frauen-Bildungsverein die erste öffentliche Lehranstalt dieser Art ins Leben gerufen. Der Frau ist die Universität geöffnet; hat sie das Abiturientenexamen bestanden, so erhält sie damit das Recht auf Immatrikulation. Einst gab es dort einen Unterrichtsminister, der sagte, es sei genug, wenn die Frauen stricken könnten; heute ist Ungarn, wie man sieht, weit voran. An der Spitze all der Bestrebungen steht die Frau des Ministers.

Digitized by Google

Der Mittwoch Vormittag gehörte der Arbeiterin. Über die Wiener Arbeiterinnen-Enquete sprach Frau Therese Schlesinger-Eckstein aus Wien, die dadurch zu Tage geförderten Übelstände scharf beleuchtend.

Frau Lily Braun erklärt, daß die Frauenfrage durch bürgerliche Kräfte nicht lösbar sei; das sei die Meinung der Arbeiterinnen und sie teile die ihrer Genossinnen mit voller Überzeugung. Sie lehnt wie jene jede Arbeit in der bürgerlichen Frauenfrage — die meistens eine Damenfrage sei — ab, es handle sich dort doch nur um den Doktorhut und den Wahlzettel. Beifall, Zischen. —

Frau Daszynska, Dr. phil. Berlin (an der Humboldtakademie), gab interessante statistische Details zu ihrem Thema: Die weibliche Übervölkerung. Die Dottoressa Maria Montessori trat warm für die Arbeiterinnen ein. Auch sie sind dem Manne unterworfen und zwar nicht nur dem Ehemanne, sondern auch dem Brotherrn. Es folgten statistische Angaben, die geeignet waren, das Arbeiterinnenelend in Italien zu illustrieren, wo auf 9 600 000 Arbeiter 5 900 000 Arbeiterinnen kommen. Sie verlangt bei gleicher Arbeit gleichen Lohn, und bittet den Kongreß der Forderung zuzustimmen, man solle in jedem Lande durch die vertretenen Genossenschaften eine praktische und wirksame Arbeit ins Werk setzen, darauf ausgehend, daß in den staatlichen und unter staatlicher Kontrolle stehenden Fabrikstätten die Löhne der Arbeiterinnen und das Gehalt der weiblichen Beamten denen der Männer gleichgestellt werde. —

Was ich hier geben konnte, ist nur ein Überblick über die vier ersten Tage des Kongresses, da der Druck dieses Bogens drängt — ich habe das Interessanteste ausgewählt. Meiner Ansicht nach ist das Programm zu umfangreich und die Wahl der Vorträge hätte eine sorgsamere sein müssen; neben Gutem und Bestem tauchte ganz Alltägliches und Überflüssiges auf. Zudem ließ sich an keinem Tage das Programm ganz festhalten, denn statt der bestimmten 15 Minuten brauchte manche Rednerin 45 und die, welche später kamen, mußten oft frühzeitig abbrechen. Wie es mit den programmmäßigen Nebendingen, den Besichtigungen u. s. w. geworden, wie sie sich eingefügt bei den Stundenüberschreitungen, kann ich nicht sagen.

Und das Ergebnis der Tage? Ein gewisser äußerer Erfolg läßt sich dem Kongreß nicht absprechen — so weit sich das wenigstens heute übersehen läßt. Mit heißem und redlichem Bemühen ist gewiß gearbeitet, aber ich fürchte, man ist so klug — wie zuvor, und das Erreichte bleibt weit hinter den Erwartungen zurück, wenn anders etwas erreicht wird, außer daß eine gewisse Anregung in etwas weitere Schichten dringt. Positives wird man nicht aufweisen können; Leute, „die es angeht," haben sich ganz zurückgehalten; auch aus dem Auslande fehlten die bedeutsamsten Namen.

Welchen Eindruck nehmen die Ausländerinnen mit hinweg? Sie haben uns teilweise recht interessante Dinge erzählt, und man hat ihnen applaudiert. Sie haben aber die Bekanntschaft derjenigen nicht gemacht, die, führend in der Frauenbewegung, Deutschland hinter sich haben, die an der Spitze des Bundes deutscher Frauenvereine stehen. Jene großen Namen, auf welche die Frauenwelt mit Stolz blicken darf, fehlen, die jener Frauen, deren sachverständiger Leitung und energisch geführtem Vorsitz ähnlicher Versammlungen oft genug Anerkennung geworden ist.

Und das Publikum kommt wohl vom Rathause, wie es hinaufgegangen — es hat sich unterhalten, aber es hat den radikalen Rednerinnen wie den reaktionären Gedanken der anderen Beifall gezollt, gleich stark; es hat die Emphase höher geschätzt, als den Geist; eine eigene Meinung hat es nicht bewiesen. Der Internationale Kongreß in Berlin hat keinen Mißerfolg bedeutet, wie ihm die Gegner der Frauenbewegung prophezeiht, er mag auch mancher einzelnen Frau Anregung zum Nachdenken über die Lage ihres Geschlechts geben; es ist aber der volle Erfolg noch nicht, den man zu erwarten gehabt hätte, wäre er noch Jahre hinausgeschoben worden in eine kommende Zeit, wo der Boden besser bearbeitet und günstiger war und Beschlüsse von weitester Bedeutung gefaßt werden konnten.

Digitized by Google

Frauenarbeit im Gebiete der Buchbinderei.

Von Hildegard Jacobi.

Nachdruck verboten.

Seitdem das Kunsthandwerk in seinen verschiedenen Zweigen auch in Deutschland endlich wieder aus dem langjährigen Hindämmern erwacht ist und neu pulsierendes Leben zeigt, hat sich mit dem Angebote besserer Leistungen auch der Geschmack des Publikums in den letzten Jahrzehnten derart geläutert, daß die Herstellung besserer Arbeiten erfreulicher Weise zur Notwendigkeit wurde. Das gilt auch von der Buchbinderbranche. Und in dieser bietet sich den Frauen (auch der gebildeten Stände, ja Bildung und verfeinerter Geschmack würden sich hier vortrefflich verwerten) ein neues Arbeitsfeld dar, das sie sich nicht entgehen lassen sollten. Da die eigentliche Buchbinderei wegen der dabei notwendigen Handhabung schwerer Maschinen eine nicht geringe Körperkraft erfordert, so dürfte sich die Ausführung der Gesamtbuchbinderei, im gewöhnlichen Sinne genommen, nicht für Frauenhand eignen. Dagegen bietet die kunstgewerbliche Seite der Buchbinderei, die sich jetzt so vielseitig entwickelt und einen hohen Aufschwung genommen hat, eine um so lohnendere Arbeit, bei welcher der den Frauen eigene Geschmack, ihr Schönheitssinn und ihre Handgeschicklichkeit sehr zur Geltung kommen.

Wir wollen hier einige der geeigneten Zweige herausgreifen. Und zwar zuerst die Handvergoldung, mit der man ja heute vielfach nicht nur den Rücken eines Buches schmückt, sondern auch dessen Decken künstlerisch ausstattet. Der Titel giebt uns nicht nur den Namen des Buches und seines Verfassers an, sondern die auf besseren Werken angebrachte Dekoration deutet in stilvoller Weise schon auf den Inhalt hin.

Ein besonderes Talent ist zum Erlernen des Vergoldens nicht unbedingt erforderlich, denn auch Fleiß und Ausdauer können es zu einer befriedigenden Technik bringen, wenngleich hier, wie überall, eine talentvolle Hand Hervorragenderes leisten wird. Kenntnisse im Zeichnen, in der Geometrie, der Farbenlehre und den Stilarten kommen hierbei — wie überhaupt die ganze Allgemeinbildung — zur Geltung, da es häufig gilt, für wissenschaftliche oder fremdsprachliche Werke die entsprechende Dekoration zu finden. Die Besichtigung der Museen, kunstgewerblicher Institute, Ausstellungen größerer Städte werden gleichfalls dieser Arbeit zu Gute kommen, da sie den Geschmack läutern und die Erfindungsgabe vervollkommnen. Fernere Bedingungen sind peinlichste Sauberkeit, Geduld und ein ausgeprägter Ordnungssinn, denn das Hantieren mit den verschiedenen Handwerkszeugen, die Behandlung der oft so feinen Gravierungen, die Anwendung des Goldes verlangen sorgsamste Akkuratesse. Die erforderlichen Werkzeuge wie: Fileten, Rollen, Stempel, Bogen, Schriften, Gas- oder Spirituslampe, Goldkissen, Messer, Schriftkasten, Näpfchen, verschiedene Schwämme und Pinsel, Falzbein, Zirkel, Lineal, Winkel, Baumwolle, Gummi elastikum ꝛc. sind nicht allzu kostbar.

Die Anwendung des Handvergoldens geschieht auf den verschiedenartigsten Stoffen wie: Papiere aller Art, Marmor-, Titel-, Gelatine-, Schreib-, Post-, Moiré- und Glacé-Papier, Kaliko, ferner auf allen Sorten Leder, Saffian-, Bastard- oder imitiertem Kalbsleder, Pergament, Juchten, Wachstuch, Seide, Sammet, Aluminium, Silber ꝛc. Jedes Material will verschiedenartig behandelt werden, und schon dieser kurze Überblick zeigt die große Reichhaltigkeit der Anwendung. Ebenso vielseitig ist die Verwendung der mit Golddruck versehenen Stoffe. Mit den einfachsten Linien und Schriften bis zu den kompliziertesten Zeichnungen versehen, finden sie Verwendung auf Bücherdeckeln, Einbandmappen, Mappen aller Art, Taschen, anderen Galanterie-Arbeiten; zu Umschlägen mit kunstvoller Ausschmückung für Diplome und Widmungen ꝛc.

Ferner ist die Lederauflage, der Lederschnitt und die Lederpunzarbeit den Frauen als Erwerb warm zu empfehlen, besonders seitdem es der Mode beliebte, die schönen, würdigen Leder-

Digitized by Google

arbeiten früherer Jahrhunderte wieder bei uns einzuführen. Die Lederauflage, auch fälschlich Ledermosaik genannt, steht mit der Handvergoldung in engem Zusammenhang. Diese Technik, im Verein mit der Handvergoldung, erfordert ebenso die peinlichste Sorgfalt und Aufmerksamkeit, um wirklich gute, saubere Arbeiten zu liefern. Ganz unerläßlich für das Verfertigen ausgelegter Lederarbeiten ist Kenntnis der Farbenharmonie, ferner gute, scharfe Augen und eine sichere, im Zeichnen geübte Hand, um die scharfen Messer geschickt zu führen und die gegebenen Konturen genau zu verfolgen. Ohne diese Vorbedingungen wird niemand im stande sein, dem Auge wohlthuende und den Schönheitssinn befriedigende Gebilde zu erzeugen. Die Schaufenster einer Großstadt mit all den prächtigen, altdeutschen Lederplastik-Arbeiten als Ornamente für Truhen, Wandschirme, Möbel, Wandbekleidungen, Schreib- und Zeichenmappen, Visite-, Brief- und Cigarrentaschen, Kassetten, Buchdeckel, ja auch zur Ausschmückung der Kleidung dienend, zeigen am besten, welch ein ausgedehntes Gebiet lohnender und gut bezahlter Arbeit sich uns hier eröffnet. Das erforderliche Werkzeug nebst erstem Ledervorrat kostet ungefähr 100 Mark. Die Lehrzeit dauert 2—4 Monate.

Ebenso sind Kenntnisse im Marmorieren und im Preßvergolden gut zu verwerten; jedenfalls ist es empfehlenswert, diese Spezialzweige mit zu erlernen. Weiter ist die Anfertigung von Galanteriearbeiten und speziell deren Dekorierung, Plüschumrandung u. s. w. anzuraten. In dies Fach schlagen alle die Handarbeiten, die in Taschen, Kästchen, Mappen, Ständer, Wandschirme u. s. w. eingelassen werden sollen; jede Dame weiß, wie hoch man diese letzten Handgriffe bei den Handarbeiten bezahlen muß, wie viel derartiges schon allein das Weihnachtsfest verlangt. Ist nun eine solche Werkstätte, besonders als Ersatz in der stillen Geschäftszeit, mit dem Verkauf von feinen Papeterien, Schreibmaterialien, Luxuspapier und Galanteriewaren verbunden, so ist auch hier ein angenehmer Lebenserwerb gesichert.

Das erforderliche Anlagekapital würde für feinere Buchbinderarbeiten etwa 500—600 Mark betragen. Dann wäre noch in kleineren Städten eine Kleindruckerei für Visitenkarten, Anzeigen, Einladungen, Widmungen damit zu verbinden, die auch gewinnbringende Arbeit sichert, da dergleichen Aufträge gern in Buchbindereien aufgegeben werden.

Ganz besonders würden mittelgroße Städte den Frauen Aussicht bieten, die erlernten Fertigkeiten mit Erfolg zu verwerten, da in diesen noch wenig Werkstätten für derartige feine Arbeiten vertreten sind. Aber auch hier, wie überall, empfiehlt es sich, daß die Frauen möglichst den gleichen Bildungsweg wie die Männer durchmachen, um Tüchtiges, nicht nur Stümperhaftes, zu erlernen. Die bedeutendste Lehranstalt dieser Branche, die wir in Deutschland haben und die seit ihrer Begründung einen Ruf ersten Ranges besitzt, hat sich bereit erklärt, auch Frauen ihre Lehrkurse zu eröffnen. Es ist dies die Lehranstalt für Handvergoldung (erste deutsche Fachschule für Buchbinderei) von Horn und Patzelt in Gera. Keine Anstalt bietet eine so vortreffliche, gediegene und vielseitige Ausbildung für alle Zweige der Buchbinderei. Der praktische Unterricht geht mit dem theoretischen stets Hand in Hand, die Dauer desselben hängt von der Befähigung des Schülers ab; es werden im allgemeinen zum Erlernen der Handvergoldung circa 2 Monate nötig sein. Das Schulhonorar beträgt pro Monat 30 Mark. Der Lehrplan zerfällt in drei Haupt-Abteilungen.

A. Praktischer Unterricht.

I. Handvergoldung:
   a) Rückendruck
   b) Titeldruck
   c) Dekorationsdruck
   } von den einfachsten bis zu den schwierigsten Mustern.

II. Lederauflage mit Handvergoldung:
   a) Rückendruck b) Dekorationsdruck.

III. Der regelrechte Büchereinband, der Halb- und Ganzfranzband nach den besten und solidesten Manieren.

B. Theoretischer Unterricht.

IV. Flach-Ornamentik.

V. Freihand- und technisches Zeichnen.

VI. Vorlesungen über den Stil mit erklärenden Beispielen.

C. Auf besonderen Wunsch wird gelehrt:

VII. Intarsia-Ledermosaik.

VIII. Lederplastik.

IX. Farbige mit Gold verzierte Schnitte, Goldschnitte, ziseliert und gemalt.

X. Marmorschnitte.

XI. Preßvergoldung.
   a) Blind-, Gold-, Schwarz- und Reliefdruck.
   b) Farbiger und Irisdruck.
   c) Bronzedruck.

Spezialkurse:

1. Marmorieren (Dauer 14 Tage).
2. Gold- und Zierschnitte (Dauer 4 Wochen).
3. Preßvergolden (Dauer 6 Wochen).
4. Lederschnitt (mindestens 2 Monate).

Das Schulhonorar beträgt auch für diese Spezialkurse pro Monat 30 Mark; 15—25 Mark werden durchschnittlich monatlich für das Arbeitsmaterial gebraucht.

———

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Die Statistik des Familienstandes** wird, wie man amtlich erfährt, leider auf die Ergebnisse der Volkszählung von 1895 nicht mehr ausgedehnt werden. Und doch ist dieser Teil der Statistik von grundlegender Wichtigkeit für die Beurteilung der Frauenfrage. In den verschiedenen Broschüren und Aufsätzen zur Frauenfrage findet man deshalb immer wieder die Ehestatistik herangezogen, allerdings mit merkwürdig verschiedenen Ergebnissen. Es dürfte deshalb von Interesse sein, die genaueren Ergebnisse der letzten derartigen Statistik nach amtlichen Mitteilungen zusammenzustellen. Wir entnehmen das Material der Schrift von Prof. D. Zimmer, Der Ev. Diakonieverein, 3. Aufl. S. 1 f. Darnach wurden am 1. Dezember 1890 im deutschen Reiche weibliche Personen gezählt:

Im Alter von . . bis unter . . Jahren		Ledige	Verheiratete	Verwitwete	Geschiedene	Zusammen
	15—18	1 518 406	4 030	98	3	1 522 537
	18—20	859 708	27 895	265	24	887 892
	20—21	413 844	45 056	375	33	459 308
	21—25	1 174 838	512 558	4 871	782	1 693 049
	25—30	692 928	1 186 398	20 437	3 201	1 902 964
	30—35	332 794	1 338 572	47 842	6 054	1 725 262
	35—40	198 935	1 202 742	82 347	7 418	1 491 442
	40—45	158 461	1 094 358	131 887	7 790	1 392 496
	45—50	132 756	940 826	186 620	6 911	1 267 113
Zusammen	15—50	5 482 670	6 352 435	474 742	32 216	12 342 063
	18—50	3 964 264	6 348 405	474 644	32 213	10 819 526
	21—50	2 690 712	6 275 454	474 004	32 156	9 472 326

* **Der Bund deutscher Frauenvereine** wird in Sachen des bürgerlichen Gesetzbuches eine Petition an den Reichstag richten, zu der schon jetzt Unterschriften gesammelt werden. Sie hat folgenden Wortlaut:

Das neue bürgerliche Gesetzbuch versagt der Ehefrau im Widerspruch mit der ganzen sozialen Entwicklung der letzten Jahrzehnte die wirtschaftliche Selbständigkeit und die Stellung in der Familie, welche ihr in einem modernen Kulturstaate zukommt.

Es versagt ihr nach dem gesetzlichen Güterrecht die Verwaltung und Nutznießung ihres eingebrachten Vermögens und stellt sie dadurch nach dieser Richtung thatsächlich den Unmündigen gleich.

Es verweigert der Mutter den vollen Anteil an der elterlichen Gewalt und dadurch einen auch durch das Gesetz anzuerkennenden, von der Sitte bereits begründeten Einfluß auf das Schicksal ihrer Kinder, welchen sie so gut wie der Vater beanspruchen kann.

Es versagt den unehelichen Kindern dem Vater gegenüber diejenige rechtliche Stellung, welche Menschlichkeit und Gerechtigkeit erfordern.

Wir bitten demnach einen hohen Reichstag, das Familienrecht des bürgerlichen Gesetzbuches einer Revision zu unterziehen und insbesondere:

a) als gesetzliches eheliches Güterrecht die Gütertrennung einzuführen,
b) die elterliche Gewalt der Mutter nicht nach, sondern in Gemeinschaft mit derjenigen des Vaters wirken zu lassen,
c) der Mutter eines unehelichen Kindes die elterliche Gewalt über dasselbe zu gewähren und event. Zuordnung eines Beistandes, und die Ansprüche eines unehelichen Kindes seinem Vater gegenüber gerechter zu normieren.

* **Die Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin,** die bekanntlich zu Ostern einen so durchschlagenden Erfolg mit der glücklich bestandenen Maturitätsprüfung ihrer ersten sechs Schülerinnen erzielten, eröffnen diesen Herbst einen neuen Kursus. Die erste Aufnahmeprüfung hat schon Ende September stattgefunden, die zweite findet am 12. Oktober, unmittelbar vor Beginn der Kurse, statt. Meldungen sind an die Leiterin der Kurse, Frl. Helene Lange, Berlin W. Derfflingerstraße 23 zu richten.

Digitized by Google

* **In London** sind nach angestellten Berechnungen 360 000 Frauen in Geschäftshäusern beschäftigt, darunter 60 000 als Comptoirbeamte.

* **Die amerikanische Präsidentenwahl** bringt die Frage des Stimmrechtes für die Amerikanerinnen wieder in den Vordergrund. Die republikanische Partei erklärt, daß sie die Rechte und die Interessen der Frauen anerkennt. Eine Resolution, am 17. Juni in einer großen Versammlung in St. Louis angenommen, wo allein 400 000 Mitglieder der Temperance Union ihre Zustimmung erklären ließen, enthielt folgenden Satz: „Das Interesse der amerikanischen Industrie verlangt gleichen Lohn für gleiche Arbeit und Schutz des Familienlebens."

* **Totenschau.** Frieda Freifrau v. Lipperheide ist am 12. September plötzlich am Gehirnschlage im Alter von 56 Jahren gestorben. Sie hat sich um die Reform der weiblichen Handarbeit und damit um unzählige weibliche Existenzen durch vorzügliches theoretisches Unterweisungs- und Anleitungsmaterial sowie durch die Erneuerung mustergiltiger alter und Erfindung neuer Techniken hervorragende Verdienste erworben. Was sie als Persönlichkeit bedeutete, werden wir noch in einem eingehenden Artikel zeigen.

Für Haus und Familie.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— **Vom Sparen im Kindesalter.** Sollen Kinder sparen? Ganz gewiß! Je früher sie damit beginnen, um so besser. Aber was und wovon sollen jüngere Kinder sparen? Sie haben ja nichts. — Doch! Bisweilen haben sie etwas, beispielsweise einen Groschen, den ein vom pädagogischen Standpunkte nicht ganz einwandfreier Onkel dem kleinen Buben schenkt mit den Worten: „Da, mein Junge, kauf dir was!"

Ein Zehnpfenniger repräsentiert in den Augen eines jungen Kindes ein kleines Vermögen. Freudestrahlend bringt es ihn seinem Mutterchen, und es wäre vielleicht unweise, das Kind zu Gunsten der Sparbüchse auf das ganze Geschenk Verzicht leisten zu lassen. — Der Kleine würde wahrscheinlich ein zweites Mal in der Stille eine Näscherei kaufen; sein Mutterchen also der vollendeten Thatsache gegenüber stellen, und um seiner Leckerhaftigkeit willen getadelt, einer zukünftigen Moralpauke dadurch zu entgehen suchen, daß er das Lebkuchenherz, oder was sonst sein kleines Herz erwählt, nicht nur heimlich kauft, sondern auch heimlich verzehrt. — Nein, es ist schon besser, die Mutter gestattet, daß die eine Hälfte des Geldgeschenks im Sinne des Gebers verwendet werde, wenn auch nicht zu einer Näscherei, das andere Fünferchen aber läßt Heinz durch den bekannten Schlitz in die geheimnisvolle Tiefe des Spartopfes gleiten, allwo die Kupfermünzen und die Nickel bereits vergnüglich klimpern. Dafür kann man zu Weihnachten oder zu Vaters Geburtstag allerhand hübsche Dinge kaufen, — und es ist so nett, wenn man in der Zeit des Bedarfs gleich weiß, woher das Geld holen.

Neulich durfte Heinz dem Sparschatz zwanzig Pfennige entnehmen, um dem Sohne der armen Waschfrau, den der Lehrer wiederholt um seiner zerbrochenen Schiefertafel willen gescholten, eine neue zu kaufen; und als das Feuer im Nachbardorfe war, hat Heinz am anderen Tage die Mutter begleitet und der bedauernswerten Familie, die all ihre Habe verloren hatte, ein Scherflein aus der Sparbüchse selbst überreicht.

Kinder sollen sparen, nicht um Schätze zu sammeln, sondern um ihre Lieben erfreuen und den Dürftigen mitteilen zu können.

Wenn so zwischen dem zehnten und zwölften Jahre in der Schule die Zinsrechnung daran kommt, ist es Zeit, die Kinder mit der segensreichen Einrichtung der Sparkasse näher bekannt zu machen. Nota bene ein Sparkassenbuch mit womöglich regelmäßigen Einlagen von Seiten der Eltern muß in diesem Alter ein Kind längst besitzen.

Es empfiehlt sich, dem Kinde, welches für sich ja noch keine Einkünfte hat, daher Einzahlungen nicht wohl leisten kann, die elterlichen Ersparnisse zu persönlicher Besorgung auf die Sparkasse anzuvertrauen. Es lernt dadurch Freude empfinden an dem allmählichen aber sicheren Anwachsen des kleinen Kapitals, ersieht, wie nicht nur die Einlagen, sondern auch Zins und Zinsenzins dasselbe mehren; es lernt sorgsam umgehen mit einem Wertobjekt, — denn immer und immer wieder wird ihm eingeschärft, wie der Verlust des Sparkassenbuches den Verlust der Ersparnisse nach sich ziehen würde — es lernt endlich die Güte der Eltern erkennen, welche vielleicht unter persönlichen Opfern ihm, dem Kinde, einen Notpfennig sichern wollen.

In dem großen Industrieort, in dessen Nähe die Schreiberin dieser Zeilen lebt, besteht die segensreiche Einrichtung der Konfirmandensparkassen, deren während der Schuljahre eines Kindes bewirkte Einzahlungen den Eltern desselben ein Vierteljahr vor der Konfirmation mit Zinseszins zurückerstattet werden. Um auch ganz Unbemittelten den Beitritt zu ermöglichen, ist der Mindestbetrag pro Monat und Kind auf 25 Pfennige festgesetzt. Ein Kassenbote holt an jedem Monatsersten das Geld gegen Quittung ab und übergiebt es der städtischen Sparkasse. Abhebungen vor der Konfirmation des betreffenden Kindes sind unzulässig.

Auf diese Weise erhielt eine arme Frau, die für ihre Tochter während deren achtjährigen Schulzeit pro Monat regelmäßig fünfzig Pfennige eingezahlt hatte, nicht nur den Betrag der bescheidenen Konfirmationskleidung, es blieb auch noch eine Kleinigkeit übrig, die sie dem Mädchen in Gestalt eines Sparkassenbuches mit in ihre dienstliche Stellung geben konnte.

Sollte die Idee der Konfirmandensparkassen nicht eine fruchtbare und den weitesten Kreisen zu empfehlende genannt werden dürfen? A. B.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Badische Frauenverein

hat eine nachahmenswerte Einrichtung getroffen, über die uns eines seiner Mitglieder, Frl. M. Wollmar, nachfolgende Mitteilungen zugehen läßt.

„Auf Anregung des Artikels im Juniheft der „Frau" über das Kostkinderwesen, möchte ich Gelegenheit nehmen, auf Einrichtungen aufmerksam zu machen, die sich hier in Heidelberg, innerhalb des Verbandes des Badischen Frauenvereins bis jetzt recht gut bewährt haben. Die VI. Abteilung des Vereins hat sich die Aufgabe gestellt, Aufsicht zu führen über die Kinder — Waisen und Halbwaisen —, die gegen entsprechende Entschädigung in sich freiwillig dazu meldenden Familien untergebracht sind. Nach dem Jahresbericht von 1895 stellt sich diese Abteilung aus 31 Damen zusammen, inkl. Vorsitzende, Schriftführerin und Rechnerin, unter welche 245 Kinder verteilt sind, und zwar nach Maßgabe der Lage der resp. Wohnungen und auch der Zeit, die jede Dame auf diese Thätigkeit verwenden kann. Eine jede übernimmt hiermit die Verpflichtung, für eine zweckmäßige körperliche Verpflegung, aber auch für eine geordnete Gesamterziehung der ihr überwiesenen Kinder einzustehen. Die Unterbringung derselben ist Aufgabe der polizeilichen Aufsichtsbehörde, die sich davon zu überzeugen hat, ob die in Aussicht genommenen Pfleger bürgerlich unbescholtene Leute sind und sich auch in solcher ökonomischen Lage befinden, daß sich, besonders in Bezug auf die Wohnung, mit einiger Sicherheit annehmen läßt, daß die Kinder in eine ihrer Entwicklung günstige Umgebung versetzt werden. Ein wirkliches Eindringen in die Art derselben ist doch aber erst der Aufsichtsdame möglich, der durch feste Vereinbarung die Möglichkeit gegeben ist, das Kind zu jeder Tageszeit bei seinen Pflegern aufzusuchen. Wie oft dies zu geschehen hat, hängt von dem Ermessen der betreffenden Dame ab; ein kränkliches Kind, oder ein solches, dessen Umgebung irgendwie Mißtrauen erweckt, muß natürlich öfter besucht werden, als ein Kind, dessen Gedeihen von selbst für die Güte der Pflege spricht.

In jedem Monat findet eine gemeinschaftliche Sitzung statt, im Zusammenschluß mit den Beiräten, welche sind: 1. der Bürgermeister als Vertreter der städtischen Armenpflege, 2. der Amtmann, als Vertreter des Bezirksamtes (Polizei), 3. ein dem Kreisausschuß zugehöriger Herr und 4. der Bezirksarzt; da die Kinder sich nach ihrer Herkunft einteilen: in städtische Waisen und Halbwaisen, von der Stadt unterhalten; kreisarme und verlassene Kinder, vom Kreis unterstützt und endlich die Kinder lediger Personen, welche, weil in Stellung, diese fremder Pflege überlassen müssen und hier unter polizeilicher Kontrolle stehen (Bezirksamt). Durch die Berichte der Damen in diesen Sitzungen und die persönliche Rücksprache mit den Vertretern der Behörden ist die Möglichkeit gegeben, eine immer größere Personen- und Sachkenntnis herauszubilden, die bei dem schwierigen Amte der Aufsichtsdamen sehr notwendig ist. Das Pflegekinderwesen hat sich allmählich zu einer Art Gewerbe herausgebildet, besonders für die Frauen und Witwen, denen es wegen Kränklichkeit oder ihrer Familienverhältnisse wegen nicht möglich ist, außerhalb des Hauses dem Erwerb nachzugehen. Der Gewinn, der für sie dabei abfällt, ist allerdings in den allermeisten Fällen nur gering oder fällt in manchen wahrscheinlich ganz weg, da das Kostgeld durchschnittlich 15 Mark monatlich beträgt, oft sogar bis auf 10 Mark hinuntergeht, selten 20 Mark erreicht und nur in Ausnahmefällen bis auf 30 Mark steigt. Aber die Leute empfinden es schon als Annehmlichkeit, zu bestimmten Zeiten, z. B. wenn die Miete fällig wird, eine größere Summe Geldes in den Händen zu haben.

Aus diesem Umstande heraus erwächst doppelt die Notwendigkeit, eine wachsame Aufsicht zu führen, um vor allem zu erkennen, mit was für Menschen man in den Pflegern zu thun hat. Nur Redlichkeit und Gutherzigkeit sichert schließlich dem Kinde eine ausreichende körperliche Pflege und den günstigen sittlichen Einfluß, der gefordert werden muß. Stellt sich heraus, daß diese Sicherheit fehlt oder thun sich gar geheime Schäden in der Lebensführung der Pfleger auf, dann ist es Pflicht der Aufsichtsdame, davon Mitteilung zu machen und bei den betreffenden Behörden auf Untersuchung des Falles und schließlich auf Wechsel der Pflege zu bringen.

Bei Krankheitsfällen der Kinder steht eine Kasse zur Verfügung, die ihre Einnahmen aus den Erträgen der Sammlungen des Frauenvereins bezieht. Sie gewährt den Aufsichtsdamen die Mittel, bei etwa notwendig werdender kräftigerer Ernährung helfend einzugreifen. Die ärztliche Behandlung wie die Medikamente sind frei und werden durch die hiesige Universitäts-Poliklinik nach Uebereinkunft mit der städtischen Armenbehörde gewährt. Seit einigen Jahren besteht auch die Einrichtung, daß kränkliche Kinder, deren Arzt die Kur für wünschenswert hält, auf Kosten der Armenpflege der Stadt oder des Kreises in das nahe Solbad Rappenau geschickt werden,

Digitized by Google

wo sie in dem Kinderbad Siloah während eines Monates im Sommer Aufnahme und Pflege finden. Zur Weihnachtszeit fließen dem Verein reichliche Spenden an Geld und allerlei Gegenständen zu. Dieselben werden unter die Aufsichtsdamen verteilt, die sie je nach den verschiedenen Bedürfnissen der Kinder an die Pfleger abgeben, die ihren Pfleglingen damit eine Weihnachtsfreude bereiten.

Nun haben die Besuche bei den Pflegern auch noch die andere gute Wirkung, daß sich oft ein vertraulicheres Verhältnis zwischen diesen und der Aufsichtsdame herstellt. Manche Gelegenheit wird derselben geboten, in schwierigen Lagen mit Rat und That helfend beizuspringen, sie lernt in der Unterhaltung, durch das Eindringen in die Freuden und Leiden der kleinen Leute deren Auffassungs- und Lebensweise kennen, sie kann aufklärend und erziehend einwirken, aber auch manchmal — lernen. Denn unstreitig ist ein stark hervortretender Zug gerade in diesen Kreisen die große Hilfsbereitschaft untereinander; sie stehen der Not näher und fühlen lebhafter die Notwendigkeit gegenseitiger Unterstützung. Das tritt nun auch den Pflegekindern gegenüber oft genug hervor. Wie oft, wenn ein Kind auch nur 1—2 Jahre in Pflege war, ist die Anhänglichkeit an dasselbe stark genug geworden, um sich nicht mehr von ihm trennen zu wollen, auch wenn eine ungetreue Mutter es im Stich läßt und damit das Kostgeld ausbleibt. Es kommt ja nur selten vor, daß der Vater für das uneheliche Kind eintritt, und ebenso selten kann er gesetzlich herangezogen werden. Für die Mutter allein ist es meistens nur mit der größten Opferwilligkeit möglich, die Kosten aufzubringen, bei zu geringem Lohn oder zeitweiliger Arbeitslosigkeit ist sie dazu überhaupt nicht mehr imstande, wenn sie kein Vermögen besitzt. In solchen Fällen soll, gemäß gesetzlicher Regelung, die Heimatsgemeinde für das Kind sorgen. Meistens werden dann die Kinder, besonders, wenn es sich um Dorfgemeinden handelt, eingefordert, um sie gegen geringeres Entgelt im eignen Orte unterzubringen. Dagegen sträuben sich dann die Pfleger, und solch ein Vorgehen der Behörden kann in der That grausam werden, wenn es sich um ein schon älteres Kind handelt, das seit den ersten Lebenstagen in der Familie der Pfleger aufgewachsen und darin festgewurzelt ist, oder auch wenn die Pflegemutter etwa eine alleinstehende Frau war, die nun, nach der natürlichen Entwicklung der Dinge, vom Ziehkinde Unterstützung in der Arbeit und Pflege bei eintretender Gebrechlichkeit erwartet. In solchen Fällen wird häufig der Entschluß gefaßt, das Kind unentgeltlich zu behalten, und gewiß meistens zu seinem Segen. Für die Gemütsentwicklung kann es nur heilsam sein, wenn dem Kinde das Heimatsgefühl erhalten bleibt, das Gefühl fester Zugehörigkeit zu dem Kreise, in dem es aufgewachsen ist, und es verstößt eigentlich gegen das Prinzip der Familienerziehung, wenn gewaltsame Trennungen nur aus pekuniären Rücksichten, die oft von recht geringem Belang sind, herbeigeführt werden. Hier ist Gelegenheit für die Privatwohlthätigkeit, die leicht soviel Schaden anrichtet, sehr nützlich einzugreifen.

Mit dem 14. Jahre hört die Beaufsichtigung auf. Die Knaben werden in eine Lehre gethan, und für die heranwachsenden Mädchen tritt, wenn die Lage der Verhältnisse es wünschenswert macht, hier in Heidelberg die „Mädchenfürsorge" ein, die die Kinder in der Dienstbotenschule der V. Abteilung des Frauenvereins einen einjährigen Kursus durchmachen läßt und dann dafür sorgt, daß sie in einen geeigneten Dienst treten. Verhängnisvoll wirkt in diesen Jahren manchmal, daß die Kinder, wenn Waisen und ohne Vermögen, keinen gesetzlichen Vormund haben. Es sind Fälle vorgekommen, wo sonst wohlmeinende, doch zu schwache und einsichtslose Pfleger gewissenlosen Dienstvermittlerinnen in die Hände gefallen waren, und nur ein gesetzlich gestellter Vormund erfolgreich dagegen auftreten konnte. Nun kostete es unendliche Schwierigkeiten, einen solchen nachträglich aufzustellen, einmal wegen der zu erfüllenden, sehr umständlichen Formalitäten, andererseits auch aus rein praktischen Gründen, weil die dazu herangezogenen Handwerker wenig Interesse und Geneigtheit für dies Amt zeigten. Was ging sie das fremde Kind an! Wäre es da nicht das Richtigste, wenn die betreffende Aufsichtsdame, die das Kind heranwachsen sah und allmählich ein persönliches Interesse für dasselbe gewann, sofern sie gewillt dazu wäre, als gesetzliche Vormünderin die Überwachung auch ferner in der Hand behielte? Zum Glück wird das neue bürgerliche Gesetzbuch, wenn es auch an der Unmündigkeit der Ehefrau festhält, die Möglichkeit der Übernahme einer solchen Vormundschaft geben."

Bücherschau.

„Daute." Von J. A. Scartazzini. (21. Band der Serie „Geisteshelden" herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Ernst Hofmann u Co. Preis 2,40 Mark.) Seit der 13./15. Band der Bettelheimschen Sammlung, der Meyersche Goethe erschien, ist uns in „Luther", „Cotta", „Darwin", „Montesquieu" eine Reihe vorzüglicher Arbeiten geboten worden, denen sich die vorliegende in würdiger Weise anreiht. Wie die früheren, so soll auch diese Biographie nicht kritisch-wissenschaftlichen Zwecken dienen, sondern populärer Belehrung; sie stellt daher zusammen, was an positiven Thatsachen aus dem Leben des Dichters bekannt ist und beschränkt sich auch seinem großen Gedicht gegenüber auf eine klare, übersichtliche Inhaltsangabe und einen Blick auf Quellen, Form, Sinn und Zweck der Dichtung, ohne sich mit dem Heer der Ausleger in fruchtlose Kontroversen einzulassen. Gerade in dieser Beschränkung aber scheint das Buch sehr geeignet zu einer vorläufigen Einführung im Wesen und Gedankenkreis des Dichters, ehe man sich an ein eigenes Studium seines Weltgedichtes macht. Dazu sei es warm empfohlen.

„Novalis." Eine biographische Charakteristik von Just Bing. (Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß, Pr. 4 M.) Bing folgt in seinem „Novalis" dem modernen Zug, dem wir den Bielschewskyschen und

Digitized by Google

Heinemannschen Goethe, den Wychgramschen Schiller verdanken: den Menschen vor uns lebendig werden zu lassen, aus dessen Wesen der Dichter doch erst zu erklären ist. Bei Hardenbergs ganzer Persönlichkeit erscheint das für einen modernen Litterarhistoriker doppelt schwer. Aber Bing ist es gelungen, den Schlüssel zu seiner Eigenart zu finden; er vermag dem eigentümlichen phantastischen und doch gedankentiefen Innenleben Hardenbergs gerecht zu werden und es verständlich zur Darstellung zu bringen. Aus ihm heraus entwickelt er folgerichtig die Dichtungen. Wer Hardenberg wirklich kennen lernen will, wird an Bings Buch nicht vorbeigehen können. Es ergänzt die in großen Zügen gegebenen Andeutungen Hayms und Diltheys über diese eigenartige Dichternatur.

„Licht und Schatten." Eine Hamburger Geschichte von Charlotte Niese. (Leipzig, Fr. W. Grunow. Pr. el. geb. 5 Mark.) Die Verfasserin der mit Recht so günstig aufgenommenen Bilder und Skizzen: „Aus dänischer Zeit," bietet uns hier eine jener behaglichen Geschichten ohne allzu raffinierte Probleme, bei denen man immer wieder gern ausruht. Behaglich, obwohl die Hamburger Cholerazeit den düstren Hintergrund bildet. Aber man kann mit den Menschen empfinden, da sie keine komplizierten Übermenschenzüge tragen, und man wird nicht jäh von einer Stimmung in die andre gestürzt, sondern die Erzählung fließt in gleichem Tempo wie das wirkliche Leben. Eine freundliche Hand, die die Geschicke, insbesondere der Liebenden lenkt, ist zwar nicht zu verkennen, aber gerade dafür wird ein dankbares Publikum nie aussterben. Und mit mehr Liebe noch als das junge Pärchen der Erzählung ist die gute „Tante Tine" gezeichnet, eine jener rührenden Seelen, die, äußeren Reizes bar, in stiller Selbstaufopferung nur andren dienen. Sie finden heutzutage, wo nur das Abnorme lockt, selten genug ihren Entdecker.

„Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins." Ein Auskunftsbuch, herausgegeben von der Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. (Berlin, Carl Heymann, Preis 3 Mark.) Die Redensart von der „ausgefüllten Lücke" ist hier einmal nicht Redensart. Wer irgendwie für sich oder andere mit Armenpflege, Wohlfahrtseinrichtungen, Stiftungen und Legaten in Berlin zu thun hatte, hat bei der Weitschichtigkeit und Unübersichtlichkeit des Stoffs einen Führer schmerzlich vermißt. Ein solcher bietet sich ihm hier dar. Den Grundstock des Buches bildeten die von der Begründerin und Leiterin der Auskunftsstelle, Frau Jeannette Schwerin, im Verfolg ihrer Arbeiten angelegten Sammelmappen, die ein reiches, von ihren Mitarbeitern dann weiter ausgebautes und ergänztes Material boten. Diese Entstehung aus der praktischen Arbeit heraus merkt man dem Buche an. Schon die äußere Anordnung ist sehr übersichtlich; ein höchst sorgfältig angelegtes Sachregister erleichtert den Gebrauch noch mehr. Kein Berliner Verein und niemand, der Rats- und Hilfsbedürftigen ein zuverlässiger Berater sein will, wird das Buch entbehren können, das nebenbei eine interessante soziale Studie bildet.

Das im Spemannschen Verlage erscheinende **„Museum"** (Redaktion: Richard Graul und Richard Stettiner, Berlin) hat in seinen Lieferungen 8—13 wieder eine Anzahl feinsinnig ausgewählter Blätter veröffentlicht. Wir erwähnen nur: Rubens Selbstporträt und das seiner zweiten Gattin Helene Fourment, die Medusa Ludovisi, Tizians Himmlische und Irdische Liebe, die Athenagruppe vom Zeusaltar aus Pergamon, Donatellos heiligen Georg, Raffaels Sixtina, die Laokoongruppe, Michelangelos Grabmäler des Guiliano und des Lorenzo de' Medici, Rubens Maria mit dem Kinde, eine Landschaft von Camille Corot, Liotards Schokoladenmädchen und Albrecht Dürers Selbstporträt. Die Ausführung der Bilder ist eine überaus sorgfältige, so daß der Preis von 1 Mark pro Lieferung als ein sehr geringer bezeichnet werden muß. Unter den Textbeilagen befinden sich wertvolle kleine kritische Essays; u. a. möchten wir auf „Die Nachfolger der van Eyck" von Max J. Friedländer und „Porzellanfiguren" von Julius Lessing hinweisen.

„Lebens- und Charakterbilder deutscher Frauen." Für reifere Mädchen. Von Alice Bousset. (Berlin, L. Oehmigkes Verlag. El. geb. 3 Mark.) Die Bibliothek des Vereins zur Reform der Litteratur für die weibliche Jugend hat mit vorliegendem Buch ihren zweiten Band veröffentlicht. (Der erste: „Vor Tagesanbruch" von Sophie Stein, erschien im gleichen Verlag.) Der Gedanke, die reifere weibliche Jugend in das Leben hervorragender deutscher Frauen einzuführen, ist ein sehr glücklicher und zeitgemäßer. Frau Bousset hat es auch verstanden, geeignete Persönlichkeiten auszuwählen, nur hätten wir statt der fast unbekannten Ida Speyer die hochbedeutende Luise Otto-Peters als Kulminationspunkt des Buches gewünscht. Besonders interessant sind die Lebensbilder von Karoline Herrschel und Dorothea Schlözer. Hoffentlich findet sich das hübsch ausgestattete Buch zu Weihnachten an Stelle der üblichen „Helm" und „Clara Cron" auf manchem Backfischchentische.

„Der erste Beste, die Neuenhofer Klucke, Maria Neander." Drei Erzählungen von O. Verbeck. (Leipzig Fr. Wilh. Grunow. Preis el. geb. 6 Mark.) Es ist ein feines Erzählertalent, das aus den kleinen Erzählungen spricht, von denen jede ein andres Genre repräsentiert. Die erste ist ein feines psychologisches Gemälde von geschickter Komposition; die zweite ein fesselndes Genrebildchen nicht ohne bittren Humor, während die dritte eine Kraft verrät, der auch die Ausgestaltung tragischer Konflikte nicht mißlingt. Die Darstellung ist einfach, ohne Effekthascherei, aber um so sicherer in ihrer Wirkung. Bei den Personen ist ein wenig Stilisierung nicht zu verkennen; dadurch sticht das Buch von der modernsten Richtung ab; das aber werden nicht alle bedauern.

„Der Evangelische Diakonieverein." Seine Aufgaben und seine Arbeit. Von Dr. Friedrich Zimmer. 3. Auflage. (Herborn 1896. Verlag des Ev. Diakonievereins.) Das kleine Buch orientiert nicht nur über den Evangelischen Diakonieverein, der ja bekanntlich mit ungewöhnlicher Energie die Arbeit im Dienst des Gemeinwohls aufgenommen hat, sondern giebt auch in Bezug auf die Erwerbsthätigkeit der Frauen und Wohlfahrtseinrichtungen überaus nützliche Winke.

Digitized by Google

„Die Frau im Kommunaldienst.“ Vortrag von Frau Lippmann. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. Pr. 60 Pf.) Im Anschluß an eine instruktive historische Skizze zeigt die Verfasserin, die diesen Vortrag auf dem 7. evangelisch-sozialen Kongreß in Stuttgart hielt, die Bedeutung der Frau für den Kommunaldienst. Sie verlangt mit Recht für die Frau eine Stellung in der offiziellen Armenpflege, nicht nur bei Wohlthätigkeitsvereinen. Auf das Fehlen des weiblichen Einflusses ist zum großen Teil mit die Verwilderung und Verwahrlosung der Jugend zu schieben, die dann später die Zuchthäuser füllt. Es ist lehrreich und beschämend zugleich, daß in England, wo Frauen auch auf die öffentliche Knabenerziehung Einfluß üben, die Zahl der jugendlichen Verbrecher dauernd fällt, während sie bei uns stetig steigt. Die Broschüre sei besonders der Beachtung der Frauenvereine empfohlen.

„Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen.“ Herausgegeben von Dr. J. Wychgram. (Leipzig, R. Voigtländer. Jährlich 4 Hefte, Pr. 10 Mark.) Die Hefte III und IV, (sowie ein Beiheft) enthalten wieder höchst interessante Beiträge. Wir heben daraus hervor: Die schwedische Volkshochschule von Theodor Holmberg. — Wie nimmt man in England Stellung zu der Frage eigener Frauenuniversitäten? Von Therese Dabis. — Die Bildungsanstalten für Seminarlehrer und -Lehrerinnen in Frankreich von L. C. Bon (ein ganz besonders interessanter Artikel, der mancherlei zu denken giebt) und: De l'enseignement des langues vivantes en France, M. Edme Arcambeau. — Sehr viel Lehrreiches bieten auch die kleineren, unter „Mitteilungen“ oder „Rundschau“ gebrachten Artikel, sowie die durchweg mit eingehender Sachkenntnis geschriebenen Bücherbesprechungen. Die Zeitschrift ist vorzüglich redigiert und für Fachleute, die sich die Vorteile eines weiten Horizonts und vergleichender Studien auf dem Unterrichtsgebiet nicht entgehen lassen wollen, unentbehrlich.

„Die körperliche Erziehung des weiblichen Geschlechts“ mit besonderer Berücksichtigung des

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf.
bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau“
Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Wer Milch nicht verträgt,

versuche dieselbe mit etwas **Mondamin** gekocht, eben nur so viel, daß sie ein wenig seimig wird. Dies macht die Milch bedeutend leichter verdaulich. **Brown & Polson's Mondamin** hat einen eigenen Wohlgeschmack und bürgt der vierzigjährige Weltruf dieser berühmten schottischen Firma am besten für die gute Qualität. **Mondamin** ist zu haben in Packeten à 60, 30 u. 15 Pfg. in besseren Colonial-, Delikateß- und Drogen-Geschäften. [29

St. Alban's College,

19, Lansdowne Crescent, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen **zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache** auf.
Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen**; Frl. **Adelmann**, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place; Frl. **Büttner**, Leiterin der Central-Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins, Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. (Frl. Büttner hielt sich selbst zum Studium in St. Alban's College auf.) [10

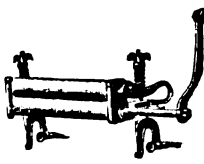
Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [18
Berlin W., Mauerstr. 85.

Verlangen Sie den Katalog [14
des
Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,
sowie der Reformunterkleidung.

Das **Reformkorset**, von ärztl. Autoritäten anerkannt, macht, nach Maß gefertigt, eine schönere Figur als das gesundheitsschädliche Panzerkorset. Das **Reformkorset** wird von allen Damen die einen Beruf haben, als Notwendigkeit betrachtet; es drückt nirgends und läßt die Kleider statt auf den Hüften, durch die Achseln tragen. Jede Dame, die ihre Gesundheit liebt, wird das **Reformkorset** tragen. Jede Mutter wird es für ihre Mädchen kaufen. Der Preis für Kinderkorsets ist von 3,00 Mark an.

Leipzig-Lindenau. Merseburgerstr. 41. Frau **Ferdinande Proskauer** in Firma **J. Proskauer**, Fabrik pat. Artikel.



Neu! **Corona-Wringer,**
D. R. P. unter 10jähriger Garantie,
sowie seine als praktisch bewährten
Waschmaschinen, Wäscherollen (Mangeln)
empfiehlt in großer Auswahl zu sehr billigen Preisen
Paul Knopp, Maschinenfabrik,
BERLIN SW., Beuth-Strasse 16a.
Prospekte gratis und franko. [24

Preußische Renten-Versicherungs-Anstalt.

Leibrentenversicherung zur Erhöhung des Einkommens. **Kapitalversicherung** (für Aussteuer, Militärdienst, Studium). **Sparkasse. Gezahlte Renten 1895:** 3 440 000 Mark. **Vermögen:** 95 Millionen Mark. [4
Prospekte und nähere Auskunft bei der **Direktion Berlin**, Kaiserhofstr. 2.

Digitized by Google

Frauenturnens. Ein Weck- und Mahnruf an alle Turnfreunde sowie an Deutschlands Frauen und Jungfrauen. Nebst einem ausführlichen Bericht über die bisherige Entwicklung des Frauenturnens in Berlin und einigen anderen deutschen Städten. Von Otto Pulwer. (Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung. Pr. 80 Pf.) Wir empfehlen das kleine Büchlein, in dem eine kräftige Lanze für das Frauenturnen gebrochen wird, warm der Beachtung. Es ist die höchste Zeit, daß die physische Erziehung unserer Töchter auf eine gesunde Grundlage gestellt wird.

Ein hübsches **Stickmusterbuch** zum Gebrauch für Schule und Haus, zusammengestellt von Marie Helfrich ist im Verlage von Hugo Andres & Co. in Frankfurt a. O. zum Preise von 20 Pf. erschienen.

„Die Kaiserin Josephine." Von Joseph Turquan. Mit 9 Illustr. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. (Leipzig, Schmidt und Günther, Preis 4,60 M.) Die Reihe der Napoleon-Veröffentlichungen von Schmidt u. Günther (Napoleon I. und die Frauen, Napoleon zu Hause, die Generalin Bonaparte) findet durch obiges Werk einen Abschluß. Es ist in demselben Charakter gehalten wie die Vorgänger; im leichten Plauderton geschrieben, giebt es zwar keine in den Details zuverlässige Geschichtsdarstellung, führt aber in die Stimmungen, das Intérieur, die intimen Beziehungen der Zeit nicht übel ein. Besonders interessant ist die Darstellung des Lebens der Kaiserin nach ihrer Scheidung.

„Hygieia." Monatsschrift für hygienische Aufklärung und Reform, herausgegeben von Dr. F. C. Gerster. (Stuttgart, A. Zimmer, Abonnementspreis pro Heft 60 Pf.) Heft 7 und 8 enthalten wieder einige besonders interessante Aufsätze. Wir heben hervor: Einiges von der bösen Nachtluft; der Verfasser tritt darin dem Aberglauben entgegen, der so viele Menschen noch immer dazu veranlaßt, nachts jeden Luftzug auszusperren. Der Fall Langerhans, vom Herausgeber selbst, der aus den bekannten Vorgängen den Schluß zieht:

Allgemeine Renten-Anstalt

Gegründet 1833. zu Stuttgart Reorganisirt 1855.

unter Aufsicht der Kgl. Württ. Staatsregierung.

Versicherungsstand: Ende 1895 ca. 42 Tausend Policen.

Aller Gewinn kommt ausschl. den Mitgliedern der Anstalt zu gut.

Rentenversicherung.

Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode des Versicherten oder bis zum Tode des längst Lebenden von zwei gemeinschaftlich Versicherten, sowie aufgeschobene, für späteren Bezug bestimmte Renten.

Hohe Rentensätze. Alles dividendenberechtigt. Eintritt zu jeder Zeit und in jedem Lebensalter. Rentenberechnung vom Tage der Einlage ab.

Personen, welche auf das Erträgnis ihrer Kapitalien angewiesen sind, haben Gelegenheit, sich sichere, bis zu ihrem Ableben fortdauernde und den gewöhnlichen Zinsen gegenüber wesentlich höhere Einkünfte zu verschaffen.

Nähere Auskunft, Prospekte und Antragsformulare kostenfrei bei den Vertretern und auf dem Bureau der Anstalt, Tübingerstraße Nro. 24/26 in **Stuttgart.** [9

Die Modenwelt.

Gegründet 1865.

Maßgebendes u. reichhaltigstes Blatt für Moden u. Handarbeiten etc.

Jährlich **24 reich illustrierte Nummern zu je 16 Seiten,** dazu **12 große farbige Moden-Panoramen** und **12 doppelseitige Schnittmuster-Beilagen.**

Schnittmuster nach Wahl gratis!!

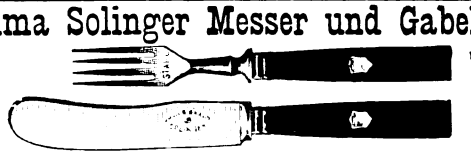
Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf. = 7.5 Kr.** (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche den alteingebürgerten Titel benutzen. — Probenummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen. Berlin W., Potsdamerstr. 38. — Wien I., Operngasse 3. [25

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

Handelsinstitut für Damen

1] von Frau **Elise Brewitz,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Prima Solinger Messer und Gabeln.



No. 610

mit eingelöthetem nicht lösbaren Wappenschild.

Feinstes Ebenholzheft, Klinge poliert und schön gebogene Stahlgabel.

12 Paar Tischmesser u. Gab. nur M. 19.—	12 Stück Tischmesser . . nur M. 9.50
12 „ Dessertmess. u. „ „ „ 17.	12 „ Dessertmesser „ „ 8.50

½ oder ¼ Dutzend gebe ich zu Dutzendpreisen ab. Umtausch gestattet. Versand gegen Nachnahme oder Vorhereinsendung des Betrages.

Aufträge von 20 Mark an erfolgen portofrei. [26

Jul. Braun Ww. Stahlwaren-Fabrik, Solingen.

Preisgekrönt auf der Int.-Ausstellung in Dresden 1894. *Silberne Medaille.*

Musterpaar versende gegen Einsendung von M. 1,75 franko.

Illustr. Preiscourant No. 59 mit Bez. auf d. Bl. umsonst und frei

Digitized by Google

Berndorfer Alpacca-Silber!!

Vollkommenster Ersatz für echtes Silber.

Essbestecke, Kaffee- und Thee-Service, Schüsseln etc.

Das Berndorfer Alpacca-Silber besteht aus dem von den Berndorfer Werken eigens erzeugten **silberweissen Nickelmetall,** genannt **Alpacca,** und aus garantiert **reinem Silber.** Die garantierte Silberauflage beträgt 90 Gramm pr. Dtzd. Esslöffel und Gabeln. Gravierungen von Wappen, Monogrammen etc. können jederzeit angebracht werden, denn das Metall ist durch und durch silberweiss.

Die Berndorfer Alpacca-Silber-Service sind dem praktischen Bedürfniss angepasst und für den **täglichen Gebrauch** berechnet; sie geniessen als sogen. **Hôtelsilber** einen Weltruf und sind **für grosse Hôtelbetriebe, Kasinos** etc. **unentbehrlich.**

Der Werth der Berndorfer Alpacca-Silber-Geräthe ist unvergänglich, da man sie immer wieder neu versilbern kann, und da Löffel und Gabeln mit beistehender Garantie-Marke jederzeit im abgenutzten Zustande um $^2/_3$ des Fabrikpreises gegen neue Ware zurückgekauft werden.

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Engros-Niederlage für Deutschland **BERLIN SW.,** Leipzigerstrasse 43, II. [20

Verkaufsstellen befinden sich in allen grösseren Städten.

Prospekte gratis. | *Nähere Anfragen beantwortet die Engros-Niederlage.* | *Prospekte gratis.*

Carl Schmidt,

Berlin W., Taubenstr. 23,

empfiehlt s. weltberühmten

Stoffbüsten

zur Anfertigung der [16

Kostüme.

Spez.: Büsten f. j. Körperform.

Keine Anprobe.

Illustrierter Hauptkatalog umsonst u. postfrei.

Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen.

Liebig Company's FLEISCH-EXTRACT

NUR ÄCHT, J. de Liebig

wenn jeder Topf den Namenszug in blauer Farbe trägt

„Wie die Chirurgie von der Künstelei der Antisepsis zur Kunst der Asepsis, so muß die innere Medizin von der bakteriologischen Künstelei zu wahrer hippokratischer Kunst gelangen", und: Über Reform des Mädchenschulwesens, von Frau W. Hornung.

Unter dem Titel **Nansens Nordpolfahrt 1893—1896** ist eine Karte im Verlag von G. Freytag und Berndt, Wien, erschienen, die für den geringen Preis von 30 Pfennigen in jeder Buchhandlung zu haben ist. Außer der Nansenschen sind noch die wichtigsten der letzten Nordpolfahrten eingezeichnet — das Kärtchen orientiert somit bequem über ein eben allgemein interessierendes Thema.

In unserm Verlage ist soeben

ein neues Bild der

Königin Luise

erschienen. Dasselbe ist direkt nach dem im Hohenzollern-Museum befindlichen Gemälde von

J. Grassi

vervielfältigt.

Den unzählig vielen Verehrerinnen und Verehrern der allbeliebten Herrscherin wird dieses schöne, neue Bild eine sehr willkommene Gabe sein.

Die Mattdruck-Ausgabe (Platinotypie) in Folioformat auf starkem, grauen Carton mit abgeschrägten Silberecken kostet . . . M. 5.—
Die Photogravure in Imperialformat (Bildgrösse 33 × 44 ctm.) „ 15.—

Bestellungen nimmt jede Kunsthandlung und der unterzeichnete Kunstverlag entgegen.

Hochachtungsvoll

13] **Photographische Gesellschaft.**

BERLIN.

Am Dönhofsplatz. **Unter den Linden 4a.**

Krausenstr. 36.

Gebild. j. Damen a. gut. Fam., welche

Klavierlehrerinnen

werd. woll., erh. unt. mäßig. Beding. sorgfältigste musik. Ausb. i. Klaviersp., Theorie, Pädagogik ꝛc. Pens. u. liebev. Aufn. in der Fam. d. Unterzeichneten. Nur Einzelunterricht, desh. schnellere Fortschritte als auf Konservatorien. Näh. brieflich durch den Leiter der **„Schule f. höheres Klavierspiel" in Görlitz**

F. Petri,

23] Blumenstraße 1, II.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten **Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften.** [7

Digitized by Google

Berlin, Brücken-Allee 6.

9klassige

höhere Töchterschule

und staatlich konzessionierte Selecta,

geleitet von

Frau Prof. **Hel. Aubert geb. Metzler.**

Beginn des Wintersemesters: **15. 10. 96.**

Sprechstunde täglich: 12–2 Uhr.

Kirchengeschichte: Herr Pred. Hagenau.	**Weltgeschichte:** Herr Dr. Lange.
Litteratur: Frau Prof. Aubert.	**Kunstgeschichte, Besuch der Museen:** E. Wilm.
Französisch: Mademoiselle Ducomun.	**Naturkunde:** C. Schöne.
Englisch: Mr. Ford.	**Zeichnen, Malen nach der Natur:** M. Kempf.
Italienisch: Sig. Giovanna H. Flor.	**Kunststickerei, Handarbeit:** A. Boye.
Tanzen: Kgl. Tänzer Altroggen.	

[30

Familien-Pensionat, franz. Schweiz.

Gute Gelegenh. zur **gründl.** Erlernung der **französischen Sprache.** Auch **Ferienaufenthalt** bes. f. Lehrerinnen. Schöne Gegend. Mäßiger Pensionspreis. Näheres durch **Mlle. A. Rosselet, prof. de langues. Couvet (Neuchâtel).** [17

Lehrerin, die sich zwei Jahre in einem **Privat-Kursus** auf das **Oberlehrerin-Examen** in Geschichte und Deutsch vorbereiten möchte, **sucht ein bis zwei Teilnehmerinnen.** Anfragen unter „Privat-Kursus, Berlin," befördert die Expedition d. Bl. [31

Graphologie.

Charakter-Skizzen nach der Handschrift werden angefertigt à 1 Mark, mit Begründung à 2 Mark. Einzusenden an 32] **E. L. Nollau, Bonn,** Königstr. 39.

Direkter Versand zu unseren **Engros-Preisen!**

Bielefelder Leinen, Tischzeuge,

Halbleinen, Handtücher, Küchentücher, Taschentücher.

Nur **allerbeste, gediegene** Qualitäten. [21

Ganze Ausstattungen sehr vorteilhaft. Muster frk. an Jedermann.

W. Hinnenthal & Co., Bielefeld F., Gegründet 1874.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung

[3

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.

Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

Färberei.

Eine Dame, welche seit 16 Jahren im Geschäftsleben bewandert, mit den Platzverhältnissen genau vertraut ist, erbietet sich, die besten und billigsten Bezugsquellen für Einkäufe in Berlin nachzuweisen eventl. jede gewünschte Besorgung zu übernehmen. Pia. Referenzen. [27

Frau Helene Frobenius,

Berlin W., Groß-Görschenstraße 30.

Internationales Heim,

Berlin SW., Hallescheстraße 17, I. dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6

Wwe. Selma Spranger Vorsteherin.

Das **Placierungsbureau von Frau Joh. Simmel,** geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [12

Haushaltungspensionat und Fortbildungsschule f. junge Mädchen.

Gründl. Anweisung in **Haus u. Küche, Handarbeitskurse, Sprach-, Mal-, Zeichnenkurse, Klavier- und Gesangunterricht.** Schöne, gesunde Wohnung, beste Verpflegung. Vorzügl. Ref. Prosp., sowie näh. Auskunft d. **L. & C. Wolff, Frankfurt a./M.,** Mittelweg 49 I. [19

Für Hausfrauen!

Annahme alter Wollsachen

aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- u. Mantelstoffen, Damentuchen, Buckskins, Strickwolle, Portieren, Schlaf- u. Teppichdecken in den neuesten Mustern zu billigen Preisen durch **R. Eichmann,** [15

Ballenstedt a./H.

= Leistungsfähigste Firma! =

Muster umgehend frei.

Mit vorliegendem Heft beginnt der IV. Jahrgang

unserer Zeitschrift. Die verehrten Abonnenten, welche die **„Frau"** durch eine **Postanstalt** zu beziehen wünschen, aber erst **nach** dem 1. Oktober bestellen, wollen die Lieferung des ersten Heftes ausdrücklich fordern **unter Zahlung der festgesetzten „Nachlieferungsgebühr" von 10 Pfennig.**

Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel **2,—** Mark, bei direkter Zusendung: In Berlin **2,—** Mark. Im Inland **2,30** Mark. Nach dem Ausland **2,50** Mark.

Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.**

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Die Frau und die Religion.

Rede zur Eröffnung des Viktoria-Lyceums in Berlin

von

Professor Dr. **Otto Pfleiderer.**

Nachdruck verboten.

In dem Frauenkongreß, der kürzlich in unserer Stadt tagte, ist über die Stellung der Frau auf den verschiedenen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens mancherlei gesprochen worden; nur von ihrer Stellung zur Religion und deren kirchlicher Organisation war meines Wissens nicht die Rede, vielleicht weil man dieses Gebiet als zu heikel und vielumstritten lieber außer der Debatte halten wollte. Auf die hierbei auftretenden Streitfragen einzugehen, möchte auch ich nicht wagen; wohl aber scheint es mir harmlos und nicht ohne zeitgeschichtliches Interesse zu sein, wenn wir einen Blick auf die Religionsgeschichte werfen und fragen, welche Stellung in ihr die Frauen zu verschiedenen Zeiten eingenommen haben.

Die Beantwortung der Frage hat darum einige Schwierigkeit, weil sich in den Lehrbüchern der Religions- und Kirchengeschichte darüber nur dürftige Notizen finden. Dies erklärt sich einfach daraus, daß in diesen Büchern zumeist nur die Geschichte der priesterlichen Religion beschrieben wird, d. h. der Religion, wie sie in bestimmten Satzungen, Lehren und Bräuchen fixiert, als gesellschaftliche Institution organisiert, kurz zur geschichtlichen Erscheinung geworden ist. Nun wissen wir aber seit Herder und Schleiermacher, daß in diesen äußeren Formen die Religion selbst nicht aufgeht, daß sie nur die abgeleiteten Erscheinungen ihres wahren Wesens sind, das seinen eigentlichen Ort im Innern der einzelnen Seele hat, im Fühlen und Schauen des Herzens, das einen Blick gethan in die höhere Welt, das ergriffen und begeistert ist von göttlichen

Digitized by Google

Geisteskräften. Die Priester arbeiten in den Vorhöfen der Religion an den mancherlei Zeichen und Mitteln, in welchen das Übersinnliche für das Auge der Menge sich verhüllt, versinnbildlicht, verkörpert; sie handhaben die Gesetze und Formeln, in denen das ursprüngliche Fühlen und Schauen sich verfestigt, zur dauerhaften Macht und gemeinsamen Ordnung wird. Aber im innersten Heiligtum der Religion, da walten nicht die Priester, sondern die Seher, die Propheten, die Begeisterten und Verzückten; sie kennen die Religion nicht aus zweiter Hand erst, als überliefertes Erbe der Vergangenheit, sondern sie schöpfen unmittelbar aus der Quelle selbst: aus der Offenbarung des Gottes in ihrer eigenen Brust; die Stimmen, die sie im Innern vernehmen, die Gesichte, die sie mit der Seele schauen, sind weder von außen gegeben noch willkürlich selbsterfunden, sondern entspringen jenen geheimnisvollen Tiefen des Unbewußten, wo die Menschenseele mit der Gottheit sich berührt; weil ihre Quelle dem Bewußtsein sich entzieht, darum erscheinen sie als Gabe geheimnisvoller Mächte, als Eingebungen eines göttlichen Geistes, und der Zustand des Menschen, in dem er solche Offenbarungen empfängt, wird als Entrücktsein aus dem gewöhnlichen Bewußtsein, als „Ekstase," oder als Erfülltsein von Gott und Sein in Gott, als „Enthusiasmus" bezeichnet. Dieses religiöse Hellsehen läßt sich nicht, wie die priesterliche Hantierung, als Kunst erlernen, auch nicht in festen, standesmäßig geordneten Formen regeln, sondern es beruht auf individueller Begabung und seelischer Veranlagung; darum bilden die Seher nicht wie die Priester einen Stand; aber doch bleiben ihre enthusiastischen Äußerungen nicht immer auf das Individuum beschränkt, sondern sie üben auf verwandte Seelen eine ansteckende Kraft, rufen ähnliche seelische Zustände und begeisterte Stimmungen in weiten Kreisen hervor und geben dadurch Impulse zu den wichtigsten Bewegungen der Religionsgeschichte.

Kehren wir nach dieser scheinbaren Abschweifung zu unserem Thema zurück, so sehen wir zwar in der Geschichte der priesterlichen Religion die Frauen kaum irgend eine nennenswerte Rolle spielen, dafür aber nehmen sie von Anfang an eine um so bedeutsamere Stellung ein unter den Sehern und Propheten, als die Hüterinnen des heiligen Feuers der religiösen Begeisterung. Es ist bekannt, daß unsere deutschen Ahnen den Frauen überhaupt etwas Heiliges und Ahnungsvolles zuschrieben („sanctum et providum": Tacitus) und daß bei ihnen die „weisen Frauen", die tiefer und ferner sahen als gewöhnliche Menschen, im höchsten Ansehen standen und bei den wichtigsten Entscheidungen des öffentlichen Lebens zu Rate gezogen wurden. Bei den Griechen war das delphische Orakel der Mittelpunkt des nationalen Lebens, von dem die maßgebenden Weisungen für das bürgerliche, religiöse und sogar künstlerische Leben der Hellenen ausgingen; und worauf beruhte diese welthistorische Autorität des delphischen Orakels? Auf dem Zusammenwirken der pythischen Seherin mit dem durch Überlieferung und Erfahrung geschulten Priestertum des Apollotempels. Auf die an sie gestellten Fragen erteilte die Pythia ihre Antworten im Zustand einer durch Erddünste bewirkten Hypnose; ohne Zweifel gingen also ihre Antworten aus Suggestion der Umgebung oder auch aus Autosuggestion hervor, trugen aber jedenfalls als Äußerungen des unbewußten Seelenlebens der Somnambule den Stempel des Geheimnisvollen, Übernatürlichen, göttlich Eingegebenen; die dunkeln Rätselworte, die von der Pythia in diesem somnambulen Zustand ausgestoßen worden, wurden dann allemal noch der verständigen Redaktion des delphischen Priesterkollegiums unterzogen; aus diesem Zusammenwirken von männlicher Verstandesreflexion mit der weiblichen

Digitized by Google

Intuition mochten immerhin Sprüche von hoher Weisheit hervorgehen, in denen die Griechen Offenbarungen ihres Gottes Apollon anerkannten. Auch bei der Verbreitung der Dionysosreligion, die für das ganze geistige Leben der Griechen so hochbedeutsam wurde, haben die hellenischen Frauen eine hervorragende Rolle gespielt; der orgiastische Kult des Thrakischen Gottes übte auf ihre sensitive Natur einen überwältigenden Zauber; aber indem sie diesem Zauber sich hingaben, übten sie doch zugleich eine mäßigende und sittigende Rückwirkung auf den Dionysosdienst und verwandelten seine überschäumende, trunkene Begeisterung in fruchtbare Triebkraft edelster Kulturentwicklung.

Ganz Ähnliches begegnet uns auf dem Boden der biblischen Religion. Gleich an der Schwelle derselben finden wir neben dem Mann Gottes Mose seine Schwester Mirjam, die begeisterte Prophetin, der die Überlieferung das schwungvolle Siegeslied über den Untergang der Ägypter im roten Meer in den Mund gelegt hat. (II. Mos. 15.) Ist diese Überlieferung auch nicht wörtlich richtig, so beweist sie doch jedenfalls, daß die Seherin Mirjam in der althebräischen Sage ein hochgefeierter Name war, und vielleicht nicht bloß als Name einer Person, sondern einer ganzen Klasse gleichartiger Personen, als Typus für die Prophetinnen und Heroinnen aus der Heldenzeit Israels. Eine solche begegnet uns in Debora, der tapferen Heldin, die ihr Volk vom Joch des Kananiterkönigs Jabin befreit und ihren Sieg in einem Lied von gewaltiger, dramatischer Kraft besungen hat (Richter 5). Aus der späteren Königszeit wird von einer Prophetin Hulda berichtet, deren Orakel König Josia befragte, als es sich um die Einführung des neuen, vom Oberpriester Hilkia gefundenen oder auch verfaßten Gesetzbuches handelte. (II. Kön. 22, 14 ff.) Nach dieser bedeutsamen Notiz hat also an der Wiege der theokratischen Gesetzgebung das Priestertum und das Prophetentum, dieses durch eine Prophetin vertreten, zusammengestanden — dieselbe Verbindung der beiden religiösen Mächte, die auch dem Orakel zu Dephi seine gesetzgebende Autorität unter den Griechen verschaffte. Daß aus der späteren Priesterreligion Esras, in der die Prophetenreligion zum gesetzlichen Mechanismus veräußerlicht war, die Frauengestalten verschwunden sind, werden wir begreiflich finden; übrigens wer kann wissen, ob nicht unter den uns unbekannten Verfassern der Psalmen auch Dichterinnen gewesen sein mögen? Die Innigkeit der religiösen Lyrik und der Wechsel von „himmelhoch jauchzend und zum Tode betrübt" in manchen dieser frommen Lieder könnte wohl diese Vermutung begünstigen.

Wenden wir uns zu den Anfängen unserer Religion, so werden wir uns nicht mit der Frage aufhalten, warum Jesus unter die Apostel, die den Kampf mit der feindlichen Welt aufnehmen sollten, nicht auch Frauen gewählt habe; es genügt uns zu wissen, daß zu seinem weiteren Jüngerkreise auch Frauen gehörten, die ihre Liebe zum Meister durch opferwillige Mitteilung von ihrer Habe bethätigten und die durch ihre ausdauernde Treue am Todestag des Herrn die anderen Jünger beschämt haben. Wenn wir auch das geschichtliche Dunkel, das über den Ostererzählungen liegt, nie ganz zu durchdringen hoffen dürfen, so dürfen wir doch soviel immerhin für höchst wahrscheinlich halten, daß es zuerst Jüngerinnen Jesu gewesen sind, von deren liebender Seele das Bild des Auferstandenen geschaut wurde; indem sie ihre Erfahrungen den Jüngern mitteilten, hat sich deren Kleinglaube am starken Glauben der Jüngerinnen wieder aufgerichtet. Ihre intuitive Gewißheit, die vom Herzen getragen wurde, war über den Zweifel von Anfang hinaus; bei den Männern erhoben sich naturgemäß die Zweifel des Verstandes, die dann überwunden wurden durch Reflexion auf die Weis-

Digitized by Google

sagungen der Schrift, diesen Anfang der theologischen Beweisführung. Wie an der Schwelle des Judentums die Prophetin Mirjam neben Moses stand, wie zu Delphi die hellsehende Pythia vom Priesterkollegium interpretiert wurde, so auch standen an der Schwelle des Christentums die schauenden Frauen neben den reflektierenden Männern.

Daß in den apostolischen Gemeinden die Frauen ihre Gaben geltend zu machen wußten, läßt sich aus manchen Andeutungen schließen. In dem Schlußkapitel des Römerbriefes läßt der Apostel mehrere Frauen namentlich grüßen, deren Verdienste um die Gemeinde lobend hervorgehoben werden. In der korinthischen Gemeinde hatte das lebhafte griechische Temperament manche christlichen Frauen dazu verführt, mit Hinwegsetzung über die Sitte der damaligen Gesellschaft unverschleiert in den Gemeindeversammlungen zu beten und zu weissagen. Dies Unverschleiertsein der Frauen tadelt der Apostel, weil er darin eine Emanzipation von einer Sitte sah, die, wie er meinte und zu zeigen suchte, auf der göttlichen Naturordnung beruhe; aber gegen das Beten und Weissagen der Frauen in der Gemeindeversammlung *an sich* richtet sich hierbei sein Tadel so wenig, daß dieses vielmehr die Voraussetzung der ganzen gegen das *unverschleierte* Auftreten gerichteten Erörterung bildet. (1. Kor. 11, 5 ff.)

Wie sollen wir es dann aber verstehen, daß wenige Seiten später zu lesen ist: „Die Frauen sollen in den Gemeindeversammlungen schweigen; denn es ist ihnen nicht erlaubt zu reden, sondern unterthan sollen sie sein, wie auch das Gesetz sagt." (1. Kor. 14, 34 f.) Ich finde den Widerspruch dieser Stelle mit der vorigen so auffallend, daß ich nur die eine Lösung dafür weiß: die zweite Stelle hat nicht Paulus selbst geschrieben, sondern die beiden seltsamen Verse (34 und 35) werden wohl frühe schon von einem Abschreiber dem Brief des Apostels eingefügt worden sein, wahrscheinlich von einem Zeit- und Gesinnungsgenossen des Verfassers des 1. Timotheusbriefes, der im 2. Kap. V. 11 und 12 dieselben rigorosen Vorschriften in ähnlichen Worten giebt; für diesen kirchlichen Pauliner paßt auch die Berufung auf das Gesetz ebenso natürlich, wie sie im Munde des Apostels Paulus ein unbegreiflicher Widerspruch mit allen seinen sonstigen Prinzipien wäre.

Eine Bestätigung dieser meiner Hypothese (die allerdings sonst noch nicht angenommen ist) dürfte darin liegen, daß in den gnostischen Kreisen, in denen gerade die Autorität des Apostels Paulus in höchstem Ansehen stand, die aktive Beteiligung der Frauen bei den Gottesdiensten noch tief in das zweite Jahrhundert hinab durchweg im Schwange ging; wie wäre das möglich gewesen, wenn man damals schon in einem Brief des gerade bei den Gnostikern so hoch verehrten Apostels das Wort vom Schweigen der Frau in der Gemeinde gelesen hätte? Für die kirchlichen Gegner der Gnostiker im 2. Jahrhundert aber war das Auftreten der Prophetinnen in den Gottesdiensten eben schon darum, weil es in den häretischen Gemeinden vorzugsweise in Übung stand und natürlich viel zu dem Beifall beitrug, den die Häretiker gerade bei den Frauen fanden, mißliebig und verdächtig geworden; sie erblickten darin ein hervorragendes Symptom des Geistes der enthusiastischen Schwärmerei oder, wie wir sagen würden, des zuchtlosen Subjektivismus, den in allen seinen Formen zu bekämpfen und zu unterdrücken den kirchlichen Lehrern eine Lebensfrage für den geordneten Bestand der allgemeinen Kirche zu sein schien. Wie weit sie hierin Recht haben mochten oder ob sie in ihrem Eifer für kirchliche Ordnung etwas zu weit gingen, können wir hier dahingestellt sein lassen; gewiß ist jedenfalls, daß es das im Bischofsamt repräsentierte Ordnungsprinzip der werdenden, allgemeinen Kirche war, dem die freie Bethätigung der individuellen Charismen überhaupt

Digitized by Google

und damit insbesondere dann auch die der weiblichen Prophetie zum Opfer fiel; das Charisma mußte weichen vor dem Amt, die Begeisterung vor der Ueberlieferung, die individuelle Freiheit und Originalität vor der kirchlichen Ordnung und Regel, die Seher und Seherinnen vor den Priestern und Theologen. Dieser Gang der Dinge mag bedauerlich sein, aber gewiß ist er unter den gegebenen Verhältnissen unvermeidlich gewesen, und man darf also auch darum keinen Vorwurf gegen irgend jemand erheben, am allerwenigsten aber gegen den Apostel Paulus, auf den das Verbot des Redens der Frauen in der Gemeinde nicht zurückzuführen ist, der vielmehr das große Wort gesprochen hat, daß in Christus Jude und Grieche, Knecht und Freier, Mann und Weib eines seien (Gal. 3,28).

Übrigens ist zu bemerken, daß die Kirche, auch nachdem sie das Reden der Frauen in den Gemeindeversammlungen verboten hatte, doch noch Jahrhunderte lang fortfuhr, die weibliche Sehergabe für kirchliche Zwecke zu verwerten. Für die Einsetzung kirchlicher Amtspersonen bedurfte man einer Legitimation durch göttliche Offenbarung, also eines prophetischen Organs derselben (vergl. 1. Tim. 4,14); solche waren aber unter den Frauen leichter zu finden als unter den Männern. Daher bestellte man einige ältere Frauen („Witwen"), die dafür veranlagt waren und durch Beten und Fasten sich dazu vorbereiten sollten, die jeweils erforderlichen Offenbarungen kundzugeben. Das individuelle Charisma bildete dabei die Voraussetzung, aber es wurde die Grundlage eines ständigen und durch künstliche Mittel gepflegten Berufs und seine Bethätigung war nicht der individuellen Willkür oder dem spontanen Geistesdrang anheimgestellt, sondern hatte nur bei besonderen Gelegenheiten und nach offizieller Aufforderung zu erfolgen; diese amtlich angestellten Prophetinnen hatten also eine ganz ähnliche Stellung zur organisierten Priesterschaft wie die delphische Pythia.

Auch sonst haben die Frauen, nachdem ihnen das öffentliche Lehren verwehrt war, doch immer noch eine höchst bedeutende Stellung in der alten Kirche eingenommen; die Bethätigung der christlichen Bruderliebe in den mancherlei Werken der Diakonie blieb ihr unbestrittenes Charisma; im Ernst der asketischen Heiligung, in der Geduld und Ausdauer des Martyriums standen sie hinter keinem christlichen Mann zurück; nur im Eifer des theologischen Disputierens und kirchenpolitischen Intriguierens konnten sie es den Männern nicht gleichthun, darum verschwinden sie — mit wenigen Ausnahmen — aus den Blättern der Kirchengeschichte der späteren Jahrhunderte — nicht zu ihrer Schande, wie mich dünkt! Die Kirche aber hat in demselben Maße, als sie gegen die irdischen Frauen spröder und exklusiver wurde, das Ideal der christlichen Tugend immer mehr in der himmlischen Frau, der göttlichen Mutter und Jungfrau Maria verherrlicht; indem der mittelalterliche Kultus in der Maria viel mehr als in dem gefürchteten Weltrichter Christus das spezifisch christliche Prinzip der erbarmenden und rettenden Liebe zum Ausdruck und zur Anschauung brachte, hat die Kirche in der That den von ihr sonst so niedrig beurteilten Frauen die allerglänzendste Genugthuung, die sich denken läßt, gezollt.

Doch auch in der praktischen Wirklichkeit hat sie den Frauen ebenso große Dienste geleistet, wie diese ihr. In den Klöstern öffneten sich den Wehrlosen Stätten des Friedens und der Ruhe unter den Stürmen der rohen und gewaltthätigen Zeiten. Und nicht bloß Frieden des Herzens, auch Bildung des Geistes haben manche Frauen in der Stille der Klosterzelle gefunden. Bekannt ist die Nonne Roswitha von Gandersheim, die als Verfasserin lateinischer geistlicher Komödien sich einen

Digitized by Google

geachteten Namen in der mittelalterlichen Litterargeschichte erworben hat. Heloise, die unglückliche Gattin des Theologen Abälard, verstand die Bibel alten und neuen Testaments in den Ursprachen zu lesen; eine Kenntnis, die nach dem Zeugnis Abälards in der Männerwelt längst verloren war. Und Heloise wußte mit Verstand zu lesen; Anstöße und Bedenken, die ihr beim Bibellesen da und dort aufstiegen, veranlaßten sie zu einer Menge von Fragen an ihren Gatten und Lehrer, deren kritischer Scharfsinn alle Achtung verdient; überhaupt gewinnt man aus dem Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise den Eindruck, daß diese Frau ihrem gelehrten Gatten an Klarheit und Freiheit des Urteils vielfach überlegen war.

An den reformatorischen Bewegungen des 12. und der folgenden Jahrhunderte, welche die verweltlichte Kirche zur Einfachheit und Gottseligkeit der apostolischen Zeit zurückführen wollten, hatten fromme Frauen hervorragenden Anteil. Das Ideal des heiligen Franziskus von der evangelischen Armut, Demut und Nächstenliebe ist vielleicht von keinem seiner Schüler so rein und innig nachempfunden und nachgeahmt worden wie von seiner Schülerin Clara Scifi, der Stifterin des Clarissenordens. Zur Zeit des päpstlichen Schismas trat die heilige Katharina von Siena als Prophetin und Bußpredigerin auf und forderte im Namen Gottes und ihres himmlischen Bräutigams Christus eine Reformation der Kirche durch das Papsttum; es waren die Reformgedanken des 15. Jahrhunderts, die den prophetischen Geist des Bürgermädchens von Siena so mächtig bewegten, daß sie an Fürsten und Päpste ihre Mahnworte richtete und erfolgreich in die Geschichte ihrer Zeit eingriff.

Freilich blieben das doch immer nur vereinzelte Ausnahmen. Im allgemeinen hielt die Kirche streng fest an dem vermeintlichen Apostelwort, das den Frauen das Reden in der Gemeinde verbietet. Der hierarchische Geist der mittelalterlichen Kirche, ihre schroffe Scheidung zwischen Klerus und Laien und nicht am wenigsten die mit dem Mönchstum zusammenhängende niedere Schätzung des Weibes überhaupt — das alles wirkte zusammen zu Ungunsten der Stellung der Frauen in der Kirche. Auch ihnen hat die Reformation des 16. Jahrhunderts prinzipiell wenigstens die „Freiheit eines Christenmenschen" zurückgegeben. Indem Luther dem klerikalen Priestertum Roms das allgemeine Priestertum des Urchristentums entgegensetzte, hat er den religiösen Unterschied zwischen Geistlichen und Laien und zwischen Männern und Frauen aufgehoben und das Wort des Paulus zur Geltung gebracht, daß in Christus Mann und Weib eins sei. Aber wie die Gleichheit der Menschen vor Gott ihre mannigfachen sozialen und bürgerlichen Unterschiede nie aufheben kann, so war es nie die Meinung der Reformatoren, daß aus dem allgemeinen Priestertum der Gläubigen das Recht eines jeden Christenmenschen, in der Gemeindeversammlung zu predigen und Sakramente zu spenden, folgen müßte; vielmehr erklärten sie es für eine Forderung der kirchlichen Ordnung, daß nur diejenigen den Dienst an Wort und Sakrament in der Kirche üben, denen die Kirche den Auftrag dazu erteile; den Auftrag aber, das Schriftwort der Gemeinde auszulegen, kann sie selbstverständlich nur denen erteilen, welche die dafür unumgänglich nötige Vorbildung sich erworben haben, d. h. den gelernten Theologen, die das Schriftstudium (und zwar natürlich in den Ursprachen der heiligen Schrift) zu ihrer Berufsaufgabe gemacht haben. Da nun dies zur Zeit der Reformation wie vorher und nachher nur Männer zu thun pflegten, so kam allerdings die Beschränkung der Berufung zum geistlichen Amt auf die schriftverständigen Theologen faktisch wieder auf die Ausschließung der Frauen vom geistlichen Amt hinaus. Darin lag doch eben-

Digitized by Google

sowenig ein Widerspruch mit dem Grundsatz vom allgemeinen Priestertum, wie es dem Grundsatz von der allgemeinen Rechtsgleichheit der Staatsbürger nicht widerspricht, daß nur solche mit einem Richteramt betraut werden, welche die Rechtskenntnis sich berufsmäßig angeeignet haben. Der Unterschied der sozialen Rechte nach Stand und Beruf gehört nun einmal zum Bestand jeder geordneten Gemeinschaft, sei es bürgerlichen oder kirchlichen, unbeschadet der Gleichheit der persönlichen Menschen- und Christenrechte, die durch den Unterschied der sozialen Rechte garnicht berührt wird.

Es ist also durchaus unbillig, wenn man den protestantischen Kirchen den Vorwurf der Inkonsequenz darum machen wollte, weil sie, trotz des Grundsatzes vom allgemeinen Priestertum, nicht jedweden Christenmenschen, sondern nur die ordentlich dafür vorgebildeten Theologen zu dem ordentlichen Dienst am Wort für befähigt hielten. Aber giebt es denn außer dem ordentlichen Dienst am Wort in der Gemeindeversammlung nicht sonst noch genug Mittel und Wege zur Bethätigung der mancherlei geistlichen Gaben und Kräfte, mit denen nach unserer evangelischen Überzeugung die Frauen ebensogut ausgestattet sind wie die Männer? Ist nicht Haus und Familie die nächste und natürlichste Sphäre, in der die Frau ihre Gaben zum Besten der Gesellschaft, zur Pflege und Förderung nicht bloß des physischen Wohls, sondern auch des sittlich-religiösen Heils der heranwachsenden Generationen bethätigen kann und soll? Indem die Reformation den Bann aufhob, den das mönchische Mittelalter auf Ehe und Familie gelegt hatte, hat sie das Haus zum Heiligtum geweiht und die Hausfrau zur Würde einer Priesterin erhoben, deren sittiges und erziehendes Walten heiliger und gottgefälliger ist als das Leben der müßigen Klosterfrauen. Wahrlich, das war ein Fortschritt in der Stellung der Frauen in der christlichen Gesellschaft, dessen Tragweite gar nicht hoch genug zu schätzen ist; es war damit der Grund gelegt zur Verwirklichung der vollen Ebenbürtigkeit der Frauen in allen, auch den höchsten Lebensbeziehungen. Für diesen unschätzbaren Dienst, den sie dem weiblichen Geschlecht, zumal der germanischen Völker geleistet hat, der Reformation dankbar zu sein, sollten unsere heutigen Frauen nicht darum versäumen, weil nicht gleich von Anfang alles erreicht wurde.

Denn das ist ja allerdings zuzugeben, daß der direkte Einfluß der Frauen auf das religiöse Gemeinschaftsleben auch in den protestantischen Ländern zunächst noch sehr, allzusehr beschränkt blieb. Das hatte zwei sehr begreifliche Gründe. Der eine lag in der allzu einseitigen Wertlegung auf das häusliche Sorgen der Frauen — eine natürliche Übertreibung des berechtigten Prinzips der Heiligkeit der Familie und des Hausstandes, das die Reformation zur Geltung gebracht hatte. Der andere aber lag in dem einseitig doktrinären Charakter, den der Protestantismus frühe schon annahm; weil er von einer Erneuerung der Glaubenslehre ausgegangen war, legte er ein übermäßiges Gewicht auf die Reinheit der Lehre und auf die Genauigkeit ihrer theologischen Ausbildung. So kam es, daß an die Stelle der alten Priesterkirche, die man überwunden hatte, jetzt bald eine Theologenkirche trat, in der die Laiengemeinde fast wieder ebenso sehr wie vorher, nur aus anderen Gründen, zur Unmündigkeit und Unthätigkeit verurteilt war. Das komplizierte konfessionelle Dogmensystem, in dessen Ausbildung und polemischer Verteidigung die verschiedenen protestantischen Sonderkirchen miteinander wetteiferten, wurde zur Zwangsjacke, in die der Glaube der Gemeinden eingepreßt wurde; da blieb natürlich kein Spielraum für das unmittelbare und ursprüngliche religiöse Schauen und Fühlen, in dem vorzüglich das Charisma der Frauen liegt.

Digitized by Google

Aber so konnte es nicht immer bleiben. Es kam die Zeit, wo der deutsche Protestantismus seine dogmatische Kinderkrankheit zu überwinden begann. Als der edle Philipp Spener das Werk der Reformation fortzusetzen und die gottgefällige Besserung der evangelischen Kirche dadurch zu bewirken suchte, daß er anstatt des toten scholastischen Wissens und Disputierens auf lebendige Frömmigkeit des Herzens und ernste Zucht des Lebens drang, da war es, als wehe ein warmer, belebender Frühlingshauch über die öden und unfruchtbaren Gefilde der orthodoxen Lehrkirche und wecke neues Leben aus der langen winterlichen Erstarrung. Nun bildeten sich überall, nicht bloß auf den Hochschulen, sondern auch in bürgerlichen Kreisen, Bibelkränzchen, in denen schlichte Männer und Frauen sich zum Lesen der Bibel und zum Austausch ihrer frommen Erfahrungen vereinigten; neben die offiziellen Gottesdienste der Kirche traten die Erbauungsstunden der Hausgemeinden, in denen die Schranken zwischen Geistlichen und Laien niedergerissen und allen, insbesondere aber auch den Frauen die Zunge gelöst war, um ihr inneres Fühlen und Schauen den wahlverwandten Seelen zum Mitgenuß zu offenbaren.

Eine Erweiterung dieser pietistischen Hausgemeinden war die von Graf Zinzendorf gestiftete Herrenhutergemeinde, die in ihren Sitten und Einrichtungen, in ihrem Glauben und Lieben das Vorbild der ersten apostolischen Gemeinden sich zum Muster nahm. Hier vollends war aller Dogmenstreit verbannt, wurde alles Gewicht nur gelegt auf das fühlende Herz, auf die beseligende Liebe zum Heiland und zu den Brüdern und Schwestern. Hier konnten die Frauen sich als ebenbürtige Glieder einer religiösen Gemeinde fühlen und bethätigen, konnten ihr eigenartiges Licht leuchten und die Kraft ihrer frommen Liebe in mannigfacher Arbeit zum Besten der Gesamtheit wirken lassen. In dieser Gemeinde geschah es auch zuerst, daß Frauen als Verkündigerinnen des Evangeliums in die Heidenwelt hinausgesandt, also mit dem Dienst am Wort betraut wurden; damit war der Bann wieder gebrochen, mit dem die Kirche seit dem zweiten Jahrhundert das Reden der Frauen in der Gemeinde belegt hatte.

Es ist schwer zu ermessen, von welch tiefgehenden Folgen diese religiöse Befreiung und Mündigsprechung der Frauen für unser ganzes Kulturleben gewesen ist. Aus ihrem frommen Gefühlsleben und dessen Wechselaustausch in frommen Bekenntnissen ist jene allgemeine Verfeinerung und Wertschätzung des Gefühls, jene Gewöhnung an Selbstbeobachtung und an Teilnahme mit fremdem Seelenleben, kurz jene tiefere und reichere Herzensbildung hervorgegangen, an die wir bei dem klassischen Begriff der „schönen Seele" zu denken pflegen. Hatte man sich einmal in den pietistischen Kreisen daran gewöhnt, religiöse Fragen mit den Frauen zusammen zu verhandeln und ihre Kundgebungen dabei zu beachten, so konnte es nicht ausbleiben, daß man bald auch in Fragen des sittlichen und ästhetischen Geschmacks ihrer Stimme Gehör schenkte und auf ihr Urteil Wert legte. So bildeten sich allmählich weitere gesellige Kreise, in denen Männer und Frauen, durch gemeinsame ideale Interessen verbunden, ihre Gedanken und Gefühle über die großen Fragen des Lebens wechselseitig austauschten; die Frauen lernten dabei den Blick über die engsten Kreise des Haushaltes erheben und für allgemeinere Kulturbestrebungen Teilnahme und Verständnis gewinnen; die Männer aber lernten sich der Schulpedanterie und der Brille der Überlieferung entschlagen und die Dinge in Welt und Leben mit dem gesunden Menschenverstand und dem unverschrobenen gefühlsmäßig-intuitiven Urteil der Frauen betrachten.

Digitized by Google

Die so aus der geistigen Wechselwirkung beider Geschlechter entstandene Kultursphäre war der Nährboden, aus dem unsere klassische Poesie, Philosophie und zuletzt sogar Theologie erwachsen ist. Daß unser klassisches Bildungsideal nicht (wie bei unseren westlichen Nachbarn) in der abstrakten Aufklärung des Verstandes und in der pietätlosen Verurteilung der geschichtlichen Wirklichkeit aufging, daß es vielmehr den ganzen Menschen in seiner sozialen Bedingtheit und in der Harmonie seiner Anlagen umfaßte, also auch das fühlende Herz und die ahnende und schauende Phantasie mit der Freiheit und Eigenart ihres Schaffens zum Recht kommen ließ — diese Höhe und Weite des deutschen Humanitätsideals verdanken wir neben anderen Ursachen nicht zum wenigsten auch dem Einfluß der deutschen Frauen, mit denen bekanntlich fast alle unsere Dichter und Denker (mit Ausnahme von Kant und Schopenhauer) durch mannigfache Bande des Geistes und Herzens eng verknüpft waren. Insbesondere hat Schleiermacher, der Reformator der protestantischen Theologie, zugestandenermaßen die tiefgehendsten Eindrücke von weiblicher Seite erfahren. Hervorgegangen aus der herrnhutischen Gemeinde, war er von Anfang erfüllt von der hier herrschenden Stimmung der Herzensreligion, dieser sozusagen weiblichen Nüance des protestantischen Christentums. Und zu der Zeit, da er seine epochemachenden Reden über die Religion schrieb, stand er im engsten Verkehr mit jenen Berliner Kreisen der sogenannten „Romantiker," in denen geistreiche Frauen eine tonangebende Rolle gespielt haben. Dem entspricht es ganz, daß er das Wesen der Religion nicht im Wissen und nicht im Handeln, sondern im Fühlen und Anschauen fand, nämlich im Gefühl unseres Zusammenhangs mit Gott und im Anschauen der Gegenwart des Göttlichen unter den Hüllen der Erscheinungswelt, unter den mannigfachen Formen der Natur und den Gestalten der Geschichte. Aus diesem Mittelpunkt und Quellpunkt, lehrte er, sei alles andere, seien alle Dogmen und Bräuche der kirchlichen Religion abzuleiten; sie seien die für das Gemeinschaftsleben zwar unentbehrlichen, aber auch immer mangelhaften Ausdrucksmittel für unsere inneren Erfahrungen. Während man sonst die schulmäßigen Lehrsätze oder Dogmen für das Wesentliche und das Fürwahrhalten derselben für das Wichtigste in der Religion gehalten hatte, griff Schleiermacher auf das der Reflexion vorausliegende unmittelbare und ursprüngliche fromme Seelenleben zurück, dieses prophetische Element der Religion, in dem die Frauen von Urzeiten her vorzüglich ihre Stärke hatten. Aber sein großes Verdienst war nun, daß er die religiöse Mystik fruchtbar zu machen wußte für das tiefere Verständnis der überkommenen Lehren, für die Erneuerung der wissenschaftlichen Theologie. Er vereinigte in sich den mystischen Seher und den dogmatischen Denker und Lehrer, diese beiden Seiten, die in der Religionsgeschichte immer neben und oft genug gegen einander standen. Nicht als ob er die Vermittlung von Glauben und Wissen für immer vollendet hätte — das ist eine Aufgabe für alle Zeiten — aber er hat der evangelischen Kirche ein für allemal die Aufgabe gestellt, die festen Formen der Überlieferung und Satzung immer wieder mit dem lebendigen Herzblut des fühlenden und schauenden Gemüts zu beleben und das Veraltete im Jungbrunnen der Mystik zu verjüngen.

An dieser Aufgabe hat nun zwar die protestantische Theologie seither immer fortgearbeitet; aber es muß leider zugestanden werden, daß ihre Erfolge für das Gesamtleben der Kirche noch viel, allzuviel zu wünschen übrig lassen. Für diesen Mißerfolg lassen sich verschiedene, in der Schwierigkeit der Sache und der Ungunst der äußeren Verhältnisse liegende Ursachen anführen. Aber auf eine Ursache hat man

Digitized by Google

meines Erachtens noch nicht geachtet, darauf nämlich, daß bei der Arbeit an der Verwertung der Schleiermacherschen Gedanken für Erneuerung und Verjüngung des religiösen Volkslebens die Mitwirkung der Frauen bisher so gut wie ganz zu vermissen war. Man ist auch in der evangelischen Kirche noch immer unter dem Bann des hierarchischen Grundsatzes, daß die Frauen in der Kirche, das heißt nicht etwa bloß in den gottesdienstlichen Versammlungen, sondern überhaupt in allen religiösen Angelegenheiten, zu schweigen haben. Sie sollen, so meint man, sich einfach passiv verhalten, das Überkommene in Demut hinnehmen und sich nie einfallen lassen, über dessen Sinn, Grund und Recht sich eigene Gedanken zu machen. Solche eigenen Gedanken über die Religion seien, wo nicht überhaupt vom Übel, wie viele behaupten, so doch jedenfalls nur ein Privilegium der Männer.

Ich muß nun gestehen, daß ich, wie über andere Vorurteile unserer Zeit, so auch über das ebengenannte meine eigene ketzerische Meinung habe. Ich glaube, daß das geflissentliche Fernhaltenwollen der Frauen von allen ernsthaften Fragen der Religion und Kirche ein doppeltes Unrecht ist: ein Unrecht gegen die Frauen und ein Unrecht gegen die Kirche. Ein Unrecht gegen die Frauen: denn die Zeiten sind nun einmal unwiderbringlich dahin, wo das Interesse der Frauen sich auf die Privatsorgen des Hausstandes beschränkte und gegen alle Fragen des öffentlichen Lebens und der allgemeinen Kulturbewegung hermetisch abschloß. Schon in der Volksschule lernen sie ja, daß die Erde nicht stille stehe, die Sonne nicht um sie sich bewege, die Sterne nicht als Leuchten am Himmelsgewölbe aufgehängt seien; sie erfahren von Gesetzen, nach denen die Erscheinungen in der Natur sich vollziehen: wie sollten ihnen da nicht Zweifel und Bedenken gegen manche religiöse Überlieferungen und Sagen aufstoßen? Dann werden sie in den oberen Klassen eingeführt in die Schätze unserer klassischen Dichtung, die erfüllt sind vom Geist des ethischen Idealismus, dessen Normen des Wahren und Guten sich nicht ohne weiteres decken mit den Vorstellungen der alten Israeliten oder der Kirchenväter und Scholastiker: wie wäre es da zu verwundern, wenn ihrem feineren sittlichen Gefühl manches an den biblischen Geschichten oder an den dogmatischen Vorstellungen von Gott anstößig und unerbaulich erscheint? Sucht man nun solche Anstöße und Bedenken einfach niederzuschlagen oder mit nichtssagenden Redeweisen zu beschwichtigen, so werden gerade diejenigen, denen es mit der Religion Ernst ist — und deren sind unter den Frauen ohne Zweifel viel mehr als unter den Männern — in schwere Bedrängnisse und Seelenkämpfe geraten, aus denen sie für sich allein kaum einen Ausweg finden. Ist es da nicht hart, ihnen die Hilfe vorzuenthalten, die eine wissenschaftlich geläuterte Erkenntnis der Bibel und des Dogmas darbieten könnte? Daß durch die Bekanntschaft mit den Ergebnissen der heutigen Religionswissenschaft die Frauen in ihrem unbefangenen Glauben irregemacht werden könnten, ist schon darum, weil dieser unbefangene und ungebrochene Glaube heutzutage eine große Seltenheit geworden ist, eine grundlose Befürchtung; vielmehr ist zu hoffen, daß dadurch die Religiosität der Frauen von manchem beschwerenden und störenden Ballast befreit und auf die Hauptsache konzentriert werde: die herzliche Liebe zu Gott und dem Nächsten.

Aber auch der Kirche geschieht Unrecht und Schaden, wenn man fortfährt, die Frauen zur religiösen Unmündigkeit und Unthätigkeit zu verurteilen. Um der Entkirchlichung der Massen unseres Volkes zu steuern, hat man mit Recht eine umfassendere und intensivere Bethätigung der kirchlichen Seelsorge gefordert. Wer aber wäre geeigneter zur Unterstützung der Geistlichen gerade in dieser Thätigkeit als eben solche

Digitized by Google

Frauen, die mit der selbstlosen Liebe eines reinen Herzens den praktischen Blick für das, was jeweils not thut, verbinden? Mit demselbem Recht, mit dem man Ärztinnen für die Frauen fordert, wird man auch Seelsorgerinnen für sie fordern dürfen, denn es liegt in der Natur der Sache, daß Mädchen und Frauen sowohl ihre leiblichen Schäden als auch ihre geistlichen Kümmernisse leichter einer Frau als einem Manne anvertrauen. Diesem natürlichen Gefühl des weiblichen Geschlechts sollte auch die Kirche Rechnung tragen und daher rechtschaffene christliche Frauen zum regelmäßigen Dienst der Seelsorge an ihren Schwestern heranziehen.

Überträgt aber die Kirche den Frauen solche Dienste, so wird sie ihnen auch die entsprechenden Rechte nicht vorenthalten dürfen; sie wird ihnen Sitz und Stimme in den beratenden Kollegien, Einfluß auf die Pfarrwahl, auf die Armenpflege, auf die Kindererziehung, auf die Leitung des Religionsunterrichts in allen öffentlichen und privaten Schulen zugestehen müssen; und wenn dann mit der Zeit die Frauen auch noch Zutritt zu den Synoden bekämen, so könnte auch das gewiß nichts schaden; der Formalismus und Hierarchismus, der Parteigeist und die lieblose Streitsucht würde um so weniger in diesen Versammlungen aufkommen, je mehr Frauen darin säßen, deren hellsehendes Auge über den Formelkram hinweg auf das Eine blickte was not ist. —

Wir haben gesehen, wie von Anfang der Religionsgeschichte neben den Priestern und Lehrern die Seher und Seherinnen standen als die Vertreter des Unmittelbaren und Ursprünglichen, der Intuition und Inspiration. Eben dieses ist es, was der heutigen Kirche not thut, um den verknöcherten Formen der Überlieferung wieder neues Leben einzuhauchen, um aus der Stagnation des Dogmatismus wieder zum lebendigen Herzensglauben und aus der Zerrissenheit des Parteiwesens zur einigenden Liebe zu gelangen. Dazu bedürfen wir dringend der Mithilfe der Frauen, von denen auch wir heute noch, wie unsere Ahnen zu Tacitus Zeiten, glauben, daß ihnen etwas Heiliges und Ahnungsvolles innewohne. Ihr hellsehendes Auge wird auch den Männern den Blick schärfen, daß sie mehr als bisher lernen, durch die Form auf das Wesen zu schauen, vom Buchstaben zum Geist zu dringen, im Vergänglichen das Ewige zu erfassen. Als ebenbürtige Mitarbeiterinnen an dem heiligen Werk der religiös-sittlichen Volks- und Jugenderziehung werden die Frauen nicht länger müßig am Markte stehen, aber auch nicht schreien auf den Gassen, um die Verwirrung und Erbitterung noch zu vergrößern, sondern sie werden die Wogen der leidenschaftlichen Parteikämpfe, die unsere Zeit so furchtbar bewegen, beruhigen durch das lindernde Öl der sanftmütigen und duldsamen Liebe, eingedenk jenes echtchristlichen Wortes einer frommen Heidin:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."

Digitized by Google

Nordische Reise.

Von

Dr. Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

II.

Ja hjemme er det doch allerbedst
Ja her hjemme:
Man rejse ost og man rejse west
Men her hjemme —

das ist das norwegische Lied zum Preise der Heimat. Es sind schlichte Volksliedtöne mit dem weichen, wie klagend verhallenden Refrain: Ja, her hjemme, ja, zu Hause. Ich hörte es zuerst in Odde an einem Regenabend. Es steht in der Sammlung der nordischen Volksweisen. Jeder kennt sie. Die Melodie ist so einfach und innig, man vergißt sie nicht wieder.

Und wieder an einem Regentag war es, als sie in meine Stimmung klang.

Ich war die kurze Strecke von Bergen nach Voßwangen mit der Bahn gefahren, die tollste Eisenbahnfahrt, die ich je gemacht. Man glaubt, der Lokomotivführer sei wahnsinnig geworden oder abgestürzt, und man rase nun mit einem Zuge, der, wie jener Zolasche, zum entfesselten, schnaubenden Ungetüm geworden, in das Verderben. Die Wagen werden von rechts nach links geschleudert und von links nach rechts; in irren Schlangenwindungen bewegen wir uns vorwärts. Jetzt versinken wir in die schwarze Nacht des Tunnels, und jetzt taumeln wir auf haarscharfer Schneide am Rande eines abgrundtiefen, unheimlich stillen Wassers. — Diese Eisenbahnstrecke ist dem Gebirge abgerungen. Ihre Geleise füllen nur einen schmalen Damm, stets am Wasser entlang. Alle willkürlichen Unregelmäßigkeiten der Ufer, alle Krümmungen, Biegungen werden von der Bahn mitgemacht, 34 Tunnels werden passiert. Man fühlt am eigenen Leibe klar bei der Fahrt den Eindruck dieser Uferphysiognomie. Aber die Erkenntnis ist schmerzhaft nur erkauft.

Umso lieber stieg ich am nächsten Morgen auf den Carioler. Es strömte zwar vom Himmel. Das Spritzleder mußte bis zum Halse emporgezogen werden. Die schweren Tropfen peitschten Pferd und Insassen. Hinter mir auf dem schmalen Brett, wo mein Gepäck in einem See schwamm, hockte zusammengekauert, wie ein trübseliger Marabou mit zerzaustem, ruppigem Gefieder, mein Kutscher, der Gud. Es war ein trauriger Bursche mit schmerzlichen, weichen Augen und kümmerlicher, ausgefranzter Bartfrese. Sonst hatte ich immer frische, lustige Jungen, manchmal auch ein kräftiges rotbäckiges Mädel. Der hier aber war von melancholischer Art, er paßte zum Wetter; zu diesem geladenen Himmel mit seinen Wolkenballen, grobgrauen verwaschenen Riesensäcken; zu den Bäumen, deren niederschleppende triefende Äste mit ihrem langen Hängegezweig zerschlissenen Trauerfahnen glichen.

Digitized by Google

Sonst war's so hübsch und reizvoll, daß man die Sprache nur notdürftig verstand. Man konnte so von Herzen die teure Kunst des Schweigens üben. Alle jene überflüssigen und zwecklosen Gewohnheitsworte, die man sonst ja doch nicht lassen kann, blieben hier unausgesprochen. Die Sprache vergriff sich nicht mit Epitheten und Urteilen an der Heiligkeit und Schönheit ringsum; die Intensität des Stimmungseindrucks ward durch nichts gestört. Aber heut in diesen Regenwolken, unter diesem gleichgiltig unbarmherzigen Wetterhimmel, so ohne Größe wurde das Schweigen drückend und peinvoll.

Ich wandte mich um; mein Gud war noch tiefer in sich zusammengesunken. Da stieß ich ihn an und sang ihm mit halber Stimme zu:

Ja hjemme er det dog allerbedst,
Ja her hjemme.

Sein trauriges Gesicht leuchtete auf; er stimmte sofort ein:

Man rejse ost, og man rejse west,
Men her hjemme.

So fuhren wir singend durch den Regen, und das Einsamkeitsgefühl und der Druck schwand und wich. Die Landschaft bekam ein anderes Gesicht. An Seen ging es vorbei mit klappernden Mühlen, an weißen Holzkirchen im Grünen, an rauschenden Fällen, schließlich steil im Bogen bergan zu Stalheims Hotel.

Mitten im Hochgebirge eine Kulturoase.

Auf der Höhe einer steilen Felswand ein Hotel ersten Ranges. Natürlich wieder aus Holz mit Veranden, Balkonen, hohen Giebeln. Eine Empfangshalle mit schön geschnitzter Galerie und farbigen Glasscheiben, Polsterrondels und Schaukelstühlen. Eine Treppe hoch der riesige Speisesaal mit seinen Nationalitätstischen, auf denen bunte Fähnchen das englische, amerikanische, deutsche Lager bezeichneten. Franzosen sind seltener. Glänzende Table d'hôte mit Renntierrücken als pièce de résistance, wärmender Burgunder in bauchiger Flasche. Kein die Stimmung störender schwarzer Frack, sondern das farbenfrohe Nationalkostüm frischer Kellnerinnen in Miedern und gesticktem Brusteinsatz, schließlich unten in der Halle zur Musik ein schwarzer Café, wie man ihn in den Weltstädten nicht besser trinkt.

Und nun, nur ein paar Schritte, und man tritt aus dem Kulturraffinement in die wildeste Natur. Von dem Felsplateau sieht man hinunter in das nächste Ziel der Reise, in das Naeodal.

Wie eine Wendeltreppe windet sich der Weg hinab um den Felsen. Links und rechts stürzende Fälle. Aus dem Grunde des Thals richtet sich grad senkrecht auf ein ungeheurer grauer Kegel, wie von Riesenfäusten in plumper Laune in die Landschaft hineingestülpt, der Jordalsnut. Rechts wird das Thal begrenzt durch ganz flach abgeschliffene Kolossalwände, Labradorsteinberge, weißlich-grau, von den Wassern überspült. Unten in der Spitze dieses Trichters ein schmales, durchwässertes Wiesenthal.

Dahin ging der Weg. Der Regen hatte aufgehört. Die Nebel teilten sich. Die Wolkenschleier zerrissen; ihre Fetzen hingen an den Felsvorsprüngen; zusammengeballt zu phantastischen Gebilden lagerten sie seitlich auf den Klippen, Walküren auf Flügelrossen gleich, bereit sich aufzuschwingen. Der Ausblick durch die Mitte ist frei. Er zeigt einen freundlich begrünten Weg. Doch sein Ziel ist ein Inferno — Gudrangen am Sognefjord voll erdrückender Schwermut. Ein rings geschlossener,

Digitized by Google

enger Felszwinger mit dunklen, stummen Wassern. Im Winter sieht die Sonne über diese Berge nicht hinüber.

Es giebt ein nachtdunkles Bild von Siegfrieds Totenzug. Man sieht aber auf ihm den Zug nicht selbst, sondern nur sein Schattenbild auf einer Bergeswand. Zu solchen Riesenschatten, zu der Heldentragik des Siegfriedstodes stimmt dieser wie in einem Ewigkeitsschmerz erstarrte und erstorbene Felsengrund. Man fühlt durch Mark und Bein den Trauermarsch aus der „Götterdämmerung" voll Vernichtungsgröße und Sterbensmajestät. Und das schwarze Wasser vor uns, wie der Fluß der Unterwelt, mit dem düsteren Schiff statt Charons Nachen. Die Sirene schrillt grell ihren heulenden Ruf gegen die Felsen. Es klingt wie rettungslose Verzweiflung, Abschied für immer. Und nirgends ein Ausweg. Die Wände sperren den Blick; das Bewußtsein einer noch vorhandenen Außenwelt kann hier völlig schwinden.

Tragikomisch erscheint in dieser Scene voll Eddagröße, voll vorweltlicher Erhabenheit das kleine Volk der Touristen, vorwitzige Zwerglein im Riesenheim.

Der buntscheckige Engländer mit grell karrierten Hosen, Strümpfen, Jacke und Klappmütze, der sich aus der komischen Oper hierher verirrt hat. Der Herdenzug der Stangenschen Reisegesellschaft, der sich nicht aus Sympathie zusammengefügt, sondern nach der Bestimmung seines Impresario. Jeder bemüht sich, seine Reisekosten von vierzig Mark pro Tag gewissenhaft abzugenießen. Hauptthema des Gesprächs ist, daß der Kaiser ja auch vor wenig Tagen dieselbe Strecke gemacht und in Stalheim vierundzwanzig Zimmer gemietet hatte.

Versöhnlicher wirkt das Hochzeitsreisepärchen auf dem Zweirad; ein paar deutsche Schulmeister, die etwas ängstlich die Rechnungsfrage immer wieder ventilieren, und über Kursbuch und Bädecker gar nicht zur Anschauung kommen. Sie gehören zu jener auf Reisen stets von neuem zu begrüßenden Klasse von Leuten, die, wenn sie einen Ort erreichen, sofort den Plan für den nächsten machen, und so nie Gegenwartsgenuß erlangen. Sie machen die Reise nur theoretisch.

Voll rührender Würde und doch mit einem Stich ins Groteske erscheint ein alter norwegischer Priester, ein „Prest", im langen, schwarzen Rock, Vatermördern, weißem Halstuch. Über dem Gehrock ein Leinenkittel, auf dem kahlen Haupt ein Riesenstrohhut, darunter ein bartloses, mildes Gesicht mit schmalen Lippen. Unzertrennlich ist von ihm eine lange Pfeife mit mächtigem Meerschaumkopf. Der bunt gestickte Tabackbeutel hängt ihm am Rockknopf.

Und welch ein Kontrast zu der wilden Schwermut dieses Thales, als am Sonntag ein ganzer Trupp Seekadetten, fideles, junges Volk, lustig und lachend durch Gudrangen nach Stalheim kutschierte.

Ich ging auf schmalem Bergwege am schwarzen Wasser entlang und konnte nicht froh werden.

Wie war alles scharf auf den Kontrast gestimmt. Ein paar ärmliche, niedrige Hütten, dazu die beiden Hotels für die Fremden. Zwei Welten auf einem Fleckchen, das vielleicht überhaupt nur zehn Wohnstätten trägt. Die Menschen sind hier wortkarg, mürrisch, von einer abgemessenen Langsamkeit. Das Leben eilt hier nicht, man hat viel Zeit, es dauert so schon lange genug. Man bringt dem Fremden kein Interesse entgegen, man betrachtet ihn als Eindringling, man braucht ihn nicht. Mit welcher souveränen Verachtung bewegt sich der Wirt Hansen. Um die Wirtschaft kümmert er sich nicht. Das ist Frauensache. Er sitzt vor seiner Thür, ein alter See-

Digitized by Google

bär, das Gesicht bartlos, nur vom Kinn herab ein schmaler, kurzer, viereckiger Bartstutz; im Mund hat er die Pfeife, und nun sieht er erhaben ruhig zu, wie die Gäste ihr Gepäck sich selber aufschnallen. Jetzt klingelt das Telephon — die einzige wirksame Postverbindung in diesen Gegenden, denn die Briefe brauchen viele Tage —, Hansen rührt sich nicht.

Es klingelt zum zweiten Mal, zum dritten Mal. Hansen verzieht keine Miene. Es ist ihm offenbar unendlich gleichgiltig, was ihm die Welt durch diese Errungenschaft der modernen Kultur mitzuteilen hat. Es klingelt zum vierten Mal. Hansen blinzelt etwas und macht einen Versuch aufzustehen, aber erst beim fünften Mal erhebt er sich wirklich — doch nicht um zum Telephon zu gehen. Er schreitet nur bedächtig über die Straße und sieht gemächlich nach dem Wetter. Das dauert seine fünf Minuten, während indes ein wahres Feuergeläut vom Apparat ertönt. Und erst beim neunten Mal läßt Hansen seine rauhe Polterstimme zu dem Holzkasten, den er als überflüssige Neuerung tief verachtet, ungnädig herab.

* * *

Nur allmählich fand sich der Weg aus diesem Thal der Nacht in die Welt des Lichts. Das schwarze Schiff, das mich von hier entführte, glitt durch schmale, düstere Wasserstraßen. Ein ungeheurer Gebirgspalt bildet sie. Ist man in Gudwangen selbst, so scheint der Kanal fast geschlossen — die so häufige Illusion in Norwegen —, erst auf dem Wasser, und auch da erst, wenn das Schiff seinen Kurs nahe am Ausgang hat, sieht man den rettenden Pfad. Aber auch über ihn schwingen noch die Flügel des Todes. Die starren Felswände scheinen sich zusammmen zu schieben, als wollten sie das Schiff in Stücke pressen.

Ganz allmählich klärt sich das Bild. Durch das fahlgraue Gestein ziehen sich die Silberadern der Fälle. Die Wände weitern sich. Felspylonen, jäh aus dem Meer aufsteigend, bilden eine Pforte, und wir gleiten in das Becken eines Amphitheaters. Es ist der Naerøfjord, der großartigste Teil des Sognefjords.

Die Motive der Fjordfahrten ähneln sich. Ihr Hauptprinzip besteht in der Fülle der kleinen Bühnen, in der sie sich abspielen. Immer ist die Scene rund und abgeschlossen. Die Berge sind kulissenartig in- und voreinander geschoben und runden den Prospekt. Wandelpanoramenartig vollzieht sich der Wechsel.

* * *

Die Tartarusstimmung von Gudwangen hatte mich mit Schauern der Schwermut berührt. Auf der Fahrt durch den Sognefjord fand ich die Ruhe und die große Stille. Die Idylle von Balholmen gab sie mir.

Balholmen, der grüne Badestrand an einer friedlichen Bucht des Fjords, ein heiterer Beschauerplatz voll sänftigender Asyleinsamkeit. Man blickt weit über das Wasser hinüber zu den Schneeregionen der Fjaerlandsberge, die die jenseitigen Buchten bekrönen. Aber selbst sitzt man still geborgen, die Größe scheint nur von weitem herein. Und jede Stunde hatte ihre eigenen Reize. Das Aufregende und Bedrückende der norwegischen Natur war hier aufgehoben. Für das moderne Naturempfinden hat in vielen Gegenden das allzu groß Stilisierte dieser Natur, die Riesenmonotonie, die Kolossallinien ohne die Reize wechselnder, gebrochener Variation etwas Quälendes. Das Pathos dieser Landschaftstimme schallt mit Donnerworten und zerschmettert die

Digitized by Google

allzu Sensitiven. Der gigantesque Freskostil wirft sie tief in Kleinmut und Verzagen. In Balholmen waren die Bilder nüancierter und stimmungswechselnder.

Zur Mittagzeit die Uferidylle im Baumgang. Rote Giebelhäuser mit weißen Pfosten und weißer Fensterumrahmung, wie aus der Spielzeugschachtel, blank aus den Baumbüschen leuchtend. Das Ufer dicht bestanden. Durch die Äste leuchtet mit wunderbarer transparenter Wirkung das Meer. Die schmucken Landhäuser der Maler Normann und Dahl. Normanns viel einfacher und echter als das theatralisch herausgeputzte „Strandheim" des auch in seinen Bildern allzu frisierten Dahl.

Auf einem Hügel eine kräftig ragende Birke mit Bänken und einem steilen Bautastein. Darauf geritzt der Name Bele. Denn nach der Sage soll hier und drüben über der Bucht, in Tangnaes der Schauplatz des Fritjofsepos sein. Ein alter, freundlicher Mann schleicht um diesen Hügel, nach Fremden spähend. Und hat er ein Opfer, so erzählt er ihm die ganze Geschichte ohne Furcht vor der Konkurrenz Esaias Tegners. Man nennt den Barden von Balholmen daher den König Bele. Mir hat König Bele sehr gefallen. Ihm war sein Singen und Sagen schon so vertraut, er erzählte von Frithjof und Ingeborg mit so lieber Einfalt, als hätte er alles miterlebt, und wenn er auf König Bele kam, dann sank seine Stimme, als hätte er ihn selbst hier bestattet, auf dem Hügel am Meer, wo der Bautastein ragt, unter der schimmernden Birke.

Von König Beles Grab geht es weiter durch den Laubengang. An einem Fall vorbei, nicht episch-gewaltig, sondern volksliedmäßig, murmelnd und raunend, zur Lachsfangstation. Ein Holzgestell, „Gilge" genannt, ragt aus dem Wasser mit einer Warte, oben sitzt unbeweglich ein Fischer, der die Netze beobachtet. Nicht weit davon ist der alte Baum mit dem bequemen heimlichen Laubennest in seiner Krone. Ich saß geborgen auf dem Bänkchen, von den Ästen dicht umschirmt, und durch das Gezweig flimmerte das Meer. Wie sich hier die Flut des Lebens sänftigt und still wird. —

* * *

Am Abend wandelt sich die Idylle zur nordischen Märchenwelt. — Der Lärm des Hotels war verstummt. Ich saß allein im tiefen Schweigen auf der Veranda und sah über das Wasser. Die Nacht war hell, die Berge körperlos, das Wasser unbewegt. Und mitten in dieser Welt hing oben in der Höhe die rote Mondscheibe, sie stand nicht am Himmel, sie schwebte frei in der lichten Luft. Sie färbt das Schneefeld dort drüben und sie schießt zitternde Flammenspeere in den weichen Wasserspiegel. Am Himmel tummeln sich Sagen und Märchen. Die Wolken führen sie auf. Eine Rieseneidergans streckt den Hals lang und länger, als wollte sie den Mond verschlingen. Der blaue Mantel Wotans wallt darüber.

Was am Tage nüchtern und einfach, wird in den klingenden Farben der Nacht phantastische Illusion.

Vor dem Hotel ist eine kleine Steininsel mit einem verwaschenen weißen Badehäuschen. Getaucht in die verschwimmenden Tinten der Nacht, von all den unbestimmten irisierenden Lichtern übergossen, wird die Insel zu einem Märcheneiland und das Häuschen zu einem weißen Feenschloß, das gar nicht weit vom Mond ist. Und da wirft er auch schon eine goldgeflochtene Zauberbrücke zu ihm herab.

Und immer erzählte die Nacht Neues.

Am nächsten Abend saß ich bei Normann auf der Veranda. Wir hatten landesüblich zu Abend gespeist, als Dessert gab es den nationalen Nachtisch, Multebeeren

Digitized by Google

mit Flöde, große rote, den Brombeeren ähnliche Früchte mit Sahne; Gamleost und Myseost, den norwegischen Landkäse.

Jetzt saßen wir da draußen beim roten Ingelheimer. Der blondbärtige Normann, mit dem wetterdurchfurchten Gesicht wie ein nordischer Seemann; seine Tochter, eine echt norwegische Erscheinung, blond, frisch, gesundheitsvoll, das Messer in der geschnitzten Scheide am Gürtel; ein zierliches Berliner Fräulein; der Essayist Willi Pastor, der in der Stille von Balholm in einem weißen Giebelhäuschen seinen ersten Roman geschrieben.

Wir stiegen den zum Wasser sich senkenden Garten herab zu dem kleinen, vom Steinwall umfriedeten Hafen, wo die Boote lagen, das Nordlandsboot mit dem hohen Vorder- und Hintersteven und ein kleines mit ungefügen, grobgeschnittenen Rudern.

Wir schwimmen hinaus in die schimmernde Nacht. Die Wasserfläche war noch unbewegter als gestern. Unheimliche Stille, die Berge schwarz und darüber der helle Himmel. Dies lautlose Dahingleiten im Zwischenlicht zwischen Tag und Nacht hat etwas Beklemmendes, Spukhaftes. Jonas Lies Hellseher, der innere Hang zur Mystik bei den Norwegern geht uns in solchen Nächten auf.

Ein Gefühl der Unendlichkeit, die Ahnung ungemessener Fernen, ein Verlorensein im ungeheuren Raum führt uns aus der Alltagswelt weit fort. Alles gewinnt rätselvollen Sinn und Bedeutung.

Am Ufer stehen kurze Pfeiler im Wasser. Drähte verbinden sie in vier Reihen. An den Drähten hängen Tang und Blätter. Das Bild wirkt wie ein seltsames Notenblatt — ein Notturnomotiv. Und nun gehen wir wieder hinauf, und wir stehen in dem kleinen, hellen Zimmer mit den Korbmöbeln. An den Fenstern weiße Hängegardinen, die Thür zur Veranda steht auf und läßt die leuchtenden Nachtwunder hereinschauen. Es ist das Fjordzimmer, das wir so oft in Ibsenschen Expositionen gesehen. Schlichte Bürgerlichkeit des Interieurs, durch den schmalen Thürrahmen aber sieht man über das unendliche Wasser, das geheimnisvolle Welten birgt. Symbolisch für Ibsens Kunst, die hinter den einfach simplen Worten des Alltags eine andere Welt voll Dämmermystik schauen läßt.

Es kommt der Abschied, morgen in der Frühe reise ich ab. Wir schütteln uns die Hände mit dem wunderschönen norwegischen Wort des Dankes: „Tak for idag" — Dank für den heutigen Tag. —

* * *

Es geht dem Ende der Reise zu. Die Motive wiederholen sich. Cariolerfahrten wechseln mit dem Dampfer, Gebirgsreise mit Meerfahrt. Und mählich verschwimmen auch die Eindrücke und verschieben sich. Im letzten Teil mehr als am Anfang. Das ist das Schmerzliche bei jeder Reise, daß das Auge so schnell sich auch an die größten Erscheinungen gewöhnt, daß es das Bewundern zu leicht verlernt. In dieser Großnatur mit ihren Riesenproportionen wird man vor allem schnell dazu erzogen, auch das Seltsamste selbstverständlich zu finden.

In der Schweiz und Tirol muß man sich die Eindrücke mehr erobern; man macht Partien, um gewisse Schönheiten zu sehen. Hier kommt alles auf den Menschen zu, er ist mitten darin in allem. Wie hoch muß man dort steigen, um zum Schnee zu kommen. Hier fährt man im normalen Verlauf seiner Reise, ohne eine besondere Tour zu unternehmen, oft zwischen Schneefeldern.

Digitized by Google

Nur noch einige Bilder will ich, ohne den Rest der Reise tagebuchartig zu referieren, aus der Reihe herausgreifen.

Da war ein Gebirgsübergang von überwältigender Größe, als ich von Skej zum Nordfjord herabstieg. Hoch auf dem Plateau herrschte der Tod. Gewaltiges Gestein, hingelagert wie Mammutsrücken. Hier und da ein trüber Hochmoorsee voll unendlicher Trauer. Kein Vogel in der Luft. Das Ganze wie ein Schlachtfeld, auf dem ein Vernichtungskampf gekämpft ist, auf dem der Fluch ruht. Der Fluch des Schweigens, den Edgar Allan Poe in einer Dichtung so bedrückend beschworen. Über die unendliche Öde in langgedehnten Stunden. Und dann blickt man plötzlich tief herab in weite Gründe. Nebel füllen das Thal. Blinkende, schwimmende Nebel lasten tief unten. Und die Nebel wallen und wogen in schwebenden Reihen, und sie teilen und trennen sich. Und sie durchleuchtet die flimmernde Flut, das Meer, das sich in die weit ausgezackten Buchten geschmiegt hat: Thalatta! Thalatta!

Das war der Nordfjord.

Dann trank ich die Todesstimmung noch einmal in der feierlichen Einöde von Grotlid.

Grotlid ist eine Fjeldstue, entsprechend den Schutzhütten in den Alpen. Ein Komplex von einigen Unterkunftshäusern in menschenleerer Fjeldlandschaft. Von unheimlicher Wirkung am Abend. Ein ewiges kaltbleiches und schwefliges Übergangsdämmern. Fahlgelb glimmernde Lichter liegen über der weiten Fläche. Die Schneeberge, die die Ferne kränzen, gleichen phantastischen Gestirnen. Sumpfiges Leuchten kommt aus den flachen Moorseen. Es ist die ängstende Atmosphäre der Walpurgisnachtverse:

Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des roten Monds mit später Glut heran. —

Wieder hat man die Illusion einer Landschaft aus einer abgestorbenen Welt, einem vereisten Stern.

Doch, wenn man in das Haus tritt, so hört man die Stimmen des Lebens. In dem weiten Zimmer brennt keine Lampe. Aber flackernde Lichter huschen gespenstisch über die Versammelten. Die Lichter kommen aus der mächtigen dreieckig gemauerten Feuerstätte, der „Grue", einer Art Kamin.

Riesenklaftern werden zu hohen Pyramiden geschichtet und die Flammen verzehren sie mit Knistern und Knastern. Durch die kleinen Fenster sieht die fahle Nacht.

Um die Feuerstätte sitzt in Korb- und Schaukelstühlen eine internationale Gesellschaft: Engländer, Amerikaner, Deutsche, auch Norweger. Die Sprachen schwirren durcheinander. Man nähert sich leicht einander auf einer wüsten Insel. Und das Frösteln der Kälte und Einsamkeit schwindet vor den lachenden, tanzenden Funken, die durch die Esse wie Hexen herausfahren, vor der Wärme des Kamins mit dem dampfenden Grog, dem Toddy.

Am Tage drauf ging ich von Grotlid allein zu Fuß nach dem acht Stunden entfernten Märock am Geirangerfjord, daß ich auch die vierte der großen Meeresbuchten sehe.

Zuerst wieder der Weg des Todes, auf dem die Seele stiller wird. Kein Tier, kein menschliches Wesen rings. Nur das ewige, starre Reich des Gesteins. Vereinzelt großflockige Federblumen, Gespenster von Pflanzen, die in nichts zerstäuben, wenn man sie berührt. Verkrüppelte Sträucher, verkümmerte Bäume mit grausam entblößten,

Digitized by Google

verrenkten Wurzeln, tief zur Erde gekrümmt die Äste, mit verflattertem Gezweig — Trauerharfen mit zerrissenen Saiten. Die trüben Moorlachen, wie die eiskalten starren Augen der Landschaft. Schuttmassen voll Trümmergestein. Hereinhängende Schneefelder. So geht es stundenlang. Dann greift in diese unberührte Natur vollendete Menschenkunst ein. Es giebt einen Abstieg im Riesenzickzack, der nicht seines Gleichen hat. Die hohen Randsteine, die in Abständen den Weg gegen die Abgründe begrenzen, geben der Anlage den Charakter einer trotzig-ragenden Götterburg mit Mauerkronen, Zinnen und Bastionen, von Riesenhand erbaut. Man geht zwischen den Schneefeldern. Und — ein verwirrender Kontrast — in unendlicher Tiefe liegt unten eine zierliche Miniaturlandschaft mit einem krausgeschlängelten Flüßchen, mit den graden, abgezirkelten Heuspalieren, hellen Häuschen. Die Welt da unten wirkt von hier oben so künstlich, etwas eckig und hölzern, wie manche Naturbilder Trübners.

Doch von oben sah ich das alles nur. Und von oben auch nur, wie die Verheißung, den gezackten, hellgrünen Spiegel des Geirangerfjords. Auf ihn hinausfahren konnte ich nicht mehr. Ich mußte am nächsten Tage zurück nach Grotlid.

Auf diesem Rückwege war die Scenerie gar nicht mehr so tot und starr. Es war, als hätte sie Farben und Leben bekommen. Eine lustige Staffage gab sie ihr. Drei frische, junge Norwegerinnen aus Aalesund, Sophie, Henny und Aagot gingen den gleichen Weg. Das war hell und lustig, diese Touristinnen, stark und gesund, ihre Ränzel auf dem Rücken, dahinmarschieren zu sehen.

Das ist ganz üblich in Norwegen, niemand findet etwas dabei, daß die jungen Mädchen ihre Touren machen, genau wie die jungen Männer. Es sind so sichere, grade Geschöpfe, sie gehen so unberührt und frei dahin, daß sich kein unrechter Gedanke an sie wagt. Wir waren bald ganz kameradschaftlich, teilten unsere Vorräte und unterhielten uns in einem drolligen Volapük aus Norwegisch, Deutsch und Englisch. Fräulein Henny war Beamtentochter und wollte die Postkarriere einschlagen; Fräulein Sophie wollte Medizin studieren; Fräulein Aagot Musik. Jede hatte noch ihren kosmopolitischen Bildungsaufenthalt in Deutschland und England vor. Das ist selbstverständlich bei den besseren Familien, daß die Töchter und Söhne eine Zeit im Auslande gewesen sind. — Alle ihre Zukunftspläne plauderten die drei so ohne Prätension aus, mit so einfachem heiterem Ernst. Sie waren grade gewachsen, aufrecht, äußerlich und innerlich. Da war nichts Schiefes, Verrenktes. Da war alles ganz gesund und klar. Vielleicht zu klar, aber für den Typus der jungen Norwegerinnen von charakteristischer Echtheit.

* * *

Von Grotlid ging's auf die Heimfahrt. Ich mußte suchen, den Eisenbahnzug, der von Drontheim nach Christiania fährt, auf einer Station zu erreichen. Drei Tagereisen war es mit dem Carioler bis nach Troetten.

Auf dieser Fahrt konnte ich noch einmal ganz allmählich alle die Übergänge genießen, die so oft in immer neuen Variationen sich gezeigt hatten. Aus dem Hochgebirge voll Schnee und Einsamkeit in die Thäler der Menschen.

Anfangs scheint sich die Natur noch zu besinnen. Die obere Hälfte der Berge ist kahl, wie abgefressen; Riesenfelsstürze, kolossalen Steinbrüchen ähnlich; Felsbrücken, von denen man gleichzeitig in drei durch Bergkulissen geschiedene Thäler blickt. Dort am Fuße wachsen schon Tannen und gekrümmte Weiden, die das Wasser der Bäche

Digitized by Google

trinken. Dann kommt die Vegetation, jetzt fährt man nicht mehr auf den Höhenwegen. Jetzt fährt man durch Dörfer und Flecken, wo die Leute vor den Thüren stehen und aus den Fenstern sehen, wo die Hunde kläffend dem leichten Wagen nachlaufen; wo die Pferde uns aus den Ställen entgegen wiehern; jetzt fährt man auch mit müder Qual über staubige Landstraßen.

Das sind die Dörfer und Flecken des Gudbrandsthales.

Ein stolzer Menschenschlag wohnt hier. Der alte norwegische Bauernadel. Der erbliche Adel ist bekanntlich in Norwegen schon geraume Zeit abgeschafft. Die alten Bauerngeschlechter achten sich für viel edler als die Aristokratie und das Königstum. Sie führen ihren Ursprung mit verwickelten, heilig gehaltenen Stammbäumen viel weiter zurück, als das jetzt regierende Königshaus. Man erzählt von einem Großbauern, der seinen Ursprung von Harald Harfagar herleitet. Als der König durch das Land reiste, suchte er ihn auf; da ließ der Bauer zwei Tische decken. Den einen für das vornehme Gefolge des königlichen Gastes, den anderen mit zwei Gedecken für sich und den Herrscher — auch eine Scene aus König und Bauer.

Man versteht die Geschichte, wenn man diese großen, graden Gestalten sieht. Dieser Bauer hat keinen Blick für die Fremden, sie existieren nicht für ihn. Er rückt nur kühl die Mütze, wenn er abends nach Haus kommt, sieht sie kaum an und läßt sich seine Pferde vorführen. Die Frauen sind das vermittelnde Element.

In diesen altangesessenen Familien findet man natürlich auch alt vererbte Möbel. Im Gudbrandsthal sah ich die reizvollsten und charakteristischsten Intérieurs. Bunt bemalte Credenzer mit den Namen der Besitzer als Hochzeitsgabe: „Peter Olsen und Anna Gudbrandsdatter Lindsen.“ Hohe Standuhren in grellen Gehäusen; auch die Thüren mit bunten Blumenfüllungen. Hochlehnige Stühle. In der Ecke die schon aus Grotlid bekannte Feuerstätte mit Birkenzweigen innen ausstaffiert. Auch die Bettladen tragen in bunten Schnörkeln den Familiennamen.

An den Wegen grüßt man zahlreich die Kirchen. Kleine, eckige Holzhäuschen mit Türmchen, Pagoden ähnlich; alte „Stavekirken“ mit drei- und vierfachem Giebelbau, wo sich ein Giebeldach über das andere breitet und das Ganze einer Riesenschildkröte gleicht. Im Innern sind sie einfach. Schlichte, rote, niedrige Holzbänke, der Altar bunt und grobgeschnitzt. In der Kirche von Kirkstuen hing von der Kanzeldecke an einem Faden die Heiligegeist-Taube, plump aus Holz gebosselt, herab. Und über dem Eingang zum Altar das nordische Löwenwappen.

* * *

Dann kommen lange, langweilige Eisenbahnfahrten. Die Augen fallen müde zu. Und nun sitze ich wieder beim Sonnenuntergang am Hafen von Christiania, da, wo sich die alten grauen Festungswälle hinziehen, und sehe zum letzten Male über das Wasser, das in diesen Übergangsfarben mir noch einmal die Phantastik der nordischen Meere zum Abschied zeigt, wie ich sie zum ersten Mal in jener ersten Nacht auf dem Schiff gesehen, mit florverhauchten Farben, verwischten Konturen und duftigen Fernen. Da hinaus fährt morgen mein Schiff — und mir klingt's im Ohre:

Ja hjemme er det dog allerbedst,
Ja her hjemme:
Man rejse ost og man rejse west
Men her hjemme.

Digitized by Google

Die Jüngste.

Skizze

von

H. Schönort.

Nachdruck verboten.

„Lotti — hast du auch ein Taschentuch?"

„Lotti — vergiß deinen Regenschirm nicht!"

„Lotti — zieh' lieber Gummischuhe an, — du hast letzte Nacht gehustet!"

Dieser Dreiklang war der ewig wiederkehrende Refrain in Lottis Lebensmelodie.

Es war ein bequemes Leben. Behütet und verhätschelt und verzuckert, — ein echtes Nesthäkchenleben. Schwester Luise besorgte die Küche und die Wäsche und Schwester Mathilde die übrigen Ressorts im häuslichen Staate, und die Mutter schwebte als höchste und durchaus nicht unthätige Instanz über allem.

Für Lotti gab es nichts zu thun — absolut nichts.

Sie malte ein bißchen, sie spielte ein bißchen Klavier und sie handarbeitete ein bißchen. Im Sommer spielte sie ein bißchen Tennis, und im Winter lief sie ein bißchen Schlittschuh. Daß diese beiden Sports nicht mehr als „ein bißchen" von ihr getrieben wurden, kam daher, daß es im Sommer bisweilen ein bißchen zu warm und im Winter ein bißchen kalt war. Weil Hitze und Kälte mit Regenschirm und Gummischuhen nicht beizukommen ist, mußte Lotti zu Hause bleiben, wenn andere fröhlich vorbeizogen mit Rackets oder Schlittschuhen. Ungern, aber ohne Widerspruch, fügte sie sich dieser Liebestyrannei.

Lotti war, so lange sie denken konnte, daran gewöhnt, drei Autoritäten über sich zu haben, und auch ihre innere Auflehnung war nicht groß — ihr Wille war aus Gebrauchsmangel eingeschläfert.

„Lotti hat's gut!" sagten ihre Freundinnen, nicht ohne Neid. „Die braucht sich nicht anzustrengen, weder in der Küche, noch im Hause. Die hat immer Zeit zu thun, was sie Lust hat!"

Lotti brauchte auch kein Seminar zu besuchen und sich mit Examen zu quälen; — man „hatte es" gottlob. Und Lotti wäre dazu auch viel zu zart gewesen.

Worin die Zartheit bestand, war nicht recht wahrnehmbar. Lotti blühte wie eine kleine Rose und war fröhlich, wie ein kleiner Vogel; — auch Vögel im Bauer sind fröhlich, wenn sie's nicht anders kennen. Ob aber in ihren kleinen Herzen unter aller Fröhlichkeit nicht ein tiefes, unendliches Sehnen schläft, nach blauer Luft und Waldesgrün — wer weiß das? Wir nehmen an, daß sie vollkommen glücklich sind. Und das ist auch weitaus das Bequemste. Es fehlt ihnen ja an nichts.

Lotti fehlte es auch an nichts. Wenn ihr Rock eines neuen Stoßbandes bedurfte, hatte Mathilde es ihr schon angenäht, ehe sie selbst den Defekt bemerkt hatte. Wenn ihr Zahnpulver auf die Neige ging, füllte Luise die Schachtel auf, ehe Lotti noch ihren Mund aufgethan hatte. Sie führten Buch über alle Familien- und Freundesgeburtstage und erinnerten Lotti vom ersten des Monats täglich an die bevorstehenden Briefpflichten. Gern hätten sie die Briefe auch für sie geschrieben — aber das verstand Lotti besser. Es gab überhaupt einige nicht-offizielle Dinge, in denen man sich vertrauensvoll an Lotti wandte, z. B. bei Weihnachts- und Geburtstagsarbeiten. Luise und Mathilde fingen mit Löwenmut die feinsten und elegantesten Sachen an, und nachher konnten sie nicht damit zu stande kommen. Da hieß es denn: „Ach, Lotti mit ihren geschickten Fingerchen kann das ja leicht machen" — und sie machte es auch. Aber es war doch nichts Eigentliches, nichts Befriedigendes. Und dann war es ihr

Digitized by Google

so unbegreiflich, daß Luise und Mathilde nachher den Dank einheimsen konnten, ohne vor Verlegenheit zu vergehen. Das war aber auch alles, was Lotti leistete. Sonst nahmen Mutter und Schwestern ihr alles ab, nicht nur alle häuslichen und persönlichen Pflichten — sie ersparten ihr auch das Denken. Lotti konnte wie ein Kind in den Tag hineinleben; sie brauchte für niemand und nichts zu sorgen, auch nicht für sich selbst. Stets waren ihre Sachen in Ordnung und für sie zurechtgelegt, ohne daß sie ihre Finger oder ihr Gehirn anzustrengen brauchte. Es war beneidenswert — ideal!

Durch die Bemerkungen ihrer Freundinnen darauf aufmerksam gemacht, — sie war durch die Gewohnheit abgestumpft und meinte, es müsse so sein — erklärte Lotti eines Tages, sie wollte auch etwas thun im Hause.

Besorgte Rührung auf den mütterlichen Zügen, befremdetes Erstaunen auf Luisens, spöttische Überlegenheit auf Mathildens Gesicht. Und alle drei nur Variationen eines mitleidigen: „Du! Kleine! — Nesthäkchen! Was fällt dir nur ein!"

Das war nicht ermutigend. Lottis Herz sank; aber sie versuchte doch brav, ihre Absicht auszuführen — ihr Ehrgefühl, auch etwas latente, unverbrauchte Kraft, regten sich.

Aber es ist nicht leicht, die eherne Methode eines wohlregulierten Haushaltes zu durchbrechen.

Wenn Lotti aufstand, waren die Stuben in Ordnung; der Kaffee dampfte auf dem fertig gedeckten Tische, und von den Blumentöpfen rieselten erfrischende kleine Bächlein nieder. Mathilde war sehr kurzsichtig und versah das Amt der Flora in mitunter zu freigiebiger Weise.

„Also ich muß früher aufstehen," sagte sich Lotti, „sonst giebt es nichts mehr zu thun für mich."

Mit mißtrauischen und keineswegs wohlwollenden Blicken wurde sie empfangen, als sie eines Morgens um sieben erschien. „Kind, entzieh dir doch deinen Schlaf nicht unnötigerweise; junge Menschen müssen ausschlafen," meinte die Mutter besorgt.

„Minna ist siebzehn und steht um halb sechs auf," erwiderte Lotti prompt.

„Ach — so ein Mädchen ist anders organisiert als wir."

Lotti kam sich vor wie ein fremder Besuch, den man aus gezwungener Höflichkeit nicht ins Bett zurückjagen kann, wenn er die unangenehme Gewohnheit hat, früh aufzustehen, der aber den Haushalt stört und allen eine Gêne ist. Sogar das Dienstmädchen starrte sie mit verletzender Verwunderung an.

„Laß mich den Kaffee machen," bat sie Luise, deren Amt dies war.

Aber das nahm die sonst so sanfte, gutmütige Luise sehr krumm. „Schmeckt mein Kaffee dir nicht?" fragte sie piquiert. „Ich mache ihn doch auf echt Karlsbader Art, und andre Leute haben ihn immer sehr gerne getrunken."

Lotti seufzte. Sie holte sich ein Staubtuch und wollte im „Salon" abwischen. Aber es fand sich, daß Mathilde dies schon in aller Frühe gethan hatte — sie sagte es wenigstens.

Sie fragte zaghaft, ob sie die Blumen begießen dürfte, aber da kam sie noch weit schlimmer an, als bei Luise. Garnicht wie eine Flora sondern wie eine Löwin, die ihr Junges verteidigt, pflanzte Mathilde sich vor den Blumentöpfen auf. „Meinst du etwa, weil mal ein paar Tropfen auf den Fußboden kommen, müßtest du dich der Sache annehmen?" fragte sie erbost. „Die wische ich stets wieder fort — du brauchst nicht bange zu sein."

Wenn Mathilde ihren Kneifer aufhatte und von ihrer überschlanken Höhe auf die zierliche Lotti herabsah, war diese immer schon ganz klein — ganz besonders klein, denn groß war sie nie.

„Aber Mathilde," sagte sie bestürzt, „wie kannst du! Ich wollte doch nur gern eine Beschäftigung haben!"

„So, dann suche dir, bitte, etwas andres aus — von meinen Angelegenheiten bleibe gefälligst davon," sagte Mathilde mit Nachdruck.

Lotti ward sich mit Schrecken bewußt, daß sie, ohne es im mindesten zu wollen, ihre Schwestern in ihren heiligsten Rechten verletzt hatte. Sie wagte es kaum, ihre Hilfe in der Küche anzubieten.

Mama band ihr eine mächtige Küchenschürze vor, in der sie fast verschwand —

Digitized by Google

Lottis Morgenkleider waren immer so elegant, für keine häusliche Thätigkeit geeignet.

Luise gab ihr Eiweiß zu schlagen — eine Arbeit, die Lotti als Sechsjährige mit Passion verrichtet hatte; — jetzt zog sie keine übermäßige Befriedigung daraus. Dann stand sie müßig umher; sie war Luise, die wie ein Irrwisch umherfuhr, furchtbar im Wege; sie fühlte es wohl und ging schließlich hinaus zu deren großer Erleichterung.

Mama kam mit der Benzinflasche; es hätte doch durch einen Spalt in der Schürze ein Flecken auf das Empiregewand kommen können.

Mittags deckte Lotti den Tisch — das Mädchen war zu einer Besorgung fortgeschickt. Lotti hatte die Gabe, alles leicht und gefällig zu thun, was sie anfaßte — aber sie hatte arg gegen die offenbar herkömmlichen Gesetze der Symmetrie verstoßen, denn Mathilde kam herein, blinzelte mit ihren kurzsichtigen Augen über den Tisch, und fing an, leise dies Stück und das Stück zu rücken, bis schließlich nichts mehr in seiner ursprünglichen Lage war. Lotti sollte es nicht merken — sie merkte es aber doch.

Nach Tisch sagte die Mutter zu ihrer Jüngsten: „Du solltest dich etwas hinlegen, Lotti, du hast dich so angestrengt, das ist nichts für dich!" Und die Schwestern sekundierten: „Das arme Kind!" sagte die gutmütige Luise, innerlich tief befriedigt, daß sie Lotti aus der Küche herausgegrault und das Kaffeeamt nicht hatte fahren lassen — „sie sieht ganz blaß aus."

„Ja, unser Mäuschen kann nicht viel vertragen", sagte Mathilde wieder ganz gnädig; — Lotti würde nie wieder nach einem Amt von Mathilde ambieren, dessen war sie sicher. „Sie hat's ja aber auch nicht nötig."

Und sie meinten das alle durchaus nicht ironisch.

Ein paar Tage versuchte Lotti es noch, hier und da etwas anzufassen, wenn man ihr denn keine bestimmten Pflichten übertragen wollte. Aber sie erlahmte schließlich durch alle die mißtrauischen: „Kannst du das auch?" „Das verstehe ich doch wohl besser." „Das hast du ja noch nie gethan."

„Und Fräulein Luise macht es so!" oder „Fräulein Mathilde hat mir aber das gesagt!" sagte das Dienstmädchen, der es eine innige Genugthuung war, daß jemand im Hause noch weniger zu sagen hatte, als sie. Denn sie leistete etwas, sie konnte man deshalb nicht ohne weiteres bei Seite schieben, und sie konnte kündigen, wenn ihr etwas mißfiel.

Man sah Lottis Nützlichkeitsbestrebungen teils wie die Laune eines verwöhnten Kindes, mit nachsichtigem Lächeln, — wenn Übergriffe in das eigene Gebiet befürchtet wurden, aber mit kampfbereitem Mißtrauen an, und es diente zur allgemeinen Erleichterung, als nach acht Tagen alles auf dem alten Standpunkte angelangt war, und Lotti wieder ein bißchen malte und ein bißchen Klavier spielte, ohne sich um irgend etwas im Hause zu kümmern. Sie konnten es aber doch nicht lassen, ihre Herzensfreude in kleinen Gesprächsspitzen ausströmen zu lassen, in mehr oder weniger witzigen Anspielungen auf Babys Ikarusflug in häuslichen Sphären, das Hospitantentum von acht Tagen.

Lotti, die nicht ganz ohne Witz war, schwieg hierzu. Und endlich schlief die Sache ein. Lotti war wieder Besuch.

Der Haushalt war eine festgeschlossene Phalanx, nirgends eine Öffnung, wo sie hätte hineinschlüpfen können. Überall starrten ihr die Speere von Gekränktsein oder spöttischer Überlegenheit entgegen. Es war kein Platz da für sie. Sie war im eigenen Hause Besuch, ein verwöhnter, zärtlich gehüteter Besuch, aber nichts weiter. Sogar um eine kleine Besorgung in der Stadt wurde sie wie um eine außerordentliche Gefälligkeit gebeten: „Würdest du wohl so gut sein? Würde es dir keine Mühe machen?" während die andern sich einfach zuriefen: „Wir müssen dies oder das noch haben!" Grade wie ein Besuch, den man schamhaft um etwas ersucht, das eigentlich ohne sein Wissen und Sehen hinter den Coulissen abgemacht werden müßte.

Man liebte und verwöhnte sie sehr, zu sehr, aber hier wie überall machte sich, unbeabsichtigt und unbewußt, der Grundsatz geltend: Wo keine Pflichten, keine Rechte! Lotti brauchte nichts zu thun, absolut nichts, aber sie hatte auch nichts zu sagen, absolut nichts.

Wenn drei resolute Frauen zusammen wirtschaften, so geht es bei dem enormen Umfang, den kleine und kleinste Dinge annehmen, wenn man sich ihnen in unabgelenkter Liebe

Digitized by Google

widmet, selten ab ohne häufige Reibereien und gelegentliche Entladungen aufgespeicherter Energie. Diejenige, die aus solchem „Meinungsagen" mit rotgeweinten Augen, aber siegreich hervorgeht, pflegt dann für einige Wochen oder Monate die Hegemonie im häuslichen Reiche zu haben, bis bei der nächsten Schlacht die Geschicke vielleicht wechseln.

In Lottis Familie waren „Meinungsverschiedenheiten" verhältnismäßig selten. Nicht daß man hier nicht auch gewußt hätte, wie süß es ist, zu herrschen; aber man herrschte ja auch, alle miteinander herrschten sie über die Kleine, beherrschten und verzogen die Jüngste.

Ja — die Stoßbänder wurden nicht umsonst angenäht! —

Die Schwestern wurden älter, und ihre Eigenheiten prägten sich schärfer aus. Zwar Lotti wurde auch älter, aber sie war doch immer sieben resp. fünf Jahre jünger als Luise und Mathilde, und in deren Augen immer noch dasselbe Kind. Etwas vom Kinde hatte sie auch — vielleicht war's Anlage, vielleicht Anpassung, wahrscheinlich kam beides zusammen. Sie sah nicht nur geradezu kinderhaft aus, sondern in ihrer ganzen Natur lag etwas, was zum Verziehen und — was gewöhnlich dasselbe ist — zum Beherrschen aufforderte.

Als sie eben erwachsen war, kamen die Schwestern ihr sehr ehrwürdig vor, und sie tröstete sich damit: Ich bin eben noch so jung! Wenn ich älter werde, wird von selbst alles anders werden.

Aber sie wurde älter, und es wurde nichts anders. Sie malte ein bißchen und musizierte ein bißchen und machte langweilige Handarbeiten.

„Macht Ihnen das Vergnügen?" fragte Doctor Hermann eines Tages, als Lotti sich durch eine Rhapsodie von Liszt hindurchgearbeitet hatte und erschöpft die Hände von den Tasten sinken ließ.

Doctor Hermann war immer sehr geradezu. Er hielt sich dazu berechtigt oder entschuldigt durch seine Eigenschaft als langjähriger Hausbewohner und Freund. Von Lotti war er sogar ein Nennonkel; wie er als junger Student in die Familie eingeführt worden, war Lotti erst elfjährig gewesen und noch ein Baby nach der Familienanschauung. Dann, als er nach achtjähriger Abwesenheit wieder in das Städtchen und in seine alte Wohnung zurückkam, war es bei dem „Onkel" geblieben — Lotti war ja noch so klein! — nur das Duzen hatte man aufgegeben. Das würde nun nächstens wieder hergestellt werden, denn Doctor Hermann war Lottis präsumptiver Schwager, — wahrscheinlich durch Luise, denn Mathilde war zu unverkennbar mit „alte Jungfer" gestempelt. Indessen sicher ist nichts in dieser Welt, am wenigsten eine mutmaßliche Braut. Luise kochte seine Lieblingsgerichte, und Mathilde setzte die Blumen in seinem Zimmer unter Wasser. Er verkehrte zwanglos in der Familie, zwanglos im doppelten Sinne, denn er kam und ging, wie es ihm beliebte, und niemand fiel es ein, sich seinetwegen zu genieren. Zwei Eigenschaften waren charakteristisch für Onkel Hermann: er war immer guter Laune, und er hatte ein unfehlbares Talent, den bequemsten Platz zu erwischen und zu behaupten.

„Nein — gar keins", antwortete Lotti auf seine aufrichtige Frage eben so aufrichtig.

„Warum thun Sie es denn?"

„Mein Gott — irgend etwas muß man doch thun," sagte Lotti, drehte sich auf dem Klavierstessel herum und schlang ergeben die Hände in einander.

„Schade um die schöne Zeit," sagte Onkel Hermann.

„Ja — aber ich kann doch nichts andres," sagte Lotti verzweifelt. „Luise kocht, und Mathilde flickt und überschwemmt, und beide lassen mich an nichts heran. Ich bin zu klein, wissen Sie!"

Er pfiff leise und vielsagend vor sich hin. Mit einer zukünftigen Schwägerin macht man nicht viel Umstände.

„Es giebt auch noch andre Dinge auf der Welt zu thun," sagte er orakelhaft und machte sich mitsamt seiner Zeitung aus dem Staube, Lotti den orakelhaften Brocken zur beliebigen Verarbeitung zurücklassend.

Etwas Derartiges hatte Lotti sich auch schon selbst gesagt. Es mußte doch noch etwas andres in der Welt geben, etwas andres als Kochen und Wirtschaften und etwas erquältes Malen und Klavierspielen. Aber was?

Stockend und zitternd, nach etlichen verunglückten Anläufen brachte sie es der Mutter

Digitized by Google

eines Tages vor: „Mama, ich bin im Hause eigentlich ganz unnütz, könnte ich mich nicht außer dem Hause irgendwie beschäftigen?"

In dem mütterlichen Hirn stiegen sofort die fürchterlichsten, extremsten Möglichkeiten auf: Bühnenkünstlerin, Fabrikmädchen, Studentin.

„Gott bewahre mich!" brachte sie entsetzt heraus. „Wie kommst du nur auf so was?"

Lottis Herz sank. Sie bereute schon, davon angefangen zu haben; — sie würde doch nicht durchdringen.

„Was meinst du mit ‚außer dem Hause beschäftigen'?" fuhr die Mama fort. „Wie denkst du dir das? Willst du ausgehen zu schneidern oder Privatstunden geben?"

„Ich habe ja nichts gelernt!" sagte Lotti, den Hohn ignorierend, mit zuckenden Lippen.

„So — nichts gelernt hast du!" brach die Mama empört los. „Hast du nicht die beste Schule besucht, bis zur Selekta — und hast du nicht heutigen Tages noch die besten Mal- und Klavierstunden? Und dann wirft solch ein undankbares Mädchen einem vor, man hätte sie nichts lernen lassen."

„Aber Mama, ich meinte ja, keine Berufskenntnisse," versuchte Lotti zu begütigen. „Aber es giebt vielleicht sonst irgend etwas für mich zu thun — ich könnte alten Damen vorlesen oder vorspielen, ich könnte kränkliche Kinder unterhalten und beschäftigen —"

„Das fehlte auch noch! Schöne Idee das!" Und dann brach das verletzte mütterliche Gefühl hervor. „Haben wir es dir je an etwas fehlen lassen? Haben wir dir nicht alles an den Augen abgesehen, dich bedient, wie eine Prinzessin? Mein Sinnen und Denken dreht sich darum, dir das Leben angenehm zu machen; deine Schwestern würden sich das Fleisch von den Händen arbeiten, nur damit du nichts zu thun brauchst und deine Jugend sorglos genießen kannst — und nun dieser Undank! Daß man so etwas an seinen eigenen Kindern erleben muß! Daß sie einem aus dem Hause laufen wollen!"

Indignation und Rührung lösten sich in hysterisches Schluchzen, und Lotti hatte alle Mühe, die Aufgeregte zu beruhigen und zu trösten, — natürlich unter andrem mit der Versicherung, daß es ihr garnicht ernst gewesen sei mit ihrer Idee, daß sie nie, niemals wieder von etwas Derartigem anfangen würde.

Lotti war ganz entsetzt über das Unglück, das sie angerichtet hatte. Sie wußte noch nicht, daß das immer so ist im Familienleben, daß Liebe und Sympathie genau bis zu dem Punkte reichen, wo die Ansichten auseinandergehen, und daß der Gott der Familie ein eifriger Gott ist, der keine andern duldet neben sich. Familienliebe ist fast immer despotisch. Individuen sind nichts vor ihr, — was über den engen Kreis der Familie hinausstrebt, ist Wahnsinn oder Verbrechen.

Es war eine Erfahrung für Lotti. Und auch für die Mutter; — eine noch herbere vielleicht. Es ist immer eine seltsame und schmerzliche Erfahrung für Eltern, zu entdecken, daß ihre Kinder — Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blut — ihre Ideen, Anschauungen und Neigungen für sich haben, daß sie ihnen entwachsen, Menschen für sich sind und mit ihren Interessen in einer Welt leben, die den Eltern fremd und — fast immer — unsympathisch ist. Ein Vorgefühl von diesem Schmerz erfährt die Mutter, wenn ihr Baby zum erstenmale, ohne die helfende, leitende Hand zu erfassen, selbständig läuft. Aber viel, viel schmerzlicher ist der Moment, wo sie fühlt, daß es ihrem zärtlichen Gängelbande geistig entwachsen ist. —

Es ist eine scharfe Klippe, und Liebe allein genügt nicht, sie zu umschiffen. Hüben und drüben ist unendliche Geduld, Klugheit und Takt nötig, um zu vermeiden, daß ein innerlicher Bruch eintritt, den verwandtschaftlicher Instinkt wohl wieder verkittet — aber nur verkittet.

Ihre Lotti, ihr Schoßkind, ihr Verzug, fühlte sich nicht befriedigt zu Hause — wer hätte das je geahnt! Die Mutter fühlte sich bitter gekränkt. „Da lebt man nun vierundzwanzig Jahre lang für so ein undankbares Kind, und nun kommt es einem so!" war das wehmütige Leitmotiv ihres Ideenganges! Zwar die älteren Töchter waren ihrem Gängelbande längst entwachsen, — um so mehr klammerte sie sich mit despotischer Zärtlichkeit an ihre Jüngste. Daß auch ihr Baby eines Tages allein würde laufen wollen — wer ihr das je gesagt hätte!

Digitized by Google

Doktor Hermann hatte Aussicht, eine Anstellung am Krankenhause zu bekommen, und diese Aussicht mit dem daran zu knüpfenden Familienereignis erregte die Gemüter in so angenehmer Weise, daß Lottis verrückte Idee in Vergessenheit geriet — auch bei ihr selbst. Denn sie war durchaus nicht unbeteiligt bei dem Ereignis. Ihr geheimes, aber ziemlich aussichtsloses Sehnen war, der Doktor möchte Mathilde wählen, — denn die Aussicht, bis an ihr Lebensende an diese gefesselt zu sein, verursachte Lotti einen gelinden Schauder. Mit Luisens Fortgang würde sich für Lotti nichts bessern — im Gegenteil: Mathilde würde einfach Luisens Pflichten und Rechte noch zu den ihren übernehmen. Thatkräftig genug war sie —, und das Fortgehen der gutartigen, bequemen Luise, die im häuslichen Reiche den Pufferstaat bildete, würde in mehr als einer Hinsicht ein Verlust sein. Luise hingegen würde Lotti vielleicht einige von Mathildens Ämtern überlassen; wenn man nicht an ihre eigenen geheiligten Rechte rührte, war sie eine gute Seele. —

Aber der Doktor wäre nicht zu beneiden mit Mathilde als Frau. — Lotti entschied nach einem schweren inneren Kampfe, daß, wenn denn jemand lebenslänglich an Mathilde gefesselt sein mußte, sie dieser Jemand noch lieber sein wollte.

Und er dachte auch wahrscheinlich garnicht daran. Die ertränkten Geranien konnten ihn doch nicht besonders locken; hingegen Luise hatte eine geradezu bestrickende Art, sich in die Herzen der Männer hineinzukochen.

Der Doktor hatte seine Ernennung, aber er beeilte sich garnicht. Er ging nach wie vor mit onkelhafter Zwanglosigkeit aus und ein, aß Luisens Heringssalat — eine feinempfundene Schöpfung! — mit bewunderungswürdigem Appetit, aber ohne andre Symptome, die armen Mädchen auf die Folter spannend. Lotti wandte die größten Listen an, ihn mit Luise allein zu lassen, aber Mathilde wich und wankte nicht.

Eines Abends im April, als Onkel Hermann grade sehr bequem im Schaukelstuhl lag und für die nächste halbe Stunde offenbar nicht an Aufstehen dachte — Luise saß am Fenster und stickte im sinkenden Tageslicht ein Monogramm in das zwölfte von einem Dutzend Taschentücher für den Doktor und dachte noch weniger an Aufstehen — sagte Lotti in einschmeichelndem Tone zu Mathilde: „Thildchen — willst du nicht mal mit mir durch den Garten gehen? Ich möchte ein paar Veilchen holen für das Osterei, und es ist grade solch schöner Sonnenuntergang!"

Mathilde überschaute die Situation — dazu reichte ihre Kurzsichtigkeit vollkommen aus — und sagte, ihr Fuß thäte ihr wieder so rasend weh, daß sie kaum auftreten könnte — sie wäre froh, still zu sitzen. „Aber Luischen geht gewiß mit, — du stickst dich ja stumm und dumm — lauf doch mal hinaus!" ermunterte sie.

Luise warf ihr einen Blick tiefen Vorwurfs zu und stickte schweigend weiter.

„Nun — dann bleibt sitzen. Ich muß noch mal an die frische Luft," und Lotti ging hinaus, innerlich empört über Mathilde. „Ich glaube keine Silbe von ihrer Fußgeschichte," murmelte sie; „den ganzen Tag war nicht die Rede davon, und es sieht ihr garnicht ähnlich, ihre Leiden zu verheimlichen."

Sie holte ein Körbchen für die Veilchen und lief hinaus.

Es war wirklich ein schöner Sonnenuntergang, wie sie nur so auf gut Glück gesagt hatte. Leicht und weich standen Pappeln und Weiden mit ihren zartgrünen Schleiern gegen einen grünlich-blauen, blassen Himmel, in dem goldige Wolken schwammen, während im Westen alles in Gelb und Purpur flammte. Silberflockige und grünlich-gelbe Kätzchen wehten in Lottis dunkles Haar — sie lachte darüber — das war ja der Frühling!

Eine Drossel saß auf der höchsten Spitze einer Hängeweide und sang ihr Abendlied.

Lotti vergaß ihren Ärger. Und die Veilchen dazu. Verträumt starrte sie ins Weite, dorthin, wo die goldigen Wolken in einem unbeschreiblich zarten Luftmeer schwammen. Es überkam sie etwas von der alten Kindersehnsucht, hineinzufliegen ins Abendgold.

Nahende Schritte brachten sie wieder auf die Erde. Hatte Thilde sich noch besonnen?

Es war nicht Thilde. Auch nicht Luise. Es war Onkel Hermann.

„Onkel Hermann — ich dachte" — — — Sie sollten sich mit Luise verloben, konnte sie

Digitized by Google

doch nicht gut sagen, — „Sie wollten noch eine Ewigkeit weiterschaukeln."

„Ja — der Mensch denkt, Gott lenkt," sagte Onkel Hermann voll Seelenruhe. „Sie starren mich ja so entsetzt an, Kleine, — ist irgend etwas an mir verrutscht?" Er tastete an seinem Shlips.

„Nein, es ist alles in Ordnung," sagte Lotti mechanisch. Wenn nun doch Luise käme, dachte sie; dann würde sie wieder zu Thilde gehen, die sich mit ihrem Geflunker von dem kranken Fuß ja selbst festgelegt hatte; und, hier draußen in dieser zauberischen Frühlingsdämmerung mußte sich's ja verloben lassen, man wußte nicht, wie.

Aber Luise vermochte sich nicht von ihrem letzten vom Dutzend loszureißen.

„Onkel Hermann," sagte Lotti zögernd, „Sie sagten neulich einmal, es gäbe auch für Menschen wie mich alles Mögliche zu thun in der Welt, — ich habe darüber nachgedacht."

„So," sagte er, „das freut mich. Und was ist dabei herausgekommen?"

„Ach, gar nichts," sagte sie betrübt. Und dann erzählte sie ihm von ihrem verunglückten Anlauf, „etwas zu thun." „Ich habe ja nichts Ordentliches gelernt, das ist wahr," sagte sie trübselig, „und fortlassen würde Mama mich niemals. Ach — wenn ich doch zu irgend etwas Talent hätte!"

„O, Sie haben wohl eins. Jeder Mensch hat zu irgend etwas Talent," behauptete der Doktor.

Lotti sah ihn zagend an. „Zum Klavierspielen?" Sie hatte nie das Gefühl gehabt, daß er von ihrer Musik viel hielte.

Er lachte. „Nein, das weniger."

„Aber welches denn? Sagen Sie mir's doch, welches?" bat Lotti, durchaus nicht gekränkt und sah ihn flehentlich an.

Der Doktor senkte seine lustigen Augen tief und warm in die flehenden Sterne, während er sagte: „Es giebt ein Talent, das nicht auf Konservatorien und Akademien ausgebildet wird, und das doch das kostbarste und schönste von allen ist: das Talent, einen andern Menschen glücklich zu machen, sein Sorgenbrecher und Sonnenschein zu sein. Trauen Sie sich dieses Talent nicht zu, Lotti? Ich glaube, Sie haben es!"

Lotti wurde totenblaß und schwankte ein wenig. Nicht so sehr seiner Worte wegen, die sie noch gar nicht recht begriffen hatte, als wegen des Tons. Und dann der warme, sonderbare Blick! —

„Nun, Lotti," sagte er weich und hielt ihr seine Hand hin, „wollen wir's mit einander versuchen?"

Lotti legte bleich und zitternd ihre Hände in seine. „Ist — das — das — eine — Verlobung?" stammelte sie und sah ihn mit rührender Fassungslosigkeit an.

„Es kommt mir beinahe so vor," sagte er lächelnd, aber auch mit bebender Stimme. „Ich mache dies nämlich heute auch zum erstenmal durch." Er küßte sie zart und liebevoll auf die Stirn. „Das gehört, glaube ich dazu. Nun bist du ganz sicher, nicht Lotti —?"

Ein jubelnder Aufschrei, der die Drossel neidvoll verstummen machte, denn solche Töne hatte sie nicht, drang aus des Mädchens Brust. „Mich — mich willst du, mich Kleine, Jüngste, nicht die andern — mich —" die Stimme brach zwischen Jubel und Weinen; ihre Glieder flogen vor Aufregung. Sie konnte es noch nicht fassen und stammelte nur immer wieder: „Mich — mich!" —

Er nahm sie in den Arm und streichelte ihr weiches Haar. „Mein Herzenskind," sagte er einfach.

Einige süße Augenblicke verharrten sie so. Lottis Kopf lag an seiner Brust, sie schluchzte ein paarmal auf vor Glückseligkeit.

Auf dem zarten Himmel stand die feine, blasse Sichel des zunehmenden Mondes. Und die Drossel sang leise und weich.

Nach einer Weile fuhr Lotti auf und sah ihn an — das Gesicht, das eben noch höchstes Glück verklärte, schmerzlich verzogen. „Du, ich muß dir was sagen — etwas, das du wissen mußt!"

Eine beinahe tragische Entschlossenheit lag in ihren Zügen. Es stand darin: wenn du's weißt, wird mein kurzer Glückstraum zu Ende sein, aber ich kann dich nicht betrügen.

Und einen Augenblick teilte ihr ahnungsschweres Entsetzen sich ihm mit — die Enthüllungen in modernen Romanen standen momentan vor seiner Seele.

Digitized by Google

Und dann kam's. „Ich kann aber garnicht kochen — garnichts — nur Rührei, und das ist auch schon ein Weilchen her —" sie schleuderte ihr Geständnis mit Todesverachtung heraus und sah ihm dabei tapfer in die Augen, bereit, ihr Urteil zu empfangen.

Er lachte erlöst. „Meine liebe, thörichte Kleine! dann essen wir eben jeden Tag Rührei, und Sonntags gehen wir aus und essen ein Beefsteak. Luise kann uns ja auch von ihrem vortrefflichen Heringssalat schicken. Überdies — hast du noch nie gehört, daß es so etwas wie Köchinnen giebt? Wenn ich heiraten wollte, um eine unbezahlte Wirtschafterin zu haben, dann hätte ich mir eine andere ausgesucht — ich will aber einen Sorgenbrecher, eine Gefährtin, die mir die Falten wegstreicht und mich lieb hat, und auch noch andres wird sich für dich zu thun finden, mein Schatz. Die Frau eines Arztes hat ein schönes Arbeitsfeld, da ist es viel wichtiger, wenn sie ein hilfbereites Herz hat und und eine weiche Hand, als wenn sie einen Kalbsbraten machen kann. Das thun bezahlte Kräfte eben so gut und besser, aber das andre, das kann man nicht für Bezahlung haben, das sind Liebeswerke."

Lottis Augen strahlten. „O, ich darf was thun, ich werde nützen!" jauchzte sie. Und wieder lauschte die Drossel neidvoll.

Dann lehnte Lotti ihren Kopf an seine Schulter, seufzte tief auf und sagte: „Kann man denn so glücklich sein?" —

* * *

Strahlend vor Glückseligkeit, aber doch voll geheimen Schuldbewußtseins, kehrte Lotti mit Onkel Hermann ins Haus zurück. Sie kam sich vor, als ob sie sich unrechtmäßig etwas angeeignet hätte, was ihren Schwestern — wenigstens einer von ihnen — zukam.

Luise war gerade mit ihrem Monogramm fertig und innig befriedigt über ihr Tagewerk. Die unglückselige Thilde knirschte in ihren selbstgeschmiedeten Ketten und that, als ob sie läse.

Mama saß friedlich in dem Stuhl, den ihr Schwiegersohn verlassen, und überlegte, was sie Luise alles von ihren Sachen mitgeben würde. Unter uns: Thilde hätte sie sie noch lieber gegeben!

Wie eine Bombe schlug die Sensationsnachricht in die friedliche Familiengruppe ein. Sie faßten es erst überhaupt nicht — gerade wie Lotti — die Schwestern meinten, Onkel Hermann habe sich einen schlechten Witz gemacht.

Lotti hatte sich in die Arme ihrer Mutter geworfen mit dem Ausruf: „O, Mama, ich bin so glücklich! Erlaubst du, daß ich ihn heirate?"

Sie war es gewohnt, um Erlaubnis zu fragen.

Als sie dann begriffen hatten, war ein Sturm von Ausrufen des Erstaunens, des Schreckens, abwehrenden Bedenkens losgebrochen — schmeichelhaft für Lotti war es gerade nicht.

„Es ist ja Unsinn," sagte Thilde unwillig. „Es kann ja garnicht wahr sein."

„Doch, es ist wirklich wahr!" sagte Lotti. „Es ist kein Versehen."

„Meine Jüngste — das Kind!" sagte die Mutter ganz fassungslos, „Gott nein, daran hat meine Seele nie gedacht, nein, ich kann sie noch nicht von mir geben — sie ist ja überhaupt so unselbständig."

„Hier im Hause wird sie auch niemals selbständig werden," sagte Onkel Hermann, „und was ihr zartes Alter betrifft, zwei-, drei-undzwanzig muß Lotti doch sein."

„Vierundzwanzig," triumphierte Lotti, und Mama sagte kleinlaut: „Aber sie ist noch ein solches Kind."

„Na — ausgewachsen ist sie denn doch wohl," meinte der Doktor und sah zärtlich auf seine zierliche Braut, die ganz verängstet dastand. „Es wird nichts nützen, zu warten, daß sie größer wird."

„Nein," sagte Lotti bestimmt und sah bekümmert an sich herunter. „Es nützt nichts."

„Nein — unser Kleines!" sagte Luise staunend, aber völlig gutmütig — jedenfalls gab es eine Aussteuer zu nähen, und wenn sie auch nicht für sie war, so schwelgte sie doch schon in Visionen von Leinenbattist und Spitzenzwischensätzen.

„Ja Lotti — die Ueberraschung ist dir vollkommen gelungen. Daran hätte ich niemals gedacht, daß du dich mit solchen Ideen trügest," sagte Mathilde spinös.

„Ich auch nicht," sagte Lotti beinahe weinend und sah ihren Verlobten flehend an, als wollte sie sagen: „So hilf mir doch."

Digitized by Google

Selten ist wohl eine Braut von ihrer Familie mit soviel Wehklagen beglückwünscht worden als Lotti.

„Nein, das Kind, der man alles zurechtlegen und nachtragen muß — die will nun heiraten!“ klagte die Mutter. „Denken Sie ja dran, daß sie nie ohne Regenschirm ausgeht,“ wandte sie sich thränenden Auges an ihren Schwiegersohn — „aber, Gott nein, es ist ja einfach unmöglich!“

„Jedenfalls muß Lotti eine Kammerjungfer haben,“ bemerkte Mathilde, die in gänzlicher Selbstvergessenheit in der Stube auf und ab raste.

„Unser Nesthäkchen! Weißt du noch, wie du mal im Hause helfen wolltest?“ erinnerte Luise lächelnd, ohne jede böse Absicht. „Ich glaube Lotti hat noch keine Ahnung, daß Kartoffeln mit Wasser aufgesetzt werden.“

„Lotti ist mir recht, genau so wie sie ist,“ beantwortete der Doktor alle diese Angriffe. „Und ich kenne sie ja nun über ein Dutzend Jahre, — ich gehe also nicht blind in mein Schicksal hinein.“

Lotti faßte dankbar seine Hand.

„Jedenfalls muß sie etwas kochen lernen — wenigstens einen Braten machen!“ stöhnte die Mama. „Ach Gott, — Kinder!“

„Ach nein Mama, das ist garnicht nötig. Einen Kalbsbraten machen, das thun bezahlte Kräfte ebenso gut oder besser — wozu giebt es denn Köchinnen?“ sagte Lotti mutig — der Druck der warmen, kräftigen Hand verlieh ihr Heldenkräfte, — so hätte sie alles sagen können. „Ich habe andre Talente!“ sagte sie stolz, aber doch errötend, und legte auch ihre andre kleine Hand in die geräumige Rechte ihres Auserwählten.

Die Mutter blickte in überwältigter Stummheit von einem zum andern, und Mathildens Blick und Lächeln sagten deutlich: Seht nur, das kleine Ding spielt sich schon auf uns gegenüber, weil sie heiraten wird. Solch ein junges Gänschen!

Aber Lotti hatte gesiegt. Die Verlobung war eine — zwar widerwillig — anerkannte Thatsache.

Als der Doktor sich nach der ziemlich flauen Verlobungsfeier — Luise hatte den Salat versalzen und Mathilde wurde bei Tisch von einem Weinkrampf befallen — empfahl, sagte Lotti zu ihm auf dem Flur, wo sie Abschied nahmen — noch so einen Privatabschied: „Onkel Hermann, ich habe eine Bitte.“

„Nun — was denn, mein kleines Mädchen?“

„Nämlich,“ sagte sie, während sie verlegen an seinem Rockknopf drehte, „ich mag alle deine Liebesnamen gerne, jeder mit dem du mich nennst, soll mir auch recht sein — nur — bitte! — nenne mich nicht ‚Kleine.‘“ Sie sprach das Wort ordentlich mit Widerwillen aus. „Es ist so — so — so“ —

„Despektierlich,“ ergänzte der Doktor.

„Ach du!“ Sie lächelte. „Wenn wir ganz allein sind, wäre es mir auch schon recht — aber nicht vor andern — bitte nicht vor andern.“

Sie drehte verlegen weiter.

„Gleich ist er ab,“ sagte der Doktor. „Und ich habe auch eine Bitte, Lotti. Nenne mich mit welchem Namen du willst, — nur sage nicht ‚Onkel‘, — willst du? — Gott, es ist ja nichts dabei, aber siehst du, wenn wir erst verheiratet sind, würde es doch etwas sonderbar aussehen — verwandtschaftliche Komplikationen ergeben, und da ist es besser, du gewöhnst es dir bei Zeiten ab.“

Lotti lachte und versprach; — den Knopf hatte sie glücklich abgedreht.

„Laß mich ihn behalten bis morgen,“ bat sie. „Ich will ihn die Nacht in der Hand halten, und wache ich dann und weiß nicht, ist's Wahrheit oder habe ich nur geträumt, dann ist der Knopf da, und der sagt mir: ‚Ja, es ist wirklich wahr!‘“

Er küßte sie gerührt. „Meine Kl — meine Süße. Und morgen kann ihn Luise mir annähen.“

„Nein, das thu' ich,“ fuhr Lotti ganz kampfbereit auf. „Das ist meine Sache!“

Und sie blieb mutig, seit sie einen wußte, der zu ihr hielt, und dem sie etwas andres war als ‚die Jüngste‘, und das war gut, denn sie hatte diesen Mut oft nötig in ihrer Brautzeit.

* * *

Luise kam von der Bahn, wo sie das zurückkehrende junge Paar mit einem Blumenstrauß begrüßt hatte. Mama war durch Influenza

Digitized by Google

ans Haus gefesselt, und Mathilde hatte wieder Schmerzen im Fuß.

Atemlos stürzte sie ins Zimmer. „Mama! — Thilde! Denkt mal, Lotti ist gewachsen!"

„Undenkbar," sagte die Mutter. „In drei Wochen!"

„Doch, wirklich — sie sah garnicht besonders klein aus, selbst nicht neben ihm — sie trug etwas Schleppe — furchtbar unpraktisch — und sie hatte ordentlich Haltung!"

„Es wächst der Mensch mit seinen größren Zwecken," bemerkte die sarkastisch veranlagte Mathilde. „Frauenwürde! Uns wird sie wohl garnicht mehr ansehen! Ich mache ihr aber nicht die Cour — sie kann uns ja kommen." —

Und schon nach wenigen Stunden kam die würdige Frau Lotti; sie sah wahrhaftig etwas größer und voller aus und so glücklich. Es stand ihr reizend, auch der veilchenbedeckte Capottehut.

Sie warf sich ihren Angehörigen an den Hals mit der ganzen alten Impulsivität, und das strahlende Kinderlächeln, mit dem sie ihre auf der Reise gekauften Andenken auspackte, entwaffnete selbst die gespornte und geharnischte Mathilde.

„Morgen früh kommen wir und richten ein," sagte Luise, als Lotti fortging. „Alles ließ sich noch nicht machen, — die Koffer müssen ja auch ausgepackt werden. Wir müssen auch Zwetschgen einmachen, es geht noch gerade. Ich werde sie durch Minna schicken, die kann sie auch auskernen."

„Ja, und ich werde die Betten doch wieder umstellen lassen müssen," bemerkte Mathilde gedankenvoll; „wenn sie quer stehen, bekommt man mehr Raum. Ich hatte es mir erst anders gedacht. In Hermanns Zimmer steht auch einiges recht unpraktisch, ich weiß nur noch nicht recht, wie ich es mache." Über ihren Augenbrauen arbeitete angestrengte Überlegung.

Lotti hatte schon die Thürklinke in der Hand. Jetzt ließ sie sie los und richtete sich hoch auf. Sie war wahrhaftig gewachsen, Mathilde sah es auch.

Das Lächeln wich nicht von Lottis Zügen, aber ihre Stimme hatte eine ganz ungewohnte Festigkeit, als sie sagte:

„Ich danke euch für eure gute Absicht, liebe Schwestern, aber ich muß euch sagen — es ist wohl am besten, daß es gleich am Anfang ein für alle Mal gesagt wird — daß in meinem Haushalt niemand etwas zu bestimmen und anzuordnen hat, als ich selbst. Ich werde euch dankbar sein, wenn ihr mir mit eurer Erfahrung und eurem guten Rat beistehen wollt, wenn ich euch darum bitte, — aber unberufene Einmischung kann ich nicht dulden. Jeden Tag, jede Stunde steht mein Haus euch offen, wenn ihr als Gäste kommt — ja, ich hoffe sogar, daß ihr es als eine zweite Heimat ansehen werdet, — aber die Hausfrau bin ich. Es ist ja komisch, das finde ich auch" — Lotti lachte über ihren neuen Titel — „aber da ich es doch einmal bin, muß ich meine Autorität auch behaupten. Und vergeßt ja nicht, daß ihr Sonntag bei uns eßt — um halb zwei — aber ihr kommt wohl inzwischen noch mal."—

„Nun — was habe ich gesagt?" war Mathildens grimmiger Triumph, als Lotti leichtfüßig die Treppe hinabgelaufen war. „Das ist Dankbarkeit, wie? — Wie sie sich aufs hohe Pferd setzte uns gegenüber, das dumme kleine Ding; vor ein paar Wochen hätte sie das noch nicht gewagt. Alles der Capottehut. Ich werde ihr sicher keinen Schritt ins Haus setzen."

Aber die Neugier und Begier, sich an Lottis hausfräulichem Fiasko zu weiden, überwog doch Mathildens stolze Grundsätze, und punkt halb zwei traten die drei Damen bei Hermanns an.

Lotti kam ihnen im Flur entgegen, rosig und strahlend, ein paar rosa Astern in dem Gürtel ihres hellgrauen Kleides.

Man ging gleich zu Tisch. Kein langes Herumstehen und Warten und heimlich nach der Uhr und erwartungsvoll nach der Thür sehen. Und o Wunder, das Essen war leidlich — eigentlich sogar sehr gut. Aber das hatte ja die Köchin gemacht; doch nicht das Verdienst der Köchin war der Hauch von Schönheit und Behagen, der die hübschen Räume durchwehte, jenes ganz und gar persönliche Etwas, das nur die Bewohner den leblosen Gegenständen aufzuprägen vermögen und das fast immer die Persönlichkeit der Frau des Hauses ist. Dieselben anmutigen Hände hatten ersichtlich die Tafel so gefällig arrangiert. „Wo

Digitized by Google

sie nur die Massen von rosa Astern her hat," dachte Luise staunend.

Schalen mit rosa Astern standen auf dem von einem Stück blaßgrüner Seide arrangierten Tischläufer; Festons von Weinranken und rosa Astern zogen sich von der rosa verhängten Gaskrone zur Tafel hinab, und Asternsträuße lagen vor jedem Gedeck. Riesensträuße standen auf dem Kaminsims; Hermann hatte eine Aster angesteckt, und sogar der aufwartende kleine Diener trug eine im Knopfloch.

„Lottis Werk," sagte der Doktor stolz und strahlend, als Bewunderung geäußert wurde; „sie hat Feenhände. Den Bengel hat sie auch angelernt; er schwebt schon, wie eine Libelle! Seht doch nur, wie er seine Herrin anäugt! Wenn er nicht so klein wäre, würde ich ihn entlassen. Ich glaube, weil er so klein ist, hat sie so viel Wohlwollen für ihn, — die Köchin hingegen ist ihr unheimlich, die ist so groß und dick, und überhaupt eine Respektsperson."

Dann erzählte Lotti mit so reizender Selbstironie ihre Leiden im Verkehr mit dieser imposanten Persönlichkeit, — wie sie, um ihr mütterliches Wohlwollen für ihre Dienstboten zu beweisen, einmal mit Aufgebot aller ihrer Würde „liebes Kind" zu der Köchin gesagt, und diese darüber in ein so breites, mitleidiges Grinsen ausgebrochen wäre, daß sie, Lotti, errötend und unendlich blamiert entflohen sei u. s. w., sodaß ihre Gäste sich schüttelten vor Lachen und selbst Mathilde ein klein wenig abließ von ihrer Überzeugung, daß Lotti den Größenwahn habe.

Und der Doktor war ein so liebenswürdiger Schwager und Schwiegersohn und machte einen so strahlenden Wirt, daß die Damen ganz entzückt von ihm waren; so war er doch früher nicht gewesen.

Die Mutter machte eine dahin deutende Bemerkung. Da faßte der Doktor Lottis Hand und zog sie an seine Lippen — das mußte sie ihm auch erst beigebracht haben, so etwas lag ihm früher durchaus fern — und sagte: „Das haben auch diese Feenhände vollbracht. Auch Bären brummen behaglich, wenn sie richtig gekraut werden."

Thilde und Luise sahen sich hierbei etwas entsetzt an.

Aber alles in allem: sie waren versöhnt. Lotti hatte auch Luise um ein Einmacherezept gebeten und Mathilde gefragt, wie Dracänen behandelt werden müßten; — am Ende war sie doch nicht so schlimm. Daß die neue Würde und teilweise Selbständigkeit dem kleinen Nesthäkchen etwas zu Kopf gestiegen waren, konnte man ihr schließlich nicht übel nehmen.

Als sie gegangen waren, flog Lotti auf ihren Mann zu und sagte: „Weißt du, was deine Liebe aus mir gemacht hat?"

„Nun?" fragte er erwartungsvoll.

„Einen Menschen!"

„Warst du denn vorher kein Mensch?" fragte er erstaunt.

„Nein — früher war ich nur ‚die Jüngste!'"

Kopf oben!

Hat auch mit seiner herben Geißel
Ein tiefes Leid dein Herz berührt
Und durch die Stirn den scharfen Meißel
Mit seiner Furchenschrift geführt —

Mag dir das Herz auch blutend zucken,
Im Aug' die Thräne brennend stehn:
Laß nur nicht kleinmutvoll sich ducken
Die Kraft, im Sieg durchs Leid zu gehn.

Richard Zoozmann.

Digitized by Google

Lenaubriefe.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

„Bruder, ich habe eine poetische Wallfahrt gemacht zu Uhland, Mayer, Justinus Kerner, habe Ebert hier getroffen; mein ganzes Leben war ein höchst poetisches.“ So schrieb Lenau am 5. Oktober 1831 von Stuttgart aus an seinen „Schwestermann“ und späteren Biographen Anton Schurz nach Wien. Er war eben ein Vierteljahr lang Gustav Schwabs Gast gewesen, der ihm auf die erste Staffel zum Ruhme geholfen hatte, indem er ihm den Verleger fürs erste Gedichtbändchen besorgte. Das fernere Leben des damals neunundzwanzigjährigen Poeten konnte fortan ein „höchst poetisches“ bleiben. Er konnte in dem so rasch erschlossenen Freundeskreis jedes neuerstandene Gedicht vorlesen, der lebhaftesten Teilnahme, der „feurigsten Ermunterung“ gewiß, konnte von den Damen dieses Kreises sich bewundern, heimlich oder offen verehren und gehörig verhätscheln lassen; und wenn er zur Abwechslung einmal wieder heim mußte nach Wien, so konnte er seinen Briefen an die unvergessenen lieben Schwaben immer ein oder einige Gedichte seiner „neuesten Arbeit“ — seiner „jüngsten Feder“, wie er einmal schreibt — anfügen in dem angenehmen Bewußtsein, damit ein hochwillkommenes Weihegeschenk darzubringen: — „das folgende Lied werden Sie noch nicht kennen und erhalten Sie als eine kleine Festgabe.“

Alle lasen sie dort Gedichte und waren sehr beglückt, ein jeder von jedem das neueste, eben erst aus der Feder geflossene, gewissermaßen noch brühwarm, mitgeteilt zu erhalten. Als Lenaus Schwager Schurz, der „beachtenswerte“ Gedichte verbrach, mit der Freundesgesellschaft kaum bekannt geworden war, hatte er Gelegenheit, an die Hofrätin Emilie von Reinbeck, die eben Lenaus „mütterliche Freundin“ zu werden begonnen hatte, zu schreiben; er versetzt ihr am Schlusse seines Briefes mit sicherer Selbstverständlichkeit sein Neuestes: „Erlauben Sie, daß ich ein Sonett von mir hersetze, das Sie wahrscheinlich noch nicht haben.“

Das Sonett ist fürchterlich, aber der ergebene Freund weiß, daß er zu einer empfänglichen Seele spricht.

So ist der Menschenkreis, in den Lenau tritt, gefühlvoll bis zum Überschwang, empfänglich für jede künstlerische Regung und Äußerung und nicht minder für Kunstdilettantismus jeder Art; und wenn Lenau den Frauen dieses Kreises mit seiner klangvollen Stimme eines seiner Gedichte vorträgt, dann schwärmen sie verzückt, als „spräche jetzt nicht Niembsch, nicht Lenau, sondern nur der Genius.“

Da ist Sophie Schwab, die Gattin Gustav Schwabs, die in einem Briefe an eine Bremer Freundin vom 15. September 1831 das erste Auftreten Lenaus in dem Stuttgarter Freundeskreise schildert: „Es ist ein ungarischer Edelmann, Niembsch von Strehlenau, (wo du aber etwas von ihm liesest, wie z. B. im Morgenblatt, nennt er sich Lenau) — er kam hierher, um meinen lieben Mann kennen zu lernen, es blieb aber bei einiger Entfernung bis am letzten Abend seiner ersten Abreise; erst da lernte er meinen lieben Mann und den jüngeren Pfizer genau kennen, teilte ihnen seine Gedichte mit, und diese beiden waren so entzückt davon, daß mein lieber Mann nachts um 12 Uhr wie berauscht vor Freude heimkam über diesen Menschen und Dichter; noch unter dem Hause machten sie Brüderschaft und beklagten nur, daß er den andern Morgen in aller Frühe abreise.“

Digitized by Google

Da ist Emilie von Reinbeck, deren Haus hinfort Lenaus stets empfangsbereites Stuttgarter Absteigequartier werden sollte. Sie ist die Tochter des alten Geheimrats Hartmann, in dessen väterlichem Hause Goethe und Schiller verkehrt hatten, und hatte als dreiundzwanzigjähriges Mädchen den um mehr als das doppelte, nämlich einundfünfzig Jahre alten Hofrat Georg von Reinbeck geheiratet, den Gründer des Schillervereins und erfolgreichen Förderer des Stuttgarter Schillerdenkmals. Sie malt Landschaften mit Staffage und bemüht sich Lenaus Gedichte in Bildern wiederzugeben. Sie ist so fleißig, daß diese Gemälde einen ganzen Saal füllen. Sie teilt Lenau gewissenhaft ihre malerischen Ideen mit, und dieser unterläßt es dann nie, in seinen Briefen die Malerin zu weiterem fleißigen Schaffen zu ermuntern; er ist sehr erfreut, wenn sie ihm mitteilt, daß nach längerem Pausieren „ihre Lust am Malen wiedergekehrt ist", und von München aus schickt er ihr einen Vorrat von Malpapier und fragt an: „Benötigen Sie nicht Farben und Pinsel aus München?" Sie hat auch das Porträt des Dichters gemalt: „Aus dunkelm Grunde tritt lebensvoll wie ein van Dyk der edle Kopf hervor, ein herrliches Modell zu einem Faust, die Züge regelmäßig schön, von ernster Trauer überschattet, das große dunkle Auge erglühend von der Dichtung Flamme." So beschreibt es eine Besucherin des Reinbeckschen Hauses im Jahre 1843.

Da sind die drei Schwestern der Hofrätin, von denen die eine ebenfalls — nach Lenaus eigenem Urteil — „allerliebst malt", die andere „angenehm singt", die dritte „ungeheuer gebildet" ist. Ferner des Geheimrats Hartmann „nach Geist und Herz ausgezeichnete Freundin" Charlotte von Bawr, die ebenfalls malt und trefflich Klavier spielt; und Emma von Suckow, die unter dem Pseudonym Emma Niendorf Romane und Novellen schrieb und die gewissenhaft bewunderungsvoll alles notiert, was sie im Gespräch mit Lenau irgend ihr bemerkenswert Scheinendes von dessen Lippen vernimmt, um daraus später ein Erinnerungsbuch „Lenau in Schwaben" (Leipzig 1853) zu machen.

Da ist endlich Lottchen Gmelin, Tochter eines Oberjustizrats und Enkelin des berühmten Kupferstechers Johann Gotthard von Müller, — Lenaus „Schilflottchen", — so genannt, weil ihr die zart melancholischen „Schilflieder" gewidmet sind, die wohl zu den dauerndsten Gaben Lenauscher Liederkunst gezählt werden müssen. Er hat sie gleich im Anfang seines ersten Stuttgarter Aufenthalts auf einem Spaziergang mit Schwabs kennen gelernt. Ausführlich und mit köstlicher Aufrichtigkeit beschreibt er das in einem Briefe an Schwager Schurz vom 8. November 1831:

„Unterwegs begegnete uns ein Mädchen und gesellte sich zu uns. Ein wohlgebildetes Mädchen! dacht' ich bei mir selber, ging aber, meine Pfeife rauchend, fort, ohne mich viel um das Mädchen zu bekümmern. Sie verbarg sich auch so ängstlich unter ihrem Hut und eilte mit Schwabs Sophie immer so voraus, daß ich wenig Muße hatte, sie zu beobachten. Wir kommen nach Hause, sprechen vom Klavierspiel, und mein schüchternes Lottchen muß sich gedrungen zum Klavier setzen. Sie spielt ein sehr schönes Menuett von Kreutzer. Ihre Finger zitterten in jungfräulicher Bangigkeit, und als ich das sah, fühlt' ich bereits, daß meine Seele mit zu zittern begann, denn sie spielte bei aller Beklommenheit mit bezauberndem Ausdruck. Wir gingen auseinander; jener Eindruck verlor sich, und ich war heiter und unbefangen wie zuvor. Nach einigen Tagen ging ich in großer Gesellschaft an einem sehr schönen Nachmittag nach Gaißburg, einem benachbarten Dorf, wo ein hübscher Garten die lieben Stuttgarter oft zu versammeln pflegt. Hier war es, glaub' ich, wo ich den ersten Eindruck auf sie gemacht. Auf allgemeine Aufforderung las ich meine ‚Waldkapelle' vor. Das gefiel allen, besonders aber, glaub' ich, Lotten. Wir trennten uns wieder, ohne daß ich mich nur ein Haar breit genähert hätte. Nach einigen Tagen war musikalische Unterhaltung, und hier sang sie die ‚Adelaide' von Beethoven ganz göttlich. Meine Bewegung zu verbergen, stellt' ich mich hinter einen eisernen Ofen und drückte und biß das harte Eisen, und benetzte es mit meinen Thränen. Jetzt kommt es Schlag auf Schlag. Wir setzen uns im Kreis zum Thee, und ich sehe Lottchen mit Schwab flüstern, nähere mich und höre, daß sie sich erkundigt, ob nicht

Digitized by Google

bald wieder ein Gedicht von mir im ‚Morgenblatt' erscheinen werde, und Schwab entdeckt mir heimlich, daß Lotte sich dieses Gedicht (die ‚Waldkapelle') abgeschrieben habe. Bruder, sage selbst, ob das alles nicht zum Teufelholen ist?"

Und als bei einem späteren gemeinschaftlichen Spaziergang Frau Schwab dem Dichter verrät, wie Lottchen eine Freundin gebeten, „den Herrn Niembsch schnell und heimlich mit ein paar Zügen auf eine Schiefertafel zu zeichnen," da bekommt er schlaflose Nächte und will vor schmerzlicher Glückseligkeit „des Teufels werden." Denn er will und muß ja entsagen, er fühlt „so wenig Glück in sich, daß er anderen keins abgeben kann," seine Lage ist „zu beschränkt und ungewiß," er hält sich überhaupt nicht geeignet zur Ehe: „Eine gewisse Freudigkeit des Herzens gehört dazu, um zu heiraten. Mein Innerstes ist durch die Geschichte, die du wohl kennst, tief verletzt, und scheint mir darin eine Sehne zerrissen zu sein, die wohl nimmermehr ganz wird" — schreibt er an seinen Jugendfreund Klemm. Die „Geschichte" lag zwar ein halbes Dutzend Jahre zurück, spukte aber noch lange nach in Lenaus schwerblütigem Herzen. Es war die Heldin dieser „Geschichte" eine schöne Bertha, Haushälterintochter, mit der er als junger Student ein etwas bedenkliches Verhältnis gehabt. Das nahm ein Ende, als die schöne skrupellose Bertha sich einem reichen griechischen Handelsmann „anschloß", der auf den Altar der Liebe mehr Gold niederzulegen vermochte als der Dichter. Zweifellos hat das alles nachhaltiger und tiefer auf Lenau gewirkt, als seine eisenbeißerische Zärtlichkeit für Lottchen. Denn nachdem er sich einmal dafür entschieden, sie zwar ewig zu lieben, aber nicht zum Weibe zu begehren, und nachdem er dieser Stimmung außer seinen „Schilfliedern" noch eine Reihe düstererer Gedichte gewidmet hat, hört man nichts weiter von der jungen Dame, und mehrere Jahre später ist sie an einen tüchtigen Arzt in Göppingen verheiratet.

Überhaupt ist er seit jener trüben Liebeserfahrung seiner Jugend in Liebesangelegenheiten immer sehr vorsichtig gewesen, merkwürdig überlegend und verständig. Als er seine zweite Anwandlung bekam, heiraten zu wollen, und zwar die berühmte Beethovensängerin Karoline Unger, die es garnicht schnell genug erlangen konnte, „Karoline von Strehlenau, geborne Unger" zu werden, — begreiflicherweise, da sie schon die Vierzig überschritten — da erklärte er ihr, „daß es, solange sie der Öffentlichkeit angehöre, und solange er seine eignen Vermögensangelegenheiten nicht völlig geordnet habe, so daß er einen gesicherten und nicht verächtlichen Beitrag zum Haushalt bringen könnte, an eine Verbindung nur als künftig denken könne." „Meinen Willen durchaus ehrend," berichtet er an Sophie Löwenthal am 22. August 1839, „nahm Karoline meine Erklärung mit schöner weiblicher Fügsamkeit entgegen. Es sind von ihrer Seite Verbindlichkeiten für neunzehn Monate eingegangen worden, deren Nichteinhaltung mit großen Opfern vertragsmäßiger Konventionalstrafen verbunden sein würde, wogegen die Erfüllung derselben eine Vermögensvermehrung von fünfzigtausend Gulden zurücklegen läßt. Daß ich ein solches Opfer, obwohl sie es mir mit Freuden zu bringen bereit wäre, nicht annehme, versteht sich von selbst."

Auch diese resultatlose Neigung ließ keinen Stachel im Herzen unseres Dichters zurück. Ebensowenig, wie in dem Karolinens. Sie gaben sich freundschaftlichst ihre Briefe zurück, sicherten einander die Fortdauer der Freundschaft zu, speisten und spazierten noch einmal zusammen, wobei die Theaterdame ihren Namen in einen Baumstamm ritzte und darunter: „geboren den 24. Juni 1839 (der Tag, an dem sie Lenau zum erstenmale sah) und gestorben den 14. Juli 1840 (der Tag des Voneinandergehens). Karoline heiratete noch im selben Jahre den Franzosen Sabatier, und Lenau schrieb: „Jetzt ist der dumme Streich mausetot geschlagen, und mir ist unbeschreiblich wohl zu Mute darüber." Beim Verbrennen seiner Briefe an sie rief er laut: „O du Esel du!"

Und das dritte Mal, als er sich mit Heiratsgedanken trug, als er selbst, ein bereits alternder Junggeselle, mit überstürzter Hast Hals über Kopf sich in die Ehe mit der Frankfurter Bürgermeisterstochter Marie Behrends stürzen will, da weiß er wieder ganz verständig zu erwägen: „Sie haben vollkommen recht, daß ich in Nahrungssorgen mich nicht stürzen dürfe, möge die Welt dazu sagen, was

Digitized by Google

sie wolle. Schon der Vorgeschmack der praktischen Umtriebe und Sorgen hat mich so innerlich verletzt und gedrückt, daß mir vor einer ungesicherten Zukunft wahrhaft schaudert. Außer der Verzinsung meines Kapitals (durch die Verlagsbuchhandlung) werde ich noch auf einer Vermehrung der Mitgift Mariens bestehen." Seine künftige Existenzmöglichkeit als Gatte und Familienvater machte ihm die ernstlichsten Sorgen, tagelang konnte er sitzen und sein künftiges Ehebudget berechnen; und selbst wenn darüber auch nicht das große entsetzliche Unglück auf ihn hereingebrochen wäre, das ihn „sterben ließ, bevor er starb", es wäre aus diesem Heiratsprojekt gewiß wieder nichts geworden. Hatte er es doch bereits ausgesprochen: „In meiner jetzigen Lage kann ich an ein Heiraten kaum denken. Beinahe bin ich entschlossen, es fehlt nur noch sehr wenig, entschieden zurückzutreten. Wenn ich mir vorstelle, daß ich jetzt bald nach Frankfurt gehen soll, um dort von neuem über tausend notwendige Widerwärtigkeiten, die wie ein Gebirge von Glasscherben vor mir liegen, hinüberzuklettern, so schaudert mir." Während er rettungslos dem geistigen Tod verfiel, rettete ihm das Schicksal seine „höchst poetische" Lebensgestaltung, die er durch seine mißglückten Versuche, sich recht biedermännisch zu verheiraten, mehrfach so arg bedroht hatte.

Von einer überzärtlichen Mutter aufgezogen, die sich keine vier Wochen von ihrem „Niki" zu trennen vermochte und stets mit der ganzen Familie den Wohnsitz wechselte, sobald der Bildungsgang ihres Knaben eine Umsiedelung notwendig machte, hatte er sich von früh auf daran gewöhnt, seinen Neigungen zu leben und nach den praktischen Daseinsbedingungen wenig zu fragen. Seine Studien betrieb er als Liebhaber, einzig in dem Bestreben, sich zu bilden. Medizin, Juristerei, Philosophie, Landwirtschaft, wieder Jus und noch einmal Heilkunde trieb er nacheinander, und als er endlich sich herbeiließ, zwei Prüfungen zu bestehen, starb seine Großmutter, ihm ein kleines Vermögen hinterlassend, und — die dritte Prüfung hat er nie gemacht; er begann fortan sein „höchst poetisches Leben", seine Dichterfahrt zu Schwab und Kerner, der viele andere folgten, so daß sein ganzes späteres Leben sich als ein Hin- und Herreisen zwischen Stuttgart und Wien und ein Umherreisen in den österreichischen Alpen gestaltete. Er hat vielleicht ein Drittel dieses Jahrzehnts, das sein „poetisches Leben" umfaßt, im Postwagen zugebracht. Und hier und dort, in Stuttgart und in Wien, hat er seine Freunde und namentlich je eine Freundin sitzen, der er, wenn er gerade bei der anderen ist, herzenswarme Briefe schreibt, voll Sehnsucht nach dem eben verlassenen Freundeskreis. In Wien ist es Sophie Loewenthal, die Schwester seines Schulfreundes Kleyle, an die er die innigsten, teilnahmvollsten Briefe schreibt; nennt er sie doch seine Muse und betrachtet sie als sein ästhetisches Gewissen, dem er jede seiner künstlerischen Regungen und schließlich auch alle seine menschlichen zur Begutachtung vorlegt. In Stuttgart ist es die Hofrätin Emilie von Reinbeck, seine „mütterliche" Freundin, mit der er verabredetermaßen alle vierzehn Tage einen Brief wechselt. Ist Lenau auch nicht immer pünktlich, was bei seinem vielen Umherreisen auch nicht zu erwarten war, so entschuldigt er doch aufs eifrigste jedesmal sein Nichtinnehalten der getroffenen Verabredung.

Die Briefe Lenaus an Frau von Reinbeck und die ihnen meist kurz angeschlossenen Briefe an den Gatten Georg von Reinbeck liegen jetzt in einer vollständigen chronologisch geordneten Sammlung vor, von Anton Schlossar bei Bong & Co. in Stuttgart herausgegeben. Sie zeigen den Dichter von einer so liebenswürdigen, freundlich mitteilsamen Seite, daß man nur selten, etwa durch die kurze Erwähnung eines eben erst überwundenen Anfalls von Hypochondrie, daran gemahnt wird, daß es der trübe Sänger der Schwermut, des herben Verzichtens, des hoffnungslosen Herbstgefühls ist, der diese Briefe schreibt, der Mann, um dessen „wunde Brust geschlagen der Mantel der Melancholie" düster flattert.

Mit feingedrechselten Wendungen leitet er seine Briefe ein. „Jeden Tag nach unserer letzten Trennung wollt' ich Ihnen schreiben; allein immer war mir meine Stimmung nicht gut genug. Es giebt einen Pietismus der Freundschaft, dem ich, Ihnen gegenüber, nun einmal verfallen bin. Die Ängstlichkeit, mit der ich zum Schreiben an Sie gehe, ist ebenso groß, wie jene, mit der ich als Knabe zum heiligen

Digitized by Google

Abendmahl ging. Gott ist zu groß für die Eifersucht, darum wird er mir nicht zürnen über die Auswanderung meiner andächtigen Empfindungen aus seinen Tempeln in das Herz meiner Freundin." Er erzählt seine Reiseerlebnisse, — er ist ja immer auf Reisen — er bemüht sich sichtbar, daß ihm etwas Geistvolles einfalle. Einen seinen Wagen verfolgenden wunderschönen Schmetterling empfindet er als einen ihn „begleitenden Gedanken seiner Emilie, der die schöne Hülle angenommen hat." Er hört Musik, ein Quintett von Blasinstrumenten: „die fünf Instrumentalstimmen klangen wunderbar zusammen, wie fünf harmonische, liebende, in wechselseitiger Umschlingung hinscheidende Seelen, so, daß ich gar nicht erstaunt sein würde, hätt' ich im Gartenzimmer nach Beendigung des Stückes auf den Stühlen der Musiker fünf Leichen sitzen sehen. Die Blumen verstummten, d. h. es schwieg ihre einzige Sprache, sie hielten ihren Duft an sich. Ich drückte mein Gesicht in den Strauch, und wäre gerne gestorben. Die Musik verstummte, die Blumen blühten fort, mir aber that es fast weh, daß sie mit dem letzten Ton nicht abgefallen waren, wie mir's weh that, daß mein Herz manches Lebewohl gehört hat und doch so gesund fortschlägt, als wäre nichts geschehen." Er fährt den Rhein stromab: „Die Rheingegenden sind wirklich allerliebst. Stille, bescheidene Schönheit ist ihr Charakter, wie der einer schönen deutschen Seele, wie der Ihrige." Nur findet der reisende Poet und freie Magyar, daß man in Deutschland zu viel arbeitet: „schade, daß die Menschen gar so schrecklich fleißig sind und jedes Fleckchen Erde bändigen." Er reist nach Amerika und: „das letzte Wort, das ich in Europa zurücklasse, ist die Versicherung meiner tiefsten, wärmsten Freundschaft für Sie, diese wird auch das letzte sein, was ich einst auf dieser Erde zurücklasse." Er verspricht sich und seiner Freundin von der Amerikafahrt neue, ungeahnte poetische Eindrücke: „Ich spüre schon den Reichtum von poetischen Ideen, die mir die Natur auf meiner Reise entgegenstreuen wird. Aber noch ist es erst eine dunkle Ahnung. Oft stirbt auch eine ganze Brut davon in meinem Innern ab, ohne daß sie je wieder geweckt wird. Vielleicht geht's mir da auch so. Aber ich hoffe das Beste. Auch nur poetisch gefühlt zu haben, ist etwas für die Unsterblichkeit gethan; denn was in solchen Momenten durch unsere Seele geht, das ist Läuterung für die Ewigkeit, oder vielmehr es ist die Provision auf die Reise ins Himmelreich."

Er fühlt sich um ein gutes reicher, daß er auch das Meer kennen gelernt hat, das Meer ist ihm „zu Herzen gegangen," er findet: „Das sind die zwei Hauptelemente, die mich gebildet haben: dieses Atlantische Meer und die österreichischen Alpen," wenn er sich auch „vorzugsweise einen Zögling der letzteren" nennen möchte. Aber von Amerika ist er entsetzt, es ist ein rauhes Nebelland voll tückischer Lüfte, schleichendem Tod, eine Wüste, auf der ein poetischer Fluch liegt, darin kein mutiger Hund, kein feuriges Pferd, kein leidenschaftlicher Mensch, kein Gemüt und keine Phantasie, nur ausgebrannte Menschen und ausgebrannte Wälder, das wahre Land des Unterganges, der Westen der Menschheit. Er fürchtet, daß alles, was er hier in Amerika niedergeschrieben, „äußerst geistlos ist und langweilig" — „ich kann es hier nicht beurteilen;" — und er bittet daher seine Freundin geziemendst, alles was ihr abgeschmackter scheint, auf das amerikanische Klima zu schieben. Wieder in Europa, kann er ihr mitteilen, daß fast kein Tag vergeht, ohne daß er ein Gedicht schreibt. „Ich habe schon einen ziemlichen Vorrat neuer Lieder. Jeder Brief soll Ihnen eins davon bringen." Und so kann er wieder sein „höchst poetisches Leben" aufnehmen, sein Reisen hin und her, zwischen den beiden Frauen, die ihn abwechselnd anregen, unter die er seine poetischen Sorgen sorgsam gleichmäßig verteilt. Sein Herz ist ja geteilt zwischen den lieben Stuttgartern und den Wienern: „Müßte ich nur nicht immer die einen verlassen, indem ich die anderen wiedersehen will!" klagt er in einem der Briefe an Emilie Reinbeck, am 25. November 1839.

Er wird wohl düsterer mit den Jahren auch in den Briefen an Emilie. Die Erwähnung seiner Hypochondrie wird häufiger, immer häufiger berichtet er auch von „kleinen Störungen seines Wohlseins," er wird, fern von den Stuttgartern, einsamer, er fühlt das Älter-, ja das Altwerden, und wir fühlen es mit ihm aus den Briefen heraus, die er schreibt; sie versuchen es nicht mehr, seine Rokokowendungen zu drechseln, sie geistreicheln nicht

Digitized by Google

mehr, sie vernünfteln höchstens; ja sie witzeln jetzt des öftern, was früher nie geschah. Aber immer bleiben sie herzlich mitteilsam, werden sogar dadurch, daß sie das Geistvollseinwollen aufgeben, um vieles zwangloser, intimer, persönlicher, dokumentarischer. Und am Ende findet man, daß sie das Bild des unglücklichen Dichters, den wir uns als die wandelnde Melancholie vorgestellt haben, unversehens retouchiert haben zu einer zwar mit mancher Eigenheit ausgestatteten, aber doch so eminent liebenswürdigen, nichts weniger als unharmonischen Gestalt. Leise nur streift der pathologische Prozeß, der sich in diesem „Menschen und Dichter" abspielte, die Blätter dieser schönen Briefsammlung; und erst der Anhang, die Aufzeichnungen von Emilie von Reinbeck über Lenaus Erkranken im Jahre 1844, wirft einen düstern Reflex auf manche Stelle in diesen Briefen, die sonst ganz harmlos erschienen wäre. Die Briefe ihrerseits aber werfen ihren Reflex auf die Lieder Lenaus und lassen nun viele von ihnen weniger als Produkt eines dumpfen subjektiven Weltschmerzes erscheinen als vielmehr einer künstlerisch objektivierten elegischen Naturanschauung. Mehr als das keimende Leben des Lenzes sah er ja das milde, heimliche Sterben des Herbstes, das Verstummen und Entfärben; und mehr als die frohe Hoffnung nahe heranjauchzen hörte er die leisen Erinnerungen fern vorbeiweinen. Aber er sah und hörte doch mit dem Herzen eines begnadeten elegischen Künstlers immer noch häufiger, als bloß mit dem verdüsterten Gemüt eines weltflüchtigen Hypochonders. Das zeigen Lenaus Gedichte am besten in der Beleuchtung der Reinbeck-Briefe.

Frieda Lipperheide.

Skizze

von

Antonie Grosse.

Nachdruck verboten.

Wenn Arbeit der köstlichste Inhalt des Lebens ist, so darf man das Leben jener Frau, die in der Nacht des 12. September unerwartet die hellen Augen schloß, als ein köstliches im höchsten Sinne preisen. Noch am Nachmittage desselben Tages hatte ihr prüfender Blick auf dieser und jener Einzelheit laufender Arbeit geruht; das rasche, sichere Urteil hatte Gutes von Minderwertigem gesichtet, und noch wenige Stunden vor der verhängnisvollen galt ihre liebevolle Fürsorge einer hilfsbedürftigen Genossin aus früheren Tagen — so daß in diesem letzten Thun sich gleichsam noch einmal der Inhalt ihres ganzen Lebens konzentrierte, der da hieß: Arbeiten und Wohlthun.

Frieda Lipperheides Name ist auf keinem Programm der Frauenbewegung zu finden; nie hat sie sich theoretisch mit dem heiklen Thema der Gleichstellung der Frau mit dem Manne befaßt, nie sich erhitzt über die Ungerechtigkeit gegen ihr Geschlecht, denn längst ehe diese Fragen akut geworden waren, hatte sie dieselben praktisch gelöst, nicht nur für ihre Person, sondern auch überall da, wo sie beratend und bestimmend auf Frauenschicksale einwirken konnte.

Zum Handeln, Schaffen drängte ihre starke Individualität; die Reflexion und die Kritik kamen bei ihr erst in zweiter Reihe. Es war ein Genuß, diese Frau bei der Arbeit zu beobachten: ihre Fähigkeit, eine Sache zu erfassen, und mochte diese ihr bis dahin ganz fern liegen — ihre Kraft, sich darauf zu konzentrieren, als sei die übrige Welt vollständig versunken, gleichviel ob es sich um eine in ägyptischen Gräbern neu

Digitized by Google

entdeckte Handarbeitstechnik oder um ein modernes Kunstproblem handelte. Und dann, kaum erfaßt, wie beherrschte sie die heterogensten Materien, übersah sie die Einzelheiten, ohne für das Ganze den richtigen Maßstab zu verlieren, gruppierte sie eigene und fremde Beobachtungen und zog daraus die richtigen Schlüsse. Dem männlich scharfen Verstand gesellte sich dabei jene feine weibliche Anpassungsfähigkeit, dem Wissen und Können, das ein erstaunliches Gedächtnis unterstützte, eine so anspruchslose Bescheidenheit, daß sie in den Augen ihrer männlichen Mitarbeiter und „Kollegen," wie Julius Lessing sich selbst bezeichnet hat, in keinem Augenblick als unbequeme Konkurrentin erschien, sondern stets als die liebenswürdige Frau im edelsten Sinne des Wortes.

Frieda Gestefeld war die Tochter eines Rentbeamten in Lüchow bei Hannover. Ihre Mutter entstammte einer alten hannoverschen Adelsfamilie, als deren Erbteil die klassisch schönen Hände der Tochter gelten mochten. Der Trieb zum Lernen, die Lust an der Arbeit zeichneten das temperamentvolle, begabte Mädchen schon unter ihren Altersgefährtinnen aus; sie führten sie aus der Enge der heimischen Verhältnisse in jungen Jahren nach Berlin, zunächst als Gesellschafterin einer vornehmen alten Dame, bis eben jener Selbstbethätigungsdrang sie aus der bequemen Stellung einer Tochter vom Hause in die ernsthafte Thätigkeit der Redaktion des „Bazar" trieb. Und nun hatte das energische Wollen und Streben seine richtige Bahn gefunden, auf der Frieda Gestefeld zunächst dem kongenialen Mann, dem jungen Buchhändler Franz Lipperheide begegnete, als dessen Gattin sie 1865 die Mitbegründerin und technische Leiterin der Modenwelt wurde. „Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten" steht unter dem Titel, und man verbindet mit einem derartigen weiblichen Fachblatt für gewöhnlich nicht den Begriff einer geistig bedeutsamen Erscheinung. Dem in seiner Thätigkeit sich wunderbar ergänzenden Paar aber gelang es, das Modenblatt weit über sein ursprüngliches Niveau hinauszuheben und es zu einem ernsthaften Kulturfaktor zu machen. An die Stelle kritikloser Nachahmung ausländischer Erzeugnisse trat von künstlerischem Geschmack geleitetes Prüfen und Wählen, freies Gestalten des Stoffes, lebendiges Schaffen.

Die Frauen sollten lernen die Mode beherrschen, statt sich von ihr beherrschen zu lassen; sie sollten dem berechtigten, uralten Gesetz des Wechsels sich nicht einerseits engherzig verschließen, andererseits ihm keine thörichte Wichtigkeit beimessen; sie durften Anmut und Schönheit schätzen und pflegen, aber nicht auf Kosten des Lebensernstes. Und so hat die „Modenwelt" versucht, auf ihre Weise beizutragen zur Erziehung der Frau, die jene längst nicht genügend erkannte und betonte Vorbedingung ist für die Ersprießlichkeit aller weitergehenden Bestrebungen.

Praktisch trat Frieda Lipperheide für ihr Geschlecht vor allem dadurch ein, daß sie ihm eine Thätigkeit erschloß, die bis dahin nur von Männern geübt worden war, — das Zeichnen der Mode- und Handarbeits-Darstellungen. Allmählich wurden sämtliche Plätze in den Ateliers der Modenwelt von Damen eingenommen, — die stereotypen Modepuppen mit ihren von mangelhaftem Können zeugenden Verzeichnungen verschwanden, und an ihrer Stelle erschienen künstlerisch durchgeführte Illustrationen.

Der Erfolg der „Modenwelt" war denn auch ein beispielloser; 1876 trat ihr die Ausgabe mit Unterhaltungsblatt als „Illustrierte Frauen-Zeitung" an die Seite; — die Aufgaben wurden immer größere, die Ziele höhere, besonders nachdem es Frieda Lipperheide auch auf dem Gebiet der Handarbeiten nicht mehr in den ausgetretenen Geleisen litt. In der Mitte der siebziger Jahre hatte die kunstgewerbliche Bewegung eingesetzt, und die Anregungen, die das Ehepaar zunächst von der Münchener Ausstellung 1876 empfing, dann von wiederholtem längeren Aufenthalt in Italien in den Jahren 1877—79 wurden von höchster Bedeutung für das Programm der Zeitung. Gelegentlich wurden bei römischen Antiquaren alte Stickereien entdeckt, und wie die bedeutende Frau stets über das Äußerliche, Zufällige hinweg in den Geist der Dinge einzudringen suchte, so erfaßte sie rasch den vorbildlichen Wert dieser in Vergessenheit geratenen Schätze weiblicher Kunstfertigkeit. Es beginnt nun die zielbewußte, emsige Arbeit, die sie von Museum zu Museum, in die Sakristeien der Kirchen, zu den Altertumssammlern der verschiedensten Länder führte, die sie in Truhen und Kasten der

Digitized by Google

Landbevölkerung den Erzeugnissen früheren Hausfleißes nachspüren läßt, um das Beste aller Zeiten zu neuem Leben zu erwecken. Dabei entstand, mit der verständnisvollen Unterstützung des Gatten, eine Sammlung von Stickereien und anderen Handarbeiten, die von der ersten Entwicklung an sämtliche Techniken und sämtliche Stile des weiten Gebietes umfaßt, so daß sie heute noch in erster Reihe steht, nachdem auch die Kunst-

Frieda Lipperheide.

gewerbemuseen die Handarbeit als wichtiges Kulturprodukt erfaßt und ihr einen weiten Platz eingeräumt haben.

Zu einem Ereignis wurde vor allem die Wiederbelebung der altdeutschen und altitalienischen Leinenstickerei, deren edle Muster in kurzem siegreich aus dem Kampfe mit perlengestickten Hunden und anderen Geschmacklosigkeiten hervorgingen, nachdem durch neue, von Frieda Lipperheide selbst erfundene Typen ihre Wiedergabe erleichtert worden war. Ganz von selbst erwuchs dann die Forderung, das in den einzelnen Nummern und Extrablättern verstreute köstliche Material zu sammeln. Julius Lessing stellte das Material des Berliner Kunstgewerbe-Museums und seine Wissen-

Digitized by Google

schaft in den Dienst der Sache, und so entstanden die klassischen Musterbücher, die bald zum Gemeingut der Nation wurden. Ihnen reihte sich mit den Jahren eine ganze Bibliothek von Lehr- und Musterbüchern an, die nicht nur die verschiedenen Handarbeitstechniken behandelten, sondern auch die praktischen Gebiete der Schneiderei mustergiltig bearbeiteten und dann den kunstgewerblichen Arbeiten in umfassendster Weise gerecht wurden. Als die Krone dieser vielseitigen, immer auf gediegenster Basis aufgebauten Werke erscheint die dekorative Kunststickerei, deren letzte Lieferung als die letzte abgeschlossene Arbeit Frieda Lipperheides eben jetzt zur Ausgabe gelangt.

Mit 56 Jahren war dieses reiche Tagewerk vollendet; es hätte gereicht, um zwei lange Leben auszufüllen, denn keine Stunde war der Unermüdlichen in Müßigkeit unbenützt entschlüpft. Sie hatte neben ihrer Thätigkeit in der Redaktion und am Schreibtisch zu allem Zeit: zur persönlichen Leitung eines großen Haushalts, zur Geselligkeit im vornehmsten Stil, zu einer ausgebreiteten Privatkorrespondenz, zum Besuche von Vorlesungen, Kunstsalons, zu ernster Lektüre, zu Sprachstudien, zur Sorge für nahe und entfernte Verwandte, zur Freundschaft und nicht zuletzt zu reger Anteilnahme an den Interessen ihres Gatten. Keine Bitte um Rat und Hilfe blieb unberücksichtigt; die warmherzige Frau fand immer einen Ausweg und — sie that nichts halb, wie sie auch keine ihrer vielseitigen Interessen in der oberflächlich spielenden Weise vieler Frauen pflegte. Was immer sie erfaßte, stets war sie voll und ganz bei der Sache; die Pflichten, die sie sich selbst geschaffen, erfüllte sie mit strengster Gewissenhaftigkeit; nie begnügte sie sich mit bequem Erreichbarem, sondern suchte und strebte rastlos nach dem Besseren, Vollkommenen. Und so beweglich war dieser reiche Geist, daß Frau Frieda nach einem langen Tage angestrengter Arbeit als die Frischeste und Liebenswürdigste in Freundeskreisen erschien, bereit sich für alles zu interessieren, was andere interessierte, mit einer Intensität, die im Verein mit einer seltenen Sprachgewandtheit ihrer Unterhaltung den besonderen Reiz gab. Dann leuchteten die hellen Augen, die Farben des zarten Teints belebten sich und bildeten einen wunderbaren Kontrast zu dem silberweißen, schlicht gescheitelten Haar.

Wenn wir den Lebensweg Frieda Lipperheides überblicken, der in so geraden, einfachen Linien sich bewegte, aber so unvergängliche, tief und fest gezogene Spuren hinterlassen hat, wenn wir Ursachen und Wirkung nachspüren und das dem flüchtigen Ermessen persönlich Dünkende auf sein Verhältnis zum Allgemeinen zurückführen, so kommt uns erst allmählich die volle Bedeutung dieser Ausnahme-Erscheinung zum Bewußtsein.

Aus dem jungen Mädchen, das mutig sich auf eigene Füße gestellt, war die reiche Frau geworden, aus Frieda Lipperheide die Freifrau; das alles aber hatte nichts an der persönlichen Anspruchslosigkeit der starken Natur geändert. Die Freude am Schönen und die Freude am Freudemachen, das war der Luxus, den sie sich gestattete, und ziehen wir noch einmal die Summe dieses Lebens, so war es ein köstliches, reich an äußeren Erfolgen, reich an innerem Segen.

Digitized by Google

Die Ehe im vierten Stande.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten. (Fortsetzung von Seite 50 und Schluß.)

Ehen wie die zuletzt geschilderten zeichnen sich meist durch ihren Kinderreichtum aus, durchschnittlich mehr noch als die Ehen der „guten Trinker". In letzteren führt die Frau das Regiment, oft mit Ohrfeigen und derben Prügeln; wir können also den tröstlichen Schluß ziehen, daß die Frau nur, wenn sie der rohen Kraft unterliegt, dem sinnlos betrunkenen Manne zu Willen ist. Um so unleidlicher ist der Gedanke, daß so viele menschliche Geschöpfe Kinder des Alkoholismus sind. Sie tragen das Wahrzeichen ihrer unglückseligen Abstammung an ihren verkümmerten Leibern und ihren noch trauriger verkümmerten Seelen. In der That stammt die Hälfte der Zöglinge in den Anstalten für schwachsinnige Kinder, für Epileptische, ja selbst für Taubstumme aus Trinkerfamilien. Eine Nachforschung unter den Strafgefangenen würde sicherlich ein ähnliches Ergebnis haben. Aber auch diejenigen Kinder, die, in einem glücklicheren Augenblick gezeugt, erst nach ihrer Geburt unter der Gebundenheit des Vaters zu leiden haben, werden sittlich und körperlich schwer geschädigt. Das ist ein großes, weites Trauerfeld voll zertrümmerter Kräfte, versengter Frische, niedergetretener, lichtbedürftiger Garben.

Freilich arbeiten sich unter den Kindern sehr tüchtiger Mütter etliche durch alle Hindernisse zu sittlich gefesteten Menschen hindurch. Ihnen haftet gewöhnlich eine große Weichheit und Schmerzempfänglichkeit an, die sich selbst bei starken Männern oft durch lautes Schluchzen äußert. Da giebt es Söhne, die durch Jahre der Selbständigkeit hindurch das Haus nicht verlassen, um die Mutter zu schützen und den Vater zu bändigen, solche, die selbst nach ihrer Verheiratung allabendlich zu gleichem Zweck bei den Eltern vorsprechen, Töchter, die allen Erwerb der Mutter ausliefern, die gute Stellungen ausschlagen, weil der persönliche Verkehr mit der Mutter durch sie beschränkt werden würde, die dem Vater furchtlos den Standpunkt klar machen und —

Ja, nun kommt der tieftraurige Schatten, der auch über diese Gestalten sich breitet. Sie alle haben wohl einmal — zweimal — dreimal den Vater geschlagen und sich dann niedergesetzt und bitterlich geweint. Sie lieben ihn nicht, sie ehren ihn nicht, aber sie fühlen, im Allerheiligsten ihres Menschentums stürzt eine Gottheit nieder, die ewig walten müßte. Sie besitzen nicht die Kaltblütigkeit jener englischen Bauerntochter, von der Mrs. Ward in Robert Elsmere erzählt. Die schlug ihren alten, kranken Vater mit dem Holzschuh auf den Kopf, daß das Blut aus der klaffenden Wunde strömte, weil er eben wieder die Mutter mit seiner Krücke zu Boden geschlagen hatte, spannte dann in aller Gelassenheit das Wägelchen an und holte den Arzt für beide Eltern.

Aber diese Kinder mit den schweren Herzen und den Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen, berühren sympathischer als eine Spöttergattung, die sich auch zur Nüchternheit und Rechtschaffenheit hindurchringt, ohne eine einzige tiefere Gefühlsregung mit hinüber zu retten. Ihr Gemüt ist verschrumpft, gestorben. Aus dem Munde elf- und zwölfjähriger, sehr tüchtiger Kinder stammen folgende Aussprüche: „Mein Vater, das besoff'ne Vieh, läßt sich all' wieder blicken." — „Ja, so was (der Vater) krepiert nich!" — „Und der olle Lump spielt sich noch uff!"

Die Nemesis waltet auch hier, kein Verhältnis entgeht ihr. Überlebtes, Unsittlichkeiten, die zur Sitte geworden sind, Gesetze, Anschauungen, die nicht wie eine ewige Krankheit, sondern als eine ewige Krankheit sich forterben, sie bröckelt sie ab

Digitized by Google

oder schlägt sie nieder. Das Haupt der Familie wird hier zum „notwendigen Übel.“ Ohne den Mann für das Weib keine Ehe, ohne ihn keine Kinder, für beide ist er notwendig, an sich gilt er ihnen als Übel.

Hieran läßt sich die Betrachtung einiger Ausnahmeehen knüpfen, in denen etwas von einem derben Humor waltet. Es giebt derbe Frauen von thatkräftiger Ehrlichkeit. Das Notwendige begehren auch sie als ihr gutes Recht, das Übel stoßen sie ab. An physischer Kraft ihrem Manne gleich, moralisch ihm überlegen, jagen sie ihn fort, sobald er als wüster Trinker unverbesserlich scheint. Sie probieren es mit einem zweiten, einem dritten, einem vierten, und manche erreicht die aus dem Buche Tobias bekannte biblische Zahl oder geht darüber hinaus.

Auch die Versorgungsehen haben ihr Pfefferkorn grimmen Humors. Hier ist's fast nur der Mann, der die Versorgung sucht. Etliche Männer heiraten „in eine Wirtschaft“, d. h. sie erheben eine Witwe, die ein einträgliches Geschäft nach ihres Mannes Tode mit gutem Erfolge weiterführt, zu ihrer Gattin — hierzu liefern junge, aber fahrmüde Seeleute einen großen Prozentsatz — oder sie nehmen alte Mädchen und langjährige Witwen, die als „Einlogierer“ ihre Sparkassenbücher über ein paar hundert Mark stark gefährdet fühlen, in ihren sichern Schutz. Oft ist das Objekt, das den Mann in die „Versorgungsehe“ treibt, ein lächerlich geringes; manch einer heiratet in die guten Kleider eines jüngst Verstorbenen hinein, sie passen ihm so gut, er hat sie so oft in ihren einzelnen Teilen vor seinen begehrlichen Augen herumtanzen sehen, daß ihm der Gedanke unerträglich war, ein anderer könnte eines Tages in ihnen umherstolzieren. Diese versorgungshungrigen Männer sind jung, genußsüchtig, gewöhnlich arbeitsscheu, und ihre Auserwählten könnten in vielen Fällen ihre Mütter sein. Wie diese Ehen verlaufen, ist durch ein Beispiel schnell skizziert. Ein 26jähriger Seemann schenkte seiner 47jährigen Braut ein meergrünes Seidenkleid zur Hochzeit. Er wollte „ihr umtaufen, daß der Krämergeist mit einem Schlag ausfahren thät und sie merken sollt, daß zwischen einem jungen, weitgereisten Seemann und einem ollen, grämlichen Tütchendreher grad so ein Unterschied sei, als wie zwischen einer Heringstonne und dem salzigen Meer“. Es wurde flott auf der Hochzeit getanzt. Nach zwei Jahren ließ die „junge Frau“ sich ihr meergrünes Kleid schwarz färben und rauschte damit zur Kirche, damit alle Welt sehen sollt, daß eine ehrbare Frau oft mehr Ursach' hätt', um den lebenden Mann zu trauern, als um den Toten. Es gab „alle Tage Jahrmarkt im Städtchen“ und nach vier Jahren hatte die ganze Herrlichkeit ein Ende. Er „pfiff sich ein Liedel“ und ging wieder zur See, sie hatte „keine Wirtschaft“ mehr, ihre Sachen waren im Pfandhaus.

Die Unnatur dieser Ehen bedingt eine solche Entwicklung. Sie sind aus der anfangs aufgestellten Berechnung ausgeschieden, sie brächten eine zu einseitige Verschiebung nach abwärts, man könnte ebenso gut die durch Unglücksfälle verursachte Sterblichkeitsziffer eines hochgelegenen Alpenorts zum Gradmesser seiner Gesundheitszuträglichkeit machen. Diese Ehen aber ziehen unbarmherzig die Hülle von dem großen Schuldanteil der Frauen; es ist die ungeheure Leichtfertigkeit, mit der sie „Trinkerehen“ eingehen. Darin gleichen sie den Motten, die dem Lichte zuflattern trotz der verstümmelten Opfer rings um dasselbe her. Sie sind unempfänglich für Beispiele, sie schlagen jede Warnung in den Wind. Der Mutter trauriges Los hatte seine feste Form, als sie zu denken begannen; das war ein Fertiges, das so sein mußte und nicht anders sein konnte. Sie stehen vor dem Werdenden und „werden es schon machen.“ „Ich?“ Ein überlegenes Kopfschütteln. „Er?“ Ein überlegenes Kopfschütteln. Dieses Ich und Er sind einzig in ihrer Art, daß ihr's nur wißt! Es muß eben bei der ersten Gelegenheit geheiratet werden.

So unsäglich düster gestalten sich die Ehen der „guten Trinker“ nicht. Aber es bleibt noch Elend genug. Wirtschaftlicher Niedergang, Krankheit, Überlastung der Frau schaffen beständige Notlagen. Die Kinder werden vernachlässigt oder ausgebeutet und allzu häufig Zeugen weitgehender Zärtlichkeiten. Ihre Sinnlichkeit erwacht zu früh, findet reiche Nahrung und sucht immer noch mehr. Kleine Züge sind oft sehr beredt. So neigen diese Kinder fast sämtlich zum Horchen; Auge und Ohr lieben das Schlüsselloch.

Digitized by Google

Der Alkoholismus findet in seiner ehezerrüttenden Macht einen starken Mithelfer in dem „Vorleben" beider Geschlechter des Proletariats.

Der Mann des vierten Standes hat auch seine Herrenmoral. Er will Genuß vor der Ehe und ein reines Weib in der Ehe. Die Frauen aber des vierten Standes fühlen sich durch Herkommen und Sitte zu einem Vorleben just so berechtigt wie die Männer des ersten Standes, wie die Männer aller Stände. O, wie sie es genießen, wie sie sich als Elfjährige, als Zwölfjährige darauf freuen! Es bringt schöne Kleider und Geld, befreit von der Arbeit, schafft beneidenswerte Genüsse, Theater und Ausfahrten und köstliche heimliche Spaziergänge. Es liegt wie ein süßer Rausch zwischen zwei harten Jochen, zwischen dem entbehrungsreichen, geplagten Kinderleben und der nicht minder entbehrungsreichen, sorgenvollen Ehe oder gar nicht mehr so halber Berufsarbeit, die ernst genommen werden muß und bei der man bequem verhungern kann. Frauen, deren Ehrbarkeit außer allem Zweifel scheint, gönnen ihren Töchtern nicht nur dieses Vorleben, sie suchen es herbeizuführen. „Mein Gott, sie will doch auch ihre Jugend genießen, man ist ja nur einmal jung!" lautet ihre Erklärung. So schlürft denn das Proletariermädchen ohne jedes sittliche Bedenken aus dem mehr oder minder wertvollen Becher des Lebensgenusses.

Bei den Spartanern war das Stehlen erlaubt, man durfte nur nicht dabei ertappt werden. An diesem hochsittlichen Vorbild hat sich ohne Zweifel unsere Doppelmoral emporgebildet. Du darfst unkeusch und unzüchtig leben, es darf nur nicht herauskommen. Nun kommt's bei dem Manne auch nicht heraus, der Frau aber stellt die Natur ein Zeugnis aus. Das Proletariermädchen fühlt seine Stunde gekommen, es giebt einem Kinde das Leben. Jetzt verdunkelt sich plötzlich der blaue Himmel des Genußlebens. Zeus' goldener Regen versiegt, er selbst, des sterblichen Weibes überdrüssig, zieht sich auf den Olymp zurück und hält nach neuen Abenteuern Umschau. Für die junge Mutter beginnt ein harter Kampf. Manche prozessiert ihr bißchen Liebe und ihr Ehrgefühl ganz fort, mancher kommt die richtige Erkenntnis, manche wächst an der Mutterliebe, die alles überwuchert, manche steht genau, wo sie stand, sie läßt sich von den Verhältnissen treiben, sie sagt stets ja, nie nein. Das Kind wird Hütekind, Haltekind, ein bedauernswertes, rechtloses Geschöpf. Die Mutter geht zur Arbeit, sie hat Mühe sich und ihr Kind durchzubringen. Endlich findet sie einen Mann.

Wohl ihr, wenn das Kind schon tot ist; sie deckt ihr Vorleben mit Schweigen zu wie der Mann das seinige. Aber viele Kinder bleiben am Leben, und viele Mütter lieben ihre Kinder. Sie wünschen es zu sich zu nehmen. Der Bräutigam willigt ein. Als Ehemann kommt es ihm plötzlich bei irgend einem Anlaß zum Bewußtsein, daß der Mann „über so etwas nicht hinwegkommt." Er ist Idealist. Die Welt soll so sein, wie er sie haben will. Er, der Mann, jeder Mann, soll sein Vorleben haben und sein reines Eheweib dazu, jeder Mann, wohlverstanden, auch der Proletarier. Er rächt die ihm widerfahrene Ungerechtigkeit an Mutter und Kind. Sie müssen bitter büßen. In seiner Wut, seiner Härte, seiner Roheit gleicht er dem Trinker, wenn er nicht so wie so ein Trinker ist. Er überlegt garnicht, daß sechs Häuser weiter ein Weib bei dem kleinsten Anlaß geschlagen wird, weil es ein Kind mit in die Ehe gebracht hat, das seine Züge trägt und mit seiner Stimme redet, und daß des andern Mannes Kind samt seiner Mutter von einem Dritten geprügelt und gemißhandelt wird.

Noch manche andere Frucht bringt die Doppelmoral, die bei den Proletariern wohl oder übel ihre Gabelung aufgeben muß, der Ehe des vierten Standes. Da ist zuerst das maßlose Mißtrauen, mit dem Mann und Frau einander betrachten. Es bricht bei jeder Gelegenheit hervor in einer Form, von der ein Draußenstehender sich schwer eine Vorstellung machen kann. Bei dem kleinsten Zwist beginnt einer mit den widerwärtigsten Anschuldigungen, die der andere noch übertrumpft. Wäre es Eifersucht! Sie kann ihre Größe haben, etwas Edelmetall birgt sich meist in ihrer unreinen Mischung. Aber es ist nichts als das kläglichste Nichtloskommen von den schmutzigen Eindrücken des Selbstdurchkosteten, das zu genaue Vertrautsein mit dem Gemeinsten, das der Mensch in das Menschenleben hineinträgt.

Digitized by Google

Schlimmer noch sind die Krankheiten, die das Vorleben der Ehe übermacht. Von den Geschlechtskrankheiten der Männer und Frauen soll hier nicht die Rede sein, so furchtbar sie auch die Nachkommenschaft beeinflussen; sie werden verheimlicht und entziehen sich der Berechnung. Aber Frauenleiden aller Art sind unter den Frauen des vierten Standes in ungewöhnlichem Maße verbreitet. Die meisten Frauen haben bei der Geburt des ersten Kindes dauernden Schaden davongetragen. Da kam die zehrende Angst, der jähe Wechsel der Lebensführung durch den Verlust des „Geliebten", der Wunsch des Verheimlichens, kurz und gut, äußere und innere Drangsal jeglicher Art. Es fehlte an Schonung und Pflege vorher und nachher, es fehlte an Ruhe, an Geduld, an Vorsicht. Die später eingegangene Ehe ist auch nicht pflegsam. Weder der Mann noch die Frau hat gelernt, der Vernunft auch nur das kleinste Opfer zu bringen. Sie verschließen sich jeder Einsicht, der Augenblick herrscht über sie. Die Frau kann sich selten nur schonen, wenn sie in gesegneten Umständen ist, und sie ist es oft. Die vorliegenden Notizen weisen 48¾ Prozent kranker Frauen auf, deren Leiden ausschließlich auf die erwähnten Umstände zurückzuführen sind. Es ist eine ungeheure Zahl, eine ernste Anklage gegen unsere Zustände. Hierzu kommen 37 Prozent kranker Männer, da ist es leicht, einen Schluß auf den Nachwuchs zu ziehen. Die Krankheit der Frau aber wirkt ungünstiger auf die Ehe ein, als die Krankheit des Mannes. Des Mannes Geduld ist schnell erschöpft. Er verzichtet auf nichts, so lange die Frau sich aufrecht zu halten vermag; sie bleibt das Lasttier und das Genußmittel, bis sie zusammenbricht und dann — der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen. Manche seit Monaten bettlägerige Frau weiß genau, wer sie ersetzen wird und jetzt schon ersetzt. Es kommt vor, daß die eigenen Kinder es ihr verraten. Der Mann, der sie zu hüten hat, nimmt sie abends mit zu seiner „Geliebten".

So werden durch die Doppelmoral alle menschlichen Beziehungen des vierten Standes entweiht, entsittlicht, entwertet, sie schafft eine größere Kluft als der Unterschied des Besitzes. Sein bißchen Glück, sein bißchen Freude taucht unter in dem wilden Hafer, der zwar gesäet werden muß, aber die wohlgepflegten Ährenfelder der oberen Stände nicht berühren darf.

Ist der Mann kein Trinker und gehört er nicht zu jenen unüberwindlich rohen Gesellen, aus denen sich die Raufbolde, die Messerhelden, die Tierquäler rekrutieren, dann ist die Frau ausschlaggebend für Ton und Färbung der Ehe. Da zeigt sich denn ihre fehlergleiche Schwäche. Die meisten Mädchen wollen nicht mehr dienen, ihrer Freiheit, dem Vorleben zu Liebe. Sie gehen in eine Fabrik, lernen schneidern, Putz machen u. s. w., alles nur halb, weil die Mittel nicht weit reichen und der Arbeitsernst fehlt, stehen in kleinen Geschäften hinter dem Ladentisch und haben ihre Abende für sich, diese verheißungsvollen Abende, die sie geputzt in die Hauptstraße und auf die besuchtesten Spaziergänge führen. Nun haben sie ausgetändelt, der Ernst des Lebens tritt an sie heran. Die Ehe bringt Pflichten, denen sie nicht genügen können. Sie teilen dieses Los mit ihren unversehrten Schwestern, die als Sechzehn- oder Siebzehnjährige Hausfrauen wurden. Ein Arzt erzählt in seinem lesenswerten Buche: „Die Not des vierten Standes", daß eine junge Arbeiterfrau ihrem kranken Manne nicht einmal eine Haferschleimsuppe zu kochen im stande war. Das ist etwas Alltägliches. Etliche bringen es durch Jahre kaum zu etwas anderem als zu „Kartoffeln mit Speck übergebraten", ein Gericht, das das jüngste Proletarierkind zu bereiten vermag. Sie bieten Unzureichendes, Unschmackhaftes und verbrauchen doch mehr Geld als ihre Hausgenossinnen zu kräftigerer Kost. Ihre Unwissenheit zeigt sich auch bei der Kinderpflege und in Krankheitszeiten, ihr unpraktischer Sinn in der Kleidung und Einrichtung. Da segelt das Eheschiff zwischen gefährlichen Klippen, und es gehört viel guter Wille von beiden Seiten dazu, es vor dem Scheitern zu bewahren. Wenn solche Frauen sich dem Klatsch ergeben, was bei der widerstandslosen Mehrzahl leider geschieht, dann ist die Verlotterung des Hauswesens besiegelt und der häusliche Krieg in Permanenz erklärt.

Das sind die groben Geschütze, die die Ehe des Proletariers vernichten. Sie hat noch andere Feinde, die sie leise und langsam untergraben, Mann und Frau

Digitized by Google

gegen einander verbittern oder völlig gleichgiltig machen. Es sind dieselben Ursachen, die sie gegen die Welt und das Leben, gegen alle bestehenden Verhältnisse verbittern, die schlechte Wohnung, die schlechte Nahrung, Überarbeitung bei knappem Lohn, Krankheit, geistiger Stillstand, unbefriedigende Erholung. Ihre Unzufriedenheit und Müdigkeit tragen sie auch in die Ehe hinein. Sie reiben sich an einander, und jeder bleibt wohl einmal Sieger, wie sie sich an den ihnen verhaßten Zuständen reiben, aber immer als die Unterliegenden.

Mann und Frau können selten nur das richtige Verhältnis zu einander gewinnen, dazu fehlt ihnen die Zeit. Sie teilen zu wenig mit einander. In aller Frühe geht der Mann zur Arbeit, nicht immer kehrt er zu Mittag heim, erst der späte Abend führt ihn nach Hause. Er ist müde. Was ihm etwa im Kopfe herumging an Erlebtem oder an Gedanken, hat er auf dem Heimwege mit seinesgleichen durchgesprochen; er schweigt und die Frau darf ihm mit „ihren Geschichten" nicht kommen. Muß etwas zwischen ihnen verhandelt werden, dann ist es meist nichts Erquickliches, es sind Sorgen, die die ganze Enge ihres Daseins grell beleuchten. In vielen Häuslichkeiten ist auch die Frau den Tag über auswärts beschäftigt. Hier muß erwähnt werden, daß vorliegende Studien nicht in einer Fabrikstadt gemacht worden sind; die wenigen Fabriken hierorts beschäftigen kaum verheiratete Frauen. Unter den hier in Frage kommenden Frauen befand sich nicht eine Fabrikarbeiterin, sie alle erwarben ihr Brot als Wäscherinnen, Reinmachefrauen, Aufwärterinnen u. s. w. Diese arbeitenden Frauen bleiben durchschnittlich noch länger von Hause fort, als der Mann. Die deutsche Hausfrau des Mittelstandes und der besser gestellten unteren Stände ist so ungerecht, so ausbeutungsgewitzt, so gedankenlos grausam gegen die bezahlten helfenden Kräfte in dem kleinen Bereich ihrer Häuslichkeit, wie kaum ein anderer Mensch, der von dem Mißbrauch des Menschen lebt. Da waltet derselbe unschöne Geist, der ihr das „Handeln" zur hausfräulichen Ehrenpflicht macht. Um 9, um 10 kommen diese arbeitenden Frauen nach Hause mit ihrer Mark und ihrem Butterbrot, auch zu Mittag mußten sie fern bleiben. Es giebt Familien, in denen die Eheleute durch Jahre hindurch buchstäblich nichts anderes teilen als das Lager.

Weil Mann und Weib ohnedies zu wenig mit einander leben, sind die Vereine, die die Geschlechter trennen, so förderlich mancher unter ihnen auch sein mag, auch als Feinde des Familienlebens zu betrachten. Wo es sich nicht lediglich um Fachinteressen handelt, müßten die Geschlechter sich an einander schließen, um vorwärts zu streben. Die Männergesangvereine, deren es unter den arbeitenden Klassen eine stattliche Anzahl giebt, beanspruchen die einzigen freien Abende des Mannes, entziehen ihn oft den ganzen Sonntag der Familie, binden auch seine Gedanken in ihre Kreise. Sie haben ihren Wert, natürlich, aber gemischte Gesangvereine, in denen der Männergesang als ein Nebenzweig gepflegt wird, sind förderlicher, schon weil sie auch auf dem begrenzten Gebiete des Quartettgesangs musikalisch Wertvolleres bieten. Das soziale Gewissen ist in den letzten Jahren in vielen Kreisen erwacht, und sie gründen Vereine — Männerabende, Frauenabende. Laßt sie Vereine gründen ohne Geschlechtsbegrenzung, Familienabende, Elternabende, damit nicht auf der andern Seite geraubt werde, was auf der einen vielleicht gewonnen werden könnte. Man lehre die Geschlechter gemeinsam ideale Güter erstreben, gemeinsam in edlen Genüssen Erholung finden, gemeinsam auch als Geistesweſen mit einander verkehren.

* * *

Das Thema der unglücklichen Proletarierehen ist bei weitem nicht erschöpft, es kann es auch nicht werden. Aber selbst dieser kleine Beitrag muß sehender machen. Er berührt einen winzigen Bruchteil der großen, brennend gewordenen sozialen Frage, der von ihr nicht zu lösen ist, mit ihr steht und mit ihr fällt. Die Mitschuldigen sind auch hier die alten Bekannten, sie zeigen uns überall ihre pergamentnen Gesichter. Es ist das Familienrecht mit all' seiner Ungerechtigkeit und unser ödes Schuldrillsystem, das den Kindern des Volks das Hirn mit Ballast füllt und Seele und Geist hungern läßt.

Digitized by Google

Uns, die wir auf Selbsthilfe angewiesen sind, bleibt nur ein Weg zu unmittelbarer Einwirkung. Wir müssen die Töchter des Volks anders erziehen, erziehen im Hinblick auf die Ehe. Das ist kein Hinweis auf das Anstreben von Haushaltungsschulen mit obligatorischem Schulbesuch. Die Notwendigkeit, die Mädchen wirtschaftlich tüchtig zu machen, haben jetzt allgemach auch die harten Schädel, die Blödgesichtigen und die Schwerhörigen erfaßt. Die Mädchen müssen auch die sittliche Bedeutung der Ehe kennen lernen, die ganze Tragweite des ewigen, göttlichen Sittengesetzes, das seiner nicht spotten läßt, das sechste Gebot in seinem ganzen Umschließen von Saat und Ernte, Ursache und Wirkung. Man belehre sie über die Doppelmoral und deren Folgen für ihr Geschlecht, für ihren Stand, für das ganze Menschengeschlecht. Man zeige ihnen, daß auch sie eine Kulturaufgabe zu erfüllen haben, daß sie berufen sind, ihren getretenen und gedrückten Stand aus seiner Erniedrigung zu erheben und mitzuarbeiten an der Verwirklichung der höchsten Ideale der Menschheit, daß sie dieser Aufgabe gerecht werden, wenn sie vor der Ehe „keusch und züchtig" leben und zum Ehebunde nur einen Mann wählen, dessen Sünde nicht an den Kindern heimgesucht werden kann. Man weise ihnen die Quelle des Elends, an dem ihre Umgebung gleich ihnen dahinsiecht. Man zeige ihnen die Härte unserer Gesetze gegen uneheliche Kinder.

„Halt," höre ich rufen, „das geht zu weit! Einem Schulkind!"

Ja, einem Schulkind von dreizehn und vierzehn Jahren. Ihr wißt wohl nicht, daß wenn auch nicht in jeder Proletarierfamilie, so doch in jedem Proletarierhause ein paar uneheliche Kinder, deren Väter oft den „besten Kreisen" angehören, als Hütekinder aufgepäppelt werden, daß acht- und neunjährige Mädchen deren Pflegerinnen sind und ihren Ursprung kennen.

Man sage ihnen, fahre ich unbeirrt fort, daß das Wort Christi: „Wer aber ärgert dieser geringsten einen, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäufet würde im Meere, da es am tiefsten ist", zu einem furchtbaren Fluch für die Eltern wird, die ihre Kinder von der Geburt an zu rechtlosen, traurigen Ausnahmegeschöpfen machen, zu „vaterlosen Wesen", einem Unding, das es sonst auf der ganzen weiten Gotteswelt nicht giebt, und durch das „Vaterlose" fast zu „Vaterlandslosen", weil das Vaterland ihnen Thüren verschließt, die sonst allen offen stehen. Das lege man den Mädchen dar und noch viel mehr. Man thue es klar und fest, weich und warm, mutig und zart. Kopf und Herz müssen sich in die Aufgabe teilen, und die Arbeit wird eine gesegnete sein.

Aber auch über die verhängnisvolle Bedeutung des Alkoholismus müssen den Mädchen die Augen geöffnet werden. „Du sollst keinen Trinker heiraten, und so dein Mann in der Ehe zum unverbesserlichen Trinker wird, so gieb ihm einen Scheidebrief." Das Gebot muß ihnen auf gleicher Höhe stehen wie das fünfte: Du sollst nicht töten. Daß um dieses Gebot herum sich Vorbeugungs- und Abwehrvorschriften gruppieren müssen, daß das Spezialgebiet der furchtbaren Krankheit Alkoholismus nach allen Richtungen hin durchforscht und durchwandert werden muß mit fest einzuprägenden Leitsätzen als Wegweisern, ist selbstverständliche Forderung.

Und noch ein neues Gebot gebe man diesen Mädchen. „Du sollst nicht in Gütergemeinschaft leben mit deinem Manne. Sichere dir gerichtlich freie Verfügung über dein Eingebrachtes und alles von dir in der Ehe Erworbene." Erweist sich diese Vorbeugungsmaßregel als überflüssig, um so besser; sie schließt freies Teilen, thatsächliche Gütergemeinschaft nach dem Grundsatz der Liebe: Was mein ist, ist auch dein, nicht aus. Führt aber das Leben den Mann auf Abwege, ist er in Gefahr zum Schmarotzer zu werden, der zugleich der Gebieter seiner Ernährerin ist, dann hat die Frau ohne alle Anträge, deren Erledigung so jämmerlich lange auf sich warten läßt, einen Rechtsschutz, der sie und die Kinder vor dem Äußersten bewahrt. Jene früh gealterten, mit tausend Hunden gehetzten Frauen, denen der Mann jeden Morgen sein „Trinkgeld" erpreßt, deren Kleider, Schubfächer und Strümpfe er untersucht, denen er „auflauert", wenn sie mit ihrem kargen Lohn von der Arbeit kommen, sind die Opfer einer historischen Entwicklung, die lange nicht mehr Entwicklung, sondern

Digitized by Google

trostloser Stillstand ist. Im vierten Stand bedeutet diese Praxis verkommener Männer die rechtliche Nutznießung des in der Ehe erworbenen Vermögens der Frau.

Das Durcharbeiten eines „Ehekatechismus für die Töchter des Volks", der wahr, tief, ernst, mit allen Mißständen rechnend, alle Wunden berührend, alle Ungerechtigkeiten aufdeckend, alle Palliativmittel in ihrer Halbheit kennzeichnend, auf die einzigen Heilmittel, diese Früchte der Gerechtigkeit, Keuschheit und Wahrheit, in ihrer sittlichen Bedeutung für das gesamte Volkswohl hinweist, wäre für die weibliche Jugend doch wohl von größerem Wert als das Auswendigwissen der Regierungszeit aller brandenburgischen Kurfürsten, wie es bei Revisionen der Volksschule noch immer von Schulinspektoren verlangt wird.

* * *

Wir wollen es mit den glücklichen Ehen unter den Proletariern nicht ganz so halten wie die Griechen mit den besten Frauen, von denen nicht zu reden sie sich zur Ehrenpflicht machten. Diese Ehen sind wohl wert, daß man von ihnen spricht. Ihr Vorhandensein an sich scheint ein Wunder. Es sind zarte, bleiche Pflänzchen, Christrosen im Schnee. Ein Hauch der Schwermut ruht über ihnen, ein tiefes Leid, ein heißes Weh. Der Mann aus dem Volke und sein Weib wollten einen Gipfel erklimmen, der lockend in ihre Fenster grüßte. Er war nicht hoch, Bergsteiger redeten von einem Hügel. Sie wanderten bergauf, Hand in Hand. Die breiten Wege, die gepflegten Pfade waren besetzt, sie mußten über Stock und Stein, über Geröll und Schutt, über Abgründe und tiefe Spalten. Da erlahmte die Kraft auf halbem Wege, es fand sich kein Platz zum Ruhen. Hand in Hand wanderten sie bergab, alt und müde vor der Zeit. Aber wenn's auch zu schnell bergab ging und das Ende an Entbehrungen dem Anfang gleich kam, alles geschah Hand in Hand, das ist das Wesentliche.

In diesen Ehen herrscht unbewußt vollkommne Gleichheit. Wer just die Kraft und die günstigere Gelegenheit hat, springt in die Bresche. Bald bekleidet die Frau den Posten des Mannes, bald der Mann den Posten der Frau. Das bedeutet für letzteren ebenso wenig ein Abwärtssteigen, wie die Frau sich gehoben fühlt, daß sie eine zeitlang einzige Ernährerin der Familie sein muß. Das Leben kennt keinen Gipfel historischer Entwickelung, auf dem einmal behaglich geruht werden könnte zum Unbehagen Tausender von gequälten Geschöpfen; es drückt tagtäglich uralter Weisheit den Stempel der Kinderweisheit auf. Die uralte Weisheit stammt aus der Kindheit des Menschengeschlechts. In der Proletarierehe verlangt das Leben nicht: Dienen lerne bei Zeiten das Weib, sondern: Dienen lerne zu Zeiten ein jeder. In den glücklichen Ehen lernt's der Mann ohne jegliche Lehrzeit. Steht die Frau auf dem Ernährerposten, dann besorgt er die Kinder, er macht die Einkäufe, er kocht das Mittag, er hält die Wohnung in Ordnung. Er ist ein gewissenhafter Krankenpfleger, seine Frau erfährt's, so oft sie einem Kinde das Leben schenkt.

Hier waltet eine Gütergemeinschaft höherer Art, ein: Was mein ist, ist auch dein, das über Geld und Geldeswert hinaus geht. Ein so selbstverständlicher Austausch aller Kräfte, der schließlich zu völligem Ausgleich wird, findet sich kaum je in den besseren Ständen. Vielleicht liegt das daran, daß diese Gemeinschaftsgüter, wenngleich höherer Art, doch nur gering sind an Zahl, dazu schlicht, einfach, einheitlich, eigentlich nur Elemente, aus denen ein vielgestaltiges Leben sich nach und nach entwickeln soll. Zugegeben, daß dem so ist, der Accord bleibt rein und schön, wenn ihm auch die Fülle fehlt.

In solch eine Ehe hineinzublicken ist Wohlthat und Stärkung. Sie ruft dem, der an der Arbeit am vierten Stande verzagen möchte, zu: „Es möchten vielleicht zehn Gerechte in der Stadt sein, wolltest du dem Orte nicht vergeben um der zehn Gerechten willen, die darinnen wären?" Und er muß erwidern: „Ich will dem Ort vergeben um der zehn Gerechten willen." Denn nicht Ausnahmen sind die zehn Gerechten, sie sind ein Anfang. Ein Boden, der, von schwerer Schneelast gedrückt, noch solche Christrosen zu treiben vermag, hat Jugendkraft in sich.

Digitized by Google

Das Dreigespann.

Von

Carl Busse.

Nachdruck verboten.

Als die „Babuscha“ noch lebte, die alte Mutter des Zimmermanns Valentin, stand sie gar oft an ihrem schiefen Fensterchen und sah seufzend auf die Straße. „Hui, das Dreigespann!“ sagte sie kopfschüttelnd, — „wie das Dreigespann wieder um die Ecke tollt! Sie werden sich doch noch die Hälse brechen — ich sehe es kommen!“

Aber die „Babuscha“ wartete vergeblich auf die Erfüllung ihrer Prophezeihung. Sie starb schließlich, und das Dreigespann war noch immer frisch und munter. Nur etwas ruhiger war es geworden mit den Jahren. Und dann verlor sich der Name allmählich, da die drei immer seltener zusammen gesehen wurden. Diese drei waren: Aniela Jureck, Marya Jureck und Stanislaus Rembowski.

Es war sonderbar, daß man Aniela Jureck stets zuerst nannte und hinterdrein erst Marya, obwohl diese doch die ältere war. Aber die jüngere Schwester hatte Augen wie schwarze Edelsteine und drängte sich mit zappelnder Lebendigkeit überall vor, und wenn das Dreigespann an schönen stillen Sommerabenden um die Ecke nach dem freien Marktplatz jagte, dann hörte man sicher zuerst ihre Stimme heraus. Sie kommandierte immer und überall, und mehr als ein Mal hatte es Zank gegeben, wenn Marya und Stanislaus als ihre „Pferde“ an der Leine liefen und sie den Rücken dieser edlen Rosse allzu nachdrücklich verbläute. Aber ob die beiden sich wehrten — ohne Aniela war das Vergnügen nur halb, und so wurde Aniela immer wieder herangeholt. Sie kannte ihre Macht auch schon als kleines Persönchen recht gut. Wenn Stanislaus einmal nicht auf ihre Pläne einging und trotzig werden wollte, hatte sie ein verächtliches Achselzucken an sich und einen Blick — nun einen Blick aus ihren schwarzen Augen, dem sich keiner gern aussetzte, am allerwenigsten Stanislaus. Und so weinte er wohl oft, wenn das Mädchen ihn zu sehr gequält; doch er kam immer wieder.

Leider gab es in der kleinen Stadt ein großes rotes Gebäude. In dieses große rote Gebäude wurde Stanislaus Rembowski einst von seinem Vater, dem Gastwirt, geführt und bald mußte er tagtäglich dorthin wandern, Bücher mit Genusregeln unterm Arm und das Frühstücksbrot in der Tasche. Da hatte die Herrlichkeit ein Ende. Denn machte der Pedell die eiserne Pforte auch bald nach vier Uhr wirklich zu, so war man doch nicht frei. Dann hieß es: an die Arbeit für morgen! Stanislaus sah schließlich die beiden Mädchen nur noch an den Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen. Und endlich kam die Zeit, wo er sich überhaupt nicht mehr um sie kümmerte und lieber mit wichtigem Gesicht in einem Winkel seine Cigarette rauchte.

Aniela und Marya trennten sich auch von einander. Als ob der Junge ein Bindeglied zwischen ihnen gewesen wäre! Sie sympathisierten nicht recht. Die eine ward nur noch lauter und lustiger, die andere nur noch stiller. In derselben Klasse der Töchterschule saßen sie. Die ältere auf der ersten Bank, die jüngere meistens auf der letzten. Dann gingen sie in die Tanzstunde. Hier stand umgekehrt Aniela voran. Sie kokettierte mit den Gymnasiasten heut, und morgen mit den jungen Kaufleuten, verdrehte links und rechts allen die Köpfe, schrieb zärtliche Briefe und lachte die armen Menschen, die darauf hineinfielen, nach Kräften aus. Hatte Marya einmal einen Tänzer, der sich um sie bemühte, so dauerte es gewiß nicht

Digitized by Google

lange und Aniela zog ihn mit bestrickender Liebenswürdigkeit an ihre Seite. Der älteren that es weh, aber sie beschied sich. Erst beim dritten Mal griff es sie ernstlich an. Sie machte ihrer Schwester einen leisen Vorwurf, wurde jedoch ausgelacht. Da blieb sie aus der Tanzstunde fort.

Allmählich gewöhnte sie sich daran, immer zurückzustehen. Da die Mutter tot war, lag die Last der ganzen Wirtschaft auf ihren Schultern. Nie kam ihr in den Sinn, Aniela zu kleineren Arbeiten heranzuziehen. Denn Aniela durfte doch ihre weißen Hände nicht verderben, Aniela mußte doch ihre junge Schönheit und ihren neuen Putz spazierenführen. Der Vater liebte seine Jüngste, sein Nesthäkchen, über alle Maßen. Vielleicht, weil sie der Mutter glich, vielleicht weil sie so hübsch war, so lustig lachte, so witzig zu antworten wußte. Er wurde ungerecht, ohne es zu merken. Er hatte alle Augenblicke eine Apfelsine für Aniela in der Tasche oder irgend ein Stückchen Torte; er kaufte, ohne zu zanken, Kleider, Schmucksachen, Nippes für sie, nur den Bart brauchte sie ihm zu krauen, während Marya erst immer eine kleine Predigt zu hören bekam über schlechte Zeiten und putzsüchtige Weiber. Und wenn die Ältere einkaufen ging in die Stadt, ward sie zehnmal angehalten und mußte Rede stehen, was ihre Schwester mache, die schöne lustige Aniela. Sie gab Auskunft, sie bestellte die Grüße und arbeitete weiter, als ob sie eine vierzigjährige Hausfrau wäre und kein junges Ding von neunzehn Jahren ....

Um diese Zeit kam Stanislaus Rembowski aus Berlin zurück. Es waren seine ersten Universitätsferien. Aniela sah ihn, sie sprachen sich und die Folge davon war, daß er einen Besuch machte. Er studierte Philologie und war eifrig mit einigen Untersuchungen beschäftigt. Als er es gelegentlich im Gespräch erwähnte, bat Marya um nähere Aufklärung. Da hatte er eine Gelegenheit öfter ins Haus zu kommen, die er redlich ausnützte. Er brachte den Mädchen Bücher mit, plauderte von seinen hochfliegenden Plänen, scherzte — und das alte Dreigespann schien sich so wieder gefunden zu haben.

„Ein bischen langweilig ist er," sagte Aniela oft und rümpfte die Nase. „Thut, als ob er ein Allerweltsgenie ist. Unser guter Stanislaus!"

Marya antwortete gewöhnlich nicht darauf, aber sie hatte eine unangenehme Empfindung. Und als er zwei Jahre später nach den Osterferien zurückfuhr in die Universitätsstadt, da wußte sie, daß sie ihn liebte. Wie es gekommen — wer ihr das gesagt hätte! Aber ihr ganzes Herz war voll von ihm: Liebe, Dankbarkeit, glühende Bewunderung, es vereinigte sich zu einem einzigen Gefühl, das mit allgewaltiger Stärke ihr ganzes Innere erschütterte. Sie dachte erst gar nicht daran, ob er sie wieder liebte. Sie dachte nur, wie reich sie jetzt sei. Und wie ein beschenktes Kind, das halb erdrückt ist von der Fülle der Gaben, ging sie umher. Ihrer Schwester sagte sie nichts; ihrem Vater ebenso wenig. Und in diesem Glück fing allmählich an der Glaube in ihr aufzusprießen, daß ihr heiliges Gefühl erwidert würde. Sie wuchs in diesem Glauben vor sich selber und sie wartete. Sie wartete auf seine Rückkehr und auf die Stunde, wo er es ihr sagen würde.

Im August trat er wieder über ihre Schwelle. Er war wunderlich erregt. Oft blieb er ganze Tage fort, dann setzte er sich oft still ihr gegenüber, wenn sie eine Handarbeit machte, und schien sprechen zu wollen und es nicht über die Lippen zu kriegen. Sie erschauerte dann in tiefer Seligkeit. Er ist so schüchtern, dachte sie. Wenn sie ihn über seine Pläne befragte, gab er ausweichende Antworten oder machte nur eine müde Handbewegung. So rannen die Wochen dahin. Bald mußte Stanislaus nach Berlin zurück, sein Staatsexamen machen. Und er war zuletzt so bleich und nervös, er sah so krank aus. Wenn sie ihm nur helfen könnte!

Eines Donnerstags kam Marya vom Markte heim. Sie schleppte sich redlich an dem schweren Tragkorb. Noch in Hut und Schleier trat sie in die Wohnstube. Aber sie blieb wie gebannt auf der Schwelle stehn. Aniela lehnte, ein Liedchen summend, am Tisch und ihre schönen kühlen Augen lächelten. Neben der Kommode jedoch, auf dem nicht ganz kapitelfesten Stuhl, saß Stanislaus und hatte den Kopf in die Hände gelegt. Er sah nicht auf, als die Thür ging; er blieb ruhig.

Digitized by Google

Marya sah fragend von einem zum andern.

„Herrn Rembowski scheint nicht wohl zu sein," sagte Aniela schließlich und sie hatte wieder diesen verächtlichen Blick. „Vielleicht hast du ein Mittel."

Und mit recht lustigem, beabsichtigtem Lachen verließ sie das Zimmer.

Marya hatte eine plötzliche Todesangst, daß ihr der kalte Schweiß auf die Stirn trat. Dann jedoch ging sie näher auf Stanislaus zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Wollen Sie mir nicht sagen, was Ihnen fehlt?" bat sie leise.

Er schwieg noch immer. Sie wartete und knotete den Schleier auf. Aber eben als sie die Nadel aus dem Hute zog, schrak sie jäh zusammen, denn Stanislaus war aufgesprungen, hatte sich über den Tisch geworfen und schrie: „Helfen Sie mir, Fräulein Marya, ich halt' es ja nicht aus, ich halt's nicht mehr aus!"

Er schluchzte wie ein Kind, und sein ganzer Körper zitterte.

Sie streichelte ihm in ihrem Schreck mechanisch das Haar.

„O wie ich sie liebe! wie ich sie liebe!" schrie er unter Thränen heraus. „Ich kann ja nichts mehr thun, nichts mehr denken, nichts mehr fühlen als nur das Eine! Fräulein Marya, mein Gott, erbarmen Sie sich; sprechen Sie doch mit ihr, sagen Sie es ihr, daß ich zu Grunde daran gehe! Zwei Jahre nun, zwei ganze Jahre! Sie hat mich zuerst geküßt und geliebt, ach und ich war so glücklich. Wenn Sie wüßten, wie! Und dann wurde sie launisch, gequält hat sie mich, gestoßen hat sie mich, beschimpft hat sie mich, behandelt hat sie mich wie einen Hund! Jawohl, wie einen Hund, sag' ich Ihnen! Und nun soll ich mein Examen machen, aber ich kann es ja nicht, ich weiß ja nichts mehr, nichts — nur das Eine!"

Es war ein Stammeln in rasendem Schmerz und wütender Leidenschaft, und dann, ewig wiederholt, die große Bitte: „Helfen Sie mir, sprechen Sie mit ihr, sonst geh' ich zu Grunde!"

Marya hatte regungslos dagestanden. Nur ihre Hände suchten etwas, woran sie sich halten könnten. Denn sie hatten längst aufgehört, ihm übers Haar zu fahren.

Der Mann vor ihr schluchzte leise. Sie hörte es. Ihre Glieder waren steif, ihr Kopf verworren. Sie hatte einen trocknen Gaumen, sie spürte es, und ein bittrer Geschmack lag ihr auf der Zunge.

„Wollen Sie mir helfen?" fragte er ruhiger.

Sie würgte ein „Ja" heraus. Es klang rauh und seltsam. Er hob erstaunt den Kopf. Ruhig sein! schrie es in ihr. Und mit harten Zügen und totenblassem Gesicht stand sie kerzengrade vor ihm.

„Warum arbeiteten Sie nicht? Sie sind so begabt. Arbeit macht viel vergessen!"

„Kann ich denn?" fragte er verzweifelnd. Und als ob ihn Wut, Liebe, Leidenschaft von neuem schüttle, brach es heraus: „Ich hab' gedacht, ich werde etwas leisten; ich habe geglaubt, ich kann mehr als die andern; ich hätt's auch gekonnt. Berühmt wollt ich werden, meinen Namen sollten alle Leute kennen, — aber da kam Aniela — da kam sie — o Gott, Fräulein Marya, glauben Sie mir doch, ich kann nicht mehr! Sie zerbricht mich; wie ein Spielzeug zerbricht sie mich! Meine Zukunft, meine Ehre, alles was ich habe — sie zertritt es. Und sie lacht dabei, sie lacht mich aus! Hast du denn kein Herz, du — hast du denn kein Herz?!"

Er hatte geschrien, als stände sie statt der älteren Schwester neben ihm.

Marya ging mit schweren Schritten ans Fenster. Draußen war Oktobersonne. Mitten darin, mit ihrem ewig lächelnden Gesicht stand, Aniela und plauderte mit einer Nachbarin. Kinder liefen mit kleinen Papierdrachen vorbei und lärmten wie sonst. Ihre fröhlichen Gesichter waren erhitzt.

Sie wußte nicht, was sie that. Sie legte ihre Stirn an die Scheiben. Das kühlte so gut. Ihr Auge blieb thränenlos.

So vergingen die Minuten. Dann kam ein unsichrer Schritt auf sie zu. Sie wandte sich. Mit etwas verlegenem Gesicht streckte Stanislaus ihr die Hand hin. Sie legte die ihre hinein. Weshalb eigentlich? Und sie sagte zu allem ja. Als er erzählte, wie er Aniela zum ersten Male geküßt, wie er sie mit jedem Tage wahnsinniger geliebt habe, wie sie heut ihn stürmisch umschlungen und morgen ihn fortgestoßen und ausgelacht habe, sagte sie ja.

Digitized by Google

Als er erzählte, wie sich alles in ihm aufgebäumt, wie diese ewige Unsicherheit ihn von allen Arbeiten abgelenkt, wie dieses Mädchen ihn zu einem armen, verlornen Manne ohne Zukunft, ohne Selbstvertrauen gemacht habe, sagte sie auch ja. Und sie that es zum dritten Male, als er sie anflehte, mit ihrer Schwester seinetwegen zu reden.

Er entfernte sich, und sie sah ihn langsam, halb gebrochen die Straße entlang gehn. Eine schwere Müdigkeit hatte sich auf sie gesenkt. Wie Blei lag es in ihr und lähmte sie. Aber sie mußte ja das Essen vorbereiten.

Wirklich band sie sich die Küchenschürze um, setzte sich hin und fing an das Fleisch zu hacken. Sie that es ganz mechanisch. Sie that es ohne Thränen. Als sie fast fertig war, trat Aniela über die Schwelle. Marya sah auf, sah in das hübsche, lächelnde Gesicht. Und da zum erstenmale schwoll etwas in ihr auf, eine heimliche Wut, ein Haß, daß sich die Finger um den Stiel des Holzhammers krampften. Aniela schien auf etwas zu warten. Sie trat an den Schrank, guckte in die Töpfe, blieb bald hier, bald dort stehn und summte nach ihrer Art eine Melodie dazu. Als aber die Schwester nichts sprach, zuckte sie mit den Schultern und öffnete die Thür zum Wohnzimmer.

„Aniela!"

„Na?" fragte die Angerufene schnippisch zurück.

Marya atmete kurz und schwer und klopfte auf dem Fleisch herum. Und in dies Klopfen hinein sagte sie:

„Seit wie lange hat er dich lieb?"

„Wer? Stanislaus? Ach so, der! Der hat mich überhaupt immer lieb gehabt."

Sie schlug sich mit dem Handschuh liebkosend auf die weißen Finger.

„Und du?"

„Ich ihn? Nein, du glaubst doch nicht im Ernst, daß ich — — weißt du, du bist manchmal zum totlachen!"

Marya warf den Hammer hin und drehte sich schroff um.

„So," antwortete sie rauh. „Aber geküßt hast du ihn! Lüg nicht, du hast es! Und ohne Liebe. Hast ihn belogen und betrogen. Pfui!"

Aniela ward rot; ihre Stirn krauste sich. Aber als ob sie ihren Zorn unterdrücke, verzog sie geringschätzig die Lippen und warf hin: „Als ob man jeden, den man küßt, heiraten müßte! Das wäre grade was. Er hat mir mal ganz gut gefallen, wahrhaftig, aber er nimmt alles gleich so tragisch und ist immer so — so verrückt und überhaupt — na, ich will eben nicht."

Nach kurzer Pause fügte sie noch hinzu: „Was geht dich die ganze Geschichte übrigens an?"

Marya biß fest die Zähne aufeinander.

„Stanislaus ist mein — Freund!" stieß sie rauh hervor.

„Ach so. Und er hat dich um deine Vermittlung gebeten? Drollig ist dieser Mensch!"

„Aniela!"

„Reg dich nicht auf, sonst kriegen wir heut schlechtes Essen, und ich hab Hunger."

„Warum sagst du ihm nicht: Stanislaus, es geht nicht, ich liebe dich nicht, raff dich auf, ich will deine Freundin sein — warum zerrst du ihn herum, warum bist du heut so und morgen so?"

„Warum, warum und nochmals warum! Weil ich will! Weißt du, ich hab gern jemanden an der Leine. Das macht viel Spaß."

Marya sah, wie sich ihre Schwester trällernd auf dem Absatz drehte. Sie konnte jetzt nicht reden; es wäre ein Keuchen und Stöhnen geworden. So wandte sie sich und begann wieder zu klopfen. Aber alle Pulse schlugen ihr dabei.

„Das macht die Lie — be, so ganz allein," trällerte Aniela dazwischen.

Und da hielt sich Marya nicht mehr.

„Satan!" knirschte sie und stand mit funkelnden Augen vor der Schwester.

„Was willst du?"

„Du sollst ihn freilassen," schrie sie heiser, „du hast kein Recht, ein Menschenleben zu vernichten! Er hat — er ist — jawohl, ein Genie ist er, und du quälst ihn, du vernichtest ihn, du begräbst seine Zukunft. Du sollst ihn freilassen, sag ich dir, sonst — —"

Anielas Gesicht war immer erstaunter geworden. Das die ruhige stille Marya, die glücklich war, wenn sie hinter ihren Kochtöpfen saß, die

Digitized by Google

selten ein Wort dreinredete! Und plötzlich lachte sie scharf.

„Soll ich dir sagen, weshalb ich ihn freigeben soll? Weil du ihn haben willst, weil du ihn lieb hast. Eifersüchtig bist du — weiter nichts. Laß dich nicht auslachen!"

Und damit warf sie die Thür hinter sich zu.

Marya starrte ihr nach, halb vornübergebeugt. Sie zitterte und zuckte am ganzen Leibe; wie ein Baum, den die Axt bis ins Mark getroffen. Und in ohnmächtigem Stöhnen ging sie dann die wenigen Schritte und setzte sich auf den harten Küchenstuhl. —

Aniela hatte sich geärgert und ließ das ihren Verehrer entgelten. Sie war von bewunderungswürdiger Erfindungskraft darin. Jeden Tag heckte sie neue Bosheiten aus. Marya sah und hörte jetzt alles. Was sie früher nicht beachtet, es fiel ihr auf. Wenn ihr Vater seinem Nesthäkchen die gewohnten Kleinigkeiten und Näschereien mitbrachte, preßte sie die Lippen zusammen. Wenn sie am Herde stand und Aniela draußen lachte und plauderte, ballten sich ihre Hände. Und Tag für Tag schüttete Stanislaus ihr von neuem sein Herz aus, und Tag für Tag litt sie von neuem die Qual. Sie sah scharf und klar, sie sah, wie der Mann, den sie liebte, langsam zu Grunde ging, wie ihre Schwester ihn ruinierte. Und wenn sie nachts mit weit offnen Augen in ihrer Kammer lag, fielen ihr immer neue Züge ein, die sie früher kaum beachtet, und ihr Herz wurde schwer und voll, daß sie sich oft aufrichtete, weil sie meinte, jetzt müsse etwas geschehn, etwas Schreckliches — sie wußte nicht, was.

Und die Qual der Nächte ward größer. Stanislaus schien unrettbar verloren. All ihre Hoffnung hatte sie auf ihn gesetzt. Und wenn er sie auch nicht liebte — sie war es gewohnt zu entsagen. Aber glücklich sollte er wenigstens werden, er sollte wenigstens eine lichte Zukunft haben, und wenn sie ihn krönten, wenn die Welt von seinem Namen widerhallte, wenn ewiger Ruhm ihn kränzte — o, sie würde die Hand auf dieses klopfende Herz drücken, sie hatte ihn ja lieb. Keinen ging das etwas an, keiner brauchte darum zu wissen; er selbst am wenigsten.

Und nun? Verraten, mit Füßen getreten von der eignen Schwester, unglücklich und verzweifelt, gebrochen und gepeinigt von dieser herzlosen Puppe, zum Spielball gemacht, zum Hansnarren erniedrigt, den die hübsche Larve auslachte! Und jeder Tag richtete ihn weiter zu Grunde, jeder Tag stahl ihm ein Jahr seiner glänzenden Zukunft, jeder Tag zog ihn tiefer herab. Großer Gott, das kannst du nicht wollen! schrie es in ihr. Und Stanislaus hatte es selber eingesehn, er hatte sich ihr zu Füßen geworfen, er hatte ihre Knie umklammert, er hatte gefleht: „Erlöse mich, laß mich nicht untergehn!" Und sie? Sie hatte ja gesagt, sie hatte gesagt: „Ich werde dich erlösen!"

Ihr Kopf war dumpf, und in ihrer Brust saß etwas alle die Tage hindurch, das wie in furchtbarer Spannung ihr ganzes Wesen zusammenhielt. Ob sie still dasaß, ob sie arbeitete — dies Neue, Schreckliche war auch da. Und eines Abends — sie hatte ihrem Vater Gute Nacht gesagt, er hatte brummig erwidert, und sie nahm schon die kleine Lampe, um in ihr Zimmer zu gehn — hielt sie noch auf der Schwelle an. Denn eben sagte auch Aniela Gute Nacht. Ihr Vater brummte, lächelte und gab ihr schließlich einen Kuß. Und mit einemmale packte die noch immer starr an der Thür Stehende eine aberwitzige Wut, ein Haß, der ihre Finger in wildem Druck zusammenpreßte. Der schmale Griff der Küchenlampe brach darin, klirrend schlug sie auf die Erde. Sie verlöschte gleich.

„Fräulein Ungeschickt!" spöttelte Aniela, während der Vater finster hinübersah. Marya las schweigend die Scherben des Cylinders zusammen und ging. Aber sie schlief nicht. Auf dem Rand ihres Bettes hockte sie, die Hände in einander verschlungen. Sie schmerzten, in so wildem Druck preßten sie sich von Zeit zu Zeit aneinander.

Die Uhren schlugen im Hause. Wie spät war es? Sie ward nicht fertig mit dem Zählen. Einmal fröstelte sie. Da sah sie ihre Zukunft. Stanislaus ein Ehrloser, ein gebrochner Feigling; sie selbst dahingehend durch ewiges Grau, während ihre Schwester aus Licht und Glanz droben spöttisch lachte.

Digitized by Google

Nein, so ging es nicht weiter. Das konnte Jahre dauern. Noch einmal mit Aniela reden — sie mußte fort, zu Verwandten, sie mußte ihn freigeben, gleich heut, gleich jetzt . . .

Hastig, mit zitternden Händen zündete sie die Lampe an. Der Cylinder fehlte, die Flamme flackerte trübe hin und her. Aber es genügte. Anielas Kammer war ja gleich nebenan. Und sie hatte gewiß noch Licht, sie las oft im Bett.

Aniela las nicht mehr; es war dunkel in ihrem Stübchen. Einen Augenblick zögerte Marya. Ob sie umkehrte? Aber wie von einer geheimen Macht gezogen trat sie näher.

Da lag sie schlafend. Um die Lippen noch das etwas spöttische Lächeln. Marya wurde es kalt und warm dabei. Sie hörte die tiefen Atemzüge.

Ihre Hände zitterten, daß sie die Lampe hinstellen mußte. Es gab ein Klirren dabei, aber Aniela wachte nicht auf.

Und wie sie die Schläferin so ansah, dieses hübsche lächelnde Gesicht, das da so gemütsruhig schlief, als ob es kein Wässerchen trüben könnte, während sie hier in dunkler Nacht schlaflos umherlief, da stieg wieder die Wut auf. Warum die andre alles und sie garnichts? Warum der andern alle Liebe und ihr kein Bröcklein?

Ihr Atem wurde immer kürzer; ein Brennen kam in ihre Augen. Sie ruhten unablässig auf dem Gesicht der Schlafenden. Und die lachte plötzlich leise im Traum, und dann, als blende sie der Strahl des Lichts, bog sie sich etwas hinüber.

Es war totenstill. Und noch immer starrte Marya auf dies Gesicht. Und in diesen Sekunden kam von allen Seiten, was sie ein Leben lang erlitten — jede Zurücksetzung, jede Beleidigung, jede Schmach, und all die Schmerzen verdoppelten, verhundertfachten sich, und sie wußte, diese lächelnde Schläferin mordete den Mann, den sie liebte, mordete ihr eignes Glück, mordete ihre Hoffnung für die Zukunft, und Gott strafte sie nicht, sondern sie lag da und schlief — schlief —

Sie bog sich wie im Krampf und im Widerstand gegen etwas, das sie überwältigte. Und dann, mit einem rauhen Schrei, hatte sie sich über das Bett geworfen und ihre Finger preßten und schüttelten den Hals der Schlafenden und gruben sich gierig ein in nicht endenwollendem furchtbarem Drucke, und sie schrie — nein, das war mehr ein Keuchen in wahnsinniger Wut, in unsagbarem Haß, in wilder Rache für ein zerstörtes Lebensglück.

Ob Aniela schrie, röchelte, ob sie erkannte, wer ihr das that, ob sie die Augen aufriß — sie wußte es nicht. Sie wußte auch nicht, wie lange es dauerte. Sie richtete sich nur auf, um besinnungslos hinzustürzen.

Als sie erwachte, waren ihr die Glieder wie zerschlagen. Sie mußte sich besinnen, wie sie hier auf den Fußboden kam, auf die harten Dielen. Dann saß sie mit weiten, starren Augen. Sie horchte. Aber sie hörte nichts. Nicht einen Atemzug, nicht eine Regung in dem dunklen Zimmer. Die Lampe war erloschen.

Sie wagte nicht, sich zu rühren. Sie wollte an nichts denken. Aber es fiel ihr immer wieder ein: jetzt ist er erlöst! Allmählich kam in der Totenstille ein Grauen über sie. Auf den Knien rutschte sie bis zur Thür. Als sie in ihrem Zimmer war, atmete sie tief. Was nun?

Mechanisch raffte sie ein paar Kleider zusammen und machte ein Bündel daraus. Dann steckte sie sich das Wirtschaftsgeld ein.

Der Morgen graute schon. Um fünf Uhr ging der erste Zug. Als sie auf die Straße trat, fröstelte es sie. Es war ein grauer Tag im Anzuge. Ein Nebelregen fiel, das Pflaster war naß. Den Schleier tief ins Gesicht gezogen, schritt sie dem Bahnhof zu. Aber mit scheuen Augen wandte sie sich alle zwanzig Schritt um. Es war ihr, als käme etwas hinter ihr drein wie ein Schatten.

Sie hatte nicht viel Geld bei sich. Um zu sparen, löste sie eine Fahrkarte vierter Klasse. Ein paar Bauernweiber mit Tragkörben reisten mit ihr. Sie sah sie nicht an. Sie mußte auch jetzt immer denken: er ist erlöst! Und dann fiel ihr ein: Das Dreigespann — ja das Dreigespann ist nun für ewige Zeiten gesprengt!

Ihr Platz war gerade in einer Ecke, daß sie aus dem halbvergitterten Fenster nach dem Himmel blicken konnte. Und je heller es ward, desto seltsamer hingen ihre Augen an den Wolken. Wie dunkle Särge schwammen sie hin, und so sehr der Zug raste, die dunklen Särge flogen

Digitized by Google

droben mit, und neue kamen, noch ſchwärzere, eine endloſe Reihe — es war nicht zu ertragen. Aber wenn ſie auch die Augen ſchloß, immer waren die Särge da, und ſie mußte darauf ſchauen mit den brennenden, thränenloſen Blicken, während der Zug weiter und weiter brauſte durch den finſtren Tag der ruſſiſchen Grenze zu . . .

Die Schattenraſt.

Ich denke ſtets an eine ſel'ge Raſt
Nach heißer Wanderfahrt durch ſonn'ge Haide:
Der Bank am Steinborn in der Schattenweide,
Wo ich geruht, bis ſanft der Tag erblaßt,
Und tief erlabt zu höchſtem Lebensſinnen
Durch Abendgold und Dämm'rung ſchritt von hinnen;
Erlöſt, befreit von jeder Erdenlaſt
Der Sterne Dom betrat — das Herz voll Danken —
Die Seele voll Unſterblichkeitsgedanken — —
Am Born der Ewigkeit ſaß ich zu Gaſt?

Julius Lohmeyer.

Unvermerkt.

Die Sonne träumt in den Zweigen;
Da heben die Zweige ſich ſacht.
Und wie ſie wanken und ſchwanken,
Ein Chor von Geiſtern erwacht.

Die Geiſter des Lichts und der Freude
Durchklingen die flüſternde Luft;
Sie neigen und wiegen die Köpfchen
Im goldigen Mittagsduft.

Daneben rauſcht die Quelle
Eintönig ein Schlummerlied,
Indeſſen leiſe von dannen
Der ſelige Sommer zieht.

Clara v. Sydow.

Digitized by Google

Der Obst- und Gartenbau als Frauenerwerb.

Von Anna Blum.

Nachdruck verboten.

Wer durch Obst- und Gartenbau einen lohnenden Erwerb finden will, muß arbeiten lernen, nicht nur geistig, sondern auch körperlich. Hacke und Schaufel, Rechen, Gießkanne und Baumschere, unter Umständen Säge, Hammer und Zange sind die Werkzeuge der Gärtnerin, deren Handhabung bedeutende Körperkraft und — Ablegung manches Vorurteils von der Minderwertigkeit der körperlichen im Verhältnis zur geistigen und künstlerischen Arbeit erfordert. Ein gesunder Körper, Widerstandsfähigkeit gegen die wechselnden Witterungseinflüsse, Liebe zur Natur und endlich ein nicht zu geringes Maß allgemeiner Bildung sind die Vorbedingungen, die ein junges Mädchen, das sich der Gärtnerei als Beruf zuwenden will, erfüllen muß. Mit der praktischen Unterweisung, die einen kräftigen Körper voraussetzt, muß die theoretische Belehrung, die einen aufnahmefähigen, im Denken geschulten Geist bedingt, Hand in Hand gehen. Allgemeine Pflanzenkunde, besonders genauere Kenntnis der Dendrologie, Boden- und Düngerlehre, welche beide auf der Chemie und Mineralogie beruhen, Zoologie, soweit sie sich auf die Kenntnis der Gartenfreunde und -Feinde bezieht, sind die Wissenschaften, in deren Vorhof die Berufsgärtnerin eingeführt werden muß und die für die Theorie des Unterrichts unentbehrlich sind. Das Bereiten des Bodens, das Säen und Pflanzen, das Warten und Pflegen, das Ernten, Aufbewahren und Verwerten der gewonnenen Erzeugnisse erfordert theoretische und praktische Unterweisung und viel Übung, durch welche die Schülerin nur dann zur Fertigkeit fortschreitet, wenn sie sich vor keiner Arbeit scheut und überall selbst mit Hand anlegt. Wenn sie auch als ausgebildete Gärtnerin die gröberen Arbeiten nicht zu leisten braucht, so muß sie doch selbst erprobt haben, welche Zeit- und Kraftanstrengung sie erfordern, um die Arbeit der Untergebenen leiten und beaufsichtigen und ihre Leistungen gerecht beurteilen zu können. Eine notwendige Ergänzung des Wartens und Pflegens der Gartenkulturen ist das Schützen derselben vor dem zahllosen Heer ihrer Beschädiger, deren Gefährlichkeit im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Größe steht, weil ihre unendliche Vermehrung auch in diesem Verhältnis vor sich geht. Nur unermüdliche Sorgfalt, von Sachkenntnis unterstützt, kann den Kampf erfolgreich aufnehmen. So kommen in dem Beruf einer Gärtnerin alle dem weiblichen Geschlecht als Vorzüge angerechneten Eigenschaften zur Geltung: das Achten auf das Kleine, das liebevolle Vertiefen in die Bedürfnisse anderer, die Fürsorge für die Schwachen und nicht zum mindesten der Sinn für Ordnung, Sauberkeit und Akkuratesse, der zur Pflege des Schönen und Künstlerischen anleitet.

Mit der Erschließung des Obst- und Gartenbaus ist dem weiblichen Geschlecht ein Erwerb eröffnet, dem nicht der Vorwurf gemacht werden kann, daß er die Frauen ihrem natürlichen Beruf entfremde, wie er häufig gegen die gelehrte und künstlerische Ausbildung — mit welchem Recht bleibe dahin gestellt — erhoben wird.

Es kann nicht gesagt werden, daß der Beruf einer Gärtnerin die Frauen nervös, hysterisch mache, unfähig, beim Eintritt in die Ehe ein kräftiges Geschlecht zu erzeugen und zu erziehen. Im Gegenteil, die hygienische Bedeutung der Ausbildung zur Gärtnerin, die einen fortwährenden Aufenthalt im Freien, ein Ablegen aller Verzärtelung bedingt, kann nicht hoch genug angeschlagen werden.

Welche Erwerbsgelegenheiten eröffnen sich nun der Berufsgärtnerin nach absolvierter Lehrzeit? Für diejenigen, deren Mittel eben nur zur Deckung der ungefähr zweitausend Mark betragenden Ausbildungskosten reichen, bieten sich nach vollendeter, etwa zwei Jahre umfassender Vorbildung, Stellungen als Gärtnerinnen auf Landgütern zur Pflege und Beaufsichtigung der Haus- und Nutzgärten, und schon jetzt, im An-

Digitized by Google

fange der Bewegung, ist Nachfrage nach solchen, ein Beweis, daß sie auch nach dieser Richtung wohl aus dem Bedürfnis erwachsen ist. Weiter dürfte, allerdings erst in Zukunft, eine Anzahl von Gärtnerinnen als Lehrerinnen an neu zu errichtenden Gartenbauschulen Anstellung finden. Die Zahl solcher Anstalten, die man gewissermaßen als Versuchsanstalten ansehen kann, ist gegenwärtig noch sehr gering — zum Schluß dieser Darlegungen soll eine Zusammenstellung der in Deutschland vorhandenen erfolgen — und sie können bei weiterer Beteiligung dem Bedarf nicht genügen. Auch als Leiterinnen von Kursen zur rationellen Erlernung des Obst- und Gartenbaues, die für die Frauen und Töchter von Landwirten besonders in Süddeutschland (Karlsruhe, Geisenheim) schon bestehen, aber von Männern geleitet werden, dürfte sich den Berufsgärtnerinnen lohnende Verwertung der erlangten Kenntnisse bieten. Für solche endlich, die ein kleines Kapital ihr eigen nennen, bietet sich die Aussicht, durch Erwerbung eines kleinen Gartengrundstücks eine selbständige Existenz zu gründen, damit eine Lebensstellung zu erringen, die mit weniger Mühen, Sorgen und Verantwortlichkeit verknüpft ist als die einer Schulvorsteherin, auch weniger Mittel erfordert als die Gründung eines Geschäfts. Die sich jährlich steigernden Unsummen, welche ins Ausland für von dorther importiertes Gemüse und Obst und für Konserven gehen, lehren, daß der inländische Bedarf durch die Erzeugnisse des Inlandes weder nach Quantität noch Qualität gedeckt werden kann, und keine Besitzerin eines Gartens, den in rationeller Weise zu bebauen sie vorgebildet ist, dürfte um den Absatz ihrer Erzeugnisse besorgt sein; vorausgesetzt, daß diese geeignet sind, die natürlich auch auf diesem Gebiet reichlich vorhandene Konkurrenz zu bestehen.

Dieser Ausblick leitet über zu der erweiterten Bedeutung, welche die Ausbildung der Frauen im Obst- und Gartenbau für die weiten Kreise der Landwirte hat, ohne Rücksicht auf den Umfang ihres Besitzes. „Unsere Landwirte leiden fast alle unter der Untüchtigkeit der Frauen" lautete ein harter Vorwurf, der vor einigen Jahren in einem Artikel in den „Grenzboten" gegen die Frauen der Gutsbesitzer erhoben wurde. Die Mitarbeit der Frauen ist in allen Landwirtschaften zur gedeihlichen Führung derselben notwendig, in den kleinen, indem sie selbst thatsächlich mitarbeiten, in den großen, indem sie es verstehen, den inneren Betrieb zu leiten und zu überwachen. Neben der Milchwirtschaft und Geflügelzucht, welche die Domäne der Landwirtinnen sind, deren Ertrag von ihrem größeren oder geringeren Verständnis dafür abhängt, müßten sie den Haus- und Nutzgarten mit in den Bereich ihrer Thätigkeit ziehen, wie das wohl hier und da geschieht, aber ohne eine geeignete Vorbildung der Frauen nicht mit rechtem Erfolg. Der bekannte Vers:

Im kleinsten Raum
Pflanz' einen Baum
Und pflege sein,
Er trägt dir's ein,

hat erst dann seine volle Berechtigung, wenn der gepflanzte und gepflegte Baum von der besten Art ist. Ein solcher nimmt nicht mehr Raum und Pflege in Anspruch als ein anderer mit geringwertigen Früchten und bringt den doppelten Ertrag. Wie der bemittelte Landwirt die Söhne, die er für den väterlichen Beruf erzieht, zu ihrer weiteren Ausbildung auf eine Ackerbauschule, bei größerem Besitz auf eine landwirtschaftliche Hochschule schickt, so müßten die Töchter einen Kursus in einer Gartenbauschule durchmachen, damit sie befähigt werden, sowohl im Elternhause wie auf dem eignen Besitztum den ihnen zufallenden Teil der Erwerbsarbeit zu leisten. Der vorhin erwähnte Vorwurf würde dann wohl allmählich verstummen und der Familienwohlstand direkt, der Volkswohlstand indirekt dadurch gehoben werden. Weiter würde die nach Quantität und Qualität vermehrte und verbesserte Erzeugung der mancherlei Gartenfrüchte, die rationellere Verwertung derselben, — wie viel Obst und Gemüse verkommt in besonders ertragreichen Jahren und in Gegenden, die seitab vom Verkehr liegen, nur, weil die Gartenbesitzer nicht verstehen, sie zu konservieren und in dieser Weise nutzbringend zu verwerten — die Einfuhr von Gartenerzeugnissen aus dem Auslande vermindern und damit ungezählte Millionen dem Vaterlande erhalten, was vom nationalökonomischen Standpunkt als Fortschritt zu begrüßen wäre.

Durch eine bessere Bewirtschaftung der Gärten, durch die Ausnützung manches für wertlos gehaltenen und daher unbeachteten Ackerstücks seitens der Frauen und Töchter der Besitzer würde vielleicht eines der kleinen Mittel gewonnen werden, wodurch die Not der Landwirtschaft zwar nicht beseitigt, ihr aber doch in etwas gesteuert werden könnte. Viele kleine Hilfsmittel ersetzen ein großes, und ihre Wirkungen sind oft weitgreifender, weil sie mehr in die Tiefe gehen. Wie manche brachliegende weibliche Kraft, wie manches brachliegende Acker- und Gartenstück könnten wirtschaftlich verwertet werden, wenn man erstere zu nutzbringender Arbeit erzieht und heranzieht.

Daß die Vorbildung der Berufsgärtnerinnen sowohl, wie der für die Pflege des Obst- und Gemüsegartens auszubildenden Töchter und Frauen der Landwirte nur in besonderen Lehranstalten ge-

Digitized by Google

wonnen werden kann, ist so selbstverständlich, daß weitere Beweise für diese Forderung wohl kaum erwartet werden. Es erübrigt also nur, auf die bis jetzt bestehenden, diesen Zwecken dienenden Anstalten, deren Zahl wie schon bemerkt in Deutschland nur gering ist, hinzuweisen und sie nach ihren Zielen und ihrer Ausgestaltung kurz zu besprechen.

Voll ausgestaltete Gartenbauschulen, in denen gebildete Frauen und Mädchen praktisch und theoretisch für die verschiedenen Zweige des Gartenbaus ausgebildet werden können, sind erst im letzten Jahrzehnt entstanden. Die Anregung zur Errichtung solcher Anstalten gab Frau Kommerzienrat Heyl in Charlottenburg, indem sie auf ihrem Besitztum eine Gartenbauschule für gebildete Mädchen einrichtete. In dieser wurde besonders die Blumenzucht und die damit verbundene Blumenbinderei gepflegt. Eine zweite Anstalt wurde von Fräulein Elvira Castner, Dr. D. S. als Obst- und Gartenbauschule zu Friedenau bei Berlin errichtet. Am 1. Oktober 1894 mit 7 Schülerinnen ins Leben getreten — gegenwärtig zählt sie 15 — hat diese Anstalt am 18. September d. Js. die Probe auf ihre Lebensfähigkeit bestanden. Die ersten 7 Schülerinnen haben an diesem Tage vor bekannten Fachmännern[1]) ihr Examen als Berufsgärtnerinnen abgelegt und haben alle gut bestanden. Einige haben Stellen als Gärtnerinnen angenommen, andere wollen das Erlernte als Lehrerinnen im Gartenbaufach verwerten.

Neben dem zweijährigen Kursus für Berufsgärtnerinnen gehen Spezialkurse für einzelne Zweige der Gartenbaukunst für solche Damen einher, die da lernen wollen, ihren eigenen Besitz rationeller zu bewirtschaften und ihre Gartenprodukte besser zu verwerten.

Die Aufnahme für den zweijährigen Kursus findet nur im Oktober jeden Jahres statt; die Zöglinge für den einjährigen Kursus können am 1. April eintreten. Spezialkurse für Obstbaumpflege und Gemüsebau finden vom Januar bis März und vom April bis Juli statt; vom Juli bis September können bei genügender Beteiligung 14tägige Kurse für Obst- und Gemüseverwertung eingerichtet werden. Als Vorbildung wird die Absolvierung der 1. Klasse einer höheren Töchterschule verlangt; das Aufnahmealter ist ein dem entsprechendes. In der Anstalt selbst kann eine beschränkte Zahl von Schülerinnen Aufnahme finden. Der Pensionspreis für die internen beträgt 80 Mark monatlich incl. Unterricht (Wäsche ausgeschlossen); externe Schülerinnen zahlen für den zweijährigen Kursus ein Unterrichts-Honorar von 15 Mark monatlich, für die Spezialkurse beträgt es 20 Mark, für den Obstverwertungskursus 10 Mark. — Prospekte versendet die Besitzerin und Leiterin der Anstalt Fräulein Dr. E. Castner, Friedenau-Berlin W, Fregestr. 41.

Am 1. Oktober d. J. wurde die Gartenbauschule „Schneckengrün" bei Plauen im Vogtlande in Sachsen von Elvira Baronesse v. Harmating-Barth eröffnet. Ihrem Prospekt nach ist sie in größerem Umfange, aber nach denselben Prinzipien und mit demselben Unterrichtsplan eingerichtet wie die oben genannte. Es werden nur interne Schülerinnen aufgenommen. Der Pensionspreis beträgt 60 Mark monatlich, das Unterrichtshonorar 25 Mark. Auch in dieser Anstalt soll Schülerinnen, welche nach Abschluß des II. Kursus sowohl im Theoretischen wie im Praktischen das von der Schule geforderte und im Prospekt festgesetzte Ziel vollständig erreicht haben, ein Reifezeugnis ausgestellt werden. Aufnahmebedingungen: Ein gesunder Körper, ein ernster Wille, der Bildungsgrad einer mittleren Klasse der höheren Töchterschule und ein Alter von mindestens 18 Jahren.

Älter als diese beiden Vollanstalten für Ausbildung gebildeter Frauen zu Berufsgärtnerinnen sind die mit Haushaltungsschulen verbundenen Gartenbaukurse, deren Zweck es ist, die Töchter und Frauen der Bauern und kleineren Gutsbesitzer für ihren Beruf als Hausfrauen auch in dieser Beziehung tüchtig zu machen. Unterweisungen im Obst- und Gemüsebau und in der Obstverwertung, freilich nur in beschränktem Maße, werden in der unter Leitung des landwirtschaftlichen Centralvereins der Provinz Sachsen stehenden Haushaltungsschule zu Nebra a. d. U. erteilt. Auch in den Lehrplan der Kieler Kochschule auf Wilhelminenhöhe bei Kiel, Gründerin und Vorsteherin Frau Sophie Heuer, sind theoretische Belehrungen über einige Zweige des Gartenbaus aufgenommen worden. Diese Schule ist ein Töchterpensionat und dient ebenfalls dem Zweck, die Töchter des gebildeten Mittelstandes für ihren Hausfrauenberuf vorzubereiten, auch werden in ihr Koch- und Haushaltungslehrerinnen ausgebildet. — Auch im Kanton Luzern (im Bühl, Station Rottwil) ist von dem „Gemeinnützigen Frauenverein" eine Haushaltungsschule für die Töchter der Landbevölkerung gegründet worden, an der jährlich

[1]) Bei der Prüfung waren anwesend und sprachen sich sehr lobend über die Resultate derselben aus: Der Königliche Garten-Direktor Mathieu in Charlottenburg, Professor Dr. Sorauer, ehemaliger Direktor der landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Proskau; Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Wittmack, Direktor der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, Königlicher Garten-Inspektor Lindemut und Königlicher Garten-Inspektor Bogeler in Charlottenburg.

Digitized by Google

dreimal, im Frühjahr vom 6.—16. Mai, an zwei Tagen im Sommer und an vier Tagen im Herbst Gartenbaukurse abgehalten werden, speziell für Obstbaumzucht und den Anbau des Gemüses.

Unter den deutschen Gartenbauschulen, die auch Kurse für Frauen eingerichtet haben, sind zu nennen: die Königliche Lehranstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau in Geisenheim am Rhein, und die Großherzoglich Badische Obstbauschule Augustenberg in Baden. Die Kurse werden, je nachdem sie dem Obst- und Gemüsebau oder der Verwertung der Produkte gelten, zu Beginn des Sommers oder während der Haupternteзeit im September abgehalten, sie umfassen 3, 4 oder 5 Tage. In letzterer Anstalt werden auch milchwirtschaftliche Kurse von 14tägiger und bienenwirtschaftliche Kurse von 10tägiger Dauer abgehalten. —

Aus dieser auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebenden Zusammenstellung ist ersichtlich, daß auf dem betreffenden Gebiet noch viel zu schaffen bleibt; aber ein fröhlicher Anfang ist gemacht, möchte er zu immer weiterer Nacheiferung anspornen.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Der Internationale Frauenkongreß in Berlin.** Über die letzten Versammlungstage (unsere Berichterstatterin mußte, des Drucks unserer Zeitschrift wegen, schon mit dem 3. Tage schließen) ist noch folgendes nachzutragen. Es wurden eingehende Berichte und Vorträge über die Lage der Arbeiterinnen gehalten; dieser Gegenstand fand noch besondere Beleuchtung in den von Frau Schwerin geschickt und taktvoll geleiteten Sektionssitzungen, die allerdings durch die sattsam bekannte Art des Auftretens der Sozialdemokratinnen zum Teil einen stürmischen Charakter erhielten. Die Gesundheitspflege und verwandte Gegenstände fanden ihre Vertretung in Vorträgen von Frau Lina Morgenstern, Frl. Anna Stoch (Oberschwester am Viktoria-Krankenhause in Berlin), Frl. Clara Müseler, Frau Jessen (die warm für die Ferienkolonien eintrat), Herrn Geheimrat Dr. Baer, Mrs. Ormiston Chant, der hochbegabten Vertreterin der Mäßigkeitsbestrebungen in England, Frau Bieber-Böhm, die mit gewohnter Energie und Hingabe für die Sittlichkeitssache eintrat und Frl. Ottilie Hofmann als Vertreterin der Mäßigkeitssache. Über soziale Hilfsarbeit berichtete ferner Frau Auguste Friedemann, über öffentliche und private Armenpflege die auf diesem Gebiet als Autorität bekannte Frau Schwerin, über die Rechtsstellung der Frau die Damen Sera Proelß, Marie Raschke und Anita Augspurg. Einen vorzüglichen Vortrag hielt Frl. Dr. Mensch über das Thema: „Was hat die Frau von der modernen Litteratur zu erwarten?" Großen Beifall fand der Vortrag von Natalie v. Milde über Frauenliebe und -Leben in der Litteratur. — Zum Schluß muß noch erwähnt werden, daß eine der Leiterinnen des Kongresses sich in wenig vornehmer Polemik, deren Ton hier anzuschlagen wir uns nicht entschließen können, gegen eine Äußerung unserer verehrten Berichterstatterin Frau Bely wendet, die es bedauerte, daß die Ausländerinnen die Bekanntschaft der Frauen nicht gemacht haben, die, führend in der Frauenbewegung, an der Spitze des Bundes Deutscher Frauenvereine stehen. Man habe sie, meint jene Polemik im Gegensatz zu fast sämtlichen Tagesblättern, „nicht vermißt." Daß andere anders darüber denken, daß jene Namen doch noch nicht so ganz der Vergangenheit angehören, wie die Verfasserin der Polemik andeuten möchte, beweisen uns zahlreiche Zuschriften aus unseren Leserkreisen, die uns zeigen, daß die warme Pietät, mit der Frau Bely dieser Frauen — bekanntlich sind es Auguste Schmidt und Anna Schepeler-Lette — gedenkt, noch auf recht viel Zustimmung in Deutschland rechnen darf.

* **Von den sechs Abiturientinnen** der Berliner Gymnasialkurse für Frauen sind drei (zwei Medizinerinnen und eine Naturwissenschaftlerin) uneingeschränkt in Halle zum Studium zugelassen worden — auch zur Anatomie und zu den Laboratorien. Drei studieren in Berlin, und zwar zwei Philologie (nur ein Professor hat ihnen hier die Zulassung zu seinen Vorlesungen verwehrt) und eine Medizin. Von den hierfür in Betracht kommenden Professoren hat nur der Anatom ihr die Zulassung verweigert. Die Immatrikulation würde ja solche Vorkommnisse, die ev. ein ganzes Studium in Frage stellen können, unmöglich machen; leider hat man sich immer noch nicht zu dieser einfachen Konsequenz der Zulassung zur Maturitätsprüfung entschlossen. — Die Gymnasialkurse haben zum Herbst eine Neuaufnahme von 21 Schülerinnen gehabt.

Digitized by Google

* **Der hochverdiente Verein deutscher Lehrerinnen in England**, begründet und bis zum heutigen Tage geleitet von Helene Adelmann, konnte am 15. Oktober auf ein zwanzigjähriges Bestehen zurückblicken. Die Feier des Tages wurde zwar auf Wunsch der ersten Protektorin des Vereins, der Herzogin von Teck, verschoben; der Tag erhielt aber eine ganz besondere festliche Auszeichnung durch ein Telegramm der Kaiserin von Rußland, die dem Verein das lebhafte Interesse bewahrt, das sie ihm schon als Prinzessin zuwandte.

* **Für Handarbeitsinspizientinnen** ist der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein seit seiner Begründung eingetreten. (Vielen Leserinnen der „Frau" wird die Thatsache, daß der Unterricht in weiblicher Handarbeit in Deutschland durch Männer inspiziert wird, ebenso neu als amüsant sein.) Ein kleiner Anfang in der Sache wird jetzt in Berlin gemacht, da der Magistrat beschlossen hat, eine Inspizientin für den Handarbeitsunterricht an den Gemeindeschulen anzustellen. Derselben soll die Aufgabe zufallen, den gesamten Handarbeitsunterricht zu überwachen, die Lehrpläne desselben an den einzelnen Schulen zu regeln, den Schulinspektoren als Beirat zu dienen. Zunächst soll eine Stelle geschaffen werden, um Erfahrungen zu sammeln, man darf aber darauf rechnen, daß in absehbarer Zeit eine Vermehrung eintreten wird.

* **In Bremen** eröffnet das Komitee für das Mädchengymnasium am 1. November ein Vortragslyceum, an dem Frl. Dr. Marianne Plehn über: Entstehung der Erde und des Lebens auf der Erde, Frl. Dr. Ricarda Huch über: 1. die Romantiker, 2. die englische Revolution und Frl. Dr. Minkwitz über: 1. das Zeitalter Ludwigs XIV. und 2. das englische Theater vor Shakespeare Vorträge halten. Die Damen sind gleichfalls für das Mädchengymnasium gewonnen, das im nächsten Herbst eröffnet werden wird. — Auch das Münchener Komitee zur Begründung eines Mädchengymnasiums schreitet in seiner Arbeit rüstig vor.

* **Die bayrischen Frauen** haben durch ihre Teilnahme an der bayrischen Landesausstellung in Nürnberg einen ganz ungewöhnlichen Beweis ihres Humanitäts- und Kunstsinnes, ihrer Ausdauer, Intelligenz und Geschicklichkeit gegeben. Sechs bayrische Frauenvereine waren bei der Ausstellung beteiligt. 1. Der Verein Frauenwohl in Nürnberg, der unter seiner überaus rührigen Vorsitzenden Frau Helene von Forster einen so überraschend schnellen Aufschwung genommen hat, spornte zu weiterer opferwilliger Thätigkeit an durch die Ausstellung der Gipsmodelle eines großartigen, von dem Verein für Nürnberg in Aussicht genommenen Arbeiterinnenheims, Wöchnerinnenasyls und Kinderhorts. Über die gegenwärtig von dem Verein in seinen zahlreichen Unterrichtskursen gelösten Aufgaben gaben wohlgelungene photographische Aufnahmen Aufschluß. 2. Der bayrische Frauenverein unter dem roten Kreuz hatte seine schönen Anstaltsgebäude zur Darstellung gebracht und damit einen Blick in seine Wirksamkeit eröffnet, ebenso 3. der St. Marien-Ludwig-Ferdinand-Verein und 4. der unter der thatkräftigen Leitung von Frau Betty Naue stehende Verein Arbeiterinnenheim München. 5. Der Verein Gemeinnütziger Bestrebungen kennzeichnete seine Ziele durch ein Diplom, das einem Dienstmädchen nach 25jähriger Dienstzeit als Zeichen der Anerkennung ausgestellt wurde und 6. der Münchener Künstlerinnenverein hatte Abbildungen von Arbeiten aus seinen Kursen ausgestellt. — Eine Fülle interessanter Nadelprodukte waren von den rühmlichst bekannten bayrischen Frauenarbeitsschulen ausgestellt worden. Die Nürnberger Frauenarbeitsschule von A. Winter hatte mustergiltige Leistungen geboten; würdig schlossen sich an: die Englischen Fräulein in Nürnberg, ferner Ansbach, Zweibrücken, Speyer, Kirchheimbolanden, Niedernburg, Freudenhain-Passau, Neuhaus, Schweinfurt und Rothenburg mit ihren Frauenarbeits-, Haushalts-, höheren Töchter- und Kochschulen. Die Frauen Bayerns dürfen stolz auf diese Leistungen sein.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Berliner Frauenverein

hat vom 1. Oktober 1895 bis zum 30. September 1896 in seiner Krankenpflegestation 35 Kranke verpflegen lassen und zwar 30 verheiratete, 5 unverheiratete Frauen. Von diesen sind 12 vollständig erhalten, die andern durch größere oder kleinere Beiträge unterstützt worden. Die Zahl der Pflegetage betrug 612, wovon auf die vom Verein ganz erhaltenen Kranken 249 kommen. Seit dem Bestehen der Anstalt haben dort im ganzen 602 kranke Frauen ärztliche Behandlung und Verpflegung gefunden.

Die Verwaltung der Station liegt in den Händen einer Kommission, der Frau Dr. Tiburtius (die Begründerin der Anstalt) als Vorsitzende, Fräulein Mary Muchall als Kassiererin, ferner Fräulein Dr. med. Franziska Tiburtius und zwei Vorstandsdamen (Fräulein Helene Lange und Frau Stettiner) des Berliner Frauenvereins angehören. Es werden zunächst die Hausarmen der Vereinsmitglieder und derjenigen Freunde der Anstalt berücksichtigt, die sie durch Beiträge unterstützen. Die Entscheidung über die Aufnahme steht Fräulein Dr. Tiburtius zu. Ausgeschlossen sind nur Kranke mit unheilbaren oder ansteckenden Leiden.

Der Frauenbildungsverein zu Cassel

hat sich in diesem Jahre einer segensreichen Weiterentwicklung zu erfreuen gehabt, zu der das neue Vereinshaus mit seinen vortrefflichen Einrichtungen nach jeder Hinsicht förderlich war. Über die Vereinswirksamkeit im einzelnen ist folgendes zu berichten. Die Gesamtzahl der Schülerinnen der Fachschule (die weibliche Handarbeiten, Zuschneiden, kunstgewerbliche Arbeiten, Zeichnen und Schneidern lehrt) stellte sich im Schuljahr 1895/96 auf 363;

Digitized by Google

an der Kochschule fanden 17 Kurse mit 209 Schülerinnen statt; der Kinderhort nahm 75 Mädchen und 18 Knaben, das Heim 41 Mädchen und Frauen auf, von denen die meisten die Kurse zur Ausbildung von Lehrerinnen besuchten. Wie bedeutend die Thätigkeit des Vereins ist, ergiebt sich daraus, daß der Betriebsumsatz sich auf 61 266 Mark belief. Vorsitzende des Vereins ist Frl. Auguste Förster, stellvertr. Vorsitzende Frau Ida John Wallach.

Der Verein zur Förderung weiblicher Bildung in Hannover

besteht seit Oktober 1892; er veranstaltet jeden Winter einen Cyklus von 20 zusammenhängenden wissenschaftlichen Vorträgen oder zwei Cyklen von je 10 Vorträgen. Die Vorträge sind in den letzten Jahren von 200—400 Zuhörerinnen besucht worden. Außerdem unterhält der Verein Unterrichtskurse für Latein, deutsche und französische Philologie, denen sich in diesem Winter noch ein Kursus für Mathematik anschließen soll. Der Verein hat ungefähr 200 Mitglieder, der Jahresbeitrag beträgt 12 Mark. Der Vorstand besteht aus Frl. A. Honig (Vors.), Frl. B. Harder, Frau Major Quentin, Frau Senior Bödecker, Frau Geh. Oberregierungsrat Kraut.

Der Frauenturnverein zu Hannover

wurde Ostern 1892 gegründet. Vorstand: Frl. A. Honig (Vors.), Frl. B. Harder, Frl. Brandes, Frl. Brink. Es werden zwei Kurse unterhalten, ein Nachmittagskursus und ein Abendkursus. Die Übungen werden von Lehrerinnen der städtischen höheren Töchterschulen geleitet. Mitgliedsbeitrag 10 Mark.

Bücherschau.

„Der Schleifstein" von Maria Janitschek. (Leipzig 1896, Verlag Kreisende Ringe [Max Spohr] Preis elegant broschiert 3 Mark.) Der Schleifstein ist vielleicht von allem, was Maria Janitschek veröffentlicht hat, ihre bedeutendste, jedenfalls ihre reifste Dichtung. Es ist die Geschichte einer Sängerin, an der sich das Goethesche: stirb und werde, erfüllt. Sie heiratet im Bann dunkler Impulse einen Mann, der sie brutalisiert. Früher hat sie in kindlichem und nicht minder brutalem Egoismus sich von ihrer Mutter pflegen und verhätscheln lassen — sie hat es dann in ihrem ängstlich ästhetischen Empfinden nicht vermocht, an das Sterbebett dieser Mutter zu treten. Und nun die Mutter tot ist, muß sie es sühnen. Ihr Mann, der sich unthätig von ihr erhalten läßt, zwingt sie, zu einer schwerkranken Gräfin zu gehen, die er zu beerben hofft. Und nun muß sie täglich alle Schrecken eines langsam vorsichgehenden Sterbens sehen. Und nicht genug damit: mit wunder Brust muß sie vor der Gräfin singen. So stirbt sie unter den Brutalitäten ihres Mannes früh dahin. Aber zuvor hat sie sterben gelernt. Der Egoismus ist von ihr abgefallen, wie von der reifen Frucht die Schale fällt. Sie ahnt im Tode neues Leben und stirbt lächelnd. — Die Charakteristik der Gestalten, namentlich die der alten Mutter, des Mannes und der Gräfin ist tief und reif. Die ganze Dichtung künstlerisch ganz in sich abgeschlossen und vor allem ein Merkstein in der Entwicklung, die Maria Janitschek selbst zurücklegt. Und diese Entwicklung ist — des ist der „Schleifstein" Zeuge, ein Reifen. Von der gleichzeitig von Maria Janitschek erschienenen Skizzensammlung **„Vom Weibe"** (Berlin 1896. S. Fischer Verlag) läßt sich das Gleiche leider nicht sagen. Auch hier ist die psychologische Beobachtung stellenweise von großer Feinheit. Aber diese Skizzen behandeln durchgängig Fragen des geschlechtlichen Empfindens. Und Maria Janitscheks starker lyrischer Subjektivismus macht sich in Behandlung dieser Dinge — wie er sonst ihre Stärke ist — als Schwäche fühlbar. Es ist jetzt Mode geworden, das „Weibempfinden" immer und immer wieder in der Sinnlichkeit zu suchen. Für Maria Janitschek bedeutet das Mitmachen dieser Mode eine Verirrung vom Gebiete ihres ureigenen Könnens.

„Deutsche Lieder" von Franz Evers. (Berlin 1895. Groteske Verlagsbuchhandlung.) In Evers' Gedichten lebt ein eigentümliches Naturempfinden, das feierlich und stilisiert anmutet. Die meisten dieser Lieder verraten den echt empfindenden Künstler, aber sie sind mehr gemalt als gedichtet. Das Naturgemälde ist oft nur als solches gegeben, es fehlt der Stimmungsreflex. Im stilisierten Naturbild aber verrät Evers eine eigene Kraft — man fühlt sich oft an die Gemälde, der Präraffaeliten erinnert. Und in dem Bändchen findet sich doch auch manches Gedicht, das warm zu Herzen spricht und Stimmung unmittelbar übermittelt.

„Der neue Kurs". Litteratur, Theater, Kunst, Journalismus der Gegenwart. Von E. Mensch. (Stuttgart, Levy & Müller, Mark 5,50.) Dr. Ella Mensch giebt in diesem Buch eine Folge von „Neuland, Menschen und Bücher der modernen Welt", das im gleichen Verlage erschien. Die Kapitelüberschriften: Rückblick nach Altland, Die Erscheinungsformen der neuen Lyrik, Moderne Epik, Das Drama der Gegenwart, Führende Geister im Journalismus geben einen Begriff von der Richtung des Buches. Die Verfasserin ist im stande gewesen, diese Kapitel mit einem starken, eigenartigen Inhalt zu füllen. Sie hat ein eigenes Urteil über Menschen und Litteraturerscheinungen und klammert sich infolgedessen nicht an die abgegriffenen Formeln, die gerade in der Litteraturgeschichte noch eine so große Rolle spielen. Sie versteht es, Lebensprozesse zu durchschauen und zu beurteilen. Ein gründliches Studium dient ihren Urteilen als fester Untergrund; auch wo man ihre Ansicht nicht teilt, muß man sie respektieren. So ist das Buch zur Orientierung über den neuen Kurs in der That wohlgeeignet.

Digitized by Google

„Als der Großvater die Großmutter nahm." Ein Liederbuch für altmodische Leute. 3. Auflage (Leipzig, Wilh. Grunow. Preis el. geb. 7 Mark). Wer Freunden, die in der guten alten Zeit jung gewesen, eine originelle Weichnachtsfreude bereiten will, der schenke ihnen dieses Liederbuch für altmodische Leute. Alle die längst verschollenen Klänge „aus Mirtills zerfallener Hütte", von den überaus guten Reichen, die arme Kinder mit Freuden ans Herz nehmen, von Heinrich und seiner Wilhelmine, von Hellmut dem Friedensstörer, den muntren Knaben Franz und Fritz, hat kein Geringerer als Gustav Wustmann wieder für uns auferweckt. Für den Kulturhistoriker bietet die Sammlung das höchste Interesse; eine verschollene Zeit mit ihrem Lavendel- und Thymianduft, ihren Thränenbächen, ihrer kindlichen Einfalt und Gläubigkeit, eine Zeit, die den blasierten fin de siècle-Menschen komisch und rührend zugleich anmutet, steigt vor uns wieder auf; die eingehendste Abhandlung könnte uns den Geist dieser Zeit nicht in dem Maße rekonstruieren wie die Lieder der Hölty und Pfeffel, der Hagedorn, Gellert, Gökingk, der Stolberg und Tiedge.

„Gedanken und Erfahrungen über Frauenbildung und Frauenberuf." Von Dr. med. Anna Kuhnow. (Leipzig, Hermann Haacke.) Die kleine Broschüre bricht eine tüchtige Lanze für unser Geschlecht. Gleiche Bildung für Mann und Frau ist ihre Forderung; die üblichen Einwände pariert sie gewandt. Besonders das stets wiederholte, beliebte Argument, daß geistige Arbeit die Frau körperlich degeneriere, weist die erfahrene Ärztin mit kräftigem Wort zurück: „Solche verderblichen Leistungen bringt nur die Pseudobildung unserer höheren Töchter zu Wege, welche einer geistigen Hohlheit das Mäntelchen einer Papageienerziehung umhängt, die stets nur Fremdes wiedersagen kann und im Selbstgedachten stumm ist." Das Schriftchen sei insbesondere den Vereinen zur Propaganda empfohlen.

„Dramatische Handwerkslehre." Von Avonianus. (Berlin, Hermann Walther. Preis 5 Mark.) Der Titel wird vielleicht manchen erschrecken. Auch noch eine „Dramatische Handwerkslehre", um noch mehr unfähige Dramatiker zu züchten! Aber das Buch will das Gegenteil und wird es erreichen. Man kann nichts Besseres thun als es dem „angehenden Dramatiker", sitze er noch auf Prima oder habe er bereits das erste Vierteljahrhundert hinter sich, in die Hand zu geben. Auf die allermeisten trifft ja das Wort zu: „Die Kraft ist schwach, allein die Lust ist groß," nur fehlt ihnen die Erkenntnis der eigenen Schwäche. An den fein- und scharfsinnigen, durch zahllose konkrete Beispiele, Zergliederungen dramatischer Leistungen und praktische Hinweise gestützten Bemerkungen des „Avonianus," der seinen Namen nicht sinnlos gewählt hat, muß manchem die Erkenntnis kommen. Aber das Buch hat noch einen davon ganz unabhängigen Wert: es bildet eine höchst interessante Lektüre für jeden, dem das Verständnis für feinen Humor, eigenartige Gedanken und plastische Darstellung nicht abgeht. Das ganz Aktuelle — der Verfasser hat sich weise nicht auf die Klassik zurückgezogen, sondern behandelt auch ganz moderne Dramen, wie „Die Ehre", „Der Talisman", „Satisfaktion", „Der Herr Senator" — wird ihm weitere Freunde sichern. Kurz, unter den vielen wertlosen Erzeugnissen moderner Schreibwut ist hier eine wirkliche Leistung geboten.

„Frauenrechte, Frauenpflichten." Von Ilsa von der Lütt (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Preis 60 Pf.). Die Verfasserin giebt zunächst eine Orientierung über die Rechte und Forderungen der Frauen, stellt aber dann auch diesen Rechten Pflichten gegenüber und zwar knüpft sie an den Gedanken eines Dienstjahres im Interesse der Allgemeinheit an, der so vielfach schon erörtert worden ist. Man wird ihn heute, wie so vieles auf diesem Gebiet, für unerfüllbar halten, aber es steckt ein durchaus brauchbarer Kern in diesem Gedanken.

„Weib oder Persönlichkeit." Von Gustav Thudichum (München, Staegmeyer). Eine sehr lesenswerte kleine Broschüre. Ihr Grundgedanke ist der, daß Weib und Persönlichkeit nicht, wie man so häufig meint, Gegensätze sind, daß im Gegenteil auch das Weib, das heute immer noch als Gattungswesen gefaßt wird, dem Gesetz aller höheren Organismen gemäß sich zur Persönlichkeit entwickeln muß, um seine Kulturaufgabe zu erfüllen. Und der Verfasser wagt es, die Konsequenzen aus seiner Theorie zu ziehen und dem Weibe alle Rechte der freien Persönlichkeit zuzuerkennen: ja, er macht von dieser Zuerkennung die glückliche Weiterentwicklung unsrer in schwerer Krise befindlichen Nation abhängig. „Es giebt noch genug gesunde und frische Kräfte im Volke; die große Reserve, die jetzt in der Zeit der Not herangezogen werden kann und muß, das sind die Frauen." Der Satz ist für den Verfasser bezeichnend.

„Hohe Ziele" oder das Wirken der christlichen Jungfrau auf dem Gebiet der Familie, der weiblichen Diakonie und des öffentlichen Lebens, von Agnes Willms-Wildermuth. (Stuttgart, Christliches Verlagshaus.) Das vorliegende Buch bietet manches lehrreiche Kapitel; insbesondere giebt das über die Stütze der Hausfrau, die Gesellschafterin und Repräsentantin zu denken. Über die weibliche Diakonie enthält es viel Wissenswertes, wenn es auch von einer gewissen Einseitigkeit der Auffassung nicht freizusprechen ist, die wir bei der unvergeßlichen und noch heute unersetzten Mutter der Verfasserin bei aller herzlichen Frömmigkeit nicht zu finden glauben.

„Der freiwillige Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen." Ein Versuch zur Lösung der Frage: Was ist das deutsche Volk seinen verwaisten Kindern schuldig? Von Franz Pagel, städt. Lehrer und 1. stellvertr. Vorsitzenden des freiwilligen Erziehungsbeirats zu Berlin. (Berlin NW., L. Oehmigkes Verlag [R. Appelius]. Pr. 80 Pf.) Wir empfehlen das Büchlein der Kenntnisnahme aller derer, die mit uns eine der Hauptquellen der wachsenden sittlichen Verwahrlosung in der vernachlässigten Jugenderziehung sehen. Es giebt eine orientierende Darlegung der Aufgaben und des Organisationsplans des bekannten, am Jubeltage Pestalozzis in Berlin zusammengetretenen Vereins.

Digitized by Google

„Ethische Prinzipienlehre" von Harald Höffding, Professor an der Universität in Kopenhagen. (Bern, A. Siebert.) Vor kurzem haben in Zürich ethisch-sozialwissenschaftliche Vortragskurse, von den Gesellschaften für ethische Kultur veranstaltet, stattgefunden, die ungewöhnlich Vorzügliches boten. Es ist höchst dankenswert, daß diese Vorträge nun dem weiteren Publikum in so leicht zugänglicher Form (in Lieferungen à 15 Pf.) dargeboten werden. Der tiefsinnige und doch so klare Vortrag Höffdings erscheint gerade als erster gutgewählt; unter den folgenden erwähnen wir nur: Prof. Wilh. Förster, Naturwissenschaft und Lebensführung, Dr. J. Jastrow, Die Sozialpolitik in der Verwaltung von Staat und Gemeinde; Prof. Staudinger, Beiträge zur Sozialpädagogik, denen sich weitere hochbedeutende Namen anschließen.

„Zur Frauenfrage" von Eliza Ichenhäuser (Zittau, Pahlsche Buchhandlung). Die Verfasserin hat in dem Büchlein eine Reihe von Aufsätzen gesammelt, die in den verschiedensten Zeitschriften erschienen sind. Es findet sich darunter viel Instruktives über Spezialfragen: z. B. den Stand der Sache in andern Ländern, Polizeimatronen, weibliche Ärzte, Hausindustrie 2c. Die Verfasserin hat nur ausgewählt, was auf ein historisches oder ein aktuelles Interesse Anspruch machen konnte.

„Die schmerzlose Entbindung." Von Prof. Dr. M. Collins. (Leipzig, Th. Grieben.) Ein für die, die es angeht, empfehlenswertes Buch, da es auf dem gesunden Boden der Naturheilkunde steht.

„Gedichte eines Arbeiters." Von Ludwig Palmer. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.) In diesem sechsten Bändchen des „Litterarischen Schatzkästleins" wird uns eine eigenartige Gabe geboten. Es sind die Gedichte eines Eisenarbeiters, der in Schorndorf in einer Fabrik thätig ist. Es läßt sich nicht sagen, daß sie neue Bahnen führen, weder inhaltlich noch formell; um ihrer psychologischen Bedeutung willen aber wird diese Gabe jeden fesseln, den das Leben des Volkes interessiert.

Anzeigen.

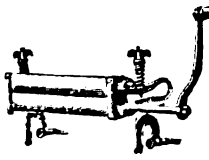
Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Wünschen Sie köstliches Dessert, Sandtorten, Festkuchen?

Dies läßt sich am besten durch **Brown & Polson's Mondamin** herstellen. Dasselbe besitzt einen eigenen Wohlgeschmack und fördert durch seine Entölung bedeutend die Verdaulichkeit der Speisen. Recepte zur Zubereitung befinden sich auf den **Mondamin**-Packeten, zu haben à 60, 30 u. 15 Pfg. in besseren Colonial-, Delikateß- u. Drog.-Geschäften. Für die gute Qualität bürgt am besten das vierzigjährige Bestehen dieser weltbekannten, schottischen Firma. [42

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [19
Berlin W., Mauerstr. 85.



Neu! **Corona-Wringer,**
D. R. P. unter 10jähriger Garantie,
sowie seine als praktisch bewährten
Waschmaschinen, Wäscherollen (Mangeln)
empfiehlt in großer Auswahl zu sehr billigen Preisen
Paul Knopp, Maschinenfabrik,
BERLIN SW., Beuth-Strasse 16 a.
Prospekte gratis und franko. [24

Preußische Renten-Versicherungs-Anstalt.
Leibrentenversicherung zur Erhöhung des Einkommens. **Kapitalversicherung** (für Aussteuer, Militärdienst, Studium). **Sparkasse. Gezahlte Renten 1895:** 3 440 000 Mark. **Vermögen:** 95 Millionen Mark. [4
Prospekte und nähere Auskunft bei der **Direktion Berlin,** Kaiserhofstr. 2.

Die Modenwelt.

Gegründet 1865.

Maßgebendes u. reichhaltigstes Blatt für Moden u. Handarbeiten etc.

Jährlich **24 reich illustrierte Nummern zu je 16 Seiten,** dazu **12 große farbige Moden-Panoramen** und **12 doppelseitige Schnittmuster-Beilagen.**

Schnittmuster nach Wahl gratis!!

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf.** = 75 Kr. (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf. = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. — **Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche den alteingebürgerten Titel benutzen.** — Probenummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen. Berlin W. Potsdamerstr. 38. — Wien I., Operngasse 3. [25

Digitized by Google

Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre

mit **beistehender Schutzmarke bieten die sichere Garantie,** dass sie **durch und durch aus massiv reinem Nickel** hergestellt sind, während die meisten im Handel befindlichen sogenannten Nickel-Kochgeschirre aus plattiertem Eisen, vernickeltem Messing oder Zink bestehen, nach deren baldiger Abnutzung derartige Geschirre unbrauchbar und wertlos werden. Dagegen verlieren die Berndorfer Kochgeschirre den Metallwert nie und werden jederzeit im Umtausch mit M. 5.– pr. Kilo zurückgekauft.

Aus einem Stück gepresst.

Die Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre sind **unverwüstlich,** brauchen innen **nicht verzinnt** zu werden und besitzen absolut **keine gesundheitsschädlichen Eigenschaften.**

Reparaturen sind ausgeschlossen, während z. B. von emaillierten Geschirren das Email abspringt, oder von kupfernen Geschirren das Zinn abschmilzt, wodurch derartige Geschirre reparaturbedürftig, unbrauchbar und gesundheitsgefährlich werden.

Das Kochen in Rein-Nickel erfolgt rascher. Die **Reinigung ist die einfachste.**

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Engros-Niederlage für Deutschland **BERLIN SW.,** Leipzigerstrasse 43, II. [20

Verkaufsstellen befinden sich in allen grösseren Städten.

Prospekte gratis. *Nähere Anfragen beantwortet die Engros-Niederlage.* ***Prospekte gratis.***

Für Kunstfreunde. [13

Unser neuer, vollständiger, **reich illustrirter Katalog für 1896** über Tausende von Photogravuren und Photographieen nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pf. in Postmarken franco zugesandt.

Photographische Gesellschaft Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

Immer dringender fordern ärztliche Autoritäten die Abschaffung des jetzigen panzerähnlichen Korsetts. Sie verlangen vor allen Dingen, das Korsett möge wenigstens über der Magengegend druckfrei getragen und die Hüften von der schweren Last der Kleider befreit werden.

Diesen Übelständen wird durch das **Reformkorsett der Dr. Anna Kuhnow** (D. R. G. Muster 12 602) entgegengetreten. Es hat derart in allen Frauenkreisen Anklang gefunden, daß es nicht nur in den weitesten Kreisen eingeführt ist, sondern z. B. speziell in Leipzig von 22 Professoren und Ärzten dringend empfohlen wird. Mit dem Vorzuge, der Gesundheit in jeder Weise zu nutzen, vereinigt das Korsett die Annehmlichkeit, daß es, nach Maß angefertigt, eine ebenso schlanke Figur wie einen guten Sitz der Taille erzeugt.

Um auch in anderen Städten allen Damen die Anschaffung zu erleichtern, würde ich gerne Reflektantinnen meine Vertretung gegen angemessene Provision übertragen, und bitte ich, sich dieserhalb an meine Adresse: Ferdinande Proskauer, Leipzig-Lindenau, Merseburgerstr. 41 zu wenden.

Wie auf allen

bis jetzt beschickten Ausstellungen, so auch auf der

Internationalen Ausstellung für Hygiene, Volksernährung und Armeeverpflegung,

zu ***Baden-Baden*** wurde

Hausen's Kasseler Hafer-Kakao

mit dem

Ehrendiplom und der goldenen Medaille

preisgekrönt.

Hausen's Kasseler Hafer-Kakao, Schutzmarke Bienenkorb, wird nur in **Cartons à 27 in Staniol verpackter Würfel** zum Preise **von Mark 1** verkauft. Erhältlich in allen **Apotheken,** jeden **Drogen-, Delicatess-** und **besseren Colonialwaarenhandlungen.** Man achte auf die **Packung** und weise werthlose Nachahmungen, welche lose in den Handel gebracht werden, zurück.

22] **Hausen & Co., Kassel.**

Carl Schmidt,

Berlin W., Taubenstr. 23,

empfiehlt f. weltberühmten

Stoffbüsten

zur Anfertigung der [16

Kostüme.

Spez.: Büsten f. j. Körperform.

Keine Anprobe.

Illustrierter Hauptkatalog **umsonst u. postfrei.**

Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen.

33] Tüchtig gebildete

Erzieherinnen

und Damen gebildeter Stände, Kinder gärtnerinnen ꝛc. finden stets reiche Auswahl von guten Vakanzen, sowie billige und bequeme Pensionen im

Gouvernantenheim,

Wien, Praterstraße 41.

Vorsteherin: Frau Sofie Schreiber.

Digitized by Google

Solinger Messer und Gabeln.

Nr. 501 echt Ebenholzheft, Klinge pol. und schön gebogene Stahlgabel.

12 Stück Tischmesser nur Mark 4,50
12 „ Tischgabeln „ „ 4,50
12 „ Dessertmesser „ „ 3,90
12 „ Dessertgabeln „ „ 3,90

½ od. ¼ Dtz. gebe zu Dutzendpreis. ab. Umtausch gestattet. Versand gegen Nachnahme od. Vorhereinsend. des Betrages.

Julius Braun Ww., [26
Stahlwaren-Fabrik, Solingen.

Preisgekr. Int.-Ausstell. Dresden 1894 Musterpaar vers. geg. Eins. v. M. 1,20 fr. Illustr. Preisl. Nr. 59 umsonst und frei.

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

Gebild. j. Damen a. gut. Fam., welche

Klavierlehrerinnen

werd. woll., erh. unt. mäßig. Beding. sorgfältigste musik. Ausb. i. Klavierspiel, Theorie, Pädagogik ꝛc. Pens. u. liebev. Aufn. in der Fam. d. Unterzeichneten. Nur Einzelunterricht, desh. schnellere Fortschritte als auf Konservatorien. Näh. brieflich durch den Leiter der **„Schule f. höheres Klavierspiel" in Görlitz**

F. Petri,
23] Blumenstraße 1, II.

Haushaltungspensionat und Fortbildungsschule f. junge Mädchen. Gründl. Anweisung in **Haus u. Küche, Handarbeitskurse, Sprach-, Mal-, Zeichnenkurse, Klavier- und Gesangunterricht.** Schöne, gesunde Wohnung, beste Verpflegung. Vorzügl. Ref. Prosp., sowie näh. Auskunft d. **L. & C. Wolff, Frankfurt a./M.,** Mittelweg 49 I. [19

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallescheстraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Der Vereinsbote,
Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Singer Nähmaschinen
Anerkannt die Besten der Welt.

Unerreicht in Leistungsfähigkeit und Dauer, und deshalb die verbreitetste Nähmaschine sowohl für den Hausgebrauch, Kunststickerei, wie für alle industriellen Zwecke.

Durch eigene Geschäfte unserer Gesellschaft an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes zu beziehen.

Singer Co., Hamburg, Act.-Ges.
(vormals G. Neidlinger.)
Gratis-Unterricht in der Modernen Kunststickerei.

Handelsinstitut für Damen
1] von Frau **Elise Brewitz,** gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin, **Berlin W.,** Blumenthalstr. 2 II. Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Graphologie.
Charakter-Skizzen nach der Handschrift werden angefertigt à 1 Mark, mit Begründung à 2 Mark. Einzusenden an
32] **E. L. Nollau, Bonn,** Königstr. 89.

Kugel-Gelenk-Puppen
sowie **sämtliche Ersatzteile.**
Eigene Fabrikation.
P. R. ZIEROW,
Berlin N.,
Schönhauser Allee 179.

Verlangen Sie den Katalog [14
des
Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,
sowie der Reformunterkleidung.

Das **Reformkorset,** von ärztl. Autoritäten anerkannt, macht, nach Maß gefertigt, eine schönere Figur als das gesundheitsschädliche Panzerkorset. Das **Reformkorset** wird von allen Damen die einen Beruf haben, als Notwendigkeit betrachtet; es drückt nirgends und läßt die Kleider statt auf den Hüften, durch die Achseln tragen. Jede Dame, die ihre Gesundheit liebt, wird das **Reformkorset** tragen. Jede Mutter wird es für ihre Mädchen kaufen. Der Preis für Kinderkorsets ist von 3,00 Mark an.

Leipzig-Lindenau.
Merseburgerstr. 41.

Frau Ferdinande Proskauer
in Firma
J. Proskauer, Fabrik pat. Artikel.

Direkter Versand zu unseren Engros-Preisen!
Bielefelder Leinen, Tischzeuge, ✱ ✱
Halbleinen, Handtücher, Küchentücher, Taschentücher.
Nur **allerbeste, gediegene** Qualitäten. [21
Ganze Ausstattungen sehr vorteilhaft. Muster frk. an Jedermann.
W. Hinnenthal & Co., Bielefeld F., Gegründet 1874.

☛ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

4. Jahrg. Heft 3. Dezember 1896.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Land!

Novelle

von

Maria Janitschek.

Nachdruck verboten.

I.

Geo Weidmann steckte die Hände in die Taschen und blickte in den Spiegel. Der Mensch, der da heraussah, war ihm widerwärtig. Wenn er nicht in so nahem Verwandtschaftsgrad zu ihm gestanden hätte, würde er sich mit ihm geschlagen haben. So ging das nicht recht. Es hieß in guter Kameradschaft weiter leben. Was verlangte er übrigens?

War er nicht ein hübscher Bursche, besaß er nicht des Mammons genug, durfte er nicht thun und lassen, was er wollte? Dürfen, ja. Eine bitterböse Sache aber, wenn man vor Hunger den Appetit verloren hat. —

Herrn Geo Weidmanns Mutter war eine aus der Provence nach dem rauhen Norden Deutschlands versetzte Südländerin. Von ihr hatte er die großen, dunklen, traurigen Augen. Sie war längst tot, die schöne Mutter, aber der Vater, ein reicher Kaufherr in Bremen, lebte noch.

Geo hielt sich nicht immer bei ihm auf. Er reiste ab und zu in andere nahe gelegene Großstädte und bemühte sich da, sein Geld unter die Leute zu bringen.

Er trank Weine, die vor Alter bitter schmeckten, aber sehr hoch im Preise standen, und lief Mädchen nach, die noch als unreife Früchte am Baum des Lebens hingen.

Manchmal machte er es auch umgekehrt, trank junge Weine und verliebte sich in alte Frauen, der Abwechslung wegen. —

Aber in ihm, ganz tief in ihm, saß ein uralter Sybarit: seine Seele oder wie man es sonst zu nennen beliebt — und machte zu allem, was er begann, ein unbefriedigtes Gesicht.

Dieses Ding in ihm war's, das er so nicht leiden mochte, mit dem er sich gerne gehauen hätte. —

Es guckte in unverschämter Sehnsucht aus seinen Augen und ließ sich gar nicht ver-

Digitized by Google

leugnen. Manchmal machte es sich so intensiv bemerkbar, daß in den freundlichsten Augenblicken, zum Beispiel, wenn ein holdes Mädchen ihm den Becher kredenzte, die Schöne plötzlich ausrief: „Was ist Ihnen, was haben Sie? Weshalb sehen Sie so gottverlassen traurig vor sich hin? Fehlt Ihnen etwas? Sprechen Sie.“ Er sah dann dem hübschen Mädchen mit einem Ausdruck in die Augen, der so viel bedeutete als: Bist du aber einfältig! Von so etwas spricht man nicht, und zu hübschen Mädchen schon gar nicht. —

Dann kam die Zeit, wo Geo eine edle Regung anwandelte. Er wollte ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden.

Er lernte aber bald einsehen, daß die Gegenwart schon so viele nützliche Glieder besaß, daß er, Geo Weidmann, eigentlich recht überflüssig war. Kein Mensch wartete auf sein Eingreifen. Er ärgerte sich, daß er in einer so überaus reichbegabten Zeit geboren war. War nicht fast jeder Mensch entweder Künstler oder Erfinder, oder zum mindesten ein verkanntes Genie? Pferdebahnkutscher machten Verse, Schuster fühlten den göttlichen Funken in sich und nannten sich: Fußbekleidungskünstler, Schafhirten wurden plötzlich zu medizinischen Autoritäten u. s. w. Um Kommerzienrat zu werden, dazu fehlte es Geo an Lust. Es giebt schon so viel treffliche Kommerzienräte auf der Welt. Desgleichen Ärzte, Rechtsanwälte, Seiltänzer 2c. Auch merkte Geo, daß alle diese „Berufe“ ihn unbefriedigt gelassen hätten. Sein Sybarit verlangte etwas anderes, mehr, etwas ganz Hohes, wofür man sich nicht bezahlen ließ, das man schenkte, aus sich herausholte und in fürstlicher Freigebigkeit unter die Menschheit streute.

Und einmal — es war in seiner prächtigen Villa am Osterdeich in Bremen, er hatte nach längerer Abwesenheit eben seinen Vater besucht — sah er in die grauen vorüberziehenden Wolken und dachte nach.

Einen Augenblick vorher hatte er sich geärgert, daß er nicht alle diese entzückenden Backfische heiraten konnte, die einem in Bremen auf Schritt und Tritt begegnen, und plötzlich machte seine Phantasie einen weiten, weiten Sprung.

Wenn ihn andere Gebiete nicht genug lockten, wie war's eigentlich mit dem ewigen Reiche der Religion? Die Mutter hatte so köstliche, fromme provençalische Kirchenlieder gesungen, in denen der ganze Zauber der katholischen Wunderwelt wohnte, und der ehrwürdige Vater mit seinen weißen Brauen und dem wallenden Bart ging jeden Sonntag nach der alten Martinikirche und galt als der thatkräftigste Vertreter des Luthertums. Geo überlegte lange und fand, daß es an wirklich überzeugten religiösen Naturen just keinen Überfluß gab. Wie wär's, schloß er weiter, wenn du dich ganz mit Leib und Seele der Religion in die Arme würfest? Es war ihm von klein auf so viel Respekt vor allem Religiösen eingeimpft worden, daß ihn auf diesem Gebiete alle Frivolität verließ und er ganz ernsthaft wurde. Zumal er Tolstoj verehrte und noch einige andere, die praktische Religion lehrten. Geo wußte wohl, daß zu einem religiösen Genie mancherlei gehörte. Vor allem ein unerschütterlicher Glaube an sich selbst und die eigene Sendung, dann eine tüchtige Portion Menschenkenntnis. Ihm mangelte beides. Aber dafür besaß er zähen Willen, Verehrung für alles Übersinnliche (die Reaktion auf seine Vergangenheit), Geld, Zeit, Freiheit.

Der Vater war freudig überrascht über die Wandlung, die mit dem Sohne vorgegangen war. Er dachte, Geo würde nun Theologie studieren und Pastor werden wollen. Etwa dann einmal später an der Martinikirche angestellt werden.

Geo jedoch schüttelte den Kopf. Theologie studieren? Welche denn? Katholische, evangelische, jüdische? Er wußte nicht im mindesten, welchem Gotteskult er sich anschließen würde. Er wollte vorerst alle Religionen kennen lernen, reisen, lesen, an Ort und Stelle bei den Menschen, die ja der Ausdruck der Gottheit sind, die sie anbeten, Studien machen. Der Vater machte ein ungläubiges Gesicht und seufzte; da würde nun wohl nicht viel Gescheites dabei herauskommen.

Geo blieb einstweilen in Bremen und grübelte in sich hinein. Er hatte viele schlaflose Nächte. Der ernsthafte Himmel hier stimmte auch ihn ernsthaft. Er griff zu allerlei religiösen Schriften. Er überlegte, wohin er zuerst seine Schritte lenken würde.

Er gefiel sich darin, plötzlich ein Ziel vor Augen zu haben. Er wollte, endlich! etwas

Digitized by Google

werden, ein Priester, das Höchste, das ein Mensch werden kann. Es war ihm ein schmerzlich wollüstiges Gefühl, alle seine früheren Verbindungen aufzulösen, allem Luxus, aller Verschwendung ein Ende zu machen, um sich einem Unbekannten, Neuen, Gewaltigen hinzugeben. Er ahnte bereits, wie unendlich er das Neue lieben würde.

Empfindungen, deren er sich gar nicht für fähig gehalten hätte, erwachten in ihm. Ehrfürchtige Schauer durchzogen seine Brust, wenn er erwog, daß er sich von nun an nur mit dem Höchsten, Letzten beschäftigen würde.

Die überflüssige Fülle fiel von seinem Körper ab; er wurde schlank, und sein bisher stark gerötetes Gesicht erhielt eine feine, vornehme Blässe. Das Traurige in seinen Augen verschwand und machte einem milden Leuchten Platz. Wie alle, die in einen neuen Zustand treten, gab er sich ganz diesem Neuen hin und dachte an nichts Anderes mehr. Es war wie eine erste Liebe, was sich seiner bemächtigt hatte, und zwar wie eine Liebe, die nimmer nachläßt, wenn sie einmal da ist. Vielleicht deshalb, weil ihr Gegenstand ein weit entfernter ist, den man nie an die Brust reißen und auf den gleichen Boden mit sich selbst stellen kann.

Kann man Gott wirklich so lieben? fragte sich Geo erstaunt. Und der Sybarit in ihm antwortete: O ja, wie die Sonne und den Sternenhimmel, und das ist eine echte Liebe, denn man wird hell und licht durch sie . . .

II.

Es gab unter seinen Freunden einige Dummköpfe, die den Wechsel in seinen Ansichten nicht begreifen konnten.

Die Klügeren begriffen sehr wohl, daß gerade Leute, denen die Erde nichts mehr zu wünschen übrig läßt, voll Inbrunst die Arme nach etwas ausstrecken, das das „Pathos der ewigen Distanz" an sich trägt. Beispiel: Ignaz von Loyola, Karl der V., in der neuesten Zeit Tolstoj, mehrere Prinzen und Prinzessinnen von bekannten Namen.

Wenn ein Saulus aber zum Anhänger Gottes wird, geschieht das mit demselben Fanatismus, mit dem er früher Lucifer opferte.

So gab sich auch Geo nicht mit ruhiger Gelassenheit, sondern mit Begeisterung seiner neuen Entdeckung hin, daß in Gott nicht nur die ausfüllendste Arbeit, sondern auch die seligste Erschöpfung sei. Er baute nun eine chinesische Mauer kalter Abwehr um sich, ließ kaum jemand Zutritt in seine Wohnung und vergrub sich in einen Berg von religiösen Schriften. Er hatte anfänglich den Glauben als Versuchsstation benützen wollen und konnte nun, wie der Pilger in der Sage vom Magnetberge, von diesem Boden nicht mehr loskommen. Das Naheliegendste war nun, daß Geo mit den Geistlichen seiner Heimatstadt in Verbindung trat, um bei ihnen praktisch in die Schule zu gehen, bevor er eine Universität aufsuchte, um vielleicht Theologie zu studieren. Er vertraute sich einem der bekanntesten und berühmtesten Priester seiner Stadt an. Der Geistliche lächelte über den flammenden Eifer des jungen Bekehrten und ermahnte ihn zur Mäßigung. Er solle sich nicht zu viel mit „himmlischen Angelegenheiten" befassen. Die Religion hätte auch eine praktische Seite. Geo runzelte die Brauen. Dr. Canelius meinte, er müsse nach Berlin zu einem wichtigen Kongreß. Wenn er wiederkehre, wolle er Weidmann auf verschiedene Irrwege aufmerksam machen, auf die er sich zu verlieren im Begriff stände.

Geo fragte interessiert nach den Dingen, die auf dem Kongreß verhandelt würden. Sie wären meist politischer Natur, meinte Dr. Canelius. Ob ein Priester sich auch mit Politik befassen müsse? Die scharfgeschnittenen, geistreichen Züge des Geistlichen durchhuschte ein Lächeln. Gewiß und erst recht. Die Kirche wäre nur dadurch mächtig geworden, daß sie auch die weltliche Herrschaft an sich genommen hätte, wo sie konnte.

Und Dr. Canelius verbreitete sich in kluger und geistvoller Rede über die Pflichten des Priesters im neunzehnten Jahrhundert. Keine Schwärmerei wolle man von ihm, sondern ein kluges Vermitteln des Reiches Gottes mit der Welt. Geo wurde immer stiller unter der Wucht jener glänzenden Argumente. Endlich verbeugte er sich und schritt hinaus. Er hätte am liebsten geweint wie der Junge, dem man erklärt hat, daß nicht das Jesukind, sondern der Dienstmann den Christbaum gebracht hat. Was kümmerte Gott der Streit der Parteien? Er stand hell und groß wie eine stille Sonne

Digitized by Google

am Firmament des Lebens, daß jeder ihn erkennen und lieben konnte. Mußte man wirklich schlau und klug zu Werke gehn, um ihm Seelen zu gewinnen? Geo fühlte einen bittern Geschmack auf der Zunge. Konzessionen machen, das Ewige gleichsam wie ein leckeres Gericht den Leuten entgegenbringen, damit sie versuchen wie's schmeckt, nein. „Halb und Halb" ist gut für die Destille des Lebens, aber wenn es sich um ein offenes Bekenntnis des Geistes handelt?

Weidmann ließ seine Koffer packen, umarmte seinen Vater und reiste ab. Geradewegs in ein einsames Bergthal, Montafone genannt, zwischen dem Bodensee und Tirol. Er wollte dort nachdenken, fernab der klugen berechnenden Welt. Er mietete sich in ein einsames Bergwirtshaus ein. Der Herbst war schon angebrochen, und die paar Sommergäste hatten sich davon gemacht. Auf den Häuptern der wild zerklüfteten, in die Wolken ragenden Berge lag Schnee. Scharfe Winde brausten hinab in die Thäler und erweckten eine Ahnung von dem neun Monate währenden Winter.

Eines Spätnachmittags, als Geo in Gedanken versunken neben einem wild hinstürmenden Bergbache hinschritt, hörte er den süßen Klang eines Glöckchens. Er lauschte erstaunt, wandte sich spähend um und sah endlich einen jungen Geistlichen, von einem ältern Manne begleitet, daherkommen. Die Hände des Priesters drückten einen bedeckten Kelch fest an die Brust. Sein hageres Gesicht war von tiefer Bläße überhaucht; nur die Augen leuchteten. Geo, von einem mächtigen Impulse getrieben, folgte dem seltsamen Paar.

Der Geistliche verschwand in der Hütte eines schwerkranken Bauern. Als er nach längerer Zeit wieder erschien, gesellte sich Geo ihm zu. Ihr Weg führte durch einen steil abfallenden Tannenwald in die Tiefe. Nach kurzer Zeit hatte der Priester ungefähr einen Blick in die Seele seines Begleiters erhalten. Er lud ihn ein, mit ihm zu kommen. Er bewohnte ein halbzerfallenes Häuschen neben einer kleinen, hölzernen Kirche. Der alte Meßner, der zugleich Totengräber auf dem nahen Kirchhof war, bediente ihn. Er bot Geo ein Glas Milch und steinhartes Schwarzbrot an, anderes hatte er nicht. Weidmann bebte vor Kälte in dem kleinen unwirtlichen Raum, der dem Geistlichen als Wohnstube diente. Er fragte Augustinus, wie er es hier ertrage in dieser fürchterlichen Bergwüste, wo der Winter fast das ganze Jahr dauere. „Ich bin sehr glücklich," war die Antwort. „Woher nehmen Sie die Kraft?" Die Wangen des jungen Geistlichen röteten sich sanft.

„Die erhält man, wenn man sie braucht."

Geo sah in das trübselige Talglicht, das Augustinus zu Ehren des Gastes angezündet hatte. Ein Schauer glitt ihm von der Stirne bis in die Fußspitzen hinab. Diese kahlen, ärmlichen Wände, durch die der Sturm pfiff, diese rohen, notdürftigsten Bauernmöbel, das Gesicht des Aufwärters, das selbst einem Totenkopf glich, die Beschäftigung des Geistlichen: bei Nacht und Nebel über unwirtsame Waldwege Sterbenden die letzte Zehrung zu bringen, immer den Tod vor Augen haben, durch den Friedhof, der das Häuschen umgab, durch den Anblick dieses fast immerwährenden eisigen Winters: alles dies ertragen zu können, setzte eine Art höheren Wesens voraus.

„Es ist ein Wunder," stammelte Geo und erfaßte die schlanken Hände des Priesters.

„Vielleicht ist es eines."

„Warum eilen Sie nicht in die Welt hinaus und schreien es in aller Ohren: ‚Brüder, es giebt Wunder. Mein Gott thut sie. Kommt zu mir, ich will ihn euch lehren.'"

Augustinus schüttelte den Kopf. „Was sollte mir das? Was geht mich die Welt an? Nicht einmal der da draußen," er wies nach der Küche, in der der Totengräber am Herde hantierte, „weiß, was in mir vorgeht."

Geo ging's wie ein Blitz durch den Kopf. Dieser hier, war er nicht der Gegensatz jenes andern „Vermittlers?" Jener diente Gott mit einem Auge nach dem Himmel, mit dem andern nach der Erde schielend. Dieser hier hielt beide Augen nach dem Himmel gerichtet. Ihn kümmerte die Welt nicht. Er geht nur zu Leuten, die sterben. Ihnen vielleicht enthüllt er ein oder das andere Geoffenbarte. Sie aber können es nimmer weiter verbreiten zum Nutzen der andern. —

„O, kommen Sie hinaus," rief Geo, „kommen Sie hinaus, erzählen Sie draußen von den starken Händen Ihres Gottes, von

Digitized by Google

seinen Flammen, von seiner Gnade. Mensch, Söhne dieses Gottes sind berufen, die Welt zu erobern."

Der junge Geistliche lächelte mit geschlossnen Augen. „Lassen Sie mich hier. Der Herr kommt nur zu dem Einsamen; zöge ich hinaus, verlöre ich ihn."

„Dann sind Sie ein Egoist; Sie wollen das Wunder für sich behalten. Sie wollen nicht schenken, Geiziger."

„Schelten Sie mich!" der Priester neigte demütig das Haupt. „Christus möge Ihnen verzeihen."

Geo ging fort.

Er ging durch den nächtlichen Wald. Der Herbstwind trocknete seine Thränen. Hoch oben durch dunkle Wolkenklüfte sah ein großer glänzender Stern.

Geo blickte zu ihm auf und wurde ruhiger. „Bin ich ein Narr? Was will ich eigentlich? Ich renne in der Welt umher, um Stufen zur Seligkeit zu entdecken. Die eine ist mir zu glatt, die andere zu rauh. Und — Flügel giebt's nicht." . . .

Er verließ das Montafonethal und trieb sich etliche Monate planlos in der Welt umher. Dann ging er nach Paris.

Hier machte er die Bekanntschaft eines seltsamen Menschen. Er war nicht mehr jung, kahlköpfig, mit ein paar ganz wunderlichen, nach innen gerichteten Augen. Seine Nahrung bestand meist aus Pflanzenkost oder Reis. Er bewohnte ein kahles Hofzimmer, fühlte sich aber hier sehr zufrieden. Geo kam nicht dahinter, ob er vermögend oder arm war. Seine Ansprüche an das Leben waren die denkbar geringsten. Er wollte nach einigen Monaten weiter nach Deutschland reisen, das er noch nicht kannte. Er kam aus Indien, wo seine Eltern, einst dort eingewanderte Franzosen, sich niedergelassen hatten. Er beherrschte vierzehn Sprachen, kannte die ganze Weltlitteratur, war aber so bescheiden, daß Weidmann beschämt über sein eigenes selbstbewußtes Auftreten wurde.

Sie hatten einander in der Bibliothek kennen gelernt, wo beide täglich einige Stunden zu lesen pflegten. Die fast unnatürliche Ruhe des neuen Bekannten, der sich Gaston Teckley nannte, übte einen geheimnisvollen Reiz auf Geo aus. Er suchte Gaston näher zu treten und begleitete ihn bald auf seinen weiten, einsamen Ausflügen in der Umgebung der Stadt. Natürlich erfuhr Teckley bald von dem wunderlichen Seelenzustande seines Gefährten. Etwas wie ein Lächeln huschte über seine fahlen Züge. Dann stellte er allerlei Fragen an ihn. Als Weidmann sie in seiner ehrlichen, etwas stürmischen Weise beantwortete, und Teckley merkte, daß er einen aufrichtigen, wenn auch ein wenig verschrobenen Kauz vor sich hatte, ging er gemach aus seiner Zurückhaltung heraus. Seine merkwürdigen Augen, die meist ins Unbestimmte sahen, gewannen einen festen Ausdruck und richteten sich auf Geo. Dann erzählte er ihm von schönen Büchern, die es gebe, und daß er einmal versuchen solle in ihnen zu lesen. Er brachte selbst mehrere mit, als er Weidmann einmal besuchte. Sie waren in englischer Sprache geschrieben, die Geo wie seine Muttersprache beherrschte. Er las. Anfänglich vermeinte er in einem Märchenbuche zu blättern. Bald war ihm, als höre er leise Wasserfälle um sich rauschen, und sein musikalisches Empfinden erwachte; bald kam er sich vor wie von gestaltlosen Kräften in eine unbeschreibliche dämmernde Einsamkeit getragen, die sich grenzenlos durch alle Himmelsgewölbe hinzog und aus deren geheimnisvollen Schatten die Weltseele zu ihm zu sprechen schien. Es wurde ganz still und andächtig in ihm. Er lag stundenlang mit geschlossenen Augen auf seinem Diwan und blickte in sich und horchte dem Öffnen der Knospen eines neuen Hoffnungslenzes in sich. Dann griff er wieder und wieder zu den wunderlichen Büchern. Auf eine einmal wie zufällig hingeworfene Bemerkung Teckleys begann er sich des Weines und der Fleischspeisen zu enthalten und seine Nahrung nur auf das Notwendigste zu beschränken. Er sprach tagelang nicht, schlief auf einem harten, kühlen Lager, und fing an sich zu bemühen, seine Gedanken voll und ganz auf einen Punkt zu richten, den Punkt, den er eben in seine Aufmerksamkeit ziehen wollte.

Nach einiger Zeit hatte er einen Teil jener Ruhe erlangt, die ihm an seinem Freunde so wohlgefiel.

Eines Tages sagte er zu Teckley:

Digitized by Google

„Was soll ich nun? Hier weiter leben und lesen und nichtsthun, oder irgendwie durch Thaten mich geistig vorwärts bringen? Ich kenne eigentlich noch nicht den Gott, der mich gefesselt hält, aber ich fühle ihn mein Wesen und Denken durchdringen."

Teckley sagte: „Töte nie ein Thier, sei gütig gegen deine Mitmenschen, und bemühe dich immer weniger zu wünschen und zu erwarten. Mehr brauchst du nicht zu thun. Das andere kommt von selbst."

„Und zu wem soll ich beten?"

Da senkte Teckley das Kinn auf die Brust.

„Zu keinem."

Dann, nach einer Weile, meinte Weidmann:

„Und wie nenne ich mich jetzt?"

„Du bist Buddhist."

Geo saß und blickte in sich und hatte der Wünsche immer weniger. Und dann, nach und nach erfuhr er alle die seltsamen Erscheinungen, die der ganz Insichversenkte erlebt. Die Wände verloren ihre Dichtheit für ihn und wurden zu durchsichtigen Kristallen, durch die er hindurch sah; die Stille wurde ihm tönend voll von gewöhnlichen Ohren unvernehmbaren Lauten, und die Nacht lag vor seinen durchgeistigten Augen in hellem Glanz.

Eines Tages sagte er zu Teckley:

„Das Wunder klopft bei mir an."

„Es wird ganz hereinkommen, wenn du es erst so weit gebracht hast, das Gewand deines Fleisches ausziehen zu können und als freier Geist in deinem Körper aus- und einzugehen, wie's dir beliebt."

„Giebt's einen solchen Menschen?" fragte Geo, die Augen senkend.

Teckley zögerte einen Augenblick, dann versetzte er leise: „Mehrere, viele solche giebt es."

„Nenne mir einen von ihnen, ich möcht' ihn sehen."

„Du hast noch Neugierde?" Der Lehrer sah mit leisem Vorwurf den Schüler an. Aber dann sagte er gütig: „Man kann seiner Eigenschaften nur ledig werden, wenn man sie auslebt. Also folge deiner Neugierde. Einer jener Erleuchteten nennt sich Sankàra und wohnt in einem Thale von Thibet."

Geos Augen glänzten.

„Du willst zu ihm reisen, reise!"

Der Meister hatte ihn durchschaut.

Geo zitterte vor Freude und Erwartung, einen Adepten, einen, der viel mehr als ein Mensch sein sollte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Einen, der freigebig bis zur Verschwendung mit den Offenbarungen der Überwelt war, der die Rätsel und zugleich die Rätsellosigkeit der Natur und ihrer magischen Kräfte ergründet hatte, den nur das Mitleid mit den Menschen wieder zur Erde steigen ließ . . .

Geo verließ Paris und schiffte sich in Marseille ein. Von seinem Vater hatte er Empfehlungsschreiben an mehrere bekannte Großkaufleute in Indien erhalten. Teckley gab ihm die Adressen einiger Gesinnungsgenossen mit. So reiste er ab. Er empfand nicht die Strapazen der Reise, keine Besorgnisse vor allen kommenden Anstrengungen. Er sah nur das Ziel vor sich. Er malte sich mit den glühenden Farben seiner Phantasie den Mann aus, vor den er treten würde.

Es war ein Greis mit majestätischen Zügen und langem wallenden Haupthaar. Zwei abgrundtiefe Augen, in denen die Weisheit ihr Obdach gefunden zu haben schien, blickten aus dem heiligen Antlitz. Und Geo sah, wie er zu Füßen dieses Mannes niedersank und das Gesicht in die Falten seines weißen Kleides drückte. O wie würde er aufstehen! Welche Kräfte mochten ihn erfüllen, wenn er sich erhob! . . .

Das Meer rauschte seine heiligen Psalmen in die Phantasien des jungen Menschen.

Eines Tages verstummte es, und Land, ein fremder Erdteil lag unter seinen Sohlen. Was kümmerten ihn die Städte des Orients mit ihrer fremdartigen Pracht, was die Menschen, die Sitten, die Gesetze hier. Er drängte vorwärts, nur vorwärts. Eine fieberhafte Ungeduld verzehrte ihn, machte ihn schwach, fast krank. Aber was galt ihm jetzt sein Körper. Seine Seele schrie nach dem Heiland, dem weißen Greise, der ihm sagen würde: „Früher hast du an einen Gott geglaubt, an einen großen Despoten im Himmel, der die anderen kleiner als sich gemacht hat. Ich aber lehre dich, daß jeder sich selbst beherrschende Sterbliche ein Gott ist, der beliebig im Leibe oder außerhalb des Leibes wandeln darf, für den es kein räumliches noch zeitliches Hindernis giebt." . . .

Digitized by Google

So träumte Geo. Eines Tages kreuzte er die Hände über der Brust.

Die schneebedeckten Zinnen des Himalaya waren aus den Wolken hervorgetreten.

III.

Er fühlte eine kühle und doch warme Luft seine Wangen umspielen. Er sah meilenweite Gärten und Felder, die im durchsichtigen Glanz eines hellern Lichtes als daheim schwammen. Ihm war als hätten alle Blumen des Lenzes Flügel bekommen und wiegten sich in den Lüften. Das waren die Vögel des Orients mit ihrem farbigen Gefieder, die, in fremdartigen Lauten singend ihrer Daseinslust Ausdruck verliehen.

Und über allem ein seltsamer Duft nach Sandelholz und Jasmin, nach köstlichen Früchten, die irgendwo im Laube versteckt sein mußten. Geos Blicke verloren sich nicht in die Einzelheiten dieses wunderlichen Landes; sie suchten immer wieder und wieder die silbernen Gipfel des Beherrschers aller Gebirge der Erde.

Dort in den Spalten seines gleißenden Schneemantels lag irgendwo versteckt das Thal, in dem der Weise wohnte, er, der Wunderwelt herrlichstes Wunder. Und Geo zog mit den schweigsamen Führern, die er sich gemietet hatte, auf dem Rücken seines Kamels weiter und weiter.

Eines Tages kamen sie an einen Hain mit großen Blumen und murmelnden Quellen. Über den breitästigen Fruchtbäumen ragten goldbraune Felsen empor, die von zarten grünen Grasadern durchzogen waren. Weiter oben wurden sie kahler und ernster und verloren sich in Klippen und Zacken, hinter denen noch höhere und immer höhere in unheimlicher Großartigkeit auftauchten. Manchmal flog es wie weiße durchsichtige Schleier über die Gegend. Das waren Nebel, die sich aus den Schluchten loslösten.

Dann ging es wie ein Aufatmen durch die Blumen und Bäume, und ein Augenblick feiernder Stille nahm alle in seine stumme Seligkeit auf. . .

Hier in diesem Hain verließen die Führer ihre Tiere und sprachen mit leisen Stimmen unter sich. Und dann sagten sie zu Geo: „So Herr, nun mußt du allein weiter gehen. Wir dürfen nicht tiefer hinein in das Heiligtum. Der, den du suchst, wohnt im Schatten des mächtigen Nigrôdho-Baumes, hinter dem sich die vier Gewässer des Gartens treffen. Gehe nur mutig vorwärts. Vor der Hütte des Buddha sitzt ein Jünger, der dich zu ihm hineinführen wird."

Und Geo strich sich die Haare aus der glühenden Stirne, stieß noch einen tiefen Atemzug aus und schritt weiter in die smaragdenen Schatten des Gartens. Es wurde stiller und stiller um ihn. Selbst die Vögel schienen hier in der Nähe des Erleuchteten sich andachtsvollem Schweigen hinzugeben. Geo gebot seinem Herzen ruhiger zu schlagen.

„Zittert nicht, Hände," sagte er, „bald sollt ihr den Kleidsaum des Heiligen berühren." Da drang ein leises, ganz leises Tönen an sein Ohr. Als ob Mondstrahlen zu Stimmen geworden wären oder Libellenflügel über Geigensaiten schwirrten. Und unter dem breiten Blätterdach eines Nigrôdho-Baumes tauchten die Umrisse einer Hütte auf.

Auf der Schwelle kauerte ein Mensch, das Haupt in die Hände gestützt, anscheinend in tiefe Gedanken versunken. Bei den nahenden Schritten sah er auf.

„Kann ich Sankâra sprechen?" stammelte Geo. Der Jünger sah ihn einen Augenblick mit seinen halberloschenen Augen an; dann kreuzte er die Hände über der Brust. „Folge mir." Er trat in das Innere des Baues.

„Warte, warte," stotterte Geo, den eine Ohnmacht anwandeln wollte.

Die Majestät des heiligen Greises, von dem er seit Monden träumte, erschütterte ihn, nun er ihr gegenüber treten sollte. Er faßte sich und blickte seinen Begleiter an. Da schlug dieser einen Vorhang zurück, und — Geo sank in die Knie. Aber nur, um sich wieder zu erheben und mit zwei gleichsam verwundeten Augen die Scene anzustarren, die sich ihm bot.

In einem mit glänzenden Stoffen ausgeschlagenen Gemach, das hochstielige Blumen in reichen Gefäßen durchdufteten, stand ein thronähnlicher Sessel. In diesem lag, in schneeweiße Seide gekleidet, ein junger Mensch von fürstlicher Schönheit. Ihm zu Füßen ruhte ein Mädchen, das bei Geos Eintritt

Digitized by Google

hastig einen Schleier vor das Antlitz zog. Aber der eine Blick hatte genügt, ihm das bezauberndste Frauenantlitz zu zeigen. Ein wunderlich geformtes, langes, schmales Elfenbeininstrument mit zwei Saiten, das in ihrem Schoße lag und noch von der Berührung ihrer Finger vibrierte, erklärte ihm die Töne von vorhin. Und Geo sah in dieses Leben gewordene Märchen des Morgenlandes. Er sah mit seinen ehrlichen Augen, die einen Heiligen zu begrüßen gehofft hatten und einen — Sardanapal fanden.

„Bist du Sankâra?" Seine Stimme zitterte schmerzhaft.

Der Prinz richtete sich leicht in seinem Sessel auf. „Ich bin Sankâra."

Geo fühlte zwei Augen, wie die Augen einer Hindin braun und sanft, sich entgegen blicken. Das wie aus dunklem Erz gemeißelte herrliche Gesicht des Indiers dünkte ihm in diesem Augenblick keinem Menschen anzugehören, aber auch nicht dem Uebermenschen, den zu finden er gekommen war. Es war ein fremdartiges Gebilde, das aus einer fremdartigen Schöpfung hervorgegangen zu sein schien.

„Ich wußte, daß du heute kommen würdest."

Das Weib zu Sankâras Füßen erhob sich und verschwand mit seinem Instrument hinter einem Vorhang.

„Du wußtest es, du! Hast du denn Raum in dir, an anderes zu denken als an die schwelgerische Üppigkeit, die dich umgiebt?"

Sankâras Lippen öffneten sich zu einem Lächeln, das zwei Reihen der wunderschönsten Zähne enthüllte.

„Du bist ein Neuling. Eigentlich hätte dich Teckley noch nicht fortlassen dürfen."

In Geos Zügen malte sich lebhafte Bestürzung. „Wie, du weißt . . . hat er dir geschrieben?"

„Nein, er hat mir nicht geschrieben, aber ich wußte es doch."

„So bist du kein — Gaukler?"

Geo warf sich mit ausgebreiteten Armen vor Sankâra nieder.

„Nein, ich bin kein Gaukler."

„Aber weshalb duldest du Seide an deinem Leib, weshalb trinken deine Augen den Anblick der Schönheit, weshalb umkost dich Musik?"

„Es ist der Ring." Sankâras Augen wurden um einen Schatten dunkler und richteten sich über Geos Haupt.

„Es ist der Ring, dessen Wesen du noch nicht begreifst. Als ich noch um Erleuchtung kämpfte und durch jahrtausende lange Wiederverkörperungen mich Schritt für Schritt vorwärts brachte, habe ich mir diese Raststätte unter dem Baum des Buddha verdient. Dieser Körper, den du heute vor dir prangen siehst, war durch lange Leben elend und siech. In meinem vorigen Dasein war ich ein Fürst der That, in diesem bin ich ein Fürst des Genießens und im nächsten" — er hob die Arme in den langen schneeweißen Ärmeln langsam empor — „werde ich ein Fürst der Ruhe sein."

„Und dann," brach es fast schreiend aus Geos Munde, „bist du dann erlöst, frei, fertig mit der Zukunft?"

Sankâra bewegte verneinend den Kopf.

„Dann, nach dem Aufgetrunkensein meiner selbst, wird die Wirkung wieder zur Ursache werden, und ich und du, wir werden von neuem einander begegnen."

„Also hoffnungslos, kein Gott droben im Himmel, bloß der ewige, entsetzliche, leere Kreislauf, das Rad mit der eisernen Rinne, die zermalt und zwischen ihren Furchen gleich das Tote in neuen Keimstoff umsetzt und aussäet!"

Von nebenan ertönte ein weiches Klingen, wie aus der Tiefe bewegter Saiten. Geo lauschte einen Augenblick lang. Dann sprang er auf.

„Dein Ring gefällt mir nicht, o Sankâra." Er hob den Vorhang auf und ließ ihn hinter sich niedergleiten. . . .

Draußen kauerte der Jünger, in tiefes Grübeln verloren. Geo schritt an ihm vorüber. Er schob die hohen, schlankstieligen Blumen ungeduldig zurück, die ihre stillen Gesichter an das seine schmiegen wollten und eilte zum Ausgang des Hains. Hier bestieg er sein Kamel und schlug mit den Führern den Rückweg ein.

IV.

Eines Tages schaukelten ihn wieder die Wellen des Meeres.

Teilnahmslos saß er auf dem Verdeck und schaute ins Wasser. Alles, was er in dieser Zeit that, geschah halb mechanisch aus dunklem

Digitized by Google

Instinkt heraus. Wie ein Nebel lag's über seinem Innern. Er hatte ein festes Gut: die Freude am Leben — gegen ein unsicheres: die Erkenntnis — vertauscht und war dabei zu kurz gekommen.

Die Freude an den Vergnügungen des Alltags hatte sich nicht wieder eingestellt, und die Hoffnung auf Besseres war in weite Ferne gerückt. Wäre es nicht das Klügste, ich machte allem ein Ende? dachte er eines Spätnachmittags, in die Wellen starrend.

Da begann eine laute Bewegung auf dem Schiffe. Die Leute schwenkten Tücher und machten frohe Gesichter. Im roten Abendlichte stieg aus den schimmernden Wasserthälern eine Stadt auf.

Geo rieb sich die Augen. War es möglich! Marseille! Man hatte schon längst die Küste erblickt, aber er in seiner Versunkenheit hatte sich um nichts gekümmert. Mechanisch ließ er sich nun von den andern treiben.

Sein Fuß betrat denselben Boden, den er mit so vielen Hoffnungen verlassen hatte. Er schritt in die Stadt. Da begannen von allen Türmen die Glocken zum Abendgebet zu läuten. Der Himmel tropfte vor Glanz; purpurne Wolken waren um den versinkenden Sonnenball wie Vasallen um ihren Herrn geschart. Bist du Gott? fragten die Augen des Mannes in das große, zügellose Antlitz blickend. Oder giebt's wirklich keinen. Ist das Universum in der That nichts weiter als ein in alle Ewigkeit hinrollendes Rad, bewußtlos, ziellos, ein blinder Mechanismus? Dies war das Credo des Buddhismus. Welchen Gewinn zog die Menschheit daraus? Wurde sie veredelt durch die Aussicht, Tagelöhner der Ewigkeit zu sein? Es ist schön, nicht um Lohn zu arbeiten; aber ein Ziel muß der Schaffende mindestens vor Augen haben.

Hatten diese Menschen etwa eins? Besaßen sie ein Gut und Böse? Wenn ein Lump praßte und seine Mitmenschen zu Tode folterte, sagten sie sanft: Er hat sich seinen gegenwärtigen Lebensfeiertag im vorigen Dasein verdient. Sie kasteiten sich, um gewisse innere Kräfte zu erlangen.

Der schöne Fürst mit dem schönen Weibe zu seinen Füßen, der Adept, nützte er irgend einem Menschen, brachte er einen vorwärts, hatte er in seinem Leben eine Thräne getrocknet?

Die letzten Glockentöne verklangen, nur noch ein ganz kleines Glöcklein irgendwo in der Ferne sang leise. . .

Und plötzlich sah Geo eine wilde Gebirgslandschaft vor sich, eine Nacht mit tausend Sternen, und zwei blasse schweigsame Hände, die einen Kelch an die Brust preßten. . .

Laß mich hier bei meinen Sterbenden; hier ist genug Boden, um dem Herrn zu dienen. Laß mich frieren, darben, verlacht werden von den Menschen, verunglimpft durch ihre Zweifel an meiner Überzeugung, was macht dies? Christus ist mein Meister, er, der den Elenden das Himmelreich verspricht und die Kinder in seine Arme nimmt. . . Geo war's als fiele ein Schleier von seinen Augen.

Wie hatte er diesen Menschen des Geizes, der Gleichgiltigkeit zeihen können! Er war wahnsinnig gewesen. Er hatte geglaubt, ein Gott müsse durch Drommetenstöße verkündet werden, durch Feuerbrände, die von allen Altären loderten.

Hatte er vergessen, daß die Stimme des Lichtes lautlos ist? Daß die Wärme kein Wort sagt, wenn sie dem Frühling die Augen wachküßt? Daß der laute Tag, wenn er vor dem Herrn niederkniet, um ihn anzubeten, zur schweigenden Nacht wird?

O, der Gott, dem solche Söhne dienten, mußte wohl ein gewaltiger Gott sein! In der Rechten trägt er die Weltherrschaft, in der Linken die Gnade . . .

Geo schritt wie ein Traumwandler durch die im Abendrot brennende Stadt. Dann brach ein heimliches Lachen aus seinen Augen. Er warf sich in den nächsten Eisenbahnzug, der nordwärts ging.

Nach drei Tagen stand er vor Augustinus. Sprechen konnte er nicht. Er lehnte sich an die weißgetünchte Mauer der Stube und senkte den Kopf.

Augustinus erfaßte seine Hände.

„Verstehe ich Sie? Und Sie wollten mir beweisen, daß ich, um des Herrn Triumph zu verkünden in die Welt hinaus müsse? Sie sehen: die Welt kommt zu mir."

Sie lächelten und umschlangen einander.

Digitized by Google

Bei den „Jugendlichen“ im Frauengefängnis.

Von

Marie Mellien.

Nachdruck verboten.

In einer der entzückenden Seldwyla-Novellen erzählt uns Keller von dem kleinen Dietegen, einem armen Jüngelchen, eine gar bewegliche Geschichte. Sein böser Stern führt ihn an einen Ort, dessen Einwohner eine sonderbare Vorliebe für allerhand schwierige Rechtsfälle und peinliche Exekutionen hegen und in das Haus eines geizigen Herrn, der den armen Knaben des Diebstahls verdächtigt. Dietegen wird angeklagt, und trotz mangelhafter Beweise und trotz seines zarten Alters von zehn oder elf Jahren, zum Tode durch den Strang verurteilt, einer Strafe, die auch ohne weiteres an dem Ärmsten vollzogen wird.

Kaltes Entsetzen überfällt uns beim Lesen dieser Geschichte und bei dem Gedanken, daß Gottfried Keller, der in allen Chroniken wohlbewanderte Kenner, auch hier auf historischem Boden gestanden haben, daß es wirklich anno Domini 1450 oder 60 vorgekommen sein könnte, daß ein Kind an den Galgen gehängt wurde. Wir freuen uns des Fortschritts der Strafjustiz in den letzten 400 Jahren und blicken mit Stolz auf unser erleuchtetes und humanes Jahrhundert, wo so etwas, Gott sei Dank, nicht vorkommen könnte. Pharisäerstolz! Freilich A. D. 1896 wird kein elfjährig Knäblein mehr gehängt, — aus dem einfachen Grund, weil überhaupt, für die großen wie für die kleinen Diebe, diese Exekution nicht mehr angewendet wird; aber „sanftere Jahrhunderte“ werden kommen, die es auch nicht begreifen werden, daß man in unserer Zeit 12—14jährige Kinder ins Gefängnis sperrte und sie Wochen, Monate, oft sogar Jahre lang darin sitzen ließ, — und denen diese Thatsache fast ebenso viel Grauen einflößen wird, wie uns die Hinrichtung des armen kleinen Dietegen!

Die Thatsache ist vielen unbekannt, daß es im deutschen Strafgesetzbuch einen Paragraphen giebt, wonach ein junger Gesetzesbrecher, der das zwölfte Lebensjahr überschritten hat, „sofern er die zur Erkenntnis der Strafbarkeit der Handlung erforderliche Einsicht besitzt,“ zu einer kürzeren oder längeren Strafhaft verurteilt werden kann. Allerdings steht es dem Richter frei, diese Strafe in Unterbringung in eine Erziehungsanstalt zu verwandeln; aber, soviel mir bekannt, wird von dieser Freiheit nur äußerst selten Gebrauch gemacht. Meist auf dem strengen Rechtsboden des „Sühnebegriffs“ stehend, nimmt der Richter im allgemeinen wenig Rücksicht auf das zarte Alter des Angeklagten, und die Strafen der „Jugendlichen“ fallen oft erschreckend hart aus — wenigstens mit Laienaugen betrachtet.

Aber von Einzelheiten ganz abgesehen — die Gefängnisstrafe an und für sich taugt nicht für Kinder von 12—14 Jahren, für Schulkinder; sie ist nutzlos, wenn sie kurzzeitig, sie ist grausam und schädlich, wenn sie von langer Dauer ist. Trotz der gerühmten „Helligkeit“ unserer Berliner Kinder, sind Schüler und Schülerinnen

Digitized by Google

in diesem Alter —, ich glaube, das wird mir jeder erfahrene Kollege bestätigen — meist außerordentlich kindisch und gedankenlos, zu Spiel und allerhand Dummheiten aufgelegt, ohne Rücksicht auf die Folgen weil ohne Bewußtsein der Tragweite ihrer Handlungen. Auch wenn sie das siebente Gebot samt Erklärung fließend aufsagen können, auch gelegentlich in recht derber Weise über einen Spitzbuben und seine Missethat sich auslassen mögen: nach meiner Überzeugung besitzen viele unter ihnen nicht die „zur Erkenntnis der Strafbarkeit einer Handlung erforderliche Einsicht," wenn sie einmal an fremdem Gut sich vergreifen. Die meisten dieser Vergehen sind Ungezogenheiten, dumme Streiche, deren Bestrafung vor das Forum des Erziehers, nicht des Richters gehören; nach dem alten pädagogischen Grundsatz müßte hier stets der Thäter, nicht die That, beurteilt und die Quelle der letzteren nicht in verbrecherischer Absicht, sondern in der mangelhaften Erziehung gesucht werden. Naturgemäß aber müßte ein solches Kind nicht in das Gefängnis sondern in eine Erziehungsanstalt gebracht werden.

Gehen wir von theoretischen Auseinandersetzungen zu praktischen Erfahrungen über. Noch besteht jener Paragraph zu Recht, noch wandern alljährlich Hunderte von schulpflichtigen Knaben und Mädchen ins Gefängnis. Auch innerhalb der Kerkermauern aber können wir erziehend auf die jungen Seelen einwirken. Um das in bescheidenem Rahmen immerhin wirksam thun zu können, wendete sich vor einem Jahre der Berliner Frauenverein mit einer Eingabe an den Justizminister, Herrn Schönstedt, und erhielt die Erlaubnis, allwöchentlich vier — namentlich aufgeführte — Mitglieder in das Frauengefängnis in der Barnimstraße zu entsenden, „um sich mit den jugendlichen Gefangenen in ihren Zellen zum Zweck der Fürsorge zu unterreden." Diese Besuche sind von drei Damen seitdem regelmäßig gemacht worden. Im ganzen haben wir 86 Kinder und junge Mädchen besucht; wir können also heute schon auf eine gewisse Erfahrung zurückblicken. Ich bitte nun, mir in die Gefängnisräume zu folgen, die wir jeden Dienstag, von 3—5 Uhr nachmittags zu durchwandern pflegen.

So düster das rote Haus mit seinen Mauern und turmartigen Dachaufsätzen erscheint, sein Inneres entspricht nur wenig den unheimlichen Vorstellungen, die wir von Jugend auf mit dem Begriff „Kerker" und „Gefangenschaft" zu verbinden pflegen. Längst vorbei ist zur Ehre der Menschheit jene barbarische Zeit, da die edle Elisabeth Fry zuerst in die Schrecken finsterer Schmutz- und Jammerhöhlen hineinleuchtete, die man vor 70 Jahren noch Gefängnisse nannte. Musterhafte Ordnung, peinliche Sauberkeit, Licht und Luft herrschen überall in den Höfen, Gängen und Zellen dieser Strafanstalt. Die jugendlichen Gefangenen (von 12—18 Jahren) befinden sich sämtlich in Einzelhaft, streng geschieden von den Erwachsenen, wie es erzieherischer Takt und Klugheit gebieten. Die Zellen der Gefangenen sind klein und spartanisch einfach, aber reinlich und gut gelüftet, im Winter wohl durchwärmt; die schmucklosen Wände sind mit Ölfarbe gestrichen, die Einrichtung besteht aus der eisernen Bettstelle, einem Tisch, Stuhl und dem zur Reinigung der Zelle nötigen Gerät. In jedem Kämmerchen hängt ein Exemplar der „Gefängnisordnung," damit die Gefangene stets ihre Pflichten — aber auch ihre Rechte vor Augen behalte und beobachte. In diesem Raume verbringt das Kind seine Zeit in steter Arbeit, hier nimmt es seine Mahlzeiten ein. Die Nahrung ist ausreichend, kräftig und schmackhaft; jedesmal wird sie von dem Inspektor gekostet, ehe die Verteilung an die Gefangenen beginnt. Brot und Wasser sind von guter Qualität. Täglich wird am Vormittag ein Spaziergang von einer halben

Digitized by Google

Stunde gemacht auf einem mit freundlichen Anlagen, grünen Rasenflächen und duftigen Sträuchern geschmückten Hofe, der sich auch recht anmutig von dem Bilde unterscheidet, das man sich von einem Gefängnishof zu machen pflegt. Für das körperliche Wohl der Gefangenen ist also genügend gesorgt, — vielleicht besser als in unzähligen Fällen die häuslichen Verhältnisse der Kinder dies gestatten!

Am Morgen hat jede Gefangene zuerst ihre Zelle mit allem, was darinnen ist, zu reinigen und aufzuräumen; sie muß immer blank und nett, jedes Stück geputzt oder gescheuert sein. Wunderbarerweise ist das für viele Mädchen eine ebenso unwillkommene wie ungewohnte Arbeit. Einzelne weigern sich ganz entschieden, Besen und Scheuertuch zur Hand zu nehmen und müssen erst förmlich dazu gezwungen werden. Dieser Abscheu gegen Wasser und Seife und alles, was dazu gehört, erstreckt sich bei vielen auch auf die Körperpflege. Sie kommen ins Gefängnis mit gebrannten Stirnlöckchen und im modernen Gewande, während ihr Haar lebendige Spuren mangelhafter Pflege und die Wäsche unglaublichste Vernachlässigung aufweist; manche müssen erst angeleitet werden, sich ordentlich zu waschen. — Von diesem Krebsschaden unserer ärmeren Bevölkerung, — dem schreienden Mißverhältnis zwischen einer gewissen schäbigen Eleganz der Kleidung und der entsetzlich mangelhaften Körperpflege wissen alle Erziehungs- und Rettungshäuser ein recht trauriges Lied zu singen. —

Nach dem Frühstück — Kaffee und Brot — beginnt die tägliche Arbeit; die meisten Kinder werden mit leichten einförmigen Handarbeiten, dem Häkeln wollener Tücher, Kleben von Tüten u. dgl. beschäftigt. Leider wird bei den jungen Mädchen nicht dasselbe vortreffliche erziehliche Prinzip beobachtet wie bei den gefangenen Knaben, die man ein Handwerk erlernen läßt, um ihnen später das Fortkommen und den Widerstand gegen neue Versuchung und Sünde zu erleichtern. Ein gründlicher Unterricht in der Hauswirtschaft, im Nähen, Schneidern, Putzmachen würde eine treffliche, sittlich stärkende Wirkung auf die Mädchen ausüben und es ihnen möglich machen, in der Freiheit später auf eigenen Füßen zu stehen und sich ehrlich durchzubringen. —

Jede Gefangene bekommt ein bestimmtes „Pensum," das in einer Woche absolviert sein muß. Es ist so niedrig bemessen, daß viele vor der Zeit damit fertig werden und noch im stande sind „Überpensum" zu arbeiten — wie sie es nennen. Trägheit oder böser Wille bei einzelnen wird mit Kostverlust (Entziehung der warmen Speisen), in besonders hartnäckigen Fällen mit Dunkelarrest bestraft; körperliche Züchtigung ist ausgeschlossen. Die Behandlung ist überhaupt milde und freundlich; die Mädchen stehen durchweg unter weiblicher Aufsicht, und die Aufseherinnen, meist Witwen und Töchter von kleinen Beamten, walten ihres schweren Amtes mit Verständnis und einem warmen, mitfühlenden Herzen. Leider sind sie durch die Aufsicht und Pflege der viel zahlreicheren Erwachsenen, besonders der täglich zur Verbüßung ganz kurzer Polizeistrafen eingelieferten Dirnen so in Anspruch genommen, daß ihnen für den erziehlichen Einfluß im Verkehr mit ihren jugendlichen Pfleglingen keine Zeit übrig bleibt.

Wöchentlich viermal wird die einförmige Arbeit in der Zelle durch den Schulunterricht unterbrochen, an dem alle Jugendlichen teilnehmen müssen. Von einem angestellten Lehrer wird im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion unterrichtet. Es existiert nur eine Klasse, so daß die allerjüngsten, moralisch noch unbescholtenen Schülerinnen hier mit größeren Mädchen zusammenkommen, die sittlich oft schon entsetzlich verwahrlost sind. Trotz der sorgfältigsten Aufsicht ist es dem Lehrer nicht möglich, den Verkehr zwischen ihnen zu verhindern, und so kommt es leider vor, daß gerade in den

Digitized by Google

Stunden, wo Gemüt und Geist der Gefangenen in straffe pädagogische Zucht genommen und sicherlich manch goldenes Samenkorn in die jungen Seelen gestreut wird, auch wieder so manches Herz durch den Pesthauch des Lasters vergiftet wird, durch ein heimlich geflüstertes Wort, ein verstohlen zugesteckes Blättchen einer älteren geriebenen Mitschülerin.

An jedem Sonntag wird in der Gefängniskapelle Gottesdienst für die Jugendlichen abgehalten. Außerdem beschäftigt sich der Prediger der Anstalt auch an mehreren Wochentagen mit der Seelsorge der armen Verirrten. Die katholischen Kinder sind weniger gut bedacht: für sie wird nur alle vierzehn Tage an einem Mittwoch Messe gelesen, gerade am Tage des Herrn fehlt es ihnen also an dem milden Sonnenschein, der tröstlichen Erquickung durch Gottes Wort, was mir sehr beklagenswert erscheint. Der Grund für dieses Sparen mit den geistlichen Gaben soll in dem Mangel an priesterlichen Kräften zu suchen sein, der jetzt noch in der Berliner Diöcese herrscht.

Ein hübscher Brauch ist es, daß am Sonntag Nachmittag den Kindern gute Bücher, auch weltlichen Inhalts, zur Lektüre gegeben werden, während ihnen in der Woche das neue Testament und das Gesangbuch Erbauung und Belehrung gewähren. Solch ein Sonntagsbuch ist eine Quelle innigsten Entzückens für die jungen, einsamen Menschenkinder. Oft tönt ein Nachklang davon noch durch die begeisterten Worte, mit denen sie mir Dienstag davon erzählen: „Ach was für ein schönes Buch mir der Herr Lehrer vorigen Sonntag gegeben hat", — woran sich dann auch wohl eine kurze Angabe des interessanten Inhalts schließt. Ich kenne ein junges Mädchen, die aus tiefstem Herzensgrunde für Poesie schwärmt und auf der Schiefertafel sorgfältig alle kleinen Reime und Versfragmente aufzeichnet, die in ihren Büchern vorkommen, sie dann auch Wort für Wort auswendig lernt und mir mit strahlenden Augen aufsagt. Es ist die „schwerste" unter allen unsern Verbrecherinnen, — denn sie ist wegen: „Brandstiftung" mit vier Jahren Gefängnis bestraft. Ein thörichtes, leidenschaftlich erbittertes Kind von 12 Jahren, hat sie einst die Scheune ihres Brotherrn in Brand gesteckt, „um ihn recht zu ärgern"; erst nach mehr als zwei Jahren kam ihre Schuld an den Tag, — und seit ihrem fünfzehnten Jahre sitzt sie bei der Häkelarbeit in ihrer Zelle, schon drei lange Jahre! Als wir sie zuerst kennen lernten, war sie fast menschenscheu, verbittert und verschlossen; jetzt ist sie frisch und heiter — wenigstens an den Besuchstagen, — voll von kindlichem Vertrauen zu uns und von rührendster Dankbarkeit für jedes freundliche Wort. Sie ist eine von denen, die, wenn wir den schweren Hauptschlüssel umdrehen, der uns das Schloß der Zellenthür öffnet, uns schon an der Schwelle mit glückseligem Lächeln empfängt. Sie hat die besten Vorsätze für die Zukunft, und nach menschlichem Ermessen wird sie wohl auch einmal ein brauchbares Glied der Gesellschaft werden — eine wirklich „Gebesserte". —

Freilich, die meisten sind freigebig mit Versicherungen, „daß sie anders werden wollen, wenn sie erst wieder draußen sind"; manche zeigen wirklich Reue und Zerknirschung über das begangene Unrecht, während andere standhaft ihre „Unschuld" beteuern — oder doch wenigstens die Hauptschuld auf die Schultern irgend einer „Freundin" abwälzen wollen. Nur sehr, sehr wenige sind verstockt und trotzig, auch dem freundlichsten Zureden, der eindringlichsten Ermahnung gegenüber; das sind stets die bereits sittlich Verdorbenen. Wie Homer vom Sklaven sagt, er verlöre mit der Freiheit zugleich die Hälfte seines Wertes, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß ein Mädchen, das leichtfertig seine weibliche Ehre von sich geworfen hat, damit zugleich

Digitized by Google

den größten Teil seiner besseren Eigenschaften einbüßt. Sie zeigt fast immer eine empörende Herzenskälte, auch gegen ihre nächsten Angehörigen, oft gegen das eigene Kind, eine Schamlosigkeit, die längst zu erröten verlernt hat und von ihrem schmählichen Lebenswandel spricht, als wäre es ein ehrenhafter Beruf. Charakteristisch für diese Unseligsten, die ganz Hoffnungslosen, ist auch ihre Gleichgiltigkeit gegen die Religion und alles, was damit zusammenhängt. „Das interessiert mich gar nicht", antwortete mir ein bildhübsches sechzehnjähriges Mädchen dieser Art, als ich sie nach ihrer Einsegnung fragte. Sie setzte allen unseren Bemühungen, ihr einen ehrenhaften Beruf zu erschließen, hartnäckigen Widerstand entgegen und antwortete zuletzt noch auf meine schmerzlich-mitleidige Frage: ob sie denn auf den Weg des Lasters zurückkehren wolle? — mit einem entschlossenen: „Ja". Den Blick, der diese Absage an alles Gute und Edle in der Menschennatur begleitete, werde ich niemals vergessen. —

Die überwiegende Mehrzahl aller unserer Pfleglinge ist wegen Diebstahls bestraft, je eine wegen Brandstiftung, Körperverletzung, Hausfriedensbruch, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Beleidigung, Vergehen gegen das Nahrungsmittelgesetz, Urkundenfälschung — und — wegen schwerer Unsittlichkeit. Die Dauer der Strafhaft schwankt zwischen 10 Tagen und 4 Jahren; am häufigsten kommen Strafen von 4—8 Wochen vor. Selbstverständlich stammen die meisten jungen Verbrecherinnen aus den armen und ärmsten Schichten unseres Volks; doch sind mir auch Töchter von Beamten, Kaufleuten, Gartenbesitzern u. a. m. in der Gefängniszelle begegnet. Ziemlich oft finden sich uneheliche Kinder, auffallend selten Vollwaisen darunter. Ein erschreckend hoher Prozentsatz der Jugendlichen ist bereits „vorbestraft", wenn auch nur durch einen Verweis. —

Unsere Aufgabe ist es, „uns zum Zweck der Fürsorge mit den jugendlichen Gefangenen zu unterreden". Dabei thun wir manchen Einblick in die verworrenen, dunklen Pfade, auf denen solch ein unentwickeltes Menschenwesen auf die Bahn des Verbrechens geraten ist, oder doch in Gefahr steht zu geraten; wir machen oft gar wunderliche Erfahrungen. Vor mir steht ein gut gekleidetes, niedliches, intelligent blickendes Mädchen von 15 Jahren. Nach den üblichen Vorfragen nach Alter, Familie, Heimat, Religion u. s. w. erkundige ich mich, — immer mit leisem Zögern, einem unwillkürlichen Senken der Stimme, denn ich weiß wie weh allen, auch den Verdorbenen diese Frage thut! — welches Vergehen sie hierher geführt hat? Unter strömenden Thränen, stockend und errötend gibt sie mir die Antwort: „sie sei bei ihrer Tante zum Besuch gewesen und hätte so gern einmal Karussel fahren mögen; die Tante aber habe ihr das nötige Geld verweigert — und da habe sie ihr heimlich siebzig Pfennige aus der Tischlade genommen, um ihren Wunsch zu befriedigen." Ich sehe sie ernst, zweifelnd an. „Das ist ja sehr merkwürdig! Darum hat deine Tante, — deines Vaters Schwester, — dich gleich angezeigt?" — „Ach, nicht gleich! Erst nach einem Jahr, wie Tante sich mit Vatern gezankt hatte — da ist sie hingegangen und hat mich verklagt."

Diese Erzählung ist typisch für gewisse Berliner Kreise und die zwischen „Freunden" und Verwandten herrschenden Beziehungen. Eine große Zahl solcher Diebstähle werden nicht gleich angemeldet, sondern immer erst nach längerer Frist — oft nach Jahr und Tag, wenn die betreffenden Familien sich entzweit haben und die eine auf ein recht wirksames Mittel sinnt, „es den andern mal zu zeigen." Wäre es nicht möglich, daß der Strafrichter eine solche verspätete Anzeige eines immerhin

Digitized by Google

geringfügigen Delikts zurückwiese? Es ist eine alte, bewährte Erziehungsregel, daß bei Kindern die Strafe dem Vergehen auf dem Fuße folgen soll, nur dann kann sie bessernd wirken. Welchen wirklichen Wert aber kann für das schnellvergessende Kind, von dem man doch nicht erwarten wird, daß es wegen eines Diebstahls von siebzig Pfennigen oder eines getragenen wollnen Rockes dauernd von Gewissensqualen verfolgt wird, wie Orest nach dem Muttermord, eine Strafe haben, die es sechs Monate oder Jahr und Tag nach der Missethat „ereilt." Die sogenannte Sühne wirkt nur erbitternd auf den jugendlichen Thäter, erweckt in ihm ein Gefühl tiefsten Grolls gegen das harte, ihm ungerecht erscheinende Urteil und vor allem gegen „die alten Petzen", die das halbverschollene Vergehen so spät ans Licht gebracht haben, vielleicht auch den innigen Wunsch, sich an diesen letzteren ausbündig zu rächen und es das nächste Mal klüger anzufangen!

Ein Häuflein Kinder spielt auf dem Hofe, wo eben Holz gefahren worden ist; die dreizehnjährige Anna B. — ein kleines Ding, zart wie eine Elfe, mit einem Cherubsköpfchen und winzigen Händen und Füßen und in ihrer geistigen Entwicklung nicht weiter als in der körperlichen, so daß man sie für höchstens zehnjährig halten könnte — schlägt vor, die aufgeschichteten Kloben gemeinschaftlich „klein zu machen." Aus dem benachbarten Keller wird flugs ein altes Beil geholt, und in der frischen Freude an der Arbeit, die den Kindern zum Spiele wird, vergißt die kleine Bande das ungefragt „entliehene" Werkzeug wieder an seinen Ort zu bringen. Erst später fällt es der Rädelsführerin ein, daß sie eigentlich etwas Unerlaubtes gethan hat; sie versteckt daher das corpus delicti schleunigst in der mütterlichen Wohnung, unter allerhand Gerümpel und denkt nicht weiter daran. Nach mehreren Tagen vermißt der Eigentümer sein Beil, erfährt durch die Kinder, wo es geblieben ist; es werden Nachforschungen angestellt, und Anna, die natürlich hartnäckig leugnet, wird überführt und dem Gericht übergeben, das sie auf fünf Wochen ins Gefängnis schickt.

Eine sechzehnjährige Verkäuferin aus unbescholtener Familie entwendet aus dem Posamentiergeschäft, wo sie angestellt ist, einige Strähnen farbiger Seide — um eine recht hübsche Stickerei für eine Freundin anzufertigen. — Die dreizehnjährige Agnes P., deren Mutter seit anderthalb Jahren lungenkrank im Hospital liegt, ist bei weitläufigen Verwandten „auf die Ziehe" gegeben. Nach einiger Zeit wird sie umgeschult und braucht einige neue Hefte und Bücher. Trotz wiederholten Drängens und Bittens erhält sie das dazu nötige Geld von ihrer Ziehmutter nicht; voll Aerger und Ungeduld geht sie an die Wirtschaftskasse, nimmt ein paar Groschen heraus und schafft dafür die erbetenen Bücher an. Die Zieheltern geben sie an, und sie kommt auf vier Monate ins Gefängnis.

Zwei Freundinnen, Dienstmädchen von 15 und 16 Jahren, stehlen ihrer Herrschaft fünf Mark — um einmal auf einen Maskenball zu gehen! — Eine andere entwendet eine Summe, um sich eine seidene Schürze zu kaufen. Sehr häufig ist ein goldener Ring, überhaupt ein Stück Geschmeide, das Ziel der Sehnsucht, das auf ungesetzlichem Wege erreicht wird.

Seltener kommen Fälle leichtsinniger Gutherzigkeit in der Art des heiligen Crispinus vor. So stahl ein fünfzehnjähriges Mädchen, während ihre Herrschaft verreist war, eine Menge Kohlen aus ihrem Keller, um einer notleidenden Familie, deren Oberhaupt schwer erkrankt war, die Stube zu wärmen. Hier kann natürlich niemals von irgendwelchem Verständnis für die „Strafbarkeit der Handlung" die Rede

Digitized by Google

sein; das Kind handelt rein instinktiv, von Mitleid bewegt, ohne Überlegung. Höchstens schwebt ihr in schwachen Umrissen die Hoffnung vor, daß ihre Herrschaft nachträglich ihre Gutthat sanktionieren müsse. Da ihr das nun ganz selbstverständlich erscheint, so bleibt ihr Gewissen in vollster Ruhe. Die Rückkehr ihrer Dienstherren im nächsten Sommer, wo kein Mensch mehr heizt und sie folglich den frommen Kohlenraub längst vergessen hat, bringt dann freilich bittre Enttäuschung — Untersuchung und schimpfliche Strafe!

Unter den 70—80 jugendlichen Diebinnen, die wir in diesem Jahre besucht hatten, waren höchstens zwei oder drei, die geradezu aus Not, aus barer, schrecklicher Not, sich an fremdem Eigentum vergriffen hatten, und zwei von diesen hatten ihre Notlage selbst auf das leichtfertigste verschuldet, da sie ihren auswärts wohnenden Eltern heimlich fortgelaufen waren, um sich in Gesellschaft einiger „Freundinnen" die Herrlichkeiten Berlins anzusehen. — Sehr merkwürdig ist das Bestreben der meisten Jugendlichen, den Verdacht, aus Not gehandelt zu haben, der für jeden Verständigen einen mildernden Umstand bedeutet, aufs entschiedenste zurückzuweisen. „O nein, — nicht aus Hunger! ich hatte es gar nicht nötig" — so protestieren die armen dummen Dinger, wenn man die Vermutung ausspricht, sie seien durch die traurige Notdurft des Lebens auf den Weg der Sünde getrieben. In der That reden sie damit auch die Wahrheit. Bei den Recherchen, die wir über die häuslichen Verhältnisse unserer Pfleglinge anstellen, haben wir fast nie solche Armut gefunden, daß wir sie als Erklärungsgrund des Vergehens ansehen könnten. Keine leibliche — aber wohl geistige Not allerschlimmster Art war fast überall der Nährboden dieser unzähligen kleinen Strafhandlungen, — die unglaublich mangelhafte häusliche Erziehung! Ich weiß sehr wohl, daß ein großer Psychiater wie Lombroso von „geborenen Verbrechern" spricht, daß andere berühmte Kriminalpsychologen in der „Vererbung", der Abstammung von Verbrechern, Entarteten, Alkoholikern die Wurzel alles Übels sehen, und daß von einer Selbstverantwortlichkeit des jugendlichen Verbrechers, einer durch freien Willen getroffenen Wahl zwischen Gut und Böse in dieser weitverbreiteten Schule gar nicht mehr die Rede ist. Nach dieser Lehre sind alle unsere Thaten „Würfe in des Zufalls blinde Nacht" — und logischerweise dürfte ein solches Menschenkind für sein Vergehen niemals zur Verantwortung, geschweige denn Bestrafung herangezogen werden. — Ich bin aber von diesen modernen Lehren durchaus nicht überzeugt worden und betrachte jedes normal beanlagte Menschenkind als ein freies, sittliches Wesen, das zum Guten geführt werden kann, wenn nur die leitende Hand stark und fest genug ist, ihm Widerstandsfähigkeit gegen Versuchung und Verführung — ihm innern Halt und wahres Gottvertrauen zu geben. Das aber vermag die Erziehung nimmermehr, die der großen Mehrzahl unserer ärmeren Kinder zu teil wird. Die Eltern sündigen an ihren Kindern verhältnismäßig selten durch Härte und übermäßige Anforderungen an ihre Kraft, wiewohl auch bei unserer Thätigkeit Fälle grausamer Mißhandlung durch den Vater uns bekannt geworden sind; aber sie schädigen die Kinder fast überall — und dieser Vorwurf trifft hauptsächlich die Mütter — durch grenzenlose Verwöhnung und Verhätschelung, der Töchter zumal, und durch eine unglaublich schlaffe Auffassung in sittlichen Fragen. Von Kind auf lernt das Berliner Kind, auf den äußeren Schein, auf Putz und Tand hohen Wert legen, Vergnügungen aller Art als die Hauptsache im Leben betrachten, sich, soweit es möglich ist, keinen Wunsch versagen. Diese Affenliebe der Mutter geht so weit, daß sie sich lieber selbst die doppelte Arbeit auferlegt, nur

Digitized by Google

damit das Töchterchen sich nicht anstrengen soll. Daher die unglaubliche Unwissenheit unserer Pfleglinge in allen wirtschaftlichen Arbeiten, von der ich schon oben sprach. Hier noch einige Beispiele.

Die vierzehnjährige Tochter eines ehrlichen, armen Tischlers wird wegen Fundunterschlagung eingesperrt; am ersten Morgen soll sie ihr Lager in der Zelle in Ordnung bringen. Ratlos starrt sie die sie freundlich unterweisende Aufseherin an, stottert endlich verlegen: „Das kann ich nicht!" „Ei, du großes Mädchen, hast du denn zu Hause nicht dein Bett gemacht?" — „Nee — das hat immer Mutter gethan." Bei meinem Besuch in der elterlichen Wohnung bestätigte die Mutter, eine schwächliche zarte Frau mit sechs kleineren Kindern die von Marie P. gemachten Angaben. —

Die 15jährige Bertha H. hat ein halbes Jahr wegen eines ziemlich dreisten Diebstahls — sie hat eine goldene Uhr aus dem Laden eines Juweliers entwendet — im Gefängnis gesessen. Etwa zehn Tage nach ihrer Entlassung suche ich sie bei der Mutter auf und erkundige mich bei dieser, ob das kräftige, gesunde Mädchen zu ihrer Beschäftigung in einer Waschanstalt zurückgekehrt sei. Entrüstet fährt die Frau auf: „Gott bewahre! erst muß sich das Kind doch ein paar Tage ausruhen." — Leider ist es bei diesem Ausruhen auch weiterhin geblieben, und leichtsinnig und träge wie sie war, hat Bertha dann den breiten, bequemen Weg der Schande betreten.

Rosa M. wird, kaum zwölfjährig, wegen wiederholten, schweren Diebstahls mit einem Jahre Gefängnis bestraft. Das kleine verkümmerte Geschöpf ist bereits eine ganz abgefeimte Taschendiebin, die ihre Strafthaten mit kältester Überlegung und raffinierter Gewandtheit ausführte. Die eigene Mutter erzählt der recherchierenden Dame unter Thränen, daß Rosa schon von der Wiege ab betrogen und gestohlen habe, daß kein sauer verdienter Groschen vor ihren Fingern sicher gewesen sei, daß man nach ihrer Verhaftung auf dem Hofe eine förmliche Schatzhöhle mit geraubten Dingen gefunden habe u. s. w. — Trotzdem wird es uns schwer, den Eltern klar zu machen, daß Rosa nach verbüßter Strafzeit einer von frommen Schwestern geleiteten trefflichen Erziehungsanstalt anvertraut werden müsse, und erst nach wiederholten Besuchen und Briefen geben sie endlich ihre Einwilligung dazu. Seit einigen Monaten ist das Kind nun in dieser liebevollen und sorgfältigen Obhut und fängt an, fleißig und gehorsam zu werden, sich in die strenge Ordnung des Hauses zu fügen — kurz, sie macht Anstalt sich zu bessern. Da erscheinen nun die Eltern, um das liebe Kind zu besuchen, thun schön mit ihr und bringen ihr Zuckerwerk, sogar bares Geld mit. Und nach jedem solchen Besuch verfällt Rosa in ihre alten schlechten Gewohnheiten und verrät durch trotzige Blicke und dreiste Bemerkungen, daß sie nicht übel Lust hätte, den guten Schwestern davonzulaufen und ihr altes Leben wieder aufzunehmen! — Und wenn sie diesem bösen Triebe gehorcht, — wenn sie eine Diebin und noch Schlimmeres wird — wen trifft die Schuld? Wie in unzähligen analogen Fällen einzig und allein die Eltern mit ihrer laxen Moral und ihrer thörichten Affenliebe.

Es ist ein wirkliches Unglück, daß in solchen Fällen die elterliche Gewalt nicht zu Gunsten des Staates aufgehoben oder doch beschränkt werden kann! Uns blutet oft das Herz, wenn wir einen unserer Pfleglinge, der ernstlich anfing, über das Leben nachzudenken und gute Vorsätze zu fassen, der nur jetzt noch einer strengen Zucht und liebevoller, unabläßiger Aufsicht bedurft hätte, um ein ordentliches Mädchen zu werden,

Digitized by Google

wieder zurückkehren sehen in das Elternhaus, in die alte verderbliche sittliche Stickluft, wo kein starker Arm sie stützt und hält. — Nach Monaten hören wir dann wohl: „Die N. N. ist wieder rückfällig geworden; sie ist schon seit einiger Zeit in Wronke." (Strafanstalt für weibliche Gefangene in Posen.) Oder es wird uns auch die schmerzliche Überraschung eines Wiedersehens in der erst vor kurzem verlassenen Zelle zu teil.

Einen Menschen versinken sehn — nicht im reißenden Strom, dessen Wirbel ihm raschen Tod bereiten — sondern im Sumpf, im zähen, kalten, widrigen Schlamm, langsam, Zoll um Zoll — und daneben stehen müssen und durch eine dämonische Gewalt gehindert sein, ihm die Hand zu reichen, die ihn in einem Augenblick aus der gräßlichen Umschlingung befreien könnte, — nur wer das einmal erlebt hat, muß das Gefühl hilfloser Verzweiflung nachempfinden können, das uns in diesen Fällen erfaßt, — und den brennenden Wunsch, daß eine Zeit kommen möge, wo den Freunden der verlassenen, verirrten Jugend solche Erfahrungen unbekannt bleiben. Darum ist unser beständiges, immer aufs neue, bald als Klage, bald als Anklage laut werdendes Ceterum censeo: Verbessert die Erziehung, oder vielmehr gebt den Armen die Erziehung, die sie zu Hause entbehren müssen — bereitet ihnen Asyle, wo sie Schutz finden vor Versuchung und Sünde — und vor denen, die so oft ihre schlimmsten Feinde sind, durch böses Beispiel, Gedankenlosigkeit, Verhätschelung, — ihren eigenen Eltern! So werdet ihr vorbeugend dem jugendlichen Verbrechertum steuern und keine Gefängniszellen für Kinder mehr bauen müssen.

Wenn aber das Unglück einmal geschehen ist, dann sorge man in gleicher Weise für die Bestraften, die Entlassenen! Es giebt eine große Anzahl wohlthätiger Anstalten, deren Pforten diesen Armen gastlich offen stehen — wenn sie nur eintreten *wollten*. Es giebt tausend hilfreiche Hände, die sich ausstrecken, um die Mädchen zu retten und zu stützen, sobald sie das Gefängnis mit der Freiheit vertauscht haben, — aber viele gehen vorbei und *wollen* sie nicht ergreifen. Da müßte das *Gesetz* eingreifen mit unerbittlichem Zwange. Wie es die Kinder nötigt, auch gegen ihren Willen und gegen den Willen der Eltern lesen und schreiben zu lernen und der Schulzucht sich zu fügen, so sollte ein anderes Gesetz die Verwahrlosten, die sittlich Schlaffen oder Verdorbenen zwingen, in einer andern Schule sich lehren zu lassen: zu arbeiten, zu gehorchen, ihre Pflicht zu thun gegen Gott und Menschen. Ein solcher Besserungszwang könnte eine sehr segensreiche Ergänzung unseres Schulzwanges werden.

So lange aber ein solches Gesetz nicht existiert, muß die freiwillige Liebesarbeit, zumal der Frauen, sich dieser Ärmsten unter den Armen annehmen. Die Fürsorge für die Gefangenen gehört zu den heiligsten und wichtigsten „Werken der Barmherzigkeit"; es steht im Evangelium Matthäi 25 geschrieben: „Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist; ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich gekleidet" — aber auch gleich danach: „Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen!"

Digitized by Google

Weihnachtsgeschenke.

Von

Ernst Heilborn.

Nachdruck verboten.

Unter dem Weihnachtsbaum stand eine Wringmaschine. Wir fanden das alle sehr unpoetisch.

Die Poesie ist eine vornehme Dame geworden. Wenn man als Kritiker eine Vernunftehe mit ihr eingegangen ist — sehr glücklich sind solche Ehen nie — wie oft hat man ihr vorzuwerfen: sei schlichter, gieb dich natürlicher, trage dich einfacher, mache keine fremden Moden mit! Aber sie mißtraut der kühlen Vernünftigkeit, auch da, wo ihr zu mißtrauen zufälligerweise kein Grund vorhanden ist. Mit wenigen Auserwählten tritt sie segnend in arme Stuben und teilt Not und Mühen des täglichen Lebens; aber das Gros des Publikums wie der Schriftsteller speist sie mit festlichen Soireen ab. Die Poesie der Weihnachtsgeschenke —? Man deutet auf ein paar Broncen (sie dürfen aus Zinkguß sein), auf Majolikaschalen, auf venetianische Gläser und japanische Nippes. Mehr oder weniger künstlerische Luxusgegenstände, die so, unter der Flagge der Poesie, in die festlich geschmückten Weihnachtszimmer segeln.

Freilich, es giebt eine Poesie des Luxus, eine echte Poesie, nur daß ich sie in Deutschland selten gefunden habe. Sie macht den Luxus zu Komfort. Sie kann nur da wohnen, wo ein ganz individueller Geschmack aus der Vielheit die Einheit zu schaffen vermag und dem Luxuriösen den Stempel des Selbstverständlichen aufzuprägen das Geschick hat. Wo zu künstlerischem Verständnis die Einsicht dessen kommt, in welcher Umgebung das Künstlerische künstlerisch wirkt. Aber verlorene Luxusgegenstände, deren Familienbeziehungen zu echter Kunst oft dazu sehr problematischer Natur sind, machen die Wüstenei moderner Zimmereinrichtungen zumeist nur trostloser, augenfälliger. Warum also diese fabrikmäßigen Luxusgegenstände zu den poetischen Weihnachtsgeschenken par excellence adeln?

Ich sehe mich in meinem Zimmer um. Unter den vielen gleichgiltigen Gegenständen ein paar Dinge, die mir die Gewohnheit, die sanfte, graue Freundin, lieb gemacht hat. Das Tintenfaß, zu dem ich die Feder führe — es war auch einmal ein Weihnachtsgeschenk. Ich mag zwölf Jahr alt gewesen sein, als man es mir schenkte, und es ist vielleicht für einen zwölfjährigen Knaben geeigneter, als für einen Erwachsenen. Man hat mir auch häufig damit gedroht, mir ein neues schenken zu wollen, aber ich habe der Drohung widerstanden; ich könnte mich schwer nur davon trennen. Ist es nicht ein Hauch wirklicher Alltagspoesie, der Gegenstände täglichen Gebrauchs lieb und wertvoll macht? Wie Freunde, von denen man sich nicht trennen kann, schon deshalb nicht, weil man sich so oft über sie geärgert hat? Geschenke, die im Lauf der Jahre sich fester und inniger ein Heimatsrecht erobern, sie sollten unpoetisch sein, nur weil sie alltäglich und notwendig sind?

Digitized by Google

Ich kannte einen feingebildeten Mann, der es sich ernstlich verbat, ihm „alles was zur Leibes Notdurft und Nahrung gehöre", zu Weihnachten zu schenken. Das kaufe er sich selbst, sagte er. Und in gewissem Sinne hatte er Recht. Als Kinder schon haben wir alle es beinah als Beleidigung empfunden, wenn der Anzug, den wir doch ach! so unumgänglich brauchten, feierlich unter dem Weihnachtsbaum lag. Wir nahmen ihn unsanft beim Arm und legten ihn aufs Sofa; in die gewählte und lustige Gesellschaft der neuen Spielsachen paßte er nicht. Und dann — wie alles im Lauf des Lebens Ansehen und Bedeutung wechselt! — als ich ein Junggesellendasein führte, lag einmal eine Spickgans, mit blauem Bändchen um den wohlgemästeten Rücken zierlich ausstaffiert, für mich unter dem Weihnachtsbaum. Ich fühlte keinerlei Antrieb, sie auf das Sofa zu tragen.

Die Wringmaschine unter dem Weihnachtsbaum fanden wir alle sehr unpoetisch. Ich aber möchte fragen, wie kam die Wringmaschine in die weihnachtliche Umgebung?

Sie hatte sie sich gewünscht, und er hatte ihr gesagt, „liebes Kind; zu Weihnachten": — ich gebe zu, das ist sehr unpoetisch. Aber wenn die zwei — sie müssen mit ihrem Einkommen haushalten, und bei der großen Wäsche muß die Frau womöglich selbst mit Hand anlegen — an einem freien Abend vor Weihnachten durch die Straßen schlendern, in ein Geschäft treten und die unpoetische Maschine sorgsam aussuchen; oder wenn er von selbst auf den Gedanken gekommen ist, ihr ihre Arbeit zu erleichtern — dann kann ich die Wringmaschine unter dem Weihnachtsbaum gar so „unpoetisch" nicht finden.

Die Frage nach den Weihnachtsgeschenken ist immer eine Frage nach der Individualität des Schenkers und des Beschenkten. Wie jedes Geschenk soll es ein stiller Vermittler zwischen zwei Persönlichkeiten sein. Könnt' es sprechen, es müßte sagen: siehst du, er hat dich verstanden; er nimmt teil an dir und deinen Gedanken. In den Läden stehen die Dinge stumm und dumm nebeneinander. Aber es giebt nicht nur einen Kampf mit dem Objekt — die Stellungnahme des Menschen zu den Dingen hat seine ganze Stimmungsskala. Die kennen oder erraten, darin wurzelt die Poesie des Schenkens. Sie ist individualistisch, wie mehr oder weniger alle Poesie es ist. Sie ist tröstend und sanft, weil sie dem Menschen erzählt wie er vom Menschen verstanden worden ist. Sie ist ganz weihnachtlich, und sollte sie — in einer Wringmaschine verkörpert unter dem Tannenbaum stehen.

* * *

Ein deutscher Philosoph hat einmal behauptet, das erste große Ereignis im Leben des Menschen sei der Augenblick, in dem er als Kind zum ersten Mal das Wörtlein „Ich" gebrauche. Und in der That, so ein junges Ich segelt die erste Zeit zumeist mit freudig geblähten Segeln in das Meer des Lebens hinaus. Aber mit den Jahren wird das anders. Es kommt die Zeit, in der ein jedes Ich — mit großem Anfangsbuchstaben feierlich geschrieben — sich klein und matt fühlt und verzagt. Bis wieder nach Jahren dasselbe Ich trotz aller Zweifel und Bängnis an eignem Wert und an eignem Können sich mit sich abgefunden hat und sich der Welt gegenüber durchsetzt. Bis dann auch dieser Kampf in lächelnder Resignation seinen Waffenstillstand, wenn's glückt, seinen Frieden findet. Und in all diesen Stadien sehnt sich das Ich nach Verständnis. Und wenn man von einer Kunst des Schenkens sprechen will, dann muß sie, so oft sie geübt wird, immer wieder von neuem aus diesem Verständnis des fremden Ichs erblühen.

Digitized by Google

Es liegt eine Huldigung in jedem recht gewählten Geschenk. Man huldigt der Persönlichkeit, indem man ihr beweist, daß man ihren Wünschen und ihrem Geschmack nachspürt und beiden Anerkennung zollt. Das rechte Geschenk bezeugt die Berechtigung der Persönlichkeit. Darum liegt etwas Tröstendes in solchen Geschenken, weil sie einem sagen, daß das eigene Ich in seiner Eigenheit bei anderen Billigung findet. Zumal in den Jahren der Entwicklung, in denen sich die ersten Zweifel regen, gilt das. Und diese Huldigung, die sich hinter dem Geschenk birgt, kann sich bis zu feinster Schmeichelei erheben. Das Geschenk kann sagen: so hoch schätzt man deine Reife, deine intellektuellen Fähigkeiten, deinen Geschmack, daß man dir zutraut, an einem solchen Geschenk Freude zu finden.

Und auf die Geschenke, die man den Kindern unter den Weihnachtsbaum legt, sollte das alles nicht zutreffen? Auch der werdenden Individualität kann man im Geschenke sagen: du bist mit deinen Wünschen auf vernünftigem Wege. Freilich, die moderne fabrikmäßige Spielwarenindustrie hat es den Eltern schwer gemacht, der Individualität ihres Kindes nachzugehen. Die Freude der Kinder an solchen Spielsachen beschränkt sich denn auch meist auf ein Anstaunen und auf ein Entzweimachen; denn sie wissen nichts damit anzufangen. Es ist mit all den Dingen, die man zur Weihnachtszeit hinter den Schaufenstern der Spielwarengeschäfte sieht, auch wirklich nicht viel mehr zu machen, als sie aus dem Kasten zu nehmen, sie aufzubauen und sie wieder „ordentlich" in den Kasten hineinzulegen. Darum soll man den Kindern mehr Material, aus dem sie etwas fertigen können, als fertige Dinge schenken. Und darum sollte die schöne, alte Sitte nie aussterben, daß Eltern ihren Kindern die Weihnachtsgeschenke zum Teil selbst herstellen. Großer Kunstfertigkeit bedarf's ja dazu nicht.

Am ärgerlichsten empfanden wir als Kinder immer die Geschenke, hinter denen wir einen erziehlichen Zweck witterten. Das ist das Feingefühl des Kindes, das inne wird, daß ihm da ein Zwang angethan werden soll, wo es anerkennende Nachsicht zu finden hoffte. Man soll nicht dem Knaben, der auf der Censur ein „Ungenügend" in Botanik hatte, eine Blumenpresse zu Weihnachten schenken! Das widerspricht der Symbolik des Geschenkgebens überhaupt. Und es widerspricht auch den einfachsten pädagogischen Grundbegriffen. Man muß die Kinder nicht mit pädagogischen Mauern umgeben, man muß sich vor einem Zuviel der Erziehung so sehr wie vor einem Zuwenig hüten. Und in diesem Zuviel wird heutzutage gesündigt. Selbst das Weihnachtsfest wird, ich möchte sagen, heimtückisch dazu ausgenutzt, den Kindern in den vergoldeten Nußschalen, die an dem Lichterbaum hängen, pädagogische Pillen beizubringen. Das Verständnis für Freiheit, für die eigne wie für die, die man den Kindern zu bieten hat, nimmt in dem heutigen Deutschland eben erschreckend ab. Ein Cirkusbesitzer, der neue Schulpferde ankündigt, schreibt an die Litfaßsäulen: in Freiheit dressiert. Das sollte von Menschen in gleicher Weise gelten. Wir aber spiegeln uns, im Licht des Weihnachtsbaumes, zumeist in unserer eigenen pädagogischen Vortrefflichkeit.

Auf den weihnachtlichen Sündenzettel der Eltern gehört auch der „Wunschzettel," den sie ihre Kinder zu Weihnachten schreiben lassen. Sie halten das für pädagogisch, denn er muß orthographisch fehlerlos sein. In Wirklichkeit ist auch der Wunschzettel der Idee des Geschenkgebens zuwider, denn er erspart das, worauf es ankommt: nachdenken, was dem Kinde Freude macht. Er wird auch schließlich nur zu einer Art Rechnung, in der verschiedene Posten meist noch unbezahlt bleiben. Ich erinnere

Digitized by Google

mich, daß ein findiger Pädagoge, dem der deutsche Unterricht der Quarta von Staatswegen anvertraut war, uns einmal einen solchen Wunschzettel als Aufsatzthema aufgegeben hat; er wollte wohl aktuell sein. Wir aber wünschten uns in besagtem Aufsatz nur Schulbücher, unsern Fleiß zu dokumentieren: „römische Geschichte für die reifere Jugend"; „der Hauslehrer im Lateinischen, ein Übungsbuch für die Quarta"; „der perfekte Mathematiker nebst einer Anleitung zum Kopfrechnen". Beurteile ich heute den Mann, der auf ein so pädagogisch tiefsinniges Aufsatzthema vielleicht ganz selbständig verfallen ist, richtig, so hat er vor seiner Klasse von Stund an tiefen Respekt bekommen.

* * *

Wenn die Geschenke auf dem weißen Tischtuch prangen und der Baum angezündet ist, es muß zu der Kunst des Schenkens noch ein anderes hinzukommen, das Fest freundlich zu machen: die Kunst sich beschenken zu lassen, die Grazie des Nehmens.

Ein Geschenk kann zu einer Beleidigung werden, sobald man herausfühlt, daß der Geber etwas für sich damit erreichen wollte. Ein Geschenk kann verstimmend wirken, sobald man sich in dem Gedanken bedrückt fühlt, es nicht erwidern zu können. Es gehört ein gut Teil innerlicher Freiheit dazu, sich beschenken zu lassen. Die Freiheit, welche die Persönlichkeit über die zufälligen Güter des Lebens stellt. Ich meine, sie ist selten geworden heutzutage, diese Freiheit, aber ohne sie ist ein rechtes Weihnachten dennoch undenkbar. Man weiß, wozu es ohne sie wird: zu einem großen Tauschgeschäft, das Zeit und Geld ärgerlich in Anspruch nimmt. Aber ist nicht jede echte Freude ein Kind innerlicher Freiheit?

Es ist auch nicht immer leicht, seine Freude über ein Geschenk zu zeigen. Und in dem Gefühl, es thun zu müssen, thut man sich Zwang an und schämt sich gleichzeitig des angethanen Zwanges. Unfreiheit überall. Die Grazie des Nehmens ist zu einem Vorrecht der Kinder geworden. Nur wenige Erwachsene haben sie in ihr Leben hinübergerettet.

Wenn der Baum mit seinen freundlichen Lichtern und seinem Stern „Friede auf Erden" uns Jahr für Jahr neu ersteht, ich kann ein Gefühl tiefer Wehmut nie überwinden. Er erzählt von soviel verlorenen Hoffnungen, verlorenem Vertrauen, verlorenen Freuden. Was die Jugend unbewußt besitzt, es ist so schwer, es sich im Leben bewußt zurückzuerobern. Das Beste geht dabei verloren. Und der Baum mit seinem tiefen Grün fragt: weißt du, wie du dich damals freutest als Kind? — Heut suche ich andern Freude zu machen, ist die verlegene Antwort; das ist schwer. Es ist noch schwerer, sich selbst zu freuen.

Die innerliche Freiheit des Kindes — Weihnachten predigt sie den Erwachsenen.

Die kleinen Lebenskünstler sollen aber auch lernen, anderen eine Freude zu machen; dazu ist Weihnachten da. Die Freude des Nehmens haben sie, sie sollen die Kunst des Schenkens lernen. Den Eltern und den Geschwistern sollen sie eine Kleinigkeit arbeiten oder von ihrem Ersparten kaufen. — Der Gedanke ist hübsch und richtig. Nur daß er, aus der Theorie in die Praxis übersetzt, nur da hübsch und richtig bleibt, wo der Trieb zum Schenken schon vorhanden ist. Ob man den bei zwangsweiser Anfertigung von Weihnachtsgeschenken lernt oder ob ihn nicht vielmehr ein rechtes Familienleben mit der Zeit ganz von selbst giebt — das zu entscheiden überlasse ich den klugen Leuten.

Digitized by Google

Auf dem Abreißkalender prangt eine 22 unter dem Wort „Dezember.“ Die Eltern einer töchterreichen Familie sind endlich einmal einen Abend ausgegangen. Deshalb große Versammlung im Kinderzimmer. Alles arbeitet. Die älteste Schwester, „die immer fertig wird“, hatte angefangen, zur allgemeinen Arbeit vorzulesen. Aber die Zweite hat sie energisch bedeutet, endlich aufzuhören, da sie sich schon zum drittenmal verzählt habe. Darauf allgemeine Stille. Darauf ein wütender, thränenreicher Aufbruch und ein Niederwerfen der Arbeit: „ich werde doch nicht fertig“! Auf die liebevolle Frage: „wann wärst du auch je fertig geworden“, nimmt die Betreffende die Kaffeedecke, auf der sich die bestickten Stellen wie Inseln im Weltmeer verlieren, wütend wieder auf. Lieblich duftend verbreitet sich der Geruch gebrannten Holzes durch das Zimmer. Die Zehnjährige steht auf und bespült ihre Augen mit Wasser aus der Waschschüssel. Der Arzt hat ihr verboten, abends bei Licht zu arbeiten, und ihren Schularbeiten gegenüber befolgt sie das mit heroischer Konsequenz; aber Weihnachten ist ja nur einmal im Jahr. Inzwischen hat die Jüngste wieder eine eindringliche Ohrfeige bekommen. Auf dem Glückwunsch, den sie für die Eltern zu Weihnachten schreiben darf, hat sie das Wort „Segen“ klein geschrieben. Es ist Ohrfeige Nummer 7, die gerade auf Wort Nr. 30 kommt.

Kein Fest, dessen Poesie wir armen, thörichten Menschen mit so ausbündiger Narrheit parodieren, wie die des Weihnachtsfestes. In den Tagen schlingen wir die Kette des Zuvielzuthunhabens mit doppelt verzweifelter Anstrengung uns um den Hals. Vor Weihnachten erfüllt ein Jahrmarktstreiben die großen Städte, auf jeden Einkauf kommt ein unverhältnismäßiger Zuschlag an Wartezeit, und alte, ehrwürdige Damen holen sich Rheumatismus, weil sie nur noch vorn auf der Pferdebahn Platz finden. Hausfrauen seufzen: ach wär's erst vorüber! Am heimtückischsten aber parodieren die Novellisten die Weihnachtsstimmung in den Familienblättern. Sie lassen immer wieder das arme Kind am heiligen Abend im Schnee erfrieren, nur um jedwedem Leser das übliche warme Regenwetter von Grund aus zu verleiden.

Und doch — alldem gegenüber klingt es beinahe paradox — es giebt eine Weihnachtspoesie. Zu sagen, worin sie besteht, vermag ich nicht. Ich weiß nur, daß an dem Abend die Liebe an viele Herzen pocht, die sonst nichts von ihr wissen. Die einen nennen sie göttlich, die andern menschlich, aber sie ist doch für alle dieselbe und allen eine frohe Botschaft. Ich weiß auch, daß am Weihnachtshimmel ein Stern aufgeht und daß der, der diesem Stern nachgeht, in ein Haus und in ein Zimmer geführt wird, das er lange nicht betreten hat und das ihm doch wohl bekannt ist. Ein Weihnachtsbaum steht darin, und um den Tisch stehen neben Lebenden längst Verstorbene. Es ist das Zimmer, in dem du als Kind dein Weihnachten gefeiert hast.

Ich weiß wohl, daß viele sich hüten, diesem Sterne nachzugehen. Manche haben auch guten Grund dazu. Aber gerade ihnen erzählt dann an einem einsamen Weihnachtsabend das Heimweh ergreifend von Weihnachtspoesie.

* * *

Von Weihnachtsgeschenken sprechen, und die Armen vergessen? Ich habe in manchem Hause gestanden, in dem am Weihnachtsabend neben dem Familientisch ein Tisch für Arme gedeckt war; ich habe manchen Korb mit Sachen in entlegene Stadtgegenden tragen sehen. Aber das ist stille Thätigkeit, die der Worte nicht bedarf. Die mit dem Schweigen, hinter dem sie sich versteckt, ihren keuschen Reiz verliert.

Digitized by Google

Ob diese Liebesthätigkeit immer das rechte Ziel findet? Vielleicht sind viele dieser Weihnachtsgaben an den Beschenkten verloren; für den Geber sind sie's nie.

* * *

Ein Weihnachtsgeschenk giebt's, das ich mir selbst schon seit einer Reihe von Jahren immer wieder mache. Es ist in Berlin Sitte geworden, in den Wochen vor Weihnachten Anzengrubers Weihnachtsstück „Heimg'funden" zur Aufführung zu bringen. Ich sehe es mir alljährlich an. Es ist soviel echte, kernige Weihnachtspoesie darin, und das Schicksal waltet mit den Menschen so weihnachtlich freundlich. Und liegt nicht schon in dem Wort „Heimgefunden" ein gut Teil aller Weihnachtsstimmung beschlossen?

Ich will nicht zuviel davon sagen. Denn mein Hinweis darauf — sei mein Weihnachtsgeschenk für die Leserinnen dieser Plauderei über „Weihnachtsgeschenke".

Ada Negris „Stürme".

Skizze

von

Dr. **Fred Kiemann.**

Nachdruck verboten.

Plötzlicher Ruhm ist ein gefährliches Geschenk. In der betäubenden Luft des Weihrauchs, den die Menge für ihre Günstlinge bereit hält, ist schon manches vielversprechende kraftvolle Talent erschlafft und hat sich verleiten lassen, am Anfang des steilen Weges stehen zu bleiben, wohin der Blick der kurzsichtigen Menge seine Schritte noch begleiten kann, statt rüstig zum Gipfel emporzustreben, zu dessen ferner Höhe ihm freilich nur das scharfe Auge weniger in schweigender Bewunderung zu folgen vermag. Es ist ein mühseliger Weg, den wahrhafte Kunst zu gehen hat und der Versuchungen zu frühzeitiger Rast sind gar viele. Der sittliche Ernst, der den echten Künstler zum Ausharren bei seiner Aufgabe stärken soll, geht in dem Lärm, mit dem besonders in der Gegenwart Mode und Reklame schnell von jedem in die helle Beleuchtung des Ruhmes und der Anerkennung gerückten Talente Besitz ergreifen, leicht genug verloren, und der Beifall der Menge wird nur zu oft das Signal zum Schaffen in flacher Mittelmäßigkeit.

Die junge italienische Dichterin, deren Name seit etwa zwei Jahren plötzlich einen weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinausreichenden Klang erhalten hat, Ada Negri, zeigte schon in ihrer ersten Schöpfung, der Gedichtsammlung „Fatalità," einen so heiligen Ernst und eine so strenge Auffassung von den Pflichten des Künstlers und gleichzeitig eine solche Kraftfülle und Elastizität des Geistes, daß man von dem berauschenden Zauber des allgemeinen Beifalls, der sie alsbald in ungewöhnlichem Maße umbrauste, für die fernere künstlerische Entwicklung der Dichterin keine nachteilige Einwirkung zu befürchten brauchte. Unlängst ist sie nun mit einer neuen Sammlung von

Digitized by Google

Gedichten auf dem Plane erschienen, der sie den Namen „Tempeste" („Stürme")[1] gegeben hat. Hallte ihr erstes Buch von der Klage über das persönliche Verhängnis wieder, das ihr Leben von Kindheit auf mit dem Unglück verkettet hatte, so sind diese neuen Lieder mehr der Allgemeinheit geweiht: Stürmen gleich sollen sie über das Land dahinbrausen, dem kommenden Unheil der sozialen Revolution ein warnender

Ada Negri.

Nach einer Aufnahme der königlichen Hofphotographen Guigoni & Bossi in Mailand.

Vorbote, die Herrscher von heute sollen sie aufrütteln, daß sie vielleicht noch versuchen, die dräuende Flut zurückzudämmen, aber auch die Armen und Unterdrückten zur Selbstbesinnung auf ihre Menschenwürde aufrufen, als echte Stürme sollen sie mit ihrer Wucht niederwerfen, was alt und morsch geworden ist, und bis in die tiefsten Tiefen dringend, den Schmutz und das scheu versteckte Elend emporwühlen, und reinigend

[1] Stürme (Tempeste). Gedichte von Ada Negri. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe. Berlin. Verlag von Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler. Berlin 1896.

Digitized by Google

endlich, wie Stürme der Natur, sollen sie über die moderne Gesellschaft hinwegfegen. So wenigstens glauben wir den Titel „Stürme" verstehen zu sollen.

In dieser neuen Sammlung nun tritt uns die Dichterin wiederum als dieselbe entgegen wie in dem ersten Buche: es ist dieselbe Kraft und Leidenschaftlichkeit, dieselbe Glut und Tiefe der Liebe zu den Armen und Unterdrückten, die uns die selbstbewußte Persönlichkeit der Dichterin schon in „Fatalità" hatte so beachtenswert erscheinen lassen. Aber ihr Blick hat sich seitdem geweitet, wenn auch der Stoffkreis noch verhältnismäßig beschränkt geblieben ist, ihr Empfinden hat sich noch geklärt, ihre Auffassung noch vertieft, ihre Anforderungen an sich und ihre Kunst sind vielleicht noch strenger geworden. Doch nicht nur, daß sie sich im Ganzen zu größerer Klarheit und Bewußtheit ihrer Lebensanschauung durchgearbeitet hat: es sind in „Stürme" auch einige, wenn auch wenige, neue Saiten ihres Herzens angeschlagen, die bisher noch keinen Klang gaben. Jedem aufmerksamen Leser mußte es auffallen, daß in den ersten Gedichten Ada Negris beinahe garnicht von Liebe die Rede war. Wir meinen nicht jene unklare Sehnsucht nach einer Idealgestalt, von der die Verse dichtender Jungfrauen gemeinhin erfüllt sind: dazu erschien die Dichterin von vornherein zu ernst veranlagt. Aber auch von jener großen Leidenschaft, die den ganzen Menschen durchrüttelt, und der die Lyrik ihre herrlichsten und duftendsten Blüten verdankt, wußte Ada Negri trotz ihrer 20 Jahre noch nichts zu sagen. Nur von den hohen Anforderungen, die sie an den Mann stellte, dem allein sie einst ihr Herz schenken könnte, sprach sie damals an einer Stelle und verleugnete auch hierin ihre tiefernste, allem Tändelwesen abholde Sinnesart nicht. Seitdem aber hat sich in ihrem Leben der bedeutendste Umschwung vollzogen, den das Leben der Frau kennt: Ada Negri ist seit März dieses Jahres in glücklicher Ehe vermählt.[1]) Von dem heiteren, seligen Glück der Liebe sprechen ihre Verse freilich auch jetzt nicht; dennoch ist das Ereignis nicht ohne tiefe Spuren vorübergegangen. Aber es ist bezeichnend für diesen Liebling des Unglücks und psychologisch interessant, daß nicht jenes überquellende Gefühl stürmischer Hingebung in ihr nach dichterischer Gestaltung ringt, daß sie nicht etwa voll überquellenden Glücksempfindens die glückliche Wendung ihres Schicksals preist, sondern daß zunächst ein tiefeingewurzeltes Mißtrauen in ihr sich gegen den Glauben an ein dauerndes Glück auflehnt. Zu schwer hat bisher die Hand des Geschickes auf ihr gelastet, um sie zu einem selbstvergessenen Genießen kommen zu lassen. Als eine beängstigende Vision steigt der Gedanke vor ihrem Auge auf, wie vielen ihrer Geschlechtsgenossinnen nie die Stunde der Liebe schlug, wie vielen Frauen vorzeitig ihr Teuerstes entrissen wurde. Und der Gedanke an diese Unglücklichen macht, daß im Arme des Geliebten sich ihre Küsse in Seufzer wandeln, daß die Liebe sie nur aufschreien läßt, daß, wenn ihr Auge zu dem Geliebten aufblickt, nicht seliges Glück sondern tiefes Bangen dort glüht; denn unablässig peinigt sie die Furcht, auch ihrem Glücke könne keine lange Dauer beschieden sein, und immer sieht ihr geistiges Auge die Schatten der Unglücklichen:

„Mit scheelem Blick mir folgend ohne Ruh,
Durch Dornen und Gestrüpp sie schweben
Und rufen mir prophetisch grausig zu:
„Auch du, auch du wirst es erleben!"
(Vgl. „Auch du wirst es erleben.")

Diese mißtrauische Angst, dieses tragische Grauen vor dem Glück, doppelt tragisch bei der Jugend der Unglücklichen, will nicht ruhen und schlummern. Die Angst quält sie, daß sie umsonst liebe und daß dies Leben nichts ihr bringen werde als Kummer. Der Geliebte weilt fern von ihr; wie nahe liegt die Furcht, er könnte niemals wiederkehren!

„Und alles wäre aus;
Ich hätte dich geliebt, um nie dir zu gehören."

Aber nicht ein trotziges Auflehnen gegen das harte Schicksal erfaßt sie bei diesem furchtbaren Gedanken, sondern — wie wunderbar ergreifend bei ihrem leidenschaftlichen Feuergeist! — ein „höchstes Mitleid" erschüttert sie, Mitleid mit sich und dem Geliebten.

[1]) Mit dem Fabrikbesitzer Garlanda.

Digitized by Google

Und dieses Gefühl trägt so sehr den Stempel unmittelbaren Empfindens, es liegt so wenig Pose darin, daß man ein fast ehrfürchtiges Staunen vor der geläuterten Reife dieser jungen Seele empfindet, aus deren Schacht Gedanken von einem sittlichen Gehalt emporquellen, wie sie sonst nur die Weisheit eines erfahrungsreichen Lebens zeitigt. Unsere Bewunderung aber steigt noch, wenn wir der erschütternden Klage lauschen, die sie in die tiefe Tragik des Gedichtes „Die Stunde" ausströmen läßt, und wenn wir hören, wie übermäßig die Liebessehnsucht ihr Herz und ihre Sinne ergriffen hat. Da enthüllt sie in Versen von großartiger Unbefangenheit die geheimsten Falten des jungfräulichen Herzens und offenbart jene furchtbaren Qualen unbefriedigter Sehnsucht, an denen Tausende ihrer Mitschwestern in geheimer Qual dahinsiechen. In solchen Versen offenbart sich das Genie der Künstlerin, die mit unbewußt schaffender Sicherheit das rechte Symbol trifft, um das individuelle Erlebnis zur Tragik eines typischen modernen Frauenschicksals zu erheben. Den gleichen Gedanken wie das eben angezogene Gedicht bringt in wunderbar umfassender Weise das schöne Gedicht „Stunden der Ruhe" zum Ausdruck, und auch in „Ich sah dich im Traume" und „Kehr nicht zurück," die beide gleicher Stimmung entsprossen sind, hallt der verzweifelnde Aufschrei der liebenden Sehnsucht wieder, der die Befriedigung versagt ist.

Nur einmal klingt uns wie schüchternes Erbeben ein Laut tiefen, glücklichen Selbstvergessens entgegen, das auch ihr die Liebe gebracht hat, nur einmal spricht sie von der Brunnhilden-Seligkeit des Bezwungenseins. Es ist in den Schlußstrophen des Gedichtes „Kleine Hand," wo sie der Zeit gedenkt, als ihre Hand „der Feder jugendglüh'nden Brand" nur ergriff, um zu kämpfen; jetzt ist es anders geworden, denn es

„. . . hat einer nun,
Der sah und siegte, sich zu mir geneigt,
Wenn seine dunklen Augen auf mir ruhen
Springt mir das Herz fast, und die Lippe schweigt.
Ihm tönt das hohe Lied jetzt unverwandt,
Das mir begeistert durch die Seele schwebt . . .
Indessen die verliebte kleine Hand
Verlegen, schüchtern in der seinen bebt."

Indessen sucht man in dem vorliegenden Bande vergebens nach diesem „hohen Lied".

Ada Negri mag auch wohl ihre Aufgabe als Dichterin zu ernst und zu hoch auffassen, um von dem eignen Glück zu sprechen, während rings ihr das Elend in tausend Gestalten entgegenstarrt. So ist denn die Liebe, von der ihre Verse widerhallen, fast stets nur die hohe, heilige Liebe zu den Kranken, Einsamen und Schwachen auf der Welt.

„Liebe, die da leiden und nicht hoffen;
Du Schwache und Einsame
Werde stark und mächtig für die
Schwachen und Einsamen."

ruft ihr einmal die innere Stimme mit mahnendem Ernste zu (vgl. „Ohne Rhythmus).

Immer wieder begegnet uns dieser Gedanke, bald als heiliges Gelübde, bald als warnende Mahnung an die Welt der Gleichgiltigen, bald in der Form tiefen Mitleids in der Schilderung von Nachtstücken aus dem sozialen Leben der Gegenwart.

Noch in einer anderen Gestalt aber tritt uns die Liebe in den neuen Gedichten entgegen: als Mutterliebe. Dasselbe Sehnen des Weibes nach dem Kinde, für das kürzlich des jungen Skandinaviers Peter Nansens schöne Dichtung „Gottesfriede" in der Gestalt der Müllerstochter Grete den typischen Ausdruck gefunden hat, klingt uns auch aus einigen Versen der italienischen Dichterin entgegen, denn dieselbe hohe Idee, die sie von ihrem Dichterberuf hat, zeigt sie in der Auffassung ihrer Aufgabe als Frau. Wir geben der Dichterin selbst das Wort, zunächst mit dem Gedicht: „Mütterlicher Instinkt."

„Kein Kind für mich! . . . Soll einsam und allein
Die heiße Glut der Jugend mir vergehn."

Digitized by Google

so tönt zuerst verzweifelnd ihre Klage. Dann aber malt sich ihre Phantasie das schöne Bild künftigen Mutterglückes:

„O Wiegenküsse! . . . Holder Freudenschein,
Der Trost dem Herzen bringt für alle Wehn,
O erstes Wort so süß und wunderschön,
Das einem Engelsmund wir prägten ein! . . .

Die Würd' erfleh' ich mir der Mutterschaft,
Die aus geheimnisvollem Seelenweben
Entfesselt Fluten ew'ger Liebeskraft,

Der Himmelsrose Blühn im Sonnenglanz,
Den Riß im Innersten, der unser Leben
Dahingiebt an ein andres Leben ganz."

Mit einer fast triumphierenden Überzeugung versenkt sie sich in dem folgenden Sonett „Der Sohn" tief in die Wonne des gleichen Gedankens. Machtvoll bricht sich der Strom ihrer Empfindungen gleich in den stolzen Anfangsworten Bahn:

„Und kommen wird er, denk' ich. — Aus den Quellen
Des frischen Wesens in mir, stark und kühn,
Aus meines Blutes strömend heißen Wellen
Wird er die Keime seines Lebens ziehn.

Und er empfängt die Triebe, die mich schwellen,
Die Kräfte, die im Hirn mir flammend sprühn,
Das mächtge Sehnen nach den Höhn, den hellen,
Der unbegrenzten Liebe heißes Glühn.

Groß wird er sein, wie ich mir vorgenommen
Und doch nicht ward, und wohin ich nicht kam,
Der höchste Gipfel wird von ihm erklommen.

Und innig werd' ich mich daran erfreuen,
Seh' ich den Geist, die Kraft, die er mir nahm,
In ihm sich wie in einem Gott erneuen."

Und in einem zweiten, unter derselben Überschrift gegebenen Gedicht wendet sie sich mit Worten von erhabener Größe an diesen noch ungeborenen Sproß ihres Mutterschoßes:

„O, der du schlummerst in der tiefen Nacht
Des Unerschaffnen, der im Traum nur lebt;
Dem Edlen, das ich mehr als andre stets erstrebt,
Der tiefen Sehnsucht, die nach dir in mir erwacht,
Enthülle dich! —"

Wir sind bei diesen Gedichten etwas länger verweilt, da sich uns in ihnen Ada Negri von einer neuen Seite offenbart; wir wenden uns nunmehr jenem Gebiete zu, auf dem sie schon in ihrem ersten Buche den reichsten Lorbeer ernten durfte, dem die neue Sammlung manch neues, frisches Reis hinzufügt, der sozialen Lyrik.

Ein Kind des Volkes nannte sich die Dichterin damals, stolz und selbstbewußt: dem Volke und seiner Kraft und seinem Leiden weiht sie auch in „Tempeste" wiederum den Hauptanteil ihres poetischen Schaffens und ihrer menschlichen Anteilnahme. In Gestalt eines triumphierenden Dithyrambus entwickelte sie dieses poetische Programm in dem majestätischen Gedichte „Unsterblich," das gleichzeitig einen Hymnus auf die unversiegliche Kraft des Lebens bildet, die sie zum unverzagten Kampfe aufruft. Denn das ist das Charakteristische an dem Philanthropismus Ada Negris: nicht in der Mahnung zu stiller Ergebung etwa spricht sich ihre Liebe zu den Armen und Enterbten aus, nicht auch in bleichsüchtiger Altjungfern-Sentimentalität, die in dem Schein des eignen Edelmuts nur sich selbst zufrieden sonnt, nicht in einem Appell an die Reichen, den armen und leidenden Nächsten einen Brosamen von ihrer üppigen Tafel zukommen zu lassen. Was ihr Herz bewegt, das ist vielmehr das tiefverständnisvolle, feurige Mitempfinden des Volkskindes, das selbst Elend, Armut und Unterdrückung

Digitized by Google

kennen gelernt hat. Wenn sie sieht, wie sich ihre Brüder und Schwestern, sei es in der schweren Frohn der Bergwerksarbeit, sei es im giftigen Reisfelde, in der lärmenden Fabrik, in der elenden Hütte oder endlich in der Obdachlosigkeit des Asyls plagen für schmählichen Lohn und Ruhe nur finden, um zu neuer Hoffnungslosigkeit wieder zu erwachen, dann krampft sich ihr Herz in wildem Schmerze zusammen, als leide es selber alle diese Not, und wie Feuerströme brechen Worte heißester Liebe ihr aus der Seele. In diesem Sicheinsfühlen mit dem Volke aber ist sie sich zugleich auch stolz der unverbrauchten Kraftfülle bewußt, die in den Armeen der Arbeit schlummert, und ist unablässig bemüht, diese Arbeit und ihre Jünger durch Idealisierung ihres bedeutungsvollen Berufes zu adeln. Oder auch ihr Herz empört sich bei dem Anblick des übermäßigen Elends, und sie schleudert in leidenschaftlichen Versen die treue Schilderung dieses Elends als schmachvolle Anklage ihrem Lande und ihrer Zeit, „der Zeit von Laster und Gebrechen" ins Antlitz. Oder endlich ihr Blick wendet sich von dem Jammer der Gegenwart ab dem Bilde der Zukunft zu, dem Bilde eines Zeitalters der Freiheit und Gerechtigkeit, deren Morgenrot sie schon sieghaft emporflammen sieht.

Das Lob der Arbeit singt besonders lebensvoll das Gedicht „Der Handwerker," eine poetische Verklärung des starken mutigen Arbeiters — das leider nicht nur im Vaterlande der Dichterin zu den Idealbildern gehört. Aber noch in zahlreichen andren Liedern nimmt sie Gelegenheit, das kraftvoll-thätige Schaffen mit sympathischer Teilnahme zu grüßen, ein Gefühl, das sich schließlich ausweitet zu einer begeisterten Hingabe an das unzerstörbar wirkende Leben überhaupt und an die Natur, die ewig schaffende, selbst. (Vgl. u. a. „Unsterblich" und „Ego sum.") Welche Kraft z. B. in der folgenden Strophe von „Unsterblich!"

„Ich weise dich zurück, o Tod. — Ich liebe Flut und Licht,
Und die gesunde Erde auch, die reiche Frucht verspricht,
Bei heißen Sonnenküssen;

Die Schmiede der Titanen, wo die Kolben riesengroß,
Geschwungen von der Menschen Kraft, beim Lärmen grenzenlos
Sich rastlos regen müssen."

Und in der stolzen Schlußstrophe:

„Ich steig' empor. — Auf steilem Weg folgt mir die große Schar
Von denen, welche stark und frei, vertrauensvoll und klar
Um hohe Zukunft werben,
Und in des Himmels Strahlenhöh', vom goldnen Glanz umglüht,
Schwenk' ich die Oriflamme kühn und sing' das Siegeslied
All derer, die nicht sterben! . . ."

„Erde," das schöne Gedicht, das der Donna Emilia Peruzzi gewidmet ist (jener edlen Menschenfreundin, der Ada Negri den zehnjährigen Ehrensold und die Stellung am Lehrerinnenseminar in Mailand verdankte) ist ein Hymnus auf die Allerzeugerin Mutter Erde, auf die unerschöpfliche Lebensfülle der Natur, von der die Dichterin sich als ein Teil fühlt. Die Sehnsucht nach der Mutterbrust der Erde nimmt in diesem Gedicht gleichzeitig die Form einer Verdammung der modernen Hyperkultur und ihrer sozialen Krankheitserscheinungen an. Das gleiche Sehnen nach Luft und Licht, nach Freiheit und Thätigkeit, der gleiche Haß gegen alle einengenden konventionellen Formen und unfruchtbares Scheinleben spricht in schöner Symbolik aus „Alte Bücher," dessen Schlußstrophen hier folgen mögen:

„O laßt mich ziehn durch Wald und Busch voll grüner Sprossen,
Durch lachend hohe Gräser und Getreide!
Wo in unzähligen Schlachten einst das Blut geflossen,
Befruchtet sich der Boden jetzt voll Freude.

Die Ackerfurche ruft nach mir, die keimend grüne,
Die Schwingen rufen mich, zum Flug schon ausgespannt . . .
. . . Fossile lebet wohl! . . . Ich flüchte mich ins Grüne,
Mein kranzgeschmücktes Haupt der Sonne zugewandt! . . ."

Digitized by Google

Es ist psychologisch verständlich, daß sich eine Natur voll solcher Spannkraft, voll so rückhaltloser Lebensbegeisterung nicht in dumpfem Hinbrüten und trostlosem Grübeln über das Elend der Umgebung verlieren kann; aus solchem Holze schnitzt die Natur vielmehr die „Rufer im Streit," die Erwecker der Revolutionen, oder — je nach der speziellen Phantasiebegabung — die Propheten einer besseren Zeit. Ada Negri ist, wie wir schon andeuteten, beides, je nachdem die Empörung über den Anblick des namenlosen allgemeinen Jammers, den sie aus nächster Nähe kennt, oder die phantasievolle Hingabe an das leuchtende Bild einer besseren Zukunft in ihr die Oberhand behält. Zu den Kampfliedern zählen alle jene düsteren Gedichte, in denen sie mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe das Elend der unteren Volksklassen malt, sie zählen dazu, auch ohne daß die Dichterin die Konsequenzen ihrer Schilderungen zieht und zur gewaltsamen Abschüttelung des Joches aufruft. Wir haben neben Gedichten wie „Ausstand," und „Ende des Ausstands," zwei Meisterstücken moderner Lyrik, „Die Letzten werden die Ersten sein," „Vergebens," und besonders dem Kassandraruf des Schlußgedichtes der Sammlung „Die Flut," einer grandiosen Vision des unaufhaltsam fortschreitenden wirtschaftlichen Unterganges, vor allem im Auge jene sozialen Nachtstücke, aus deren Versen uns das ganze liebevolle Herz der Dichterin in tiefem Mitleid entgegenschreit, wie: „Im nächtlichen Asyl," „Auf der Straße," „Im großen Hospital," „Geburt," „Arbeitslos," „Ein Kind," „Die Witwe." Die Titel geben schon eine Ahnung von dem, was die Dichterin zu sagen hat, wie sie es sagt aber muß man in der Gedichtsammlung selbst nachlesen. Gerade diese Lieder vertragen eine auszugsweise Citierung von allen Poesien Ada Negris am wenigsten.

Von diesen Bildern der traurigen Gegenwart wendet sich der Blick der Dichterin immer wieder zu dem leuchtenden Bilde eines fernen Zeitalters der Freiheit, Brüderlichkeit und Gerechtigkeit, dessen Herrlichkeit in glühenden Farben zu schildern ihre Phantasie nicht müde wird. Sicher wird es kommen, muß es kommen: ἔσσεται ἦμαρ! So klingt das, mit der Schilderung des drückenden Elends beim Ausstand schwer und dumpf anhebende Gedicht „Ausstand" in den sehnsuchtsvollen Ruf aus:

„. . . O lichtes Morgenrot,
Nun bist du nicht mehr weit!
Dein Licht dem, den die Geißel noch bedroht,
Die Macht des menschlichen Geschöpfs verleiht,

Gerechtigkeit, nicht Mitleid in die Welt
Bringst du, und aller Blick
Auf neue, heilge Ideale fällt;
Und Kindern, Greisen lacht ein heitres Glück! . . .

O brich herein, du Strom von Liebesglut!
Ein Volk, das auferstand,
Soll finden in der segensreichen Flut
Kühlung und Trost für weher Lippen Brand! . . ."

Noch herrlicher und stolzer stellt sich ihr der Friede dieses fernen Zeitalters der Liebe und Gerechtigkeit, das alle Gegensätze des heutigen in Eintracht lösen wird, in der erhabenen Vision dar, die den Namen „Pax" trägt. Einzelne Strophen, aus dem Zusammenhang herausgehoben, würden nur einen unvollkommenen Begriff von der majestätischen Siegesgewißheit dieses Gedichtes geben.

Wir beschäftigen uns endlich im Folgenden noch mit einigen Stücken der Sammlung, in denen die Dichterin wie schon in „Fatalità" uns von dem Kämpfen und Ringen der eignen Feuerseele spricht. Mit sichrer Hand zieht sie den Schleier von den Geheimnissen ihrer Psyche und weiht uns ein in alles, was sie an Kräften und Strebungen im Inneren verspürt, und was ihr dort geheimnisvoll und rätselhaft erscheint. Zwar ist Ada Negri keine sogenannte komplizierte Natur von der Art wie sie uns in der modernen Lyrik und in modernen Romanen so häufig begegnen, im Gegenteil, sie hat eine Seele von großartiger Einfachheit und Einheitlichkeit, trotzdem jedoch mangelt es in ihrer sensitiven Künstlerseele nicht an tiefgreifenden Konflikten. So hat vor allem die Liebe in ihr Inneres einen bedeutungsvollen Zwiespalt gebracht: in dem

Digitized by Google

Genius der Dichtkunst, dem bisher ihr Herz allein gehörte, ist dem Geliebten ein gefährlicher Nebenbuhler erstanden, von dessen Herrschaft die Dichterin sich nicht befreien kann. Die Qualen und Wonnen, die sie zu gleicher Zeit in der Hingabe an diesen Dämon empfindet, die Qualen und Wonnen des künstlerischen Schaffens, schildert sie mit hinreißender Beredsamkeit in dem tiefsinnigen Gedicht „Und doch verrat ich dich," dessen erste Strophen hier ihre Stelle finden mögen.

„Und doch verrat ich dich. — In stiller Stunde,
Die Erd' und Meer geheimnisvoll umschließt,
Ein Dämon naht mit großen Flammenaugen,
Der mir die Stirne küßt.

Und totenbleich, bis in das Mark erbebend,
Erheb' ich zitternd von den Kissen mich,
Dem majestät'schen Schritt des stolzen Wesens
Folg' in den Schatten ich.

Auf meine Lippe er mir leise flüstert
Erhabne Dinge der Verborgenheit. —
Und aus der Brust mir, aus dem Herzen strömen,
Bei der Unendlichkeit

Großart'gem Düster, alle die Gesänge,
Die dieses Dämons Hauch mir hat verliehn,
Die Sänge, die bei Todesqualen schluchzen,
Beim Lieben lachend sprühn,

Die bei der Menschheit stürmisch wilden Schmerzen
Von Hoffnung, Mitleid sprechen, tief gerührt,
Aufschließend die erflehte Strahlenpforte,
Die in das Jenseits führt,

Die alle Schuld und alle Träume kennen,
Die jedem Trug die scheele Hüll' entzieh'n,
Die aus den Strudeln jedes Abgrunds stammen,
Aus aller Sterne Glühn.

O sei nicht eifersüchtig. — O entreiße
Mich nicht der Stunde heißer Seligkeit;
Der Stunde voller Tollheit und voll Wonne,
Die nur der Genius leiht!"

Wir kennen in der Gegenwart nur wenige Dichter, die es in dem Grade ernst mit ihrer Kunst nehmen, die so bis in die feinste Nervenfaser hinein Künstler sind, und deren Seele das Schaffen so bis in die Tiefen aufwühlt wie die Ada Negris. Mit Schmerzen ringen sich ihr die Lieder aus dem Mutterschoß der Phantasie, ein Teil ihres Selbst, in Wahrheit ihres Geistes Kinder, die sie mit ihrem Herzblut genährt hat. Wir verstehen es wohl, wenn sie in einem der letzten Gedichte der „Stürme" ihrem Buche zuruft:

„Geh. — Fort trägst du mir fetzenweis
Die Seele. — Nun geboren du zum Leben,
Spür ich die Last des Todeskampfs wie Eis
Auf Hirn und Herz. — Ich lebte und gab Leben. —"

und wenn sie in dem oben angezogenen Gedicht „Kleine Hand" davon spricht, daß ihrer „Verse hohe Macht" ihr „stückweis nahm, was in der Seele schlief." Psychologisch für das Verständnis der Dichterin von hohem Werte ist auch das Gedicht „Erwachen," in dem sie mit unübertrefflicher Wahrheit das Übermächtige, Plötzliche, Zwingende der künstlerischen Inspiration kennzeichnet.

So kraftvoll und mutig sie aber auch, wie wir oben sahen, dem Kampfe die Brust bietet, so wenig sind ihr doch im Grunde Kampf und Streit Selbstzweck: über das Toben der Stürme, die ihr prophetisches Dichterauge in der nahen Zukunft erblickt, schweift ja vielmehr ihr Blick sehnend hinaus in die ferne Zeit, wo der wirtschaftliche Vernichtungskampf, der heute die Menschheit in zwei feindliche Lager spaltet, dem

Digitized by Google

idealen Zustande ruhigen Genießens, zufriedenen Glückes und friedlichen Wettkampfs um edlere Siegespreise Platz gemacht haben wird. Dieses tiefe Verlangen nach friedvollem Glück ist ihr eigentliches Ziel. Ihm gelten auch sonst noch bisweilen ihre Verse, sei es, daß es sich in Sehnsucht nach den Tagen der Kindheit äußert, sei es in der Form mitfühlender Freude beim Anblick fremden idyllischen Glückes! Man erkennt die leidenschaftliche Dichterin, die adlergleich, allem Unheil und allem Widerstand zum Trotz, mutig und unermüdlich nur aufwärts strebt, der lockenden leuchtenden Sonne entgegen, gar nicht wieder in den mädchenhaft sanften Versen eines solchen sehnsüchtig rückwärts schauenden Pastorale, wie es z. B. das Gedicht „Weiße Häuschen" darstellt. Behaglich fast ruht die rastlose Kämpferin im Anschauen des „geschwätzig trauten Glücks" aus, fast heiter werden ihre strengen Züge, wenn sie sich im anmutigen Spiel der Phantasie das fröhliche Glück friedlicher Häuslichkeit vorstellt: ein Zimmerchen mit duftenden Nelken, Rosen und Lilien, mit Nippsachen und Nähzeug, mit Kinderjauchzen und Vogelzwitschern, mit einer geschäftigen Hausfrau, einem ernsten Vater und einem lieben Großmütterchen, das der lauschenden Kinderschar alte abenteuerreiche Mären erzählt. Und es ergreift sie ein süßes Sehnen:

„— . . . Aus streck' ich die Hände,

Die Arme aus nach Licht und frohem Leben,
Und tief im Herzen Heimweh ich empfinde
Nach liebem Antlitz, einer Hand, die linde
Mich liebkost, zärtlich, mit geheimem Beben;

Nach zart vergeh'ndem Veilchenduft voll Wonne,
Nach einem Heim, voll Ruhe, still und selig,
Heimweh nach euch, ihr Häuschen licht und fröhlich
Ihr weißen Häuschen, funkelnd in der Sonne!"

Eine ähnliche Stimmung spricht auch aus dem schönen Genrebild „Ewige Idylle," in dem die Dichterin das stille Glück der Arbeit des Landmanns besingt, in sanft gleitenden Terzinen und ohne schmerzlichen Ausblick auf das gewöhnliche Los des Arbeiters. Selten ist freilich noch der Ausdruck dieser Stimmung in der vorliegenden Sammlung, selten wie wohl die Augenblicke, in denen bis jetzt ihre große, von allen Herbheiten des Elends durchströmte und von Jugend auf mit allen Demütigungen des Unglücks und harten Schicksalsschlägen genährte Seele sich dem Genusse ruhigen, leidenschaftslosen Genießens hat hingeben können. Selten aber auch wie die Augenblicke, in denen die entgegengesetzte Stimmung trostloser Verzweiflung sich ihrer stahlharten, unbeugsamen Natur bemächtigt. In der ganzen vorliegenden Sammlung findet sich der Ton eines hoffnungslosen Pessimismus nur ein einziges Mal angeschlagen, nämlich in den vier Strophen des ziemlich am Ende der Sammlung stehenden schmerzlichen Klagerufes „Trostlosigkeit."

Bei der glücklichen Wendung, die ihr Leben seit der Veröffentlichung von „Fatalità" genommen hat, ist es auch nicht zu verwundern, daß das Panier, das Ada Negri in den „Tempeste" entrollt, nicht mehr einzig jene düsteren Farben enthält, mit denen sie sich in ihrem ersten Buche stets die zukünftige Entwicklung ihres persönlichen Schicksals ausmalte, und die jener Sammlung einen so charakteristischen Stempel aufdrückten. Nichts mehr findet sich von der Überzeugung, daß ihre stete Begleiterin durchs Leben das Unglück sein würde, und mit freudiger Teilnahme erfüllt es uns, daß die damaligen prophetischen Worte, die zu ihr der Dämon des Unglücks sprach:

„Daß ich je, schüchtern Mädchen, von dir weiche,
Wird nimmer, nimmermehr geschehn!"

sich als eine trügerische Prophezeiung erwiesen haben.

Noch ein kurzes Wort endlich über die deutsche Übersetzung, die von derselben Hand herrührt wie die des ersten Buches. Mit außerordentlichem Feingefühl hat sich der Übersetzerin wieder der individuellen Rhythmik der Dichterin anzupassen verstanden ohne jedoch dabei die strengeren rhythmischen und metrischen Anforderungen der

Digitized by Google

deutschen Sprache, der die zahlreichen Auflösungen und sonstigen Freiheiten der italienischen widerstreben, zu vernachlässigen. Ohne sklavisch sich an das Original zu halten, hat sie jeweils als ihre Hauptaufgabe angesehen, sich in den Geist der Dichtungen einzuleben. Die zahlreichen kühnen Bilder und treffenden Vergleiche, die sensitive, leidenschaftliche Sprache, das ganze unruhige, stürmische Drängen und Treiben, das in der Wahl der Worte, der Satzbildung, dem Versbau symbolischen Ausdruck gewinnt, giebt die adäquate deutsche Übertragung zumeist in trefflicher Weise wieder. Nur hie und da findet sich ein unreiner Reim, eine etwas gewaltsame und unklare Wortstellung und unstatthafte Apostrophierungen, doch läßt sich das meist ohne Mühe bei einer zweiten Auflage ändern. Wer das Original mit der Verdeutschung vergleicht, wird der hohen Kunst der Übersetzerin fast stets Anerkennung und Bewunderung zollen können. Wir haben ferner auch Gelegenheit gehabt, mit der Verdeutschung des ersten Gedichts der Sammlung (A te mamma), die Hedwig Jahn giebt, eine Übersetzung desselben Gedichtes von Karl Henckell, der in vieler Beziehung ein der Italienerin kongenialer Dichter ist, zu vergleichen, und haben auch hier unserer Übersetzerin fast durchweg den Vorzug geben müssen. —

Möchten die Worte, mit welchen Ada Negri in jenem schönen Widmungsgedichte an die zärtlich geliebte Mutter ihr neues Buch eröffnet, und mit denen wir unsern Rundgang schließen wollen, auch in Zukunft stets das Motto der Dichterin bleiben, die uns wohl noch viel zu sagen hat. Die Worte lauten:

„Stark bin ich, das ist wahr. — Auf stein'gen Wegen
Ward Glaube mir und Seele arg verletzt;
Doch stolz steig' ich noch jetzt
Empor, dem lichten Morgenrot entgegen.

Die Brust hab' ich den Wunden preisgegeben,
Herausgefordert unversöhnten Haß;
Beim Schmerzensübermaß
Bäumt ich mich auf mit Kraft von hundert Leben.

Nie klagt' ich, wenn auch Leid mich hart erschüttert,
Nichts beugt die Stirn mir, den Gedanken klar.
Stark bin ich, das ist wahr,
Ich bin die Eiche, die im Wind nicht zittert."

Aphorismen aus der Kinderstube.

Spott darf in der Kinderstube nur in homöopathischen Dosen verabreicht werden. Reichlicher Spott verhärtet ein Kindergemüt ebenso unfehlbar wie zu viele Prügel.

*

Die Klippe, an der die mütterliche Erziehungskunst so häufig scheitert, ist die Vielrederei.

*

Manche Väter glauben ihre Kinder zu erziehen, wenn sie pro Monat einmal den Donnergott spielen.

*

Gieb deinem Kinde recht, wenn es recht hat. Es wird dir alsdann leichter Glauben schenken, wenn du ihm ein Unrecht vorhältst.

*

Ein schreiendes Kind wird wunderbar schnell beruhigt, wenn das andere einen Klaps bekommt.

*

Kinder erziehen bedeutet die Einsicht des Weisen, die Gelassenheit des Stoikers, die Geduld eines Heiligen besitzen.

Alma Bauer.

Digitized by Google

Ellys erster Ball.

Von

Rust Roest.

Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von O. A. Palme.

Nachdruck verboten.

„Mama, Mama, hier ist die Einladungskarte! Es ist am Dienstag über acht Tage! Ich darf doch gehen? Der Bote steht im Flur und wartet."

„Ja gewiß, grüße und danke."

Elly stürzte hinaus und gab dem langen Boten draußen auf dem Flur die bejahende Antwort, die sofort in der Einladungsliste verzeichnet wurde.

„Wird es sehr groß?" konnte Elly sich nicht enthalten zu fragen.

„O ja, dreißig Paar Tänzer," antwortete der Bote, indem er die Liste zusammenfaltete und sich zum Gehen anschickte.

„Dreißig Paar Tänzer, Mama," rapportierte Elly in der Thür des Wohnzimmers, wo die Mutter saß.

„Ach Mama, wenn du doch mit dabei sein könntest, bei meinem ersten großen Ball!"

„Ich ginge selbst so gern wie du mich mithaben möchtest, aber eine Mutter im Rollstuhl paßt nicht auf einen Ball."

„Ja, Mama, wenn es ein öffentlicher Ball wäre, aber bei deiner besten Freundin! Wenn wir früh dahinführen und der Rollstuhl im Saale wäre, bevor die andren kämen, so würden sie sicherlich nichts Auffallendes dabei finden. Du würdest so entzückend aussehen in dem heliotropfarbigen Kleide, das auf dem Boden in der Kleiderkammer hängt, und mit Federn im Haar. Keins von den anderen Mädchen hat eine so hübsche Mama wie ich! Du würdest ja doch nicht tanzen wollen und wirst dich nicht langweilen beim Zusehen! Ach sage ja, Mamachen, das würde doppelt so schön werden."

„Nein, meine kleine Dirn, das ist ganz unmöglich. Ich bin dankbar, daß ich es schon bis zum Rollstuhl gebracht habe und nicht mehr, wie im vorigen Jahre, zu Bett liegen muß; aber Rollstühle und Bälle gehören nicht zusammen. So mußt du also versuchen, es dir recht gemütlich ohne deine Mama zu machen, meine liebe Elly. Klingele Beate und bitte sie, Fräulein Berggren auf morgen zu bestellen, damit wir deine Toilette in Ordnung bringen."

„Ich kann doch mein neues Rotes nehmen?"

„Nein, was denkst du denn! Ein rotes Wollenkleid für einen Ball!"

„Es hat keinen Zweck nach Beate zu klingeln, ich will lieber hinauslaufen und es ihr sagen. Sie mag heute nicht, daß man klingelt, sie putzt gerade das Silber."

„Ja, ich weiß; thue, wie du denkst." Elly sprang in das Servierzimmer hinaus und kam bald wieder zurück.

„So. Sie war bei besserer Laune als heute früh. Sie sagte, daß sie alle meine Unterröcke waschen wolle, damit sie in Ordnung wären. Sag' mal, Mama — ich soll doch nicht alle sechs gestärkten Unterröcke anziehen? Beate sagt, sie wolle alle sechs nachsehen."

„Nein, einer ist genug."

„Das ist schön, sonst würde ich ja aussehen wie ein Luftballon. Und Mama, das Wichtigste ist, daß meine Schuhe keine hohen Hacken bekommen. Alma Westberg hat Schuhe, die so hoch sind wie Stelzen. Glaubst du nicht, Mama, daß man einen Schuhmacher dazu bringen kann, ordentliche Schuhe zu machen, wenn man ihn ordentlich bittet?"

„Das wird schon innerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegen, doch ich weiß noch etwas Besseres. Hole die Trittleiter, bitte nicht Beate, sonst wird sie nur böse auf dich, und nimm aus dem obersten Fach in meiner Garderobe

Digitized by Google

die lange weiße Schachtel herab, die in der rechten Ecke steht. Dort habe ich ein Paar Schuhe, die wir für dich beziehen lassen können. Sie haben niedrige Hacken und sind doch nett."

Gleich darauf ließ sich Ellys Stimme aus der Schlafstube hören. Sie klang dumpf, man merkte, daß sie im Innern eines Schrankes sprach.

„Mama, steht mehr als eine weiße Schachtel in der Ecke rechts?"

„Nein, ich glaube nicht; es ist eine lange, schmale Schachtel."

„Hier ist nur eine, und die kann es unmöglich sein. Ich kann nicht sehen, was darin ist, aber es riecht so eigentümlich, als ob sie voller getrockneter Blumen wäre."

„Nimm sie herunter!"

„Auf dem Deckel steht: „Erinnerungen an den 19. Februar 1867."

„Ja, die meine ich."

Sie legte die lange, schmale, gelblichweiße Pappschachtel auf den Schoß der Mutter. Langsam hob diese den Deckel ab. Zu oberst lagen einige zusammengeschrumpfte Kotillonsträuße; die Blumen ähnelten Papierblumen mehr als natürlichen. Farben konnte man nicht unterscheiden; am besten war noch verhältnismäßig das Grün erhalten, sonst deuteten eigentlich nur die weißen, ausgezackten Papiere durch ihre Form darauf hin, daß der raschelnde, halbverwitterte Inhalt aus Blumen bestanden hatte. Langsam legte die Mutter die Sträuße, einen nach dem anderen, vor sich auf den Nähtisch.

„Es steht etwas auf jedem Bouquet, Mama! Darf ich sehen?" rief Elly aus.

„Ja, aber sei vorsichtig damit! Sie sind von meinem ersten Ball."

„Nein, aber wie kamst du darauf, sie aufzubewahren? Zehn Sträußchen vom selben Ball? Du warst aber gewiß sehr gefeiert! Und so komische Bouquets! So groß! Die konntest du doch garnicht alle halten, wenn du tanztest, Mama."

„Dein Vater hielt sie mir. Ich tanzte den Kotillon mit ihm."

„War Papa damals in Stockholm?"

„Ja, habe ich es dir nicht erzählt, daß wir uns zum erstenmal auf einem Balle trafen?"

„Ja, ich weiß noch. Und das war dein erster Ball. Wie sonderbar! Und darum hast du dies alles aufgehoben? Was ist hier in diesem Seidenpapier?"

Die Mutter wickelte es auf.

„Das sind die roten Kamelien, die ich im Haar trug. Ja, jetzt kann man weder sehen, daß es Kamelien sind, noch daß sie rot waren. Mein Onkel schickte sie mir aus Vikstadt, ich wollte am liebsten lebende Blumen von dort haben."

„Und was ist dies hier für ein langer, weißer Streifen?"

„Das ist ein Stückchen von meiner Schleppe, die dein Vater zufällig abtrat. Er steckte es in seine Tasche, und ich fand es einst, nachdem wir schon einige Jahre verheiratet waren, in seinem Schreibtisch unter meinen Brautbriefen. Da nahm ich es und legte es zu den anderen Erinnerungen vom Balle."

„Wie sonderbar, daß man nur auf den Gedanken kommen kann, solche Sachen zu bewahren! Wenn ich hundert Jahre nachdächte, ich glaube, so etwas würde mir niemals einfallen!"

„Siehst du, hier sind die Schuhe! Ist das nicht etwas für dich? Es wäre hübsch, wenn du auf deinem ersten Ball in denselben Schuhen tanztest wie ich."

„Ja, die sind gerade gut. Gerade solche niedrigen Hacken, wie ich meine. Aber findest du es nicht bedenklich, Mama, wenn ich sie benutze? Denke doch, wenn ich die Sohlen durchtanze, oder sie ganz und gar verliere, ich habe ja immer so entsetzliches Unglück. Beate meint, daß ich alles Mögliche und Unmögliche zerreiße oder verliere."

„Nun, meine Schuhe wirst du schon nicht verlieren, denke ich. Probiere sie einmal an!"

Elly setzte sich auf einen Stuhl und begann den einen ihrer hohen Stiefel aufzuknöpfen.

„O, wie niedlich sie sind! Aber Mama!"

„Nun, wie geht es?"

„Es geht garnicht, ich bekomme sie nicht an."

„Das wäre schade. Ich hätte so gerne gesehen, daß du sie anzögest."

„Was soll das bedeuten? Ist Aschenbrödels Prinz zur Stadt gekommen und schickt

Digitized by Google

den Glaspantoffel zum Anprobieren herum?" ertönte plötzlich eine männliche Stimme vom Flur her. Dort stand Ingenieur Svan, der Herr des Hauses, eine breitschultrige Gestalt mit offenen, energischen Zügen, dunkelblauen Augen und blondem Vollbart. Er nickte seiner Frau von der Thür aus zu, noch mit seinem Pelz bekleidet und der Pelzmütze auf dem Kopfe.

„Nein, Papa, das hat etwas viel, viel Schöneres zu bedeuten! Ich soll am Dienstag zu Ahlblads auf den Ball, wart' einen Augenblick, dann werde ich dir aus deinem Pelz helfen."

Und Elly sprang auf, den einen Fuß im Stiefel, den anderen im Strumpf.

„Danke, mein kleines Mädel, ich glaube, ich helfe mir ebenso gut selbst, — du reißest und ziehst mir zu stark. Nun, bist du sehr froh?"

„Ganz schrecklich, Papa, du kannst garnicht glauben, wie froh ich bin! Denk nur, wenn Mama mitkommen könnte!"

Der Vater war unterdessen ins Wohnzimmer getreten und stand jetzt über den Rollstuhl gebeugt, seine Frau auf die Stirn küssend.

„Ja, Karl, kannst du dir denken, Elly will, daß ich mit ihr auf den Ball gehen soll; auf einen Ball gehen, wenn man erstens nicht gehen kann und zweitens nicht eingeladen ist."

„Es ist gewiß nur Jugend dort."

„Ja, dreißig Paare, sagte der Bote, ich hab' ihn gefragt."

„Was habt ihr da eigentlich für Antiquitäten hervorgeholt?"

„Es sind Mamas Erinnerungen an den ersten Ball. Eigentlich müßtest du auch in die Schachtel hinein, Papa, du gehörst dazu."

„Was du da für Dummheiten schwatzest, Elly, Papa gehört nicht zu meinen Erinnerungen, Gott sei Dank, Papa ist meine allerliebste und beste Wirklichkeit."

„Das sind ja reizende Schuhe; sind es deine oder Ellys?"

„Es sind Mamas, sie wollte sie mir beziehen lassen, aber ich bekomme sie nicht an."

„Zieh jetzt deinen Stiefel an, ehe die Jungen kommen!"

„Ja, das ist wohl am besten, sonst necken sie mich so entsetzlich. Aber es ist vielleicht am klügsten, daß ich erst die Schachtel wieder fortstelle, damit die Trittleiter wieder auf ihren Platz kommt, sonst wird Beate ärgerlich auf mich."

„Wenn Elly doch nur solchen Respekt vor dir und mir hätte, wie vor Beate!"

„Ja, das wäre sehr zu wünschen, aber wir verstehen die Kunst wohl nicht. Lege nur alle die Andenken in die Schachtel, ich will sie dann schon ohne Trittleiter fortstellen. Ich reiche hinauf. Nein, streng' du dich nicht an, ich werde es selbst thun, ich verspreche dir, vorsichtig damit zu sein. Sieh, da hätten wir erst die Schuhe. O, wie diese kleinen Füße auf jenem Ball und auf anderen Bällen in jenem Winter tanzten."

„Ja, und jetzt können die kleinen Füße nicht gehen. Thut es dir nicht leid, daß du mir an jenem Abend begegnetest?"

„Nein, sonderbar genug, aber es thut mir nicht leid. Könntest du gehen — — —"

„Könnte ich gehen, so würde ich vielleicht nicht so auf Händen getragen."

„Nein, wer weiß! Ich sage immer, man muß alles hier in dieser Welt philosophisch nehmen, denk, daß du erst nach zwanzig Jahren anfängst, das zu lernen."

„Ja, ich fange an, aber ich kann die Kunst noch nicht."

„Was ist dies hier? Ah, die Kamelien, ja, du sahst wirklich entzückend aus an jenem Abend bei Bährenstams. Man merkt, daß ich nicht der einzige war, der das fand. Zehn Bouquets, und sogar mit den Namen der Geber, laß sehen!"

Er nahm ein Bouquet nach dem andern. Auf dem letzten stand nur „Karl."

„Soso, dies Ding bekamst du von mir. War es nicht wider alle gesellschaftlichen Regeln, der Dame, mit der man den Kotillon tanzt, ein Bouquet zu geben?"

„Ja, gewiß. Aber du benahmst dich an jenem Abend nicht nach den gesellschaftlichen Regeln."

„Ich war entschuldigt. Unzurechnungsfähig, weißt du! Verliebt in eine kleine bezaubernde, weißgekleidete Fee. Nun, Elly, hast du deinen Stiefel an? Zeige mir, wo die Andenken standen! Gedenkst du auch mit einer solchen Ladung von deinem ersten Ball heim zu kommen?"

Digitized by Google

„Nein, ich werde wohl so viel tanzen, daß von meinen Schuhen nichts mehr übrig bleibt, und mit zehn Bouquets werde ich mich wohl auch nicht nach Hause schleppen; aber Kleiderfetzen werde ich schon ein ganz Teil bekommen."

„Was denkst du dir eigentlich, Elly, nennst du das Andenken an Mamas weißes Tarlatankleid einen Fetzen? Daß sie nur nicht zu hören bekommt, wie du so heilige Dinge entweihst. Nun, auf jeden Fall ist es am besten, du befassest dich nicht mit derlei Dingen, das paßt nicht zu dir. Ich gehe jetzt in mein Zimmer, um einen Brief zu schreiben; rufe mich, wenn wir essen."

„Ich glaube nicht Papa, daß du fertig wirst. Die Jungen sind gleich da!"

„Aber es fehlt noch ein Viertel bis drei. Ich will versuchen."

Elly war wieder zur Mutter hineingegangen. In demselben Augenblick ließ sich ein heftiges Klingeln an der Thürglocke hören, dem ein kräftiges Getrommel an den Glasscheiben folgte.

„Elly, mach schnell den Jungen auf, ehe Arvid das Fenster zerschlägt. Herr Gott, was für ein Gelärm. Beeile dich doch, Elly! Beate könnte auch etwas schneller öffnen."

„Es sind ja nur die Jungens," meinte Beate, die alte Dienerin, ganz ruhig, indem sie langsam durch das Zimmer nach dem Korridor ging. „Die können gerne ein bißchen Geduld haben. Sie stehen ja nicht im Freien."

„Sie brauchen nicht zu gehen, Beate. Elly hat schon geöffnet."

„Ja, das hört man," antwortete Beate verdrießlich, indem sie sich anschickte, einige unsichtbare Staubkörnchen auf der Kommode fortzuwischen.

„Guten Tag, Mamachen, wie gehts?" rief Ernst, der Älteste, indem er sofort auf die Mutter zueilte und sie küßte. „Ich höre, Elly soll auf einen Ball. Sie ist ganz wild. Sie tanzt mit Arvid Galopp im Saal."

„Ja, das kann man wirklich hören," antwortete die Mutter lächelnd.

„Na, wer das nicht hörte, der müßte auch wirklich stocktaub sein," brummte Beate indigniert. „Was werfen Sie denn da wieder herunter," fügte sie hinzu, als ein verdächtiger, klirrender Laut aus dem Eßzimmer sich hören ließ. Die lieben Kinder sind denn doch gar zu toll."

„Und die will auf einen großen Ball," sagte Ernst, als Elly mit flammenden Wangen und aufgelöstem Haar mit Arvid in das Wohnzimmer galoppiert kam.

„Ja du, ich übe mich."

„Ahlblads hätten mich gerne einladen können," bemerkte Ernst; „mehrere meiner Kameraden sollen hin."

„Wirklich? wer von den Jungen ist da?"

„Fünf oder sechs aus der Oberprima."

„Darum ist Elly auch eingeladen, sie ist doch gar keine richtige Balldame!"

„Man kann sie ja kaum ein Mädchen nennen, denn sie mag Jungens am liebsten und will Buchhalter werden, wenn sie glücklich die Fortbildungsschule hinter sich hat," warf Arvid ein, der bereits seit seinem Eintritt in das Wohnzimmer sich damit beschäftigte, an den Karamellen zu kauen, die er von Mamas Nähtisch genommen hatte, und jetzt seine unmaßgebliche Meinung mit einer Stimme äußerte, die infolge seines vollen Mundes ziemlich undeutlich war.

„Ja, Elly ist ein ebenso großer Wildfang, wie ihr andern."

„Mama, du warst ja verlobt, als du so alt warst wie Elly?"

„Viel älter war ich nicht, ich war mit achtzehn Jahren verheiratet, und da könnt ihr euch wohl denken, daß ich etwas gesetzter war."

„Ja, Mama, ja," rief Ernst in bewunderndem Ton aus, „du warst auch so schön, aber ich glaube nicht, daß irgend jemand Elly so eins — zwei — drei entführt, die wird schon auf ihrem Kontorstuhl sitzen bleiben, bis sie alt und grau geworden ist."

„Ja," ertönte die Stimme des Vaters, der in diesem Augenblick eintrat, — „jetzt bin ich aber hungrig wie ein Wolf. Man kann nicht nur von welken Blumen leben."

„Nein, das verlangt keiner. Willst du mich ins Eßzimmer schieben? Danke."

Das Gespräch während der Mahlzeit war äußerst lebhaft und drehte sich meist um den Ball bei Ahlblads.

„Was wirst du anhaben, Elly?" fragte der Vater.

Digitized by Google

„Mama, was soll ich anziehen?“

„Habt ihr das noch nicht bestimmt? Solche leichtsinnigen Weiber!“

„Ich möchte gern, daß Elly ein weißes, dünnes Kleid haben soll.“

„So wie du es auf deinem ersten Ball hattest. O, ich verstehe den Gedanken ganz.“

* * *

Es war am Nachmittag desselben Tages, die Jungen waren in der Schule, der Ingenieur in seinem Arbeitszimmer; seine Frau saß und nähte bis sechs Uhr, als Elly zur Mutter in Begleitung von Eva Lindhé hereinkam, einem hübschen neunzehnjährigen Mädchen mit dunklen, klugen Augen.

„Mama, ich kann wirklich nicht begreifen, daß Tante Adele nicht Ernst mit eingeladen hat. Knut Lindhé, Harald Wikman, Axel und Ludde sollen mit auf den Ball, und die sind doch Altersgenossen von Ernst.“

„Ja, aber sie sind mit Edward Ahlblad gut befreundet, und er und Ernst sind doch so verschieden geartet, daß ich es ganz natürlich finde. Außerdem fürchte ich, daß sie sich wohl nur so ziemlich amüsieren werden. Ihre früheren Tanzstundendamen werden wohl kaum mit ihnen tanzen wollen, wenn Lieutenants, Assessoren und andere ‚richtige Herren‘ da sind. Freust du dich auf den Ball, Eva?“

„Das kann ich nicht gerade behaupten, Tante Eleonore. „Ich war ja schon zwei Winter in Gesellschaften, und dann ist es so mühsam, ehe man alles zurecht hat.“

„Was wirst du anziehen?“

„Ein lachsfarbenes Seidenkleid, und jetzt muß ich mir Schuhe, Fächer, Handschuhe und Blumen besorgen, die dazu passen. Das giebt ein entsetzliches Gelaufe. Ich habe mich schon nach Blumen umgeschaut und habe keine finden können, die passen; ich muß schon nach Stockholm schreiben. Man muß doch gestehen, daß unsere liebe Stadt ein entsetzliches Loch ist, man kann hier nicht das Allermindeste bekommen.“

„Ich glaube, der Grund, daß sich die jungen Mädchen im allgemeinen heut nicht mehr so gut amüsieren, wie früher, liegt darin, daß sie so viel bedenken, so viel besorgen müssen, von den Kosten zu schweigen.“

„Aber so ist es doch wohl immer gewesen, es muß doch alles im Stil sein, das eine nach dem anderen.“

„Zu meiner Zeit nahm man es damit nicht so genau! Aber wo steckt denn Elly? Sie hat dich wohl auch ganz verwirrt gemacht?“

„Ja, sie war ganz wild dadrinnen. Aber das ist ja erklärlich. Es ist ja der erste Ball der Kleinen. Sie wird bald genug davon haben.“

„Genug vom Tanzen, nein doch, nimmermehr, nicht eher als bis ich keinen Atemzug mehr thun kann.“

„Sei doch nicht so schrecklich übertrieben, Elly!“

„Das kann ich nicht helfen. Ich bin so furchtbar froh. Ich habe ja ein ganzes Jahr lang nicht tanzen dürfen; du wolltest ja nicht, daß ich tanzte, weil ich in den Konfirmationsunterricht ging. Ich möchte wissen, ob es wirklich hübscher sein kann, als auf den Kinderbällen, da habe ich mich immer so herrlich amüsiert. Freust du dich nicht, Eva?“

„Ja,“ antwortete Eva ruhig.

Trotzdem sie so unähnlich waren, wie möglich, waren Eva und Elly sehr gute Freundinnen. Sie waren Schulkameraden gewesen, waren beide, wenn auch in verschiedener Richtung, begabt; beide wollten „etwas werden.“ Elly wollte in irgend eine Bank eintreten, und dann die Musik —, sie spielten vierhändig, wann sie nur Zeit hatten. Augenblicklich allerdings bearbeitete Elly das Instrument allein, sie spielte einen feurigen Strauß'schen Walzer.

„Verzeih', Mama, es ist dir vielleicht zu laut!“

„Nein durchaus nicht, es macht mir Spaß zuzuhören, wie du deine Freude und Tanzlust ausspielst, sie würde dich wohl sonst ersticken. Als ich jung war, fand ich es so schön, bei den Tönen solch' eines Walzers zu träumen, wie du ihn jetzt spielst.“

„Wieviel mehr Zeit doch deine Generation verträumt haben muß, als wir thun, Tante! Ich träume nie. Thust du es, Elly?“

„Träumen? ja manchmal, wenn ich schlafe.“

„Ja, wir träumten mehr als ihr. Die Jugend der Jetztzeit ist wach in des Wortes weitester Bedeutung,“ antwortete Frau Svan

Digitized by Google

mit leiser Stimme; sie sprach mehr zu sich selbst als zu den jungen Mädchen.

„Das muß man wohl; man hat ja soviel zu hören und zu sehen und wirklich keine Zeit zu verträumen," sagte Eva bestimmt.

„Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll zu träumen, wenn ich nicht schlafe," bemerkte Elly. „Ich schließe manchmal die Augen und versuche, aber es geht nicht, nicht die Spur!"

Jetzt kam das Mädchen mit dem Theebrett und stellte es vor die Hausfrau auf den Nähtisch.

„Jetzt hörst du am besten auf, Elly. Papa weiß doch, daß der Thee da ist?"

„Guten Abend, Eva. Wie ich höre, ist hier Ball gewesen," sagte der Ingenieur, der in diesem Augenblick aus seinem Arbeitszimmer hereinkam.

„Nein, kein Ball, nur Tanzmusik."

„So, habt ihr garnicht getanzt?"

„Nein," antwortete Eva. „Wenn man sich die Sache recht überlegt, ist es doch eigentlich sehr komisch, daß verständige Menschen so herumhüpfen. Und was die Ballherren immer für dummes Zeug schwatzen!"

„Wer hört denn zu, was jemand auf einem Ball sagt, man ist doch dort um zu tanzen!" bemerkte Elly indigniert.

„Ja, es wäre entsetzlich sitzen zu bleiben," sagte Eva. „Ich habe noch nie während eines Tanzes sitzen bleiben müssen, aber ich fände es auch furchtbar."

„Wenn Elly auch einen oder ein paar Tänze hindurch sitzen müßte, so wird sie davon noch nicht schlechter. Sie ist nicht so dumm, das für eine Schande anzusehen. Was meine Dirn?"

„Nein, aber hübsch kann ich es nicht finden," antwortete Elly. „Ist man auf einem Ball, so soll man doch tanzen, sonst kann man ebenso gern zu Hause bleiben."

„Denke an deinen Thee, Karl, er steht da und wird kalt."

„Hier bin ich! Ach die Frauen, Eva, wie die uns arme Männer tyrannisieren!"

„Ach, ich finde, Onkel Karl, du hast es sehr gut."

„Findest du? Ja, da hast du schon recht, ich finde es auch. Nun, wie geht es mit den Übersetzungen, Eva?"

„Danke, ich habe viel zu thun; doch es ist eine sehr einförmige und geisttötende Arbeit. Ich will versuchen, etwas Selbständiges zu schreiben."

„Ja, da thust du recht daran. Irgend einen Roman, wie? Junge Mädchen von achtzehn Jahren haben ja solch einen tiefen Einblick in die Charaktere und Beweggründe, daß es sich wohl der Mühe verlohnt."

„Warum machst du dich über mich lustig, Onkel? Glaubst du nicht, Onkel, daß junge Mädchen auch Beobachtungen machen, daß sie recht viel sehen?"

„Ja gewiß, sie sehen sogar verschiedenes, was garnicht da ist. Und wenn sie dann Ibsen und Kielland gelesen haben und etwas in Zola und Maupassant hineingeguckt, dann wissen sie, was sie für Gegenstände zu wählen haben."

„Aber Onkel!"

„Ja, und mit der Sprache haben sie gar keine Schwierigkeiten; sie haben ja erst vor kurzem ihre Aufsatzübungen in der Schule abgeschlossen! Schreibe du nur, ich will deinen Roman lesen, wenn er nicht allzu realistisch ist. Es wird wohl auch kaum ein Jahr dauern, bis Elly müde wird, auf dem Kontorstuhl zu hocken und mir erklären wird, sie wolle Bankdirektor werden oder an der Börse spekulieren. Das eine ist nicht verrückter wie das andere. Aber mit den Frauen ist es immer so, die romantisch veranlagten haben zu wenig Selbstvertrauen."

„Das war auf mich gemünzt," bemerkte seine Frau.

„Bezogst du das auf dich? Und die andren haben zu viel, die haben zu große Pläne, zu viel Ehrgeiz — ja schreib du, schreib nur! das wird komisch werden."

„O, ich gedenke garnichts Komisches zu schreiben. Tante Eleonore, nimm mich in Schutz."

„Du wirst dich schon selbst verteidigen, du bist doch nicht schüchtern. Ich würde ein schlechter Bundesgenosse sein, ich stehe so halb und halb auf der Seite des Feindes."

„Eva will keine Romane schreiben, sondern Kritiken," bemerkte Elly, die ihrer Freundin Partei ergreifen wollte.

„Kritiken, sieh einer an, das macht sich!"

Digitized by Google

„Mama, sage doch Papa, daß er Eva nicht so reizen darf!"

„O, darum kümmere ich mich nicht. Ein Mädchen, das etwas in der Welt ausrichten will, muß gegen vieles gerüstet sein," antwortete Eva.

„Ja, sie muß einen Panzer um ihr Herz haben, einen Doppelpanzer."

„Ja, da hast du recht, Onkel."

„Nein Papa, wie böse du heut abend bist. Ich denke, wir gehen in mein Zimmer und reden etwas Vernünftiges mit einander. Komm Eva!"

* * *

Am nächsten Tage war das Eßzimmer bei Ingenieur Svan zum Nähatelier umgewandelt. Fräulein Berggren hatte eine Menge Muster über den Tisch ausgebreitet und schnitt jetzt das Futter für die Taille zurecht; Modejournale waren über alle Stühle verstreut. Elly saß mit aufgestützten Ellenbogen da, studierte die farbigen Monatsbeilagen und machte die extravagantesten Vorschläge, von einem Blatt mit buntfarbigen Kostümen inspiriert, das — was sie nicht gemerkt hatte — die Unterschrift: „Maskenanzüge" trug.

Frau Svan, deren Stuhl an das eine Fenster gerückt worden war, beriet mit Fräulein Berggren.

„Nein, das ist aber doch ganz unmöglich, gnädige Frau können doch nicht wollen, daß Fräulein Eleonore gegen die andren abstechen soll. Keine einzige von den jungen Damen wird in Weiß kommen. Ich habe gerade für diesen Ball ein lachsfarbiges Seidenkleid für Fräulein Eva gemacht."

„Ja, ich weiß, Fräulein Lindhé war gestern hier."

„Die Fräulein Aspegrens haben hellblaue Seidenkleider bekommen."

„Ja, aber Elly ist so jung. Ich möchte gern, daß sie in irgend einen weißen, luftigen Stoff gekleidet wäre."

„Nein, daß gnädige Frau so etwas gern haben. Es wird wirklich garnicht mehr getragen. Es ist ja schon so lange her, wie Sie noch mit dabei waren, Frau Svan."

Das hieß aber Ellys Mama von der empfindlichen Seite berühren. Es war ja richtig, daß sie seit lange nicht mehr „mit dabei gewesen" war, aber doch saß sie hier zu Hause in ihrem Rollstuhl, wollte Balltoiletten bestimmen und forderte das Gegenteil von dem, was die angesehenste Schneiderin der Stadt riet. Ja, gewiß, für sie war es aber nicht nur eine bloße Toilettenfrage; es handelte sich um eine Art romantischer Schwärmerei. Elly sollte ein weißes, zartes Kleid tragen, wie *sie* auf ihrem ersten Balle. Vielleicht würde Elly hier auch das Glück ihres Lebens finden.

„Ja, ich bleibe doch bei dem, was ich bereits sagte."

„Aber was meint denn Fräulein Elly selbst?" fragte die Schneiderin in etwas gereiztem Ton.

„Ich möchte am liebsten etwas in dieser Art," antwortete Elly und hielt eine der Abbildungen in die Höhe, die sie so eifrig studiert hatte.

„Aber liebe Elly, du kannst doch nicht als Cirkassierin gekleidet sein, das ist ja ein Maskenanzug, den du da erwischt hast. Nein, vorläufig ist es doch am besten, daß *ich* deine Toilette bestimme, und das will ich auch gern thun!"

Fräulein Berggrens Protest bestand in einem Aufwerfen des Kopfes. Das sah doch Frau Svans früherer Gleichgiltigkeit in Toilettenfragen so unähnlich; sonst hieß es immer: „Fräulein Berggren, bestimmen Sie es nur selbst, ich gehe ja nicht mehr in Gesellschaften, sehe ja nie etwas Neues, ich wünsche nur, daß es so einfach als möglich wird."

Und jetzt mit einemmal diese Sicherheit, dieser überlegene Ton, ja, das war die alte, bekannte Geschichte, daß die Mütter immer so nervös werden, wenn man den Töchtern Ballkleider nähen soll, um von den Brautkleidern ganz zu schweigen, aber um diese brauchte man sich vorläufig in diesem Hause noch lange keine Sorge machen; Fräulein Elly würde schon keiner so schnell fortholen; sie war nicht die Spur hübsch, und solch' eine Figur, das war überhaupt gar keine.

Dann folgten drei arbeitsame Tage, am meisten natürlich für Fräulein Berggren, aber auch für Frau Svan, die die Schneiderin bei guter Laune erhalten mußte, und Elly fand, für sie auch, sie mußte ja anpassen. Doch das

Digitized by Google

nur, wenn es unumgänglich nötig war, denn sie konnte sich nur mit Mühe ruhig halten; meistens hing das weiße Kleid über der „Puppe", wie das Rohrgestell, diese unmögliche, hals- und kopflose Imitation der weiblichen Figur so artig in der Schneidersprache benannt wird. Fräulein Berggren war nicht in bester Laune. „Diese lieben Fetzen kann man ja garnicht drapieren, man konnte sie garnicht anfassen, ohne daß sie Kniffe bekamen. Es war geradezu unmöglich für Fräulein Eleonore etwas zu nähen. Das hatte sie immer gesagt, — kein Korsett tragen!"

Mama, die den Stoff für die Nähmaschine zurechtheftete, wurde ganz nervös und konnte nur mit Mühe ihre Gereiztheit beherrschen, aber das war notwendig, denn sonst wäre alles verkehrt gegangen. Sie mußte fortwährend zwischen dem Fräulein und Elly vermitteln und außerdem in aller Stille versuchen, Beates allzu aufrichtige Meinungsäußerungen zu unterdrücken, „daß sie sich kaum einen solchen Schweinestall denken könnte, wie die aus dem Eßzimmer gemacht hätten," und daß „es wohl angehe ein Kleid zu nähen, ohne alles unordentlich um sich herum zu werfen und das ganze Haus ungemütlich zu machen," u. s. w. bis ins Unendliche. Und dann Elly, sie war immer ganz unregierbar beim Anpassen und besonders jetzt, „wo sie so entsetzlich viel Lärm machten."

Sie hatte eine plumpe Figur, das wußte sie und dem war nicht abzuhelfen; sie könnte nicht atmen, wenn sie ein Schnürleibchen tragen müßte, und wenn sie nicht atmen könnte, dann könnte sie ja auch nicht tanzen, und das sei doch wohl der Zweck, wenn man auf einen Ball ginge, daß man tanzte. Aber jetzt könnte sie nicht länger hier stehen, sie mußte zur Klavierstunde; wozu war denn die Puppe da, wenn sie stundenlang dastehen sollte und anprobieren?

„Stundenlang, Elly? du hast noch keine Viertelstunde gestanden, ich sah nach der Uhr," warf die Mutter in müdem Ton ein. „Sei doch nett, es ist ja für dein eigenes Vergnügen!"

„Ja, das ist ein feines Vergnügen," brummte Elly. „O, da sticht mich eine Stecknadel, und der Rock ist vorn viel zu lang!"

„Es wäre besser gewesen, wenn Sie Fräulein Eleonores Ballkleid wo anders hätten machen lassen, Frau Svan, ich kann es wirklich nicht recht machen. Meinetwegen kann Ihr Kleid so kurz sein, wie ein Ballettrock, Fräulein, aber ich kann jetzt absolut nicht sehen, ob es lang oder kurz ist, Sie stehen ja nicht eine Sekunde ruhig; außerdem kann man aus diesem elenden Stoff auch nichts Elegantes und Hübsches machen."

In diesem Augenblick kam Beate herein, sah sich indigniert um und begann einige lange Tarlatanstreifen aufzuheben, die auf dem Boden herum lagen.

„Darf ich Sie vielleicht bitten, Fräulein Beate, die Streifen freundlichst liegen zu lassen? ich will sie gerade jetzt zu einer Krause gebrauchen." Die Schneiderin war ganz rot im Gesicht, sie hatte sich bis dahin Elly und ihrer Mama gegenüber noch beherrscht.

„Ja, liebes Fräulein, ich that es nur in guter Absicht, ich fürchtete, daß sich jemand diese Fetzen um die Beine wickeln könnte, aber ich will sie gern wieder hinlegen, wenn das besser ist." Und Beate legte die Streifen sorgfältig auf den Fußboden zurück. Frau Svan warf ihr einen flehenden Blick zu, der bewirkte, daß sie den Rest der Predigt hinunterschluckte, mit der sie Fräulein Bergren hatte erbauen wollen.

„Das Kleid wird ausgezeichnet," bemerkte Elly's Mutter in ermunterndem Tone, sobald Beate die Thür hinter sich geschlossen hatte, „ich bin sehr damit zufrieden."

Und jetzt war es glücklich fertig und in der Garderobekammer aufgehängt, wo es aussah, wie ein gen Himmel schwebender Engel, sagte Arvid, der hineingeguckt hatte. Die Schneiderin war gegangen. Elly war wieder wie gewöhnlich, ausgenommen daß sie, wie der Vater sich ausdrückte, sich mitunter einigen höchst unmotivierten Luftsprüngen hingab, und endlich war nun der Vorabend des merkwürdigen Balles gekommen.

„Wo sind die Kinder?" fragte der Ingenieur, als er zur Theezeit zu seiner Frau kam.

„Elly muß heimgekommen sein, nach dem Lachen da zu urteilen; das macht ihr keiner nach. Nun, willkommen, mein Mädel? Sind die Jungens mit?"

Digitized by Google

„Ja, wir sind entsetzlich theehungrig."

Sie waren alle drei lebhaft nnd warm, sie kamen direkt von der Eisbahn, wo Fackelbeleuchtung und Musik gewesen war.

Elly setzte sich ihrem Vater auf das Knie und streichelte mit ihrem Köpfchen seine Wange.

„Papa, morgen um diese Zeit kommt der Wagen. O, wieder zu tanzen! Du kannst dir garnicht denken — — —"

„Ja, ich kann mir denken, daß du mich nicht so in den Arm kneifen darfst, ich bekomme ja ordentlich blaue Flecke davon. Wenn ich dich so kräftig liebkoste."

„Nein, das wäre nicht gerecht. Du sollst ja morgen nicht kurze Ärmel tragen. Ja, das wäre fein, wenn ich blaue Flecke auf meinen Armen bekäme," und Elly streifte den weiten Ärmel des Kleides zurück und streckte einen Arm aus, der wirklich sehr weiß und rund war, mit kleinen Grübchen am Ellbogen.

„Tausend, was Elly für einen hübschen Arm hat!" rief Arvid aus.

„Ja, der ist wirklich sehr weiß," antwortete Elly nachdenklich und mit einer Art von unparteiischer Bewunderung, die sich sehr komisch ausnahm.

„Weißt du aber, was morgen auch sehr weiß aussehen wird, das ist dein Gesicht, wenn du nicht heute Abend zeitig zu Bett gehst," sagte die Mutter, „und Farbe muß man haben, wenn man weißgekleidet ist. Versprich mir, daß du heute nicht so lange aufbleibst wie gewöhnlich."

„Ja, das verspreche ich dir, ich will gleich nach dem Abendessen zu Bett gehen."

* * *

Die Uhr war sechs am Ballabend. Die Mutter saß auf ihrem gewöhnlichen Platz im Wohnzimmer, aber das Nähtischchen war fortgerückt worden. Sie hatte jetzt keine Zeit für eine Handarbeit, sie mußte Ellys Ankleiden überwachen.

Beate war damit beschäftigt, ihr zu helfen; sie waren noch nicht weit gekommen, nicht weiter als bis zu den Unterkleidern, Strümpfen und Schuhen. Elly saß in ihrem langen, weißen Frisiermantel und ihrem Unterrock und flocht ihr Haar. Sie hatte entschieden dagegen protestiert, aufgestecktes Haar zu tragen, sie wollte ihren herabhängenden Zopf wie gewöhnlich haben, „das hatten alle Mädchen im ersten Jahre, die Jungens würden sie ganz bestimmt auslachen, wenn sie aufgestecktes Haar hätte und Blumen darin."

„Welche Jungen?" nahm sich die Mutter die Freiheit zu fragen und bekam zur Antwort:

„Natürlich zu allererst unsere eigenen und dann die Jungen, die bei Ahlblads sind."

„Nun gut, thu nur wie du willst, aber mache dein Haar nur ordentlich, daß es dir nicht um die Ohren fliegt, wenn du tanzest."

„Ja, Elly sah immer wie eine Wilde aus, wenn sie von den Tanzstundenbällen kam," bemerkte Beate, die das weiße Seidenband hielt, das um den Zopf gebunden werden sollte.

„Na, das wird wohl einen Abend halten," und Elly schlug mit der dicken Flechte gegen die Hand, als ob es eine Peitschenschnur wäre.

Die Mutter mußte lächeln. Als sie diese wenig umständliche Art des Haarmachens sah, fiel ihr ein, wie ihr Haar vor ihrem ersten Ball mehrere Tage in Papillotten gewickelt worden war. Sie sah ihre Friseurin, die alte Mamsell Silen, mit der dicken Brennschere bewaffnet, die eher einer Waffe oder einer Feuerzange, als einem Gegenstande glich, der zur Damentoilette gehörte, und sie hörte Mamsell Silen sagen: „Nein, aber Fräulein Eleonore, was Sie für Haar haben, das giebt ja vierzehn Locken und dazu noch so lange und dicke." Und dann all die Debatten zwischen Mama und Tante darüber, wo die Kamelien sitzen sollten, ob auf dem Kopf oder hinter dem Ohr in den Locken befestigt. Und dort saß jetzt Elly und schlug mit ihrem dicken Zopfe, um zu sehen, ob er „hielte."

Dann begann die höhere Stufe der Toilette, die schwierigste; denn nach Beates Versicherung war es unmöglich mit Elly fertig zu werden, besonders wenn sie so wild war wie heute Abend. Es schien ihr, als ob Elly nur den einzigsten Wunsch hegte, daß nichts ordentlich sitzen sollte, „denn mit Beates Erlaubnis wolle sie lieber aussehen, wie eine Tonne, viel lieber, denn es war doch wahrhaftig nichts so Herrliches, wie eine Wespe auszusehen!"

Und jetzt hatte sie das Kleid glücklich an. Elly fand, daß es vorn sehr lang wäre und

Digitized by Google

wollte es einige Daumen breit verkürzt haben, aber dem widersetzte sich die Mama auf das bestimmteste. Elly könnte doch wirklich, selbst mit dem besten Willen, nichts mehr an dem Kleide auszusetzen haben; man konnte ja den ganzen Fuß sehen, Fräulein Berggren hatte ganz recht, es sollte doch kein Ballettrock werden. Und dann war Elly unruhig, daß das Kleid zu weit ausgeschnitten sein könnte und ließ nicht eher nach, als bis noch eine Spitze angesetzt worden war. Aber jetzt stand sie fertig da in der duftigen Hülle, mit ihrem blonden Zopf, dem weißen Halse und den schönen Armen mit den kleinen Goldreifen. Ihre blauen Augen leuchteten förmlich vor Freude. Elly sah wirklich reizend aus, fand die Mutter; zwar keine vollkommene Schönheit, aber so jung, so frisch und froh.

„Na, Gott sei Dank, jetzt ist das Elend überstanden," seufzte Beate, „na, ich sage schon, den großen Salon in Vikstad möchte ich viel lieber ganz allein scheuern, als Elly anziehen."

„Nein, aber Beate, war es wirklich so schlimm? Mama, sag du, war es wirklich so schlimm mit mir, du warst ja die ganze Zeit dabei."

„Ja, du hättest es uns schon leichter machen können. Du kannst dir doch denken, daß weder Beate noch ich wollen, daß du unpassend gekleidet bist, und daß ich verstehe, ob ein junges Mädchen zu weit ausgeschnitten ist oder nicht, und dann wird das Kleid auch nicht besser davon, wenn du es ausziehen mußt, damit Spitzen an Hals und Ärmeln angesetzt werden! — Aber jetzt bist du ja fertig, so daß man nicht weiter davon zu reden braucht; danke Beate!"

„Dank, Dank, Beate. Sei mir nicht böse, weil ich heftig war, ich konnte nichts dafür." Sie schlug die Arme um ihren Hals. „Mama ist ja nicht böse."

„Nein. Ich bin froh, daß du fertig bist."

Der Vater und die Knaben kamen jetzt herein, um zu beschauen und zu bewundern. Ernst that, als ob sein Erstaunen so groß wäre, daß er sich nicht mehr aufrecht halten könnte, und Arvid wollte sofort Elly herumschwingen, damit man sehen könnte, ob sie im stande sei, zu schweben.

Beate hielt ihn mit einem ängstlichen „nein Arvid, dafür danke ich," zurück. Papa hatte sich neben Mama gesetzt, und als Elly herantrat, um von seinen kurzsichtigen Augen gemustert zu werden, äußerte er ein beifälliges „sehr hübsch." Dann nahm er aus einem weißen Papier einige hellrote Kamelien hervor und bat seine Frau, sie der Dirn' ins Haar zu stecken. „Gerade dort hinter dem linken Ohr."

„Aber Karl, was für Romantik — — —"

„Böse Gesellschaft — — Zwanzigjährige Depravation, du!"

„Nein, Papachen, nicht ins Haar; ich will keine Blumen im Haar haben, das sieht so frühreif aus, die Jungen lachen mich aus."

„Soso, ist das heutzutage nicht mehr Mode? Ja, dann stecke sie in den Gürtel, das steht gut zu dem weißen Kleide; sieh hier. Warte, ich will eine für Mama haben. Du bist doch nicht zu jung, Blumen im Haar zu tragen", und er steckte die größte Kamelie in das reiche, dunkelbraune Haar seiner Frau. „Seht ihr, Kinder, wie das Mama kleidet! Ich versichere euch, so reizend wie sie war. — —"

„Ja, aber du sollst doch nicht mich bewundern, sondern Elly. Ist sie nicht auch reizend?"

„Ja, wirklich reizend."

„Wie findet ihr sie, Jungens?"

„Gut," antwortete Ernst, während Arvid mit einem „riesig schneidig" beipflichtete.

„Hast du Examenfieber, Elly?" fragte Ernst.

„Nein, nicht ein bißchen; ich wage nicht mein Kleid zu zerknittern, sonst solltest du es schon kriegen, aber ich habe Beate versprochen, mich hier zu Hause in acht zu nehmen. Ich möchte wohl wissen, ob alle, die auf den Ball gehen, so froh sind wie ich; denk' einmal, ich habe ein ganzes Jahr lang nicht getanzt."

„Da hast du wahrscheinlich die Kunst verlernt."

„O nein, Papa. Ach tanz' doch einmal mit mir, du tanzest so schön, viel besser, als irgend ein andrer."

„Nun, wer soll spielen?"

„Niemand, ich werde doch wohl einen Walzer singen können, trotzdem ich tanze."

Und mit ihrer frischen, reinen Stimme begann sie zu summen: „An der schönen,

Digitized by Google

blauen Donau", Papas Lieblingswalzer, und dann stellte sie sich vor ihn hin und verneigte sich.

„Nimm das Kleid in acht, Elly, denk an Beate!"

„Sei vorsichtig mit dem Kleid, Papa, sonst wird Beate böse auf uns."

„Na, denn los. Mach' ein bißchen Platz da, Arvid!"

Er tanzte ein paarmal mit ihr durch das Zimmer.

„Du tanzest wie ein Engel, Papa," und: „Steif geworden ist die Dirn' aber nicht," erklang es fast gleichzeitig.

„Das Kleid ist durchaus nicht zu lang, Elly," versicherte die Mutter.

Der Kavalier war ganz außer Atem, doch noch nicht so sehr, daß er nicht seine Dame küssen konnte, bevor er sich in das Sofa fallen ließ.

„Da giebst du ja Elly ein nettes Beispiel, Papa, denk nur, wenn alle Tänzer das thäten!"

„Ach, hab' nur keine Angst, Ernst; da hätte ich doch auch noch ein Wörtchen mitzureden."

Beate kam herein. Sie hatte ihren Mantel und ein Kopftuch um, sie sollte Elly zum Ball begleiten.

„Der Wagen ist da."

„Ja, ich hörte ihn. Adieu, liebes Mamachen. Dank für all' die Mühe, die du mit mir gehabt hast, und vergiß, daß ich beim Anziehen heftig war. Bleib nicht auf und warte nicht auf mich, versprich es. Papa wird schon noch auf sein, wenn ich heimkomme, und ich werde ihm erzählen, ob es hübsch gewesen ist. Ach, wenn du doch mit dabei sein könntest!"

„Ja, du findest dann wohl, daß es bald an der Zeit sei, daß ich mein heliotropfarbiges Kleid anzöge, das seit fünf Jahren in der Garderobe gehangen hat. Wenn ich nur gleichfarbige Federn für mein Haar hätte."

„Du hast wohl schon vergessen, daß du Blumen im Haar hast, Eleonorchen."

„Ja, dann ist die Frisur ja fertig; was ich für einen Friseur habe."

„Mama, du kannst ihn nachher küssen, jetzt will ich einen Kuß von meinem ersten Ballkavalier haben," sagte Elly, und streckte sich zu dem hochgewachsenen Vater empor.

„Glück auf, Elly, tanze nicht zu viele zu Schanden," rief Ernst.

„Viel Vergnügen, Elly, grüße die Jungens," tönten Arvids Abschiedsworte.

Und jetzt war sie schon draußen im Flur. Beate half ihr beim Anziehen der Überschuhe und ermahnte sie dringend, sich mit dem Kleide in acht zu nehmen und es nicht zu zerknittern, wenigstens bis sie angelangt sei; dann müsse man es wohl verloren geben. Noch einmal öffnete sich die Thür, und Elly zeigte sich, mit geschürztem Kleide und in den weißen Pelz gekleidet, und warf den Eltern Kußhände zu.

* * *

Die Uhr war beinahe drei in der Nacht, als Ingenieur Svan leise die Thür zum Schlafzimmer öffnete. Er beschattete mit der Hand das Licht, um seine Gattin nicht zu wecken, aber das war eine unnötige Fürsorge; sie war wach und saß im Bett; das lange aufgelöste Haar umrahmte die feinen Züge, und die halbverwelkten Kamelien lagen neben ihr auf dem Nachttischchen.

„Ich hörte den Wagen. Hat sie sich amüsiert?"

„Das weiß ich nicht. Ich habe sagen lassen, sie möchte zu dir hereinkommen, wenn sie abgelegt hat. Ich habe sie noch nicht gesehen."

„Ich höre, Mama, daß du wach bist, darf ich hereinkommen?" fragte Elly an der Thür.

„Ja gewiß. Ich warte auf dich."

„O, ich habe mich so herrlich amüsiert; viel mehr, als ich gedacht hatte. Du kannst garnicht denken, wie lustig es war."

„Tanztest du alle Tänze?"

„Ja gewiß, und die Extratänze auch. Willst du meine Tanzkarte sehen, Mama? Ist die nicht furchtbar hübsch? Monogramm und Datum und solch' ein niedliches Bleistiftchen."

„Die willst du wohl als Erinnerung aufbewahren?" fragte Papa, der an der Kommode stand und seine Uhr aufzog.

„Ja, natürlich."

„Aber liebe Elly, du hast ja mit keinem andren getanzt, als mit —"

„Mit den Jungens, Ernsts Kameraden. Ja."

Digitized by Google

„Warum hast du denn nicht mit andren getanzt? Wie sind die Jungens nur darauf gekommen, dich auf einem großen Ball aufzufordern?"

„Nein, darauf sind sie garnicht gekommen. Aber ich mußte gleich daran denken, wie du gesagt hattest, Mama, daß sie sich langweilen würden, weil keine ihrer früheren Tanzstundendamen mehr mit ihnen tanzen würden. Es sah auch so aus, als ob sie sich langweilten; sie standen alle zusammen an der Thür, als ich kam, und da ging ich zu ihnen hin und sagte, daß ich wollte. Und als nachher die andren kamen und mich aufforderten, da hatte ich natürlich keinen Tanz mehr frei. Ja, diese Française, die tanzte ich mit einem Kammerherrn, der sagte, er kenne dich, Mama, noch von Vikstad! Solch' komischer Herr; er sprach mit mir von Schwedens Naturschönheit. Über dergleichen kann ich doch nicht reden."

„Das hättest du ihm sagen sollen," bemerkte der Vater.

„Das konnte er sich doch denken. Mama, du kannst garnicht glauben, wie gut Ludde tanzt. Wir tanzten die ganze Zeit Polka rückwärts."

„Das war ein Glück für die Jungens, daß du da warst," sagte die Mutter.

„Ja, gewiß, das war es, und ein Glück für mich, daß sie da waren. Sonst hätte ich mich sicher nicht so furchtbar amüsiert. Und Mama, der Kammerherr war ganz bezaubert von Eva. Er tanzte gewiß drei Tänze mit ihr. Er fand sie so schön."

„Tanzte Eva mit den Jungens?"

„Nein, sie tanzte nur mit den alten Herren. Sie mochte den Kammerherren auch sehr gut leiden. Sie sagte, er sehe so interessant aus und sei ungeheuer begabt. Das konnte ich aber nicht entdecken."

„Sieh' einer an, ich möchte wohl wissen, ob Eva nicht ihren Eisenpanzer zu Hause vergessen hat!"

„Eisenpanzer? Sie hatte ja ihr neues lachsfarbenes Seidenkleid an, Papa. Ach so, du meinst die Dummheit von neulich; spotten mußt du doch immer!"

„Laß einmal sehen, Elly," rief die Mutter aus. „Du hast ja dein Haarband verloren. Was habe ich gesagt?"

„Ja, das kam beim Kotillon. Aber bis dahin hielt es. Und Mama, das Kleid war doch zu lang."

„War es zu lang? Das kann ich nicht finden."

„Ja, ich trat darauf, als ich hier zu Hause die Treppe heraufging. Beinahe die ganze Krause ging entzwei. Aber das thut wohl nichts, wenn ich mich so herrlich amüsiert habe."

„Nein, das thut nichts."

„Ich habe sie abgerissen, das krachte förmlich! Gute Nacht, Papa, ich bin so müde. Schlaf wohl, Mamachen!"

Die Thür wurde wieder zugemacht, nicht gerade besonders vorsichtig — — —

„Na, Eleonore, das war ein Ball in andrem Genre!"

„Ja."

„Wie herrlich sie sich amüsiert hat. Nicht alle Menschen hier auf Erden können einander gleich sein. Nicht einmal Mutter und Tochter!"

„Nein, und ich bin auch froh, daß Elly mir nicht gleich ist."

„Froh, nun?" Er sah sie schelmisch an. „Warum das?"

„Ich bin froh, daß sie so frisch und gesund ist," klang es leise.

Digitized by Google

Die Stellung der Frau beim Theater.

Ein Appell an die deutschen Frauenvereine.

Von

R. Hardenberg.

Nachdruck verboten.

Unter den Frauen läßt man immer noch die Bühnenkünstlerinnen abseits stehen. Während alle anderen Stände geschlossen vorgehen, um sich bessere Daseinsbedingungen zu verschaffen, und für die, welche noch der geschlossenen Organisation ermangeln oder aus anderen Gründen nicht für sich eintreten können, einzelne hochherzige Frauen oder Frauenvereine den Kampf aufnehmen, überläßt man die Sängerinnen und Schauspielerinnen sich selbst. Man zieht sie auch zu den allgemeinen Bestrebungen nicht heran, und doch würde man bei ihnen ein reges Verständnis für die Frauenbestrebungen unserer Zeit finden. Denn wer litte z. B. mehr unter den ungerechten Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuches als sie, die so häufig von ihrem Manne nur als Erwerbsquelle betrachtet werden?

Der Hauptgrund der Teilnahmlosigkeit der Frauen für ihre Schwestern am Theater liegt in dem Umstande, daß man sie durchweg für sittlich zweifelhaft hält. Es ist richtig, daß circa ein Drittel der Damen vom Theater eine bedenkliche Existenz führt; daß sie nur beim Theater sind, um — nach ihrer Auffassung — ihr Leben zu genießen. Um nicht mit der Gesellschaft oder gar mit der Polizei in Konflikt zu geraten, wählen sie den Beruf, der kein Reifezeugnis verlangt, den der „Bühnenkünstlerin". Aber gut zwei Drittel der Bühnenkünstlerinnen sind durchaus ehrenwert und anständig, meistens aus guter Familie; sie kämpfen ehrlich um ihr Brot und ihre sittliche Existenz auch unter den schwierigen Verhältnissen am Theater, die einen freieren Verkehr zwischen Mann und Weib mit sich bringen, in dem für die Unerfahrenen eine große Gefahr liegt. Ihnen sollte die Sympathie ihrer Geschlechtsgenossinnen nicht fehlen. Wo sie sich ihnen aber menschlich nähern wollen, fühlen sie eine unsichtbare Schranke gezogen; sie sind ihnen eben die „Damen vom Theater".

Durch einige Darlegungen über die äußere Existenz der Bühnenkünstlerinnen möchte ich versuchen, die Sympathien der Frauen und der Frauenvereine für die sicherlich lohnende Aufgabe zu gewinnen, auch ihnen die helfende Hand zu reichen. Das „glänzende Elend" am Theater ist keine Fabel! Besonders hart trifft es die Anfängerin. Sehen wir uns die Laufbahn einer solchen, speziell die der Opernsängerin an.

Bei jedem Beruf wird das Anlagekapital in Erwägung gezogen, das hier in den Ausgaben besteht, die das Studium der Bühnenkünstlerin erfordert. Das der Opernsängerin ist bedeutend teurer und langwieriger als das der Schauspielerin; nachher sind bei beiden die Freuden und Leiden gleich. Es braucht wohl nicht weiter betont zu werden, daß hier nur von den Künstlerinnen die Rede sein soll, die als Töchter aus guter Familie und von ehrlichen, braven Eltern in den besten Grundsätzen erzogen, zum Theater gehen und dazu das Äußere, das Talent und die erforderlichen Stimmmittel besitzen.

Die normale Studienzeit einer Opernsängerin bei gewissenhaften Lehrern kann im Minimalsatz auf vier Jahre geschätzt werden, falls nicht ein Umschlag oder eine Änderung der Stimme eintritt, die ein Umstudieren für ein anderes Fach, als man ursprünglich ins Auge faßte, bedingt, oder falsche Wahl des Lehrers das Studium

Digitized by Google

hemmt. Das Stundenhonorar bei guten Lehrkräften beträgt auf die ganze Zeit verteilt durchschnittlich im Monat 80 Mark. Es wäre also die Summe von 800 Mark für das Jahr zu verzeichnen, für vier Jahre 3200 Mark (unter Jahresstudium versteht man eine zehnmonatliche Saison und zwei Monate Ferien). Die Konservatorien und solche Lehrer, die für 12 Mark monatlich oder womöglich vierteljährlich eine künstlerische Ausbildung versprechen, kommen hier nicht in Betracht, da sie knapp mittelmäßige Dilettanten herausbringen.

Bei einem regelrechten Studium bleibt es aber nicht bei dem Stundenhonorar; da kommen zunächst noch die Ausgaben für Klavierauszüge hinzu (Wagneropern und moderne Opern sind sehr teuer). Ferner ist nur ein kleiner Bruchteil der Gesangschülerinnen in der glücklichen Lage, mit ihrem Lehrer oder ihrer Lehrerin am gleichen Orte ansässig zu sein. Sie müssen sich also in Pension geben; in einer Stadt wie Berlin hat man beispielsweise eine solche nicht unter 90 Mark monatlich. Dazu kommen noch die Unkosten für Klaviermiete und die Ausgaben für die zum Studium unbedingt notwendigen Konzert- und Theaterbesuche, sowie für dramatische Stunden, für den Korrepetitor, mit dem Partien zu Hause auswendig gelernt werden 2c. Als runde Summe kann man daher eine jährliche Gesamtausgabe von 3000 Mark und für vier Jahre 12 000 Mark rechnen, außer den Ausgaben für Kleidung und für die beiden Ferienmonate, die nach angestrengtem Studium zur Erholung benutzt werden müssen. Man kann also als Durchschnittssumme 15 000 bis 18 000 Mark für das Studium rechnen.

Nach dieser ersten Kapitalsanlage beginnen die Ausgaben für Theaterkostüme, denn nach den Theaterkontrakten unter § so und so viel „haben die weiblichen Mitglieder, außer den Männerkostümen, alles auf eigne Kosten zu stellen und sind verpflichtet, alle Weisungen der Bühnenleitung in Betreff der Haartracht, der Schminke und dergleichen genau zu beachten."

Den Männern wird es natürlich erleichtert, die bekommen die historischen Kostüme geliefert; da in der Oper sonst keine modernen Sachen gebraucht werden, haben sich die Männer nur Trikots, Schuhe 2c. anzuschaffen. Es macht das eine einmalige Ausgabe von 300—400 Mark aus, die für Jahre genügt; die laufenden Ausgaben sind für Männer verschwindend. Die Frauen dagegen müssen gleich einen großen Fonds von Kostümen für ihre Fachrollen haben, der in der Praxis, wie man weiter unten sehen wird, nie ausreicht. Es sei hier gleich bemerkt, daß sich schließlich die Damen auch die kontraktlich versprochenen Männerkostüme sehr oft selbst stellen müssen, da häufig keine passenden da sind, oder die Sachen, die schon vom Chor und der Statisterie benutzt wurden, in einem derartigen Zustande geliefert werden, daß sie für die Bühne unmöglich sind.

Die Theaterkostüme werden vom Publikum fast immer im Werte unterschätzt und als Maskengarderobe betrachtet. Sie sind aber in Wirklichkeit sehr teuer, da sie nur in bestimmten Ateliers und bei Theaterschneidern gefertigt werden können, die allein mit dem Stil und Schnitt der historischen Trachten vertraut sind und natürlich die Preise danach machen. Außerdem aber können nicht zu billige und schlechte Stoffe zu diesen Kostümen verwandt werden, denn die durch den Staub der Kulissen schmutzige Bühne nutzt sie sehr ab. Ebenso ist der Theaterschmuck nicht billig, trotzdem nur die sogenannten böhmischen Steine dazu verwandt werden. Der Zoll verteuert sie sehr, auch muß das Metall zur Fassung und zu den Ketten vergoldet werden, um das Schwarzwerden zu verhüten, und das Einsetzen der Steine verlangt Handarbeit. Zu den Kostümausgaben kommen noch die für Perrücken, Trikots, Schuhe, Schminke 2c. Man wird danach wohl begreifen, daß z. B. ein Prachtgewand, wie es die Elsa im Lohengrin zum Kirchgang trägt und ebenso das der Ortrud alles in allem einen Wert von je ca. 700 Mark repräsentieren. Man kann ja natürlich einzelne Teile der Kostüme wieder für andere Rollen verwenden, immerhin ist aber doch für den Anfang eine Kapitalsanlage von ungefähr 3000 Mark für Kostüme nötig. Nur an Hoftheatern wie Berlin, Wien, München 2c. und am Stadttheater in Frankfurt a./M. werden den Bühnenkünstlerinnen die Kostüme geliefert. Will man aber die Durch-

Digitized by Google

schnittslaufbahn am Theater schildern, so kann man nicht die vereinzelten Glücksfälle herausgreifen, wo eine Anfängerin gleich an ein solches Theater in ihr Fach kommt; meistens muß sie an einem Provinz- oder Stadttheater ihre Laufbahn beginnen. Ein derartiges Theater zahlt aber für eine unroutinierte, wenn auch talentvolle Opernsängerin durchschnittlich höchstens 150 Mark monatlich. Die Saison dieser Theater dauert höchstens 6—7 Monate, vom 1. Oktober bis Palmarum, manchmal bis 1. Mai; dann giebt es vielleicht noch eine Monatsoper, die bis Mitte Mai währt und von da ab bis 15. September oder 1. Oktober ist ungefähr vier Monate verdienstlose Zeit.

Die Gage wird in der Regel in feste Gage und Spielgeld eingeteilt, so daß bei der angenommenen Summe von 150 Mark 100 Mark feste Gage gerechnet würde und 5 Mark zehnmal garantiert als Spielgeld, d. h. die Sängerin bekommt für den Abend, wo sie auftritt 5 Mark, und ein zehnmaliges Auftreten im Monat ist ihr seitens der Direktion garantiert. Tritt sie öfter auf, bekommt sie jedes Mal 5 Mark mehr, tritt sie durch Schuld der Direktion nicht so oft auf, so müssen ihr doch die 50 Mark bezahlt werden, so daß ein Fixum von 150 Mark herauskäme. Sagt aber die Sängerin die Oper für einen Abend ab, so wird das Spielgeld abgezogen.

Die Abzüge bilden überhaupt beim Theater ein Hauptkapitel. Zunächst werden gleich bei Auszahlung der Gage die Agentenprozente abgezogen. Trotzdem nämlich der Direktor die Agenten beauftragte, Mitglieder für sein Theater zu engagieren, muß das engagierte Mitglied die Prozente allein zahlen, anstatt daß der Betrag zwischen beiden, die doch gleich interessiert sind, geteilt würde. Die Engagements beim Theater werden fast immer durch Theateragenten vermittelt; die Vermittlung wird gewöhnlich mit 5% monatlich für die Dauer des Kontraktes berechnet; auch für den Fall einer Erneuerung des Kontraktes ohne Zuthun des Agenten gilt der Prozentsatz. Für die angenommene Gage von 150 Mark macht das einen monatlichen Abzug von 7,50 Mark. Für Gastspiele ist die Taxe von 10% für den Abend festgesetzt.

Nur ganz ausnahmsweise werden Engagements ohne Agenten abgeschlossen. Für die Künstler, besonders für Anfänger, ist das nicht besonders vorteilhaft, denn die Agenten machen ihre „Klienten" bei den Direktoren durch Empfehlung bekannt, und solche, die keine Prozente zahlen, werden natürlich nicht empfohlen. Manche Direktoren haben bestimmte Abmachungen mit ihren Agenten, so daß sie nur durch deren Firma abschließen, sie selbst weisen dann die engagementssuchenden Künstler, auf die sie für ihr Theater reflektieren, dorthin, und sie müssen da die Prozente zahlen.

Der Sitz der Theateragenturen ist hauptsächlich Berlin; es giebt dort eine große Anzahl solcher Geschäfte. Außer den Prozenten ist als nicht offizielle Abgabe an die Agentur das Abonnement für eine Theaterzeitung zu zahlen. Ein jeder Agent besitzt ein solches Fachblatt, das im Winter alle acht Tage, im Sommer alle vierzehn Tage erscheint und in dem die Agenten die guten Kritiken ihrer Klienten abdrucken. Diese Zeitungen werden an die Direktoren und Intendanten versandt, so daß dadurch die Kritiken der Künstler, die gerade mit der betreffenden Agentur in Geschäftsverbindung stehen, an anderen Bühnen bekannt gemacht werden. Eine solche Zeitung ist daher für den Bühnenkünstler sehr wichtig; der Abonnementspreis dafür beträgt jährlich 24 Mark; auf die Durchschnittsverdienstzeit von acht Monaten verteilt 3 Mark monatlich.

An monatlichen Abzügen von der Gage sind ferner noch zu veranschlagen: 3 Mark für den Transport der die Garderobe enthaltenden Theaterkörbe zu den betreffenden Vorstellungen und zurück. Die Direktoren kümmern sich nicht darum, wie und ob die Sachen in das Theater kommen; in der Regel besorgen das die Theaterarbeiter für die genannte monatliche Entschädigung. Dann werden jeden Tag die Proben, zu denen die Mitglieder pünktlich zu erscheinen haben, abends acht Uhr an einer Tafel am Aufgang zur Bühne bekannt gemacht. Das Mitglied muß daher jeden Abend, wenn es nicht beschäftigt oder nicht im Theater ist, auch in Sturm und Regen hin, um die Proben zu lesen; will es aber Erkältungen vermeiden, so sagt der Theaterdiener die Proben für ein monatliches Entgelt von 3 Mark an. Dann kommen zu Neujahr die üblichen Trinkgelder an Souffleur, Inspizient, Theaterarbeiter ꝛc., von denen das Mitglied sehr abhängig ist; das kostet wieder ca. 3 Mark

Digitized by Google

monatlich. Nach Bühnengesetzen soll ferner das Notenmaterial zum Erlernen der Rollen geliefert werden. Das geschieht auch, aber die Rollen sind oft in sehr desolatem Zustande, da sie aus Leihgeschäften sind und an den verschiedensten Bühnen umher wandern; jeder hat seine Bemerkungen hinein notiert, was das Lernen daraus sehr erschwert. Das Mitglied muß sich daher den betreffenden Klavierauszug selbst kaufen, dafür sind wieder durchschnittlich 4 Mark monatlich zu verzeichnen.

Weiter kommt das für die Sängerin unentbehrliche Klavier mit einer monatlichen Miete von 9 Mark; Auslagen für Schminken, Puder, Bänder, Handschuhe ꝛc. mit, knapp gerechnet, 6 Mark monatlichen Ausgaben. Es bleibt also von der Gage von 150 Mark nach Abzug von 38,50 Mark der Betrag von 111,50 Mark. Es wäre ja ganz schön, wenn die Künstlerin wenigstens diese Summe bekäme; aber es giebt einen Paragraphen in den Theaterkontrakten, der den armen Bühnenangehörigen die größten Schmerzen bereitet und den Direktionen die größte Machtvollkommenheit giebt, der heißt:

„Der Bühnenleitung steht das Recht zu, den Vertrag an jedem Tage innerhalb des ersten Engagementsmonats derart zu kündigen, daß der Kontrakt nach vierzehn Tagen vom Tage der erfolgten Kündigung an gerechnet gelöst ist und zwar unter folgenden näheren Bestimmungen:

a) Die Kündigung von Seiten der Bühnenleitung kann nicht erfolgen, bevor nicht das Mitglied einmal aufgetreten ist, und zwar bei Solomitgliedern innerhalb des Rahmens, der durch das eingereichte Rollenverzeichnis gegeben ist. Ist ein Auftreten innerhalb der ersten vierzehn Tage des ersten Engagementsmonats durch Krankheit des Mitgliedes unmöglich gewesen, so kann die Lösung seitens der Bühnenleitung ohne jedes Auftreten erfolgen und hat in dem Falle die Bühnenleitung das Recht, nur die Gage für vierzehn Tage (selbstverständlich ohne Spielgeld) als Entschädigung zu zahlen.

b) Gänzliches künstlerisches Unvermögen, worüber der Bühnenleitung ausschließlich die Entscheidung zusteht, berechtigt dieselbe schon nach dem ersten Auftreten, im äußersten Falle schon nach der Probe, den Vertrag in allen seinen Teilen, ohne weitere Entschädigung als die Zahlung von einhalb Monatsgage, zu lösen."

Dieser Paragraph wird nach allen Seiten hin gründlich ausgenutzt. Wie schon bemerkt, giebt es sehr viele Agenten, die sich naturgemäß unter einander Konkurrenz machen, die den Direktoren sehr viele Kräfte anbieten, einer immer billiger als der andere. Ferner giebt es sehr viele Volontärinnen, die keine Gage bekommen, ja, oft noch dazu bezahlen, nur um aufzutreten; es sind dies leider sehr oft solche, die den Stand der Schauspielerinnen diskreditieren. Dadurch werden die wirklichen Künstlerinnen im Preise sehr herabgedrückt. Ein Direktor engagiert infolge der massenhaften Angebote im ersten Monat für jedes Fach mehrere Vertreterinnen, die ihm ja „in allen Preislagen" angeboten werden. Dann werden die Besten und Billigsten ausgesucht; die anderen bekommen nach einem einmaligen Auftreten die Kündigung, wozu ja nach dem Kontrakt der Direktor das Recht hat. Neuerdings ist bei der Versammlung des deutschen Bühnenvereins beschlossen worden, daß nur noch auf Engagement gastiert werden und der Kündigungsparagraph aus dem Kontrakt ausgemerzt werden soll.

Eine Anfängerin und auch routinierte Mitglieder thun am besten, sich nach Empfang eines Kündigungsbriefes billiger anzubieten, falls nicht gleich die Direktion, was häufig genug geschieht, zart andeutet, daß die Betreffende nur so und so viel wert sei, besonders da eine Rivalin, die noch viel besser sei, fast nichts verlange. Einer Anfängerin schadet es sehr, gleich aus dem ersten Engagement fortgeschickt zu werden; den wahren Grund erfährt doch niemand, und eine solche Entlassung wird immer auf künstlerische Unfähigkeit zurückgeführt. Nach der Unterhandlung zwischen Direktor und Künstlerin bleibt letztere mit „reduzierter" Gage, so daß sie vielleicht statt der 150 Mark 100 Mark bekommt, manchmal auch nichts. Die Ausgaben bleiben trotz der geringeren Einnahmen dieselben, und dann kommen die für neu anzuschaffende Kostüme hinzu, da die Opernsängerin oft nur den kleinsten Teil der Fachrollen, auf die sie eingerichtet ist, zu singen bekommt, aber nach dem Kontrakt, in dem sie als „Sängerin" engagiert ist, verpflichtet ist, wann und wo es der Direktion beliebt, als solche aufzutreten, ob in Konzerten oder Operetten oder Possen, wenn in letzteren Konzerteinlagen zu singen sind, oder ob sie statieren oder lebende Bilder mit-

Digitized by Google

stellen muß: jedenfalls hat sie alles ohne Weigern zu thun und die geeigneten Kostüme dazu zu schaffen. Sängerin wie Schauspielerin haben sich den Regieverordnungen betreffs dieser Kostüme vollständig unterzuordnen, was zu immer neuen Ausgaben Veranlassung giebt, denn die meisten Regisseure haben den Ehrgeiz, etwas Besonderes zu bieten, und so werden alte Stücke bald in diesem, bald in jenem Zeitalter inscenirt, wozu die Künstlerinnen die Kostüme schaffen müssen. (Schluß folgt.)

Lehrerinnenverein im Harz.

Es zieht ins Harzgebirg' hinein
Ein Schwarm von frohen Gesellen —
Was mögen das für Gesellen sein?
Frau Ilse guckt neugierig drein
Und kräuselt ihre Wellen.

Wie ziehn sie flott von Ort zu Ort!
Frau Ilsen fast es freute.
Sie lagern hier, sie lagern dort
Und reden manches kluge Wort,
Wie hochgelahrte Leute.

Studenten? Die sehn anders aus,
Die tragen Röcke mit Schnüren,
Sie zechen brav beim lustgen Schmaus
Und bringen wohl einen Kater nach Haus,
Davon hier nichts zu spüren.

„Sie schauen aus wie Weiberleut',"
Frau Ilse ruft's erschrocken.
„O, lieber Vater Brocken,
Hast Du mich nicht gelehrt bis heut,
Ein Weibsbild ehrbar und gescheut,
Das bleibt bei seinem Rocken?"

Der alte Herr die Achseln zuckt
Und spricht: „Mich nimmt's nicht Wunder,
Die Weiber haben aufgemuckt,
Man hat sie wohl zu sehr geduckt
's weht andre Luft jetzunder.

Sie schreiben auf ihr Feldpanier:
Die Sitte und die Pflichten,
Doch auch die Rechte wollen wir!
Prinzessin Tochter, merk' es Dir:
So thöricht ist's mit nichten."

Clotilde von Schwarzkoppen.

Digitized by Google

Das Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Kinderheim in Bornstedt.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Vor kurzem ging eine Notiz durch die Tagesblätter, die in lakonischer Kürze mitteilte, daß eine Arbeiterfrau wegen fahrlässiger Tötung auf der Anklagebank erscheinen mußte, weil eins ihrer Kinder während ihrer Abwesenheit in ein Waschfaß gefallen und den davongetragenen Verletzungen erlegen war. Eine rechtschaffene Frau, die ihrer Berufsarbeit nachgeht, da der Erwerb des Mannes nicht hinreicht, um den Lebensunterhalt der Familie zu bestreiten, eine Mutter, die ihr Kind ebenso liebt, wie jede Frau, die in der glücklichen Lage ist, ihr Kind selbst beaufsichtigen zu können oder es beaufsichtigen zu lassen, und die den Verlust des Kindes ebenso schmerzlich betrauert, wie diese es thun würde, eine solche Frau soll den Tod ihres Kindes vor dem Richter verantworten! — Und von dem Urteil, von der persönlichen Auffassung dieses Richters hängt die Freiheit, die ganze zukünftige Existenz der Frau ab, die ohne Schuld an all diesem Unglück ist.

Ohne Schuld! Denn wo sollen all die Kinder bleiben, deren Mütter Beschäftigung außer dem Hause suchen müssen, weil sie eben keine andre Arbeit finden? Wer nimmt sich in Berlin der kleinen Weltbürger an, die noch in keinen Kindergarten, keine Kinder-Bewahranstalt aufgenommen werden können, weil sie zu klein sind und deshalb doppelt der Fürsorge bedürfen? Wie oft hört man von Arbeiterfrauen die Klage, daß sie die Kinder unversorgt zu Hause lassen oder womöglich mit zur Arbeit nehmen müssen, weil in der ganzen Gegend keine Krippe ist. Und diese Klage ist leider nur zu berechtigt. Es klingt fast unglaublich, daß in Berlin, wo doch so viel für die Armenpflege gethan wird, nur drei Krippen bestehen, während Paris deren einundfünfzig besitzt. Sollten sich nicht Mittel und Wege finden lassen, um von privater Seite helfend einzugreifen, wenn nur das notwendige Interesse in den Kreisen vorhanden wäre, die in der Lage sind zu helfen? Vielleicht kann die Beschreibung einer kleinen Musteranstalt, die sich in der Nähe von Berlin befindet, dazu beitragen, das Interesse für unser Krippenwesen zu erhöhen. Mich hat jene traurige Gerichtsverhandlung eigentlich zu dem Besuch der Anstalt veranlaßt; vielleicht würden nun meine Mitteilungen einen der Leser der „Frau“ veranlassen, der Frage näher zu treten. Darum will ich berichten, was ich im Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Kinderheim in Bornstedt gesehen habe.

Wenn man die Bornstedter Chaussee vom Orangeriegebäude in Sanssouci nach Norden verfolgt, erblickt man bald das malerisch gelegene Gut Bornstedt, die Musterwirtschaft der Kaiserin Friedrich, die von der ehemaligen Kronprinzessin selbst bewirtschaftet wurde, am Eingange des gleichnamigen Dorfes liegend. Musterhaft wie die Ökonomie des Gutes sein soll ist auch eine Einrichtung, die bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des Kronprinzenpaares von diesem zum Wohl der Gutsangehörigen geschaffen worden ist, nämlich die Einrichtung des Kaiser-Friedrich-Kinderheims. Das Heim verbindet eine Krippe mit einer Klein-Kinderbewahranstalt und giebt dadurch den Arbeiterfrauen der beiden Dörfer Bornim und Bornstedt Gelegenheit, alle Kinder, die einer Beaufsichtigung bedürfen, während sie selbst ihrer Berufsarbeit nachgehen,

Digitized by Google

vor Verwahrlosung, Unreinlichkeit, Verkrüppelung und Unglücksfällen aller Art, die ihnen in den Händen unverständiger Pfleger zustoßen könnten, zu bewahren. Gewiß, eine große Erleichterung und Wohlthat für die arbeitsame und wirklich unterstützungswürdige Volksklasse. Die Anstalt ist im Jahre 1883 gegründet, steht aber erst seit 8 Jahren unter der Leitung von Schwestern. Die aus dem Betriebe entstehenden Kosten werden teils aus den Zinsen eines von der Kaiserin Friedrich gestifteten Kapitals, teils aus Einkünften des Gutes Bornstedt, teils aus der Kaiserin-Friedrich-Stiftung gedeckt. Einen etwa ungedeckt bleibenden Rest deckt die Kaiserin Friedrich aus ihrer Privatschatulle. Die inneren Angelegenheiten der Anstalt unterstehen der Kontrolle eines Spezialkomitees, dem als Ehrenmitglieder auch Frau Henriette Schrader und Frau Hedwig Heyl angehören. Außer der Schwester, welche die Leitung der Anstalt inne hat, ist eine Kindergärtnerin, ein Kindermädchen und ein Dienstmädchen in dem Hause. Schwester Toni, die jetzige Leiterin der Anstalt, ist seit zwei Jahren dort; die Kindergärtnerin seit sechs Jahren. Die Anstalt ist augenblicklich von 30 Zöglingen besucht, einer verhältnismäßig niedrigen Zahl, die sich daraus erklärt, daß im vergangenen Sommer die Sterblichkeit der Kinder in den beiden Dörfern durch heftige Epidemien eine sehr große war. Der Besuch variiert sonst zwischen 38 und 66 Kindern. Aufgenommen werden Kinder vom Säuglingsalter bis zum 8. Lebensjahr etwa; trotzdem die größeren Kinder eigentlich nicht mehr in solche Anstalt gehören, beaufsichtigen die Schwestern solche schulpflichtigen Kinder, deren Mütter sie in der schulfreien Zeit nicht nachmittags allein in ihrer Wohnung lassen wollen und können. Die Kinder werden großenteils schon morgens um 5 Uhr in die Anstalt gebracht und bleiben den Tag über da, bis die Eltern von der Arbeit kommen. Jedes Kind bezahlt täglich 5 Pfennige; ist durch Arbeitslosigkeit oder Krankheit des Familienoberhauptes eine Familie in großer Not, so wird auch dieser geringe Betrag den Leuten erlassen.

Um ein kleines Bild von dem Leben in der Anstalt zu geben, muß ich zuerst das Gebäude beschreiben, das wohl den Ansprüchen eines jeden Arztes und Hygienikers genügt. Die Anstalt befindet sich in einem alten Bauernhaus, das renoviert worden ist und einen schönen Anbau mit hohen, hellen Räumen erhalten hat. Das Haus ist einstöckig mit zwei aufgesetzten Giebeln. Im untern Stockwerk befindet sich an einem Vorplatz ein geräumiges, helles Zimmer, das zur Aufnahme der Säuglinge dient. Der Aufenthaltsraum für die Säuglinge und die Kinder, die noch nicht laufen können, enthält mehrere kleine Bettstellen; der nötigen Sauberkeit wegen dürfen die Kinder nicht in den Wagen und Betten der Eltern in der Anstalt liegen bleiben. Außerdem findet sich dort eine Badewanne, in der jedes Kind des Morgens gebadet wird, wenn es in die Anstalt kommt. Dann werden die Kinder in die sauberen Bettchen gelegt; die größeren werden an kleine Tische und Stühle gesetzt, die sie vor dem Fallen schützen. Eine Glasthür führt von dem Zimmer auf eine große gedeckte Veranda, auf der im Sommer alle Kinderwagen stehen, damit die Kinder den ganzen Tag im Freien sein können. Augenblicklich sind in dieser Station vier Kinder von etwa einem Jahr; diese werden unter Aufsicht der Schwester von dem Kindermädchen besorgt.

An diesem Raum stößt das Schul- und Eßzimmer, das nur Tische und Bänke enthält und durch viele bunte Bilder an den Wänden, die dem Anschauungsunterricht dienen, sehr freundlich gemacht wird. Hier verbringen die Kinder die Stunden, die den Fröbelschen Beschäftigungen gewidmet werden. Die Kaiserin legt hohen Wert auf die pädagogische Leitung, die im Sinne des Pestalozzi-Fröbelhauses gehandhabt wird und durch eine dort gebildete Kraft.

Von diesen Zimmer gelangt man durch ein zweites Entree, in dem die Tassen und Näpfe der Kinder aufbewahrt werden, in den neuen Teil des Hauses, in dem ein herrlicher, großer Saal für die Spiele der Kinder und ihre Turnübungen eingerichtet ist. Hier können sie sich nach Herzenslust tummeln und austoben; hier ist Platz für die Kleinen, die ihre ersten Gehversuche machen wollen, für die Drei- und Vierjährigen die hier ihre krummen Beinchen grade laufen wollen, und für die so-

Digitized by Google

genannten „Großen" die nach den Klängen des allbekannten Kinderliedes ihre kleinen Füße nach allen Regeln der Kunst aufsetzen; denn

„Wer am besten schreiten kann,
Diesen stellen wir voran,
Denn er soll uns führen."

Und bei diesen Worten sucht jeder dem andern voller Ehrgeiz den ersten Platz streitig zu machen. —

Außer diesen Räumen und der Küche enthält das untere Stockwerk ein gemeinsames Eß- und Wohnzimmer für die Schwestern und die Kindergärtnerin, in dem sich auch die Apotheke der Gemeindeschwester (die noch neben der leitenden Schwester im Hause lebt) und eine kleine Bibliothek befinden; dann noch die beiden Zimmer der Schwester Toni. Im oberen Stockwerk fand ich in einem Giebel das Zimmer der Kindergärtnerin und ein Mädchenzimmer, im andern die Zimmer der Gemeindeschwester, eine Plätt- und Spindenstube, in der ein dreiteiliger Wäscheschrank Wirtschafts- und Küchenwäsche und die Schürzen und Kittel, die alle Kinder in der Anstalt tragen müssen, enthält. Eine große, luftige Speisekammer, die mit Vorräten aller Art gefüllt war, gab mir die Gewißheit, daß die kleinen Magen jederzeit befriedigt werden.

Die Kinder, die schon zu Haus gefrühstückt haben, bringen ihr zweites Frühstück mit, erhalten aber um 11 Uhr ein reichliches Mittagbrot und nachmittags Kaffee und Milch. Das Mittagbrot besteht entweder aus Suppe, Fleisch und Gemüse zusammen gekocht, oder aus einem andern nahrhaften Gericht. Als ich die Anstalt besuchte, gab es Milchreis; und daß es den Kindern gut schmeckte, sah man an der Geschwindigkeit, mit der die Näpfe geleert wurden. Die Kinder ließen sich kaum Zeit, das kurze Tischgebet zu Ende zu sprechen, bei dem Wort „Amen" war mancher kleine Mund schon gefüllt; und die andern Kinder griffen a tempo nach den Löffeln, als ob sie die Zeit nicht erwarten könnten.

Die Tageseinteilung im Kinderheim ist folgende: Während sich die Kinder des Morgens versammeln, können sie frei herumspielen bis zum zweiten Frühstück. Dann haben sie täglich eine Stunde lang Unterricht in den Fröbelschen Beschäftigungen, und eine Stunde lang üben sie Bewegungs-, Kreis- und Singspiele. Eine Einrichtung gefiel mir besonders gut, vielleicht, weil sie am meisten an die Wartung, die Kinder in der Familie haben, erinnert. Alle Kinder werden nach Tisch gewaschen und zum Schlafen hingelegt. Das ist doch gewiß etwas, was sonst nur die Mütter, die in der glücklichen Lage sind, Pflege und Wartung ihrer Kinder nicht Fremden überlassen zu müssen, ihren Kindern bieten können. Die dazu getroffene Einrichtung ist eine ganz eigenartige. Neben dem Saal befindet sich ein großes Zimmer, in dem fünf ungeheuer breite, ganz niedrige Bettstellen stehen, die eigens zu diesem Zweck konstruiert worden sind, und die mit weichen Matratzen versehen sind. Auf diese werden die Kinder nebeneinander hingelegt, und hier können sich all die müden kleinen Glieder, die so früh schon aus den Federn mußten, für ein paar Stunden ausstrecken; der Schlaf schließt bald die Augen zu, und vielleicht läßt sie ein schöner Traum die Erfüllung all der Weihnachtswünsche sehen, die die kleinen Herzen erfüllen. Diese Stunden verbreiten dann Ruhe über das ganze Haus und geben den Leiterinnen der Anstalt, die eine sehr anstrengende und schwere Aufgabe haben müssen, Zeit und Ruhe, um sich für den Nachmittag zu kräftigen, an dem sie die Kleinen abwechselnd zu leichten Haus- und Gartenarbeiten anhalten, bis die Stunde schlägt, an der eines nach dem andern das Haus verläßt, in dem es Jahr aus, Jahr ein schöne, fröhliche Stunden verbringt.

Die Anstalt ist so besonders zweckmäßig und nützlich, weil sie Zöglinge, die der Aufsicht bedürfen, annimmt, gleichviel, in welchem Alter sie sich befinden; gute Erfolge können gar nicht ausbleiben, wo den Kindern von ihren ersten Lebensmonaten an, bis sie zu einer gewissen Selbständigkeit gekommen sind, mütterliche Pflege und ein gesundes Unterkommen geboten wird. Das Kaiser-Friedrich-Kinderheim hat überdies nicht wie andre Kleinkinderbewahranstalten vorzugsweise den Zweck, die Kinder vor Schaden zu bewahren, sondern macht es sich zur Aufgabe, eine naturgemäße geistige

Digitized by Google

Entwicklung des Kindes durch Erziehung zur Arbeit und Selbstthätigkeit anzubahnen. Auf das warmherzigste tritt die Kaiserin Friedrich in persönlichem Schalten und Walten für die Entwicklung der Anstalt ein. Sie kümmert sich um alles; besonders die Weihnachtsfeste, an denen sie wie eine treue Mutter für die Kinder sorgt und unter ihnen weilt, müssen ihnen tief im Gedächtnis bleiben. Und wenn auch die Eltern nicht immer empfinden und verstehen mögen, welcher Segen von diesem Werk der Nächstenliebe ausgeht: in den Kinderherzen wird sicher der Samen aufgehen, den gute Menschen in sie hineingelegt haben.

Arktische Weihnachten.

Vom Himmel löst der stundenkarge,
Lichtscheue Tag sich trauernd ab;
Früh sinkt im schwarzen Wolkensarge
Die Nordlandssonne in das Grab.
Der Bär verläßt die eis'gen Schollen,
Sich auf das feste Land zu trollen
Und Schutz zu suchen irgendwo.
Ein Klappern tönt von Rennтierhufen:
Auf seines Schlittens schnellen Kufen
Kehrt von der Jagd der Eskimo.

Nun ist es still in weiter Runde,
Als gäb's hier keine Menschen mehr.
Der rote Schein dort giebt dir Kunde,
Daß Leben noch im toten Leer.
Ein Blockhaus ist's: durch seine Fugen
Laß unsern Blick ins Innre lugen —
Das Wohnhaus ist's des Missionars.
Er feiert heut mit Weib und Kinde,
Umgraut von Nacht, umstürmt vom Winde,
Das schönste Fest des ganzen Jahrs.

Die kleine Pyramide flimmert
In Licht und buntem Flittertand,
Aus Holz und Knochen roh-gezimmert
Von seiner ungeübten Hand.
Die Mutter hält empor das Kindlein,
Das schaut mit offnem Aug' und Mündlein
Die ungewohnten Wunder all'.
Nun am Harmonium läßt sich nieder
Der Missionar — das Lied der Lieder
Weckt er mit weihevollem Schall.

Das Lied vom Christkindlein im Stalle,
Vom Wunderstern im Morgenland,
Vom Heiland, der in Liebe alle
Auf Gottes Erdenrund umspannt.
O Weihnachtsfest mit lichten Kerzen,
O Weihnachtsfest, du ein'st die Herzen
Am fernsten Pol selbst eisumstarrt.
Die Liebe, die am Kreuz gerungen,
Die Liebe hält die Welt umschlungen
Mit göttlicher Allgegenwart.

Richard Zoozmann.

Digitized by Google

Die weibliche Berufswahl.

(Nachdruck verboten.)

Unter diesem Titel ist im Verlag von Hugo Steinitz (Berlin SW.) ein Handbuch für Frauenbildung und Frauenerwerb von Amélie Hautzinger erschienen (Pr. 2,80 Mark), das den Erwerbsuchenden mancherlei recht schätzenswerte Winke giebt. Es behandelt eine ganze Anzahl von Frauenberufen zunächst in allgemein orientierenden Artikeln und fügt dann eine große Anzahl von speziellen Angaben hinzu, die über die bezüglichen Bildungsstätten, über Kosten und Zeitdauer der Ausbildung ꝛc. eingehend unterrichten. Wir glauben mancher unserer Leserinnen einen Dienst zu erweisen, wenn wir den Inhalt des Buches kurz skizzieren und die einzelnen Berufe namhaft machen, die darin behandelt werden.

Zuerst findet die Haushaltung Berücksichtigung: die Berufe der Haushaltungslehrerin, Haushälterin, Wirtschafterin, Hotelgouvernante werden kurz besprochen und sodann eine große Anzahl von Haushaltungsschulen namhaft gemacht, in denen die Ausbildung für diese Fächer erworben werden kann. (In Bezug auf solche speziellen Angaben sei gleich bemerkt, daß sie bei dem fortwährenden Wechsel auf diesem Gebiet hie und da eine Ungenauigkeit enthalten, die aber den Gesamtwert nicht beeinträchtigt.) Die Kochkunst wird dann vorgenommen; es folgt die Milchwirtschaft, die Gärtnerei, die Handarbeit, stets mit sehr detaillierten und umfassenden Angaben der obenerwähnten Art; die Blumenfabrikation, die Textilindustrie, die Teppichknüpferei und Weberei, die Spitzenfabrikation, das Tapezier- und Dekorationsfach, die kaufmännische Laufbahn, die Stenographie, das Schriftsetzen. Weiter werden die Berufe der Photographin, Telephonistin, Zahnärztin und Zahntechnikerin, die Diakonie und die Krankenpflege behandelt. Die Kindergärtnerin, -pflegerin und Kleinkinderlehrerin folgt. Dann werden die verschiedenen Kunstgebiete besprochen: Die Tonkunst, die darstellende Kunst (Schauspielerinnen- und Sängerinnenberuf), Zeichnen, Malerei, Kunststickerei, Holzschnitzerei und andere Kunstgewerbe. Auch die Bildhauerei findet Beachtung. Endlich wird noch das Lehramt nach seinen verschiedenen Zweigen ausführlich behandelt, auch die Fortbildungskurse für geprüfte und wissenschaftliche Lehrerinnen, die Berufe der Zeichenlehrerin, der Turnlehrerin, der Handarbeitslehrerin, die Gymnasialbildung und das Studium der Frau. Ein Anhang orientiert dann noch über die vorhandenen Studien- und Stipendienfonds, Unterstützungs- und Pensionsanstalten, und ein Sachregister ermöglicht die schnelle Auffindung der einzelnen Stichworte. So kann das kleine Buch den Auskunftsuchenden bestens empfohlen werden.

Die Telephonie

bietet körperlich ganz gesunden und kräftigen jungen Mädchen nach dem Zeugnis, das den dabei beschäftigten Frauen in dem eben erschienenen amtlichen Bericht der Reichspostverwaltung für die fünf Jahre von 1891—96 ausgestellt worden ist, eine annehmbare Erwerbsthätigkeit. Es heißt in diesem Bericht: Die im Jahre 1889 versuchsweise eingeführte Verwendung weiblicher Personen im Fernsprechdienst, wo dauernd eine große Anzahl Beamte gleichzeitig beschäftigt wird, hat sich bewährt und ist weiter ausgedehnt worden. Zuvörderst wurden die vorhandenen Telegraphengehilfinnen im Fernsprechdienst beschäftigt; der weitere Bedarf wurde alsdann durch Heranziehung wohlerzogener Mädchen oder kinderloser Witwen im Alter von 18—30 Jahren gedeckt. Die Einrichtung hat sich in der erwähnten Beschränkung bewährt und nach und nach weiteren Umfang erhalten. Ende März 1896 waren an 15 großen Verkehrsorten 2023 Fernsprechgehilfinnen thätig. Seit drei Jahren werden ältere befähigte Gehilfinnen auch im Aufsichtsdienst verwendet. — Wir werden demnächst Genaueres über die Telephonie als Frauenerwerb mitteilen.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Für den Verein für Volkserziehung** (unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich) läßt Frau Baurat Elise Wentzel-Heckmann in Schöneberg bei Berlin ein geräumiges Heim errichten. Das neue Gebäude, das in schönen Räumen die schulmäßige Erlernung aller Wirtschaftszweige für die weibliche Jugend ermöglichen soll, wird es dem Verein erleichtern, die segensreiche Thätigkeit, die er vom Pestalozzi-Fröbelhause aus (Steinmetzstraße 16) nach allen Seiten hin ausübt, nach dieser speziellen Richtung hin weiter auszubauen, da der Zuspruch der Schülerinnen bei weitem über den jetzigen Rahmen der Anstalt hinausgeht.

* **An der Universität Rostock** werden jetzt mit Genehmigung der Regierung Lehrerinnen, die ein berufliches Interesse daran haben, zu den Vorlesungen zugelassen, die Einwilligung des betreffenden Dozenten vorausgesetzt.

* **Marie von Olfers**, die sich als Schriftstellerin wie als Malerin einen gleich geachteten Namen erworben hat, vollendete vor kurzem ihr siebzigstes Lebensjahr.

* **Eine wirtschaftliche Frauenschule** auf dem Lande soll zu Ostern 1897 von dem zu diesem Zweck in Hannover gegründeten Verein auf dem Gute Nieder-Ofleiden bei Homberg in Oberhessen errichtet werden. Der Lehrgang wird nach dem Muster der bekannten Anstalten des Frauenbildungsvereins zu Cassel eingerichtet. Anmeldungen und Anfragen sind baldmöglichst zu richten an Frl. von Kortzfleisch, Hannover, oder Freifrau von Schenck zu Schweinsberg, Nieder-Ofleiden bei Homberg in Oberhessen.

* **Die Frauenbewegung** beginnt sich jetzt auch in den Gerichtshöfen bemerkbar zu machen. In einigen 20 Strafprozessen ist in dem letzten Jahre bereits die Inhaberin des Instituts für wissenschaftliche Graphologie zu Berlin, Frau Professor Dilloo, geb. v. Hackewitz als Schreibsachverständige zugezogen worden. Am 7. November nun ist sie, in Anerkennung ihrer bisherigen Probeleistungen, ein für alle Mal als Schreibsachverständige vereidigt und als solche für den Bezirk des Berliner Landgerichts I angestellt worden.

* **Die deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen** (herausgegeben von Dr. J. Wychgram, Leipzig, R. Voigtländer) bringt im 1. Heft ihres 2. Jahrganges einige sehr interessante Mitteilungen über Frauenbildung. In Norwegen ist am 27. Juli d. J. ein neues Gesetz die höheren Schulen betreffend erlassen worden. Außer anderen tiefeingreifenden Neuerungen (darunter die Streichung der alten Sprachen als obligatorische Lehrfächer in den Gymnasien) ist die Bestimmung getroffen worden, daß die frühere Knabenschule in eine beiden Geschlechtern gemeinsame Schule umgewandelt wird. Die Mädchen haben also ganz dieselbe Berechtigung zur Aufnahme in die Schule und denselben Zutritt zu den Maturitätsprüfungen sowohl der Mittelschule als des Gymnasiums wie die Knaben. Auch sämtliche Lehrerstellen, einschließlich der Rektorstellen, sind für Frauen zugänglich, vorausgesetzt, daß sie sich über die vorgeschriebene Befähigung durch bestandene Staatsprüfung gehörig ausweisen. Da bis jetzt nur 2—3 Frauen sich der höheren Lehrerprüfung unterzogen haben, werden zur Zeit in Wirklichkeit nur wenige Damen von der Liberalität des Gesetzes Nutzen ziehen können. — In Upsala studierten nach den Mitteilungen des genannten Blattes im Frühjahrssemester 30 junge Damen. Es befand sich darunter eine, die bereits die ersten Examina in Philosophie und Jurisprudenz abgelegt hatte, zwei hatten schon das erste medizinische, acht das erste philosophische Examen bestanden. Eine Studentin der Medizin war als außerordentlicher Amanuensis am pathologischen Institut thätig.

* **An der amerikanischen Präsidentenwahl** sind auch die Frauen nicht ohne Anteil geblieben. In den drei Staaten, die ihnen das Stimmrecht gewährt haben, Wyoming, Colorado und Utah sind die Frauen in ebenso großer Zahl an der Wahlurne erschienen wie die Männer. In Wyo-

Digitized by Google

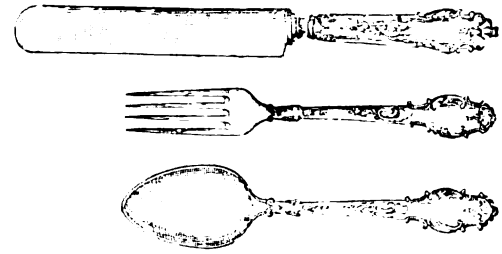
ming sind 20 000 Stimmberechtigte, von denen 11 000 Männer, 9 000 Frauen sind. Die Frauen standen in überwiegender Zahl auf der Seite der republikanischen Partei; Mac Kinley steht schon seines reinen Charakters und tadellosen Familienlebens bei ihnen in hohem Ansehen. — Die Frauen hoffen, den drei Staaten, in denen sie bis jetzt als Vollbürgerinnen anerkannt sind, bald zwei weitere, Californien und Idaho, zufügen zu können. In diesen Staaten wird eine Verfassungsänderung zur Abstimmung gebracht, die den Frauen das Stimmrecht unter den gleichen Bedingungen wie den Männern gewährt. Von den Frauen wird die regste Agitation für ihre gute Sache betrieben. Die rührigste Rednerin ist Miß Anthony. Die Presse ist zum weitaus größten Teil auf Seite der Frauen; von den Hunderten von Zeitungen in Californien sind nur 27 gegen sie. — In anderen Staaten finden die Frauen dagegen eifrige Gegnerschaft; es haben sich sogar Vereine gegen das Frauenstimmrecht gebildet. Aber die Richtung der Dinge ist deutlich genug gegeben, und niemand wird sie mehr ändern.

Für Haus und Familie.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— **Berndorfer Alpaccasilber.** Eine Silberlegierung von hohem praktischen Werte, zu den neueren Erfindungen der Industrie gehörend, ist das Berndorfer Alpaccasilber. Nach der Fabrik Berndorf bei Wien wird das Alpaccasilber benannt. Es ist eine Zusammenschmelzung von einem neuen Nickelmetall, Alpacca genannt, mit garantiert reinem Silber. Die neue Erfindung ist mit Freude in allen Kreisen aufgenommen, denn das Alpaccasilber steht, was glänzendes Aussehen und Gewicht anbelangt, dem echten Silber in keiner Weise nach, außerdem besitzt es gerade dieselben Eigenschaften,

die man dem echten Silber nachrühmt und ist bedeutend billiger. Die Berndorfer Metallwarenfabrik wurde von Hermann Krupp — seit 1890 ist Arthur Krupp alleiniger Inhaber — im Verein mit Alexander von Schöller im Jahre 1843 gegründet. In den verflossenen fünfzig Jahren hat dieser Industriezweig, der im Süden Deutschlands, speziell in Österreich, unter den Silberimitationen fast allein das Feld behauptet, einen so gewaltigen Aufschwung genommen, daß jährlich mehrere Millionen Dutzend Eßbestecke fertiggestellt und verkauft werden. Das neue Nickelmetall Alpacca, das in ursprünglichem Zustande weiß, mattglänzend ist, erhält durch die Verschmelzung mit dem Silber seinen Glanz und wird durch einen Überzug von chemisch reinem Silber den Wirkungen der äußeren Einflüsse weniger ausgesetzt als Silbergeschirr, da letzteres doch immer einen Zusatz von Kupfer hat. Die Formen der Tafelgeräte entsprechen denen des echten Silbers und wetteifern, was Verschiedenheit



des Stils und künstlerische Ausführung anbetrifft, mit den Produkten des Edelmetalls. Das Alpaccasilber hält sich lange. Sollte es nach längerer Zeit sich abgenutzt haben, so empfiehlt es sich immerhin, es von neuem versilbern zu lassen, da es seine Stärke beibehält und nicht leicht verbogen wird. Die Berndorfer Metallwarenfabrik hat ihr Hauptaugenmerk auf die Herstellung von Tafelgerät, wie Bestecke, Schalen, Teller, Schüsseln, Kaffee- und Theeservice und dergl. gerichtet, da größere Prunkgeschirre, Tafelaufsätze u. s. w. doch meistens für Geschenke in echtem Silber verlangt werden. Wer es mit dem Berndorfer Alpacca-

silber probiert hat, wendet sich entschieden diesem Metall zu. Eine Sammlung von Gutachten, die von bedeutenden Hotels ausgestellt wurden, wo das Geschirr gewiß nicht geschont wird, sprechen sich in dem Sinne aus, daß das Alpaccasilber, welches schon seit fünfzehn und mehr Jahren im täglichen Gebrauch ist, sich noch immer im guten Zustande befindet und bisher keiner Reparatur unterworfen wurde. Diese Beweise sprechen für die Güte des Fabrikats. B.

Digitized by Google

— **Kindliche Geschenke.** Normal veranlagte Kinder schenken gern, am liebsten zum Weihnachtsfeste oder am Geburtstage ihrer Lieben. Nun haben sie aber im Grunde genommen nichts zu verschenken. Die Sache macht sich daher meist so, daß von den Eltern die betreffende Gabe gekauft oder das Geld zu etwaigen Handarbeiten dargereicht wird. Jüngere Kinder lassen sich das gern gefallen. Ältere denken über die Sache nach und finden, daß Geschenke eine freie Gabe sind, die nimmer aus den Mitteln anderer bestritten werden dürfte. Sie versuchen daher irgendwie etwas zu verdienen, sparen jeden erhaltenen Groschen auf, und erreichen nicht selten ihr Ziel, was dann für Geber und Empfänger allzeit eine große Freude ist.

Nachstehend sei die reifere schulpflichtige Jugend auf eine Art von Geschenken aufmerksam gemacht, die nichts kostet, dafür aber den Eltern — sie sind als die Empfangenden gedacht — sicher eine größere Freude bereitet als der nicht immer glücklich gewählte Kaufgegenstand oder die oft so unpraktische Handarbeit.

Das Material zu diesen Gaben liefert die Schule selbst. Denn es ist gedacht an die saubere Abschrift eines besonders gelungenen deutschen Aufsatzes oder einer dem fremdsprachlichen Unterricht entnommenen Arbeit, an ein selbstverfaßtes Gedicht, eine gut ausgefallene Zeichnung, die geschmackvolle Zusammenstellung eigenhändig gesuchter und gepreßter Wiesenblumen zu einem auf Karton geklebten Strauß, ein für den Geburtstag heimlich eingeübtes Klavierstück u. dgl. m.

Verhältnismäßig selten werden den Eltern Gaben dieser Art dargereicht. Trägheit, Mißtrauen in die eigene Kraft, Scheu vor etwaiger ungünstiger Beurtheilung durch dritte Personen, ein unbestimmtes Gefühl, die Gabe möchte neben anderen „abfallen", dies alles hält unsere Kinder zurück. Schade! Eines Versuches ist die Sache jedenfalls werth. A. B.

— **Der Kasseler Hafer-Kakao** aus der Fabrik von Hausen u. Co., Kassel, findet in immer weiteren Kreisen Anerkennung. Bei der internationalen Ausstellung in Baden-Baden ist der Fabrik das Ehrendiplom und die goldene Medaille verliehen worden. Seine besonderen Vorzüge bestehen in seiner unbegrenzten Haltbarkeit in jedem Klima, die durch ein eigenes, der Firma patentiertes Verfahren erreicht wird, und in dem hohen Eiweißgehalt (ca. 23%) bei großer Billigkeit. Die von der Fabrik versandten Prospekte enthalten Originalzeugnisse aus allen Ländern der civilisierten Erde, ein Beweis, daß man überall die hohe Bedeutung dieses Präparats für die Volks- und Krankenernährung anerkennt. Der Kakao wird nur in Kartons à 27 in Staniol verpackter Würfel zum Preise von 1 Mk. verkauft und ist in allen Apotheken, Droguen- und besseren Kolonialwarenhandlungen erhältlich.

Bücherschau.

„Italienische Lyrik" seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. In deutschen Übertragungen herausgegeben und mit biograph. Notizen versehen von Fritz Gundlach. (Berlin 1897. Verlag von Alexander Duncker). Wir nehmen heut schon Veranlassung auf diese treffliche Sammlung, von der eben die beiden ersten Lieferungen erschienen, unsere Leserinnen aufmerksam zu machen. Das Werk, das in 6 Lieferungen à 1 Mark vollständig sein wird, bietet nicht nur denkbar reizvollsten Lesestoff, sondern ist auch in hohem Grade geeignet, mit der italienischen Lyrik in ihrer Entwicklung und so mit dem Gefühlsleben des italienischen Volkes bekannt zu machen. Die Übersetzungen sind von den besten Übersetzern, unter denen natürlich auch Paul Heyse nicht fehlt, geschrieben, und es werden im ganzen 123 italienische Dichter zu Worte kommen. Wir behalten uns vor, auf das Werk, sobald es vollendet vorliegt, eingehender zurückzukommen.

Der Kunstverlag von G. Heuer u. Kirmse (Berlin W. 30) hat eine vorzügliche Reproduktion (Photogravüre-Kupferätzung auf Chinapapier; Format von 69:96 cm Blattgröße) des neuesten Bildes von Prof. G. Biermann: Königin Luise mit Prinz Wilhelm herausgegeben. Den konventionellen Luisenbildern gegenüber hat es den unschätzbaren Vorteil der Echtheit, da es auf dem Studium authentischer zeitgenössischer Gemälde und Bilderwerke beruht. Was an Rundung und theatralischer Pose dabei verloren ging, ist mehr als gedeckt durch den vergeistigten Ausdruck der wirklichen, der historischen Königin Luise. Der billige Preis (15 Mark) dürfte es manchem möglich machen, einen Weihnachtswunsch damit zu befriedigen. Das Brustbild der Königin Luise allein (Ovalbild) ist für 3 Mark, in feinster englischer Rahmung (grün mit Gold) für 8 Mark aus dem gleichen Verlag zu beziehen, der bekanntlich auch das bestgelungene Lenbachsche Bismarckporträt in vollendeter Weise in Kupferätzung reproduziert hat (Druck auf Chinapapier [60:80 cm Blattgröße] 12 Mark.

„Aus meiner Heimat." Von Hermine Villinger. 3. Aufl. (Berlin, F. Fontane u. Co. Preis 2 Mark) Die Verfasserin der im gleichen Verlage erschienenen „Schulmädchengeschichten" bietet hier eine Reihe Skizzen aus allemannischem Boden entsprossen, ungleich an Wert, aber alle charakterisiert durch Frische der Auffassung und große Lebendigkeit der Darstellung.

„Pauline Craven-La Ferronnays." Ein Lebensbild von Teresa Herzogin Fieschi Ravaschieri, geb. Prinzessin Filangieri. Deutsch von Marie v. Kraut. Mit zwei Bildern in Lichtdruck. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Pr. 3 Mark, geb. 4,50 Mark.) Den Lebensauf-

Digitized by Google

zeichnungen Gabriele v. Bülows, der Tochter Wilhelm von Humboldts, und denen der Gräfin Elise v. Bernstorff reiht der Verlag hier die der Mme. Augustus Craven an, der Verfasserin der in den sechziger Jahren in Frankreich erschienenen und heute in 43 Auflagen verbreiteten Erzählung „Recit d'une Soeur". Man bewegt sich in dem Buche in vornehmer Gesellschaft; nicht nur äußerlich genommen — es sind vornehme Charaktere, mit denen man es zu thun hat. Ihre spezifisch kirchliche Richtung erscheint psychologisch verständlich. Mancherlei Zeitereignisse bis in die 90er Jahre hinein sind anschaulich in die Schilderungen verwoben.

„Strahlende Sonnen." Von Agnes Giberne. Folge von Sonne, Mond und Sterne. Deutsch von E. Kirchner. (Berlin, Siegfried Cronbach, Pr. 4,50 Mark.) Eben rechtzeitig für das Weihnachtsfest erscheint wieder eines jener vorzüglichen Giberneschen Bücher, das E. Kirchner mit tadellosem deutschem Gewande versehen hat, und das wir für den Geschenktisch unsrer Jugend garnicht warm genug empfehlen können. Wir können ebenso gut den Geschmack an ernster wie an der üblichen faden Lektüre bei ihr heranbilden, wenn wir nur die geeigneten Mittel dazu wählen. Die Wunder der Sternenwelt haben nun von jeher große Anziehungskraft für die junge wie für die alte Welt gehabt und werden hier in so klarer, anschaulicher und fesselnder Weise dargestellt, Verstand und Phantasie in gleicher Weise beschäftigend, daß Geist und Gemüt gebildet und veredelt werden müssen. Nicht nur die Jugend, auch der Erwachsene wird sich gern aus dem anziehenden Buch die erste Belehrung über die Entwicklung der Astronomie, des Spektroskop und seine Wunder und das Sternenuniversum holen.

„Erkenne Dich selbst!" Gedenkalbum zur Charakteristik der Freunde und Freundinnen. 21. Aufl. Mit 14 Faksimiles namhafter Frauen und Männer der Gegenwart. (Leipzig, J. J. Weber. Pr. geb. 5 Mark). Das „Erkenne Dich selbst!" ist mehr und mehr an die Stelle des früher so beliebten Stammbuchs getreten, verlangt aber vom Freunde etwas mehr Anstrengung als die Niederschrift irgend eines banalen Verschens. Er soll auf 25 Fragen antworten und damit eine Beichte ablegen, die nun freilich nicht immer ganz aufrichtig ausfallen wird. Eine interessante Zugabe sind die Charakterskizzen einer Anzahl bedeutender Persönlichkeiten, die dem Ratlosen überdies einen Wink geben, wie er eine solche Generalbeichte anzufassen hat, um nicht allzu trivial zu werden.

„Die Söhne des Herrn Budiwoj." Eine Dichtung von August Sperl. Zwei Bände (München, C. H. Beck, eleg. geb. 12 Mark). Das „Familienbuch", das Alt und Jung um sich versammelt, ist selten geworden in Deutschland. Hier liegt ein solches vor, eine historische Dichtung, die von ungewöhnlicher Gestaltungskraft und einer gleichfalls selten gewordenen idealistischen Lebensauffassung zeugt. Das Buch führt uns entlegenen Zeiten und Ereignissen zu: es schildert die Geschicke des deutschen Dynastengeschlechts der Herren von der Krummenau, die glänzende Laufbahn und das tragische Ende des Witigonen Zawisch und seiner Brüder. Die großen weltgeschichtlichen Geschicke König Ottokars und des ersten Habsburgers bilden den mit kühnen Strichen gezeichneten Hintergrund. Den uns Modernen wenig naheliegenden Stoff hat der Dichter uns innig vertraut zu machen verstanden, weil er uns echtes Menschentum in Freud und Leid, auf den Höhen und in den Tiefen des Lebens vorführt; nur einen Ton schlägt er nie an: den gemeinen. Es geht ein adliger Zug durch die ganze Dichtung; ihr Realismus kann des Schmutzes entbehren. Auf die Kunstform ist eine ungewöhnliche Sorgfalt verwendet. So ist diese Dichtung eine würdige Nachfolgerin der: „Fahrt nach der alten Urkunde", die den Verfasser zuerst bekannt gemacht hat.

„Luise, Königin von Preußen." Ein Lebensbild, deutschen Frauen und Mädchen gewidmet von Brigitte Augusti. Mit 7 Holzschnitten. (Breslau, Ferdinand Hirt. Geh. 35 Pf. Velin-Ausgabe geb. 1 Mark.) Die Verfasserin ist als Jugendschriftstellerin genugsam bekannt, um der kleinen Arbeit dankbare Aufmerksamkeit zu sichern. Der billige Preis des geheften Exemplars soll die Massenverbreitung der kleinen Biographie ermöglichen; die hübsch ausgestattete Velin-Ausgabe eignet sich sehr wohl als Festgeschenk.

„Unsere Vögel in Sage, Geschichte und Leben." Jung und Alt zur Unterhaltung und Belehrung dargeboten von A. Carsted. Mit vielen Abbildungen nach Zeichnungen von Fedor Flinzer. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. Originell geb. 6 Mark.) Mehr für große als für kleine Kinder haben Verfasser und Zeichner hier ein höchst originelles Werk geschaffen. Das Leben und Treiben unsrer bekanntesten heimatlichen Vögel, wie es sich in Sage und Märchen darstellt und wie es dem liebevollen Naturbeobachter entgegentritt, ist hier in Reim und Bild verkörpert. Besonders Adler, Rabe und Hahn liefern einen reichhaltigen und hochinteressanten Stoff, den Fabel und Überlieferung in vielen Variationen gestaltet hat. Acht ganzseitige Bilder in Quartformat und eine große Anzahl von Textbildern und Vignetten zeigen die liebenswürdige Kunst Meister Flinzers in vollendeter Weise.

„Deutsches Frauenleben." Dramatische Kulturbilder von Ernst Johann Groth. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, Preis 1 Mark). Bei den beliebten Aufführungen in den Kreisen heranwachsender Mädchen bildet die richtige Auswahl der Stücke oft große Schwierigkeiten; man muß sich häufig wundern, welche Frivolitäten faute de mieux den jungen Mädchen in den Mund gelegt werden. Die vorliegenden drei Einakter: Frau Ursula, Madame Breitkopf und Leier und Schwert, in denen der Verfasser die großen Bewegungen der Reformation, der Rokokozeit und der Befreiungskämpfe, wie sie sich im Leben der Frau spiegelten, zur Darstellung gebracht hat, werden da vielfach willkommen sein. Besonders „Madame Breitkopf", das die geistigen Gegensätze aus Goethes Jugendzeit in bekannten Persönlichkeiten: Korona Schröter, Friederike Oeser, Mlle Gottsched u. a. verkörpert, wird sehr gefallen. Das Recht der Aufführung wird von der Verlagsbuchhandlung erteilt, die auch die Noten zu den vorkommenden Musikstücken liefert.

Digitized by Google

„Schopenhauers Briefe", herausgegeben von Eduard Grisebach. Mit einem inedierten Porträt Schopenhauers (Leipzig, Philipp Reclam. In eleg. Ganzleinenband 1,50 Mark.) Der Herausgeber bietet darin das Hauptmaterial der Schopenhauerschen Briefe, unter denen als die für die Kenntnis Schopenhauers wichtigsten die 28 Briefe an J. A. Becker, die 83 an Julius Frauenstädt, den ersten Herausgeber der Gesamtwerke, die 17 an Ernst Otto Lindner und die 25 an Dr. David Asher erscheinen. Die Briefe behandeln zum Teil wesentliche Punkte der Schoperhauerschen Philosophie in eingehendster Weise: sie gewähren außerdem tiefe Einblicke in sein menschliches Dasein; das gilt besonders von den Briefen, in denen der Geschäftsmann Schopenhauer hervortritt.

„Geteilte Lose oder die Waise und das Kind des Glücks". Von Helene Dalmer. Eine Erzählung für junge Mädchen vom 12ten Jahre ab. Mit 2 Vollbildern von K. Storch, Berlin. (Altenburg, Stephan Geibel. Eleg. geb. 3 Mark.) Die kleine Erzählung — zwei junge Mädchen, unter ganz verschiedenen Verhältnissen aufgewachsen, kommen in einer Pension zusammen und befreunden sich — ist spannend geschrieben und mag manches Backfischchenherz erfreuen. Dennoch möchten wir den lebhaften Wunsch aussprechen, daß die ausgedienten Motive — die mehr oder weniger karikierte Pension und die obligate, verfrühte Liebesgeschichte einmal in Ruhestand treten und das Familienleben mit seinen lehrreichen äußeren und inneren Problemen und mannigfachen Konflikten, wie in den englischen Jugenderzählungen, so auch in den unsren zur Darstellung gelange.

„Berühmte Gemälde der Welt" betitelt sich ein Album (Leipzig, Otto Maier), das 256 Reproduktionen von Meisterwerken moderner Kunst enthält. Zu jedem Bilde sind einige Angaben über den Maler und den betreffenden Gegenstand gegeben, die sich, wie die ganze Ausgabe, nicht an die eigentlich Kunstverständigen, sondern an die deutsche Familie wenden, der auf diese Weise die weitverstreuten Schätze der Museen zugänglich gemacht werden sollen. Die Auswahl ist durchaus zweckentsprechend; das Genrebild in seinen vorzüglichsten Vertretern Vautier, Knaus, Hiddemann wird besonders gern geboten, aber auch Maler großen Stils fehlen nicht. In reicher Anzahl sind amerikanische Gemälde vertreten — das Werk ist amerikanischen Ursprungs —; auch hier ist die Auswahl als eine glückliche zu bezeichnen. Die Reproduktionen (Photographie) können zwar mit solchen, die ein kunstkritisch gebildetes Publikum voraussetzen, wie z. B. Spemanns Museum, nicht konkurrieren, sind aber, wenn auch einzelne etwas matt erscheinen, im ganzen als wohlgelungen zu bezeichnen, so daß der stattliche, hübsch ausgestattete Band ein willkommenes Familiengeschenk zu werden verspricht, zumal der Preis von 10 Mark als ein für das Gebotene geringer bezeichnet werden muß.

„Ausgewählte biblische Erzählungen und Bilder aus dem Alten und Neuen Testament." Unsren Kindern gewidmet von * * * (Stuttgart, Carl Malcomes. In ca. 10 Lieferungen à 25 Pf.) Das hübsch ausgestattete Werk in groß Quart mit gut gewählten Illustrationen und schönem großen Druck wird vielen eine willkommene Weihnachtsgabe für ihre Kleinen sein. Daß die Verfasserin die biblischen Erzählungen den Kleinen mundgerecht gemacht hat, wird im allgemeinen gewiß Zustimmung finden; im einzelnen möchte man mehrfach mit ihr rechten. Ob nicht die grandiose Poesie der Schöpfungsgeschichte in einer einfachen, der heutigen Sprache angepaßten Übertragung eine tiefere Wirkung übt als die hier gewählte willkürliche Detailmalerei? Bei anderen Geschichten wird man sich dagegen durchaus auch mit der Wahl der äußeren Form einverstanden erklären können.

Der Verlag von Hermann Meidinger, der uns schon so manche gediegene Jugendschrift geboten hat — wir können nicht umhin, nochmals auf die reizende Erzählung „Sommernachtstraum" hinzuweisen, in der Oskar Höcker Felix Mendelsohns Jugend schildert — bringt auch dieses Jahr wieder allerlei Neues auf den Weihnachtsmarkt. „Im Lande der Freiheit und des Dollars" von A. Kleinschmidt (mit 5 Autotypien nach Originalen von C. Becker. Preis eleg. geb. 3 Mark) könnte manchem jugendlichen Phantasten, dem die „Indianerbücher" den Kopf verrückt haben, zu heilsamer Abkühlung dienen. Die gefährlichen Illusionen unerfahrener Auswanderer, die mancherlei Klippen und Fallstricke amerikanischen Lebens, die Unsicherheit der Zustände „im fernen Westen", den die Phantasie des Lederstrumpflesers nur im reizvollsten Licht erblickt, werden in spannenden Schilderungen vorgeführt. — „Etwas Neues" (mit 5 Autotypien; Preis eleg. geb. 3 Mark) bietet Elisabeth Halden dem jungen Volk; Kinder von 9—12 Jahren werden die wechselnden Geschicke andrer Kinder mit Spannung verfolgen und aus ihren Kämpfen lernen. Der herangereiften Jugend erzählt A. v. d. Elbe in „Erkämpftes Glück" (mit Titelblatt in Heliogravure nach dem Original von H. Hellhoff Preis eleg. geb. 3 Mark) zwei spannende Geschichten aus der Zeit des niedergehenden Rittertums und des emporstrebenden Bürgertums: der Tannhofserbe und die Tochter des wilden Salder. Mit besonderer Freude wird von älteren Knaben „der Sturmvogel" begrüßt werden, Kämpfe und Abenteuer einer Kriegsbrigg an der afrikanischen Ostküste. Von Paul Moritz. Mit 37 Text- und Einschaltbildern nach Orig. von E. Klingebeil (3. Aufl. Preis eleg. geb. 3 Mark.) Die ungemeine Anschaulichkeit seiner Schilderungen und die wechselreichen Scenen verleihen dem Buch einen besonderen Reiz. — „An des Lebens Pforte" bietet Elisabeth Halden den Backfischchen dar. Wenn auch leider nicht ohne die üblichen Konzessionen an den Backfischgeschmack — wohin wir eine wenig zeitgemäße und pädagogische Verherrlichung des Korpsstudententums und der Mensuren rechnen müssen —, so sind doch gesunde Grundsätze in dem Buch entwickelt. Würde die Verfasserin aus der Sphäre der oberen Zehntausend ein wenig herausschauen und den Charakterproblemen noch einen breiteren Raum in ihren Darstellungen gewähren, so dürften wir noch manche gute Jugendschrift von ihr erwarten. Ähnliches gilt von „Mädchen-Ideale" von A. v. d. Osten. Unsere jungen Mädchen brauchen kräftige Geistesnahrung; weiche Lyrik allein thut's nicht.

Digitized by Google

„Liederbuch für Gesellschafts- und Familienkreise." 183 Volkslieder und volkstümliche Lieder für mittlere Stimme ausgearbeitet und herausgegeben von Rudolf Palme (Leipzig, Max Hesse. Preis 3 Mark). Das Buch, das zu seinen gut ausgewählten Liedern eine leicht spielbare Klavierbegleitung bietet, wird vielen sehr willkommen sein, da es außer den üblichen Gesellschafts-, Studenten-, Liebesliedern ꝛc. eine große Anzahl von Liedern zu besonderen Gelegenheiten bringt, zu Polterabend und Hochzeit, zu Jubelhochzeiten, Stiftungsfesten, Geburtstagen, Jubiläen, Weihnachten und Jahreswechsel. Die Ausstattung ist gediegen, so daß sich der hübsche Band bald einbürgern wird.

„Katechismus der Liebhaberkünste." Von Wanda Friedrich. Mit 250 Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. Preis geb. 2 M.

Der Katechismus der Liebhaberkünste enthält 250 Arten der interessantesten häuslichen Kunstbeschäftigung und ist mit 52 vorzüglichen Illustrationen versehen, welche die Ausführung und die verschiedenartige Anwendung der einzelnen Techniken veranschaulichen. Das gut ausgestattete Buch ist für Dilettanten geschrieben und wird so manchem die Beantwortung der Frage: „Was arbeite ich zu Weihnachten?" erleichtern.

„Beggarsall." by L. Dougall. 2 Bde. (Leipzig, B. Tauchnitz, 3,20 M.) Eine in ihrem Genre bemerkenswerte Geschichte, aber ihr Genre ist das des Eugen Aram, seltsam verbrämt mit modernen Tendenzen und in moderner Technik gehalten. Ein junges, feinerzogenes, aber gänzlich verarmtes junges Mädchen beantwortet eine Heiratsanzeige, um eine hilflose Mutter und Schwester in erträglichere Lage zu bringen. Ihr Mann, ein Zeitungsreporter, hält es für das Recht des von der Gesellschaft brutalisierten Individuums, diese Gesellschaft gelegentlich von ihrem übelerworbenen Gelde zu befreien; er ist nach seiner eigenen Anschauung kein gewöhnlicher Dieb, sondern ein „sehr ungewöhnlicher." Die tiefen seelischen Konflikte, die diese Situation hervorruft, sind sicher gestaltet; viel romantisches Nebenwerk, das in unserer Zeit seltsam berührt, hält die Spannung aufrecht.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Wünschen Sie köstliches Dessert, Sandtorten, Festkuchen?

Dies läßt sich am besten durch **Brown & Polson's Mondamin** herstellen. Dasselbe besitzt einen eigenen Wohlgeschmack und fördert durch seine Entölung bedeutend die Verdaulichkeit der Speisen. Recepte zur Zubereitung befinden sich auf den **Mondamin**-Packeten, zu haben à 60, 30 und 15 Pfg. in besseren Colonial-, Delikateß- und Drogen-Geschäften. Für die gute Qualität bürgt am besten das mehr denn fünfzigjährige Bestehen dieser weltbekannten, schottischen Firma. [19

Direkter Versand zu unseren **Engros-Preisen!**

Bielefelder Leinen, Tischzeuge, * *

Halbleinen, Handtücher, Küchentücher, Taschentücher.
Nur allerbeste, gediegene Qualitäten. [21
Ganze Ausstattungen sehr vorteilhaft. Muster frk. an Jedermann.
W. Hinnenthal & Co., Bielefeld F., Gegründet 1871.

Wie auf allen bis jetzt beschickten Ausstellungen, so auch auf der

Internationalen Ausstellung für Hygiene, Volksernährung und Armeeverpflegung,

zu *Baden-Baden* wurde

Hausen's Kasseler Hafer-Kakao

mit dem

Ehrendiplom und der

goldenen Medaille

preisgekrönt.

Hausen's Kasseler Hafer-Kakao, Schutzmarke Bienenkorb, wird nur in Cartons à 27 in Staniol verpackter Würfel zum Preise von Mark 1 verkauft. Erhältlich in allen Apotheken, jeden Drogen-, Delicatess- und besseren Colonialwaarenhandlungen. Man achte auf die Packung und weise werthlose Nachahmungen, welche lose in den Handel gebracht werden, zurück.

22] **Hausen & Co., Kassel.**

Digitized by Google

„Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei." Von Max Hesdörffer. Über 500 Seiten mit 328 Textbildern und 16 Blumentafeln. Geheftet 7,50 Mark, gebunden 9 Mark. (Berlin SW. 46. Robert Oppenheim [Gustav Schmidt]). Mit der unlängst erschienenen 10. Lieferung ist das hübsche Werk, über das wir schon berichteten, vollständig geworden. Wir können es allen, die sich für Blumenpflege interessieren, aufs wärmste empfehlen. Die Ausführung der gegebenen praktischen Anweisungen wird durch die zahlreichen bildlichen Darstellungen außerordentlich erleichtert.

Kleine Mitteilungen.

Die photographische Gesellschaft in Berlin versendet soeben ihren neuen Verlagskatalog für 1897. Derselbe, ein stattliches Bändchen mit zahlreichen Illustrationen geschmückt, hat sich im Laufe der Jahre zu einem unentbehrlichen Nachschlagebuch für jeden Kunstfreund entwickelt. Ganz besonderes Interesse erregt in diesem Jahre die Ankündigung der beiden großen Gravurenwerke über die Petersburger und Madrider Gemälde-Galerie. Der Katalog wird gegen Einsendung von 50 Pfennig in Briefmarken jedem Kunstinteressenten franko zugesendet. Auch der sehr interessante Weihnachtsbericht der Gesellschaft ist soeben zur Ausgabe gelangt.

Neue Kalender. Rechtzeitig stellen sich die Kalender für das Jahr 1897 ein. So veröffentlicht die Firma Wilhelm Streit in Dresden einen Bismarck-Frauenkalender; der Erziehungsverein in Neukirchen bei Mörs unter dem Titel „Der christliche Hausfreund" einen Abreißkalender mit biblischen Betrachtungen, kurzen Erzählungen und Gedichten auf hübsch illustrierter Rückwand.

Die Auskunftsstelle der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Berlin N., Ziegelstr. 10; geöffnet Montag, Mittwoch, Freitag Nm. 5–7) hat im Anschluß an das von ihr herausgegebene Auskunftsbuch über die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins eine Bibliothek errichtet, deren einer Teil (eine Sammlung von Statuten und Verwaltungsberichten der Wohlfahrtseinrich-

Allgemeine Renten-Anstalt

Gegründet 1838. zu Stuttgart Reorganisirt 1855.

unter Aufsicht der Kgl. Württ. Staatsregierung.

Versicherungsstand: Ende 1895 ca. 42 Tausend Policen.

Aller Gewinn kommt ausschl. den Mitgliedern der Anstalt zu gut.

Rentenversicherung.

Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode des Versicherten oder bis zum Tode des längst Lebenden von zwei gemeinschaftlich Versicherten, sowie aufgeschobene, für späteren Bezug bestimmte Renten.

Hohe Rentensätze. Alles dividendenberechtigt. Eintritt zu jeder Zeit und in jedem Lebensalter. Rentenberechnung vom Tage der Einlage ab.

Personen, welche auf das Erträgnis ihrer Kapitalien angewiesen sind, haben Gelegenheit, sich sichere, bis zu ihrem Ableben fortdauernde und den gewöhnlichen Zinsen gegenüber wesentlich höhere Einkünfte zu verschaffen.

Nähere Auskunft, Prospekte und Antragsformulare kostenfrei bei den Vertretern und auf dem Bureau der Anstalt, Tübingerstraße Nro. 24 26 in **Stuttgart.** [9

Die Modenwelt.

Gegründet 1865.

Maßgebendes u. reichhaltigstes Blatt für Moden u. Handarbeiten etc.

Jährlich **24 reich illustrierte Nummern zu je 16 Seiten,** dazu **12 große farbige Moden-Panoramen** und **12 doppelseitige Schnittmuster-Beilagen.**

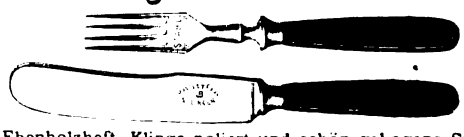
Schnittmuster nach Wahl gratis!!

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf. = 75 Kr.** (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche den alteingeburgerten Titel benutzen. — Probenummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen. Berlin W. Potsdamerstr. 38. — Wien I., Operngasse 3. [25

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

Handelsinstitut für Damen
1] von Frau **Elise Brewitz,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Prima Solinger Messer und Gabeln.



No. 661 No. 661

Feinstes Ebenholzheft, Klinge poliert und schön gebogene Stahlgabel.

12 Paar Tischmesser u. Gab. nur M. 12. | **12 Stück Tischmesser . . nur M. 6.—**
12 „ Dessertmess. u. „ „ „ 11.— | **12 „ Dessertmesser „ „ 5.50**

1/2 oder 1/1 Dutzend gebe ich zu Dutzendpreisen ab. Umtausch gestattet Versand gegen Nachnahme oder Vorhereinsendung des Betrages.
Aufträge von 20 Mark an erfolgen portofrei. [16

Jul. Braun Ww. Stahlwaren-Fabrik, Solingen.
Preisgekrönt auf der Int.-Ausstellung in Dresden 1894. ***Silberne Medaille.***
Musterpaar versende gegen Einsendung von M. 1,25 franko.
Illustr. Preiscourant No. 59 mit Bezug auf d. Bl. umsonst u. frei.

Digitized by Google

Berndorfer Alpacca-Silber!!

Vollkommenster Ersatz für echtes Silber.

Essbestecke, Kaffee- und Thee-Service, Schüsseln etc.

Das Berndorfer Alpacca-Silber besteht aus dem von den Berndorfer Werken eigens erzeugten **silberweissen Nickelmetall,** genannt **Alpacca,** und aus garantiert **reinem Silber.** Die garantierte Silberauflage beträgt 90 Gramm pr. Dtzd. Esslöffel und Gabeln. Gravierungen von Wappen, Monogrammen etc. können jederzeit angebracht werden, denn das Metall ist durch und durch silberweiss.

Die Berndorfer Alpacca-Silber-Service sind dem praktischen Bedürfniss angepasst und für den **täglichen Gebrauch** berechnet; sie geniessen als sogen. **Hôtelsilber** einen Weltruf und sind **für grosse Hôtelbetriebe, Kasinos** etc. **unentbehrlich. Der Werth der Berndorfer Alpacca-Silber-Geräthe** ist unvergänglich, da man sie immer wieder neu versilbern kann, und da Löffel und Gabeln mit beistehender Garantie-Marke jederzeit im abgenutzten Zustande um $^2/_3$ des Fabrikpreises gegen neue Ware zurückgekauft werden.

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Engros-Niederlage für Deutschland **BERLIN SW.,** Leipzigerstrasse 43, II. [20

Verkaufsstellen befinden sich in allen grösseren Städten.

Prospekte gratis. | *Nähere Anfragen beantwortet die Engros-Niederlage.* | *Prospekte gratis.*

Eine Dame, welche seit 16 Jahren im Geschäftsleben bewandert, mit den Platzverhältnissen genau vertraut ist, erbietet sich, die besten und billigsten Bezugsquellen für Einkäufe in Berlin nachzuweisen eventl. jede gewünschte Besorgung zu übernehmen. Pa. Referenzen. [27

Frau Helene Frobenius,
Berlin W., Groß-Görschenstraße 30.

tungen Berlins) jedermann zugänglich und allen denen, die sich auf dem Gebiet der Berliner Armenpflege orientieren wollen, sehr zu empfehlen ist.

Weibliche Ärzte. Man schreibt uns: In neuerer Zeit mehrt sich die Zahl der weiblichen Ärzte beständig, aber in Deutschland leider nicht in dem Maße, wie es das Interesse der Frauenwelt erheischt. Im Auslande genießt die Frau als Ärztin bereits mehr Ansehen, so hat z. B. auch die Kaiserin von Rußland eine deutsche Leibärztin. Die Frauenwelt wird jedem dankbar sein, der ihre berechtigten Forderungen unterstützt. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß eines der größten Sanatorien, die Goßmann'sche Naturheilanstalt (Anstaltsarzt Dr. med. Mißmahl) auf Wilhelmshöhe b. Cassel in Fräulein Dr. med. Sophie Gomberg eine tüchtige Assistenzärztin gewonnen hat. — Die genannte Naturheilanstalt, mit allem Komfort versehen, in außerordentlich bevorzugter Lage in dem durch seine Schönheit weltbekannten Luftkurort Wilhelmshöhe, kann ich aus eigner Erfahrung auf das wärmste empfehlen. Illustrierte Prospekte versendet die Direktion der genannten Anstalt gratis. Emmy Schemann.

Singer Nähmaschinen

Anerkannt die Besten der Welt.

Unerreicht in Leistungsfähigkeit und Dauer, und deshalb die verbreitetste Nähmaschine sowohl für den Hausgebrauch, Kunststickerei, wie für alle industriellen Zwecke.

Durch eigene Geschäfte unserer Gesellschaft an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes zu beziehen.

Singer Co., Hamburg, Act.-Ges.

(vormals G. Neidlinger.)

Gratis-Unterricht in der Modernen Kunststickerei.

Gossmann's

Naturheilanstalt Wilhelmshöhe

bei CASSEL.

Comfortables Kur- und Pensions-Haus. Elektrische Beleuchtung. Dampfheizung. Günstige klimatische Verhältnisse für den Winter-Aufenthalt. Physikalisch-diätetische Heilmethode. Erfolgreiche Behandlung chronischer Krankheiten insbes. von **Frauenleiden.** Prospekte gratis durch die Direktion [37

Dr. med. **Missmahl,** Anstaltsarzt, Dr. med. **Sophie Gomberg,** Assistenzärztin

Verlangen Sie den Katalog [14

des

Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,

sowie der Reformunterkleidung.

Das **Reformkorset,** von ärztl. Autoritäten anerkannt, macht, nach Maß gefertigt, eine schönere Figur als das gesundheitsschädliche Panzerkorset. Das **Reformkorset** wird von allen Damen die einen Beruf haben, als Notwendigkeit betrachtet; es drückt nirgends und läßt die Kleider statt auf den Hüften, durch die Achseln tragen. Jede Dame, die ihre Gesundheit liebt, wird das **Reformkorset** tragen. Jede Mutter wird es für ihre Mädchen kaufen. Der Preis für Kinderkorsets ist von 3,00 Mark an.

Leipzig-Lindenau.
Merseburgerstr. 41.

Frau **Ferdinande Proskauer**
in Firma
J. Proskauer, Fabrik pat. Artikel.

Digitized by Google

Internationales Heim,
Berlin SW., Halleschestraße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

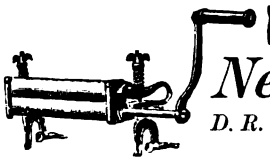
Gebild. j. Damen a. gut. Fam., welche
Klavierlehrerinnen
werd. woll., erh. unt. mäßig. Beding. sorgfältigste musik. Ausb. i. Klaviersp., Theorie, Pädagogik ꝛc. Pens. u. liebev. Aufn. in der Fam. d. Unterzeichneten. Nur Einzelunterricht, desh. schnellere Fortschritte als auf Konservatorien. Näh. brieflich durch den Leiter der **„Schule f. höheres Klavierspiel" in Görlitz**
F. Petri,
23] Blumenstraße 1, II.

Für Kunstfreunde. [13
Unser neuer, vollständiger, **reich illustrirter Katalog für 1896** über Tausende von Photogravuren und Photographieen nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pf. in Postmarken franco zugesandt.
Photographische Gesellschaft Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

Haushaltungspensionat und Fortbildungsschule f. junge Mädchen.
Gründl. Anweisung in **Haus u. Küche, Handarbeitskurse, Sprach-, Mal-, Zeichnenkurse, Klavier- und Gesangunterricht.** Schöne, gesunde Wohnung, beste Verpflegung. Vorzügl Ref. Prosp., sowie näh. Auskunft d. **L. & C. Wolff, Frankfurt a./M.,** Mittelweg 49 I. [19

Das **Placierungsbureau**
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [12

Familienpension
von **Fr. Kreisrichter Haase,** [35
Berlin S.W., Hallesche Straße 14 pt.
Gut empfohlen.


Neu! **Corona-Wringer,**
D. R. G. M. unter 10jähriger Garantie,
sowie seine als praktisch bewährten
Waschmaschinen, Wäscherollen (Mangeln)
empfiehlt in großer Auswahl zu sehr billigen Preisen
Paul Knopp, Maschinenfabrik,
BERLIN SW., Beuth-Strasse 16 a.
Prospekte gratis und franko. [24

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [18
Berlin W., Mauerstr. 85.

Fröbelstiftung in Dresden.
Der neue Cursus für Kindergärtnerinnen beginnt zu Ostern 1897. **Pensionat** für auswärtige **Schülerinnen.** Anmeldungen an das **Curatorium:** Bar. **von Bülow-Wendhausen,** Hohestraße 18, Fräulein **von Fromberg,** Sedanstraße 5, Oberst a. D. **von Uechtritz,** Forststr. 10, Seminaroberlehrer **Thieme,** Marstr. 9b, Archidiakonus **Dr. Schmidt,** a. d. Dreikönigskirche 9. [35

Preußische Renten-Versicherungs-Anstalt.
Leibrentenversicherung zur Erhöhung des Einkommens. **Kapitalversicherung** (für Aussteuer, Militärdienst, Studium). **Sparkasse. Gezahlte Renten 1895:** 3 440 000 Mark. **Vermögen:** 95 Millionen Mark. [4
Prospekte und nähere Auskunft bei der **Direktion Berlin,** Kaiserhofstr. 2.

Carl Schmidt,
Berlin W., Taubenstr. 23,
empfiehlt f. weltberühmten
Stoffbüsten
zur Anfertigung der [16
Kostüme.
Spez.: Büsten f. j. Körperform.
Keine Anprobe.
Illustrierter Hauptkatalog umsonst u. postfrei.
Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen.

Triumph-Accord-Zither!
patent., hocheleg. u. solides Instrument, v. Jedem sofort spielbar, sechs Accorde, 25 Saiten, prächtig., voller Klang, mit sämtlichem Zubehör u. fünf Notenheften zus. ca. 100 Stücke enth., **nur Mk. 13,75** mit Verpackung gegen Nachn. Tägl. ungeford. Belobigung.
Richard Kox, Musikw., Duisburg.

Graphologie.
Charakter-Skizzen nach der Handschrift werden angefertigt à 1 Mark, mit Begründung à 2 Mark. Einzusenden an
32] **E. L. Nollau, Bonn,** Königstr. 39.

Für Hausfrauen!
Annahme alter Wollsachen
aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- u. Mantelstoffen, Damentuchen, Buckskins, Strickwolle, Portièren, Schlaf- u. Teppichdecken in den neuesten Mustern zu billigen Preisen durch **R. Elchmann,** [15
Ballenstedt a./H.
— **Leistungsfähigste Firma!** —
Muster umgehend frei.

Unsere verehrten Abonnenten werden gebeten ihre Bestellung auf „Die Frau" für das II. Quartal (Januar-März 1897) noch im Monat Dezember zu erneuern; insbesondere ist zu beachten, daß die **Post** bei nicht rechtzeitiger Bestellung bereits erschienene Hefte **nur gegen eine Gebühr von 10 Pf.** nachliefert. Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel 2 Mark. Bei direkter Zusendung: In Berlin 2 Mark. Im Inland 2,30 Mark. Nach dem Ausland 2,50 Mark.

☛ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S

Digitized by Google

4. Jahrg. Heft 4. Januar 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Die akademische Frau.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Die Deutschen erreichen später als andere Völker ein Ziel, es sei in Kunst, Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß sie den kürzesten Weg nicht kannten, oder zu träge fortwanderten — sie haben nur darum einen längeren Weg zum Ziele, weil sie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettflecken vom Ärmel wegzubringen, studieren sie die Chemie vorher und studieren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade ist ihnen recht, aus Lumpen machen sie Schreibpapier. Sie machen aus allem Papier.

So zu lesen in Börnes Fragmenten und Aphorismen. Und ein moderner praktischer Beleg dieser Wahrheit ist: „Die akademische Frau." Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe, herausgegeben von Arthur Kirchhoff. (Berlin SW. 12, Hugo Steinitz Verlag, 1897.)

In Euston Road, London, erhebt sich ein stolzes Gebäude: The new Hospital for Women. Durch die Energie englischer Frauen errichtet, von Frauen verwaltet, von Medizinerinnen, die täglich die schwierigsten Operationen ausführen, geleitet, hat es durch sein Dasein eine merkwürdige Überzeugungskraft. — Da sind ferner in Cambridge und Oxford und den anderen Universitätsstädten des Inselreichs große Frauen-Colleges emporgewachsen, von den Universitätsbehörden begünstigt, von tüchtigen weiblichen Professoren geleitet. Ihre Zöglinge befinden sich unter den besten Prüf-

Digitized by Google

lingen; mehrfach haben sie alle männlichen Mitbewerber geschlagen. Ähnliches wäre aus den anderen Kulturländern zu berichten. Daß man irgendwo vorher Gutachten gesammelt hätte, ehe man sich ans Probieren wagte, ist mir nicht bekannt. Man hat einfach die Nuß geknackt, um sich von der Beschaffenheit des Kerns zu überzeugen, anstatt sie, um noch einmal mit Börne zu reden, nach deutscher Gewohnheit eine ungemessene Zeit über ihren Inhalt spekulierend herumzudrehen.

Aber sehen wir uns diese Gutachten einmal näher an.

Um Gutachten pflegt man Sachverständige anzugehen, d. h. Leute, die eine Sache verstehen, weil sie ausreichende Erfahrungen darüber gesammelt haben. Eigentlich Sachverständige sind also in unserem Fall nur solche, die mit studierenden oder studierten Frauen als Lehrer oder Kollegen in ausreichende Berührung gekommen sind, d. h. eine genügende Anzahl kennen gelernt haben, um auf Grund dieses Materials einen Induktionsbeweis zu führen. Einen sekundären Wert — sekundär, weil die Fehlerquellen in diesem besonderen Fall nur sehr ungenügend ausgeschieden werden können — hätten außerdem die Deduktionen konsequenter Denker.

Die Zahl der Sachverständigen der ersten Art ist in Deutschland selbstverständlich gering, so gering wie die Zahl weiblicher Lehranstalten, die über die „höhere" Mädchenschule hinausgehen, wie die Zahl solcher Frauen, die, meistens im Auslande, eine höhere Ausbildung genossen haben und als Versuchs- und Beweismaterial dienen könnten. Weitaus die meisten Urteile des vorliegenden Buches sind daher nicht auf Erfahrung, Induktion, Experiment gegründet, sondern auf Hypothese, Deduktion, Theorie oder auf garnichts. Neben streng logisch aus ersten Gründen hergeleiteten Deduktionen finden wir darunter auch jene öden, unbewiesenen Allgemeinheiten, die den Mangel eigener Gedanken bemänteln. Die positive Bedeutung des Buches für das Frauenstudium ist damit ungefähr umschrieben. Mehr als diese positive Bedeutung fällt freilich sein suggestiver Wert ins Gewicht. Den meisten Menschen ist das: „er hat's gesagt" auch heute noch wichtiger, als der bündigste Vernunftbeweis, besonders wenn der „Er" mit dem Nimbus offizieller Würden umkleidet ist, und da nach oberflächlicher Schätzung unter den 122 „Begutachtern" sich 50—60 entschiedene Freunde des Frauenstudiums befinden, einige 40 Halbe und nur vielleicht 22 entschiedene Gegner, so dürfte der daraus zu berechnende Einfluß auf die öffentliche Meinung kein ungünstiger sein.

Daneben darf aber das Buch, unbeabsichtigt natürlich, als eine höchst interessante Studie über die deutschen Gelehrten gelten, den Grad ihrer geistigen Freiheit auf anderen Gebieten als dem ihrer Wissenschaft, ihrer Fähigkeit, von überlieferten Associationen zu selbständiger Auffassung neuer Kulturmomente fortzuschreiten. Es wird einmal einen ganz brauchbaren Maßstab — nicht für die Beurteilung der Befähigung der Frau unserer Zeit, denn über die hört man die unvereinbarsten Dinge — sondern für „der Herren eigenen Geist" abgeben. Das lapidarste Urteil über — sich selbst hat Professor von Bergmann in Berlin mit den Worten abgegeben: „Ich halte die Frauen zum akademischen Studium und zur Ausübung der durch dieses Studium bedingten Berufszweige in körperlicher wie geistiger Beziehung für völlig ungeeignet." Diese Worte auch nur durch eine Silbe zu begründen, erschien ihm offenbar bei dem geringfügigen Gegenstand nicht der Mühe wert.

Hören wir nun, um ein Gesamtbild des Buches und zugleich eine Charakteristik der Vertreter der verschiedenen Berufszweige zu bekommen, die einzelnen Kategorien

Digitized by Google

ihr Urteil fällen; die für uns entscheidenden Praktiker werden dabei in erster Linie Berücksichtigung verdienen. Als geschlossene Gruppe pro treten da zunächst die Mathematiker an. Ihrer vier sind befragt worden: Felix Klein (Göttingen), Rudolf Sturm (Breslau), Wangerin (Halle a. S.) und G. Weyer (Kiel). Alle erklären sie sich für das Frauenstudium, speziell in ihrer Branche; eine glänzende Ausnahme, da viele der Herren Beurteiler die Frauen in einen anderen Beruf als den ihren abzuschieben wünschen. Prof. Klein ist dabei in der Lage sich auf seine Erfahrungen mit Göttinger Studentinnen zu beziehen, „die sich fortgesetzt ihren männlichen Konkurrenten in jeder Hinsicht als gleichwertig erwiesen."

In fast geschlossener Reihe treten auch die Schriftsteller an. Ernst Eckstein, Karl Frenzel, Ludwig Fulda, Gerhart-Amyntor (mit allerhand Klauseln), Paul Heyse, Hieronymus Lorm, Robert Schweichel, Friedrich Spielhagen treten zum teil mit sehr kräftigen Worten für eine Freigebung des Studiums für Frauen ein; Georg Ebers will den Weg wenigstens einer „achtungswerten Minderheit" geöffnet wissen, während für die übrigen „die Liebe der Leitstern" bleiben soll; Ernst Wichert, als Vertreter eines scheidenden Geschlechts, dürfen wir ein wenig Achselzucken nicht verargen. Am männlichsten schallen Fuldas Worte:

„Wie überhaupt noch ein moderner Mensch, der diesen Namen verdient, die Berechtigung und Befähigung der Frau zum akademischen Studium bestreiten kann, das ist mir ganz unverständlich. Zunächst stellt sich für mich die Frage so: Darf man der größeren Hälfte der Menschheit prinzipiell verbieten, irgend etwas gründlich zu lernen, vorausgesetzt, daß sie dazu Lust und Drang hat? . . Über die Berechtigung der Frauen zum akademischen Studium kann daher nach meiner Ansicht in einem Staat, der sich mit Vorliebe einen Rechtsstaat nennt, garnicht mehr ernsthaft gestritten werden. Was nun die Befähigung betrifft, so hat sie sich heute bereits trotz der außerordentlichen Hindernisse, welche der Frau noch auf Schritt und Tritt in den Weg gelegt werden, durch genügend zahlreiche Beispiele unverkennbar dokumentiert . . . Den Männern aber, welche sich nicht scheuen auszusprechen, daß sie die Konkurrenz der Frauen fürchten, denen sollte die Schamröte ins Gesicht steigen. So lange sie Tüchtigeres leisten, wie sie ja gleichzeitig so gern von sich behaupten, so lange werden sie ohne Mühe die Oberhand behalten, und auch, wenn sie nur ebenso Tüchtiges leisten, werden sie auf absehbare Zeit hinaus bevorzugt und besser bezahlt werden, nur deshalb, weil sie Männer sind. Sollte aber in irgend einem Falle die Frau die Tüchtigere sein, so verlangt nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch das klare Interesse der Allgemeinheit, daß der weniger tüchtige Mann ihr weichen muß . . . Darum freie Bahn für alle!"

Auch unter den Philosophen und Psychologen findet sich kein schwer zu nehmender Gegner des Frauenstudiums. Den Schrullen E. v. Hartmanns, der da findet, daß die Universität für den, der lesen kann, überflüssig ist, und Lassons (mit seinen eignen Ausführungen wenig stimmendem) Bonmot: „der schrecklichste der Schrecken ist die Wissenschaftlichkeit der Weiber" steht eine bedeutende Anzahl ernster, gründlicher Denker gegenüber, die mit schwerwiegenden Gründen für das Frauenstudium eintreten: Döring, Eucken, Lazarus, Preyer, König, Wundt. Eine kleine Blütenlese wird nicht unwillkommen sein:

„Eine prinzipielle Ausschließung der Frauen lediglich auf Grund ihres Geschlechts auch von den höchsten Ausbildungs- und Berechtigungsstufen ist im Prinzip verkehrt, weil entweder auf dem Willen der Unterdrückung oder auf der Verkennung offenkundiger Thatsachen hinsichtlich der Begabung und Leistungsfähigkeit von Frauen beruhend." (August Döring-Berlin.)

„In der Monopolisierung der Hochschulen mitsamt den Professuren und Prüfungskommissionen seitens der Männer liegt noch ein Rest von längst auf andren Gebieten überwundener Unduldsamkeit und Selbstüberschätzung des männlichen Geschlechts." (Wilhelm Preyer-Berlin.)

Digitized by Google

„Die Frau, die nach bestimmten Richtungen hin die gleichen Fähigkeiten hat wie der Mann, ist genau ebenso wie dieser an und für sich berechtigt, diese Fähigkeiten auszubilden und anzuwenden. Das so oft gehörte Argument: es seien schon in allen Gebieten die Angebote männlicher Bewerber zahlreich genug, es bestehe daher kein Bedürfnis auch nach weiblicher Konkurrenz u. dergl. — dieses Argument erscheint mir lediglich als der Ausdruck eines brutalen Geschlechtsegoismus, der nicht besser ist als irgend ein Klassenegoismus, der Vorrechte für sich in Anspruch nimmt." (Wilhelm Wundt-Leipzig.)

„Was die Berechtigung der Frauen zum akademischen Studium anbetrifft, so bin ich der Ansicht, daß dieselbe prinzipiell garnicht diskutiert werden braucht, denn ich wüßte keinen Grund anzugeben, weshalb die Frauen nicht ebenso gut wie die Männer das Recht an dem Genusse aller Bildungselemente der jeweiligen Kultur haben sollten. . . Die Erfahrungen, welche man bisher bei den regelrecht inskribierten Studentinnen der außerdeutschen und auch bei den Hospitantinnen der deutschen Universitäten gemacht hat, haben gezeigt, daß die bestehenden Einrichtungen auch völlig für Frauen passen . . . Man hat also, m. E., wenn man den Frauen akademische Bildung gewähren will, keineswegs nötig, besondere Frauenuniversitäten zu begründen, ja, es würde nur schaden . . . Die Universitätseinrichtungen braucht man zwar nicht von oben her umzugestalten, wenn Frauen zugelassen werden, wohl aber wird sich dabei einzelnes in ihnen von selbst, ohne weiteres Zuthun ändern. Der Ton in mancher Studentenunterhaltung wird ein andrer werden, sobald jedes Wort von weiblichen Ohren gehört wird oder wenigstens gehört werden kann, und dann dürften auch bald jene der Würde des akademischen Katheders ohnehin nicht passenden Witze völlig verschwinden, die leider besonders auf den heiklen Grenzgebieten der Medizin und Jurisprudenz manchmal noch beliebt sind." (Arthur König-Berlin.)

Auch die Nationalökonomen stehen dem Frauenstudium nicht ungünstig gegenüber, wenn auch manches Urteil mit starken Kautelen umgeben ist. Scharf ausgesprochene Gegnerschaft zeigt sich auch unter den Theologen nicht; die Herren Professor Pfleiderer (der im Oberlehrerinnenkursus am Viktoria-Lyceum Gelegenheit zu reichen Erfahrungen hatte) und Professor von Soden treten sogar warm für die höhere Bildung der Frauen ein; von Soden mit sehr charakteristischen Ausführungen.

„Die Frage nach der ‚Berechtigung des weiblichen Geschlechts zum akademischen Studium' verwandelt sich für mich in die Frage nach der Berechtigung des männlichen Geschlechts, der Frau, die nach wissenschaftlicher Bildung verlangt, die Befriedigung dieses Bedürfnisses in dafür geebneten und bewährten Wegen zu versagen, während wir unbedenklich auf öffentliche, also auch auf Kosten der Frauen, auch dafür sicher unbefähigten Elementen unseres Geschlechts die Gelegenheit zu wissenschaftlicher Bildung im vollsten Maße darbieten. Diese Frage stellen heißt sie beantworten. Es sei denn, daß der Erwerb wissenschaftlicher Bildung, die Befriedigung geistiger Bedürfnisse nicht ein Menschenrecht, sondern nur ein Männerrecht wäre. Oder ist jenes Bedürfnis nur bei Männern naturgemäß, bei Frauen aber krankhaft? . . . Auf die Bedenken der Wenn- und Aber-Menschen einzugehen lohnt nicht. Nur das Eine sei ausdrücklich betont, daß für das Familienleben, das der göttliche Endzweck der Scheidung der Menschheit in Geschlechter ist, nur Segen zu erwarten ist. Ist das, was wir alle als Hauptaufgabe der Frau ansehen, so wenig tief in ihrer Natur begründet, daß sie durch wissenschaftliches Studium und öffentliche Berufsthätigkeit den Sinn dafür verlieren könnte, so wäre es nur doppelt eine Gewaltthätigkeit, wollte man sie auf jene Aufgabe beschränken. Über eine dahingehende Besorgnis aber wird, der die Geschlechter schuf, lächeln; und wer die Frauennatur kennt, wird auch lächeln. So gut der Mann neben seiner wissenschaftlichen Vorbereitung Zeit findet, sich für seinen erwählten Lebensberuf praktisch vorzubilden, so gut wird es die studierende Frau für ihren angebornen Lebensberuf auch thun, zweifellos oft genug ernster und sachgemäßer, wenn sie in der Wissenschaft gelernt hat, was ernste, konzentrierte, allseitige Vorbereitung auf einen Beruf bedeutet."

In der Jurisprudenz, in Kunstgeschichte, Astronomie, Physik, Chemie, Zoologie, Botanik sind die Stimmen geteilt, ebenso unter den Lehrern an höheren weiblichen Unterrichtsanstalten. Da ist es freilich charakteristisch, daß die Lehrer, die an einer wirklichen höheren Anstalt, den Gymnasialkursen für Frauen, unterrichtet haben, die Herren Professor Panzerbieter und Dr. Nohle, durchaus günstige Erfahrungen

Digitized by Google

gemacht haben, die eigentlichen Mädchenschullehrer weniger. Es liegt auf der Hand, daß da Methode und Vorbildung eine Rolle spielen.

Es bleiben Medizin und Philologie; d. h. die beiden Fächer, in denen die Frau voraussichtlich zunächst beruflich thätig sein wird. Ein höchst eigentümlicher Zufall läßt ihr in diesen Fächern die meisten Gegner erstehen. Natürlich handelt es sich um lauter „objektive" Überzeugungen.

Noch merkwürdiger ist es, daß auf dem Gebiet der Medizin gerade das Fach, das den Frauen am nächsten liegt und in dem man am meisten nach ihnen verlangt, die Gynäkologie, die entschiedensten Gegner aufweist: die Professoren Martin (Berlin), und Runge (Göttingen) u. a. Professor Runge hat die Beobachtungen, die ihm die Frau für ungeeignet zum medizinischen Studium erscheinen lassen, als Frauenarzt gemacht! Frauen, die er in krankem Zustande kennen lernte oder am Wochenbett (das Wochenbett ist nach ihm „der Beruf des Weibes"; dann ist wohl Stoffwechsel und Fortpflanzung der Beruf der Menschheit) sind ihm maßgebend für das Urteil, ob gesunde Frauen, die auch für die Zeit ihres Studiums „ihren Beruf" nicht auszuüben gedenken, einem solchen Studium gewachsen sind! „Das Weib ist gebunden an ewige Gesetze." (Der Mann vermutlich nicht!) „Das beste Weibmaterial hat keinen Drang zur Halbmannhaftigkeit, sondern will Gattin und Mutter sein (siehe Laura Marholm)!" Es genügt für den Kundigen, die Berufung auf Laura Marholm festzunageln. Vielleicht weiß der Herr Professor noch einen Vorschlag, jedes Weib zur Gattin zu machen. (Einer seiner Kollegen, Prof. Freund in Straßburg, empfiehlt, und zwar nicht etwa im Scherz, den Ehezwang, und weist auf das „viel zu wenig studierte Beispiel" der Mormonen hin!) Der „Weibnatur" entspricht nach Professor Runge dagegen „vielleicht Apotheke!" Die Apotheker finden wieder, daß die Frau sich zur Ärztin eigne, der Verantwortlichkeit in ihrem Beruf aber nicht gewachsen sei! Eigentümliche „Objektivität".

Aber unter den Gynäkologen, die sich im übrigen, auch wo sie sich leidlich günstig aussprechen, doch sehr verklausulieren, befindet sich gottlob ein Praktiker: Professor Franz von Winckel in München. Er hat im Laufe von zwanzig Jahren an den von ihm dirigierten Frauenkliniken über vierzig Volontärassistentinnen gehabt; freilich erlesenes Material. Sein Gesamturteil ist:

„Pflichtgetreu, fleißig, gewissenhaft und aufs eifrigste bestrebt, all ihre Zeit bestens auszunützen, habe ich die Leistungen der meisten dieser Schülerinnen mit Freuden als mindestens gleichwertig mit denjenigen ihrer Mitvolontärärzte anerkennen müssen. Auch die zartesten unter ihnen waren imstande, schwierige Operationen glücklich zu Ende zu führen. Viele sind hinterher an Krankenhäusern in ihrer Heimat angestellt worden und in offizielle Stellungen eingetreten, manche haben eine große Praxis erworben. Nur von einer einzigen weiß ich, daß sie von ihrer Praxis noch nicht lebt. Manche haben hinterher geheiratet und sind glückliche Mütter geworden, ohne den ihnen lieb gewordenen Beruf nachher aufzugeben, selbst wenn sie durch den Beruf des Mannes in sorgenfreie Stellung gekommen waren."

Dieses auf Erfahrung begründete Urteil ist um so schwerwiegender, als die Chirurgen bei ihrer Beurteilung der Frauen zum großen Teil geneigt sind, in das peremptorische Urteil Esmarchs einzustimmen: „Die Chirurgie sollten sie allein den Männern überlassen."

Unter den Vertretern der Physiologie, inneren Medizin, der Kinderkrankheiten, der Augenheilkunde und der Psychiatrie treffen wir wieder beredte Anwälte des Frauenstudiums, darunter Namen wie Rosenbach, Bernstein, Cohn, Eulenburg und

Digitized by Google

Moll; bedingt auch von Leyden und Senator. Moll kennzeichnet auch gebührend die erbärmliche Heuchelei, die hinter dem immer wieder, auch in diesen Gutachten, zitierten Gemeinplatz: Die Frau gehört ins Haus — steckt.

„So lange verheiratete Frauen gezwungen sind, in einer menschenunwürdigen Weise, fast geknechtet, für den Lebensunterhalt der Familie mitzusorgen, wie wir es bei Hunderttausenden von Arbeiterfamilien sehen, solange hat jedenfalls der Staat kein Recht, bei der Frage der wissenschaftlichen Thätigkeit sich auf den Standpunkt zu stellen, daß die Frau nur für die Häuslichkeit existieren soll. Solange der Staat es zugiebt, daß Hunderttausende von Mädchen und Frauen von dem außerehelichen Geschlechtsverkehr, von der Unzucht leben, so lange muß es als ein schweres Unrecht angesehen werden, wenn bei der wissenschaftlichen Bethätigung stets die Häuslichkeit als die eigentliche Domäne des Weibes angeführt wird . . . Der Staat gestattet es, daß, um Geld zu verdienen, die Frauen sich prostituieren. Sollte es nicht eine edlere Aufgabe sein, daß der Staat wissenschaftliche Berufsarten den Frauen gestattet, wenn sie dazu aus materiellen Gründen gezwungen sind? . . . Wenn der Staat das angeblich zur Ehe geborene Weib nicht in solche Verhältnisse bringt, daß jedes Weib sich angemessen verheiraten mag, so ist es eine Grausamkeit, wenn er Frauen, die sich nicht zu verheiraten vermögen, die Existenz untergräbt."

Und nun zum Schluß die allerschärfsten Gegner der Frauen, die Philologen! Genau genommen tritt nur einer ganz für sie ein: Berthold Delbrück in Jena und bedingungsweise Erich Schmidt, der eine dauernde Vereinigung von Studenten und Zuhörerinnen nicht wünscht, obwohl seine Erfahrungen „außer dem Zwang, gelegentlich etwas diskreter zu sprechen, keinen Nachteil für das Kolleg ergeben." Die übrigen fünf Befragten sind stramme Gegner; Steinthal fürchtet, daß das Menschengeschlecht seine weibliche Hälfte verliere; für Weber ist das Verlangen nach weiblichen Ärzten Zimperlichkeit, und eine direkte Degeneration erscheint ihm als die unausbleibliche Folge, wenn „auch die Mütter von der Bläße des Gedankens angekränkelt" werden (die Bläße der Tanz- und Souperfreuden scheint nichts zu schaden); Professor Wilamowitz-Moellendorf aber getröstet sich, daß es „gute Wege mit den Emanzipationsgelüsten der ‚Frau' des Fräulein Lange" habe, was ihm die ‚Frau' hiermit dankend, aber zweifelnd quittiert.

Es sind in diesen Blättern mehr die Freunde als die Gegner des Frauenstudiums zu Worte gekommen. Das erklärt sich sehr einfach. Seine Freunde stehen im Gegensatz zur Tradition; ihre Gründe sind vielfach charakteristisch, individuell, selbständig; die der Gegner sind durchgängig die alten Gemeinplätze; sie lassen sich in wenigen Worten zusammenfassen. Immer kehrt z. B. der durch Lombroso in die Mode gebrachte Hinweis auf physiologische Funktionen wieder, die nachweislich eine Störung in der Thätigkeit der jetzt schon im Berufsleben stehenden Frauen, Lehrerinnen ꝛc. nicht mit sich bringen; immer wieder der Hinweis auf die zarte Konstitution, der niemals gebraucht wird, wenn es sich um die aufreibende Krankenpflege, um andere gesundheitlich schwer schädigende Berufe, um das unaufhörliche Hocken über der Nähmaschine handelt; immer wieder, in einer Nation, die 5 000 000 unverheiratete Frauen und 2 000 000 Witwen zählt, der Hinweis auf das Haus. Imponieren können diese Argumente durch Eigenartigkeit nicht, obwohl sie, wie alle breiten Bettelsuppen, immer noch ein großes Publikum finden werden.

Das größte aber vielleicht die überall wiederkehrende Hindeutung auf die erwarteten bösen Folgen des gemeinschaftlichen Studiums beider Geschlechter. Und da möglicherweise eine sehr bedenkliche Konsequenz: die Begründung besonderer Frauenuniversitäten daraus erwachsen könnte, so sei auf die überaus feinen Ausführungen

Digitized by Google

des Professors Wilhelm Förster-Berlin hingewiesen, aus denen ich nur wenige Sätze hier hervorheben möchte:

„Ich bin hinsichtlich dessen, was man die natürliche Spannungsdifferenz dieser beiden Arten von Organismen (Mann und Weib) nennen kann, der Meinung, daß die große Zahl der Übel und Verirrungen, welche aus der gegenwärtigen Steigerung jener Spannungen gerade infolge der großen Ungleichmäßigkeiten der Lebensgemeinschaft der beiden Geschlechter hervorgehen, eine bedeutende Verminderung erfahren wird durch das Zusammenleben der Geschlechter im ganzen Verlauf der geistigen Entwicklung und Arbeit. Jene geschlechtliche Spannung wird sich in diesem stetigeren Zusammenleben durch ruhiges und freundliches Verständnis und durch das Verblassen falscher Idealisierungen und Phantasiereizungen mildern, und diese sittliche Ausgleichung wird in dem jetzt vielfach so öden Schulleben zur Hervorbringung einer gesunderen, freudigeren Lebensstimmung beitragen, durch welche am sichersten die krankhaften Überreizungen der geschlechtlichen Beziehungen verhütet werden."

Man lese die weiteren, höchst bemerkenswerten Ausführungen sowie die einschlägigen des Professors Arthur König an Ort und Stelle nach.

Ob auch wir die Nuß bald einmal resolut knacken werden? Die Frauen haben längst den Nußknacker bereit; das Reifezeugnis für die alma mater — die sich für sie bis jetzt als mürrische Stiefmutter erweist — ist erworben, die nach der defekten Frauenlogik aus dem Maturitätszeugnis sich von selbst ergebende Immatrikulation seit dreiviertel Jahren nachgesucht. Wie es heißt, „schweben" auch bereits Verhandlungen. Vermutlich werden statt der inoffiziellen nun offizielle Gutachten eingefordert. „Sie machen aus allem Papier." Und noch hat es keineswegs den Anschein, als ob der Appell des Professors Arthur König ein Echo wecken würde:

„Ich bin gewiß, daß unser deutsches Volk, welches oftmals bei großen Prinzipienkämpfen mutig und siegreich, allen zum Vorbild, gestritten hat, auch hier bald in den ersten Reihen stehen und die übrigen, einstweilen vorangegangenen Nationen wieder überholen wird.

Dem größten deutschen Staat aber fällt auch in diesem Kampfe die führende Rolle zu. Heil dem Manne, der an entscheidender Stelle den alten Vorurteilen seines Geschlechts entgegentritt und das befreiende Wort spricht!"

Erste Liebe.

Rosen brachen wir zusammen,
Wo der Park zu Ende ging,
Wipfelwehn und Abendflammen
Und ein letzter Schmetterling.
Seiner Flügel müdes Schwanken
Streifte scheu dein Angesicht —
Über Dornen, über Ranken
Stieg er taumelnd dann ins Licht.

Langsam sahn wir ihn entschweben,
Und es fiel uns seltsam bei,
Gleich als ob das letzte Leben
Jetzt mit ihm entschwunden sei.
Griffen nicht mehr nach den Zweigen,
Ließen all die Rosen stehn,
Und wir hörten durch das Schweigen
Unsern tiefen Atem gehn.

Neigtest dann das Haupt befangen,
Das die Last der Flechten trug,
Alles still . . Die Wipfel schwangen
Nur in Zug und Widerzug.
Hörten ihr verstohlnes Wiegen
Heimlich durch die Dunkelheit,
Und wir standen und wir schwiegen
Tief in Angst und Einsamkeit.

Carl Busse.

Digitized by Google

Es war einmal . . .

Von

Karl G. Vollmöller.

Nachdruck verboten.

„Weißt du noch?“

Sie hatten sich lange nimmer gesehen.

Jetzt saßen sie wieder bei einander — im Freien. — Die Abendsonne warf ihr gelbes Licht durch die Bäume — goldgrün zog es über den Rasen, und goldig fiel es auf ihr Gesicht.

Und es war das alte, liebe Gesicht — nur die Linien um den Mund waren schärfer gezogen — kaum merklich — und er konnte es ja nicht sehen im Glanz der Sonne; — und seine Stimme war auch die alte geblieben — nur manchmal zitterte ein härterer Ton darin — kaum merklich — und sie konnte es ja nicht hören vor dem lauten Schlag der Amsel.

Aber doch — wie ein kalter Hauch legte es sich über alles was sie sprachen — gleichgiltige Dinge nur — und jetzt schwiegen sie beide.

Dafür klang um so lauter das weiche Lied der Amsel, die auf der höchsten Spitze der alten Tanne saß, — und immer schmelzender rollte der Schlag, wie lautes, stürmisches Schluchzen, — und weit unten im Garten gab das Weibchen träumerisch Antwort.

Und die Sonne schien noch immer auf ihr Gesicht und auf ihre Hand, und er sah, wie sie leise zitterte, und er hörte den berauschenden Amselschlag und das leise Klagen des Windes, der durch die Tannen rauschte; — da kam es über ihn, daß er sacht ihre Hand ergriff, und sie sah auf zu ihm mit den alten, lieben, klugen Augen, und dann klang wie im Traume das Zauberwort:

„Weißt du noch?“ —

„— Weißt du noch — das kleine zierliche Mädchen, mit dem großen Sommerhut auf dem schmalen Köpfchen und dem schönen schwarzen Haar und den frohen braunen Augen und dem lieben Gesichtchen, das so fein zu lächeln verstand — weißt du noch — und der lange, blonde Junge mit den wasserblauen Augen, der so linkische Verbeugungen machte und immer errötete, wenn er ihr ein paar Blumen brachte. —

Und dann abends, wenn er sie begleitete, und sie stumm neben einander gingen oder gleichgiltige Dinge sprachen und sich doch so gut verstanden —“

— Und sie verstanden sich gut; unbewußt fühlte sie die kältere Abendluft, und unbewußt hielt er ihre Hand fester — — und wie im Traume zogen die Bilder weiter, die alten Worte klangen — und dazwischen — — „weißt du noch — — abends — im Walde — Schnee — immer nur Schnee — Schnee — — das Abendrot lag auf der weißen Fläche, und die alten Tannen rauschten, feierlich und ruhig — — sie sprachen wenig und verstanden — — und wie dann der Schnee tiefer wurde und der Weg immer schlechter und es sacht zu schneien anfing, da hatte er unvermutet ihre Hand in der seinen und es ging leichter so, wenn auch beide darin noch sehr unsicher waren und leise zitterten — — und dann — und dann — weißt du noch — —“

Die Amsel hatte aufgehört zu schlagen. Am Himmel verglimmte das letzte violette Rot. Der Abendwind fuhr stärker durch die Bäume.

Es war kühl geworden. Sie fühlten es nicht. Er hielt noch immer ihre Hand, und sie sah noch immer ihn an. — Und immer traulicher klangen die Stimmen und immer wärmer, weicher wob der Zauber — und leise und flüsternd zitterte es durch die Dämmerung — „— weißt du noch —.“

Digitized by Google

„Schön war der Morgen."

Wir waren allein im Zimmer. Es war sehr dunkel geworden. Das blaue Abendlicht spiegelte in seinen Linien über die Kanten des Flügels, über die Schweifungen der Stühle, — es lag matt auf dem Sammet der Polster. —

Sonst konnte man nichts unterscheiden.

Nur das Fenster stand als heller Ausschnitt in der dunkeln Wand. Unten am grünlich blauen Abendhimmel lag noch der letzte phosphorescierende Schein des toten Tages — weiter oben flimmerte müde der Abendstern.

Sie saß gerade zwischen mir und dem Fenster — am Flügel. Sie war groß. Den Kopf hielt sie leicht geneigt; ihr strenges Profil stand hart in dem leuchtenden Hintergrund.

Sie war einmal schön gewesen — doch der Kummer hatte alle Linien schärfer gezogen und die Zeit hatte ihm die Hand geführt. Ihre Hände lagen auf den Tasten, die in mattem Weiß schimmerten. —

Auf einmal sah ich wie sie sich bewegten, leise, müd, — ein paar Akkorde kamen mir dumpf und träumerisch zum Bewußtsein. —

Dann begann sie zu singen — ganz schwach und verschleiert, wie man ein Kind in den Schlaf singt: — —

„Schön war der Morgen, und hell schien die Sonne."

Ich weiß nicht, ob es ihre Worte waren oder nur Töne, die zu Worten wurden, doch immer hörte ich:

„Schön war der Morgen, und hell schien die Sonne." —

Sie hatte das Gesicht dem Fenster zugewandt und sah in den tiefen Himmel hinein — und meine Blicke gingen an ihr vorbei — und weiter und weiter — sie drangen durch die meergrüne Tiefe, — dann fühlte ich es auf einmal:

„Schön war der Morgen, und hell schien die Sonne."

Wie froh er aussah, der junge Mann, der da durch den Wald ging; — wie glücklich er in das tief violette Blau des Himmels starrte, das überall zwischen blendend weißen Wolken hervorbrach — und ich wußte genau, warum er so glücklich war, ich kannte alle seine Gedanken — und — wie lieb ich ihn hatte. —

Ach, ich wußte ja auch, daß ich selber es war — einmal war — vor Jahren. —

„Schön war der Morgen, und hell schien die Sonne."

Wie der Wald grünte, wie warm der Sonnenschein ihm ins Gesicht fiel — gerade voll ins Gesicht; — o und wie warm und sonnig die Gedanken kamen und gingen. — „Ja, jeden Augenblick mußte sie kommen. — Nein — wie sollte das zugehen. — Unsinn — was sollte sie im Wald zu suchen haben. „Aber — es war so schön zu denken: dort ihr helles Kleid zwischen den weißen Birkenstämmchen — gerade vor den dunkeln Tannen — und — er brauchte ja nur die Augen zu schließen, dann war sie da und er sprach mit ihr — — wie schön das war. — Und er ging sorgfältig mitten im Weg; damit die Blätter nicht raschelten, — sonst könnten am Ende die Gedanken verscheucht werden — und wie das klang und klang — und ich hörte es wieder:

„Schön war der Morgen, und hell schien die Sonne" — und es klang so stark, daß ich ihn nimmer sehen konnte; — aber ich wußte, daß er kommen werde. — Er kam wieder.

Ich fühlte, daß er älter war — es mochten Jahre sein.

„Schön war der Morgen, und hell schien die Sonne." —

Die Bäume standen im ersten Grün, die Vögel sangen, schöne weiße Wolken zogen im tiefen Himmel, und wie die Sonne ihm voll auf die Augen schien — da schloß er sie wieder. —

O — sie *sollten* wiederkommen, diese Gedanken, — sie *sollten*! — Und er *wollte* sie wiedersehen, so wiedersehen, er wollte, — doch er sah sie nicht, und die Gedanken kamen nicht, die er wollte. Aber andere, die er nicht wollte, und sie kamen hartnäckig. O Himmel — wie schön sie gestern gewesen war, so schön. Aber dann — — Nein, daran wollte er nicht denken, — nein, nicht — und da stürzte er fort — quer durch den Wald, — da — über die raschelnden Blätter — wie das rauschte und knirschte — so betäubend — und er lief weiter — über die kleinen, rosafarbenen Sonnenfleckchen, die auf dem braunvioletten Boden lagen, und weiter und immer tiefer hinein in das junge, wogende, feuchte Grün des Buchenwaldes — — wie das flirrte und zog — wie

Digitized by Google

Wasser und Meeresflut. Dann wurde es ruhiger und ruhiger — je tiefer er kam; die Streifen und Wellen hörten auf: es war eine tiefe, klare, metallisch-grüne Fläche — scharf viereckig abgegrenzt. —

Und darin hob sich dunkel ein Frauenkopf ab. — —

Sie saß noch immer am Flügel, und noch immer sahen ihre Augen in den Abendhimmel.

Ihre Züge waren weicher, jünger geworden, und fast wie ein Lächeln spielte es um ihren Mund — wie ein leises, seliges, traumvergessenes Lächeln. Da begriff ich, daß auch ihr Auge durch den Himmel drang — in ein fernes Wunderland, das Jugendzeit heißt — und sie lächelte noch immer:

„Schön war der Morgen, und hell schien die Sonne."

Moralische Personen, Vereine und Frauen.

Von

Dr. Paul Schüler.

Nachdruck verboten.

„Giebt es Personen, welche zweihundert Jahre alt und älter werden können?" Mit dieser Frage pflegte ein verstorbenes Mitglied der Prüfungskommission das Examen zu eröffnen. Am liebsten war es ihm, wenn der ahnungslose Kandidat die Frage mit einem lauten und vernehmlichen „Nein" beantwortete. Dann freute sich der alte Herr sichtlich und bat den Kandidaten, er möge sich besinnen: er kenne ganz gewiß Personen, die keinen Körper haben und doch der strebenden Menschheit, sei es durch ihren idealen Zweck, sei es durch ihr Geld, nützlich, ja notwendig sind; Personen, deren Wirkungskreis weit hinausragt über den des essenden, trinkenden, schlafenden und heiratenden homo sapiens, dessen Leben siebzig und, wenn es hoch kommt, achtzig Jahre währt; Personen, die erhaben sind über Lust und Leid, Freude und Schmerz des selbstsüchtigen Tagesmenschen, und deren Ende nicht der Kirchhof oder das Krematorium ist. — Der unglückliche Kandidat, dessen Geist bereits in höheren Regionen schwebte, vermochte durchaus nicht zu begreifen, was die so rätselvoll-mystischen Andeutungen mit dem Examen zu thun hatten: er wollte ja doch Referendar und nicht Philosoph oder Prediger werden. Bisweilen legte der Examinator dem Kandidaten die Antwort gradezu in den Mund, indem er die Frage an ihn richtete: ob er denn noch nie etwas von moralischen Personen gehört habe. Aber selbst dann kam es noch vor, daß der Kandidat beharrlich weiter schwieg. Er hatte zwar schon etwas von moralischen Personen gehört; aber daß derartige Personen zweihundert Jahre alt und älter werden könnten und daß sie nicht auf dem Kirchhof oder dem Krematorium endeten, das hatte er noch nie gehört. Die Folge war, daß der Professor dem Jüngling den Rat erteilte, für den Fall, daß er das nächste Mal ins Examen gehen sollte, sich vorher recht gründlich das preußische Landrecht anzusehen.

Bereits im ersten Semester macht der Student die Bekanntschaft dieser Wesen, welche das Landrecht als *moralische* Personen bezeichnet, während das moderne Recht — mit Rücksicht auf den veränderten Sprachgebrauch — sie *juristische* Personen nennt. Er erfährt, daß es außer den Menschen noch andere Rechtssubjekte

Digitized by Google

giebt; Rechtssubjekte, welche aus einer Vereinigung von Menschen gebildet werden und neue, vom Leben und Tod ihrer Mitglieder unabhängige Wesen darstellen. Das Eigentümliche an diesen Wesen ist, daß sie unter besonderem Namen Vermögen erwerben und besitzen können, das verschieden ist von dem ihrer Glieder, daß sie unter ihrem Namen klagen und verklagt werden, Rechte erwerben und Pflichten übernehmen können, ohne daß ein Mensch berechtigt oder verpflichtet würde. Lediglich jenes „höhere" Wesen wird berechtigt und verpflichtet; lediglich sein Vermögen wird vermehrt und vermindert, und wenn es nicht mehr zahlen kann — was bei diesen höheren Wesen auch vorkommt —, dann brauchen seine menschlichen Glieder den Ausfall nicht zu decken.

Solcher künstlichen Personen kann kein auch nur einigermaßen entwickeltes Recht entraten. Wo ein Staat ist, da giebt es mindestens eine juristische Person: das ist der Staat selber. Preußen ist eine juristische Person; und wenn es das Bedürfnis empfindet, Grundstücke zu erwerben oder mit seinen Angehörigen Prozesse zu führen, dann zieht es sich einmal den Waffenrock aus und den bürgerlichen Rock an und tritt als irgend ein Geheimrat aus irgend einem Ministerium mit steifem Kragen und schwarzer Kravatte in die Erscheinung. Provinzen, Kreise, Städte, kurz alle Verbände des öffentlichen Rechts sind juristische Personen. Aber auch private Vereinigungen können juristische Personen sein, und je entwickelter eine Kultur ist, desto stärker wird das Bedürfnis hervortreten, Persönlichkeiten zu schaffen, welche die Erreichung gewisser materieller oder idealer Ziele dadurch sichern, daß sie sich loslösen von dem wechselvollen Schicksal des Einzelmenschen. Die Ausbildung des Vereinswesens ist gradezu ein Maßstab für die Kultur eines Landes. Der den Deutschen mit Vorliebe gemachte Vorwurf der Vereinsmeierei enthält daher ein ungewolltes Lob, das sich jedoch auf solche Vereine nicht bezieht, deren Zweck erreicht ist, wenn sie durch Vorführungen lasciven Inhalts die Lachmuskeln ihrer Mitglieder in Bewegung setzen. Sieht man ab von dieser Sorte Vereinen, von den Spieler- und Verbrechervereinen, von den Rassen- und Klassenverhetzungsvereinen, von den amerikanischen Selbstmördervereinen — (deren Existenz freilich nur durch fabelhafte Zeitungsnachrichten im Hochsommer verbürgt ist) — sowie von den „ewigen Junggesellenvereinen" — (die schon weniger unwahrscheinlich sind), so kann man sich dem bürgerlichen Gesetzbuch nur anschließen, wenn es in den Motiven sagt: „Dem Staate muß an einem blühenden Vereinsleben gelegen sein. Das Vereinswesen weckt den Sinn für Gemeinwohl, verbreitet Einsicht, praktische Tüchtigkeit und Gesittung, fördert materielle Wohlfahrt und geistige Ausbildung; es ist berufen, Aufgaben zu lösen, die für den Staat von großer Bedeutung sind, an die er aber nicht selbst oder unmittelbar herantreten kann."

Leider hat diese erfreuliche Erkenntnis den Gesetzgeber nicht zu den Maßnahmen veranlaßt, die wünschenswert wären sowohl im Interesse der Vereine im allgemeinen, als auch im Interesse der deutschen Frauenvereine, deren Zahl bereits in die Tausende geht.

Nach dem bisher in Preußen geltenden Recht bildet keineswegs jeder Verein eine Persönlichkeit. Nur solche Vereine, die einen gemeinnützigen Zweck verfolgen, können Persönlichkeit erlangen: aber nicht etwa — wie man zu glauben geneigt ist — durch einen Willensakt der Vereinsmitglieder, sondern nur auf ihr Bitten durch Allerhöchste Verleihung. Die anderen Vereine, als da sind: Vereine zur Förderung von Berufsinteressen, ethische, akademische, litterarische, Gesang-, Turn-, Sportvereine, Ressourcen

Digitized by Google

u. s. w. sind überhaupt nicht im stande, Persönlichkeit zu erlangen. Sie sind nur „erlaubte Privatgesellschaften", nur geduldet und müssen kümmerlich ihr Leben fristen. Ein solcher Verein kann keine Rechte erwerben; er kann nicht einmal Schulden machen: ein Zustand, der vielen Menschen vielleicht beneidenswert erscheint, in Wahrheit aber zu den größten Unzuträglichkeiten führt. Wenn so ein Verein zur Außenwelt in rechtliche Beziehungen treten will, dann müssen entweder alle seine Mitglieder zusammen das Geschäft abschließen: in welchem Falle für die aus dem Geschäft entspringenden Pflichten jeder einzelne verhaftet ist; oder das Geschäft muß durch eine vorgeschobene Person, einen Strohmann, abgeschlossen werden, was aber gleichfalls umständlich und riskant ist: riskant für die Vereinsmitglieder, die sich von der Tüchtigkeit und Ehrlichkeit der vorgeschobenen Person abhängig machen; riskant für diese Person selbst, die persönlich Pflichten übernimmt, an deren Erfüllung sie kein Interesse hat, weil die Rechte aus dem Geschäft für einen anderen, nämlich für den Verein erworben werden, und endlich riskant auch für den Dritten, der sich nicht an die Kasse eines von den Zufällen des Lebens unabhängigen Vereins, sondern nur an den Strohmann halten kann.

Dieser „Rechtszustand" hatte etwa ein halbes Jahrhundert gedauert, als die preußische Verfassung ein Gesetz in Aussicht stellte über die Bedingungen, unter denen Vereinen Korporationsrechte erteilt werden sollten. In dem weiteren halben Jahrhundert, das folgte, hat aber offenbar der Gesetzgeber keine Zeit gefunden, das Versprechen einzulösen. Das Gesetz ist nicht ergangen. Und was that der Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch? Anstatt die Gelegenheit zu ergreifen und ein einheitliches Vereinsrecht für Deutschland zu schaffen, wollte er die Bestimmung, ob und wie ein Verein Person wird, den Landesgesetzen überlassen. Das war gewiß bequem, aber ebenso gewiß im Interesse einer fortschreitenden Rechtsentwicklung verwerflich. In einer Zeit, wo die nach Lösung drängenden sozialen Fragen das Vereinsleben zu ungeheurer Entfaltung gebracht haben, derart, daß kein Tag vergeht, an dem nicht die Zeitungen unter besonderer Rubrik über „Vereine und Versammlungen" berichten, mußte die Bestimmung: „es bleibt alles beim Alten" den lebhaften Widerspruch der Parteien herausfordern. Dem beschränkten Unterthanenverstande war es nach wie vor unbegreiflich, wie der Staat dazu kam, rechtsbedürftigen Wesen die Persönlichkeit vorzuenthalten und bei anderen die Erlangung der Persönlichkeit von Allerhöchster Genehmigung abhängig zu machen.

Welches Wesen von Fleisch und Blut ließe sich diese Staatsraison gefallen? Fragt es erst den Staat um Erlaubnis, ob es auf die Welt kommen darf? Und wenn es auf der Welt ist, bittet es da erst mit einem: „entschuldigen Sie, daß ich geboren bin" um die Gewährung des Rechts, eine Persönlichkeit zu haben? So wenig der Mensch in seiner Freiheit beschränkt werden darf, sofern er nicht minderjährig, verrückt oder verbrecherisch ist, so wenig darf ein Vereinswesen, sofern es eine den Gesetzen nicht zuwiderlaufende Verfassung hat, in seiner Bewegungsfreiheit dadurch beschränkt werden, daß ihm das Gesetz die Erlangung der Rechtsfähigkeit erschwert oder gar unmöglich macht.

Die allgemeine Entrüstung hatte eine gesetzgeberische That zur Folge: die Erfindung des Vereinsregisters. Ob es unbedingt nötig war, zu der reichen Zahl bereits vorhandener Register, die neuerdings wie die Pilze aus der Erde schießen, zu den Handels-, Schiffs- und Genossenschaftsregistern, zu den Geburts-, Heirats- und

Digitized by Google

Sterberegistern, zu den Patent-, Muster- und Stammrollen, die auch nichts anderes als verschämte Register sind, ein Vereinsregister hinzuzuerfinden[1]), das mag hier unerörtert bleiben. Jeder Fortschritt wird dankbar begrüßt; und ein Fortschritt ist es, wenn ein Verein, der bisher Persönlichkeit gar nicht oder nur durch einen Staatsakt erlangen konnte, nunmehr auf Grund eines Willensaktes der Mitglieder durch Anmeldung zum Vereinsregister und Eintragung juristische Person wird. Wer das Dezennium des Socialistengesetzes schaudernd miterlebt hat, der kann's nicht fassen, nicht glauben, daß derselbe Staat, der noch vor wenigen Jahren über socialdemokratische und socialistische Vereine die Auflösung verhängt hat, jetzt zu einer freien Entfaltung des Vereinslebens seine Hand bietet und den Grundsatz: „Gleiches Recht für alle" auch auf solche Vereine anwendet, die der Regierung kein freundliches Gesicht zeigen.

Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, den § 21 nicht, bevor man den § 61 gelesen hat. Der bestimmt: „Die Verwaltungsbehörde kann gegen die Eintragung Einspruch erheben, wenn der Verein nach dem öffentlichen Vereinsrecht unerlaubt ist oder wenn er einen politischen, socialpolitischen oder religiösen Zweck verfolgt." Da haben wir's ja, das leibliche Söhnlein des Socialistengesetzes! Denn daß diese Bestimmung ihre Spitze gegen dieselben Vereine richtet, die bereits vom Socialistengesetz betroffen wurden, darüber lassen die Motive kaum einen Zweifel. Oder was soll man sonst unter den „gemeinschädlich wirkenden Verbindungen" verstehen, die es „zu allen Zeiten auf politischem und socialem Gebiete" gegeben hat und denen der Staat doch nicht mehr „ausschließend entgegentreten" kann? Das Wort „gemeinschädlich" ist allerdings deutungsfähig. Man könnte z. B. der Ansicht sein: gemeinschädlich sei es, die Socialdemokratie unter ein Sonderrecht zu stellen, durch welches diese Partei mit dem Nimbus des Martyriums umgeben wird; gemeinschädlich sei das Socialistengesetz gewesen, weil es — wie die Socialdemokratin Zetkin auf dem Parteitage in Gotha unter ironisch-dankbarer Verbeugung vor dem Schöpfer des Gesetzes und den Exekutivbehörden anerkannt hat — eine Arbeit geleistet habe, die Hunderte von Agitatoren nicht zu leisten im stande gewesen wären; gemeinschädlich sei der § 61 des bürgerlichen Gesetzbuchs, weil er die Behörden in die Lage setzt, Vereinswesen ihrer politischen Gesinnung wegen die Rechtsfähigkeit zu versagen: was erstens ungerecht und zweitens zwecklos, ja zweckwidrig ist. Angst war noch stets ein schlechter Gesetzgeber; und die Angst, es könnten durch Erlangung der Vermögensfähigkeit unbequeme Vereine einer „Machtentfaltung" fähig werden, „die sich im voraus nicht ermessen läßt" — (so die Motive) —, dürfte zu der Praxis führen, daß Vereinen einer bestimmten Parteirichtung, als gemeinschädlich, die Erlangung der Persönlichkeit unmöglich gemacht wird. Die Lehren aus der Ära des Socialistengesetzes hat der Gesetzgeber nicht beherzigt. Und die Behörden? Sie haben nur ein Amt und keine Meinung. Die Auslegung des Begriffs „gemeinschädlich" macht ihnen daher keine Schwierigkeiten: für sie muß gemeinschädlich und regierungsfeindlich identisch sein.

Vielleicht spricht sich der preußische Gesetzgeber bei der bevorstehenden Neuregelung des Vereinsrechts darüber aus, welche Prinzipien bei der Versagung des Rechtes der Persönlichkeit in Preußen zur Anwendung gelangen sollen, wobei denn eine Spezialisierung des verblümten und deutungsfähigen „gemeinschädlich" nicht wohl

[1]) Die Erfindung des Börsenregisters war einem noch späteren Zeitpunkte vorbehalten.

Digitized by Google

zu vermeiden wäre. Interessant wäre es insbesondere zu erfahren, ob der preußische Gesetzgeber der Ansicht huldigt, daß ein politischer Verein in dem Augenblick gemeinschädlich wird, wo ihm eine „Frauensperson" beitritt.

Eine alte Verordnung vom Jahre 1850 bestimmte: „Vereine, in welchen politische Gegenstände erörtert werden, dürfen keine Frauenspersonen, Schüler und Lehrlinge aufnehmen. Diese Personen dürfen den Versammlungen und Sitzungen solcher politischen Vereine nicht beiwohnen." — Frauenspersonen, Schüler und Lehrlinge; die geschmackvolle Zusammenstellung erinnert an die Aufschrift der Tanzlokale: „Das Mitbringen von Kindern und Hunden ist untersagt." Mitleidig lächelt man über längst entschwundene Zeiten, wo der Gesetzgeber es noch wagen durfte, Frauenspersonen mit Minderjährigen auf eine Stufe zu stellen und als Menschen zweiter Klasse zu behandeln. Aber dann erfährt man, daß die Bestimmung noch heute Gesetz ist, und man lächelt nicht mehr, sondern schämt sich in die Seele des Gesetzgebers hinein.

Die Beseitigung der durch ungünstige sociale Verhältnisse hervorgerufenen Mißstände zu erstreben, ist Menschen*recht* und Menschen*pflicht*, nicht aber Sache des männlichen Geschlechts, derart, daß jede Teilnahme der Frauen als eine widerrechtliche und unnatürliche Einmischung empfunden wird. Am wenigsten darf denen, die unter den sozialen Mißständen unmittelbar zu leiden haben, die Möglichkeit entzogen werden, nach ihren Kräften an der Beseitigung der Mißstände zu arbeiten. Die Not fragt nicht nach dem Geschlecht; sie ergreift Mann und Weib, nur mit dem Unterschied, daß der Mann, da ihm alle Berufsarten offen stehen und da seine Arbeit bei gleicher Leistungsfähigkeit doch durchweg höher bewertet wird, im Kampfe ums Dasein gerüsteter dasteht als die Frau, die nach Sitte und Recht zu einer wirtschaftlichen Unselbständigkeit verurteilt ist, deren Folgen sich mit der Würde des Menschen nicht immer vereinen lassen. Solche Folgen sind Hunger und Prostitution in den niederen Kreisen, in den sogenannten besseren Kreisen aber die Unmöglichkeit, sich seinen Fähigkeiten entsprechend auszubilden und zu bethätigen, das Gefühl, überflüssig zu sein, kurz ein unausgefülltes, nutzloses, langweiliges Leben. Diesen Zuständen, die durch ihr Alter nicht ehrwürdiger geworden sind und nur der Gedankenlosigkeit und dem Vorurteil unantastbar erscheinen, kann seitens der zahlreichen sozialen Vereine, denen auch Frauen angehören, nur dann in wirksamer Weise entgegengetreten werden, wenn ihnen das Recht eingeräumt wird, sich mit *politischen* Dingen zu befassen. So wie die Dinge jetzt liegen, hat die Erörterung sozialer Fragen kaum noch einen auch nur theoretischen Wert.

Seitdem der Staat seinen Beruf zur socialen Fürsorge erkannt hat und mehr und mehr bestrebt ist, den Widerstreit der Gesellschaftsklassen und Berufsinteressen im Wege der Gesetzgebung auszugleichen, ist es beinahe unmöglich geworden, sociale Fragen zu besprechen, ohne politische Fragen zu berühren. Denn es giebt kaum noch sociale Fragen, die nicht entweder durch den Mangel einer staatlichen Einrichtung hervorgerufen sind oder doch in der Bewirkung einer staatlichen Einrichtung ihre Lösung suchen. Ob es sich um die Stellung der Ehefrau und das famose eheherrliche Güterssystem handelt, ob die Unmöglichkeit, sich vom Jahre 1900 ab auf Grund gegenseitiger Einwilligung scheiden zu lassen, erörtert wird, ob die Stellung der unehelichen Kinder und ihrer Mütter besprochen wird, oder ob es sich um Zulassung der Frauen zu den Universitäten, um Teilnahme der Frauen an politischen Vereinen oder um andere Fragen des öffentlichen Rechts handelt: immer sind unmittelbare oder mittelbare

Digitized by Google

Beziehungen zur hohen Politik vorhanden, und es ist oft unmöglich zu sagen, wo die Grenze sich befindet, an der die Frage aufhört social zu sein und anfängt politisch zu werden. Der höchste Gesichtspunkt, unter dem eine sociale Frage beurteilt werden kann und muß, bleibt allemal der: ist diese oder jene Einrichtung eines socialen Interessenverbandes der Allgemeinheit nützlich? So lautet beispielsweise die akademische Frauenfrage, politisch gefaßt, folgendermaßen:

Ist es dem Staat nützlich, daß Frauen, die Fähigkeit und Neigung zum Studieren haben, erst den Rektor und die Professoren um Erlaubnis fragen müssen, ob sie auch Vorlesungen besuchen dürfen? Ist es dem Staat nützlich, daß ein Professor der Jurisprudenz diese Wissenschaft seinen Hörern systematisch verleidet, indem er sie zu Schreibern degradiert und ihnen langweilige Vorträge über deutsche Rechtsgeschichte in die Feder diktiert, daß aber der Rektor derselben Universität — er ist zufällig Professor der Jurisprudenz — einen Vortrag, der seinem Thema nach höchst interessant zu werden verspricht, untersagt aus keinem anderen Grunde, als weil der Vortragende eine Frau ist?

Über die Nützlichkeit dieser Staatseinrichtung darf von Rechtswegen nur in Vereinen männlichen Geschlechts disputiert werden. (Moralische Personen haben zwar kein Geschlecht und also auch Vereine nicht; aber der Kürze halber und weil Mißverständnisse ausgeschlossen sind, spricht man von männlichen, weiblichen und gemischten Vereinen.) Einen wahrhaft kläglichen Eindruck macht es, wenn ein weiblicher oder gemischter Verein über den Duellunfug oder andere Dinge, die bereits vor fünfzig Jahren erschöpfend gewürdigt und wunderbarer Weise noch immer aktuell sind, nicht zu verhandeln wagt, dieweil politische Gegenstände bei Gefahr der Auflösung des Vereins nicht erörtert werden dürfen. Dann wird Stunden lang darüber beraten, ob der Gegenstand politisch ist oder nicht. Endlich hat man sich dahin geeinigt: der Gegenstand ist nicht politisch. Aber die Mitternacht rückt näher schon, und die Diskussion muß vertagt werden. Man würde glauben, daß nur Gemeinwesen von so hervorragender Bedeutung wie Abdera oder Schilda den Schauplatz zu solchen und ähnlichen Scenen abgeben könnten, wenn man nicht wüßte, daß sich derartige Dinge in der Metropole des Rechts- und Kulturstaates Preußen abzuspielen pflegen. Unter solchen Umständen kann man es den „männlichen" Vereinen nicht verübeln, wenn sie sich weigern, „gemischt" zu werden: die Aufnahme von „Frauenspersonen" könnte ihnen kraft der famosen Verordnung von 1850 leicht verhängnisvoll werden. Auf dem socialdemokratischen Parteitage in Gotha wurde die Aufnahme von weiblichen Personen in den Vertrauensmannskörper abgelehnt; „man muß" — so sagte Auer — „mit der Gefahr rechnen, daß der Vertrauensmannskörper als ein Verein erklärt wird. Damit scheidet für Preußen die Möglichkeit weiblicher Vertrauenspersonen aus."

Wenn die Polizei in Anwendung der Verordnung von 1850 rigoros verfahren wäre, so würden gewiß nicht viele sociale Vereine, denen Frauen angehören, von der Schließung verschont geblieben sein. Denn das Kunststück, politische Gegenstände zu vermeiden, dürften auf die Dauer nicht viele Vereine fertig bekommen. Aber die Behörden vermeiden es, energisch vorzugehen, und das ist im Interesse der Rechtsentwicklung zu bedauern. Schneller könnte das Rad der Gesetzgebung nicht in Gang gebracht werden, als durch häufige Anwendung jener unhaltbaren Verordnung, die schon zur Zeit ihres Entstehens veraltet war.

Vergebens sucht man nach einem Grunde, der den Ausschluß der Frauen von politischen Vereinen rechtfertigen könnte. Muß es denn immer Kannegießerei sein,

Digitized by Google

wenn Frauen über staatliche Einrichtungen sprechen? Und ist es immer lautere Weisheit, die aus dem Munde politisierender Männer quillt? Fürchtet man, daß die Frauen, wenn ihnen das Menschenrecht der Vereinsfreiheit nicht länger vorenthalten wird, in der Freude ihres Herzens von der neuen Errungenschaft so ausgiebigen Gebrauch machen werden, daß Küche und Kinderstube wilder Verwahrlosung anheimfallen?

Die Männerrechtler männlichen und weiblichen Geschlechts bekommen noch immer eine Gänsehaut, wenn sie das Wort „Frauenbewegung" hören. Fragt man sie aber, was sie denn so schaudern macht, dann kommen sie mit Redensarten oder entwickeln einen Zopf, geflochten aus Aberglauben und Vorurteilen: einen langen, langen Zopf.

In ihren Köpfen spukt verhängnisvoll ein alter Chinese herum. Aber er versteht es geschickt, seinen Zopf zu verstecken und nimmt, wandelbar wie er ist, die verschiedensten Gestalten an.

Als Mediziner erscheint er und bemerkt ernsthaft mit wissenschaftlicher Miene: „Die Frau hat ein zu kleines Hirn." Um den Spuk zu bannen, weist man darauf hin, daß die Frauen, trotz ihres betrüblichen Defektes, in Vereinen und Versammlungen Reden halten, die nach Form und Inhalt vielen Erwählten des Volkes zum Muster dienen könnten. Aber schon hat sich der Spuk verwandelt und in die Tracht eines spießbürgerlichen Biedermannes gehüllt: „Die Frau gehört ins Haus!" Und wohin gehören die Frauen, die kein Haus haben? Oder die zwar ein Haus haben, aber durch Besorgung ihrer häuslichen Angelegenheiten nicht ausgefüllt werden und das Verlangen haben, ihre Zeit in nützlicherer Weise hinzubringen als wieder und immer wieder mit Handarbeiten, Porzellanmalen und Romanlesen?

Aber der alte Chinese liebt es nicht, Rede und Antwort zu stehen. Man glaubt ja doch an seine alten Lügen, als wären sie ewige Wahrheiten: wann hätten Glauben und Aberglauben je nach Beweisen verlangt?

Und wieder hat sich der Spuk verwandelt. Nationalökonom ist er geworden. „Der freie Wettbewerb ist in einen wilden Kampf ums Dasein entartet. Er hat in den gebildeten Berufsständen ein großes Proletariat gezeitigt. Das würde durch die unbeschränkte Zulassung der Frauen zum Studium nur gesteigert werden." Der Mantel dieses Arguments ist zu kurz, um den Pferdefuß des Egoismus zu verhüllen. Mit welchem Recht schließt man den weiblichen Teil der Menschheit vom freien Wettbewerb aus? Mit welchem Recht entzieht man dem Geschlecht, das man gern das schwächere nennt, die Waffen, mit denen es im stande wäre, den Kampf ums Dasein aufzunehmen? Weshalb kommt keiner auf den Gedanken, — wenn doch schon die freie Konkurrenz beschränkt werden soll — die zahllosen unbefähigten Männer von den gelehrten Berufen auszuschließen und statt ihrer befähigte Frauen zu diesen Berufen zuzulassen? Giebt man sich der naiven Vorstellung hin, daß Geistesritter von der traurigen Gestalt immer noch ein größeres Existenzrecht haben als bedeutende Frauen? Allenthalben kann man die Wahrnehmung machen, daß das gesellschaftliche Leben von Frauen beherrscht wird, die dem Durchschnittsdenker männlichen Geschlechts nicht nur gewachsen, sondern oft auch überlegen sind. Aber der Chinese, der sich mittlerweile in den Salonrock eines Verehrers holder Weiblichkeit geworfen hat, behauptet: „Bildung macht unweiblich. Die gebildete Frau hört auf, ein reizvolles Spielzeug zu sein." Nun: wer nicht grade blind ist, der konnte schon auf mancher Frauenversammlung beobachten, daß Bildung und Weiblichkeit keine Gegensätze sind; und

Digitized by Google

wer nicht grade in Noras Puppenheim das Ideal einer Ehe erblickt, der sieht ein, daß das Glück der Ehe nicht beeinträchtigt wird, wenn die Frau im stande ist, die geistigen Interessen des Mannes zu teilen.

Aber plötzlich ist aus dem Verehrer holder Weiblichkeit eine alte Jungfer männlichen Geschlechts geworden, die da schamhaft errötet. Denn: „es gelangen in der Medizin und Jurisprudenz Dinge zur Erörterung, die für weibliche Ohren unpassend sind."

O du altjüngferliche Seele, die vor dem Wort erschaudert: nichts Menschliches ist mir fremd. Wer aber nicht zimperlich ist, der hält es mit diesem Worte. Kein Gegenstand an sich ist passend oder unpassend. Erst die Art der Betrachtung macht ihn dazu. Und eine wissenschaftliche Betrachtung natürlicher Dinge hat bisweilen vielleicht die Prüderie, niemals aber das Schamgefühl verletzt.

Und wenn er alle Wandlungen durchgemacht hat, dann tritt der Spuk schließlich als Held der allgemeinen Phrase auf. Klingt es nicht pompös, wenn er pathetisch ausruft: „Es war stets ein Zeichen des Verfalls, wenn die Männlichkeit den Männern abhanden kam und ihre Zuflucht zu den Frauen nahm?"

Wer von Verfall reden kann in einer Zeit, wo sich auf allen Gebieten neues Leben regt, wo in den Wissenschaften Entdeckungen über Entdeckungen von weittragenden Folgen gemacht, in den Künsten neue Bahnen eingeschlagen werden, wo weite Kreise den Kampf gegen Sitten und Gebräuche mittelalterlicher Dunkelmänner aufgenommen haben, wo in allen Schichten der Gesellschaft ein kraftvolles Vorwärtsdrängen ist, das sich sociale Bewegung und da, wo die Frauen die Drängenden sind, Frauenbewegung nennt; wer diese Zeit des Werdens eine Zeit des Verfalls nennt, der hat in Wahrheit kein Verständnis für die Zeit.

Darum brauchen sich die Frauen nicht weiter zu grämen, wenn eine Geschlechtsgenossin in der Frauenfrage ein „Zeichen von Zersetzung und Wurmfraß" sieht, wenn ihr in dieser Frauenfrage „das Siechtum einer Rasse" offenbar wird. Da besagte Dame von hysterischen Abonnenten der Leihbibliotheken als Kennerin der Frauenseele bewundert wird, so sei es gestattet, den Wert ihrer Ansicht durch einige weitere Citate aus ihrem Aufsatz „über die Ursachen der Frauenbewegung" zu illustrieren.

„Die selbständig gewordenen Frauen bleiben in der überwiegenden Anzahl der Fälle ehelos oder in der Ehe kinderlos."

„Es ist eine allgemeine Depression im Verkehr der Geschlechter eingetreten. Nirgends bemerkt man in den erotischen Beziehungen einen Funken von Begeisterung im Wesen des Weibes."

„Mir sind schon oft die geniert-pikierten Mienen junger Männer im Verkehr mit jungen Mädchen aufgefallen. Warum sind sie so geniert-pikiert? Fühlen sie vielleicht ganz dunkel, daß man sie mißachtet?"

„Die Männer machen sich gar keine Vorstellung davon, wie rasch die Frauen und die allerjüngsten Mädel verachten."

Und: „Die Bewunderung unserer Zeit gehört dem glücklichen Spekulanten."

Wenn sich in einem Kopfe die Zeit also spiegelt, kann man daraus der Zeit einen Vorwurf machen? Wer kennt nicht die wunderlich geschliffenen Spiegel eines Lachkabinets, welche die Bilder von Dingen und Menschen in der lächerlichsten Verzerrung zeigen? Gegner von dem Schlage der genannten — oder vielmehr nicht genannten — Dame können die Frauen nur darin bestärken, auf dem beschrittenen Wege fortzufahren: unbeirrt durch das Gekrächze von Unglücksraben, unbeirrt durch den Hohn, der allem zuteil wird, was die Menschen nicht verstehen.

Digitized by Google

Die bürgerlichen Parteien aber, denen es mit dem Fortschritt ernst ist, sollten sich in entschiedenerer Weise als bisher der berechtigten Frauenforderungen annehmen. Sie sollten dahin wirken, daß den Frauen endlich eine Grundlage für die Behandlung social-politischer Fragen gegeben werde, daß die Koalitionsfreiheit der Frauen künftig nicht mehr ein halbes Recht sei, und daß die morsche Schranke endlich falle, welche die Verordnung von 1850 gegen die Beteiligung der Frauen an politischen Vereinen errichtet hat. Die Vertretung dieser Forderung ist Sache der Gerechtigkeit; sie liegt aber auch im Interesse der Parteien, die den Dank der Frauen und eine nicht zu unterschätzende Anhängerschaft gewinnen würden.

Die körperliche Erziehung der weiblichen Jugend.

Von

Dr. **von Bremen.**

Nachdruck verboten.

„Blutarm, elend und kraftlos," so charakterisierte vor kurzem ein hervorragender Kliniker unsere heutigen jungen Mädchen der sogenannten mittleren und höheren Klassen. Nervosität und Bleichsucht mit all ihren Nebenerscheinungen gehören in der That für die jungen Damen von heute ja fast zum guten Ton; jugendfrische, gesundheitsstrotzende, kräftige Erscheinungen findet man unter ihnen, wenigstens in den Städten, gar selten. Weder Bleichsucht noch Nervosität sind Leiden, die erhebliche Schmerzen machen; sie führen auch nicht zum Tode, verkümmern aber so manchem jungen Mädchen in hohem Grade den Lebensgenuß und setzen die Widerstandsfähigkeit des Organismus herab, so daß eventuelle Schädlichkeiten auf einen derartigen Körper leichter einwirken können als auf einen wirklich gesunden. Da werden nun in allen medizinischen, Tages- und Familien-Blättern Eisenmittel aller Art angepriesen. Ärzte, Chemiker und Apotheker wetteifern im Erfinden und Anpreisen blutbildender, appetitreizender Mittel. Und im Sommer sind alle Luft-, Bade- und sonstigen Kur-Orte von erholungsbedürftigen weiblichen Wesen überschwemmt. Dadurch wird ja in vielen Fällen erreicht, daß eine vorläufige Gesundung eintritt; aber die Anlage zu den Erkrankungen ist einmal vorhanden, und besser ist es, Krankheiten zu verhüten als sie zu heilen.

Für die körperliche Degeneration des weiblichen Geschlechts sind verschiedene Momente verantwortlich zu machen. Einige derselben lassen sich eben infolge der Entwicklung, die die menschliche Gesellschaft genommen hat, sehr schwer oder garnicht ausschalten; einem Hauptübel aber, der Vernachlässigung einer gehörigen Muskelarbeit, d. h. einer ausgiebigen körperlichen Bewegung, können und müssen wir entgegentreten.

Wenn wir der ausgesprochenen, jedem sachlichen Beobachter ins Auge springenden Schlaffheit und Hinfälligkeit der heutigen Frauenwelt Einhalt thun wollen, so müssen wir bei der körperlichen Erziehung der weiblichen Jugend einsetzen, wir müssen versuchen, die Mädchen kräftig und gesund ins jungfräuliche Alter hineinzubringen, dann werden sie sich schon gesund erhalten; sie werden die Anregungen auf diesem Gebiete nicht vergessen und vernünftiger leben, als es jetzt bei ihnen Mode ist.

Der Stoffwechsel in unserem Organismus beruht im wesentlichen auf der Thätigkeit der Muskulatur, die ihrem Gewicht nach einen sehr bedeutenden Teil des Körpers ausmacht. Werden größere Muskelgruppen, wie z. B. beim Bergsteigen, zu angestrengterer Leistung gezwungen, so werden bald die Atemzüge tiefer und häufiger, die Herzthätigkeit

Digitized by Google

beschleunigter; Wärmegefühl mit Schweißausbruch stellt sich ein, bis sich Ermüdung bemerkbar macht, der Hunger und Durst und wohlthätiges Schlafbedürfnis folgen.

Was ist da im Körper vor sich gegangen? Rein mechanisch wird bei den Zusammenziehungen des Muskels, die als Arbeit, als Bewegungen in Erscheinung treten, das Blut rascher dem Herzen zugetrieben, ein rascherer Wechsel findet statt, und das Herz muß auch schneller arbeiten, um den Ersatz zu liefern. Wie eine Dampfmaschine nur Arbeit leisten kann, wenn ein helles Kohlenfeuer unter ihr brennt, so tritt auch in dem arbeitenden Muskel ein chemischer Verbrennungsprozeß der zu diesem Zwecke vom Körper geschaffenen und aufgespeicherten Materialien ein. Dadurch findet eine größere Wärmeentwicklung statt, die sich als Hitzegefühl äußert, und die nun wieder durch die Schweißabsonderung in den dem Körper zuträglichen Grenzen erhalten wird, indem zur Verdunstung des Schweißes ein Teil der mehr erzeugten Wärme verbraucht wird. Dann wird durch den Verbrennungsprozeß zugleich das Blut reicher an Kohlensäure; durch die tieferen und häufigeren Atemzüge wird diese aus dem Körper entfernt, dafür aber der zum Leben unbedingt notwendige Sauerstoff in größerer Menge dem Blute beigemischt. Durch den Verbrauch an Verbrennungsstoffen und durch die erhöhte Wasserabgabe durch Schweiß und stärkere Ausatmung ist nun das Bedürfnis geschaffen, Ersatz für die verzehrten Vorräte zu erhalten, und durch die mit Luft aufgenommene Nahrung bekommt der Körper die Gelegenheit, sich für seine Ausgaben zu entschädigen.

An den Vorteilen des schnelleren Blutwechsels, daran, daß das Blut infolge der intensiveren Atmung sauerstoffreich ist, daran, daß der Körper frische Stoffe für die Leistung neuer Arbeit in sich aufnimmt, haben alle Organe, alle Teile dieses komplizierten Wunderbaues, Mensch genannt, ihren entsprechenden Anteil, und es kommt so dem Ganzen die vom Muskel geleistete Arbeit zu gute, abgesehen davon, daß durch Übung der Muskel selbst kräftiger, leistungsfähiger wird. Endlich ist nun das Eintreten des Schlafbedürfnisses, das unmittelbar der Erholung des Muskels dient, für das Nervensystem eine unbedingte Notwendigkeit, da es einer regelmäßigen Ausspannung, wie sie uns der Schlaf bietet, absolut bedarf.

Betrachten wir uns nun einmal so ein Durchschnitts-Schulmädchen auf seine Leistung von Muskelarbeit hin. Es geht fein langsam zur Schule und wieder nach Haus, wird in den Zwischenpausen auf dem Schulhof womöglich in Reih und Glied im Trippelschritt herumgeführt, darf dann des Nachmittags schön herausgeputzt an der Hand der Mutter spazierengehen und wird gar, damit „etwas für seine Gesundheit geschieht," in einen Konzertgarten mitgenommen, wo es artig und sittsam bei den Erwachsenen auf den unbequemen, viel zu großen und zu hohen Stühlen sitzen darf. Seit einer Reihe von Jahren gewährt ihm außerdem die Schule zweimal wöchentlich eine Turnstunde. Aber das genügt nicht, genügt bei weitem nicht; für diese ganze Arbeit sind so mächtige Muskelapparate, wie sie in der That der Mensch besitzt, nicht geschaffen. Da in den größeren Städten die Mädchen nicht ohne Gefahr für ihr leibliches und geistiges Wohl zum Herumspielen und Tollen auf die Straße geschickt werden können, so muß eben ein anderer Weg gefunden werden, um den Kindern das ihnen zur Entwicklung und Kräftigung ihres Körpers durchaus notwendige Maß an ausgiebigerer Muskelbewegung zu verschaffen, und da möchte ich folgende Forderungen aufstellen, als das wenigste, was geleistet werden muß.

Zunächst müssen die Schulhöfe so groß sein, daß die Mädchen in den Zwischenpausen sich darauf herumtummeln können und nicht nur trippelnd des Genusses der freien Luft teilhaftig werden. Spielstunden heißen die Pausen in manchen Gegenden, und Spielstunden sollen sie sein, damit der durch die vorhergehende Stunde angestrengte Geist in der kurzen Zeit gründlich entlastet werde. Der kleine Schaden, daß die Kinder dann etwa aufgeregt und unaufmerksam in die Stunde kämen, würde durch die größere geistige Frische sicher wieder gut gemacht werden.

Der obligatorische Turnunterricht müßte in seinem jetzigen Umfange bestehen bleiben. Die methodischen Freiübungen, denen auf dem vorletzten Kongreß deutscher Naturforscher und Ärzte durchaus kein ungeteiltes Lob seitens einer Anzahl bedeutender Kinderärzte zu teil wurde, möchte ich zwar nicht ganz aus dem Unterrichtsprogramm

Digitized by Google

streichen, wohl aber einschränken zu gunsten der Spiele. Diese Bewegungsspiele, die ihrer Natur nach ins Freie gehören, müssen aber in der Schule gelehrt werden, damit sie allen Mädchen gleichmäßig gut bekannt sind. Auf das Lehren der dem Alter entsprechenden Spiele möchte ich das Hauptgewicht legen, darin die Hauptaufgabe des Turnunterrichts suchen. Wer gesehen hat, wie die Mädchen mit ganzer Seele bei diesen Spielen sind, der wird nicht zweifeln, daß sie auch freiwillig gern von ihnen getrieben würden. In den meisten Städten, besonders denen der Rheinprovinz, sind bis jetzt alljährlich auf Kosten der Städte Lehrer und Lehrerinnen in Bewegungsspielen ausgebildet worden, und es wird hoffentlich diese Gepflogenheit trotz der Mehrbelastung des Stadthaushaltes immer mehr Verbreitung finden. Denn nur wer die Kindesseele kennt und dabei alle in Frage kommenden Spiele beherrscht, kann die für die Kräfte des jeweiligen Alters angemessenen und gleichzeitig das Interesse und das Gefallen des Kindes erhaltenden Spiele aussuchen und einüben. Wie die größeren Städte, zum Teil mit sehr großen Opfern, öffentliche Gärten, Parks, ja Stadtwälder schaffen und geschaffen haben, so sollten sie auch für ausreichend viele und große Mädchenspielplätze sorgen.

Es ist dies eine Forderung, die in ganz großen Städten auf sehr bedeutende Schwierigkeiten stoßen kann, aber sie läßt sich bei gutem Willen erfüllen. Und da, wo die Stadt derartige Plätze nicht schaffen kann oder will, müßte es eben die Privatthätigkeit, um nicht zu sagen Privatspekulation, thun. Wie es Privatmädchenschulen giebt, könnte es auch Privatspielplätze für Mädchen geben. Der durch diese Einrichtung nötig werdende größere Aufwand seitens der Familie dürfte durch Minderausgaben für Apotheker, Badereisen, Arzt ꝛc. bald gedeckt sein. Derartige Plätze müssen verteilt, für jede Stadtgegend leicht erreichbar liegen. Rasenflächen sind allem anderen vorzuziehen. Sie sind den ganzen Nachmittag für die Mädchenschulen zu reservieren und müssen mit den nötigen Apparaten wie Ball-, Reifen-, Tennis-, Croquet-Spielen ꝛc. versehen sein. Da die Schulen meist um 1 Uhr geschlossen werden, so steht die Zeit von 2—7, resp. 8 zur Verfügung, und da für eine Klasse eine Stunde genügt, so könnten 5—6 Klassen an einem Nachmittage der Wohlthat der körperlichen Bewegung in der freien Luft teilhaftig werden. Denn nicht um einen Aufenthalt in freier Luft handelt es sich hier in erster Linie, sondern darum, daß, den Kräften angemessen, angestrengtere Muskelarbeit geleistet werden soll, und dazu genügt täglich eine Stunde. Es soll während dieser Zeit unter sachkundiger, autoritativer Leitung, aber freiwillig, derart gespielt werden, daß möglichst alle Muskelgruppen in ergiebigen Anspruch genommen werden. Und derartige Spiele giebt es für jedes Alter. Nach Verlauf einer Stunde hört das Spiel auf, dann tritt eine andere Altersklasse auf den Plan. Absolut wünschenswert aber ist es, daß jedem Mädchen jeden Tag, sowie die Witterung es zuläßt, Gelegenheit gegeben werde, auf dem Spielplatz zur bestimmten Stunde die dem Körper notwendige Muskelarbeit in anregender Weise zu leisten.

Daß das Interesse der Mädchen an den Spielen geweckt und erhalten wird, so daß die Plätze auch wirklich benutzt werden, das ist Sache der Schule, und vor allem der Eltern, die ihren Mädchen eine vernünftige, Körper und Geist berücksichtigende Erziehung angedeihen lassen sollen. Die Aufsicht muß autoritativ und sachkundig sein, denn sonst würden bald die Spielregeln überschritten werden, Zank und Streit würde entstehen, und öde und leer würden die Plätze sein. Es würden sich wohl am besten geprüfte Lehrerinnen dazu eignen, die eine der Eigenart ihrer Beschäftigung entsprechende Vorbildung genossen haben. Bei Frost ließe sich auf diesen Plätzen mit geringen Unkosten eine Eisbahn herstellen. Für den Winter blieben uns also die Turnstunden, eventuell die Gelegenheit zu billigem, wenn nicht unentgeltlichem Schlittschuhlaufen, und für den, der es sich leisten kann, das Radfahren. Die deutsche Frauenwelt verhält sich vorläufig ja noch etwas ablehnend dagegen, aber wie das Schlittschuhlaufen wenigstens im Westen und Süden Deutschlands vor noch garnicht langer Zeit für unpassend galt und jetzt überall eifrig betrieben wird, so wird sicher auch das Radfahren in kurzer Zeit vor den Augen der deutschen Frauen Gnade finden. Ein schädlicher

Digitized by Google

Einfluß desselben auf den weiblichen Organismus in seiner Eigenart ist keinenfalls zu befürchten. Gewisse Einschränkungen sind zwar durchaus nötig, und übertrieben darf diese körperliche Übung ebensowenig werden wie andere, ohne daß der erwartete Nutzen sich in das Gegenteil verwandelt. In manchen Großstädten steht der Plan, eine gedeckte Fahrbahn für diejenigen zu errichten, die auch im Winter sich diesem Sporte aus Gesundheitsrücksichten widmen wollen, dicht vor seiner Vollendung. Da werden jedenfalls gewisse Stunden dem Fahren der Damen reserviert bleiben, und während dieser Zeit würden auch die älteren Mädchen dort sich üben und bewegen können. Da wegen des harten Fahrgrundes eine irgendwie bedeutendere Staubentwicklung nicht entstehen kann, so wüßte ich nichts, was vom hygienischen Standpunkte aus diesem Notbehelf für die schlechtere Jahreszeit vorgeworfen werden könnte.

Als Ersatz und Ergänzung haben wir fürs Haus dann noch passende Freiübungen. So weiß ich von einer englischen Familie, deren Frauen berühmt sind, daß dort die Töchter in der schlechten Jahreszeit täglich bestimmte Zeit ein Buch auf dem Kopfe balancierend auf den Zehenspitzen durchs Zimmer gehen müssen, daß sie abends eine halbe Stunde Reifen springen müssen, die Arme bald auf der Brust, bald über den Kopf, bald auf dem Rücken verschränkt. Dadurch werden sowohl die nötige Übung der Muskeln als auch dauernde gerade Haltung und graziöse Bewegungen in allen Lagen des Körpers erzielt. Denn nur wer alle Muskelgruppen gleich gut beherrscht, kann wirklich graziös sein. Und wie viele deutsche junge Mädchen bleiben beim Laufen oder Springen graziös? Sie sind meist nur auf Promenieren und höchstens noch aufs Tanzen eingeübt.

Eine sehr große Schwierigkeit, die den zu erwartenden Nutzen wieder in Frage stellen kann, muß ich jetzt noch erwähnen. Und dies ist die Bekleidungsfrage der Mädchen; an die der Erwachsenen wage ich mich schon gar nicht heran. Es ist darüber schon soviel gesagt und geschrieben worden, aber immer ohne Erfolg, daß es fast gewagt erscheint, noch einmal davon anzufangen. Aber ich glaube, daß es jetzt gerade an der Zeit ist, bei den deutschen Müttern wieder einmal anzuklopfen, wo in England und Amerika die Frauen für sich und ihre Kinder auch in diesem Punkt energisch vorgegangen sind und schon viel erreicht haben. Unsere Kleidung soll dazu dienen, die Körperoberfläche vor den direkten Einflüssen der Witterung zu beschützen, hauptsächlich aber eine zu große Wärmeabgabe des Körpers an die ihn umgebende kältere Luft zu verhüten. Dies geschieht dadurch, daß zwischen der warmen Haut und der kälteren Luft durch die verschiedenen Schichten der Kleidung ein allmählicher Übergang von wärmerer zu kälterer Luft gebildet wird. Dabei darf aber die Kleidung so wenig wie möglich dem Körper hinderlich sein, ihn jedenfalls nirgends irgendwie einengen. Wenn diese Forderungen erfüllt sind, so ist gewiß nichts dagegen einzuwenden, daß dem Auge wohlgefällige Farben und Formen gewählt werden.

Die heutige Kleidung der Mädchen entspricht aber diesen Anforderungen gar wenig. Die vielen Röcke hindern eine ausgiebige Bewegung der unteren Extremitäten, bei jedem Heben des Beines dringt aber kältere Luft in die Zwischenräume der Röcke ein und muß auf Kosten des Körpers wieder erwärmt werden, wenn nicht durch direkte Einwirkung auf die warme Haut der Grund zu einer sogenannten Erkältung gelegt wird. Die meist um die Taille befestigten Röcke im Verein mit den Leibchen oder Korsetts, die schon ganz kleine Kinder tragen müssen, hindern eine Ausdehnung der Lungen, da sie den Brustkorb zusammenpressen. Wo aber Muskelarbeit geleistet wird, tritt sofort eine Vertiefung der Atemzüge ein und bedingt eine Erweiterung des Brustkorbes. Wozu diese Leibchen oder Kinderkorsetts gut sein sollen, sehe ich nicht ein. Halt zu geben brauchen sie dem kindlichen Körper nicht, dazu sind genug Muskelgruppen vorhanden; als Wärme haltendes Mittel sind sie ganz unzulänglich, und um schon früh „eine schöne Figur" zu bilden, sind sie überflüssig, denn der Körper der Frau, die nie im Leben ein Korsett getragen, hat gerade so gut Taille wie der Körper derjenigen, die schon in früher Jugend in das Marterinstrument, Korsett genannt, eingezwängt worden ist. Der weibliche Brustkorb verengt sich eben nach unten zu, ist also auf Taille angelegt.

Digitized by Google

Eine passende und angemessene Kleidung, die den oben angegebenen Zwecken dienen soll, läßt sich für die Mädchen leicht konstruieren und ist, wenn auch nicht ganz so, doch ähnlich schon vielfach eingeführt. Sie besteht aus einem Gewande, das aus Leibchen und geschlossenem Beinkleid gebildet wird, vorn geknöpft wird und sonst so eingerichtet ist, wie die ja jeder Mutter bekannten geschlossenen Kinderhöschen. Davon würden nun mehrere übereinander getragen werden müssen, z. B. ein wollenes, daß mit nahe an das Handgelenk gehenden Ärmeln versehen ist, den Oberkörper bis zum Halse umschließt und unten bis zum Knie reicht. Darüber würde ein etwas weiteres, vielleicht aus Leinen gefertigtes zu tragen sein, nur daß daran keine Ärmel zu sein brauchten. Die Strümpfe sollen an dies obere Kleidungsstück, über das sie ein wenig hinübergreifen, durch zwei kurze, an den Seiten sich gegenüber befindliche Gummibänder befestigt werden. Ein Kleid, Taille und Rock wieder zusammenhängend, vervollständigt den durchaus praktischen und decenten Anzug. Eine Einengung des Körpers kann bei genügend weiten Unterkleidern überhaupt nicht stattfinden, für die Wärmehaltung ist ausreichend gesorgt, das Gewicht sämtlicher Kleider wird von den Schultern getragen, die Strümpfe können nicht rutschen, diese Art der Strumpfbänder weder den Blutkreislauf des Beines hindern, noch auch, wie die an einer Seite an einem Taillenband befestigten, eine Verbiegung der Beine hervorrufen, und der darüber gezogene, bis an die Knie oder darunter gehende Rock verhindert jedes zu starke Hervortreten der Formen, während der Widerstand desselben bei ausgiebigeren Bewegungen ein sehr geringer ist. Ob nun jemand lieber Wolle oder Baumwolle, Leinen oder Seide, oder sonstige Stoffe zu diesen Unterkleidern nehmen will, daran liegt nicht viel. Alle diese Stoffe haben ihre Vorteile, alle ihre Nachteile. Zum Spielen oder Turnen müßte diese Kleidung getragen werden; ob stets, darüber wollen wir ruhig die Kinder selbst entscheiden lassen, und ich bin nicht im Zweifel, was sie wählen werden.

Zum Schluß möchte ich auf das hinweisen, was wir durch eine derartige Änderung in der körperlichen Erziehung für unsere Mädchen erreichen können. Sie werden nicht mehr von den sogenannten Schulkrankheiten, Kopfschmerz, Schwindel und Erbrechen gegen Schluß des Unterrichts gequält werden, sie werden ihre häuslichen Arbeiten, weil körperlich frischer, leichter erledigen können, sie werden bei dem kritischen Übergang ins jungfräuliche Alter sich ihre jugendliche Elastizität erhalten und die schönste und sorgloseste Zeit ihres Lebens voll genießen können. Und sehen wir einmal etwas weiter: ein frisches und körperlich kräftiges Weib kann seine Bestimmung, Mutter zu werden, ganz anders erfüllen als so ein schwaches, hinfälliges Ding. Geburtsstörungen, der Grund zu unzähligen Frauenkrankheiten, werden viel seltener sein, selbst wird die Frau dem Kind, das sie geboren, die erste Nahrung reichen können, und eine kräftige, gesunde Nachkommenschaft wird der beste Dank für sie sein und zugleich der beste Beweis, daß sie vernünftig gelebt hat.

Digitized by Google

Die Stellung der Frau beim Theater.

Ein Appell an die deutschen Frauenvereine.

Von

A. Hardenberg.

Nachdruck verboten. (Fortsetzung von Seite 178 und Schluß.)

Zu den im vorigen Artikel erwähnten regelmäßigen Ausgaben der Bühnenkünstlerin kommen nun noch empfindliche Geldstrafen, denn abermals nach § so und so viel heißt es: „Jedes Mitglied ist verpflichtet, sich die von der Bühnenleitung verhängten Ordnungsstrafen von seiner Gage abziehen zu lassen.“ Ein derartiger Passus muß selbstverständlich bestehen, denn es sind so verschiedene Elemente bei dem Theaterpersonal, daß in irgend einer Weise Disziplin geschaffen werden muß; aber es wird von diesem Paragraphen der ausgedehnteste und oft ungerechteste Gebrauch gemacht. Die Schuld trifft nicht immer den Direktor, sondern sehr häufig seine Beamten, die Regisseure und Kapellmeister, die sich beim Direktor als pflichteifrige Beamte zeigen wollen und jede Kleinigkeit denunzieren; die oft auch Widersprüche gegen ihre Unfähigkeit mit Strafzetteln wegen Widersetzlichkeit parieren. Eine Beschwerde beim Direktor gegen solche Ungerechtigkeit hat nicht viel Zweck. Er muß vor allem seinen Beamten glauben, und die Sänger sind von diesen künstlerisch vollständig abhängig, so daß es besser ist zu schweigen. Ein Kapellmeister kann dem sichersten Sänger einen vollständigen Mißerfolg bereiten, indem er keine oder falsche Einsätze angiebt oder andere Tempi nimmt als der Sänger gewohnt ist, so daß ihm die Stimme nicht mehr gehorcht. Der Regisseur wieder trifft plötzlich andere Regieverordnungen, so daß dem Künstler schauspielerische Nüancen verloren gehen oder daß er nicht besonders zur Geltung kommt, und all die unverschuldeten Irrtümer müssen noch mit Strafgeldern bezahlt werden.

Einen Beweis für solche Ungerechtigkeiten zu liefern ist sehr schwer; die Künstler können sie in der großen Aufregung, die eine dramatische Rolle verursacht, selbst nicht genau konstatieren; und die Kollegen treten in den seltensten Fällen als Zeugen gegen den Direktor und seine Beamten auf. Es wäre das im Interesse ihrer Existenz unklug, da sie kontraktlich keine Rechte haben und bei einer Beschwerde, deren Richtigkeit nicht zehnfach bestätigt werden kann, als „renitente Mitglieder“ gekennzeichnet werden. Ihr Signalement geht dann an alle Agenten, die sich scheuen, für solche Künstler Engagements zu vermitteln, wenn sie nicht sehr berühmt oder beim Publikum sehr beliebt sind. Aber auch die können auf obengegebene Weise müde genörgelt werden, so daß das Publikum plötzlich findet, „sein Liebling läßt in den Leistungen nach.“ Dann existiert noch das „Kaltstellen“, wie man beim Theater sagt, die Künstler werden nicht mehr in ihren guten Rollen herausgestellt und kommen langsam in Vergessenheit.

Alle diese Umstände machen es erklärlich, daß so wenig über die eigentlichen Theaterverhältnisse in weitere Kreise dringt. Die Mitglieder schweigen aus Furcht und sind froh, ihre Rollen und ihre Existenz zu haben. Diese Verhältnisse veranlassen auch alle die Theaterintriguen, denn die Beamten suchen oft ihre Machtstellung in nicht gerade feiner Weise den Damen gegenüber auszunutzen; sie erklären es auch, daß sittlich höchst zweifelhafte „Künstlerinnen“ wirkliche Künstlerinnen hinausdrängen, indem sie sich auf jede Weise — sie sind in der Wahl der Mittel nicht sehr skrupulös — die Gunst ihrer Vorgesetzten zu erringen suchen und so eine künstlerisch gefährliche Rivalin „hinausdrücken.“

Bei Streitigkeiten giebt es nun allerdings ein Schiedsgericht des deutschen Bühnenvereins. Dasselbe kann aber nur durch Vermittelung des Präsidiums angerufen werden, das seinen Sitz in Berlin hat, und das erst die Schiedsrichter, die an

Digitized by Google

anderen Bühnen verstreut sind, von dem Fall benachrichtigt; eine schnell zu erledigende Angelegenheit ist dort garnicht zum Austrag zu bringen.

Übrigens sollen die abgezogenen Strafgelder an die Bühnengenossenschaft für humanitäre Stiftungen abgeliefert werden. Das Organ dieser Gesellschaft, die Bühnengenossenschaftszeitung, bringt dann die Quittungen. Manche Direktoren geben auch am Schluß der Saison einen Teil der eingezogenen Strafgelder zurück; aber wie weh thut es in dem betreffenden Augenblick einer Künstlerin mit kleiner Gage, auch noch auf ungerechte Weise Geld zu verlieren.

Auf die Frage, was nun eine Opernsängerin für diese Gage leisten muß, kann man ruhig antworten: Nach Stunden ist die Arbeit nicht zu berechnen, denn eigentlich wird den ganzen Tag und einen großen Teil der Nacht gearbeitet. Morgens beginnen um neun Uhr die Proben, die bis ein oder zwei Uhr dauern; falls abends nicht eine große Vorstellung ist, sind nachmittags wieder Proben. Es müssen ununterbrochen neue Sachen gelernt werden, da z. B. das Repertoire eines Stadttheaters seines kleinen ständigen Publikums wegen große Abwechslung zu bieten hat. So muß natürlich die Nacht zum Lernen in Anspruch genommen werden. Dann ist immer an den Kostümen etwas zu ändern und zu nähen; bei der kleinen Gage kann nicht jemand zum Ordnen der Sachen gehalten werden. Wenn dann die Künstlerin mittags todmüde von der Probe nach Hause kommt, heißt es wieder den Theaterkorb ein- und auspacken. Diese Proben sind oft anstrengender als die Vorstellung; da müssen die verschiedenen Scenen und Auftritte viele Male probiert werden, bis alles ineinander greift, so daß der Vertreter einer Hauptrolle nicht einen Moment Ruhe hat. So ist fortwährende Anspannung der Kräfte nötig, die eigentlich eine gute körperliche Pflege und zeitweises Ausruhen bedingt.

Darum muß neben einer guten künstlerischen Ausbildung noch ein weiteres Kapital angelegt werden, damit die Bühnenkünstlerin sorglos und nur ihrer Kunst leben kann. Das kann sich dann allerdings in drei bis vier Jahren sehr hoch verzinsen, aber die wenigsten sind in der glücklichen Lage, auf so lange Zeit unterstützt zu werden. Die, welche eine Heimat im Hintergrunde haben, in die sie zu jeder Zeit zurückkehren können, halten den ewigen Kampf nicht aus. Die wirklich hohe Begeisterung für ihre Kunst, die über alles hinweg trägt, hat doch nur ein kleiner Teil der Künstlerinnen; sie sind in der Regel nicht mit Glücksgütern gesegnet; sie haben aber durch das Einleben in ihre Rollen und die Erfolge die glücklichsten Stunden, die sie jahrelange Entbehrungen vergessen lassen. Würden solche Künstlerinnen wirklich die ersten drei bis vier Jahre unterstützt oder besser bezahlt, so brauchte man nicht mehr über den Verfall der Kunst zu klagen, denn manches gut ausgebildete Talent geht nur durch die täglichen Sorgen unter. Es ist fast unmöglich unter den angegebenen Verhältnissen ohne Schulden auszukommen. Schließlich wachsen ihr diese über den Kopf, die Gläubiger drängen, auf die Gage wird Beschlag gelegt, so daß ihr nur die gerichtlich bewilligten 125 Mark bleiben; damit soll sie nun, um nicht das Engagement zu verlieren, Schritt mit Künstlerinnen halten, die hochelegante Toiletten haben. Manche vielversprechende Sängerin hat vor der Zeit durch Überanstrengung bei schlechter Ernährung und steter Sorge ihre Stimme verloren, und ist dann schließlich froh, als Souffleuse ein elendes Leben fristen zu können. Wie manche Sängerin muß im Sommer in Bierlokalen bei umherziehenden Gesellschaften singen, nur um existieren zu können; natürlich geht auch dadurch die Stimme verloren. Wie mancher endlich blieb als letzter Ausweg nur die Schande.

Man halte diese Schilderungen nicht für zu kraß; diese Zustände sind das folgerichtige Ergebnis der Fassung der heutigen Theaterkontrakte. In Krankheitsfällen hat das Mitglied ärztlichen Beistand, aber sonst nicht die geringste Unterstützung seitens der Direktion, sondern an jedem dritten Tage wird ein Spielgeld abgezogen. Der betreffende Paragraph lautet:

„I. Bei Dienstunfähigkeit des Mitgliedes durch Erkrankung, welche nicht länger als 14 Tage ununterbrochen andauert, hat dasselbe Anspruch auf unverkürzte Auszahlung seiner Gage, aber nicht auf den verhältnismäßigen Teil des garantierten Spielgeldes.

Digitized by Google

II. Bei Dienstunfähigkeit des Mitgliedes, welche durch Krankheit von längerer ununterbrochener Dauer als 14 Tage hervorgerufen wird, steht der Bühnenleitung das Recht zu, vom Beginn der dritten Woche ab für die weitere Dauer der Krankheit die Gage auf die Hälfte herabzusetzen. Nach Ablauf der dritten Woche der Krankheit hat die Bühnenleitung das Recht, den Vertrag zu kündigen und acht Tage darauf zu lösen."

Das Publikum glaubt immer, daß die Opernsängerinnen Nebenverdienste durch Konzerte und Gastspiele haben; aber in den ersten Jahren ist nicht daran zu denken. Unbekannte Anfängerinnen werden nicht für gut bezahlte Konzerte und Gastspiele engagiert, dazu nimmt man nur „bekannte Größen". Außerdem ist aber bei den Stadttheatern an keinen Urlaub zu denken, da immer nur eine Vertreterin eines Faches da ist, die bei dem stets wechselnden Repertoire natürlich nicht entbehrt werden kann. Höchstens wird ein solcher Urlaub zu einem Gastspiel auf Engagement an anderen Theatern gegeben. Im Durchschnitt wird ein solches Gastspiel mit 75 Mark pro Abend honoriert. Ein derartiges Gastspiel bringt möglicherweise ein Engagement für das nächste Jahr, aber keinen pekuniären Vorteil, sondern nur Ausgaben; denn abermals heißt es im Kontrakt: „Sollte auf Ersuchen des Mitgliedes demselben ein nicht vertragsmäßiger Urlaub bewilligt werden, so verzichtet dasselbe für die Dauer auf Gage und Spielgeld." (Vertragsmäßigen Urlaub haben nur die ersten Künstlerinnen an großen Stadt- und Hoftheatern zu Konzerten und Gastspielen.)

Hat also ein Mitglied mit der angenommenen Durchschnittsgage von 150 Mark fünf Tage Urlaub, so werden ihm für den Tag 5 Mark und die ganze Zeit 25 Mark seitens der Direktion abgezogen, bei höherer Gage natürlich mehr. Ferner bekommt der Agent 10 Prozent für den Gastspielabend, für 2 Abende à 75 Mark: 15 Mark, so daß von den 150 Mark von vornherein 40 Mark offizielle Unkosten abzuziehen sind. Mehr als zwei Gastspiele können in fünf Tagen der Reise und der Proben wegen nicht absolviert werden. Berechnet man nun die Reisekosten, den teuren Aufenthalt im Hotel, die üblichen Trinkgelder an Souffleur ꝛc., die Anschaffungen für die Reise, auch für neue Kostüme, so ist das Resultat wieder: „Unkosten!"

Ebenso schaut bei einem Benefiz nicht viel heraus. Denn in der Regel bekommt schon die Benefiziantin einen nicht besonders guten Theaterabend, bei dem für gewöhnlich knapp die Tageskosten heraus kommen. Ist die Benefiziantin sehr beliebt, so kommt ja mehr Publikum als gewöhnlich; aber von der Einnahme werden zunächst die Tageskosten abgezogen, die manchmal gleich in einer Pauschalsumme kontraktlich ausgemacht sind, und die Hälfte der Nettoeinnahmen, so daß oft nur eine kleine Summe für die Benefiziantin bleibt. Bei einem geschenkten, also nicht kontraktlichen Benefiz bekommt die Benefiziantin nur ein Drittel der Nettoeinnahme.

An eine reelle Altersversorgung für die Frauen am Theater ist auch nicht gedacht worden. Lebenslängliche Kontrakte mit Pensionsberechtigung giebt es nicht mehr; es sind nur noch vereinzelte Theater, die nach einer Reihe von Dienstjahren an ihrem Institut eine Pension zahlen, sonst wird die Pension nach einer langen Reihe von Dienstjahren nur aus Gnade des Fürstenhauses, dem das Theater gehört, bewilligt. Die Bühnengenossenschaft hat allerdings das löbliche Streben, in jeder Weise zu helfen und zu lindern, und es ist bewundernswert, was die Gesellschaft schon an humanitären Einrichtungen geschaffen hat und wie selbstlos einzelne Männer dafür arbeiten. Es scheint aber schwer gegen jahrelange verbriefte Rechte anzukämpfen, denn sonst hätte die Gesellschaft schon durchgesetzt, daß die Direktoren außer der polizeilichen Konzession und der Kaution, die sie als Sicherung für die Gage der Künstler stellen müssen und einem gewissen Fonds von Dekorationen und historischen Kostümen für die Männer, solche auch für die Frauen haben müßten.

Die Bühnengenossenschaft hat eine Pensions- und Invaliditätskasse, die natürlich für die weiblichen Mitglieder wieder nicht besonders nutzbringend ist, obgleich doch Künstlerinnen in gleicher Anzahl wie Künstler vorhanden sind und das Gleiche leisten müssen. Der erste Paragraph für die Pensionsberechtigung lautet gleich: „Die Altersgrenze beträgt zur Aufnahme bei männlichen Mitgliedern das 25. Lebensjahr, bei weiblichen das 20. Lebensjahr." Im Durchschnitt sind aber Sängerinnen, wenn sie anfangen praktisch thätig zu sein, 23—24 Jahre, wenn nicht noch älter, und aus Gesundheits-

Digitized by Google

rücksichten ist es z. B. für dramatische Sängerinnen besser, später anzufangen. Das Studium einer Sängerin beginnt normal frühestens mit dem 18. Jahre, im Durchschnitt mit dem 20. Jahre und währt 4—6 Jahre. Für diese Zeit müssen schon die Beiträge gezahlt werden. Für die meisten ist das unmöglich. Auch gleich im Anfang der Praxis kann die Opernsängerin wegen des geringen Verdienstes selten eintreten; ermöglicht sie es wirklich, so geht ihr die Pension bei einer eventuellen Heirat verloren. Die Männer, die keine Auslagen für Kostüme haben, sind eher in der Lage, in die Pensionskasse einzuzahlen; in der Regel fangen sie auch mit 25 Jahren an, praktisch thätig zu sein. Die volle Pensionsberechtigung ist überdies für die Opernsängerin auch schwer zu erreichen; sie tritt erst bei dem aktiven 60jährigen Mitgliede ein. Eine Sängerin muß aber in der Regel mit dem 45. bis 50. Jahre aufhören zu singen. Sängerinnen, die länger öffentlich wirken, sind Ausnahmen.

Nach all diesen Angaben, deren Richtigkeit man an den gedruckten Formularen der Theaterkontrakte nachprüfen kann, wird man wohl einsehen, daß etwas zur Hebung der Lage der Frau beim Theater geschehen muß. Die Schuld für die bestehenden Zustände liegt nicht nur bei den Direktionen. Vor allem hat die Überproduktion hier wie überall den Arbeitspreis herabgesetzt; es kommt hier aber noch dazu, daß „Damen", die einen Deckmantel für ihr unmoralisches Thun und Treiben brauchen, und denen meistens Geld und Protektion zur Seite stehen, zu einer bedauerlichen Machtstellung am Theater gelangt sind. Es müssen daher derartige Kontrakte zum Schutze der Direktoren entstehen, natürlich zum Schaden der Kunst. Es giebt Direktoren, die, wenn sie wirklich von der Not wissen, in liebenswürdiger Weise helfen und manches junge Talent unterstützen. Darum ist hier nicht auf die sogenannte Gewissenlosigkeit der Bühnenleiter geschimpft, es sind einfach die Verhältnisse, wie sie wirklich sind, klar gelegt, um das Interesse der Frauen auch für diese ihre Schwestern anzuregen. Den Künstlerinnen, die es wirklich ernst mit ihrer Kunst meinen, die nur der Kunst leben wollen und durch das Talent dazu prädestiniert sind, denen sollte Erleichterung geschaffen werden, damit sie nicht zu Grunde gehen, bevor sie etwas erreicht haben. Das Theater kann die Kulturaufgabe, die es unzweifelhaft hat, nicht erfüllen, wenn die wahre Kunst hungern muß und die Scheinkünstlerinnen das Publikum durch Toiletten und Brillanten und gekaufte Zeitungsartikel blenden.

Darum sollten die Frauenvereine helfend eingreifen und ebenso wie für die Lehrerinnen Pensions- und Krankenkassen für die Bühnenkünstlerinnen gründen. Denn aus eigener Initiative werden die weithin verstreuten Bühnenkünstlerinnen schwerlich zu einer Organisation kommen; daher wäre zunächst der Anschluß an die Frauenvereine zu erstreben. Die Begründung eigener Heime in den Städten, in denen sie gastieren, wäre auch vorläufig ausgeschlossen; man sollte ihnen aber den Aufenthalt in Frauen- und Lehrerinnenheimen ermöglichen; sie hätten dadurch einen gewissen Schutz, und es würden ja schließlich auch nur solche Künstlerinnen dort um Aufnahme ersuchen, die als anständige Frauen leben wollen.

Ferner sollte man ein Erholungshaus zum Sommeraufenthalt für aktive Bühnenkünstlerinnen gründen, vielleicht an der See, da das für angestrengte Stimmbänder am besten ist, so daß zwischen dem 15. Mai und 1. Oktober erholungsbedürftige, unbemittelte Künstlerinnen gegen ein Entgelt von ca. 75 Mark einen vierwöchentlichen Aufenthalt dort haben und sich in gesunder Luft und bei kräftiger Kost und ohne Sorgen für den kommenden Tag für die nächste Saison erholen könnten. Zur Beschaffung der Mittel würden die Theaterdirektoren sich gern zur Veranstaltung von Aufführungen bereit finden, falls nur die richtigen Leute die Sache in die Hand nehmen. Auch die Einrichtung eines Ateliers für Theaterkostüme unter Leitung einer Kostümmalerin, der eine erfahrene Opernsängerin oder Schauspielerin zur Seite ständen, wäre sehr wünschenswert. Es könnte durch eine solche Einrichtung, die natürlich nur Deckung der Selbstkosten anstreben dürfte, vielen Erleichterung geschaffen und der Anfängerin die Anschaffung der nötigen Kostüme ermöglicht, auch für solche Künstlerinnen, die einen mehrjährigen, unreduzierbaren Kontrakt haben, Kostüme auf Ratenzahlungen geliefert werden. Vielleicht ließe sich auch eine Vorschußkasse gründen für solche, die

Digitized by Google

plötzlich zu Konzerten und Gastspielen berufen werden, die nicht das Reisegeld haben und sich womöglich noch Kostüme dazu schaffen müssen. Die Honorare werden postnumerando bezahlt, ebenso wie die Gagen, so daß die Mitglieder, wenn sie nach einem verdienstlosen Sommer in das Engagement kommen, gleich Vorschuß erheben oder Schulden machen müssen.

Diese kurzen Angaben sollen nur Anregungen sein. Außer dem materiellen erwächst durch den Anschluß an edle, gebildete, für das Gemeinwohl arbeitende Frauen, die nicht immer mit Kabalen und Intriguen zu kämpfen haben, den Bühnenkünstlerinnen ein idealer Gewinn. Den so vielfach moralisch Gefährdeten würde überdies ein Halt geboten; ihr Weg geht oft hart am Abgrunde vorbei und die Unduldsamkeit ihrer Mitschwestern führt sie ihm um so sicherer zu. Würden die Frauen anderer Stände, die den Hunger nicht kennen und sich jetzt noch in engherzigem Vorurteil von der Bühnenkünstlerin abschließen, ihr die Hand reichen, so würde manche Existenz, die jetzt scheitert, gerettet werden. Darum sei den Frauenvereinen die Sache der Schwestern am Theater nochmals ans Herz gelegt.

Käthe Freiligrath-Kroeker.

Von

Bertha Treumann-Koner.

Nachdruck verboten.

Mitteilsam, lebhaft und warmherzig, eine ideale Kraftnatur, so steht sie vor mir — Ferdinand Freiligraths älteste Tochter, der eines seiner schönsten Gedichte geweiht ist.

Wie sie (am 11. September 1845 zu Rapperswyl) in der Schweiz geboren, schon „in der Wiege" mit den Eltern nach England, dann wieder zum Rhein gezogen und (1852), zum anderenmal nach London übergesiedelt, dort, des geliebten Gatten wegen zurückblieb, als die Eltern, dem Rufe Deutschlands folgend, England verließen — das alles ist uns schon aus jenem Abschiedsliede „An Käthe zu ihrer Vermählung mit Eduard" bekannt. Wohl selten ist ein Hochzeitswunsch so buchstäblich in Erfüllung gegangen, wie der in dem erwähnten Gedicht, worin die Aussicht auf der Tochter Glück die Stimmung der Wehmut in freudige Rührung verklärt:

„Schmück' ihm sein Haus mit Blüten!
Wir geben dich ihm gern —
Nur soll er dich hegen und hüten
Wie seines Auges Stern!"

Das Bild der jugendlichen Tochter hat Ferdinand Freiligrath damals in unvergänglichen Farben vor unser geistiges Auge gestellt. In dem Porträt, das diesem Aufsatz beigefügt ist, blickt nun freilich das „liebe braune Aug'" etwas ernster, als zur Zeit, da der Dichter von ihr sagt:

„Du lachendes Gemüte,
Hold jedem luft'gen Streich, —
Und doch so reich an Güte,
So treu, so warm, so weich!"

Obwohl schon in so früher Kindheit nach England verpflanzt, ist sie im Innersten ihres Herzens dem Vaterlande treu geblieben, und dies offenbart sich auch in ihrem litterarischen Schaffen, denn Käthe Freiligrath-Kroeker entfaltet ihr von beiden Eltern ererbtes Talent vornehmlich auf dem Gebiet poetischer Vermittlung zwischen der deutschen und der englischen Nation, und ihrer Liebe zu Deutschlands Dichtern

Digitized by Google

entspringen ihre schönsten Erfolge und Freuden. Von dieser Liebe inspiriert sang sie unlängst:

„Oh, Poets! you my well-loved Poets,
Who have gazed on me with your eyes immortal
From childhood upwards, first from my father's,
And now from my own study walls!
You know how I love you."

Diese ihrem Widmungspoëm zu „A Century of German Lyrics" entnommenen Verse könnten zugleich als Motto für die Summe ihres auf poetische Übersetzung gerichteten Strebens dienen. Wie die „Dedikation" ist auch das Buch selbst besonders charakteristisch für die litterarische Laufbahn der begabten Frau.

Die deutschen Lyriker, denen sie aus freiem Antrieb innerhalb eines Zeitraumes von fünfundzwanzig Jahren ihre Kunst geweiht hat, auch nur zu nennen, fehlt mir der Raum. Ich will nur auf „The Dreadnought Hospital" hinweisen, Freiligraths „Hospitalschiff", dieses tief ergreifende Gemälde, worin die farbenreiche Phantasie des Dichters, in gedämpfte Glut getaucht, ihren Zauber über das melancholische Sujet breitet. Frau Kroeker selbst erwähnt in ihrer Vorrede, daß dieses schöne und höchst charakteristische Gedicht ihres Vaters nicht wie die übrigen aus den bei Tauchnitz veröffentlichten „Freiligrath-Poëms" dem vorliegenden Bande „German Lyrics" einverleibt worden, sondern hier zuerst in der englischen Wiedergabe erschienen ist. Die Übertragung ist vielleicht die glänzendste in der übrigens fast durchweg gleichwertigen Sammlung. Dieselbe repräsentiert im ganzen siebenundzwanzig Dichter in chronologischer Folge von Goethe, dem die ersten zehn Seiten gehören, bis zu Heinrich Vierordt. Überall — wo man das Buch aufschlagen möge, findet man Formvollendung und Ursprünglichkeit im Verein mit Treue der Wiedergabe — Vorzüge, die bei einer so reichhaltigen Sammlung von Übersetzungen aus einer Feder höchste Anerkennung verdienen. Da ist nichts genommen, nichts hinzugethan, keine Strophe erkünstelt, und keine erinnert an die Schwierigkeiten der gebundenen Sprache. Auch die plattdeutsche Muse ist durch mehrere Erzeugnisse des niederdeutschen Dichters Klaus Groth vertreten, und den ergreifenden schlichten Ton dieser Poesien — ihr eigenartig tiefes Pathos — wiederzugeben, ist der Interpretin vortrefflich gelungen.

Als Käthe Freiligrath an ihres Vaters Hand die deutsche Litteratur kennen lernte, regte sich schon in ihrem jungen Herzen der Wunsch, ihre Lieblingsdichter in das Englische zu übertragen. Auch fing sie damals bereits an, sich alle Übersetzungen von Gedichten ihres Vaters, so viel sie deren in England finden konnte, für eine Gesamtausgabe zu verschaffen. Doch erst in dem Sommer vor ihrer Heirat (1867) begannen ihre eigentlichen Vorarbeiten für die im Jahre 1869 vollendete bei Tauchnitz erschienene Ausgabe der „Poems; from the German of Ferdinand Freiligrath. Edited by his Daugther." Und „Freiligraths Tochter" ist durch die von ihr selbst herrührenden Beiträge zu dieser Sammlung mustergiltiger Leistungen seiner besten Interpreten mit einem Schlage als Übersetzerin berühmt geworden. Im Jahre 1871 ist das Buch in zweiter, durch die Kriegsgedichte vermehrter Auflage erschienen. Es würde zu weit führen, den Wert des ganzen Buches würdigen zu wollen oder auch nur auf Frau Freiligrath-Kroekers eigene Übersetzungen — nunmehr einundzwanzig an der Zahl — besonders aufmerksam zu machen. Sie sind durchweg, als Ergebnis der innigsten Gleichstimmung mit dem Dichter, von dem ganzen Schwung und Feuer der Originaldichtungen erfüllt. Beispielsweise erwähne ich nur „Die Trompete von Gravelotte" und „Mit Unkraut", in der Übersetzung „Wild Flowers" genannt. Wie hier die Empfindungen des liebenden Jünglings, dort die des tapferen, von Schmerz um die Gefallenen bewegten Kriegskameraden voll und ganz ausklingen, damit ist das Beste erreicht, was die Kunst des Nachdichtens vermag.

Nur einige Strophen von jedem der zwei Gedichte mögen hier in Erinnerung gebracht werden, als Proben des prachtvollen Rhythmus, der den Versen in dem fremden Idiom bewahrt geblieben ist. Und wie verschieden die mit gleicher Kraft erzielte Wirkung in beiden Übertragungen!

Digitized by Google

The trumpet of Gravelotte.

With breast shot through, with brow gaping wide,
They lay stark and cold in the valley,
Snatched away in their youth, in their manhood's pride —
Now, Trumpeter, sound to the rally!

And he took the trumpet, whose angry thrill
Urged us on to the glorious battle,
And he blew a blast — but all silent and still
Was the trump, save a dull hoarse rattle;

Save a voiceless wail, save a cry of woe,
That burst forth in fitful throbbing —
A bullet had pierced its metal through,
For the Dead the wounded was sobbing!
— — — — — — — — — —

Und nun die beiden letzten Strophen von „Wild Flowers“:

't is a humble knot of flowers, I wot,
As might grace a peasant's dwelling;
Some cornflowers blue, and clover too,
Such as grow each field and dell in;
Sweet eglantine, and a spray of vine
With its tendrils green to bind them, —
Stuff of little worth — like him who went forth
To meadow and wood to find them!

Flashes fire from his eye, his cheeks flush high,
His hands he clenches trembling,
His heart doth throb, seething hot his blood,
His brow a black cloud resembling;
His flowers see! — Wretched weeds and he
Despised and forsaken are lying;
His breast doth heave, — wilt thou pass and leave
Him and them by the wayside dying?

Ihr nächstes Werk zeigt Käthe Freiligrath-Kroeker auf einem anderen Felde, dem der dramatischen Märchen-Bearbeitung. „Alice, and other Fairy Plays“, ist der Titel von acht Stücken, zur Aufführung durch Kinder in Privatkreisen bestimmt.

Schon als ganz junges Mädchen hat sie sich mit Versuchen dieser Art beschäftigt, da Theateraufführungen zu den beliebtesten Vergnügungen ihrer Jugendgenossen gehörten. „Unsere deutschen Märchen und Rübezahl mußten hierzu herhalten,“ erzählt sie selbst; „später wurde ich kühner und erfand selber Situationen, wie ich sie mir interessant dachte. Dies waren natürlich alles Jugendarbeiten von keinem Wert, außer daß sie eine gewisse Übung mit sich brachten, die später von Nutzen war, und daß wir uns sehr dabei amüsierten.“ Dieses Talent sehen wir nun (1879) zur Reife gediehen in zwei Bänden, von denen nur die Titelmärchen englischen Ursprungs sind. Dem übrigen Inhalt liegen sechs unserer schönsten deutschen Volksmärchen zu Grunde. Die von künstlerischer Gestaltungskraft zeugende freie Umwandlung aus der erzählenden Form in die dramatische mit dem stellenweise in klangvollen Versen gedichteten Dialog hat die wärmste Anerkennung gefunden. Die für diese englischen „Fairy Plays“ benutzten deutschen Märchen sind Schneewittchen, Schneeweiß und Rosenrot, Schwan kleb' an, Frau Holle, der weiße Wolf und König Drosselbart. „Hänsel und Gretel“ ist nicht darunter.

Unmittelbar nach Käthe Freiligrath-Kroekers englischen Märchenspielen entstand ihre Übersetzung der hübschen Reime zu Kate Greenaways vielbewundertem Bilderbuch „Under the window“ (Am Fenster). Welch' echt kindlicher Humor aus den liebenswürdigen Versen der deutschen Ausgabe hervorlacht, ist allbekannt, und so wende ich mich zu Frau Krockers nächstem, größerem Unternehmen, der Einführung Clemens Brentanos in die englische Lesewelt durch eine Auswahl seiner Märchen (1885). Der mit unvergleichlicher Grazie wiedergegebene deutsche Romantiker fand in England und in Amerika so lebhaften Beifall, daß binnen Jahresfrist der Ruf nach mehr

Digitized by Google

„Fairy tales from Brentano" laut ward. Dem an diesen originellen Märchen hervortretenden Reiz pikanten Spottes unbeschadet der naiven Kinderlust gerecht zu werden, ist nicht nur der Übersetzerin, sondern auch dem Illustrator, F. Carruthers Gould, vollkommen gelungen. Beide erklärten sich bereit, der an sie ergangenen Aufforderung gemäß, einen zweiten Cyklus folgen zu lassen.

Zwei der in diesem Bande enthaltenen Märchen, „Kommanditchen" und das berühmteste von allen, „Gockel, Hinkel und Gackeleia," haben Übersetzungsschwierigkeiten geboten, deren glückliche Lösung nur einem Talent gelingen konnte, das, wie das ihre, mit Beharrlichkeit gepaart ist. Dies bezeugen hauptsächlich die treu wiedergegebenen, bald neckisch tändelnden, bald seltsam pathetischen Verse, die Brentano in verschwenderischer Fülle in den Text einzustreuen liebte, wie auch die possierlich witzigen Namen, für welche in der englischen Sprache das charakterische Äquivalent zu finden nicht leicht war.

Ehe noch der zweite Band Brentano erschien, veröffentlichte Frau Kroeker 1887 eine englische Gesamtausgabe der Gedichte Heinrich Heines in vorzüglichen Übertragungen; darunter viele von ihr selbst — so auch die der beiden Nordsee-Cyklen. Ohne hier auf die Schönheiten der Wiedergabe näher einzugehen, sei nur die vortreffliche Anordnung des Ganzen, wie ein von der Herausgeberin ungemein klar und geistvoll geschriebenes Lebensbild des Dichters erwähnt, das die Einleitung des Bandes bildet, dem als würdiger Epilog Matthew Arnolds weihevoller Trauergesang „Heines Grave" beigefügt ist. Letzteres Poem ist später von Frau Kroeker ins Deutsche übersetzt worden und 1889 erschienen.

Als begeisterte Verehrerin von Gottfried Keller hat Käthe Freiligrath-Kroeker auch diesen keineswegs leicht übersetzbaren Autor mit einigen seiner Seldwyla-Geschichten in England eingeführt (1891). Eine Schilderung des Erzählers, Dichters und Menschen, mit der sie das Werk eröffnet, enthält auch einige Proben seiner Lyrik.

Vor zwei Jahren erschien ferner ein Original-Lustspiel für häusliche Aufführung. „A domestic Syndicate" ist der Titel des sehr unterhaltenden, in drei kurze Akte geteilten Stückes. Ein dem Buch vorgedrucktes Motto ist Goethes zweiter Epistel entnommen:

„Wahrlich! Wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit . . ."

Die aus dieser Idee entwickelte Fabel des hübschen kleinen Lustspiels wirkt besonders humoristisch durch die komischen Situationen, die sich aus den wirtschaftlichen Vorkommnissen des ländlichen Haushalts ergeben, innerhalb dessen das Stück spielt. Und die Sachkenntnis der Verfasserin in diesen Dingen verleiht dem Schauplatz und den Gestalten den Reiz des aus dem Leben Gegriffenen. Denn Käthe Freiligrath-Kroeker weiß in der Hauswirtschaft gründlich Bescheid.

Vor mir liegt eine Photographie, die sie im Familienkreise unter einer prachtvollen Riesen-Ceder zeigt.

„Cedar Lodge" heißt die Villa in dem Londoner Vorort Forest Hill, wo sie an der Seite ihres deutschen Gatten ein schönes, thätiges Leben führt[1]) und sich während des ganzen Sommers auch des Zusammenlebens mit ihrer Mutter erfreut. Ihr hübscher großer Garten ist ihr jedoch mehr, als nur ein Erholungsplatz für sich und die Ihrigen. „Ich muß auf die Nachsicht meiner Freunde rechnen," schrieb sie mir vor Jahren; „den Sommer über komme ich nicht mehr zum Schreiben. Ich arbeite viel im Garten, habe außerdem eine große Hühnerzucht und beschäftige mich mit Bienen!"

Und das alles finden wir in dem genannten, wie ein freundliches Genrebild anmutenden Lustspiel wieder.

Soeben erscheint noch eine, trotz, oder vielmehr wegen ihres geringen Umfanges recht schwierige Arbeit: „A child's history of Germany" (T. Fisher Unwin, London),

[1]) „Führte" müssen wir leider sagen, denn soeben trifft, nach Drucklegung dieses Artikels, die Trauerkunde vom Hinscheiden jenes geliebten Lebensgefährten aus Ospedaletti (Italien) ein, wohin er sich, auf Heilung hoffend, in Begleitung seiner Gattin vor einigen Monaten begeben hatte.

Digitized by Google

als Beitrag zu einer Serie, die durch „A child's history of Scotland“ von Mrs. Oliphant eröffnet wurde.

„Es gilt nur,“ schrieb mir s. Z. die Verfasserin, „in großen Umrissen die Geschichte Deutschlands zu erzählen, ohne allzuviel Umschweife und Daten, die dem Gedächtnis eines Kindes doch nur lästig sind. Dennoch soll das Buch zum Schulunterricht dienen.

Käthe Freiligrath-Krocker.

Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, die Entwicklung unseres Vaterlandes von der Römerzeit bis zum deutschen Reich klar und einfach zu entrollen. Wenn ich dann noch meine jungen Leser werde interessieren können, so verlange ich nicht mehr!“

Wir fügen heute nur hinzu, daß es ihr vorzüglich gelungen ist. Eine Besprechung behalten wir uns vor.

Digitized by Google

Mama kommt.

Humoreske

von

Victor Blüthgen.

Nachdruck verboten.

„Morgen, Schatz," sagt er und legt ein Packet Schülerschreibhefte auf den Tisch. „Vor allen Dingen . . ."

Sie sitzt am Nähtische beim Fenster und stickt an einer Decke, altdeutsch auf Kaffeesack, im bequemen, zierlichen, bordeauxfarbenen Morgenschlafrock, und sie richtet lächelnd den Kopf hoch, auf dem noch das Morgenhäubchen mit roten Bändern sitzt, läßt die Stickerei in den Schoß fallen und wartet, bis er ihr Köpfchen zwischen beide Hände nimmt und sie herzhaft auf den Mund küßt.

„Weißt du was Neues, Ernst?"

„Nein; aber du vielleicht?"

„Ja. Rate einmal."

„Ich bin doch keine Geheimrat."

„Au! — Ich will dir auf die Sprünge helfen: Ein Telegramm."

„Potz Tausend — etwas Schlimmes kann's nicht sein, dazu siehst du mir zu vergnügt aus. In Nordhausen was Kleines angekommen etwa?"

„Nein — Besuch!"

„Besuch? Zu uns?"

„Ja, zu uns. Ich habe die Fremdenstube schon in Ordnung. Da hast du's!"

Sie reicht ihm das Telegramm, und er liest:

Oberlehrer Walter, Eberswalde.

Zwölf Uhr Bahnhof abholen. Gruß.
Eure Mutter.

„Ist das nicht reizend? Ich habe mich schon gefreut wie ein Schneefieber. Gerade daß Mutter die erste ist, die bei uns zu Gast kommt!"

„Das ist ja eine Überraschung," sagt er, legt das Papier hin und reibt sich die Hände.

„Ich dachte mir schon, daß sie sich einmal aufmachen würde, so ungern sie auch reist. In den letzten Briefen wurde die Sehnsucht nach mir immer größer, wenn du dich erinnerst."

Der junge Ehemann lacht laut auf. „Na, mehr kann man doch nicht verlangen, als daß sie es für eine Grausamkeit und Ungerechtigkeit der Natur hält, daß ein wildfremder Mann kommt und ihr mir nichts dir nichts ihre Tochter wegnimmt! Darin ist deine gute Mama mehr als drollig."

„Sei nicht ungerecht, Ernst," sagt die junge Frau mitleidigen Tons. „Ich bin ihre Einzige, bin ihr achtzehn Jahre beinahe nicht von der Schürze gekommen, das Pensionsjahr abgerechnet . . ."

„Ich halte es immer für ein Wunder, daß sie dich so lange von sich gelassen hat."

„Sie hat auch genug gejammert damals. Wir sind ja einig darüber, daß es eine Schwäche von ihr ist, meine Heirat als einen schweren Schicksalsschlag für sie anzusehen. Aber du mußt dich auch ein bißchen in ihre Lage versetzen: Papa so wenig zu Hause . . ."

„Meinethalb mag sie klagen wie sie will — dich bekommt sie damit doch nicht wieder — du bist mein . . ."

Das klingt wie Jubel und Triumph, und er faßt die junge Frau um den Leib und hebt sie aus dem Stuhl, daß die Stickerei unter den Tisch gleitet, preßt sie ans Herz, sieht ihr stolz wie ein Sieger dicht Aug in Auge und küßt sie wieder stürmisch.

„Du bist schrecklich," schmollt sie. „Morgen habe ich wieder blaue Flecke."

Er läßt sie lachend los. „Sei froh, daß ich dich nicht aufesse. Aber kehren wir zur

Digitized by Google

Vernunft zurück! Sag' mal: hast du denn etwas Ordentliches zu Mittag? Du weißt, daß sie arg verwöhnt mit dem Essen ist."

„Hammelfleisch mit Teltower Rübchen," sagt sie etwas gedrückt.

„Das ist ja ein großartiges Essen," ruft er.

„Ja, weil's dein Leibessen ist. Zu Hause haben wir's eigentlich nie gegessen."

„Das muß sie kennen lernen!" sagt er enthusiastisch. „Paß mal auf, wie sie Geschmack dran findet."

„Ja — ändern kann ich's nicht mehr."

Er sieht plötzlich nach der Uhr. „Da haben wir aber nicht viel Zeit mehr, Schatz. Kommst du denn mit?"

„Freilich. Ist's schon so spät?"

„Beinah halb, Kind; du hast höchstens zehn Minuten noch für dich . . ."

* * *

Sie sind erst ein Vierteljahr verheiratet und lieben einander, wie nur irgend ein junges Paar dies imstande ist. Er Oberlehrer am Gymnasium, sie die einzige Tochter eines Geheimen expedierenden Sekretärs in einem deutschen Duodezstaate, die er in Berlin bei einer befreundeten Familie kennen gelernt hat. Kämpfe genug hat's gekostet, ehe Mama die Einwilligung gegeben. Erstlich war sie der Ansicht, daß diese Perle von Tochter zu etwas Besserem geboren sei, als um einen simplen Gymnasiallehrer zu heiraten, zweitens war es ihr schrecklich, sie aus ihrer Nähe fortzulassen.

Dieser Oberlehrer war nicht einmal Doktor! Das war doch eigentlich das wenigste, was sie verlangen konnte. Als sie ihm bei einem Besuche nahe gelegt, mindestens doch diese Auszeichnung noch zu erringen, hatte er sogar gelacht: er wolle nicht, daß man ihn aus Versehen nachts aus dem Bette klingle. Außer für Ärzte hätte dieser Titel höchstens für Barbiere und Schriftsteller Sinn, und die bekämen ihn vom Publikum so wie so.

Sie hatte das „frivol" gefunden und war empört gewesen.

Aber Fräulein Lottchen hatte am Ende ihren Willen mit Hilfe von Papa und ein paar Scenen durchgesetzt, in denen sie Mama überzeugte, daß diese andernfalls ihr Kind gänzlich von ihrem Herzen verlieren würde. Und da Mama im Grunde eine gutartige Frau war, die ihr Kind wirklich ungemein liebte, so war noch alles gut geworden, und sie hatte sogar dem Schwiegersohn bei der Hochzeit versichert, daß er ihr Herz gewonnen habe.

Es war klares, windiges Wetter, als das Paar sich zu Fuß auf dem gräßlichen, endlosen Weg vom Innern des Städtchens bis zum Bahnhofe befand, und sie schritten so eilfertig aus, als es möglich war, ohne befürchten zu müssen, daß ihnen ein Straßenjunge: ‚Wo brennt's denn?' zurief. Denn die Wahrheit zu sagen: die junge Frau hatte zu ihrer Toilette fast zehn Minuten mehr gebraucht, als der Gatte ihr zugestanden.

„Ach Gott, wir kommen zu spät — Mama wird uns das sehr übel nehmen . . ."

„Laß sie," sagt er. „Ich will gern den Sündenbock machen . . ."

„Auf keinen Fall — erstlich bin ich wirklich schuld, zweitens verzeiht sie mir eher als dir."

„Nun vielleicht schaffen wir's noch."

Sie schafften's aber nicht, denn sie hörten den Zug heranschnaufen, als sie noch einige Minuten vom Bahnhofe entfernt waren, und bald darauf fuhren bereits die ersten Droschken an ihnen vorüber. Eben wollten sie auf den freien Platz beim Bahnhofe einbiegen, da rollte eine Droschke auf sie zu, in der saß Mama.

„Da ist sie!" — die junge Frau winkte mit erheuchelter Arglosigkeit hoch erfreut: „Mama! Mama!"

Auf der Droschke vorn befand sich ein gewaltiger brauner Koffer, neben dem sich der Kutscher möglichst papierdünn machte, im Fond mit etwas Handgepäck eine kleine würdevolle Frau, die sehr verdrießlich vor sich hin sah, bis sie das Winken der Tochter bemerkte, worauf sie mit der Spitze ihres Sonnenschirms dem Kutscher im Rücken stocherte und sich abwechselnd hob und wieder setzte, bis der Wagen hielt.

„Verzeihung, Mama!" flehte die Tochter zerknirscht. „Ich bin schuld, daß wir so spät kommen, habe nicht zu rechter Zeit angefangen, Toilette zu machen . . ."

„Sei uns herzlich willkommen, Mama; du bereitest uns eine große Freude," sagte der Schwiegersohn und hielt ihr die Hand hin . . .

Digitized by Google

„Wird denn noch Platz für uns im Wagen sein? Ach ja, wir nehmen die Sachen auf den Schoß, wenn's nötig ist. Nein, welche Überraschung" — dabei öffnete Frau Lottchen den Wagenschlag und stieg ein — „ich war vor Freude ganz außer mir, als ich vorhin das Telegramm erhielt . . . komm doch, Ernst . . . hier, nimm das; so geht's ganz gut. Fahren Sie zu, Kutscher. Meine gute Mama" — die Schlange faßte ihre beiden Hände und sah ihr so liebevoll in die Augen — „wie geht's denn Papa? Ist er wohl? Du siehst ja ausgezeichnet aus . . ."

Die würdige Dame hatte mehrmals Anlauf genommen, jetzt endlich kam sie zu Worte.

„Nun, das muß ich wirklich sagen, Kinder: ihr seid nett! Laßt eure alte Mutter auf dem wildfremden Bahnhofe so allein nach einer Droschke suchen. Gott sei Dank, daß ich mir wenigstens eure Adresse gemerkt hatte; ich dachte schon, das Telegramm hätte sich verspätet."

„Sei gut, Mamachen, ich vergesse immer wieder, wie weit dieser dumme Bahnhof von unserer Wohnung entfernt ist."

„Warst du denn nicht zuhause, Ernst?"

„Ich kam erst nach elf aus der Schule. Also: wie geht's euch denn?" half er ablenken.

Mamas kleines, fettes Gesichtchen unter dem Modehut mit Taubenflügeln und Schleier begann milder zu blicken. „Ich danke dir, lieber Ernst. Papa ist wohl, nur im März und April hat ihn sein altes Rheuma wieder arg geplagt. Und ich — nun ich lebe ja. Ich vermisse freilich mein Lottchen je länger, je mehr. Aber das ist nun für mich vorbei . . . Papa läßt natürlich schön grüßen. Ich hatte zu große Sehnsucht nach dir, mein Kind. Denke dir, ich träumte vorgestern Nacht, ich sah dich mit einem großen Schiffe auf dem Meere untergehen — so hieltest du die Hände und riefst nach mir" — hier hob sie die kurzen, rundlichen Arme in die Luft — „ich war ja am Morgen wie in Thränen gebadet. Nichts in der Welt hätte mich zurückhalten können, mich zu überzeugen, daß du dich wohlbefindest."

„Wie ein Fisch im Wasser."

„Nun, wir reden noch darüber. Das sagen junge Frauen immer, wenn man sie fragt. Aber dies Pflaster ist gräßlich, man hört sein eigen Wort nicht . . . und welch ein schmutziges Nest ist dies . . ."

„Nur hier, Mamachen. Wir haben ganz reizende Partien nach dem Walde zu."

Der Wagen rasselte furchtbar.

„Wohnt ihr dort?" schrie die alte Dame.

„Dort ist's für einen armen Gymnasiallehrer zu teuer!" schrie der Schwiegersohn.

„Nein, nein, Mamachen, glaub' ihm nicht, wir wollten bloß näher dem Gymnasium wohnen," rief die Tochter, sich zum Ohr der Mutter beugend.

Jetzt schwiegen alle drei. Die Mama nickte bloß ein bißchen tiefsinnig vor sich hin, dann saßen alle drei steif wie Bildsäulen, bis der Wagen hielt.

„Also hier," sagte Mama und musterte das etwas altmodische zweistöckige Haus, während der Kutscher hinuntersprang, um den Koffer zu befördern, nachdem der Schwiegersohn bereits den Schlag geöffnet. „Das scheint eine recht alte Stadt zu sein."

„Ja, sie hat ihre Jahre," meinte der Oberlehrer trocken — „darf ich bitten, Mamachen — so; und . . . ah, da ist ja Sophie. Hier, schaffen Sie erst mal die Sachen hinauf, nachher kommen Sie und helfen den Koffer tragen."

Sophie ist das Dienstmädchen.

„Hast du denn noch die gute Meinung von deinem Mädchen?" fragte Mama hinter diesem her.

„O ja, Mamachen. Sie kocht ganz gut; seine Fehler hat ja jeder."

„O ja? — nun, das ist schon nicht das Richtige, wenn man so spricht. Wir werden ja sehen. Es ist ganz gut, wenn eine erfahrene Mutter einmal solch einen jungen Haushalt einer Musterung unterwirft. Mit ein paar praktischen Griffen ist da manchem abgeholfen. Ich kann mir noch garnicht vorstellen, wie du dich in einem eigenen Hause machst."

Sie waren oben, der Schwiegersohn winkte einladend nach der geöffneten Zimmerthür und ging darauf mit dem Mädchen nach dem Koffer.

„Frau Oberlehrer, es wird doch nicht anbrennen?" rief Sophie von der Treppe.

„Entschuldige, Mama — oder willst du gleich die Küche in Betrieb sehen? Wir müssen nämlich sofort essen, Ernst muß um ein Uhr wieder zur Schule."

Digitized by Google

„So?“ sagte Mama etwas kühl. „Du führst, wie mir scheint, ein etwas pressiertes Leben, liebes Kind. Ich dachte eigentlich, heute, wo ich ankomme, hätte er sich wohl frei machen können.“

„Das geht schwer, Mamachen; außerdem war keine Zeit mehr, das zu ermöglichen. Nachher um vier haben wir ihn für den Rest des Tages. Ist die Küche nicht nett?“

„Sehr nett — sehr nett . . . ein bißchen sauberer könnte deine Sophie noch sein. Du darfst da nichts durchlassen, blitzen muß alles — du wirst dich erinnern, wie ich zu Haus darauf halte. Nun, ich bin jetzt hier und werde gelegentlich mit dem Mädchen reden. Das riecht ja so eigen — was kochst du denn heute — ah, sind das Teltower Rübchen?“

„Jawohl, Hammelfleisch mit Teltower Rübchen,“ sagte die tiefe Stimme des Schwiegersohnes vergnügt, der eben mit dem Koffer ankam. „Mein Leibgericht, Mamachen.“ Er polterte vorüber.

„Da habe ich's ja gut getroffen,“ meinte Mama sauersüß mit etwas verlängertem Gesicht. „Kinder, ihr lebt wohl recht einfach hier?“

„O nein, Mamachen . . .“

„Darf ich bitten, Mama?“ Der Oberlehrer stand händereibend in der Thür. „Jetzt sollst du unser kleines Paradies sehen. Sophie, Sie decken gleich, aber geben Sie Dampf! Ich muß fort.“

Die Wohnung sah noch etwas kahl aus, wie junge Wohnungen aussehen; aber die Einrichtungsmöbel präsentierten sich ganz stattlich. „Hm,“ nickte Mama, und in jeder Stube: „Hm! — Ich hätte vielleicht einiges anders gestellt. Wir werden einmal probieren und dann vergleichen. Warum habt ihr bloß so niedrige Stuben genommen? In etwas höheren kommt doch alles weit besser zur Geltung.“

„Ganz recht, Mamachen,“ nickte der Schwiegersohn. „Vielleicht ziehen wir später einmal um. Wenn ich wieder Zulage bekomme — in einigen Jahren — können wir sie ja auf die Wohnung verwenden. Aber ich versichere dich: man gewöhnt sich an alles. Wir befinden uns hier ganz ausgezeichnet wohl.“

„Nun, ich zweifle nicht daran. Mein Lottchen sieht ja recht munter und blühend aus, soweit dies von einer jungen Frau zu verlangen ist.“

„Frau Oberlehrer, die Suppe steht auf dem Tische,“ ruft Sophie durch die Thür.

Mama zeigt ein etwas kühles Gesicht.

„Mich entschuldigt, liebe Kinder, ich möchte vielleicht erst meinen Hut absetzen und mir die Hände waschen.“

„Aber bitte, Mamachen — Ernst, fang' immer an — hier ist dein Zimmer, gleich am Korridorende.“

Der Oberlehrer blickt den Damen nach, kraut sich ein wenig hinter den Ohren und geht dann in die Wohnstube, wo gedeckt ist. Sophie will eben hinausgehen.

„Sophie,“ sagt der Oberlehrer, „meine Schwiegermutter titulieren Sie Frau Geheimsekretär, hören Sie? Sprechen Sie sich das Wort in der Küche zehnmal vor, damit Sie's behalten.“

„Schön, Herr Oberlehrer.“

„Und bringen Sie nur gleich das übrige, ich habe keine Zeit zu verlieren. Herrgott . . .“

Er sah nach der Uhr und fing mit Teufelsgewalt an, die Suppe zu vertilgen. Gleich darauf kamen die Damen, zusammen mit Sophie, dem Hammelfleisch und den Teltowern. „Entschuldigung, Mama!“ Der Oberlehrer ging mit Sophie zum Buffet, schnitt und löffelte sich einen Teller voll zusammen und aß in Fieberhast, wischte sich dann den Mund, fuhr auf: „Adieu, Mama; adieu, Schatz“ — die Gattin bekam einen Kuß, und fort sauste er in seine Arbeitsstube und mit Gepolter weiter, die Treppe hinab.

„Gott sei Dank,“ sagte Mama. „Mir ist ganz übel geworden. Welch eine entsetzliche Art zu essen ist das! Wenn du das aushältst, Lottchen, und dich obendrein so während des Essens küssen lassen kannst, so bist du eine ganz andere geworden. Freilich ist das schließlich deine Sache.“

„Bewahre, Mamachen; das ist ja nicht immer so. Wir essen sonst etwas zeitiger.“

„Das will ich hoffen, mein Kind. Du nimmst mir's nicht übel, wenn ich heut' wenig genieße. Dieser Rübengeruch ist mir entsetzlich, er hat so etwas Plebejisches an sich, wie Viehfutter. Ihr wollt mir's sicher hier angenehm machen, so bist du wohl einverstanden, wenn

Digitized by Google

wir den Küchenzettel gemeinsam feststellen, so lange ich hier bin."

„Mit Freuden!"

„Nun, ich denke, wir werden schöne Tage zusammen verleben, mein geliebtes Töchterchen, ganz wie in alter Zeit. Wenn du wüßtest, wie grausam ich unter der Entfernung leide . . ."

„Ja, das hilft doch nun nicht, Mamachen — aber was machen wir nur — du kannst doch noch nicht satt sein . . . Sophie! . . . wir haben ja kein Obst in dieser Jahreszeit . . ."

„Laß gut sein, ich habe unterwegs etwas gegessen."

„Frau Oberlehrer!"

„Räumen Sie ab!"

Sophie, ein älteres, auf ihre Kochkunst einigermaßen stolzes Mädchen, zieht ein langes Gesicht. „Die Frau Geheimsekretär hat ja gar nichts gegessen."

„Mein liebes Kind," sagt Mama scharf, „das kann Ihnen wohl gleichgiltig sein. Außerdem bin ich gewohnt, daß man mich ‚gnädige Frau' nennt."

„So? Der Herr Oberlehrer sagte, ich sollte ‚Frau Geheimsekretär' sagen," protestiert Sophie.

Sie hatte gewissenhaft zehnmal das schwierige Wort in der Küche vor sich hergesagt, und nun sollte dies umsonst geschehen sein!

„Ich denke, da bin ich wohl maßgebend. Sie können sich das übrigens auch meiner Tochter gegenüber angewöhnen, es spricht sich besser als Frau Oberlehrer."

Sophie räumte verdrossen schweigend ab; die junge Frau war verlegen.

„Aber Mama," — Sophie war draußen — „ich weiß nicht, ob das Ernst recht ist; er mag die Bezeichnung nicht."

„Liebes Lottchen, wenn ich schon meine Tochter entbehre und einem fremden Menschen gebe, so wünsche ich wenigstens, daß sie gebührend honoriert wird. Du scheinst überhaupt deinem Manne ganz zu Willen zu leben. Da müßte er sich erst doch noch in mancher Beziehung ändern."

„Offen gesagt, Mamachen — ich habe da noch keinen Wunsch gehabt. Er gefällt mir so, wie er ist."

„Genau das, was ich gefürchtet. Ihr jungen Frauen seid in eurer Verliebtheit die thörichtsten Geschöpfe. Zuerst richten sich ja die Männer noch leidlich auf euch ein, das macht nachsichtig. Allmählich gehen sie ihre eigenen Wege, und ihr habt keinen Einfluß. Aber ich möchte jetzt etwas ruhen, mein Kind, du kennst ja meine Schwäche."

* * *

Der Oberlehrer Walter kam heute schon nach drei Uhr aus der Schule zurück. Mama schlief noch.

„Na," sagte er, als die junge Frau den üblichen Kuß bekommen, „hat sich denn Mama getröstet? Es paßte ihr ja verschiedenes nicht."

Frau Lottchen lachte. Sie saß im Schaukelstuhl und hatte gelesen. „Sehr festlich war ihr Empfang wirklich nicht, und du weißt ja, sie ist furchtbar für Rücksichten. Ach — Ernst — mir ist eins recht unangenehm."

„Was denn?"

„Denke dir: sie hat Sophie instruiert, daß sie zu ihr und zu mir ‚gnädige Frau' sagen soll."

„Diese Albernheit," brummte er ärgerlich. „Du weißt doch, wie greulich mir das ist. Sie mag sich meinethalben nennen lassen wie sie will, aber sie soll uns nicht in unsere Hausordnung pfuschen."

„Ich habe auch Sophie gesagt: sobald Mama fort ist, hört das wieder auf."

„Na, so muß es denn ausgehalten werden. Hoffentlich hat sie nicht mehr dergleichen Reformthaten auf Lager. Sie deutete so etwas an von Möbelumstellen — darauf lassen wir uns auf keinen Fall ein, hörst du, Schatz?"

„Ich will es ihr schon ausreden."

„Mit dem Kaffee müssen wir doch wohl auf sie warten. Ich will indes ein paar Korrekturen besorgen."

Er ging arbeiten. Als er nach einiger Zeit Tassengeklirr vernahm, kehrte er in das Wohnzimmer zurück: „Ah, da bist du, Mamachen. Wohl geruht?"

„Danke, lieber Ernst. Ich war doch recht abgespannt von der Reise, schlief bald ein, obwohl der Wind hier schrecklich an den Fenstern heult und klappert."

Digitized by Google

„Zum Glück thut er das nicht immer," beruhigt er und setzt sich. „Das hat nur eine bestimmte, verhältnismäßig seltene Art Wind an sich."

Ein ganz gemütlicher Kaffeetisch. Mama „thront", die Würde ist nun einmal unabtrennbar von ihr.

„Habt ihr denn netten Verkehr hier?"

„Fast nur mit Kollegen," sagt Lottchen. „Das reicht aber gerade hin. Es sind besonders zwei allerliebste junge Frauen darunter, ungefähr in meinem Alter. Mit der einen, einer Frau Doktor Harsdörffer, bin ich sehr intim geworden."

„Frau Doktor Harsdörffer? Die meisten Lehrer sind wohl Doktor hier?"

„Ja," sagt der Hausherr trocken; „und manche Professor."

„Hm! Siehst du, das hättest du dir und Lottchen doch wirklich leisten können, Ernst. Sie sind doch nun alle mehr als du. Ich hätte darauf bestehen sollen; es sieht wahrhaftig so aus, als besäßest du die Kenntnisse nicht dazu, wenn ich auch glaube, daß dem nicht so ist."

„Lassen wir den Punkt außerm Spiel, Mama. Du weißt, wie ich über diesen Titel denke. Der Doktor ist ein großer Schwindel."

„Wie du das sagen kannst, begreife ich nicht. Dann würden sich doch nicht so viele verständige Leute drum bemühen."

„Leider ist die Titelsucht so verbreitet, und die Gewohnheit noch dazu — die bekanntlich der Mensch seine Amme nennt."

„Nimm mir's nicht übel, das sind Redensarten. Ich habe unter der Hand bei unsern Lehrern fragen lassen, die haben erklärt, deine Abneigung wäre eine Schrulle."

„Liebe Mama," sagt er etwas nachdrücklich, „du änderst mich nicht." Und er trinkt die halbe Tasse leer.

„Das ist eben mein Kummer. Aus welcher Familie stammt denn deine Freundin, liebes Lottchen?"

„Denke dir, sie ist eine Bäckertochter . . ."

„Bäck — ja giebt es denn gebildete Bäckertöchter?"

„Ja, wirklich! Sie hat die höhere Töchterschule besucht; sie stammt aus Berlin."

„Das ist doch sehr merkwürdig. Da sind die Lehrersfrauen wohl aus sehr verschiedenen Ständen entsprungen? Nun, ich bin neugierig; ihr werdet mir hoffentlich euren Verkehrskreis vorstellen."

„Gewiß, sobald du wünschest, machen wir Besuche, Mama."

„Hm! — Weißt du, Lottchen, ich möchte da doch ein wenig aussuchen. Vielleicht arrangierst du dieser Tage eine Gesellschaft. Zu weit möchte ich mich mit Besuchen nicht ausdehnen."

Der Schwiegersohn schnitt ein Gesicht, als ob er einen Schluck Essig im Munde hätte, darauf hustete er.

„Die Saison für Gesellschaften ist hier schon vorbei. Vielleicht würde sich ein Kaffee eignen . . ."

„Nun gut; wiewohl ich die Herren auch gern kennen lernen würde."

„Ja, Mamachen — man ißt hier, sagt sich gesegnete Mahlzeit, dann gehen die Herren in ein Zimmer und die Damen in ein anderes. Du würdest sie da doch kaum kennen lernen. Wie wär's jetzt mit einem Spaziergange? Wir gehn nämlich gewöhnlich nach dem Kaffee."

Er stand auf.

„Aber doch heut nicht? Bei dem Winde? Man kann sich ja den Tod holen!" sagt Mama entsetzt.

„Nun — Lottchen bekommt's, wie du siehst, nicht schlecht. Übrigens, wie ihr denkt, ihr habt wohl auch Lust, euch noch ein bißchen unter einander auszusprechen. Mir ist das Gehen zu sehr Bedürfnis — also sagen wir: Auf Wiedersehen, Mama!"

Er geht gemächlich hinaus, man hört ihn pfeifen.

„Gut, laß ihn. Aber daß er dich zwingt, bei solchem Wetter mit ihm zu laufen, beunruhigt mich denn doch. Du kannst das deiner Mutter nicht verdenken, die dich nicht achtzehn Jahre lang ängstlich vor Wind und Wetter behütet hat, damit dir ein Mann rücksichtslos nachher deine Gesundheit in Frage stellt."

„Aber, Mama — es bekommt mir wirklich ganz gut."

„So lange wie es dauert, mein Kind. Das werde ich vermutlich besser verstehen. Überhaupt — ich begreife dich nicht. Etwas mußt du deinen Mann auf alle Fälle noch er-

Digitized by Google

ziehen. Ich habe ihn beispielsweise doch nie früher im Hause pfeifen hören; das hat er als Bräutigam nicht gewagt bei uns. Auch könnte er wohl etwas rücksichtsvoller auftreten, er geht, als ob er Wasserstiefel an den Füßen hätte; und das hastige Essen würde ich ihm gleichfalls abgewöhnen. Er läßt sich ja furchtbar gehn! Mich würde das alles ganz nervös machen auf die Dauer."

„Du magst ja recht haben — aber mich hat das wirklich noch nie gestört. Es gehört so zu seinem Wesen; er hat doch so etwas Kräftiges, Männliches . . ."

„Ich danke! Wenn du ihn freilich noch verteidigst und das schön findest . . . Du bist doch aus guter Familie und mußt darauf halten, daß man das merkt. Solchen Mangel an Erziehung beim Manne muß eine gut erzogene Frau ausgleichen. Ein wahres Glück, daß ich gekommen bin. Noch ist's Zeit, manches gut zu machen, was du versehen hast. Du hast ein wenig zu jung geheiratet, liebes Lottchen. Ich werde die Sache schon in die Hand nehmen. Jetzt hilfst du mir wohl, daß ich mich mit meinen Sachen einrichte."

Die junge Frau schwieg. Was Mama alles bemerkte, auszusetzen hatte, wünschte!

Es ist wahr: nachher, als der Gatte gegen Abend wiederkehrte, fiel ihr's auf, daß er pfiff, sein war das gewiß nicht; und wie hart er auftrat, und wie seine Stiefel knarrten — sie horchte drauf, bis ihr jeder Tritt weh that. Und beim Abendessen — er schlang ordentlich, so schnell aß er, er schmatzte sogar dabei. Sonderbar, daß ihr das früher alles ganz in der Ordnung erschienen war! Jetzt auf einmal . . .

Sie mußte immer auf seinen Mund sehn, wie er große Stücke so hastig hineinbeförderte, zwischendurch redend — das leiseste Geräusch beim Kauen verstärkte sich mikrophonisch für ihr Ohr. Sie konnte gar nicht denken dabei.

„Um Gotteswillen, Ernst, iß nicht so fürchterlich schnell," sagte sie plötzlich. „Mama ist das auch schon aufgefallen. Das kann unmöglich gesund sein."

Er sah sie höchst verdutzt an; dann aß er weiter.

„Du bist komisch. Sehe ich danach aus? Ich befinde mich vortrefflich dabei. Das hat dich doch früher nicht gestört?"

„Ich muß Lottchen Recht geben," sagt Mama würdevoll. „Nun, so etwas kann man sich ja abgewöhnen; man findet das immer, daß die Männer aus ihrer Junggesellenzeit allerlei kleine Untugenden mit in die Ehe bringen, aber man braucht verständige Männer nur darauf aufmerksam zu machen, so bezwingen sie sich."

„So, so. Ich habe wohl noch eine Menge solcher Untugenden?"

Die Frauen warfen sich Blicke zu.

„Verzeih, lieber Sohn," hier sieht ihn Mama liebevoll an, „ist es dir ein sehr dringendes Bedürfnis, manchmal zu pfeifen? Man hat das eigentlich in feineren Familien selten."

„Hm. Darauf habe ich in der That nie geachtet."

„Ja, das hängt euch so von der Studentenzeit her an. Man sagt ja auch: burschikos. Ganz begreiflich — solch ein junger Mensch, der auf niemand in seiner Umgebung Rücksicht zu nehmen braucht und dem man viel zu gute hält! Aber ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie das einer zarten, fein erzogenen Frau auf die Nerven fällt."

„Wirklich, Lottchen?" Er sieht die junge Frau, die etwas verängstigt dasitzt, ironisch an, den letzten Bissen auf der Gabel.

„Ja," nickt Mama. „Sie ist ganz meiner Meinung. Nun, es braucht ja wohl bloß ausgesprochen zu werden, so ist dem abgeholfen."

„Natürlich werde ich mich bemühen!" sagt er. „Nur gewöhnt man sich nicht von heut auf morgen um."

„Das kann man gewiß nicht verlangen. Ich werde dich schon erinnern, lieber Ernst."

„Schön. Gesegnete Mahlzeit! Ihr verzeiht, ich habe heut viel zu arbeiten."

Er geht in sein Zimmer. Sie hören eine Lampe klirren. Dann wandert er mit großen Schritten auf und ab.

„Nun, er ist ja ganz verständig. Siehst du, Lottchen, man muß nur den Mut haben, sich ruhig auszusprechen."

„Das ist doch um die Wände hinauf zu gehen!" murmelte er drüben. „Sie verdirbt mir in acht Tagen meine ganze kleine Frau."

Es giebt in der Nacht noch eine kurze Erörterung zwischen den Gatten, vor dem Zubettgehen.

Digitized by Google

„Der Schimmel geht einen guten Trab. Ich meine damit deine Mutter.“ Dabei zieht der Oberlehrer die Stiefel aus und wirft sie dann polternd aus der Thür. „Sie scheint ja mit bedeutenden Reformabsichten hergekommen zu sein, und du scheinst auch verschiedenes auf dem Herzen zu haben, was du in ihren Topf wirfst, mein Kind!“

„Bist du mir böse, Ernst?“

„Noch nicht. Ich warte noch darauf, bis ihr mir bei Tische ein Säuberlätzchen umbindet.“

„Aber Ernst . . .!“

„Na, ich werde ja sehen. Reden wir jetzt nicht weiter darüber.“

Sein Gute Nacht-Kuß ist etwas flüchtig. Das kränkt sie und sie schweigt, liegt lange und kann nicht einschlafen. Immer horcht sie wieder — ob er noch nicht schläft — ob er wirklich schläft . . .

Mama hat die Nachtmütze auf und schläft längst wie ein Murmeltier.

* * *

Heute geht Walter erst um neun zur Schule, halb neun ist Kaffeetisch. Mama erscheint auch gleich, Sophie hat gemeldet, daß sie schon zeitig munter gewesen sein müsse.

Mama klappt mit den Augen und sieht wehleidig aus.

„Guten Morgen, Kinder! Ich bin wie zerschlagen, seit sechs Uhr liege ich wach.“

„O — hast du schlecht geschlafen?“ fragt bedauernd der Oberlehrer.

„Nein, ich schlief gut. Aber auf dem Hofe nebenan fing man gegen sechs Uhr an Teppiche auszuklopfen. Ich bin fast verzweifelt! Das ist ja ganz polizeiwidrig. — Du hast wohl die Güte, dich zu beschweren, lieber Ernst, um zu verhindern, daß dies zum zweiten Male geschieht.“

Sie läßt sich matt in den Korbstuhl fallen, und die Tochter schenkt ihr mit teilnahmsvollem Kopfschütteln ein.

„Na, laß gut sein, Mama. Es werden ja nicht alle Tage Teppiche geklopft. Man ärgert seinen Nachbarn nicht gern mit der Polizei, und mit dem meinigen ist nicht gut Kirschen essen.“

„Wie du denkst,“ sagt sie kühl. „Ich weiß nur, daß, wenn dergleichen drei Tage hintereinander geschähe, meine Nerven hin wären. Du gehst schon?“

„Ja, leider habe ich heut den ganzen Vormittag Schule.“

„Nun, dann können wir ungestört anfangen, deine Wirtschaft etwas durchzusehen, mein Kind. Ich finde, offen gesagt, dein Mädchen recht unsauber. Du mußt ihr mehr auf die Finger sehen — adieu, lieber Ernst!“

„Wieso, Mama?“

„Ich werde dir's zeigen.“

Sie frühstückt erst gemächlich. Endlich steht sie gewichtig auf. „Nun komm einmal mit . . . Sophie, kommen Sie gefälligst einmal mit. So: jetzt sehen Sie doch unter mein Bett — sehen Sie den Staub? die Fusseln da? Wie wär's, wenn Sie einen feuchten Lappen nähmen und aufwischten!“

Sophie holt verdrossen einen Lappen. Währenddes streicht Mama mit den Fingern über einen Schrank.

„Siehst du, Lottchen? Ganz schwarz. Das Mädchen wischt offenbar niemals Staub.“

„Das ist nicht wahr,“ sagt Sophie hinter ihr.

Mama dreht sich in ihrer ganzen Rundlichkeit um und mustert sie sehr erstaunt von oben bis unten.

„Meine Liebe, man nennt das, gelinde gesagt, vorlaut. Sie wischen vielleicht, aber wie? das sehe ich ganz genau. Ich muß mir eigens die Hände noch einmal Ihrethalben waschen. Das wird wohl genügen.“

Sophie geht brummend ab.

„Das ist ja eine recht unangenehme, dreiste Person. Hoffentlich läßt du dir dergleichen nicht bieten, mein Kind.“

„Sie ist aber sonst gutartig und ganz brauchbar, Mama.“

„Was hilft das? Dienstboten muß man immer kurz halten. Wir werden uns in diesen Tagen drüber machen und gründlich durch alle Zimmer Staub wischen, dann wird dir das klar werden. Du nimmst es noch nicht genau genug. Wie sieht denn deine Wäsche aus?“

Sie gehen in das andere Schlafzimmer, zum Wäscheschrank. Die junge Frau muß herausgeben und Mama prüft, schüttelt den Kopf.

„Mein Kind, das muß noch besser durchgewaschen werden. Das viele Stärken thut's

Digitized by Google

nicht. Sieh mal hier — und hier . . . Weißt du, während ich hier bin, werden wir einmal waschen. Was ist dies?"

„Ernsts Oberhemden. Die sind noch garnicht getragen." Sie will sie wieder in den Schrank thun.

„Wie kommt das?"

„Er trägt für gewöhnlich nur Lahmannsche Baumwollhemden."

„Aber das ist ja eine schrecklich unsaubere Mode. Jetzt fällt mir erst auf, daß er so zugeknöpft aussieht. Das leide nicht; das muß er sich auch abgewöhnen. Ein Mann mit weißer Wäsche ist noch einmal so appetitlich. Das paßt so ganz zu seiner Junggesellenart, an der Wäsche zu sparen."

„Ich fürchte, davon läßt er nicht, Mama."

„Ah, das sagst du. Wiederhole ihm nur alle Tage, wie greulich dir's ist, daß er keine saubere Wäsche trägt, am Ende läßt er sich doch herbei. Du glaubst nicht, wie einfach es im Grunde ist, einen Mann zu etwas zu bestimmen. Nur Beharrlichkeit gehört dazu. Ich werde es dir beweisen."

Die junge Frau war immer betretener geworden neben Mama, bei der Kritik über die Wäsche ganz rot. Jetzt, da sie wieder einpackte, fing sie plötzlich zu schluchzen an. Mama sah überrascht auf sie und schloß sie in die Arme.

„Was ist dir denn, Kind? Du wirst doch nicht empfindlich sein? Ich meine es ja doch nur gut mit dir."

„Ich bin so unglücklich," schluchzte die Tochter. „Bis jetzt hast du noch nichts Gutes an mir gefunden, und ich dachte immer, ich hätte ganz gut gewirtschaftet."

„Aber Lottchen — so mußt du das nicht auffassen. Beruhige dich nur, mein Kind . . ."

„Was für eine schlechte Frau muß ich meinem Manne sein . . ."

„Gott bewahre! du bist nicht schlechter, als so viele andere, aber du wirst und sollst das Ideal einer Hausfrau werden, auf die dein Mann stolz sein kann. Willst du, daß die Leute sagen: was für eine Mutter muß diese junge Frau gehabt haben, daß sie so wenig gut wirtschaftet? So sprechen sie, verlaß dich drauf; immer kommt die Schuld auf die Mutter. Wenn ich euch jetzt verlassen werde, so wirst du dich neben jeder sehen lassen können."

Die junge Frau beruhigt sich äußerlich, und Mama hält es für gut, die Revision vorläufig einzustellen.

„Sophie kann die Schlafzimmer in Ordnung bringen. Wir werden sie nachher darauf ein wenig kontrollieren."

Sie gingen in das Wohnzimmer. Durch Blumen am Fenster schien die Frühlingssonne herein.

„Ach, da sind ja die Rouleaux noch nicht heruntergelassen!" ruft Mama und eilt an das Fenster.

„Ernst wünscht ausdrücklich, Mama, daß jeder Sonnenstrahl herein soll; er hält das für so gesund!"

„Siehst du, das ist wieder solch eine Schrulle von ihm. Hast du ihm denn nicht begreiflich gemacht, wie sehr die Möbel darunter leiden?"

„Er sagt, das wäre ihm egal."

„Du mußt dir doch sagen, daß dies sehr kurzsichtig von ihm gedacht ist. Später sollst du ihn klagen hören, wenn die Bezüge erneuert werden müssen! Ich kenne das. Er wird sich schon meiner Erfahrung fügen. Du hast doch auch so nette Schutzdeckchen für die Möbel mitbekommen — gerade die von mir gearbeiteten sind so niedlich, aber ich sehe, daß ihr gar keinen Gebrauch davon macht." Dabei betrachtet sie das Sofa, als bedauere sie es aufrichtig.

„Ernst haßt sie," stößt die junge Frau nervös heraus.

„So? da hätte ich mir also die mühevolle Arbeit sparen können. Ich will ihn doch fragen, was er dagegen einzuwenden hat. Wie ich sage: er ist der reine Junggesell noch, dem seine Bequemlichkeit und seine Laune über alles geht."

„Mama, mach ihn bloß nicht ungeduldig; ich glaube, er kann sehr heftig werden!"

Mama hebt das rundliche Haupt mit der Haube drüber und zieht den Mund ein.

„Ich hoffe, er wird sich mir gegenüber zu bezwingen wissen. Ich habe nicht die mindeste Angst vor ihm. Mir überlaß das nur ganz ruhig, ihn zu erziehen."

Mama erzählt einige lehrreiche Beispiele, den Geheimen expedierenden Gatten betreffend;

Digitized by Google

die Tochter hört mit halbem Ohre zu, im ahnenden Vorgefühl drohender Konflikte zwischen Mama und dem Gatten. Endlich scheint Sophie nebenan fertig zu sein, und Mama „will sehen".

Sophie muß noch einmal kommen: das Waschbecken ist noch nicht sauber genug, die Betten können glatter gestrichen sein, die Handtücher ordentlicher über dem Ständer hängen, unter den Betten muß besser aufgewischt werden, auch ist der Spiegel etwas verstaubt.

„So viel Zeit habe ich nicht alle Tage," brummt Sophie verstockt.

„Sie brauchen auch nicht so viel Zeit, meine Liebe, wenn Sie das gründlich machen," sagt Mama sehr kühl.

* * *

Es ist zwölf Uhr geworden. Der Oberlehrer erscheint wieder, und, wie es aussieht, ganz guter Laune. Er pfeift, als er eintritt — „Ach, Pardon," sagt er, „mein altes Laster. Nun, habt ihr einen vergnügten Vormittag gefeiert? Was tausend — weshalb hast du die Rouleaux herunter gelassen, Lottchen?"

„Ich nicht! Mama that es."

„So?" fragt er und mustert sie scharf.

Mama lächelt harmlos. „Ich bin nun einmal eine sparsame Hausfrau, lieber Ernst. Ihr jungen Leute habt eben nicht die Erfahrung, wie arg die Sonne die Möbelbezüge mitnimmt."

„Ah so," sagt der Oberlehrer, nickt und geht in sein Zimmer. Er hat sich den Willkommgruß geschenkt. Mama blinzelt auf Frau Lottchen, und geht ihr dicht ans Ohr.

„Siehst du? Er fügt sich ganz friedlich. Bemerktest du, wie gut er sich beim Pfeifen besann? Er wird, sage ich dir. Übrigens ist ja die Sonne fort..." Und sie zog die Rouleaux wieder hoch.

Sophie deckte, mit einem muffligen Gesicht. „Nun, lieber Ernst, wollen wir einmal ganz ruhig und gemächlich essen", betonte Mama gegen den Schwiegersohn, als sie alle drei saßen. „Wir haben schon viel geleistet am Vormittag."

„Ei ei!"

„Jawohl! Ich habe mit Lottchen angefangen, die Wirtschaft zu revidieren. Sie sieht jetzt bereits ein, wie wünschenswert das war. Wenn ich euch verlassen werde, wird sie dir eine musterhafte Hausfrau sein."

„Wie?" fragt er erstaunt. „Ich habe eigentlich noch nichts bei ihr vermißt, die bekannten fehlenden Knöpfe abgerechnet."

„Ah, ihr Männer... so eine erfahrene Mama sieht schärfer, wie du dir denken kannst. Ihr Männer fühlt euch nur wohler, sobald alles in Ordnung ist; warum? Das wißt ihr nicht. Aber pst! lieber Ernst, du ißt schon wieder so hastig..."

„Ja ja — nun, es wird mit der Zeit schon gehen."

„Wir werden die ganze Wohnung Stube für Stube gründlich sauber machen — Du glaubst gar nicht, was das heißt..."

„Meine Arbeitsstube da auch?"

„Ohne Gnade; die wird vermutlich die meiste Arbeit machen. Auch eine große Wäsche werden wir abhalten."

Er legt Messer und Gabel nieder, sieht sie an, schnalzt mit der Zunge und sagt endlich: „Hm!" worauf er wieder zu essen beginnt.

„Wir sind bei der Wäscherevision auf etwas zu sprechen gekommen... langsamer, langsamer, lieber Sohn..."

„Pardon!"

„Es handelt sich nämlich um deine guten Oberhemden. Du bist in Wahrheit, ohne dir zu schmeicheln, ein hübscher Mann, Ernst — wie kannst du dich nur so häßlich tragen, dunkel bis an den Hals hinauf, wie Arbeiter! Fein sieht das gewiß nicht aus..."

„Ja, Mama," unterbricht er kurz, „das geht leider für jetzt nicht zu ändern. Meine Westen sind alle drauf zugeschnitten."

„Ich spendiere dir einen ganzen neuen Anzug, wenn du mir den Gefallen erzeigst, es mit den Oberhemden zu probieren," ruft sie.

„Das keinesfalls, Mama — pardon, das würde mich genieren! Meine Kleidung will ich mir selber leisten. Übrigens muß ich mich da auch auf meinen Arzt berufen, er meint, für meine Hautbeschaffenheit sei das Leinentragen ungesund."

„Ah — mit Unterzeug drunter doch nicht? Ich weiß nicht, früher trugen alle Leute nichts als Leinen und waren auch gesund. Ich werde doch, so lange ich hier bin, Gelegenheit suchen, mit dem Herrn zu reden."

Digitized by Google

„Bitte schön.“ ... (Er wird ihn jedenfalls früher sprechen.)

„Du selbst wärest also im Prinzip nicht gegen meinen Wunsch?“

„Durchaus nicht, Mama.“

Sie wendet sich triumphierend zu Frau Lottchen: „Siehst du wohl? Sie ist ganz meiner Meinung, lieber Sohn, aber ob sie wohl den Mut hat, es auszusprechen? Was haben solche jungen Dinger für Angst vor ihren Männern!“

„Lottchen Angst? Bin ich denn solch ein Tyrann?“

Die junge Frau sitzt wie auf Kohlen.

„Ich weiß nicht ... Mama stellt das so hin ...“

„Wir haben noch etwas besprochen,“ sagt Mama rasch. „Ich habe mich Nächte lang gequält, um euch zur Aussteuer so hübsche Möbelschoner zu fertigen. Jetzt liegen sie auch im Schranke, mir war es ein rechter Schmerz, das wahrzunehmen ...“

„Ei so leg sie doch auf, Mama!“

Mama reicht ihm plötzlich die Hand, ihr Gesicht strahlt: „Du bist ein ganzer Mann, Ernst. Ich hatte dich früher schon in mein Herz geschlossen, jetzt sehe ich erst, wie sehr du es verdientest. Du wirst auch, wenn ich fort sein werde, sorgen, daß Lottchen wirtschaftlich auf der Höhe bleibt. Ich werde dir vorher auseinandersetzen, woran es bei ihr noch fehlt.“

„Natürlich, gern Mama. Es wird mich riesig interessieren, in die Geheimnisse der Hausfrauentugenden einzudringen. Sie können abräumen, Sophie!“

Mama geht schlafen. Die junge Frau, die einen ganz roten Kopf bekommen hat, sitzt im Schaukelstuhl, wiegt heftig auf und nieder und preßt die Lippen zusammen. Der Oberlehrer geht mit starken Schritten auf und ab, bis Sophie abgedeckt hat. Dann öffnet er einen Fensterflügel, holt tief Atem: „Ah, nun aber Luft herein!“

„Ich begreife dich nicht, Ernst,“ sagt es im Schaukelstuhl.

„Inwiefern?“

„Mama kann ja mit dir machen, was sie will. Mir gegenüber bist du immer aufgetreten, als wäre, was dir zu thun beliebt, unumstößliches Gesetz im Hause. Mama braucht nur zu winken, so ändert sich alles.“

Er sieht sie ironisch an, indem er stehen bleibt.

„Jetzt seid ihr auch zwei gegen einen! Deine Mutter genießt hier Gastrecht; ich werde mit ihr keinen Streit anfangen. Wenn du dich hinter sie verschanzest, so bist du sicher, alles, was du willst, durchzusetzen. Vorläufig wenigstens — so lange wie's dauert.“

„Bitte, sprich nicht in diesem Tone zu mir, sonst fange ich an zu weinen. Ich bin aufgeregt genug dazu,“ ruft sie heftig. „Ich lehne jede Verantwortung für das, was Mama thut, entschieden ab. Meinethalb kontrolliere mich doch — du kannst ja in deinen Mußestunden mit am Waschfaß stehen und unter den Möbeln auf Staub und Fusseln visitieren, um mich wirtschaftlich auf der Höhe zu halten; ich habe nichts dagegen, wenn es dir Spaß macht.“

„Ich werde den Teufel thun.“

„Du hast es ja Mama eben versprochen. Du wirfst mir vor, daß ich mich mit ihr gegen dich verschwöre — nein, du nimmst ihre Partei gegen mich.“

„Nun, was einem recht, das ist dem andern billig. Wurst wider Wurst, Zipfel zu!“

„Du hast garkeine Revanche nötig; ich sage dir: ich kann nichts dafür, wenn Mama dich ärgert.“

„So? Deine Mutter behauptet's doch! Wer hat denn den Anfang gemacht, ist mit der Sprache herausgegangen, daß ich schlinge, statt anständig zu essen? Du!“

Er geht wieder mit starken Schritten auf und ab, endlich wirft er einen Seitenblick nach den Schaukelstuhl und sieht, daß sie mit trostloser Miene dasitzt und Thränen abwischt. Seine anmutige, blühende blonde Frau, die sonst so heiter ist und die er so liebt. Da faßt ihn Mitleid; er geht zu ihr, nimmt ihren Kopf zwischen die Hände, wie der sich auch zuerst sträubt, und küßt sie. „Armer Schatz,“ sagt er. „Sie macht uns richtig ganz verdreht. Was hat sie denn an dir auszusetzen?“

„Ich bin ein Schmutzfink,“ sagt sie zwischen Lachen und Weinen.

Er lacht laut auf.

* * *

Digitized by Google

„Ich weiß nicht," schüttelt Mama, als sie nachher zum Kaffee kommt, „es stampfte jemand im Hause die ganze Zeit hin und her wie in Holzschuhen. Ich hörte es bis in den Schlaf hinein, nachdem ich erst lange kein Auge zu schließen vermochte."

Sie hatte eine eigene Art, leidend und mitleiderregend auszusehen.

Frau Lottchen, die sich etwas getröstet, blickte mit einem flüchtigen Lächeln, während sie eingoß, auf den Gatten. Der sagte: „Wir haben doch nichts davon bemerkt; es wird im Nebenhause gewesen sein."

„Es ist merkwürdig unruhig bei euch. Es könnte doch sein, daß es von deinem Gehen war, lieber Ernst; das Haus ist offenbar leicht gebaut, so daß es arg schallt, wenn man stark auftritt."

„Dann werde ich mich bemühen, zu schweben, Mama."

„Reich mir den Zucker, Lottchen ... Nun, nun, nur etwas mäßigen. Heut könnten wir wohl ein wenig spazieren gehn, das Wetter scheint ja erträglich zu sein."

Eine Stunde drauf gehn die drei spazieren, nach dem Walde zu. Die Nachmittagssonne scheint so warm, die Spatzen kreischen; Natur und Menschen tragen Frühlingstoilette. Die Frauen gehen zusammen, wobei Mama das Tempo angiebt; der Oberlehrer, der voraus geht, ist alle Augenblick um zwanzig Schritt weiter als sie und zappelt innerlich vor Ungeduld. Mama sieht recht befriedigt aus; sie besteht zwar darauf, daß der Ort schmutzig sei und die Gegend, wiewohl nicht übel, einen feuchten Eindruck mache, aber es grüßen so viele Menschen achtungsvoll, daß dies ihr Mutterherz mit Genugthuung erfüllt. Sie fragt genau nach allen — wenn ein Doktor oder Professor kommt, wird sie still. Der Oberlehrer fängt eben vor ihnen ein junges Paar auf und Frau Lottchen sagt erfreut: „Da ist meine Spezialfreundin, von der ich dir gesagt, du kannst sie gleich kennen lernen."

„Die Bäckerstochter? Wie heißt sie gleich?"

„Harsdörffer," raunt Frau Lottchen, denn ihr Mann kommt mit den zweien auf die Frauen zu. „Herr und Frau Doktor Harsdörffer — unsere liebe Mama."

„Kommt doch noch ein paar Schritt mit," sagt Lottchen.

„Bitte schön ..."

Die Männer gingen voraus, die jungen Frauen nahmen Mama in die Mitte. Sie sah fürstlich aus, aber wohlwollend.

„Ich höre, Ihr Herr Vater ist Bäckermeister?"

Die Frau Doktor macht ein betroffenes Gesicht.

„Allerdings, gnädige Frau."

„Ich finde es sehr achtungswert, daß er Ihnen eine so gute Erziehung hat geben lassen. Das macht die Großstadt. Lottchen sagte, Sie wären Berlinerin. Bei uns würde schwerlich ein Handwerker seine Tochter für eine höhere Sphäre erziehen lassen."

„Möglich," meinte die junge Frau gemessen. „Bei uns wundert sich niemand drüber."

„Es würde bei uns auch kaum ein Glück für ein solches Mädchen sein; die gebildeten Kreise sind von den Handwerkerkreisen scharf geschieden, wie Öl und Wasser. Übrigens interessiert es mich sehr, das hiesige Gebäck mit dem unsrigen zu vergleichen."

„Papa hat speziell eine Wiener Bäckerei ..."

„Ah — das Wiener Gebäck ist ja weltberühmt; da begreife ich ..."

„Verzeihung, ich glaube, wir müssen umkehren — Alfred! wir haben noch einen Besuch vor ..."

„War mir sehr angenehm," versicherte Doktor Harsdörffer; die Frau Doktor verneigt sich ceremoniös.

„Sie hat sehr gute Manieren," nickt Mama befriedigt. Frau Lottchen muß sich Luft machen.

„Nimm mir's nicht übel, Mama — warum sprachst du immerzu von Bäckerei? Helene muß das ja für Absicht halten."

„Liebes Kind," wehrt Mama empfindlich, „du wirst hoffentlich deiner Mutter überlassen, zu bestimmen, was sie für passend hält. Einer geborenen Bäckertochter liegt sicherlich dies Thema am nächsten, und sie hat gar keinen Grund, sich ihrer Abkunft zu schämen. Meinst du nicht auch, Ernst?"

„Jawohl," bestätigt der mit großem Kraftaufwand. „Durchaus meine Meinung."

Digitized by Google

Die Gattin ist erbittert. Er bestärkt Mama in ihrer Unglaublichkeit. Sie weiß besser, was dieser Zwischenfall für Folgen haben kann! Schweigend geht sie den ganzen Weg, läßt Mama und den Gatten reden, die ganz d'accord zu sein scheinen. Auf dem Rückwege hat Mama einen Einfall. Sie schickt Ernst voraus, will eine Besorgung machen.

„Lottchen, du weißt jedenfalls, wo Ernsts Schneider wohnt. Ich werde doch einen Anzug für die Oberhemden bestellen.

„Mama, ich bitte dich, thu's nicht."

Mama ist fest entschlossen. „Ich werde dir beweisen, daß er ihn trägt."

Frau Lottchen verzweifelt — ihr Mann wird wieder sagen, sie hat mit Mama komplottiert, wenn sie jetzt mit ihr zu seinem Schneider geht ... ah! er hat ja eben erst wieder die Partie von Mama gegen sie genommen. Wurst wider Wurst, Zipfel zu! sagt er. Sie wird in Gedanken Buch führen — Zug gegen Zug.

Und sie geht mit Mama zum Schneider ...

Nach dem Abendessen erhebt sich der Oberlehrer ohne viel Umstände. „Du entschuldigst mich, Mama, heut ist Kegeltag. Auf Wiedersehn morgen!" Er ging auffallend eilig.

Mama sah kopfschüttelnd hinter ihm drein, schüttelte immer wieder, immer wieder. Endlich platzte sie mit der Sprache heraus.

„Da wundre ich mich nicht, daß er in seinem Wesen so wenig fein ist, wenn er so rohe Vergnügungen aufsucht! Das muß ich sagen: das — das habe ich von Papa nie gelitten! Auf den Kegelbahnen nämlich herrscht ein schrecklicher Ton, mein Kind. Das wäre eine würdige Aufgabe, ihn von dort loszulösen!"

Die junge Frau sieht Mama zweifelnd an. „Es ist aber lauter gute Gesellschaft dort ... er freut sich die ganze Woche drauf ..."

„Die Frauen dieser Männer beneide ich nicht. Du hast offenbar keine Ahnung, wie sie da in die Nacht hinein toben, in Hemdärmeln, wie die Hausknechte, die rohesten Witze machen ... wann kommt er denn da nach Hause?" Sie ist ernstlich empört.

„Gegen zwölf, glaube ich. Ich schlafe immer schon, werde höchstens halbwach."

„So bist du noch glücklich dran, denn er wird furchtbar nach Bier riechen und nichts weniger als nüchtern sein. Ich meinerseits habe nie einschlafen können, so lange Papa nicht zu Hause war, es machte mich entsetzlich nervös, auf ihn warten zu müssen, darauf nahm er natürlich Rücksicht. Versuche es ein einzigesmal, wach zu bleiben, und du wirst mir recht geben. Die ganze Atmosphäre von Rohheit wirst du an ihm spüren. Nun — das erklärt freilich viel ..."

Heute konnte Frau Lottchen noch weniger einschlafen als gestern. Sie vermochte den Gedanken nicht loszuwerden, daß an der Schilderung von Mama doch etwas Richtiges sein müsse. Mama hatte ja bis zum Zubettgehen noch allerlei „Erfahrungen" aus dritter Hand zum Besten gegeben, und diese waren allerdings durchgehends sehr abstoßender Natur.

Sie machte immer wieder Licht, sah nach der Uhr, horchte im Verdämmern plötzlich wieder auf ein Geräusch, daß sie zu hören meinte, bis sie vor Aufregung fieberte. Als ihr Mann endlich kam, brach sie in Thränen aus. Er polterte so mit den Stiefeln, pfiff sogar, und nachher roch er wirklich nach Bier und kam ihr so wüst vor, als er sich zu ihr niederbeugte.

„Was ist dir denn, Schatz? Wieder die Mama ..."

„Ach Gott, ich habe auf dich gewartet, und das war schrecklich. Mußt du denn kegeln?"

„Nachtigall, ich hör dir trapsen," lachte er, und wie ihr schien, sehr roh. „Jawohl, ich muß, Schatz. Andermal schlaf du nur, wie früher."

* * *

Und es ward aus Abend und Morgen der dritte Tag.

Der Oberlehrer frühstückte allein, er mußte zeitig zur Schule. Doch die Thüren zum Salon und weiter zum Schlafzimmer standen offen, und er ging mit dem geschmierten Brödchen in den Salon, als er merkte, daß Frau Lottchen munter war.

„Du, die Harsdörffer ist ja außer sich über Mama und über dich auch. Sie zerbricht sich

Digitized by Google

den Kopf, was der Grund sein könnte, daß du gegen Mama die Bäckertochter geradezu aus dem Fenster gehängt hast, und warum Mama ihr diese mit so deutlicher Absicht unter die Nase gerieben."

„Siehst du, wie sehr ich recht hatte," scholl es vom Schlafzimmer her ganz erbittert. „Und du hast Mama noch bestärkt."

„Eh, es muß noch toller kommen," lachte er, in das Brötchen beißend. „Ich habe natürlich möglichst Wasser in den Wein gegossen, Harsdörffer ist ja ganz vernünftig ... Was war dir denn übrigens die Nacht wegen des Kegelns in den Kopf gekommen?"

„Wenn es da so zugeht, wie Mama mir's geschildert, dann wär's wirklich besser, du bliebest zu Hause."

„Aha, meine Ahnung! Davon mußt du mir näheres berichten — aber nicht jetzt, ich muß fort. Auf Wiedersehen, Schatz."

Mama war heute behaglich aufgewacht, hingegen die Tochter verstimmt; „sie habe schlecht geschlafen."

„Hast du deinen Mann erwartet?"

„Ja ..."

„Nun?"

„Ich glaube, du hast nicht so unrecht, Mama."

„Ich habe vielmehr bestimmt recht, Lottchen." Sie saß da wie eine kleine dicke Göttin der Weisheit im grauen Morgenschlafrock, die Nektar und Ambrosia frühstückt. „Wir wollen mit Vorsicht verfahren, immer wieder an seinen besseren Menschen appellieren. Auf jeden Fall zähle ich auf deine Unterstützung."

Mama zählt bereits wieder auf ihre Unterstützung.

„Ich habe ihm schon davon gesprochen ..."

„Nun, und was sagte er?"

„Ich glaube, er lachte mich aus."

„Das thun die Männer gewöhnlich, wenn sie ein böses Gewissen haben und von uns in die Enge getrieben werden. Damit darf man sich nicht abspeisen lassen." Sie taucht befriedigt die Nase in die Kaffeetasse. „Er wird sich fügen, daran zweifle ich nicht. Bis jetzt kann ich nur sagen: du hast einen sehr guten und verständigen Mann bekommen, liebes Lottchen. Halte ihn nur möglichst in deiner Nähe fest, denn die Männer verderben einer den andern."

Frau Lottchen kann hier doch nicht ganz schweigen. „Mama, wenn du dich nur nicht in Ernst täuschest. Ich traue ihm nicht so wie du."

Mama lächelt bloß überlegen.

„Wir werden morgen sein Zimmer vornehmen. Du sagtest ja wohl, das würde ihm furchtbar sein? Nun — wir wollen die Probe darauf machen! Heute werden wir zuerst deiner Sophie noch eine Lektion geben. Apropos — hol doch die Schutzdeckchen, liebes Kind!"

Frau Lottchen holte sie, Mama hatte inzwischen wieder die Rouleaux herabgelassen. Sie war entzückt, als die „nächtlichen" Handarbeiten das Sofa verzierten. „Das muß doch jedem gefallen." Sie legte den Kopf bald nach rechts, bald nach links, ging abwechselnd näher und ferner. „Sehr, sehr hübsch!" Dann wischten die Frauen Staub, und dann gingen sie Sophie ‚kontrollieren', die inzwischen in den Schlafzimmern rumort hatte. Da gab es wieder genug nachzubessern. Sophie fügte sich mit innerlichem Gewittergrollen.

„Fehlt vielleicht noch was?" fragte sie spitzig, ehe sie abging.

„Sie brauchen nicht empfindlich zu thun, meine Liebe. Es kann Ihnen nicht schaden, wenn Sie sich noch ein wenig vervollkommnen; ich werde Ihnen das gleich in der Küche noch deutlicher beweisen."

Das war zu viel, Sophie erstarrte. In der Küche? In ihr herumschnüffeln, die ihr angestammtes Reich und ihr Stolz! Sie warf die Thür hinter sich zu, daß es krachte. „Nun, das fehlt noch," sagt Mama und geht ihr nach. „Bitte, kehren Sie doch gefälligst noch einmal um und versuchen Sie, ob Sie die Thür nicht mit weniger Kraftaufwand schließen können."

Sophie geht in die Küche, als ob sie taub wäre. Nicht um die Welt wäre sie umgekehrt.

„Ich bitte dich, Mama, treib es doch nicht auf die Spitze!"

Mama kehrt sich um: „Mein Kind, du wirst zugeben, daß wir uns das nicht gefallen lassen können von einem Dienstboten. Sie ist eine ganz freche Person." Und sie geht hinaus

Digitized by Google

und kommt nach einiger Zeit ganz echauffiert wieder, tiefste Empörung in den Augen.

„Wir werden also die Küche heute nicht revidieren. Ich will nicht wiederholen, was dieses Geschöpf mir zu sagen wagte. Ich hoffe, Ernst wird ihr nachher den Standpunkt klar machen . . .“ Frau Lottchen macht Miene, in die Küche zu gehen . . . „Nein, ich ersuche dich, jetzt hier zu bleiben; wir werden mit dieser Person kein Wort wechseln, bis sie abgebeten hat! Komm, bitte, mit in das Wohnzimmer.“

Dort sitzen sie. Frau Lottchen stickt, Mama strickt. Erinnerungen an verflossene bösartige Dienstmädchen unterbrechen das schwüle Schweigen. Und nun — da ist der Oberlehrer. „Gott sei Dank, daß du kommst,“ ruft Frau Lottchen.

„Guten Morgen, Mama — ja, was ist denn los?“

Eine kurze Pause. „Lieber Ernst,“ sagt Mama endlich, kalt von ihrem Strumpfe aufblickend, „ich muß dich leider bitten, ein ernstes Wort mit eurem Mädchen zu reden. Diese Person ist mir heute morgen in einer Weise frech begegnet, die ich nur verzeihen kann, wenn sie mir ernstlich Abbitte leistet.“

„Was? Sie ist doch sonst nicht so?“

„Nun, sie glaubt wahrscheinlich, sich das gegen mich herausnehmen zu dürfen, weil ich sie nicht gemietet habe. Jedenfalls kann ich nur mit ihr zusammen hier bleiben, wenn sie mir eine eklatante Genugthuung giebt.“

„Ja, da will ich doch gleich . . .“

In der Küche sagte er: „Sophie, was ist das? Meine Schwiegermutter beschwert sich, Sie hätten sie frech behandelt. Machen Sie keine Geschichten, Mädchen, und bitten Sie ihr ab. So lange sie hier ist, müssen Sie ihre Eigenheiten respektieren.“

Sophie stemmt die Arme in die Seiten: „Das paßt mir nicht, Herr Oberlehrer; so ein Gewirtschafte, wo man immer wie eine Dumme dasteht und als Schmutzlotte heruntergeputzt wird. Ich mache meine Arbeit, und zerreißen kann sich der Mensch nicht. Ich weiß gar nicht mehr, wie ich mit dem Kochen fertig werden soll . . .“

„Seien Sie nicht obstinat, Sophie, geben Sie ihr ein gut Wort . . .“

„Nein, das thue ich nicht. Lieber will ich gehen.“

„Himmeld— überlegen Sie sich's!“

Damit macht er kurz kehrt. „Sie wird sich's überlegen, Mama,“ sagt er drüben. „Was hat's denn eigentlich gegeben?“

„Lassen wir das; ich will ihre ordinären Reden nicht wiederholen. Ihr habt das Mädchen eben grenzenlos verwöhnt. Gut also, ich werde abwarten.“

Frau Lottchen deckt, Sophie kommt finster helfen, die Augen bald rechts bald links rollend. Die junge Frau fiebert in dieser Gewitterschwüle, sie kann kaum einen Bissen genießen, während der Gatte wie ein kampfwütender Soldat in der Schlacht einhaut. Es wird wenig gesprochen. Mama, die tief verwundet aussieht, vergißt vollkommen alles, was sie Ernst während der Mahlzeit zu seiner Erziehung zu sagen die Absicht gehabt. Als Sophie endlich abräumt — sie und Mama vermeiden, einander anzusehen — sagt letztere plötzlich: „Nun, Sophie, sehen Sie Ihr Unrecht endlich ein?“

Sophie schweigt niederträchtig und geht hinaus.

„Das ist doch unerhört!“ ruft Mama in gerechter Erbitterung. „Wenn sich diese Person das gegen eure Mutter erlauben darf . . .“

„Ja, was soll denn geschehen!“ ruft der Oberlehrer aufspringend; „ich kann doch das Mädchen nicht Knall und Fall fortschicken . . .“

„Dann ist's besser, ich verlasse euch.“

„Aber Ernst, das können wir Mama wirklich nicht bieten lassen,“ ruft Frau Lottchen hochrot.

Der Oberlehrer stürzt aus dem Zimmer in die Küche: „Sophie, entweder Sie bitten ab, oder Sie gehen.“

„Jawohl, ich gehe gleich, wenn Sie wollen.“

„Gut, gehen Sie; ich zahle Ihnen Kostgeld, wenn Sie dieser Tage kommen und wieder nachfragen.“ Und drüben meldet er: „Sie zieht noch heute,“ wobei er grimmig wie ein Löwe aussieht, dem man einen Knochen fortnehmen will.

„Mein Gott — ich kann doch jetzt nicht ohne Mädchen sein,“ jammert Frau Lottchen verzweifelt. „Du weißt gar nicht, wie schwer es hier hält, auf der Stelle ein gutes Mädchen zu bekommen . . .“ Sie steht auf.

Digitized by Google

„Bleib — nimm ein schlechtes oder eine Aufwartung. Dieses Geschöpf geht noch heute, ich leide nicht, daß Mama sich auch nur einen Tag über sie aufregt."

Mama sieht selber jetzt etwas betreten aus. „Das ist wohl etwas übereilt, lieber Ernst..."

„Gebt euch keine Mühe. Ich weiß, was ich dir schuldig bin. Es bleibt dabei."

So wie er auftritt, wagen die Frauen nicht mehr zu widersprechen. Mama wendet sich zu Frau Lottchen: „Es ist noch nicht Abend, vielleicht besinnt sich das Mädchen. Wir besprechen die Sache am Nachmittag noch eingehend, rege dich jetzt nicht so auf, Lottchen..."

„Mein Gott," sagt die junge Frau todunglücklich, als sie mit dem Gatten allein ist, „was soll nur werden! Mama meint's ja in ihrer Art gut, aber sie macht uns alle verrückt."

„Jawohl," ruft der Oberlehrer ingrimmig, „verrückt — verrückt — verrückt —" wobei er dreimal die Arme in die Luft wirft.

Frau Lottchen weint wieder. „Ich weiß nicht, was in Mama gefahren ist," schluchzt sie, mit dem Taschentuch über die Augen fahrend, „so kenne ich sie doch zu Hause nicht."

„Wahrscheinlich kann sie die Luft hier nicht vertragen. So eine Art Tropenkoller."

„Diese Wut, alles zu tadeln und zu ändern und bis auf jedes Stäubchen rein zu machen — jetzt sollst du nicht Kegel schieben — sie wird dir's schon noch sagen — und morgen soll deine Stube aufgeräumt werden..."

„Was?" rief der Oberlehrer wie von der Tarantel gestochen, „ich soll wirklich nicht kegeln? — und deine Mutter — meine Stube?... Adieu mein Kind!"

Er ist draußen, in der Küche. „Sophie, Sie gehn bestimmt heut vor Abend... mir zu Gefallen. Wo gehn Sie hin?"

„Zu meiner Mutter."

„Ah, richtig. Schon gut."

Als er seinen Hut nimmt, erscheint Frau Lottchen blaß in der Thür. „Am Abend bin ich zurück; sag Mama, ich hätte wichtige Conferenzen." Und er stürmt die Treppe hinunter. „Verrückt!" wiederholt er wütend für sich. „Wozu brauchen wir uns verrückt machen zu lassen? Nicht mehr kegeln — und sie — meine Stube durcheinander wirtschaften... das könnte mir passen."

Am Nebenhause blickt er durch einen Thorweg und sieht einen Menschen in Hemdärmeln auf dem Hofe stehen, rasch biegt er ein.

„Guten Tag, Müller."

„Guten Tag, Herr Oberlehrer."

„Müller, wollen Sie sich die nächsten Tage für jeden eine Mark verdienen?"

„Warum das nicht? Was soll ich denn dafür machen?"

„Können Sie nicht jeden Morgen, so früh wie gestern, eine halbe Stunde lang etwas ausklopfen im Hofe? Kleider, Teppiche — was, das ist mir egal. Aber ich habe nichts gesagt."

„Ich will sehen — so lange wie ich keinen Skandal kriege — unser Herr ist immer schon auf den Beinen um die Zeit, der wird wohl nichts dagegen haben." Müller sieht äußerst verschmitzt aus.

„Abgemacht. Hier haben Sie die Mark für morgen als Aufgeld."

Der Oberlehrer ist ein starker Fußgänger. Er rennt fünf Stunden im Walde herum, von dem einen Gedanken beherrscht: Sie muß fort. Am liebsten nähme er sie unter den Arm, trüge sie in eine Droschke, aus der Droschke ins Coupé, hielte die Coupéthür zu, bis sie abgefahren wäre. Aber nein: sie muß freiwillig fahren. Seine angeärgerte Phantasie wütet in grausamen Bildern, wie dies herbeizuführen. Sein chemischer College wird ihm eine Flasche Schwefelwasserstoffwasser fabrizieren, und er infiziert seine Wohnung auf vierzehn Tage immer kräftiger mit diesem teuflischen Gestank. Oder: der Besitzer des Lokalblättchens, der mit ihm kegelt, muß ihm zu Gefallen eine Notiz bringen, daß eine schreckliche Feuersbrunst den Ort verwüstet hat, wo sie wohnt — oder daß ein Geheimer expedierender Sekretär dort unter irgendwelchen ungewöhnlichen Umständen vom Schlag getroffen worden... leider, fällt ihm ein, wird sie telegraphisch sofort erfahren, daß dies Schwindel ist. Vielleicht nimmt er ein Weinglas und stößt mit ihr so an, daß es zerbricht, und ängstigt sie mit Ahnungen... oder noch einfacher: er schreibt an Papa, zieht ihn ins Vertrauen und bittet um telegraphische Rückberufung von Mama unter irgend welchem dringlichen Vorwande...

Zu einem rechten Entschlusse kommt er in all den fünf Stunden nicht.

Digitized by Google

Auf dem Rückwege geht er über Feld und überholt fünf halbwüchsige Jungen — Gymnasiasten, wie er erkennt. Sie grüßen so gewaltsam, wie Gymnasiasten ihre Lehrer zu grüßen pflegen, lachen etwas verlegen, und einer trägt eine mäßige Cigarrenkiste.

„Was habt ihr denn da?"

„Mäuse, Herr Oberlehrer."

„Wo habt ihr die her?"

„Siebert hat sie gefangen, der kann Mäuse mit der Hand fangen."

„Wie machst du das?"

„Ich bücke mich rasch und fasse sie im Genick," sagt Siebert nicht ohne Stolz.

„Mäuse", geht's im Kopf des Oberlehrers herum — „Mäuse — wieviel sind's denn?"

„Sechs."

„Die könnt ihr mir schenken; ich brauch gerade welche. So — ich danke euch; den Kasten bring ich mal in die Schule mit."

Er hat den Kasten, in dessen Deckel eine Klappe eingeschnitten ist, unter den Arm geklemmt und geht eilfertig weiter, mit einem blutdürstigen Lächeln. Sie sollen ihm nur in seine Stube kommen! Er wird den Kasten auf die Dielen setzen und sehen, was da geschieht. Gegen sechs Mäuse kommen alle Weiber der Welt nicht an! Mit heimlicher Wollust hört er, wie sie in der Kiste krabbeln.

In der Nähe seiner Wohnung stößt er auf Sophie und geht auf sie zu. Sie ist in Sonntagstoilette und trägt ein Bündel.

„Ziehen Sie, Sophie?"

„Ja, Herr Oberlehrer; sie wollten mich halten, aber bei der Geheimen Gnädigen bleibe ich nicht."

„Sollen Sie auch nicht. Ich lasse es Ihnen sagen, wenn sie abgereist ist."

Oben ging er zuerst in seine Stube, setzte die Kiste mit den sechs Mäusen nieder. Nebenan hörte er Frau Lottchen unverständliche Worte reden — jetzt öffnete sie, und er trat ihr händereibend entgegen.

„Nun, Sophie seid ihr glücklich los, ich bin ihr eben begegnet."

„Ja, und Mama ist ganz elegisch gestimmt deshalb. Komm nur und hilf sie trösten."

„Wieso — warum? Ihr müßt euch eben behelfen."

„Es ist auch nicht deshalb, lieber Ernst," erklingt Mamas melancholische Stimme von einem Lehnstuhl am Fenster her. „Ihr könnt am Ende froh sein, daß ihr diese Person los seid, ich rechne es mir sogar zum Verdienst an, euch von ihr befreit zu haben; und Lottchen hat schon eine Aufwartung für morgen. Nur hat es ohne ein brauchbares Mädchen, das länger im Hause bleibt, keinen Sinn, sich eingehend mit der Haushaltung zu beschäftigen, und das war ein Hauptzweck meines Kommens. Bloß zum Vergnügen hier sitzen — während Papa zu Hause mich schwer entbehrt ... ich habe den ganzen Nachmittag an ihn denken müssen."

Lottchen fällt ein: „Aber Mama — du sagst doch selbst, er sei gut versorgt!"

„Äußerlich wohl; indes, wie ich dir schon bemerkte: eine Frau ist durch nichts zu ersetzen."

„Der Meinung bin ich ganz entschieden," beteuerte der Oberlehrer mit Überzeugung und faßt Frau Lottchen mit einem Arme um. „Merkwürdig übrigens — ich will es nur erzählen — ich habe zwei Nächte hintereinander jetzt Papa im Traum gesehen, der mich inbrünstig bat, ich möchte dich ihm wiedergeben, Mama, damit er nicht allein zu sterben genötigt sei. Er sah sehr schlecht aus; ordentlich leichenhaft." Er sagt das wie beiläufig.

Mama ist plötzlich ganz verstört. „Warum erzählst du das jetzt erst?"

„Ich wollte dich nicht ängstigen. Mir ist's schon leid, daß ich davon angefangen habe."

„Nun, ich bin ja nicht eigentlich abergläubisch, aber unwillkürlich wird man doch von so etwas beeinflußt. Zweimal, sagst du, hast du das schon geträumt?"

„Zweimal," bestätigt er. (Es scheint wahrhaftig zu wirken!)

„Das ist immerhin schon sehr auffällig. Etwas Ernstliches kann mit Papa noch nicht passiert sein, sonst hätte ich ein Telegramm."

„Natürlich. Aber wollen wir nicht essen? Ich habe Hunger."

Es ist noch ziemlich hell; die beiden Frauen decken. Der Oberlehrer promeniert in der Stube, wiegt sich in ausschweifenden Hoffnungen, aber er hütet sich, die graue Stimmung, welche herrscht, zu stören.

Digitized by Google

„Weißt du, Ernst — wenn du das zum drittenmale träumst, könnte mich nichts in der Welt abhalten, morgen abzureisen."

„Aber Mama, du wirst doch nicht...?"

„Ja; ihr könntet mir das nicht übel nehmen. Ich komme lieber in einiger Zeit wieder. Mancherlei Gutes habe ich ja schon in diesen Tagen gestiftet — alles auf einmal könnt ihr nicht gut verlangen, ohne unbescheiden zu sein."

„Gewiß, wir sind dir schon dankbar genug," versichert die Bruststimme des Oberlehrers. „Ah, seid nicht so melancholisch; ich werde eine Flasche Wein holen." Und er schießt plötzlich gegen alle Proteste hinaus, stülpt den Hut auf und geht zum nächsten Händler, während Lottchen kopfschüttelnd Gläser aufstellt. „Alle Mittel helfen," sagt der Oberlehrer mit der Flasche auf der Treppe zu sich und zieht das Messer mit dem Korkzieher aus der Tasche.

„So, Mamachen — und zum Kuckuck mit allen Träumen und Ahnungen..." Der Pfropf ist heraus, er setzt sich und klingt an: „Dein Wohl!"

Knack! Aus seinem Glas fällt ein Scherben, der dritte Theil des Inhalts fließt auf das Tischtuch. Er sieht Lottchen an, Lottchen sieht Mama an, Mama den Schwiegersohn.

„Ein sonderbarer Zufall," brummt dieser. „Das ist ja wahrhaft unheimlich."

„Allerdings," sagt Mama mit Grabesstimme. „Kinder, mir wird himmelangst. Es ist sicher besser, ich fahre morgen zu meiner eigenen Beruhigung. Redet mir nicht ab."

„Ich gestehe, unter diesen Umständen führe ich selber," meint nachdenklich der Oberlehrer und schüttelt langsam den Kopf.

Das Essen will nicht schmecken, den Wein trinkt der Hausherr allein, trinkt die Flasche nachher den Abend über leer, während er alle Geschichten von Ahnungen und Wahrträumen erzählt, die er irgend weiß. Mama fügt ihre Vorräte dazwischen. Das genügt.

Gegen Mitternacht hat Ernst den Auftrag, für Mittag die Droschke und außerdem ein Telegramm an Papa zu besorgen, und Frau Lottchen muß mit Mama in ihr Schlafzimmer kommen, bis sie geborgen im Bett liegt. Der Oberlehrer revidiert rasch inzwischen noch einmal den Mäusekasten: Der Deckel ist mit zwei verschleiften Bändchen gesichert. Er hält den Kasten ans Ohr und horcht auf das Krabbeln drin: „Ihr Spitzbuben — wenn alles gut geht, setze ich euch morgen wieder ins Feld," sagt er vergnügt. „Und diese Nacht muß Papa wieder erscheinen."

* * *

Richtig — am Morgen, ehe er in die Schule wandert, kann er Mama versichern, er glaube bestimmt, daß sein Traum sich ähnlich, nur minder klar, zum drittenmale wiederholt habe. Es hätte dessen nicht bedurft, Mama ist ohnedies fest willens, zu fahren. Daß Müller in aller Herrgottsfrühe wieder wie besessen geklopft hat, ist gleichfalls eine ganz überflüssige Grausamkeit gewesen!

Nun, sie wird dem jetzt entgehen.

Am Vormittag, nach dem Einpacken, sitzt sie noch mit Frau Lottchen und „bespricht einiges." „Vielleicht notierst du dir, mein Kind, worauf ich alles aufmerksam gemacht habe. Nimm einmal dein Notizbuch, wir wollen uns beide erinnern...

Erstlich, was Ernst betrifft: Nicht so schnell essen — nicht pfeifen — nicht Kegel schieben — nicht so bäurisch auftreten... was war's doch noch? Ah, richtig: die Oberhemden! Die Rechnung über den Anzug schickst du mir...

Ferner, was die Wirtschaft angeht: Rouleaux — Schoner — Sauberkeit (ich muß dir das auf das dringendste einschärfen, Lottchen; gewöhne gleich das neue Mädchen von vornherein dran!) — Wäsche (du mußt selber in der Waschküche nachsehen; die Waschfrauen sind sündhaft oberflächlich, sage ich dir!)... was doch weiter... weißt du, wenn dein Mann dich in Wind und Wetter hinausschleppen will, so sprichst du mit; auf alle Fälle nimm ordentlich etwas um..."

Frau Lottchen schreibt gewissenhaft nach.

„Du wirst schon noch manches finden, jetzt, wo ich dir die Augen geöffnet habe."

Zu Mittag fährt wieder die Droschke zur Bahn, wie sie gekommen. „Hoffentlich sind deine Sorgen unnütz gewesen, Mama," sagt der Oberlehrer mit warmem Händedruck. Aber Mama sieht wieder so wehleidig wie möglich aus, und als der Zug abfährt, wischt sie Thränen ab — sie ist eine ganz gute Frau!

* * *

Digitized by Google

Die Strafe für dies Krokodil von Schwiegersohn blieb nicht gänzlich aus.

Erstlich: als er am Nachmittag sein Arbeitszimmer betrat, um den Kasten fortzutragen, fuhr ihm eine Maus zwischen den Beinen durch ... der Kasten war leer, und fünf weitere Mäuse segelten geräuschlos im Zimmer umher, von Ecke zu Ecke. Er prallte beiseite, öffnete das Wohnzimmer, und zwei dieser Geschöpfe benutzten die Gelegenheit mit ihm, zu Frau Lottchen zu gelangen. Die kreischte auf ...

Erst nach Verlauf von drei Tagen war mit Hilfe einiger Fallen die Menagerie wieder beisammen, nachdem Lottchen und Sophie Unbeschreibliches an Angst und Schrecken ausgestanden.

Nach acht Tagen aber meldete sich Müller! Er hatte jeden Morgen geklopft und beanspruchte sieben Mark. Der Oberlehrer, der vom Klopfen nichts gehört, hatte vergessen, ihm den Kontrakt zu kündigen.

Nach längeren Verhandlungen erst war Müller zu bewegen, mit drei Mark abzuziehen. Von dieser Zeit an aber versicherte er jedem, der es hören wollte, der Oberlehrer Walter wäre „auch so einer!"

Annette von Droste-Hülshoff.

Zu ihrem hundertjährigen Geburtstag (geb. am 10. Januar 1797)

von

Ernst Heilborn.

Nachdruck verboten.

Aus tiefen und innigen landschaftlichen Eindrücken haben sich Litteratur und Kunst der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts verjüngt. Die Pariser Maler, die der Großstadt den Rücken kehrten, um in Barbizons Wäldern ganz dem Zauber und der Schöne der Landschaft zu leben und in ihr zu schaffen, sie sind zu Aposteln eines neuen Naturempfindens geworden. Und die Litteratur fast aller Länder ist in diesem neuen Naturgefühl neu aufgeblüht. Ein Doppeltes trat in Erscheinung: die Landschaft wurde als ein Seelenzustand (un état d'âme) des Betrachters aufgefaßt, und andrerseits wurde der Kraft, die von der Landschaft auf den Menschen ausgeht, der dauernd in ihr lebt, Rechnung getragen. Die Wechselwirkung zwischen dem Menschen und der Landschaft, sie tritt in der modernen Dichtung überall hervor, in Ibsens Dramen wie in Kiplings Erzählungen; der Versunkenen Glocke Gerhart Hauptmanns hat sie die Stimme geliehen. Und wie eine ahnende Prophetin dieses neuen Naturevangeliums erscheint heute die bescheidene, schlichte Frau, deren hundertjähriger Geburtstag am 10. Januar von einer stillen Gemeinde begangen werden wird: Annette von Droste-Hülshoff.

Ihre Lebensgeschichte war so wenig kompliziert, wie ihre Dichtung, da, wo sie am reinsten in Erscheinung tritt, ganz schlicht und ganz einfach ist. Sie hat ihre Tage in dem angestammten Hülshoff und dann im Witwensitz der Mutter in Rüschhaus sinnend verbracht; ihr früher Lebensabend hat sie im Schlosse ihres Schwagers Laßberg, der Meeresburg, in reichem, dichterischem Schaffen überkommen. Ein flüchtiger Liebestraum hat sie in jungen Jahren spielend umgaukelt; sie hat, gereift, in der Freundschaft mit Levin Schücking Ersatz für versagtes Glück gefunden. Und mit sorgenden Händen

Digitized by Google

war sie vielen eine liebende Freundin, und die Kinder aus den Örtern, in denen sie lebte, umdrängten sie und standen oftmals wartend unter ihrem Fenster und riefen: „Fräulein! Vertellen, vertellen!“ So verfloß ihr das Leben still und ruhig. Sie hat in mußevollen Stunden manch ernstes, schweres Buch gelesen, und was sie that, das that sie ganz —; und mit Sammeleifer hat sie sich um seltene Muscheln und Münzen bemüht. In den Stunden der Erschöpfung — ihr Körper war so schwach, wie ihr Geist stark war — mußten die ihr dann vom Meer und seiner Pracht und von alten Zeiten und fremdartigen Menschen erzählen. Das große Erlebnis ihres Lebens aber war die Landschaft, vor allem die heimatliche Landschaft, die westfälische.

Als sie jung war, beherrschte die Romantik die deutsche Litteratur. Auch ihren Sinn nahm sie gefangen. In weitem Abstand zwar, doch ohne Eigenart und persönliches Wollen ging sie in ihren jungen Jahren hinter den Bannerträgern der Romantik her. Und eine gewisse Formvollendung war ihr schon früh zu eigen. Erst später wurde ihr ein schlichter Realismus mehr und mehr Herzenssache. Zu diesem Realismus aber kam doch wieder ein anderes Element, eine eigene, erlebte Romantik, die nicht in ihrem persönlichen Wollen und Fühlen war, die dem Charakter der heimatlichen Landschaft entstammte und dann aus ihr redete und dichtete. Auch von ihr gilt das Wort, daß die Landschaft sie in ihren Bannkreis gezogen und sich assimiliert hat.

Die Eindrücke der westfälischen Haidelandschaft sind für sie bestimmend geworden. Wenn der Regen das Haidemoor schlägt und der Wind um die vereinzelten Stämme ächzt, oder wenn der Mond die Haide mit mattem Totenlicht beleuchtet und die Schatten huschen, oder selbst wenn die Sonne auf dem Haidegras brütet und klagend der Krähenruf tönt, — immer webt etwas Gespenstisches, Spukhaftes in dieser Landschaft. Die Dichtung der Droste hat dieses Element in sich aufgesogen; es hat ihr die eigentümliche Stimmung gegeben. Und darum ist ihre Dichtung in ihren „Haidebildern“ am stärksten und eigenartigsten. In ihr tiefstes Wesen hat sich die Stimmung der Landschaft Eingang erzwungen, und so war sie fähig, gerade diese Stimmung in ihren Gedichten ganz zwingend wiedererstehen zu lassen. Sie hat einmal geschildert, wie ein Knabe abends über das Moor geht. Dünste steigen auf, und das Röhricht knistert im Winde. Und nun tauchen aus den Nebeln all die gespenstigen Haidegestalten auf, der Gräberknecht und die unselige Spinnerin, der Geigenmann und die verdammte Margreth. Und in den vom Winde gehetzten Nebelfetzen jagen sie hinter dem Knaben drein. So geht's über die Haide hin, bis er drüben, jenseits des Moores, das Lämpchen in der Hütte sieht. Und so ersteht zugleich in diesem Gedicht, und nicht in diesem allein, anschaulich die ganze gespenstige Haidelandschaft. Sie ist in ihrer Stimmung verdichtet, und die Poesie hat mit ihren Mitteln ein Bild geschaffen, das ganz anschaulich und ganz gegenständlich ist.

Annette von Droste-Hülshoff war eine gläubige Natur und eine fromme katholische Christin. Sie hat religiöse Lieder gedichtet, und die tiefste Weisheit des Christentums, das Gebot der Liebe, war ihr Maß des Lebens und Richtschnur des Denkens. Die Religion füllte sie aus und gab ihr voll Genüge. Und doch ruht das Eigenartige ihrer Weltanschauung nicht in religiösem Grund verankert, sondern wie die Kraft ihres Dichtens entstammt es landschaftlichen Eindrücken. Sie hat das tiefsinnige Gedicht von den Krähen geschrieben, in dem die Krähen auf der Haide erzählen, was sie vor vielen Menschengenerationen erschaut und erlebt haben, und zu guterletzt kommt ein

Digitized by Google

alter, kahler Rabe und spricht von Zeiten, von denen nur die Sage schwerverständlich den Menschen ihren Bericht giebt. Was bleibt von den Menschen, von ihrem Thun und ihrem Schaffen übrig? Nicht viel mehr als ein Krähenbericht und eine Rabenerzählung. Die starre Unveränderlichkeit der Landschaft und in ihr die zähe Lebensdauer einzelner ihrer Geschöpfe hat Annette von Droste-Hülshoff die eigene Vergänglichkeitsstimmung allem Irdischen gegenüber gegeben, und damit die Lebensweisheit, die über das Thun der Menschen lächelt, weil ihr Thun verrinnt und ihre Spuren im Sande verwehen. Sie hat die landschaftlichen Eindrücke ihrer stillen, einsamen Spaziergänge in das Leben mit hinüber genommen und hat die Menschen immer in der Ewigkeitsumgebung der Natur gesehen, und das hat ihrer Dichtung die Kraft und die Höhe befreiender Weltanschauung gegeben.

Und ganz aus landschaftlichen Eindrücken heraus ist auch ihre Erzählung die „Judenbuche" gestaltet. Es ist als ob die Wälder Westfalens die Schuld in das Herz des Menschen hineinrauschten. Er flieht die Stätte seines Verbrechens, aber die Landschaft zieht ihn von neuem in ihren Bannkreis hinein. Und er sühnt seine Schuld an der Stätte, an der er die Mordthat begangen hat. Seine Geschichte ist, als hätten die Blätter sie gespenstisch rauschend erzählt. Das Verhältnis von Landschaftsstimmung zu Menschenschicksal ist hier fast ganz ohne Rest in der Gestaltung aufgegangen.

„Nur das Einfache ist großartig, nur das ganz Ungesuchte wahrhaftig rührend und eindringlich," hat Annette von Droste-Hülshoff einmal an Schücking geschrieben. Sie hatte die Kraft, in ihrer Dichtung das wahr zu machen. Wo sie die schlichten Vorgänge im menschlichen Herzen erzählt, ist sie ihrer Wirkung immer sicher. Sie führt an das Krankenbett der Wöchnerin, der sie das totgeborene Kind heimlich begraben haben, und sie erzählt von der beschränkten Frau, der das angelernte „in Gottes Namen" in alle Reden mit unterläuft, deren Herz aber weit ist in Liebefähigkeit; und ihre Dichtung verbreitet ihr sanftes, klares Licht über beide. Sie selbst gehörte mit ihrem Herzen den Stillen und Verwaisten an, denen, die so lange Stiefkinder des Glückes sind, bis sie die reiche Glücksquelle im eigenen Innern entdecken. Sie war eine rein innerliche Natur, und ihr Dichten entsprang ihrem Lieben — soweit es nicht aus landschaftlichen Eindrücken erwuchs.

An den Kämpfen ihrer Zeit ging sie still vorüber, und sie hatte in der Eigenart ihrer Persönlichkeit ein Recht dazu. Sie lebte im engen Kreis der ihr liebgewordenen Beschäftigungen und Freuden und weitete ihr Herz in der tiefen Aufnahme großer Natureindrücke. Sie, die selbst so viel Mitgefühl mit den Schwachen und Unterdrückten hatte, und die sich ein Wissen und eine innerliche Freiheit erkämpft hatte, wie wenig Frauen ihrer Zeit, stand dennoch allen, auch den notwendigen und berechtigten Emanzipationsbestrebungen fremd und anteillos gegenüber. Bei aller künstlerischen Stärke und aller Wucht, die ihrer Dichtung nicht selten innewohnt, blieb sie selbst, nach ihren eigenen Worten, „ein armes, loyales Aristokratenblut". Und sie starb, als die Märzstürme des Jahres 1848 ihre liebe Meeresburg umwetterten.

Aber die neue Zeit, die jene Stürme brachten, ist vergangen, und die Kunst des armen, loyalen Aristokratenblutes ist jung geblieben: die Seele der westphälischen Landschaft atmet in ihr.

Digitized by Google

Die Frau in der öffentlichen Armenpflege.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß die Frau der Erfüllung ihrer socialen Aufgaben um ein wesentliches Stück näher gerückt sein wird, sobald sich ihr die thätige Mitwirkung bei der öffentlichen Armenpflege in umfassender Weise erschließt. Frauen, die gerade in der Zulassung zur socialen Hilfsarbeit ein wesentliches Stück der Frauenrechte und -Pflichten sehen, sind daher seit Jahren für die Einreihung der Frau in die Reihe der offiziellen Armenpfleger lebhaft eingetreten, vor allen Dingen die auf diesem Gebiet besonders erfahrene Frau Jeannette Schwerin, die in einer Reihe von Städten durch öffentliche Vorträge das allgemeine Interesse auf diese wichtige Frage zu lenken wußte. Auf ihre Anregung hin wurde vor kurzem einer Kommission von Berliner Stadtverordneten, die über eine ins Auge gefaßte Decentralisation der Armenpflege zu beraten hat, nachfolgende Petition unterbreitet:

„Die unterzeichneten Frauen bitten eine hohe Stadtverordnetenversammlung zu Berlin, bei der in Aussicht genommenen Reform des öffentlichen Armenwesens der Stadt Berlin in der Armenpflege erfahrene Frauen berücksichtigen und zur Mitarbeit heranziehen zu wollen.

Die in anderen deutschen Städten wie Elberfeld 2c. gemachten Erfahrungen haben die Zweckmäßigkeit der Mitarbeit von Frauen längst erwiesen. Sie kommt zunächst den Armen selbst zu gute, da viele Bedingungen des häuslichen Lebens dem geübten Blick der theoretisch vorgebildeten und praktisch geschulten Frau — und nur solche würden wir für die Mitarbeit befähigt erachten — leichter erkennbar sind als dem Manne, dessen Berufsübung außerhalb des Hauses fast nie Gelegenheit giebt, sich mit den verschiedenen Erscheinungsformen der Häuslichkeit vertraut zu machen. Aber auch der Kommune selbst würde nach unserer bescheidenen Meinung die erbetene Institution Vorteil bringen, denn sie führt dem Gemeindedienst frische, unverbrauchte Kräfte zu. Wir bitten Frauen als Armenpflegerinnen mit beratender und beschließender Stimme einzustellen, denn ein wirksames und erfolgreiches Zusammenarbeiten ist nach unserer Ansicht nur möglich, wenn sämtliche Mitarbeiter gleiche Pflichten und gleiche Rechte haben. Allerdings würden wir den dringenden Wunsch hegen, nur solche Frauen einzustellen, die nachweislich eine systematische Vorbereitung (theoretische und praktische) genossen haben, denn die Heranziehung ungeschulter weiblicher Hilfskräfte würden wir für verderblich halten.

Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß eine hohe Stadtverordnetenversammlung unseren Wünschen Gehör schenken wird. Diese erscheinen um so berechtigter, als ihre Erfüllung uns ein Arbeitsfeld auf socialem Gebiet eröffnen würde, zu dem wir durch unsere natürliche Veranlagung ganz besonders geeignet zu sein glauben."

Jeannette Schwerin; Helene Lange, Hanna Bieber-Böhm, Auguste Friedemann, Luise Jessen, Marie Jaques, Henriette Tiburtius-Hirschfeld.

Die Petition fand eine sehr wohlwollende Aufnahme. Mit zehn gegen fünf Stimmen wurde der Antrag Friedemann angenommen: „Die Stadtverordnetenversammlung möge dem Magistrat empfehlen, einen Gemeindebeschluß herbeizuführen, nach dem Frauen zur öffentlichen Armenpflege zuzuziehen seien."

Damit ist ein erster Schritt auf aufwärts führendem Wege geschehen Hoffentlich findet das Beispiel bald Nachahmung — aber freilich darf nie vergessen werden, daß dem verlangten Recht die Fähigmachung zur Erfüllung einer ernsten Pflicht die Wage halten muß.

Digitized by Google

Ein Wort zu Ehren eines vernachlässigten Frauenberufs.

Gedanken und Erfahrungen einer Frau.

Nachdruck verboten.

Wir jüngern Frauen sehen und fühlen, daß es vorwärts geht mit der sogenannten Frauenbewegung, daß wir freiere Luft atmen und einen reicheren Anteil am großen Strome des Lebens haben, wie die Generation vor uns. Die Presse, die öffentliche Meinung, die Denkenden unter den Männern bekommen allmählich Achtung vor dem Wahren und Tüchtigen dieser Bewegung, und die altbekannten, ausgebeuteten Redensarten über die Emanzipation der Frau verstummen mehr und mehr.

Wir sehen, wie sich schon manches Thor vor der strebenden Frau aufgethan hat, mancher Beruf ihr zugänglich geworden ist.

Wir finden die Vorposten unseres Geschlechtes in diesem Kampf um seine Rechte heute schon in den Hörsälen der Universität, am Operationstische der Kliniken und Krankenhäuser, und glauben froh, daß die Zeit zeigen und klären wird, wo Mann und Frau gemeinsam wirken können, aber auch zu welcher Arbeit ein Geschlecht vor dem andern berufen und tüchtig ist. Alle Arbeit aber, die mit der natürlichen, der socialen Stellung der Frau als Gattin und Mutter im Zusammenhange steht, betrachten wir als ihr eigenstes Arbeitsfeld auch für die Zukunft. Die moderne Frauenbewegung sucht ihre größten, ihre besten Ziele ja auch nicht außerhalb dieser uralten Frauensphären, sondern will die Frau vor allem zur Erfüllung ihrer natürlichen Pflichten schulen, erziehen, vertiefen.

Nun giebt es aber einen uralten Frauenberuf, eine sociale Pflicht des Weibes am Weibe, den heutzutage die gebildete Frau zum wenigsten hier in Deutschland verächtlich bei Seite liegen läßt, obgleich es niemand einfällt, ihr dies Arbeitsfeld streitig zu machen. Sie läßt ihr altes Recht in ungebildeten Händen und verlangt auf diesem ihrem eigensten Gebiet noch keine gründliche Schulung, keine bessere Bildung, keine geistige Zucht, obgleich sie damit gegen ihr eignes Fleisch und Blut anwütet.

Ich meine den Beruf der Geburtshelferin, der „Hebamme", wie man heute noch allgemein sagt. Vielleicht finden später besser gebildete Frauen in diesem Beruf auch einen besseren Namen dafür.

Schön nennt der altgermanische Mythus sie die „Nothelferinnen" und weiß von den weisesten der Frauen, den Nornen, das Walten dieses Amtes zu künden. In der Edda lesen wir, wie Ortrun, König Etzels Schwester, zu Borgne gerufen wird, die in „harten Nöten" liegt, und sie von Sohn und Tochter entbindet. Einen großen Zug von Rechtschaffenheit und Unabhängigkeit, von Adel der Gesinnung finden wir bei jenen ebräischen Wehemüttern, die Pharao nicht gehorchen wollten, und die jüdischen Knaben nicht bei der Geburt töteten: „denn sie fürchteten Gott mehr als den König. Und weil die Wehemütter Gott fürchteten, baute er ihnen Häuser und that ihnen Gutes."

So hochgehalten, den Besten der Frauen anvertraut, zeigt uns die Geschichte diesen Beruf. Überraschend lange Zeit blieb er ausschließlich in Frauenhänden. Nur ihrem Mangel an Kenntnissen und Fortschritten auf diesem Gebiet, an gründlicher Bildung überhaupt, hat die Frau es zuzuschreiben, daß der Mann auf diesem ihrem eigensten Arbeitsfelde Fuß faßte.

Die erste, die ihn als Geburtshelfer rief, war die La Valière, eine Geliebte Ludwigs XIV., die von dem Arzt Jules Clément im Jahre 1663 entbunden wurde. Mit andern französischen Sitten ist diese, und der Name für jene ärztlichen Helfer „accoucheurs", dann bald zu uns gekommen.

Es sind freilich immer noch nur die Frauen der höheren Stände und darunter vorzugsweise die Bewohnerinnen der größeren Städte, die den Arzt bei der normalen Entbindung der Hebamme vorziehen. Der Bürgerstand und die ganze Landbevölkerung ist mit gesundem Gefühl für das Rechte und Natürliche bis heute dem Grundsatz treu geblieben, daß die Frau der Frau diesen

Digitized by Google

Dienst zu leisten hat. Dies ist doppelt anzuerkennen im Hinblick auf die Frauen, die sich uns als Hebammen zur Verfügung stellen.

Ich will hier nicht über die so vielfach als ungenügend verschriene praktische Vorbildung der Hebammen klagen. Viele Ärzte treten energisch für eine Besserung in dieser Beziehung auf, und es giebt gewiß einen andauernden Fortschritt in der Berufsausbildung der Hebamme, insoweit Kenntnisse, Reinlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Betracht kommen. Aber diese Frauen sind im Durchschnitt leider so wenig vorbereitet, so bildungslos von Hause aus, daß auch die praktische Ausbildung darunter leiden muß.

Es sind zum großen Teil brave, tüchtige Frauen, gewiß, die nach besten Kräften ihre Pflicht thun. Aber der Durchschnitt besitzt nur Volksschulbildung, von der bereits das meiste vergessen ist, wenn sie diesen Beruf ergreifen, oft in vorgerückterem Alter, weil ein nichtsnutziger Ehemann oder frühe Witwenschaft sie zum Gelderwerbe zwingen. Vielleicht sind in den großen Städten Deutschlands hin und wieder wahrhaft gebildete Frauen darunter, — mir ist bisher noch keine solche begegnet.[1]) Und von welchem Segen würden sie doch sein, nicht nur durch eine bessere praktische Vorbildung, sondern vor allem durch den geistigen Beistand, den moralischen Halt, den sie der Leidenden bieten können. Daß die ungebildete Hebamme uns den nicht geben kann, ist gewiß nicht mir allein zu einer schmerzlichen Erfahrung geworden.

Man mute einem Manne zu, bei einer Krankheit, einer Operation auf die Hilfe eines Menschen angewiesen zu sein, der mit seinem Barbier ungefähr auf derselben Bildungsstufe steht. Und doch hängt gerade in den Wehestunden der Frau so unendlich viel davon ab, daß ihre Umgebung ihr raten und helfen kann zur Ruhe, zum Mute, zur Geduld. Das sind die Schlachten, die wir schlagen, vor denen wir zittern und zagen; bemitleidenswert die Frau, die ohne Gottvertrauen, ohne sittliche Kraft hineingeht. Und wen giebt man uns als Beistand zur Seite? Gute Frauen, gewiß, aber Frauen, deren Ausdrucksweise schon das nervöse Ohr der Leidenden verletzt, die uns in ihrer Lebensanschauung fremd sind, die uns nicht zu halten, zu mahnen, zu trösten wissen, und vor denen wir uns in ungeduldigen Klagen und schädlichen Aufregungen gehen lassen, wie wir es dem Arzt, der gebildeten Frau gegenüber nicht wagen würden. Vielleicht passen diese Hebammen an das Bett der Frauen, die ihnen an Stand und Bildung gleich sind, hoffentlich finden sie dort das rechte Wort, den rechten Ton. Aber auch dort denke ich mir die wahrhaft gebildete Frau, die Frau mit der Bildung, die Herzensgüte giebt, noch besser am Platze. Und diese Geburtshelferin wäre erst recht die ideale für die Ärmsten, die Kinderreichsten. Was solch eine Frau in solcher Stunde in solchen Hütten helfen könnte, davon geben uns, will's Gott, die Heldinnen der Zukunft Zeugnis.

Man könnte nun die Reform unserer Hebammenverhältnisse in der ausschließlichen Ausübung dieses Berufes durch weibliche Ärzte sehen. Es ist gewiß zu hoffen, daß sie bald bei uns zahlreich werden und sich vor allen Dingen der Geburtshilfe widmen. Ob sie aber in absehbarer Zeit in genügender Anzahl vorhanden sein werden, um in Stadt und Land diesen Beruf allein oder doch in der Hauptsache auszufüllen, ob sie ferner geneigt sind, sich zum größten Teil diesem Spezialfache zu widmen, ist sehr zu bezweifeln.

Ferner wird die akademisch gebildete Frau in Folge ihrer kostspieligeren Ausbildung, ihrer Gleichstellung mit dem Arzte, gerechterweise dieselben Preise wie dieser fordern. Und doch sind die größeren Kosten der eine Grund, der den Durchschnitt der Frauen heutzutage abhält, den Arzt in ihrer Stunde rufen zu lassen. Der ausschlaggebende, hauptsächliche Grund ist allerdings der andere, uralte: das Schamgefühl des Weibes vor dem Manne.

Nicht die akademisch gebildete, sondern die gebildete Frau ist uns als Geburtshelfer absolut nötig. Und was die pekuniäre Seite betrifft, so würden die gebildeten Hebammen, selbst wenn sie nur zu den heutigen Preisen arbeiteten, in der Großstadt bei einigermaßen guter Praxis kein schlechtes Auskommen haben, ein besseres sogar, wie die meisten Frauenberufe es bieten. Dazu kommt als Vorzug eine unabhängige Stellung, bei der die verheiratete Frau und die Witwe die Oberaufsicht über Haushalt und Kinder ausüben kann. Für kleinere Städte und für das platte Land würde allerdings eine Subvention aus den Mitteln des Staates oder der Kommune notwendig sein; wenn irgendwo, so wäre aber auch hier eine solche Subvention angebracht, da sich der mittelbare Einfluß, den solche gebildete Frauen auf die ganze Gestaltung der hygienischen und socialen Verhältnisse mit der Zeit auszuüben vermöchten, garnicht hoch genug veranschlagen läßt.

Auch die Arbeit und Stellung der Hebammen ist kein triftiger Grund, die gebildete Frau vom

[1]) In der That finden sich beachtenswerte Anfänge in dieser Beziehung in Berlin sowie in einigen andren Großstädten. Die hier gemachten günstigen Erfahrungen geben den Ausführungen der Verfasserin noch größeren Nachdruck. D. Red.

Digitized by Google

Eintritt in diesen Beruf abzuhalten. Was man von ihr verlangt, ist ja nach der Sitte der Gegend und der Klasse der Bevölkerung recht verschieden. Wo eine Wärterin gehalten wird, fällt ihr nur die Geburtshilfe zu, sonst auch wohl die Pflege und Reinhaltung von Mutter und Kind in den ersten Wochen. Aber auch diesen letzteren Fall gesetzt, scheint mir das keine Arbeit, die der gebildeten Frau unwürdig ist. Für ein krankes Weib, ein kleines Kind Sorge tragen, bleibt das Weiblichste, Eigenste der Frauenarbeit. Deshalb ist die niedrige, sociale Stellung, die die Hebamme heutzutage einnimmt, auch keine Folge ihrer Arbeit. Im Beruf selbst ist die geringe Achtung und Anerkennung desselben, dies Vorurteil dagegen nicht begründet, sondern die Frauenklasse, die ihn heute ausfüllt, hat ihm seinen Ruf geschaffen. Ebenso wenig wie schon heute für unser Gefühl für den Arzt und für den weiblichen Arzt in der Ausübung der Geburtshilfe etwas Unschönes, Entwürdigendes oder ihre gesellschaftliche Stellung Beeinträchtigendes liegt, ebenso wenig werden wir der gebildeten Hebamme unsere volle und aufrichtige Gleichwertung versagen. Die meisten gebildeten Frauen hegen aber selbst noch ein Vorurteil gegen diesen Beruf, die als untergeordnet, als unschön verschriene Arbeit. So ist dies uralte, dies natürliche, reiche Arbeitsfeld der gebildeten deutschen Frau heute fremd.

Wir jungen Frauen sehnen uns nach anderer, besserer Hilfe in unseren schweren Stunden, nach gebildeter Frauenhand, nach geistigem Halt, Einfluß und Zuspruch. Und wir empfinden: es gehört die Frau als Geburtshelfer zur Frau, die rechte, die gebildete Frau. Wann wird die gebildete, deutsche Frau den Mut finden, diesen ihren gottgegebenen, naturgemäßen Beruf aufzunehmen, wahrhaft auszufüllen, und kraftvoll hochzuhalten?

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Ein New-Yorker Frauenverein.

Von Elly Dennork.

In einer der schönsten Straßen New-Yorks steht ein mächtiger, solider Bau, das Klubhaus der „Professional women league“ des Vereins für Frauen, die einen Beruf ausüben. Tritt man hinein, so staunt man über die elegante und doch zweckmäßige Einrichtung im Innern. Da ist der große Sitzungssaal, wo Beratungen abgehalten werden unter dem Vorsitz der Präsidentin, wo Schriftführerin und Kassiererin ihre rastlose Thätigkeit entwickeln. Dann sind Erfrischungszimmer und Gesellschaftsräume vorhanden, das Lesezimmer mit der reich ausgestatteten Bibliothek, der Stolz des Vereins, und vor allen Dingen die Ausstellungshallen, wo die Arbeiten der Mitglieder zum Verkauf ausgestellt werden. Den Verkauf betreibt der Verein und erhält von jedem verkauften Gegenstande einen kleinen Prozentsatz um — weiter helfen zu können.

Wie und wem aber hilft der Verein, und wer sind seine Mitglieder? In den Verein eintreten kann jede, die durch ein Mitglied eingeführt wird (hierdurch wird ja eine gewisse Bürgschaft für jede neu Eintretende geleistet), einerlei ob sie einen Beruf hat oder nicht. Im ersten Jahre wird eine Eintrittssumme von 8 Dollars (25 Mark) gezahlt, ein Preis, der für deutsche Verhältnisse sehr hoch ist, aber klein im Vergleich mit anderen amerikanischen Preisen; der Beitrag in den folgenden Jahren ist erheblich geringer. Der Zweck des Vereins ist: er will Frauen in der Ausübung ihres Berufs unterstützen, und vor allen Dingen im Anfange ihrer Laufbahn. Wie manche hochbegabte Sängerin oder Schauspielerin kann nicht aufkommen, da es ihr an den Toiletten mangelt, die doch einmal für jede größere Rolle unumgänglich nötig sind. Entweder sie bleibt charakterfest und plagt und quält sich in den Nebenrollen ihr Leben lang, oder sie fällt dem brutalen Satz zum Opfer: „Kannst du dir von deiner Gage keine Toiletten kaufen, so halte dir einen Liebhaber, der es für dich thut.“ Wie manche junge Malerin geht von der Akademie ab, den Kopf voll von Plänen und Ideen; aber sie kann sie nicht verwirklichen, ihr fehlt das Material dazu, sie hat nicht das Geld, ihre Bilder auf Ausstellungen zu schicken. Sie fängt an Stunden zu geben, Tag aus, Tag ein, damit gehen die Jahre hin und mit ihnen die Kraft und die Phantasie zu eigenem Schaffen.

Doch nicht nur den Auserwählten, den Künstlerinnen hilft der Verein, sondern einer jeden dem Verein Angehörenden in ihrem Berufe. Der Lehrerin verschafft er Schülerinnen, der Schneiderin Kund-

Digitized by Google

schaft, der Buchhalterin eine Anstellung, der Ärztin Praxis 2c. 2c. Ist ein Eintrittsgeld von 25 Mark nicht eine Kleinigkeit im Verhältnis zu dem, was den einzelnen dafür geboten wird? Und noch eins kommt hinzu: alle Unterstützungen werden gegeben, ohne die Rückgabe obligatorisch zu machen, und nie wird es außerhalb des Vorstandes bekannt, wer eine Unterstützung erhalten hat. So lange aber der Verein besteht, ist nur zu vereinzelten Malen der Fall eingetreten, daß nicht in gebesserter Lage freudig zurückgezahlt worden ist, was am Anfang der Berufsthätigkeit oder in der Not gegeben worden war.

Welchen praktischen Vorteil haben aber die Mitglieder, die so gestellt sind, daß sie nicht nötig haben in einem Beruf ihren Unterhalt zu erwerben? Außer dem befriedigenden Gefühl, ihren schwer arbeitenden Mitschwestern zu helfen, bringt ihnen der Eintritt in den Verein den Vorteil, daß sie alles, was sie gebrauchen an ärztlicher Hilfe, juristischem Rat, Unterricht in allen Fächern der Wissenschaft und Kunst, an kunstgewerblichen Arbeiten, Putz und Schneiderei 2c. von Mitgliedern des Vereins billiger bekommen als außerhalb des Vereins; alle arbeiten gern für einen geringeren Preis; sie wissen ja, im Falle der Not wird ihnen geholfen.

Die Professional women league beschränkt sich aber nicht allein auf New-York, ihre Mitglieder können sich aufhalten, sich niederlassen, wo sie wollen, überall werden sie im Auge behalten, überall wird ihnen geholfen. Dieser segensreiche, thatkräftige Verein verdiente Nachahmung zu finden; meines Wissens existiert kein ähnlicher in Deutschland. Den Lernenden wird überall in der Welt geholfen, aber wenn der schwerste Augenblick kommt, der erste selbständige Schritt ins Leben hinein, wo ein jeder in seinem ringenden Nebenmenschen einen Konkurrenten sieht und das weibliche Geschlecht noch doppelt gegen die Mißgunst der Männer anzukämpfen hat, da fehlte diese Hilfe meistens, und eben da wäre ein solcher Verein von unendlichem Wert.

Der Berliner Frauenverein

hat in seinen letzten beiden Sitzungen seinen Mitgliedern und den zahlreich erschienenen Gästen sehr interessante Vorträge und Diskussionen geboten. Frau Dr. jur. Kempien sprach im November über einige die Frau betreffende Rechtsfragen im bürgerlichen Gesetzbuch. Obwohl sie im Prinzip für das getrennte Güterrecht eintritt, glaubte sie doch die Frauen darauf hinweisen zu sollen, daß die Vorteile des neuen bürgerlichen Gesetzbuches seine Nachteile überwiegen und daß man einstweilen zufrieden sein solle, diese Vorteile einzuheimsen. Herr Rechtsanwalt Dr. Bieber stellte sich dagegen entschieden auf die Seite der Frauen, die in der Annahme der Paragraphen des Neuen Gesetzbuches, die der Frau die Verfügung über ihr Vermögen und ihre Kinder absprechen, eine nicht mehr zeitgemäße Bestimmung und eine Herabsetzung ihres Geschlechts erblicken, eine Auffassung, die auch der Verein teilt und durch seine Beteiligung an der im Oktoberheft der Zeitschrift erwähnten Petition des Bundes deutscher Frauenvereine vertritt. — Im Dezember sprach Herr Dr. Kronenberg über „die Frau und die Philosophie." Er trat warm für die philosophische Schulung der Frauen ein, insofern sie geeignet sei, Bildung an die Stelle der bloßen Kenntnisse zu setzen. — Die Krankenpflegestation des Vereins — von Frl. Dr. Tiburtius als Ärztin geleitet — erweist sich fortgesetzt als eine Wohlthat für unbemittelte weibliche Kranke.

Der Verein für Verbesserung der Frauenkleidung

in Berlin hielt vor kurzem eine Sitzung ab, in der Frau Professor Albrecht einen Vortrag über „Die wichtigsten Grundsätze einer Reformbekleidung" hielt. Sie betonte, wie wichtig die Gesundheit der Frau für die Gesamtheit sei, und wie sehr man durch verkehrte Kleidung gegen dieselbe gesündigt habe. Die zunehmende Kränklichkeit der Frau fordere dringend Abhilfe. Nach manchen vergeblichen Bemühungen in dieser Hinsicht scheine jetzt endlich der Zeitpunkt gekommen, um eine Änderung zu schaffen. Der Sport, der unbedingt eine andere Kleidung verlange, sei hierbei nicht ohne Einfluß gewesen. Dem Verein falle die Aufgabe zu, das Schöne mit dem Praktischen und Zuträglichen zu verbinden. Die Rednerin erwähnte als erste Notwendigkeit die Umgestaltung der Unterkleidung. Dieselbe sei dahin zu verändern, daß jeder gesundheitsschädliche Druck vermieden und die Hautthätigkeit berücksichtigt werde. In Bezug hierauf hätten wir Dr. Jäger und besonders Dr. Lahmann wertvolle Neuerungen zu verdanken. Der Leinwand und ähnlichen Stoffen müsse der Krieg erklärt werden, da sie die Hautthätigkeit hemmen. Richtig sei es, durch Trikot- oder gitterartig gewebte Stoffe die Aufgabe der Haut zu erleichtern. Es würden dann die häufigen Erkältungen verschwinden. Die Kosten einer Reformunterkleidung würden gering sein. Hierauf wandte sich die Vortragende gegen das allzu lange Kleid, das Staub und Schmutz aufnehme und oft zum Träger von Krankheitskeimen werde. Es mache außerdem unbeholfen und schwerfällig. Ein entsprechend verkürztes Kleid, besonders für die Straße, würde die Frauen von einem lästigen Hindernis befreien und ihnen mehr Beweglichkeit verleihen.

Zum Schluß sprach die Rednerin noch die Hoffnung aus, daß die Verbesserung der Frauenkleidung nicht mit der Mode im Kampfe stehen, sondern sich mit ihr verbinden möge. — Vorsitzende des Vereins ist Frau Oberstlieutenant Pochhammer. Der jährliche Beitrag beläuft sich auf 2 Mark. C. Hertzog.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Die Weihnachtsmesse des Vereins Berliner Künstlerinnen,** die vom 5. bis 23. Dezember in den Räumen des alten Reichstags in Berlin stattfand, war seitens der Künstlerinnen ungewöhnlich reich beschickt und hat ein zahlreiches Publikum herbeigelockt. Sie bot besonders eine Fülle ausgezeichneter Arbeiten auf dem Gebiet des Kunstgewerbes, das unter den hiesigen Künstlerinnen hervorragende Vertreterinnen besitzt. In erster Reihe sind hier die Malerinnen C. Lobedan, M. Kirschner, M. Ludolf, E. Foß, M. Stüler, M. Deppermann, B. von Kitzing, L. Menzel und H. Lehnert zu nennen, deren künstlerisch und geschmackvoll verzierte Möbel, Wandschirme, Sopraporten, Majoliken, Gläser u. a. in maßgebenden Künstlerkreisen wie beim Publikum reiche Anerkennung fanden.

* **Die Lehrthätigkeit von Frl. Dora Hitz** hat einen schönen Erfolg zu verzeichnen, da die beiden ersten Bilder einer ihrer Schülerinnen, Frl. S. Goldschmidt, von der Jury des Glaspalastes in München zugelassen wurden. Dora Hitz, die den Sommer über leidend war, ist jetzt soweit hergestellt, daß sie ihre Malschule für Damen (Lützowplatz 12) wieder eröffnen kann.

* **Der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein** hatte auf seiner letzten Generalversammlung eine Kommission zur Beratung der Oberlehrerinnenbildung und Prüfung eingesetzt, die in einer Reihe von Sitzungen ein Material zusammengestellt hat, das sie jetzt der Öffentlichkeit, vor allem den Lehrerinnen und Lehrern, zu weiterer Erwägung übergiebt. Obwohl an eine direkte Beeinflussung der Gestaltung der betreffenden Verhältnisse einstweilen nicht zu denken sein dürfte, hat die Kommission im Interesse der Sache doch die sorgfältigste Durcharbeitung des ganzen einschlägigen Materials nicht gescheut und sowohl in Bezug auf die im allgemeinen maßgebenden Grundsätze als auch auf die speziellen Prüfungsforderungen die eingehendsten Vorschläge gemacht. Vor allem besteht sie auf einer wirklich wissenschaftlichen Bildung. Daraus ergiebt sich als notwendige Konsequenz eine andere Vorbildung als sie höhere Mädchenschule und Lehrerseminar gewähren. Die Kommission hat diese Konsequenz gezogen: sie verlangt etwa die Vorbildung, die das Realgymnasium bietet, dazu Griechisch für die, welche Religion als eines der Hauptfächer wählen. Dadurch würde einer der Hauptmängel des jetzigen Oberlehrerinnenexamens beseitigt werden, in dem wirklich wissenschaftliche Forderungen in manchen Zweigen nicht gestellt werden können, da die wissenschaftliche Vorbildung nicht vorausgesetzt werden kann. — Die Kommission bestand aus den Damen: Helene Lange, Lina Langerhanß, A. von Cotta, Bertha von der Lage, Dr. Käthe Windscheid und Herrn Professor Dr. Hermann. Zugezogen waren außerdem für Religion Herr Professor D. Pfleiderer, für Deutsch Herr Professor Dr. Michaëlis, für Naturwissenschaften Herr Oberlehrer Dr. Lange. Eine Anzahl von Professoren und Lehrern hatten der Kommission eingehende Gutachten zur Verfügung gestellt.

* **Der Vorstand des Vereins Preußischer Volksschullehrerinnen** hat dem Landtage eine Petition überreicht. Der Schwerpunkt der Bitten der Volksschullehrerinnen liegt in dem Satze: „Das Grundgehalt der Lehrerinnen sei dem der Lehrer gleich." Der Entwurf der Regierung hält an der überkommenen Anschauung fest, die junge Lehrerin brauche weniger als der junge Lehrer. Daher das ganz unzulängliche Grundgehalt von 700 Mark, welches während voller 10 Dienstjahre nur auf 760 Mark steigt. Diese Besoldung verurteilt die Volksschullehrerin der Dörfer und kleinen Städte zu Entbehrungen, die ihres Amtes unwürdig sind und ihre Gesundheit erschüttern. Die Alterszulagen von 540 Mark nach 31 Dienstjahren bieten keinen Ersatz für den in den ersten Amtsjahren erlittenen Schaden an Kraft und Gesundheit. Im Königreich Sachsen erhalten längst Lehrer und Lehrerinnen gleiches Grundgehalt. Viele Städte und Dörfer in Preußen haben den

Digitized by Google

gleichen Weg betreten; sie könnten an der Hand dieses Gesetzes nur zurückschreiten. Die Volksschullehrerinnen bitten nun, daß der Unterschied zwischen Lehrer- und Lehrerinnengehalt in die späteren Amtsjahre verlegt werde und den Lehrerinnen, bei gleichem Grundgehalt, nur 60 % desselben als Gesamtsumme der Alterszulagen bewilligt werden mögen. — Hoffentlich werden sich unter den Abgeordneten auch solche finden, welche die Interessen der 10000 preußischen Frauen vertreten, die im Volksschuldienst stehen.

* **Der national-sociale Verein**, der vor kurzem in Erfurt gegründet wurde, hat in seine „Grundlinien" folgenden Paragraphen über die Frauenfrage mit aufgenommen: „Wir sind für Regelung der Frauenfrage im Sinne einer größeren Sicherung der persönlichen und wirtschaftlichen Stellung der Frau und ihre Zulassung zu solchen Berufen und öffentlichen Stellungen, in denen sie die fürsorgende und erziehende Thätigkeit für ihr eigenes Geschlecht wirksam entfalten kann."

* **Frau Johanna Ambrosius** ist von der „Eduard von Bauernfeld-Stiftung" in Wien eine Ehrengabe von 500 Gulden zuerkannt worden.

* **Eine Frau als Staatssekretär.** In Utah wurde bei den letzten Wahlen eine Frau, Mrs. Cannon, zum Staatssekretär erwählt. Sie erzielte eine Stimmenmehrheit von über 4000. Das Merkwürdigste bei der Wahl war, daß ihr ihr eigener Gatte als republikanischer Gegenkandidat gegenüberstand. Die politische Gegnerschaft der Eheleute hat übrigens ihr friedliches, schönes Verhältnis nicht im mindesten gestört. Mrs. Cannon erklärt: „Wenn Eheleute sich über Politik zanken, werden sie sich auch bald darüber zanken, was gegessen werden soll, Brod oder Kuchen." Mrs. Cannon ist der erste weibliche Staatssekretär, der je in den Vereinigten Staaten erwählt worden ist.

Für Haus und Familie.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— **Der Nutzen des Apfels.** Herr Dr. Stötzer schildert denselben wie folgt: Der Apfelgenuß, besonders unmittelbar vor dem Schlafengehen, ist ein bewährtes Mittel zur Förderung der Gesundheit. Der Apfel liefert nicht nur eine vorzügliche Nahrung, er ist zugleich eines der hervorragendsten diätischen Mittel. Er enthält mehr Phosphorsäure in leicht verdaulicher Verbindung, als irgend ein anderes pflanzliches Erzeugnis der Erde. Sein Genuß besonders unmittelbar vor dem Schlafen, wirkt 1. vorteilhaft auf das Gehirn, 2. regt die Leber an, 3. bewirkt, wenn regelmäßig vor dem Schlafengehen genossen, einen ruhigen Schlaf, 4. desinfiziert die Gerüche der Mundhöhle, 5. bindet die überschüssigen Säuren des Magens, 6. paralisiert hämorrhoidale Störungen, 7. befördert die sekretierende Thätigkeit der Nieren, 8. hindert somit die Steinbildung, 9. schützt ferner gegen Verdauungsbeschwerden und 10. gegen Halskrankheiten.

— **Eine praktische Fußbank.** Ein nicht gefährliches, aber sehr störendes und schmerzhaftes Übel sind die mit offenen Stellen verbundenen Krampfaderleiden, von denen kinderreiche Mütter besonders heimgesucht werden. Das Gehen ist alsdann erschwert, und noch saurer kommt das Stehen an. Dagegen waltet das Bedürfnis nach horizontaler Lagerung des kranken Beines vor; und da solches nur durch Bettruhe zu ermöglichen, eine Hausfrau aber schwer abkömmlich ist, so sucht die Leidende, im Armstuhl sitzend, dem kranken Gliede wenigstens durch bequeme Lage auf einer hohen Fußbank einige Erleichterung zu schaffen.

Doch hohe Fußbänke werden durch den auf die Ferse ausgeübten Druck für die Dauer höchst unbequem, es sei denn, daß nach dem selbsterfundenen Rezept einer Krampfaderleidenden das Bänkchen so konstruiert ist, daß der Teil, auf dem die Fußspitzen liegen, 6—8 Zentimeter höher ist, als der den Hacken zum Ruhepunkt dienende, mithin die Oberfläche eine schräg ansteigende Ebene bildet. Das Fußbänkchen der Erfinderin ist 37 Zentimeter lang, 22 breit, vorn 18, hinten 26 Zentimeter hoch.

Am besten ruht das kranke Bein, wenn es nicht vom Knie aus senkrecht auf der Fußbank steht, sondern wenn die Leidende, in einem bequemen Stuhl sitzend, beide Füße bei schräger Haltung der Beine auf das vom Stuhl etwas abstehende Bänkchen lagert. Der wohlthuende Einfluß der nach einer Seite erhöht gearbeiteten Bank leuchtet jedem Fußleidenden ein, der nur ein Viertelstündchen davon Gebrauch macht. A. B.

— **Cacao-Stuben.** Seit einiger Zeit befinden sich in vielen größeren Städten Deutschlands Cacao-Stuben, die von den Fabrikanten des Cacao van Houten eigens zu dem Zweck errichtet wurden, dem Publikum zu außergewöhnlich billigem Preise (15 Pf. pro Tasse) eine Probe dieses Getränkes zu bieten. Die Cacao-Stuben unter Leitung einer Vorsteherin, sind in erster Linie für die guten bürgerlichen Kreise bestimmt; es findet in diesem Sinne die Verabreichung des Cacao nur von 8 Uhr früh bis 8 Uhr Abends statt. In Berlin befinden sich die Cacao-Stuben van Houten Werderscher Markt 9 und Landsbergerstraße 59.

Digitized by Google

„Aus dem ersten Universitätsjahr" von Peter Nansen. Ein Roman in Briefen. (S. Fischer Verlag, 1896.) Nansens Roman schildert die Entwicklung, die ein junger Student in der Hauptstadt des Landes durchmacht. Er ist in engen und orthodox-konservativen Kreisen einer kleinen Provinzstadt aufgewachsen und bezieht die Universität wohl bewahrt mit dem ganzen Rüstzeug biedermännischer Vorurteile. Und dieses Rüstzeug fällt Stück für Stück von ihm ab. Neue Ideen finden in seinem jungen, erstaunten Kopf Eingang, und frischer Lebensgenuß schafft ihn selbst um. Es giebt eine Trennung von seiner Braut, die er mit Primanerschwüren an sich gefesselt hat, und es kommt zum schweren, entscheidenden Bruch zwischen ihm und seiner Familie. Vater und Sohn hören auf, einander zu verstehen, ja, dieselbe Sprache zu sprechen. Der alte Kampf gegen die Autorität der Familie wird gekämpft, und er führt zur Befreiung des jungen Streiters. Nansen hat diese Vorgänge in ihren entscheidenden Wendungen mit ganz sicherer Hand festgelegt. Die Charakteristik seiner Gestalten ist mit scharfen Linien gegeben. Ein leicht frivoler Humor spricht aus den Briefen dieses Romans in Briefen, aber immer sind die Geschehnisse in einer eigenartig weichen Stimmungssphäre gegeben. Das Buch ist spannend zu lesen, und wie jeder Kampf gegen zerrüttete Vorurteile ist auch das Ringen dieses jungen Studenten sympathisch. Der Roman geht auch die Frauen als Frauen an. Es ist nicht zufällig, daß die Frage, ob weibliche Studenten in den Kreis einer Studentenvereinigung aufgenommen werden sollen, den Bruch zwischen Vater und Sohn veranlaßt. Die Vorurteile zimperlich-roher Philisternaturen zeigen sich solchen Fragen gegenüber in ihrer ganzen nackten Erbärmlichkeit, und die modernen Anschauungen offenbaren gerade hier eine tiefere, innerliche Moral. Aber aus Nansens Roman tritt auch die andere Thatsache schmerzlich zu Tage, wie sehr das Mädchen der unteren Stände für die Herren der Schöpfung nur als Genußmittel dient; daß sie dadurch zu einem Bildungsmittel für sie wird und ihnen Lebensreife unbewußt übermittelt, das kann diese traurigen Verhältnisse wahrlich nicht in tröstlicherem Licht erscheinen lassen. Nicht nur die Studentinnen, auch die „kleinen Konfektioneusen" haben ihr Recht, haben es auch dann, wenn sie dieses Recht infolge mangelhafter Erziehung selbst nicht achten. Es giebt auch unbequeme Forderungen moderner Anschauung! So ist Nansens neuer Roman mit seiner künstlerischen Freiheit und seinem modernen Stimmungselement auf die ethischen Grundanschauungen angesehen zugleich ein modernes und ein unmodernes Buch. In Nansen steckt ein französisch gestimmter Schalk, und der ist ein lustig frivoler Kauz, aber auch ein arger Reaktionär.

„Schopenhauer". Von Dr. Eduard Grisebach. 25./26. Band der Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim. (Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. Preis 4,80 Mark.) Grisebach ist als genauester Kenner der Texte Schopenhauers bekannt; eine Biographie des Philosophen aus seiner Feder muß daher gleich ein günstiges Vorurteil erwecken. In der That finden selbst die Kenner seiner Vorgänger eine reiche Ausbeute. Eine Menge bisher unbekannten Materials ist mit großer Sorgfalt zusammengestellt; die Darstellung ist fesselnd; die zahlreichen Briefeinschaltungen machen sie überaus anschaulich. Auch auf die Nebenfiguren — wie Adele Schopenhauer — fällt ein willkommenes Licht. Dagegen nimmt die zu lebhaft hervortretende Absicht, den pessimistischen Philosophen als einen durchweg edlen und sogar liebenswürdigen Menschen erscheinen zu lassen, diesem harten, eckigen Charakterkopf fast etwas von seiner Originalität; schwerlich dürfte der Verfasser viel Proselyten für die Anschauung machen, daß Schopenhauers Leben und Lehre „in vollkommenster Übereinstimmung stehen". (S. 267) — Im Anhang steckt noch ein für den Schopenhauerleser außerordentlich wertvolles Material an Quellennachweisen in Belegstücken, was ihm gerade diese Biographie unentbehrlich machen wird.

Wir verweisen bei dieser Gelegenheit ferner auf die zu eingehendem Studium des Philosophen unentbehrlichen Veröffentlichungen:

„Arthur Schopenhauers handschriftlicher Nachlaß." Aus den auf der Königlichen Bibliothek in Berlin verwahrten Manuskriptbüchern herausgegeben von Eduard Griesebach. (Leipzig, Philipp Reclam. In 4 eleg. Ganzleinenbänden 3,90 Mark.) Der Inhalt der auch einzeln käuflichen Bände ist folgender: I. Gracians Orakel der Weltklugheit, — des alten Spaniers beliebteste und tiefsinnigste Schrift, die Schopenhauer mit eindringendem Verständnis übersetzt hat; II. Einleitung in die Philosophie, nebst Abhandlung zur Dialektik, Ästhetik und über die deutsche Sprachverkürzung; III. Anmerkung zu Locke und Kant, sowie zu Nachkantischen Philosophen und IV. Neue Paralipomena: vereinzelte Gedanken über vielerlei Gegenstände. Dieser letzte Band erscheint ganz besonders wichtig als Ergänzung zu den Paralipomenis; auch bei der Lektüre der Biographie wird man häufig dazu greifen müssen.

Digitized by Google

„Unter den Sternen" oder Wunderbare Dinge am Himmel. Von Agnes Giberne. Deutsch von E. Kirchner. (Berlin, Siegfried Cronbach, Preis 4,50 Mark.) Leider nicht mehr rechtzeitig für die Dezembernummer ging uns diese vorzügliche Kinder-Ausgabe der Giberneschen Bücher zu, eine Darstellung der Sternkunde für Kinder, denen „Sonne, Mond und Sterne" zu schwer ist. Wir empfehlen sie auf das wärmste. Im Gewande von Unterhaltungen, die Eduard, der kleine Held des Buches, mit dem Freunde seines Vaters, einem Professor hat, wird dem jugendlichen Leser eine Fülle wissenswürdigen und interessanten Materials geboten, das er sich spielend aneignen wird. Die Uebersetzung liest sich wie ein deutsches Original.

„Minderjährige Verbrecher." Versuch einer strafgerichtlichen Psychologie mit Originalgutachten von Berenini, Brusa, Colajanni, Negri, Nordau, Pierantoni von Cav. Lino Ferriani, Staatsanwalt in Como. Deutsch von Alfred Ruhemann. (Berlin, Siegfried Cronbach, Preis 8 Mark.) Das Buch des durch ähnliche Studien bereits bekannt gewordenen Verfassers, beruht auf einer Fülle konkreter Thatsachen. Wenn diese auch auf italienischem Boden gesammelt wurden, so sind doch die Quellen des „jugendlichen Verbrechertums" überall die gleichen; allen Nationen gilt das Wort des Verfassers, daß es „hohe Zeit ist, daß die Gesellschaft die schuldbewußte Teilnahmlosigkeit abschüttle, in der sie schlafbefangen liegt . . . Es wird so viel Geld zur Verbesserung der Pferderassen ausgegeben, diesem Ziel leben so viele aus reichen und bemittelten Personen bestehende Gesellschaften, daß, und wäre es auch nur des Gesetzes des Ausgleichs halber, es mir gerecht und pflichtgemäß erscheint, wenn die sogenannten leitenden Klassen ihre Fürsorge auch auf ganz andre, heiligere Dinge ausdehnen wollten." Wie sehr die Gesellschaft Schuld an der steten Ausdehnung des Verbrechertums unter jugendlichen Personen trägt, ergiebt die Lektüre des Buches, das auf 500 Seiten seinen Gegenstand auf das schärfste beleuchtet und bemerkenswerte Vorschläge zur Abhilfe oder vielmehr Vorbeugung macht.

„Die Hausfrau." Praktische Anleitung zur selbständigen und sparsamen Führung von Stadt- und Landhaushaltungen von Henriette Davidis. (Leipzig, Eugen Twietmeyer; el. geb. 4,50 Mark.) Der Name „Henriette Davidis" hat einen so guten Klang und eine 16. Auflage eine so unwiderstehliche Beweiskraft, daß es eigentlich nur dieses Hinweises bedarf, um dem hübsch ausgestatteten Buch sein Publikum zu sichern. Was für ein Ratgeber es jungen Hausfrauen zu sein vermag, deutet sein Inhaltsverzeichnis an. Es umfaßt: I. Familie, Dienstboten, Wohnung, Wäsche, Kleidung; II. Lebensmittel; III. Anleitung zum Kochen und Einmachen, mit sehr vielen Rezepten; IV. Einschlachten, Wurstmachen, Pökeln; V. Milchwesen, Käse- und Butterbereitung; VI. Der Viehstand.

Der Verlag von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart hat eine Anzahl unsrer immer jungen, unvergänglichen Dichterwerke in neuem Gewande herausgegeben: Hermann und Dorothea in einer geschmackvoll ausgestatteten Oktavausgabe mit neun Lichtdruck-Vollbildern nach Originalen von Emil Klein (Preis 5,50 Mark), Chamisso, Frauenliebe und -Leben (illustriert von Klein und Kepler, Preis 3 Mark) und Heines Buch der Lieder (illustriert von Kepler, Preis 2,50 Mark) als Diamantausgaben in elegantester und zierlichster Ausstattung. Im gleichen Verlag erschien auch: „Des Lebens Mai." In Bild und Lied von Clara Braun (Preis 2 Mark), ein sinnig zusammengestellter Strauß duftiger Poesien und feiner Bildchen.

„Sonnenblumen." Herausgegeben von Karl Henckell (Karl Henckell und Co., Zürich und Leipzig). In originellem Karton präsentieren sich uns auf einzelnen, hübsch ausgestatteten Blättchen moderne Dichter in Wort und Bild. 24 dieser Blättchen in farbigem Druck geben ein kleines Ganzes, das die verschiedenartigsten Töne und Stimmungen bietet, wie sie durch Liliencron und Droste-Hülshoff, Mörike und Ibsen, Storm und Fitger, Jordan und Lord Byron, Hamerling, Eichendorff, Ada Negri u. a. vertreten sind.

„Oben und unten." Socialer Roman aus der Gegenwart. Von M. Andrae-Romanek. (Göttingen, Vandenhoek u. Ruprecht 1896, Preis 3,60 Mark, geb. 4,50 Mark) Der Roman ist Tendenzroman und will nicht als reines Kunstwerk beurteilt werden; er geht, was das eigentlich Romanhafte betrifft, über schon verlassene Konventionen nicht hinaus. Seine Bedeutung liegt im Stofflichen; er gewährt Einblicke in das sociale Leben der Gegenwart, in die krassen Gegensätze zwischen dem Leben der oberen Zehntausend und des Proletariats und ist wohl geeignet, ein gedankenloses Lesepublikum aus seiner Gleichgiltigkeit aufzurütteln. Die Verfasserin ist mit warmem Herzen und offnen Augen durch die Stätten des Elends gegangen, und das Mene tekel, das sie ihren Klassengenossen zeigt, dürfte sich bei vielen wirksamer erweisen als der Anblick dieses Elends selbst, gegen den die Gewohnheit sie abgestumpft hat.

Mit **„Meyers Historisch-Geographischem Kalender auf das Jahr 1897"**, zusammengestellt von Karl Bührer, hat die Verlagshandlung des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien eine eigenartige, in Deutschland auf dem Gebiete der Kalender-Litteratur noch nicht vertretene Idee in einer Vollendung zur Ausführung gebracht, die diesem Unternehmen das Interesse weitester Kreise sichert. Man wird fast bedauern den Kalender durch Abreißen zu zerstören, eine solche Fülle des Interessanten und Anregenden bietet er. Für jeden Tag des Jahres bringt er ein Bild, das nach alten Kupferstichen und Holzschnitten Sitten, Trachten und Gebräuche unsrer Vorfahren, Städtebilder aus den Glanzzeiten des deutschen Städtewesens im Mittelalter ꝛc. veranschaulicht oder Bildnisse berühmter Personen, Landschafts-, Städte- und Architekturbilder aus allen Gauen Deutschlands und Österreichs, sowie eine große Anzahl von Länder- und Städtewappen. Jedes Bild ist mit einem erläuternden Text versehen; Tagesnotizen, ausgewählte deutsche Sprichwörter, Proben von altdeutschem Humor ꝛc. kommen hinzu. Der eigentliche Kalenderteil besteht aus dem großgedruckten Datum, astronomischen Notizen und dem Festkalender. Endlich ist auf jeder Seite Raum für handschriftliche Notizen. Der Preis (1,50 Mark) ist in Ansehung des Gebotenen ein sehr geringer.

Digitized by Google

„Medizinische Streiflichter.“ Von Dr. Arthur Sperling. (Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall u. Grund.) Ein Arzt, der der Frauenbewegung das Wort redet, ist immer noch eine seltene Erscheinung. Er beweist damit von vornherein eine Vorurteilslosigkeit, die einen günstigen Schluß auf seine wissenschaftliche Leistungsfähigkeit machen läßt. In der That sind die medizinischen Streiflichter nicht erborgte Reflexe: der Verfasser kann aus eigener Laterne das medizinische Gebäude beleuchten, und in mancherlei interessante Winkel läßt er uns hineinschauen. Besonders zeitgemäß ist das Kapitel über „Sport, Spiel und Turnen.“

Lauterburg's Illustrierter Abreißkalender für das Jahr 1897. (Hannover, J. C. König & Ebhardt. Alleinvertrieb durch Reuter & Siecke, Berlin W. 8 Markgrafenstraße 38. Deutsche Ausgabe 1 Mark, Österreichische Ausgabe 1,70.) Lauterburgs Abreißkalender hat sich schon in so vielen Familien eingebürgert, daß es nur eines Hinweises auf sein Wiedererscheinen bedarf. Jedes der 365 Datumblätter zeigt bekanntlich ein Bild „aus Deutschlands Gauen“ und giebt dazu geschichtlich und geographisch interessante Notizen. Die Rückwand zeigt diesmal einen heraldischen Adler, doch ist auf Wunsch der Kalender auch wieder mit der vorjährigen Rückwand, der mit Eichenlaub und Kornblumen dekorierten Palette angefertigt worden.

„Das Mädchenturnen in der Schule.“ Ein Wegweiser zur Erteilung eines methodischen Turnunterrichts nebst Lehr- und Wochenstoffplänen. Von Klara Heßling. Mit 138 Figuren. 2. Auflage. (Berlin, R. Gaertners Verlag.) Die Verfasserin hat auf dem Gebiet des Mädchenturnens einen vorzüglichen Ruf; viele Turnlehrerinnen und Schulvorsteherinnen werden aus dem Buch, in dem ihre Methode niedergelegt ist, eingehende Belehrung schöpfen. Daß nach so kurzer Zeit eine neue Auflage nötig geworden, ist ein redender Beweis seiner Brauchbarkeit.

„Einführung in die Musik“ von Adolph Pochhammer. (Verlag des „Musikführer“, H. Bechhold, Frankfurt a. M., Preis geb. 1 M.) Für den billigen Preis von 1 M. wird dem gebildeten Laien und Musik-

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau“ Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Die Kinder essen es gern. [19

In kaum 15 Minuten läßt sich ein liebliches Gericht durch einfaches Kochen der Milch mit **Brown & Polson's Mondamin** herstellen. Dies ergiebt eine nahrhafte und leicht verdauliche Speise und reizt durch seinen eigenen Wohlgeschmack Kinder und Kranke zu weiterem Genuß. Zusatz von Vanille, Citrone, Fruchtsaftsauce ꝛc. giebt auf dem Familientisch ein köstliches Dessert. Ausführliches enthalten die Recepte auf den **Mondamin-Packeten**, zu haben à 60, 30 und 15 Pfg. in besseren Colonial-, Delikateß- und Drogen-Geschäften. Für die gute Qualität bürgt am besten das mehr denn fünfzigjährige Bestehen dieser weltbekannten, schottischen Firma.

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung, versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [18
Berlin W., Mauerstr. 85.

Singer Nähmaschinen

Anerkannt die Besten der Welt.

Unerreicht in Leistungsfähigkeit und Dauer, und deshalb die verbreitetste Nähmaschine sowohl für den Hausgebrauch, Kunststickerei, wie für alle industriellen Zwecke.

Durch eigene Geschäfte unserer Gesellschaft an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes zu beziehen.

Singer Co., Hamburg, Act.-Ges.
(vormals G. Neidlinger.)

Gratis-Unterricht in der Modernen Kunststickerei.

Preußische Renten-Versicherungs-Anstalt.

Leibrentenversicherung zur Erhöhung des Einkommens. **Kapitalversicherung** (für Aussteuer, Militärdienst, Studium). **Sparkasse. Gezahlte Renten 1895:** 3 440 000 Mark. **Vermögen:** 95 Millionen Mark. [1
Prospekte und nähere Auskunft bei der **Direktion Berlin,** Kaiserhofstr. 2.

Verlangen Sie den Katalog [14
des
Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,
sowie der Reformunterkleidung.

Das **Reformkorset,** von ärztl. Autoritäten anerkannt, macht, nach Maß gefertigt, eine schönere Figur als das gesundheitsschädliche Panzerkorset. Das **Reformkorset** wird von allen Damen die einen Beruf haben, als Notwendigkeit betrachtet; es drückt nirgends und läßt die Kleider statt auf den Hüften, durch die Achseln tragen. Jede Dame, die ihre Gesundheit liebt, wird das **Reformkorset** tragen. Jede Mutter wird es für ihre Mädchen kaufen. Der Preis für Kinderkorsets ist von 3,00 Mark an.

Leipzig-Lindenau.
Merseburgerstr. 41.

Frau Ferdinande Proskauer
in Firma
J. Proskauer, Fabrik pat. Artikel.

Digitized by Google

Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre

mit **beistehender Schutzmarke bieten die sichere Garantie,** dass sie **durch und durch aus massiv reinem Nickel** hergestellt sind, während die meisten im Handel befindlichen sogenannten Nickel-Kochgeschirre aus plattiertem Eisen, vernickeltem Messing oder Zink bestehen, nach deren baldiger Abnutzung derartige Geschirre unbrauchbar und wertlos werden. Dagegen verlieren die Berndorfer Kochgeschirre den Metallwert nie und werden jederzeit im Umtausch mit M. 5.— pr. Kilo zurückgekauft.

Aus einem Stück gepresst.

Die Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre sind **unverwüstlich,** brauchen **nicht verzinnt** zu werden und besitzen absolut **keine gesundheitsschädlichen Eigenschaften.**

Reparaturen sind ausgeschlossen, während z. B. von emaillierten Geschirren das Email abspringt, oder von kupfernen Geschirren das Zinn abschmilzt, wodurch derartige Geschirre reparaturbedürftig, unbrauchbar und gesundheitsgefährlich werden.

Das Kochen in Rein-Nickel erfolgt rascher. Die **Reinigung ist die einfachste.**

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Engros-Niederlage für Deutschland **BERLIN SW.,** Leipzigerstrasse 43, II. [20

Prospekte gratis. | *Verkaufsstellen befinden sich in allen grösseren Städten. Nähere Anfragen beantwortet die Engros-Niederlage.* | *Prospekte gratis.*

---

freund hier ein Werkchen geboten, das ihn über die Hauptpunkte der Musikgeschichte, über die allgemeine Musik- und Formenlehre, über die wichtigsten Instrumente und deren Anwendung orientiert **und außerdem in einem kleinen musikalischen Lexikon die Kunstausdrücke erklärt. Abbildungen und Notenbeispiele dienen zu willkommener Veranschaulichung.**

Kasseler Hafer-Kakao

von **Hausen & Co., Kassel**

Schutzmarke „Bienenkorb"

ist das vorzüglichste Nährmittel der Gegenwart, über 10000 deutsche und ausländische Ärzte verordnen denselben mit bestem Erfolg. Man hüte sich vor Nachahmungen, welche **lose** oder in anderer Packung in den Handel kommen. **Kasseler Hafer-Kakao** ist nur in Kartons à 27 Würfel in Staniol zu 1 Mk. in Apotheken, Drogen- u. besseren Kolonialwarengeschäften erhältlich. [22

Die Modenwelt.

Gegründet 1865.

Maßgebendes u. reichhaltigstes Blatt für Moden u. Handarbeiten etc.

Jährlich **24 reich illustrierte Nummern zu je 16 Seiten,** dazu **12 große farbige Moden-Panoramen** und **12 doppelseitige Schnittmuster-Beilagen.**

Schnittmuster nach Wahl gratis!!

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf.** = **75 Kr.** (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf. = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche den alteingebürgerten Titel benutzen. — Probenummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen. Berlin W., Potsdamerstr. 38. — Wien I., Operngasse 3. [25

Carl Schmidt,

Berlin W., Taubenstr. 23,
empfiehlt f. weltberühmten
Stoffbüsten
zur Anfertigung der [16
Kostüme.
Spez.: Büsten f. j. Körperform.
Keine Anprobe.
Illustrierter Hauptkatalog
umsonst u. postfrei.
Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen.

Gebild. j. Damen a. gut. Fam., welche

Klavierlehrerinnen

werd. woll., erh. unt. mäßig. Beding. sorgfältigste musik. Ausb. i. Klaviersp., Theorie, Pädagogik 2c. Pens. u. liebev. Aufn. in der Fam. d. Unterzeichneten. Nur Einzelunterricht, desh. schnellere Fortschritte als auf Konservatorien. Näh. brieflich durch den Leiter der **„Schule f. höheres Klavierspiel" in Görlitz**

F. Petri,
23] Blumenstraße 1, II.

Für Hausfrauen!

Annahme alter Wollsachen
aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- u. Mantelstoffen, Damentuchen, Buckskins, Strickwolle, Portièren, Schlaf- u. Teppichdecken in den neuesten Mustern zu billigen Preisen durch **R. Elchmann,** [15
Ballenstedt a. H.
— Leistungsfähigste Firma! —
Muster umgehend frei.

Handelsinstitut für Damen

1] von Frau **Elise Brewitz,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Familienpension

von **Fr. Kreisrichter Haase,** [35
Berlin S.W., Hallesche Straße 14 pt.
Gut empfohlen.

Digitized by Google

„Das Märchenschiff“ und anderes von Walli Glück. (Berlin, Hermann Lazarus.) Ein Miniaturstrauß sinniger Märchen, von denen besonders das erste echte Märchenstimmung zeigt.

Kleine Mitteilungen.

Über das neuentdeckte Seekrankheitsmittel Yanatas schreibt das Parlamentsmitglied Mr. Labouchère in der „Truth“: „Der Mann, der ein sicheres Mittel gegen die Seekrankheit erfindet, wird einer der größten Wohlthäter des Menschengeschlechts sein. Zu verschiedenen Zeiten sind solche Entdeckungen angekündigt worden, aber sie haben sich nicht bewährt. Da ich einer der schlimmsten Seefahrer bin, habe ich die meisten dieser Mittel probiert und kann daher diese Behauptung mit Sicherheit aufstellen. Aber endlich darf ich hoffen! Bei zwei verschiedenen Gelegenheiten habe ich bei der Fahrt über den Kanal das Mittel versucht, das unter dem Namen: „Yanatas“ angekündigt wird. Bei beiden Gelegenheiten, und das war das erste Mal in meinem Leben — bin ich ohne ernsthafte Beschwerden hinübergekommen. Da das Wetter bei beiden Gelegenheiten grundschlecht war, fühle ich mich berechtigt, meinen Leidensgenossen „Yanatas“ zu empfehlen. Ich weiß nicht, wie es sich auf langen Reisen bewährt; es mag auch nicht auf alle Konstitutionen dieselbe Wirkung üben; aber wenn es nur den Durchschnitts-„bad sailor“ in Ruhe von Dover nach Calais fahren läßt, so wird es für viele unschätzbar sein.“

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

Solinger Messer und Gabeln.

Nr. 500 imit. Ebenholzheft, Klinge pol. und schön gebogene Stahlgabel.

12 Stück	Tischmesser nur Mark	3,60
12 „	Tischgabeln „ „	3,60
12 „	Dessertgabeln „ „	3,30
12 „	Dessermesser „ „	3,30

½ od. ¼ Dutz gebe ich zu Dutzendpreis. ab. Umtausch gestattet. Versand gegen Nachnahme od. Vorhereinsend. des Betrages.

Julius Braun Ww., [26
Stahlwaren-Fabrik, Solingen.
Preisgekr. Int.-Ausstell. Dresden 1894. Musterpaar vers. geg. Eins. v. M. 1 fr. Zu. Preisl. Nr. 59 m. Bez. a. d. Blatt umf. u. fr.

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallescheſtraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Für Kunstfreunde. [13
Unser neuer, vollständiger, **reich illustrirter Katalog für 1896** über Tausende von Photogravuren und Photographieen nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pf. in Postmarken franco zugesandt.
Photographische Gesellschaft
Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

Graphologie.
Charakter-Skizzen nach der Handschrift werden angefertigt à 1 Mark, mit Begründung à 2 Mark. Einzusenden an
32] **E. L. Nollau, Bonn,** Königstr. 39.

Liebig Company's FLEISCH-EXTRACT
NUR ÄCHT, J. Liebig
wenn jeder Topf den Namenszug in blauer Farbe trägt

Triumph-Accord-Zither!
patent., hocheleg. u. solides Instrument, v. Jedem sofort spielbar, sechs Accorde, 25 Saiten, prächtig., voller Klang, mit sämtlichem Zubehör u. fünf Notenheften zus. ca. 100 Stücke enth., **nur Mk. 13,75** mit Verpackung gegen Nachn. Tägl. ungefors. Belobigung.
Richard Kox, Musikw., Duisburg.

Das **Placierungsbureau**
von Frau Joh. Simmel,
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hausperſonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [12

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Gossmann's
Naturheilanstalt Wilhelmshöhe
bei CASSEL. [37
Comfortables Kur- und Pensions-Haus. Elektrische Beleuchtung. Dampfheizung. Günstige klimatische Verhältnisse für den Winteraufenthalt. Physikalisch-diätische Heilmethode. Erfolgreiche Behandlung chronischer Krankheiten insbes. von **Frauenleiden.** (Thure Brandt Massage d. die Ärztin.) Prospekte gratis durch die Direktion.
Dr. med. Missmahl, Anstaltsarzt, **Dr. med. Sophie Gomberg,** Assistenzärztin
Ausserdem wird vom 1. März 1897 an noch der bekannte Naturarzt Dr. med. *Walser* an der Anstalt thätig sein.

Mit vorliegendem Heft beginnt das (2.) Quartal: Januar bis März 1897

unserer Zeitschrift. Die verehrten Abonnenten, welche die **„Frau“** durch eine **Postanstalt** zu beziehen wünschen, aber erst **nach** dem 1. Januar bestellen, wollen die Lieferung des Januar-Heftes ausdrücklich fordern **unter Zahlung der festgesetzten „Nachlieferungsgebühr“ von 10 Pfennig.**

Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel **2,—** Mark, bei directer Zusendung: In Berlin **2,—** Mark. Im Inland **2,30** Mark. Nach dem Ausland **2,50** Mark.

Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau“ (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.**

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Kleinkindererziehung.

Von

Alma Bauer.

Nachdruck verboten.

Die Pflege und Erziehung des Kindes im Säuglingsalter und in den vorschulpflichtigen Jahren fällt wohl ausnahmslos der Mutter anheim. Außer den zünftigen Pädagogen werden nur sehr wenige Männer ihre kleinen Kinder in anderem Lichte sehen als in dem eines angenehmen Spielzeugs, mit dem nach des Tages Last sich Scherz und allerlei Kurzweil treiben läßt, dem gegenüber man sich einer Verantwortung jedoch kaum bewußt ist.

Und doch, welch hohe Verantwortung trägt der, dem ein Kindlein ans Herz gelegt ward. Wie sollte er vom ersten Tage an in dem Neugeborenen nicht nur die Gabe, sondern vielmehr noch die Aufgabe sehen, eine Aufgabe, die jeder ernst auffassen wird, dem das Bewußtsein innewohnt, daß die Erziehung und Gewöhnung in den ersten Lebensjahren die Basis der späteren Charakterentwicklung bildet, daß alles in diesem Stadium Versäumte sich bitter rächt, daß andrerseits aber auch ein in Treue gehegtes Pflänzlein des Guten zu seiner Zeit Frucht bringen wird.

Kann im Säuglingsalter des Kindes von einer Erziehung bereits die Rede sein? Ganz gewiß. Erziehung ist Gewöhnung an das Gute und Vernünftige und Entwöhnung von allem Verkehrten und Schädlichen.

Nun kann der Säugling zunächst nur körperlich erzogen werden, indem man ihn gewöhnt an peinliche Sauberkeit, gute Hautpflege, regelmäßige Mahlzeiten, und indem man ihn entwöhnt von der Gepflogenheit junger Erdenbürger, die Nacht zum Tage zu machen, eine Gepflogenheit, welche die Körperkräfte der Mutter stärker absorbiert als die anstrengendste Arbeit während des Tages. Ob die in solchem Falle

Digitized by Google

beliebte Beförderung des kleinen Schreihalses ins Nebenzimmer, damit er dort sich in den Schlaf brülle, der Weisheit letzter Schluß ist, bleibe dahingestellt. Richtiger ist wohl die Abstellung der Ursachen, welche die nächtliche Unruhe hervorrufen; als da sind: anhaltendes Schlafen bei Tage, Unwohlbefinden, zu festes Einschnüren im Steckkissen (dies sollte zur Nachtzeit ganz lose, am liebsten gar nicht geschlossen sein), vor allem auch verdorbene Luft oder zu hohe Temperatur im Schlafzimmer.

Nur andeutungsweise kann im knappen Rahmen eines Artikels über Kleinkindererziehung das hochwichtige Kapitel „Körperpflege" gestreift werden. Doch möchte ich alle Mütter, denen ein fröhliches Gedeihen ihrer Kleinen am Herzen liegt, auf das treffliche Buch des Sanitätsrat Niemeyer „Ärztlicher Ratgeber für Mütter" empfehlend verweisen. (Stuttgart. Engelhorn. Preis 4 Mark.)

Ohne das mindeste vorauszusetzen, belehrt der licht-, wasser- und luftfreundliche Gesundheitslehrer in ansprechender Briefform und nicht ohne Humor seine Leserinnen über alle einschlägigen Fragen mit der ausgesprochenen Absicht, sie unabhängig zu machen von der Muhmenpraxis hygienisch ganz ungeschulter Zeiten, sie zu denkenden Menschen zu erziehen, die statt mit Redensarten mit Begriffen arbeiten. — Ein Mann, der uns Frauen denken lehrt, noch dazu auf seinem eigenen Gebiete — à la bonne heure! Er ist im deutschen Vaterlande vorläufig ein weißer Rabe.

Handelt es sich in den beiden ersten Lebensjahren neben der Körperpflege hauptsächlich um Wartung des Kindchens und um seine Behütung vor Leibesschaden, so können und sollen diese rein physischen Dinge doch nach pädagogischen Gesichtspunkten geregelt werden, aus welcher Forderung für die Mutter die Pflicht erwächst, sich möglichst viel den Kleinen persönlich zu widmen. Die Mutter der breiten Schichten des vermögenslosen Mittelstandes unterzieht sich dieser Aufgabe auch gern und freudig, obwohl sie mehr Selbstverleugnung erfordert als der Unbeteiligte ahnt. Ja, sie thut nicht selten zuviel. Sie verwöhnt das kleine Wesen durch beständiges Tragen und Fahren, Tändeln, Scherzen und Spielen, ohne zu bedenken, daß solches Thun eine arge Zeitverschwendung und, was schwerer wiegt, eine systematische Anerziehung von Ansprüchen bedeutet, die auch die liebevollste Mutter dem Kinde auf die Dauer nicht befriedigen kann. Es sollte, wenn es sauber gemacht und hinreichend gesättigt wurde, viel im Wagen liegen und später sich, im Stühlchen sitzend, mit gefahrlosem Spielzeug beschäftigen. Dann wird es das zeitweise Herumtragen und Beschäftigtwerden mit Dankbarkeit hinnehmen, nicht aber als schuldigen Tribut, den die Mutter leisten muß.

Verwöhnte Kinder werden unfehlbar die Tyrannen ihrer Mütter; die Schuld an diesem unerträglichen Zustand tragen diese allein.

* * *

Wer eine Anzahl Kinder — eigne oder fremde — auferzogen, dem wird der Satz der Bibel: „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf" sehr einleuchtend sein. So ungern die Fehler der Kinder dritten Personen gegenüber zugestanden werden, so tiefinnerlich ist ein Elternpaar im stillen Kämmerlein davon überzeugt.

Es ist erstaunlich, wie früh im Kinde die bösen Triebe sich zeigen, wie rasch sie sich entwickeln, wie schwer sie einzudämmen sind und wie sie unkrautartig den Herzensboden überwuchern, sodaß das schwache Häuflein guter Keime nur mühselig emporzukommen vermag.

Digitized by Google

Ungehorsam mit seinen Spielarten Eigensinn und Trotz, Hang zur Lüge, Selbstsucht in ihren verschiedenen Erscheinungsformen (Unbescheidenheit, Unverträglichkeit, anspruchsvolles, übellauniges, rechthaberisches Wesen) dürften die Hauptfehler des vorschulpflichtigen Alters, ihre Bekämpfung und der Versuch die gegenteiligen guten Eigenschaften zu entwickeln, mithin Aufgabe der Erziehung sein. Denn pflichten wir auch überzeugungsvoll dem oben citierten Bibelworte bei, so sind wir doch weit entfernt, mit Zola anzunehmen, die angeborenen bezw. ererbten Fehler seien unausrottbar. Unausrottbar sind Fehler nur dann, wenn infolge mangelnder Zucht die anfangs schwache Unkrautpflanze zum tiefwurzelnden Baume sich ausgewachsen. Das Gemüt unserer Kleinsten aber ist noch weich und bildungsfähig, und ganz entschieden beeinflußt die Erziehung den sittlichen Willen. Je früher nach dieser Richtung hin eine heilsame Einwirkung sich geltend macht, um so sicherer darf ein positives Resultat erhofft werden.

Wer gehorsame Kinder erziehen will, der rede wenig. Vielrednerei ist der fruchtbare Regen, der die kindliche Unbotmäßigkeit zum Blühen bringt. Sie ist der Tod aller Autorität und die Klippe, an der die mütterliche Erziehungskunst zu scheitern pflegt. Wer viel redet, wird selten ernst genommen, und wer wortreich verbietet, verlangt häufig das Unmögliche. — Freilich ist es für eine Mutter schwer, gerade im Reden ihren Kleinsten gegenüber das rechte Maß zu treffen, bei weitem schwerer als für den Vater, der nur wenig im Kinderzimmer erscheint, dessen Autorität sich daher nicht abnutzen kann. Die Mutter lebt den ganzen Tag mit ihren Kindern, sie spielt und beschäftigt sich mit ihnen, lehrt und ermahnt. Da wird leicht ein Wort zuviel gesagt. Das kann nicht anders sein, schadet auch nichts, so lange sie es versteht, im Ernstfalle ihren Willen durchzusetzen. Wenn beispielsweise die lange Zeit geduldige Mutter ihrer lärmenden Schar zuruft: „Nun ist's genug!" so muß es genug sein. Am Ton müssen die Kleinen unterscheiden, ob Scherz oder Ernst gemacht wird. Doch vergreift die Mutter sich gerade im Ton sehr häufig. Sie redet nicht nur zuviel, sie redet auch zu laut und zu erregt. Durch eine leise, gelassene Art würde sie weit mehr erreichen. Ist schon jeder Erwachsene fremden Wünschen geneigter, sobald sie in freundlich ruhiger Weise ihm nahe gebracht werden, wieviel mehr das unverständige und leicht erregbare kleine Kind.

Bevor du eine Anordnung triffst, überlege reiflich ihre Durchführbarkeit und rechne allezeit mit den schwachen Kräften des jungen Kindes. Gebiete im allgemeinen nur eine Sache auf einmal, und fasse deine Worte bündig und klar, damit Mißverständnisse ausgeschlossen sind. Auch verbiete eher zu wenig als zu viel; das einmal erlassene Verbot aber halte konsequent aufrecht, auch dann, wenn aus seiner Durchführung dir persönliche Unbequemlichkeiten erwachsen. — Fortwährendes Ermahnen, Verbieten und Anordnen fordert den Ungehorsam geradezu heraus. Man kann nicht alles befolgen, — daher ist es am bequemsten, zu thun, als habe man nichts gehört. Bei allen Kindern, die unaufhörlich rektifiziert werden, bildet sich mit der Zeit eine seelische Harthörigkeit aus.

Bisweilen äußert der kindliche Ungehorsam sich als passiver Widerstand. Das Kleine weigert sich beispielsweise, seine Tasse Milch vollends auszutrinken, obwohl es kein größeres Quantum erhielt als gewöhnlich. Hier ist das Charakteristikum des Eigensinns gegeben: eine beharrliche Weigerung ohne vernünftigen Grund. Dieser Eigensinn muß gebrochen werden durch geduldiges Beharren auf dem einmal erlassenen

Digitized by Google

Gebot: „Du trinkst deine Milch aus!“ „Ich mag aber nicht!“ „Dann wird sie dir zum Abendbrot vorgesetzt, und du erhältst nicht eher etwas anderes, bis sie ausgetrunken ist.“

Mit kleinen Kindern darf nicht parlamentiert werden; sie müssen gehorchen, auch ohne zu begreifen, auf das bloße Wort hin und zwar sogleich. Je besser es der Mutter gelingt, in diesem Sinne ihr *älteste*s Kind zu erziehen, um so leichter wird die Sache mit den nachfolgenden werden.

Werden eigensinnige Kinder im allgemeinen mit Geduld kuriert, so sind dem Trotz gegenüber schärfere Mittel anzuwenden. Sobald der kindliche Eigenwille in offene Widersetzlichkeit ausartet, in Fußstampfen, Schreien oder ungehörige Reden, so gebührt ihm eine Tracht Schläge und zwar nach dem Prinzip: *selten aber ordentlich*. — Heute ein Kläpschen und morgen wieder eins und am dritten Tage ein paar Streiche, die nur den Staub aus den Kleidern klopfen, nützt absolut nichts. Höchstens lachen die schlauen Kleinen innerlich die Mutter aus, weil sie nur so schlagen kann, daß es nicht weh thut.

Dagegen ist eine nachdrückliche Körperstrafe dem kleinen Kinde höchst schmerzlich. Es empfindet Furcht vor einer Wiederholung und fühlt sich aus diesem Grunde zum Gehorsam bewogen, sodaß mit der Zeit die Anlässe zu körperlicher Züchtigung immer seltener werden, bis schließlich ein Blick der Mutter nach dem Birkenreis genügen wird, um die Widerspenstigen zur Ordnung zu bringen. Und damit wäre der Zweck erreicht. Eine selten, aber bei gravierenden Anlässen nachdrücklich angewandte Körperstrafe in den ersten Lebensjahren *macht ihre Anwendung in späterer Zeit überflüssig*. Das ist das allein Richtige. Größere Kinder dürfen nicht geschlagen werden, denn die körperliche Züchtigung ist ein zweischneidiges Schwert. Sie verhärtet den, der sie empfängt und verroht den, der sie erteilt, daher feiner organisierte Naturen sich ungern zu ihrer Anwendung entschließen. Auch hat sie selbst im vorschulpflichtigen Alter nur in ganz bestimmten Fällen einzutreten: außer Trotz und Widersetzlichkeit für Roheiten aller Art, als da sind Tierquälerei, pöbelhaftes Betragen, mutwilliges Zerstören im Widerholungsfalle. Daß die Mutter ihr Kind niemals im Affekt sondern nur im völlig beherrschten Zustande schlagen darf, sei noch besonders hervorgehoben.

* * *

Sehr verkehrt wäre es, *die Lüge* mit Schlägen behandeln zu wollen, besonders diejenige Art der Unwahrheit, die im Leben unserer Kleinsten auftritt. Wir haben es in diesem Lebensalter gottlob nicht mit verlogenen Geschöpfen zu thun, sondern mit relativ unschuldigen jungen Menschenkindern, und ihnen gegenüber hat die Erziehung vor allem *vorbeugend* zu wirken. Es darf gar nicht dahin kommen, daß das kleine Kind eine bewußte Unwahrheit ausspricht. Meinem Gefühl nach ist die Erreichung dieses Zieles nicht allzu schwierig. Die Kleinen sind so vertrauend und mitteilungsbedürftig. Der Trieb zu verheimlichen liegt ihnen ganz ferne. Sie erzählen ihrem Mutterchen alles, was sich zugetragen, ihre Freuden und Leiden, ihre Schmerzen und Enttäuschungen. Da nun die mit ihren Kindern lebende Mutter über die meisten dieser Vorkommnisse unterrichtet zu sein pflegt, so ist es ihr ein Leichtes, Übertreibungen und Verdrehung von Thatsachen auf der Stelle zu berichtigen unter stetem Hinweis darauf, daß man eine Sache nie anders erzählen dürfe, als sie in Wirklichkeit sich zugetragen. Allerdings spielt die lebhafte Phantasie unserer Kleinen ihnen bisweilen

Digitized by Google

einen Streich, und hören ihre Erzählungen sich abenteuerlich an, so ist es in jedem Einzelfalle gut, den wahren Sachverhalt zu ergründen, damit das Kind an der Hand der Thatsachen seine blühende Einbildungskraft korrigiere. So kam mein vierjähriges Töchterchen einst voll Schrecken in die Küche gelaufen: „Mama, Mama, jetzt hat ein Löwe zum Fenster hereingeguckt und so fürchterlich gebrüllt." — Der Löwe entpuppte sich als des Nachbars zottiger Hund, der die Vorderpfoten auf den Sims des Parterrefensters gelegt und ein paar Töne von sich gegeben hatte.

Bisweilen tragen unverständige Erwachsene die Schuld, wenn den Kleinen eine gelegentliche Unwahrheit als geringes Unrecht erscheint. So ist die beliebte Art, den Kindern „etwas weiß zu machen" und, nachdem man an ihrem naiven Erstaunen sich geweidet, sie auszulachen, durchaus verwerflich. Die Mutter wird diese Ungehörigkeit sich ernstlich verbitten, sie komme von welcher Seite sie wolle. Denn die also belogenen Kleinen werden sich gleichfalls derartige billige Scherze erlauben, die doch nichts mehr und nichts weniger bedeuten als eine mit Bewußtsein ausgesprochene Unwahrheit.

In dieses Kapitel gehört auch die Erregung von Furcht zum Zwecke der Aufrechterhaltung der Disziplin. „Gleich sei still, sonst kommt der schwarze Mann und steckt dich in den Sack." Die geängsteten Kleinen lassen sich die ersten Male bedeuten. Bald jedoch werden sie inne, daß es einen schwarzen Mann gar nicht giebt. Die Mutter hat also gelogen, — folglich darf ich das auch. Worte lehren — das Beispiel aber zieht.

Bei strenger häuslicher Erziehung kommt es vor, daß schon das kleine Kind die Wahrheit fälscht oder wenigstens fälschen möchte, um der Strafe zu entgehen. Doch nur selten wird es ihm gelingen, die wachsame Mutter zu täuschen. Ein scharfer Blick in das Kinderantlitz, das sich so schwer verstellen kann, ein ernstes: „Nun erzähle, wie war die Sache?" wird meist die Wahrheit an den Tag bringen. Alsdann sind die Kinder, welche freiwillig und sogleich gestanden, sehr milde zu bestrafen; der Lügner dagegen mag außer der Buße für den begangenen Fehler eine zweite für die Lüge auf sich nehmen. — Mit der Strafe allein ist es freilich nicht gethan. Nachdem sie verbüßt und die Erregung der Kindesseele sich gelegt hat, muß die Mutter ihr Kleines auf den Schoß nehmen und ihm in Liebe und mit überzeugender Kraft nahe bringen, wie böse und schändlich die Lüge ist. „Rede stets die Wahrheit", sollte als Wandspruch über jedem Kinderbettchen hängen. Eine vorgekommene Unwahrheit dürfte auch ein geeigneter Anlaß sein, dem kleinen Kinde das Gewissen zu schärfen und ihm den Gottesgedanken wirklich nahe zu bringen, näher als es durch sein Gebetchen geschieht, das es nur zu leicht schablonenhaft hersagt. Nie werden wir es empfänglicher für das Unsichtbare finden, als in solchen Augenblicken, in denen ihm die haarscharfe Grenze zwischen Böse und Gut bewußt geworden und der Begriff „die Stimme Gottes" Gestalt gewonnen hat.

* * *

Ist der Hang zur Lüge gottlob nur wenigen Kindern angeboren, so ist allen gemeinsam eine ausgeprägte Selbstsucht, die in die Erscheinung tritt als Unverträglichkeit und anspruchsvolles Wesen.

Giebt es von Haus aus verträgliche Geschwister? Eine Umfrage bei den Müttern würde wahrscheinlich eine Verneinung dieser Frage ergeben. Die lieben Kleinen scheinen Zank und Streit als Würze des Lebens aufzufassen, und die Idylle einer friedfertigen Kinderstube will im rauhen Erdenleben nicht recht gedeihen.

Digitized by Google

Woher kommt der ewige Unfriede? Fraglos daher, daß der Mensch von Natur die denkbar höchste Meinung von seinen Rechten und die denkbar niedrigste von denen der anderen hat. Daher drückt er das eigene Recht durch um jeden Preis und mißachtet stündlich das des anderen, wobei naturgemäß die Schwachen und Energielosen, sowie die minimale Anzahl der von Haus aus Nachgiebigen den Kürzeren ziehen. Besitzt die Mutter von der letzteren seltenen Spezies ein Exemplar, so soll sie es gegenüber den Rechthabern und Streithähnen in Schutz nehmen und diesen das Handwerk legen.

Die naive Selbstsucht des ersten Lebensalters äußert sich in der verschiedensten Weise, und ihre Bekämpfung hat stets der Individualität des Kindes Rechnung zu tragen. Wer immer Kutscher sein will und niemals Pferd, lasse gefälligst eine Weile der eigenen werten Person das Zaumzeug auflegen, bevor er die andren aufs neue ins Joch spannt. Wer stets das letzte Wort behalten möchte, dem ist es heilsam, wenn er eine Viertelstunde den Mund ganz halten muß. Der wilde Junge, der dem Schwesterchen mutwillig die Puppe zerbrach, soll von seinem Spargeld einen neuen Kopf kaufen, und das dreijährige Nesthäkchen, dem es so unbändiges Vergnügen bereitet, die mühsam erbaute Festung der Großen einzuwerfen, mag die vielen Bausteine ganz allein in den Kasten räumen, damit es lerne, wie viel leichter zerstören ist als aufbauen.

Die Verteilung von Vesperbrod, Obst und mitgebrachten kleinen Geschenken pflegt eine reinliche Scheidung der Geister in Bescheidene und Unbescheidene zu bewirken. Hier gelte der Grundsatz: Wer sich vordrängt, erhält zuletzt. Wer unerlaubt das größte Stück hinwegzufischen versucht, gehe nach Befinden einmal leer aus.

Es empfiehlt sich, alles den Kindern Gereichte gleichmäßig zu verteilen, damit Neid und Streit im Keim erstickt werde. Doch mag, falls eines der Geschwister ein besseres Teil erhielt als die andren, dieser Umstand Gelegenheit werden zur Übung in der Selbstlosigkeit. Die Kleinen sollen nicht nur die Rechte andrer achten, sie sollen, was bei weitem schwieriger ist, auch lernen, auf das eigene Recht einmal Verzicht zu leisten — und zwar mit leidlich freundlichem Gesicht.

Bei manchen Kindern äußert die Ichsucht sich darin, daß es ihnen unendlich schwer fällt, etwas wegzuschenken und parallel mit dieser Untugend das Streben sich zeigt, möglichst viel für den eignen Besitz aufzuspeichern. — Das sind die angehenden Geizhälse, eine bereits im Kindesalter recht unliebenswürdige Spezies. Mit viel Liebe und Geduld muß ihnen durch Lehre, Beispiel und unter Benutzung jeder sich bietenden Gelegenheit nahe gebracht werden, wie selig doch das Geben ist; auch der schwache Versuch zur Ablegung dieses Fehlers finde die freundlichste Anerkennung.

Ebenso wie der Geiz kündet der Hang zur Verschwendung sich im vorschulpflichtigen Alter bereits an.

Für das verschwenderisch veranlagte Kind hat eignes und fremdes Eigentum keinen Wert. Es schenkt weg, verliert, zerbricht, beschädigt seine Sachen, ohne die mindesten Gewissensbisse nach dem Grundsatz des roi soleil: „Car tel est mon plaisir.“ Auch hier hilft nur nimmermüde Wachsamkeit, täglicher Hinweis darauf, daß ein Kind ohne Mutterchens Erlaubnis nichts wegschenken darf, und daß der kein Spielzeug und keine neue Jacke verdient, der nicht sorgsam damit umgeht.

* * *

Digitized by Google

Wenn der alte Satz wahr ist, daß ein Kind die ganze Wirtschaft auf den Kopf stellt und daß alle Nachgeborenen zusammengenommen einen so großartigen Umsturz der bestehenden Verhältnisse nicht bewirken, wie die Geburt des ersten Sprößlings ihn mit sich zu bringen pflegt, so liegt darin die Thatsache angedeutet, daß einzige Kinder kleine Egoisten werden müssen. In der That ist es sehr schwer, sie zu selbstlosen Menschen zu erziehen, denn das ganze Haus — die Freunde der Familie eingeschlossen — ist ihnen tributpflichtig, errät ihre Wünsche von ferne, befriedigt all ihre Launen und verwöhnt sie gründlichst nach allen Richtungen. So bleiben sie in gewissem Sinne Babies ihr Lebelang, d. h. abhängig von den Hilfeleistungen anderer, während im Gegenteil bereits das kleine Kind zur Selbständigkeit erzogen werden soll.

Was seine schwachen Kräfte vollbringen können, dazu werde es auch angehalten. Es lerne früh sich selbst ankleiden und den Geschwistern dabei helfen, der Mutter Handreichung thun durch Holen und Fortbringen leichter Gegenstände, kleine Besorgungen in der Nachbarschaft machen, den Kinderkaffeetisch beschicken. Das Emaillegeschirr zerbricht ja nicht, und nur wer frühe sich übt, erwirbt eine geschickte Hand. — Möglichst wenig sollen Kinder die Dienstboten um Handreichung angehen, und wenn sie es thun das „Bitte" und „Danke" nicht vergessen.

Hand in Hand mit der Erziehung zur Selbständigkeit geht die Pflege des Ordnungssinnes, — ein schwieriges Kapitel. Es ist erstaunlich, wie wenige Menschen ordnungsliebend auf die Welt kommen. Von hundert Kindern sind neunundneunzig nur schwer zu bewegen, an jedem Abend die Stiefelchen an den dazu bestimmten Platz zu stellen, Hut und Jäckchen aufzuhängen, die Kleidungsstücke akkurat gefaltet auf den Stuhl am Bett zu legen.

Eine Kinderstube am Abend sieht vollends aus wie das ungeteilte Polenreich. Behende schleppen die Kleinen tagsüber große Massen Spielkram herbei, und mit minimaler Begeisterung schicken sie sich an, auch nur einen kleinen Teil hinwegzuräumen. Es geht infolge von Unlust und Ungeschick auch gewaltig langsam, und im zehnten Teil der Zeit würde eine erwachsene Person damit fertig sein. Da nun in kindergesegneter Familie die Zeit stets knapp ist, auch eine gewisse Selbstverleugnung dazu gehört, dem unbehilflichen Treiben der Kleinen zuzuschauen, so hat vielfach die Sitte sich eingebürgert, daß die Mutter oder ein dienstbarer Geist das Kinderzimmer abends aufräumt. — Das ist wohl nicht das Richtige. Die Kleinen werden dadurch an Ansprüche gewöhnt, deren sie sich später schwer entwöhnen — oder soll ihnen auch in den schulpflichtigen Jahren nachgeräumt werden? Sie werfen nachweislich weniger herum, wenn sie wissen: ich selbst muß wieder Ordnung schaffen. Durch tägliche Übung werden die ungeschickten Fingerchen mit der Zeit doch gewandter, lernt ihr Auge Freude finden an wohlgeordneten Zuständen, und diese Freude allein schlägt siegreich alle Unlust und Trägheit.

Ein böser Gast im Kinderzimmer ist die üble Laune. Sie kommt wie der Dieb in der Nacht und befällt zu Zeiten auch ein liebenswürdiges Kind. Soeben noch ausgelassen fröhlich, steht es nun schmollend am Fenster, mag nicht mehr mitspielen und ist gekränkt, kein Mensch weiß worüber. Hier ist völlige Nichtbeachtung das beste Heilmittel. Jede Frage, jedes Bemühen, den finster blickenden kleinen Mann heranzuziehen, würde die Sache verschlimmern. Nimmt jedoch niemand Notiz, so fühlt er sich in der erwählten Einsamkeit kreuzunglücklich: ganz von selbst schließt er nach

Digitized by Google

einem Weilchen sich den Genossen wieder an, und auch jetzt sind alle Bemerkungen überflüssig — es giebt sonst einen Rückfall.

* * *

Wurde bisher hauptsächlich auf die kindlichen Fehler hingewiesen, so sei nunmehr eines guten Keims gedacht, der jedem gesunden, normal entwickelten Kinde innewohnt. Es ist dies der Thätigkeitstrieb. — Wenn das kaum Einjährige, noch auf dem Boden rutschend, den Kohlenkasten ausräumt oder das Arbeitskörbchen der Mutter vermittelst der Nähtischdecke herabzieht, um seelenvergnügt seinen gefährlichen Inhalt zu durchkramen, wenn der wilde Vierjährige mal eine Stunde Ruhe hält, weil er inzwischen Vaters Rehfell vor dem Schreibtisch mit der Schere bearbeiten mußte, so haben die beiden sich im speziellen zwar sehr unnütz gemacht, sind im allgemeinen aber nur dem Drange gefolgt, mit den Händen etwas zu schaffen. Sitzt ein Kindchen stundenlang ruhig, macht es selten oder nie dumme Streiche, so läßt solch ein Übermaß von Tugend auf körperliches Unbehagen oder geistige Minderwertigkeit schließen.

Nicht eben häufig ist die Fähigkeit, kleine Kinder angemessen zu beschäftigen, einem Weibe von Natur verliehen. Und wie ist sie in der Praxis der Kinderstube doch so nötig! Beschäftigte Kinder sind weit artiger, verträglicher und fröhlicher als gelangweilte. Weder schikanieren sie das Dienstmädchen, noch quälen sie die Mutter um Erfüllung unzulässiger Wünsche, noch entwickeln sie jenen nervenmörderischen Lärm, der das Verweilen in einer undisziplinierten Kinderstube so unerträglich macht.

Der treue Friedrich Fröbel hat den Thätigkeitstrieb des vorschulpflichtigen Alters in die rechten Bahnen geleitet und in seinem Lebenswerk den Kindergärten die Wege gewiesen, wie eine Mutter ihre Kleinen anregend und bis zu einem gewissen Grade sogar nutzbringend beschäftigen kann.

Eine schier unerschöpfliche Fülle von Material bietet die Gesamtheit der Fröbelschen Spiel- und Beschäftigungsmittel. Freilich muß man in den Geist des großen Kinderfreundes eingedrungen sein, will man seine „Gaben" recht anwenden. Möchten daher zahlreiche Eltern ihren Töchtern ein Lehrjahr in einem gut geleiteten Kindergarten, am besten in einem Seminar für Kindergärtnerinnen gönnen, — vielleicht an Stelle des Pensionsjahres mit seinen fragwürdigen Erfolgen.

Neben dem Thätigkeitstrieb spielt im Leben unserer Kleinsten der Nachahmungstrieb eine große Rolle. Kinder sind geborene Äffchen, und zwar ahmen sie analog den großen Leuten das Verkehrte weit lieber und geschickter nach als das Gute. Sorgen wir daher, daß unser Thun ihnen jederzeit vorbildlich sei. Nicht unsere wohlgemeinten Ermahnungen haften in der Kindesseele, sondern das, was wir ihnen vorleben. So werden putzsüchtige Mütter fraglos auch eitle Kinder haben, und wenn das Elternpaar in beständigem Hader lebt, kann im Kinderzimmer die Verträglichkeit nicht wohl gedeihen.

Vorbildlich für die Kleinen sei insbesondere die Behandlung der Dienstboten von seiten der Hausfrau und Mutter. Zwar ist die Lage des Hausgesindes, entsprechend der Hebung des vierten Standes im allgemeinen, eine bessere als früher. Immerhin gehören Fälle, in denen das Dienstmädchen grob angelassen, von oben herab behandelt und von früh bis spät gehetzt wird, noch nicht zu den Seltenheiten. Die nachahmungslustigen Kleinen erfassen diese Art merkwürdig rasch, sodaß — frei nach Goethe — ein inhumanes Prinzip sich wie eine Krankheit forterbt von Geschlecht zu Geschlecht.

Digitized by Google

Die Frau als Förderin „großer" Kunst.

Von

Hans Schliepmann.

Nachdruck verboten.

Erst im Juliheft dieser Zeitschrift hat Paul Schettler über „Frauen und Bücher" gesprochen. Was er gesagt, war so trefflich und beherzigenswert, daß gewiß alle Leserinnen der „Frau" Ja und Amen dazu sagen werden. Hierin aber liegt vielleicht eine gewisse Berechtigung, das Thema noch einmal aufzunehmen. Ich möchte nämlich glauben, daß die sehr zeitgemäße und notwendige Strafpredigt Paul Schettlers am besseren Gewissen unserer Leserinnen etwas abprallt, insofern gerade deren Kreis eine Ausnahmestellung einnimmt, insofern es unter ihnen wirkliche Büchereibesitzerinnen geben wird, wie ich zuversichtlich glaube. Schettlers Aufsatz dürfte daher eher diesen Mitkämpferinnen als Waffe für die Draußenstehenden dienen, als Stachel für die zurückgebliebenen Schwestern, denn als Sündenspiegel. So werden wir uns denn alle der Schettlerschen Auseinandersetzungen von Herzen freuen; es wird aber diesen Ausführungen auch nicht im geringsten Eintrag thun, wenn ich versuche, ihnen ein weiteres Kapitel anzufügen, das vielleicht auch noch unseren Leserinnen hier und da das Gewissen rühren könnte.

Zunächst aber möchte ich, um nicht als befangen und weiberfeindlich zu erscheinen, eine Frage beantworten, die gewiß auch manche Leserin im Stillen an Paul Schettler gestellt haben wird: wieviel Männer sind denn besser als die von ihm geschilderten bücherlosen Frauen?

Ich antworte darauf, ohne erst Ausflüchte zu suchen: Sie haben vollkommen recht, meine Damen. Wenn's auch noch keine Statistik in dieser besonderen Angelegenheit giebt, so wird doch nach übereinstimmendem Urteil aller Eingeweihten die sogenannte schöne Litteratur sehr überwiegend von Damen — oder für Damen gekauft. Denn immer wieder muß es geklagt werden: in den heutigen Zeitläuften findet der Mann längst nicht mehr Muße, Geld und vor allem die nötige geistige — Unbeflecktheit, um einem Ideal nachzuhängen. Nehmen wir die Ausnahmen, die Künstler und die wenigen wirklichen Aristokraten hinweg: für wen ist die Kunst inneres Bedürfnis? Der Staat erkennt längst ein solches „Bedürfnis" höchstens noch formell an, weil's doch einmal zur „Bildung" gehört, etwas für die Kunst zu thun. Das trockenste, herzloseste Moralpauken scheint ihm aber im Grunde immer noch ein wertvolleres Erziehungsmittel als die Kunst, die doch ohne Zwang und Mühe gerade das Triebliche in uns sänftigt und läutert und so die beste Leiterin auch zu wahrer Religiosität sein könnte.

Unter solchen Umständen ist denn die Allerweltsmeinung nicht mehr verwunderlich, daß Kunst eine Art Zerstreuung, ein verhältnismäßig anständiges Vergnügen sei.

Und doch: was bleibt von einem Volke lebendig, wenn nicht seine Kunst? Alle Kriege und Staatenbildungen der Griechen und Römer haben für uns nicht

Digitized by Google

entfernt mehr so viel Gegenständlichkeit wie ihre Kunst; Firdusis Heldenbuch hat hundert Umwälzungen überdauert, und in Mittelamerika fesseln soeben noch wieder neuentdeckte riesenhafte Trümmer einer entlegenen Kultur die Aufmerksamkeit aller Gebildeten — Trümmer einer Kultur, deren Träger wir nicht einmal mehr dem Namen nach kennen.

Ist es demnach unberechtigt zu fordern, zu wünschen mindestens, daß auch die Spur von unseren Erdentagen nicht in Äonen untergehe? daß auch wir eine Kunst besitzen, die die Jahrhunderte überdauert?

Wohl mag nun hier und da ein Werk der bildenden Künste als monumentaler Zeuge unserer Zeit noch in ferne Zukunft hineinragen, wie der Name der gewaltigsten Künstlerpersönlichkeit des ganzen Jahrhunderts, Richard Wagners, trotz mancher Schlacken noch ungezählte Lustren leuchten wird: aber gerade in der höchsten aller Künste — der höchsten, weil sie nicht nur Kunst, sondern allumfassendes Geistesleben ist — in der Litteratur ist die Erhaltung solcher Gipfelwerke durch alle jene Umstände gefährdet, die schon Horaz sagen ließen: „Habent sua fata libelli," Bücher haben ihre Schicksale.

Nicht die auf Löschpapier gedruckten, sondern nur die in die Herzen geschriebenen Werke bleiben lebendig. Aber da liegt nun das Übel! Wenn nun die Herzen nicht mehr rein und groß und frei genug, um nur das Beste aufzunehmen? Wenn sie mit löschpapierner Waare so vollgepfropft sind, daß kein Platz für Besseres bleibt? Es besteht in der That die Gefahr, daß die besten Werke aus Mangel an — Käufern in die Papiermühle zurückwandern. War es z. B. nicht kaum mehr als ein glücklicher Zufall, daß Scheffels Ekkehard nach so vielen Jahren des „Ungekauftseins" noch uneingestampft geblieben? Und wird es andererseits nicht ein Monument von unserer Zeiten Schande sein, daß die männlichen und weiblichen Marlitts Auflagen über Auflagen erleben?

Man halte sich nur gegenwärtig, daß in der Litteratur wirklich ein jeder Käufer ein Atom Unsterblichkeit mitschaffen kann! Reißt euch um ein Buch, und es wird bekannt werden; das aber ist die Vorbedingung für das Berühmtwerden. Denn das in Litteraturblättern besprochene, belobte, gekrönte Buch bleibt so lange doch nur Papier, bis es eine Gemeinde von Nichtlitteraten, aber echten Kunstfreunden gefunden.

Hiernach ergiebt sich auch für die unproduktivste, weltabgewandteste „Leserin" noch eine Aufgabe: durch reifste Wahl beim Kauf an ihrem Teil Auslese zu halten innerhalb der modernen Dichtungen, auf daß etwas bleibe, das bleibenswert ist!

Ich möchte also eigentlich noch mehr fordern als Paul Schettler, nämlich ein stillschweigendes Bekenntnisablegen bei der Anlage einer eigenen Bücherei. Und ich würde die zielbewußte, die über die engen Interessen ihres eigenen Ichs hinweggekommene Frau daran erkennen, daß sie sich um Werke bekümmert, die von einer Weltanschauung zeugen, die deshalb der großen Kunst, im Gegensatz zur gefälligen, harmlosen, reizvollen angehören.

Die Frau ist solcher Kunst von je fremder gewesen als der Mann. Aber ich meine, daß die moderne Entwicklung die fortgeschrittene Frau wohl reif gemacht haben dürfte, auch große Kunst zu empfinden.

Was ich nun unter „großer" Kunst verstanden wissen möchte, bedarf einiger Worte der Erläuterung. Ich sagte, Kunst, die von einer Weltanschauung zeugt. Daß diese Weltanschauung von vorn herein nicht einfach verneinend oder schlechthin skurril sein kann,

Digitized by Google

ist klar, denn aus solcher Anschauung wird überhaupt keine Kunst geboren. Aber ich möchte sogleich nachdrücklichst betonen, daß ich nicht etwa eine philosophierende Kunst, eine möglichst tiefsinnige „Gedankendichtung" für das Höchste der Poesie erklären möchte. Sie kann es werden, wenn sie zugleich Anschauung, lebendige Gestaltung giebt, wie der Faust. Aber das Vorhandensein gewaltiger Instrumentalwerke, die nicht ein Wort Philosophie bringen, die einen abstrakten Gedanken reiner Logik gar nicht auszudrücken vermögen, beweist schon, daß es sich nur um den seelischen Untergrund handeln kann, aus dem das Werk des Künstlers entsprossen. Bachs große Messe in H-moll, Beethovens Neunte, Brahms' Deutsches Requiem sprechen Empfindungen von einer Tiefe und vor allem einer Weite des Gemütes aus, wie sie nur eine Seele erringt, die sich durch Menschenlust und -leid, Welt und Schicksal zu innerer Klarheit durchgerungen, die ein vollkommenes großes Weltbild in sich trägt.

Und diejenigen Kunstwerke allein, die, oft ganz ohne Absicht des Künstlers wie z. B. bei der Odyssee, ein ganzes Weltbild, gesehen vom Standpunkt irgend einer Epoche, zur Darstellung bringen, sind auch bleibende Werke. Wohlgemerkt, ein inneres Weltbild, nicht etwa eine kulturgeschichtliche Darstellung eines Zeitabschnittes, wie ihn etwa Dahns „Kampf um Rom" mit großen Freskomitteln, aber leider allzu viel Theatralik und romanhafter Charakterkonstruktion giebt.

Wir haben in unserer Zeit wenig genug solcher Werke, wenig genug Künstler sogar, bei denen wenigstens die Summe aller Werke den Eindruck großer Kunst, Kunst mit dem Rückhalt einer machtvollen geistigen Persönlichkeit, hervorruft. Böcklin und Klinger unter den bildenden Künstlern; Wagner und Brahms unter den Musikern; bedingt, wie schon letzterer, auch Gustav Freytag, dessen „Ahnen" bei aller Größe der Auffassung in Bezug auf künstlerische Gestaltungskraft und Diktion doch immer wieder mehr das große Talent als das Genie erkennen lassen, Gottfried Keller und Wilhelm Raabe in ihrer Ganzheit, vielleicht noch Konrad Ferdinand Meyer ebenso: das etwa sind die Hervorragenden, die noch mehr geben als Kunst allein, nämlich auch noch ein großes Herz, eine große Weltauffassung.

Und einer noch wird zu diesen gezählt werden müssen: Heinrich Hart!

Wer kennt ihn? Oder besser, wer kennt sein „Lied der Menschheit?" — denn als geistvoller Kritiker, als vielschreibender „beliebter" Feuilletonist hat er ja allerdings längst einen Namen, den er auf diesen Gebieten auszumünzen gezwungen ist, da er bei seinem Werke „großer Kunst" verhungern könnte. Und doch ist diese Dichtung so bedeutend, daß es gerechtfertigt erscheint, nur sie als Beispiel anzuführen, um zu beweisen, wie wenig wahrer und tiefer Anteil in unseren Gegenwartsmenschen für Werke großer Kunst vorhanden ist. Während der lieblich-flüssige Tand der Muse Julius Wolffs eine Auflage nach der anderen erlebt, wird das einzige monumentale Versepos der Gegenwart, trotz aller glänzenden Kritiken sogar! kaum beachtet.

Freilich, diese Epen sind kein Rattenfänger- oder Gänschenfänger-Versgeklingel. Diese brausenden, glockengewaltigen Verse muß man zweimal lesen, mindestens, ehe man all ihre und ihres Inhaltes Schönheit bewältigt, oder man müßte sie in kunstvollster Weise vortragen hören! — Ein neues Wunder der Schmach übrigens, daß noch kein Recitator sich dieser glänzendsten, lohnendsten Aufgabe gewidmet!

Wie viele noch mögen heut ein Buch ergründen, das über ihnen steht, dessen Höhe sie erst erklimmen müssen?

Digitized by Google

Hier aber würde es „lohnen"! Denn hier fügt sich Stein zu Stein zu einem wahren Weltbilde, einem Weltbilde sogar äußerlich, denn das „Lied der Menschheit" beabsichtigt nichts Geringeres, als die ganze Entwicklung des Menschengeschlechtes, wie sie sich von der Höhe moderner Anschauungen überschauen läßt, in zwanzig in sich abgeschlossenen Einzelbildern darzustellen. Dieser Gedanke allein ist einzig; er wäre der Gipfel spintisierenden Philologentums, wenn er nicht dem Hirn eines gewaltigen Dichters entsprungen wäre, der nicht Kulturgeschichte dozieren möchte, sondern der Kulturbilder sieht und sie aus leidenschaftlich ergriffener Seele mit heroischen Mitteln gestalten muß. Dadurch erst gewinnt das Werk seine künstlerische Bedeutung, daß dem gewaltigen Stoffe, dem Was, das Wie, die innere Notwendigkeit der Schöpferweise, entspricht, daß nirgend das lehrhafte Zöpfchen des Ethnographen oder Archäologen hervorschaut, daß seine Gestalten nicht maskierte Berliner oder Leipziger sind, sondern echte Menschen jener entlegenen Zeiten, menschlich uns nahegebracht trotz des Kannibalismus, wie in „Tul und Nahila", trotz der schrankenlosen Unterjochungsbegier wie in „Nimrod", trotz des aus dem alten Testament für uns alle zurückgebliebenen mystischen Heiligenscheines um den „Mose"!

Und gerade darin, wie sich aus allen diesen Gestalten das Allgemeinmenschliche herausschält, wie wir bei den Urmenschen aus den ersten ungebändigten Trieben vergewaltigender, ichsüchtiger Liebesleidenschaft die Keime selbstaufopfernder Nächstenliebe in der Liebe zum Gatten und zum Kinde aufgehen sehen, wie der Drang nach Herrschaft im ungebändigten Gemüte zum Wahnwitz auswächst oder wie der Begriff Eines Gottes mit dem Eines Volkes, seines Volkes, bei Mose zusammenfällt, wie der übermenschlichen und doch noch engen, leidenschaftlichen, aber rein-begeisterten Persönlichkeit des Gesetzgebers vom Sinai der Begriff des Einen Gottes doch zuletzt nur als eine Notwendigkeit für das eigene Selbstgefühl ersteht, wie daneben aber die Menge in niederer, furchtvoller Selbstsucht dem Lebendigen in Moses Lehre ewig fremd bleibt, wie sie aus der Knechtschaft Ägyptens nur unter neue Knechtschaft flüchten möchte, wie sie nach der menschlichen Faust mehr als der göttlichen Hand verlangt — wie dies und vieles Andere, Gewaltige Leben und Anschauung, Anschauung eines zugleich mitten im und doch weit über dem Stoffe stehenden Dichters geworden: das erhebt das „Lied der Menschheit" zu einem echten Werke großer Kunst. Die Kunst ermesse man an den wunderbar anschaulichen, klingenden und rauschenden, farbenwogenden Schilderungen des „Milieu", der Landschaften, in denen die großen Hauptentwicklungsphasen der Menschheit, die Gründung der Familie und des Herdes (Tul und Nahila) des Volks- und Herrschertums (Nimrod) und die Erstehung des Monotheismus (Mose) sich abspielen.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, an dieser Stelle und in diesem Zusammenhange auch nur die Hauptzüge der Dichtung zu umreißen oder gar ihre eingehende Würdigung zu versuchen, zumal eine ausführliche Besprechung eines Werkes nur gar zu vielen Menschen Stoff genug zum „Drüberredenkönnen" giebt, um das Werk selbst ungelesen sein zu lassen.

Ich versage mir sogar, irgend einen Abschnitt der wie aus Granit gemeißelten Reimpaare als Probe hierherzusetzen, denn es galt mir hier nur, das schlagendste Beispiel von der Verständnislosigkeit des großen Publikums gegenüber wirklich monumentaler Kunst näher zu beleuchten und im Gegensatz dazu Zeugnis abzulegen für das bedeutsamste Epos der Gegenwart. Wenn man mich aber auf das Gewissen

Digitized by Google

fragt, ob ich nicht alle obigen Ausführungen nur um das Lob meines persönlichen Freundes Heinrich Hart „herumgeschrieben" habe, so sage ich kaltblütig: allerdings, das habe ich vielleicht, denn diese Gedanken sind mir gekommen, als ich das Publikum taub erfunden gerade für Harts Werk. Wer aber dieses Werk erst einmal kennen gelernt, d. h. zweimal gelesen hat (auch Wagners höchste Schöpfung, den „Tristan", muß man studieren, um ihn ganz nach Gebühr zu schätzen) der wird mir's Dank wissen, daß ich für „Das Lied der Menschheit" eingetreten bin, daß ich just bei diesem Beispiel auf einen Schaden unserer sogenannten Kultur- und „Allgemeinbildung" hingewiesen, da nirgend der Mangel an Pflege des wahrhaft Bedeutenden so klar zu Tage tritt.

Heinrich Hart ist vierzig Jahre alt geworden, ohne mehr als drei seiner Epen beendigen zu können. An geistiger Potenz überragt der „Mose" noch weit seine Vorgänger, deren Veröffentlichung ganze acht Jahre zurückliegt. — Was können wir nicht noch Herrliches von ihm erwarten! Aber: — wann dürfen wir es von ihm erwarten? Wird nicht der nächste Band vielleicht erst in zehn Jahren kommen? Wird nicht das Werk „notwendig" ein Torso bleiben müssen?

Notwendig! Ja, weshalb? Weil Heinrich Hart an seiner Idee verzweifelte, weil seine Kraft erlahmte? Keineswegs! Mag auch die große Kunst nicht mit der Fabrikpünktlichkeit arbeiten, mit der unsere „beliebten" Singsangbäcker ihren Weihnachtskuchen unter stürmischer Nachfrage aller ewigen Backfische auf den Markt werfen: längst wären weitere Gesänge vom Liede der Menschheit erschienen, wenn — diese Sänge so viele Käufer fänden, als ein Band Wolff, Ebers, Eschstruth oder Schubin. Gönnen wir diesen ihre Käufer von Herzen! Ganz ernstlich gesprochen! Aber wäre es nicht edlen Frauen eine würdige Aufgabe, in dieser Zeit der Kleinlichkeiten, der überwuchernden Alltagsjämmerlichkeiten, Priesterinnen gerade der großen, der weltweiten Kunst zu werden?

Wenn jetzt die Gegenwartsdichter Fulda und Sudermann mit ihren ganz unbestreitbar brav gemeinten und klug gemachten Schöpfungen von Scharen begeisterter Bankiersfrauen „chaperonniert" werden, wenn der Erfolg ihrer Arbeit sich in Wohlhabenheit umsetzt: finden sich in Deutschland nicht daneben auch noch so viel edle Frauen, um einen Zukunftsdichter aus der Frohne der Tagesschriftstellerei zu erlösen? Daß die Auflagen eines Julius Wolff niemals einem Zukunftsdichter zufallen können, liegt in der Natur der Sache. Aber daß in acht Jahren noch nicht die erste Auflage des Liedes der Menschheit vergriffen wurde, ist ein ebenso fürchterliches Armutszeugnis für das „Volk der Dichter und Denker", wie daß jetzt erst Wilhelm Raabe zu einiger Anerkennung gelangt, daß Böcklin und Klinger Jahrzehnte lang wie „Halbverdrehte" angesehen wurden.

Und weil wir in unseren gesegneten Kulturzuständen wirklich anfangen müssen, auf des Mannes Anteil an idealen Fragen zu verzichten, da ihn die Politik des Geldschrankes oder des Stimmzettels oder des Strebertums voll in Anspruch nimmt: werdet Ihr, deutsche Frauen, herangewachsen sein, um große Kunst zu begreifen, ihr liebevolle Pflege zu weihen?

Digitized by Google

Kuratel.

Novelle

von

E. Vely.

Nachdruck verboten.

Das Spatzenvolk hüpft schreiend in den noch kahlen Zweigen der beiden Fliederbäume, die unter den Fenstern eines zweistöckigen Hauses stehn, dessen grauer Ölfarbenanstrich etwas schadhaft geworden ist. Aus dem Gartenboden lockt die Sonne die ersten grünen Sprossen; ein scharfer Erdgeruch steigt auf; man hört weithin durch die klare Luft das Plätschern des Bächleins, das hinter dem Hause hin durch das Wiesenland führt. In der niederen Stube, die eine weißgetünchte Balkendecke hat, sortiert eine hagere, braunhaarige Frau Wäsche. Stück um Stück hebt sie prüfend auf, hält es gegen das Licht und streicht mit dem Finger wie liebkosend über die gestickten Buchstaben: K. D. Dann wischt sie mit dem Rücken der Hand ein paar Thränen ab. Die polierten Möbel stehn sauber blitzend da; auf dem Tisch liegt eine großblumige Decke, über die Armlehnen des braunen Damastsofas sind gehäkelte Schoner gebreitet, ein paar Jagdbilder, Ridinger, hängen in schwarzen Rahmen an der Wand, einige Photographien darunter, und an dem Spiegel zwischen den beiden Fenstern stecken Neujahrskarten.

„O Gott, o Gott!" sagt die Frau ein paar mal vor sich hin, dann lauscht sie nach dem offenen Fensterflügel hin. Sie kennt den Schritt; Steinecke, der Briefträger steigt gegenüber zu dem Kaufmann — sechs Tritte hinauf. Freilich hält er sich da auf; ohne Schnaps geht es nicht ab. Über ihr wird Gepolter laut, ein Stuhl fällt um, eine keifende Stimme klingt dazwischen. Nun kommt Steinecke herunter — sie tritt ans Fenster.

„Nee, Frau Pohl, für Sie is nichts da!" ruft der Briefträger von weitem.

„Daran — daran habe ich auch garnicht gedacht," sagt sie mit schwerer Zunge.

Er macht eine Bewegung nach oben. „Geht ja wieder lustig zu, — nee, bloß — so was!"

„Sie hat ihren schlechten Tag!"

„Daß Sie die auch noch auf'm Halse haben, — was zu viel is, is zu viel —" in seiner Tasche suchend, geht er weiter.

„O Gott, o Gott!" stöhnt die blasse Frau und begiebt sich zurück an ihre Arbeit.

„Klingklang Gloria" singen auf der Straße ein paar Kinder und beginnen das Spiel von „der schönen Königstochter, die man nicht zu sehen kriegt." Und nach dem feierlichen Sang laufen sie kreischend durcheinander und beginnen ihn dann von neuem.

„Guten Morgen, Frau Pohl!" ruft eine freundliche Stimme in das Zimmer.

„Ach, Frau von Schrott" — ein qualvoller Seufzer folgt, und die Hagere bleibt mit dem Tischtuch, das sie gerade in den Händen hält, verwundert stehn. „Das ist aber schön, daß Sie wieder da sind und sehn gut aus und zufrieden. Lieber Himmel, das is die Hauptsache, wenn man zufrieden sein kann."

Die Dame nickt, kommt mit raschen Schritten die Stufen herauf, drückt die altmodische Thürklinke auf und ist eingetreten, ehe die andere noch das Leinenzeug aus der Hand gelegt hat. Sie ist klein und blond; ihre lebhaften grauen Augen durchwandern das Zimmer. In dem Raume oben poltert es wieder.

„Sie ist sehr schlimm jetzt immer," erzählt die Pohl, „sie weiß es ganz genau, daß er so lange nicht zu Hause gewesen ist und nicht schreibt und — und — seine leibhaftige Ehefrau ganz und gar vergißt — wie ein Heide, ein richtiger Heide —"

Frau von Schrott nickt. „Ich habe schon davon gehört — Steckbriefe und all dergleichen,

Digitized by Google

Schulden in allen Wirtshäusern in der Runde, ehrlose Sachen —"

Karoline Pohl sinkt auf einen Stuhl und schlägt die Hände vors Gesicht.

„Ich schäme mich ja so!"

„Ja, ja," nickt die andre, „aber — damit ist es nicht gethan."

„Ein Glück, daß wenigstens keine Kinder da sind — dann müßte ich mich noch mehr schämen —" und dann kommt sie mit einer schleichenden Bewegung an ihre Besucherin heran. „Laut mag ich es gar nicht sagen, gnädige Frau, aber — er soll auch eine Liebste haben — in Jernsdorf — ach, und hat hier eine ihm christlich angetraute Ehefrau — das ist doch das Schlimmste, sagen Sie nur, das is wahrhaftig das Allerschlimmste."

Eine Antwort giebt Frau von Schrott nicht gleich; sie sieht den einen Ridinger prüfend an, und weil der Rand beschädigt ist, macht sie ein bedauerndes Gesicht; dann wendet sie sich schnell um und streckt die kleine Hand aus.

„Es ist also wahr, was sie mir gleich am Bahnhof erzählten: er hat sich herumgetrieben, seinen Verdienst verthan, Leute betrogen und, weil Sie nun ausgeplündert sind und das Haus verschuldet ist, läßt er Sie sitzen und Ihnen auch noch die Sorge für seine geisteskranke Mutter."

„O Gott, o Gott!"

„Ja — und was nun?"

„Das weiß kein Mensch, kein Mensch!" und schwere Thränentropfen rollen der Frau über die eingefallenen Backen. „Das Letzte, was ich immer noch gehütet habe, mein bißchen gute Wäsche —"

„Natürlich, ich seh's ja — verkaufen Sie so nach und nach —"

„K. D. — ja, wie ich noch Karoline Dierks hieß, war es anders, als meine Mutter das gesponnen hat und dann weben ließ, sehn Sie, das ist mir nicht an der Wiege gesungen."

„Wir wissen alle nicht, was uns erwartet!" sagt Frau von Schrott und glättet ihre grauen Handschuhe. „Aber dem, was uns betroffen hat, dem müssen wir standhalten, meine gute Pohl!"

Die Hagere krümmt sich freundlich unter dem Blick und dem Ton. „Wer wie Sie is — Sie können hart sein, gnädige Frau — mit sich selber so hart!"

„Vielleicht! Sagen Sie mal, wer hat denn den Ridinger so zugerichtet?"

„Ach, den neuen Rahmen? Er hat'n gemacht — der breite, weiße Rand gefiel ihm garnich — ja, so'n Mann — Geschick hat er zu allem. Und wie 'n Kind, wenn er's Gute hat, wie 'n richtiges Kind."

„Scheint so — nach seinem jetzigen Benehmen!"

„Ach, gnädige Frau, wenn so'n Frauenzimmer im Spiel is, das is doch das Ärgste —" Und dann sinkt sie auf einen Stuhl. „Die schöne Wäsche, ordentlich ans Herz geht's mir. Aber mir hilft kein Mensch — was Verwandte sind und Freunde? Wenn die Not kommt, ist keiner zu finden!"

„Dann muß man sich eben selber helfen" — giebt die klare Stimme zurück. Die Pohl reißt die Augen weit auf und öffnet auch den Mund. „Ach —"

„Ich habe mir auch helfen müssen, als das Unglück über mich kam!" sagt die Blondine hart und sieht nach den Wolken.

„Steine woll'n mir brechen, Rosen woll'n mir stechen" singen die Kinder auf der Straße, und ein ganz besonders helles Stimmchen thut einen Jauchzer.

„Ja freilich, Sie haben auch genug erlebt," fällt die Pohl redselig und erleichtert ein. „So'n schöner Offizier und so'n prachtvolles väterliches Gut, das Sie ihm mitbrachten; wie im Himmel hätten Sie doch miteinander leben müssen. Und ging nicht — immer flotte Reisen und Spiel und Wetten — wer hatte hier von so etwas schon gehört? Die Leute dachten sich denn auch gleich nichts Gutes, und Recht haben sie behalten —"

Eine Handbewegung der andern, aber die gewahrt die Frau nicht, sie streicht an ihrer Schürze herunter. „Und geht auch fort und läßt Sie mit den Gläubigern zusehen —"

Die Falte zwischen den blonden Brauen vertieft sich. „Ich bin aber fertig geworden — ich habe mir selber geholfen. Sehn Sie, Frau Pohl —"

„Ach, lieber Gott, Sie sind 'ne kluge und gelehrte und forsche Dame — das ist doch 'ne ganz andere Sache."

„Jeder in seiner Lebensschicht und nach seinen Kräften!" sagt Frau von Schrott streng.

Digitized by Google

„Sie auch — Sie dürfen und wollen sich doch nicht hinsetzen und die Hände in den Schoß legen? Das wäre ja verächtlich!"

„Ach, Frau von Schrott, ich habe nichts gelernt, wie mal das bißchen Putzmachen in Goslar! Und es sind schon zwei Putzmacherinnen im Ort — nein, nein —"

Nun ist ein Geschrei unter den Fenstern, beide eilen heran, die Kinder fahren mit geballten Fäusten aufeinander los, der friedliche Singsang ist verklungen.

„Aber Hannchen, Fine, Paul — schämt euch doch! Wenn ihr so unartig seid, dürft ihr die Pohltante nicht wieder besuchen!" sagt die Frau des Uhrmachers eindringlich. Und die Braun- und Blondzöpfigen stehen verlegen und stecken die Finger in den Mund, und die beiden Jungen drücken sich an die Wand des Hauses, als wären sie so weniger sichtbar.

„Nun hab ich's schon," ruft Frau von Schrott. „Eine Kleinkinderschule machen Sie auf — das verstehn Sie, mit solchen Trabanten umzugehen."

„Aber — die neue Manier —"

„Ach was, wir haben auch das ABC nach der alten gelernt — ich will mal mit dem Herrn Pastor sprechen. Und Liedchen soll'n Sie die Kinder lehren und stricken und stillsitzen und artig sein — Frau Pohl, da fliegen all die unnützen Gedanken bei der Arbeit aus dem Kopf!"

„Wenn Sie meinen? Aber — wenn mein Mann wiederkommt — sehen Sie" —

„Das können wir nebenher abwarten."

Als die Gutsfrau eine Viertelstunde später das kleine Haus verläßt, sieht Karoline Pohl ihr ganz vertrauensvoll nach, und die verrückte Alte steckt oben den Kopf aus dem Fenster und ruft ein Schimpfwort in die klare Frühlingsluft; es verklingt in dem Zwitschern der Vögel.

* * *

Karoline Pohl geht durch den Garten, der sich lang hinter ihrem Hause hinzieht. Die Dämmerung kommt über die Berghöhen, einen Augenblick vertieft sich noch das Ziegelrot der Dächer und das Schiefergrau des Kirchturms, dann ist alles wie mit einem leichten Schleier bedeckt, auch der gotische Giebel des Schlößchens auf der Anhöhe, in dem Frau von Schrott wohnt. Den kleinen Neubau hat sie aus dem Zusammenbruch gerettet und das Vorwerksgut dazu; sie bewirtschaftet es „so tüchtig wie ein Mann —" sagen die Gutsbesitzer ringsum.

Ein paar weiße Astern schimmern aus dem Blattgrün, die letzten. Viele, die neben ihnen blühten, hat Karoline heute mit Tannenzweigen zu Kränzen gewunden.

Ist ein Todesfall im Ort, dann laufen sie immer zu ihr, weil sie behaupten, niemand mache die Kränze so schön wie sie — diesmal nun hat's den guten alten Pastor betroffen, der vierzig Jahre in der Gemeinde war. Freilich hat sie's für den besonders gern gethan und auch wehmütig — er hat sie konfirmirt und getraut und es ruhig hingehn lassen, daß sie beim Unterricht in ihrer Kleinkinderschule noch nach dem alten Kurs verfuhr. Einige Lehrer der neuen Richtung waren ihr aufsässig darüber geworden und hatten gehetzt. „Lieber Gott, ich kann es doch nun nicht anders", hatte sie geklagt, da zwinkerte er mit den Augen, die so gutmütig blickten. „Na, Frau Pohl, bringen Sie die Kleinen man so weit Sie können." Nun ist er tot, ihr Beschützer. Sie seufzt und biegt die Zweige der Laube, die so störrig in die Luft stehn, zur Seite.

Den Spätnachmittag und Abend begrüßt sie allemal mit Erleichterung, dann kann sie ausruhen nach dem Geplapper und Gesinge und Gefrage, das tagsüber um sie her erschallt. Dann kann sie an allerlei denken, wozu sie sonst keine Zeit findet. Frau von Schrott sagt, das ist gut — ja die —! Aber dankbar ist sie ihr doch für ihren Rat, der war richtig, sie kommt durch, und die Leute sagen ihr, daß das sehr ordentlich von ihr ist. Und die alten Freunde und auch die Verwandten finden sich wieder ein, denn sie sehen ja nun, daß sie von selber fertig wird, keine Hilfe will und keine braucht.

Ein paar Frösche beginnen zu quaken; es schlägt vom Kirchturm, feucht kommt es vom Thaleinschnitt her — es fröstelt sie ganz leicht in dem Dämmergrau, und sie zieht den wollnen Kragen um ihre Schultern. Nun werden die Tage bereits wieder kurz. Kein

Digitized by Google

Schritt weit und breit hörbar, nur das Rauschen des Bergstroms in der Ferne; an der vorspringenden Felswand schäumt und zischt und plätschert er immer so unbändig. Ja, den guten Pastor Holthaus, den werden sie doch in der Gemeinde vermissen; immer vermittelnd und milde war er, nie streng richtend. Eine schöne Traurede hat er ihr auch gehalten; sie mußte nur so sehr weinen. Freilich, das schickt sich so für eine Braut — Onkel und Tante, bei denen sie, ein früh verwaistes Kind, aufwuchs, wollten absolut kein Glück in der Ehe sehn; ganz ledig sollte sie bleiben, dann ihre einzige Erbin werden. „Bist ja schon eine alte Jungfer, Karline," hatte der alte Müller gesagt, „sieh dich nur in den Spiegel. Was kann dem Otto Pohl denn an dir gefallen? Doch nur deine Spargroschen." Roh war's gewesen — Otto sagte ihr so nette Dinge. Er sei ein Leichtfuß, er brauche einen Halt, gestand er.

Kein Mensch konnte sagen, daß sie an ihrem Hochzeitstage schlecht ausgesehn hätte — braune Seide und Myrtenkranz und Schleier und ein verschämtes Rot auf den Backen. „Bist ganz passabel, Karline," lispelte die Bäckerfrau, ihre Patin, ihr zu. Onkel und Tante Müller gingen mit zur Kirche; ein Hochzeitsessen gaben sie aber nicht, nur Kaffee und Kuchen nach der Trauung. „Zum Fidelsein reicht's nicht mit der Summe," meinte der ehmalige Hufschmied, „'nen Mann hast du haben woll'n, hast's durchgesetzt; nun sieh auch weiter zu."

Und er kam nie über die Schwelle des jungen Haushalts; die Tante erst aus Neugier, dann aus Gewohnheit. Aber immer hatte sie versteckte Vorwürfe: „Mach dich nicht lächerlich, Karline — guckst wie in 'nen goldenen Kelch in den Menschen. Neue Besen fegen gut — anders wird's schon kommen."

Und es kam anders.

Wieder rascheln die Ligusterzweige, und dann — etwas wie ein Seufzer, wie ein Laut — es rieselt ihr durch den Körper, schreckhaft — „Karoline!" Und nun löst sich eine Gestalt aus dem Schatten.

„Großer Gott!" schreit sie auf.

„Still!" zischt es ihr zu, und eine Hand faßt die ihre.

„Otto!" sie ist voller Empörung und weicht zurück.

„Du — du hast hier nichts mehr zu suchen," stößt sie hervor.

„Aber — vielleicht suchen sie mich!"

„Und — dann traust du dich hierher?"

„Erst recht; da vermuten sie mich doch am Ende am wenigsten."

Sie sieht ihn in dem Halblicht an; seine Gestalt ist stattlich, seine Kleidung verbraucht, das Gesicht blaß.

„Wo magst du dich herumgetrieben haben?" klagt sie.

„Das kannst du mich eigentlich drin fragen, wenn du es durchaus wissen willst!" antwortet er mit kurzem rauhen Auflachen.

„Du denkst doch nicht —" sie bringt es nicht über die zitternden Lippen.

„Daß du mich hier draußen stehn lassen willst — damit vielleicht die Nachbarn —" er legt seine Hand auf ihre Schulter. „Nach so langer Trennung, Karoline?"

Er hat Wohlklang in der Stimme; bewußt ist ihr das nie gewesen, aber sie ist unter dem Bann der weichen Töne.

„Otto — was hast du mir angethan, so viel Herzeleid!" flüstert sie.

„Und wozu sind denn die Frauen da? nur damit sie vergeben können —" Dann schiebt er seinen Arm in den ihren und zieht sie über den Kiesweg mit sich der Pforte zu, über den Hof hin, die hintere Steintreppe hinauf. Sie ist ganz willenlos.

Die roten Steinfliesen des Hausflurs blitzen, das Küchengeschirr leuchtet durch die offene Thür — es ist Sauberkeit überall.

Seine braunen Augen umfassen die altgewohnten Dinge mit einem Blick; ein lustiges Aufleuchten ist darin. „Das ist wahr, so reinlich habe ich es nicht immer unterwegs getroffen."

Dann treten sie in die Wohnstube.

„Otto," sagt die Frau, und ihre sonst so harten, vergrämten Züge nehmen einen Ausdruck von Weichheit an. „Wie hast du nur —"

Er wirft sich auf einen Stuhl.

„Ich bin nun wirklich nicht in der Laune, um so was anzuhören!" spricht er und streckt die Füße weit von sich. Seine Schuhe sind zerrissen; sie blickt kopfschüttelnd darauf nieder.

Digitized by Google

„Das will ich ja auch nicht — aber —"

„Vor allen Dingen möchte ich dies Zeug da vom Leibe und meine bessern Sachen haben und dann," er macht einen Versuch, ihr die Backen zu streicheln, „wirst du deinen Ehherrn ja wohl nicht hungern lassen — durstig bin ich auch."

„Ich geh 'rum und hole dir Bier vom Kaufmann."

Dann ist sie ganz Fürsorge, schließt die Holzläden, zündet die Lampe an, steigt in den Keller, wirtschaftet in der Küche, huscht nach dem Kaufmann. „I, Frau Pohl," heißt es dort verwundert, als sie Bier verlangt. „Ja," antwortet sie mit niedergeschlagenen Augen, „ich habe Besuch gekriegt." „Dann geben Sie's ja nobel!" „Ach — lieber Himmel, wenn man weit herkommt," lispelt sie verschämt.

Als sie den Tisch hergerichtet hat, tritt der Uhrmacher wieder in die Stube. Er ist sauber gekämmt und trägt anderes Zeug, reckt sich wohlig, beguckt ein paar Geburtstagswünsche, die am Spiegel stecken und meint: „Ja, an dem Tage zu schreiben, habe ich mich auch nicht getraut — aber sag mal," indem er sich setzt und sein Glas voll schenkt, „warum stehen denn da nebenan so viele kleine Stühle? Sieht ja ordentlich putzig aus!"

„Ich habe doch 'ne Schule, Otto —"

„Du?" er lacht hell heraus und giebt seiner Weste einen Ruck.

„Wie hätte ich denn wohl leben sollen? Du hast doch nichts geschickt — und die alte Frau da oben hat noch immer einen gesunden Appetit."

„Ach so — die —" mit beiden Backen kauend — daß sie ihm nur zusieht, bemerkt er nicht — „und das bringt was ein? O, du Schulmeisterische, du, denn muß man doch ordentlich Respekt vor dir haben."

Ganz glücklich sieht sie herüber; ein leises Rot kommt in ihr Gesicht. Sie tritt an den Schrank aus Eschenholz, der ein paar gewundene Säulen hat und legt die Hand gegen das Schloß. „Sogar drei Thaler habe ich sparen können in den acht Monaten, ich hatte auch noch zu stricken, für'n Geschäft in Berlin — Frau von Schrott hat's mir verschafft —"

„Ach die — hochnäsige Person," sagt Otto Pohl und gähnt.

„Sie meint es gut —" dann stockt sie befangen. Wenn die wüßte —

Langsam tritt sie an den Stuhl des Mannes heran.

„Otto, sieh mal — schrecklich war's, und gegrämt und geschämt habe ich mich, aber wenn du nun man wieder ordentlich wirst, dann soll alles vergessen und vergeben sein. Ich kann die Schule behalten, und du arbeitest wieder, bist ja so geschickt — dann muß es uns doch gelingen, dann brauchen wir uns das Haus nicht überm Kopf verkaufen zu lassen —"

„Die alte Baracke," sagt er verächtlich.

„Alle wissen, daß du was kannst. Sie warten noch — ganz gewiß."

Er fährt mit der Hand durch seine starken Haare und bringt sie wieder in Unordnung.

„Bist'n Frauenzimmer! Sprichst, wie du's verstehst. Jetzt kann ich doch gar nicht hierbleiben — der Steckbrief! Wenn sie mich fassen, so stecken sie mich ein — haben doch's Recht dazu —"

„Otto!" sie wird blaß, wie das Tischtuch, auf dem ihre abgezehrte Hand liegt. „Otto — du wolltest wieder fort? Warum bist du denn gekommen?"

Er zuckt die Achseln. „Weil ich dich sehn wollte — und dann — ich habe ja die Absicht, all die Dummheiten aus der Welt zu schaffen und wieder Arbeit zu suchen, dazu —" er sieht an sich herunter.

„Ach — um das bessere Zeug," sagt sie traurig.

Er trinkt den Rest des Bieres.

„Es will auch seine Zeit haben, daß einer wieder in Ordnung kommt. Und nun bin ich müde — vor Tagwerden muß ich weg sein, denn wenn Strömer, der Gendarm mich sieht — der Kerl hat 'n Spahn auf mich, 'ne alte Sache."

„Lieber Gott —" sie faltet die Finger und spricht nicht weiter, schüttelt nur den Kopf mit den glatten Scheiteln — die weiße Furche in der Mitte ist schon sehr breit — und ein paar dicke Thränen fallen ihr aus den Augen.

„Hätte wohl lieber gar nich' kommen sollen?" fragt er, „setze mich doch Unannehmlichkeiten aus, bloß — ach, flenne —"

Digitized by Google

„Otto, versprich mir, daß du nun ordentlich werden willst — wirklich ordentlich!" bittet sie dringend.

„Das alte Lied — wenn du wieder anfängst." Er stößt seinen Stuhl zurück und stampft mit dem Fuße auf. Sie sagt nichts mehr, sie räumt das Geschirr zusammen. —

Am andern Morgen, als die Kinderfüße dem Pohlschen Hause zutrippeln, die Weißbrotfrau ihre Runde macht, der Briefträger seinen ersten Gang antritt und der Ausrufer mit seiner Schelle kommt und Holla! Holla! schreit, was immer wie „Holland" klingt, reißt die alte Pohl das Fenster auf und steckt den Kopf mit den wirren Haaren heraus und ruft: „Leute, Leute, wollt ihr was wissen? Der Tagedieb, der Lump, der Otto is diese Nacht im Hause gewesen — ich hab'n gesehn, heute Morgen, wie er fort is — durch'n Garten! Mein Junge, der Nichtsnutz, und was sie is, die dumme Gans! Ihre Schürze hat sie vor'm Gesicht gehabt, und geheult hat sie!"

Und ist sie damit fertig, so fängt sie wieder beim ersten Wort an: „Leute! Leute!" Und die Kinder fürchten sich vor der bösen, verrückten Pohl, und die Großen lachen.

Zur selben Zeit steht Karoline vor ihrem geöffneten Schrank mit den gewundenen Säulen und faßt mit den hagern Fingern nach der kleinen Strohschwinge, in der sie ihren Sparpfennig gehabt — leer — sie schüttelt den Kopf und sagt mit blutlosen Lippen das Wort „leer" deutlich vor sich hin. Eine Schublade nach der andern zieht sie auf, die drei Thaler finden sich nicht wieder.

„Kein andrer wie er, kein andrer! so schlecht, so schlecht — und hat mich an der Ecke noch in den Arm genommen — und meinen Notpfennig hat er dabei in der Tasche gehabt —" sie ist ganz starr, sie braucht eine Zeit, bis sie die schwergewordenen Füße wieder bewegen kann. „Der Lump, der Lump", schreit es von oben; sie schlägt beide Hände vor das Gesicht.

„Morgen, Pohls Tante!" sagt ein piepsig dünnes Stimmchen, und ein zweites kräht dasselbe.

„Der Taugenitz, der Taugenitz!" brüllt es herunter.

Karoline läßt die Kinder in den Schulraum ein — „Nun woll'n wir mal singen," kommt es mit Anstrengung heraus.

* * *

„Nun herbstelt es ordentlich," sagt der Amtmann Baldenius, als er sich behaglich in den Lehnstuhl am Fenster, der dem der Gutsfrau gegenübersteht, niedergelassen hat. Er zieht seine großen grauen Augen etwas zusammen, lächelt und fügt hinzu: „Sie meinen, Allerverehrteste, das hätte ich ja nun beinahe an die siebzigmal erlebt. Stimmt! — aber, ich hab's anders im Sinn, denn — wenn Sie da sind, ist im Herbst für mich Frühlingswetter!"

Adele von Schrott neigt den Kopf ein wenig vor.

„Sie bleiben doch der Gleiche, lieber Freund! Immer galant, immer noch nach der alten, guten Schule."

Er streicht über sein glatt rasiertes Kinn. „Warum setzen Sie denn nicht hinzu: Parisefen-Baldenius. Ich habe den Spitznamen ja nun mal — vor fünfzig Jahren hat ihn Ihre verstorbene Großmutter auch schon gekannt und drüber gekichert. In unserm Nest hat man ein gutes Gedächtnis, und damals war meine Reise nach Paris wirklich ein Ereignis — und das ist an mir hängen geblieben."

Frau Adele legt spielend die Fingerspitzen gegeneinander. „Sie wissen genau, Amtmann, daß mir Ihre Art lieber und sympathischer ist, als die zwanglosen fin de siècle-Manieren, die man hat einreißen lassen."

Er nickt, und die Fältchen um seinen Mund leben. „Kennt mich mit all' meinen Vorzügen, diese Dame da, und hat mich vor vier Jahren mit dem schönsten Korbe heimgeschickt. Und heute weiß ich noch nicht recht, warum. In schlaflosen Nächten plagt mich zuweilen der Gedanke, daß meine dicke Nase die Schuld trägt — sehn Sie, Gnädigste, solch 'ne schauderhafte Ungewißheit —"

Das Gesicht drüben wird plötzlich ernst, die langen Wimpern legen sich beschattend über die Wangen, die Stimme ist nun einen Ton tiefer. „Amtmann Baldenius, der Grund war, daß ich eben kein Anlehnungsbedürfnis hatte —"

„So — o?"

Digitized by Google

„Daß ich fühlte, ich könnte allein fertig werden. Damals, als alles zusammenbrach — mag man genugsam gefragt haben: Wie will die Frau ohne Stütze da heraus? — und da war's denn auch solch 'ne mitleidige Regung von Ihnen —"

„Erlauben Sie —"

„Nein, weiter nichts. Und daß Sie, der Lebenskünstler, der Egoist, der Epikuräer erleichtert aufatmeten — nein, streiten Sie mir das nicht ab. Fertige Menschen finden sich nicht mehr ineinander. Die müssen nur gute Kameraden bleiben." Sie hält ihm die Hand hin, und er schlägt ein. „Kann man denn anders, als sich Ihnen fügen?

Die Klingel an der Thür ertönt. Diese Neuerung, das Vorderhaus verschlossen zu halten, haben die Birkenfelder Frau von Schrott viel weniger vergeben, als die kühle, ablehnende Art, mit der sie unter ihnen lebt, die unentwegte Hofmacherei des Pariseken-Amtmanns und ihr gutes modisches Aussehen, mit dem sie den Honoratioren immer um drei Jahre voraus ist.

Jette, das Hausmädchen, kommt herein — sie lernt es nicht, manierlich eine Meldung zu machen. Sie bringt vor, daß Frau Pohl da ist und der gnädigen Frau was zu sagen hat.

„Raus sollten Sie kommen — rein traut sie sich nicht, weil der Herr Pa — weil der Herr Amtmann da sind!" dann macht sie den Mund weit auf und grinst.

„Lieber Freund, das ist wieder so'n Birkenfelder Objekt, an dem meine Erziehungskünste scheitern — wenn sie nicht so unsagbar erstaunt in die Welt blickende Augen hätte, die mich immer erheitern — Sag der Frau Pohl —" sie steht auf und geht selber an die Thür und ruft in den mit Topfgewächsen bestellten Flur: „Bitte, hier ist schon eingeheizt — Sie müssen Rücksicht auf meine Erkältung nehmen —"

Die hagere Gestalt schiebt sich herein, sie trägt ein graues Wollkleid, ein blau und grünkarriertes Umschlagetuch und einen schwarzen Sammethut, von dem eine Feder herunter hängt, die alles Krause verloren hat.

„Ach, gnädige Frau, gnädige Frau!" jammert sie und wirft einen scheuen Blick auf den grauhaarigen, stattlichen Herrn.

Die Hausfrau deutet auf einen Stuhl. „Setzen Sie sich und sprechen Sie — haben wohl etwas auf dem Herzen? Ich habe nicht mehr bei Ihnen nachgesehen, weil ich böse auf Sie war —"

Die Pohl bohrt das spitze Kinn in die Falten, die das Tuch unter ihrem Halse schlägt.

„Ach — gnädige Frau — ich kann es mir ja wohl denken. Ganz Birkenfeld hat sich drüber aufgehalten, daß ich ihn aufgenommen und mal wieder an seine Lügerei geglaubt habe."

„Ganz Birkenfeld, das ist gleichgiltig," erwidert Frau Adele. „Vor sich selber — das ist's! Wie kann man so schwach sein — so — so —"

Die Pohl murmelt etwas Undeutliches und schließt: „Wenn man einen mal lieb gehabt hat." Dann richtet sie sich auf. „Aber, gnädige Frau, nu is es vorbei, nu habe ich 'n Schwur gethan — vor alle Ewigkeit aus is es. Denn sehn Sie, ich habe ihm erzählt gehabt, daß ich 'n Sparpfennig hatte, lumpige drei Thaler, aber doch wonach zu greifen —"

„Und er hat danach gegriffen, was?" lacht der Amtmann.

Frau Adele wendet sich ab, und die Pohl nickt: „Sie wissen es auch schon?" fragt sie.

„Wäre nicht schwer zu erraten —"

„Sie haben's ja auch den Nachbarinnen erzählt. Seine Schande und sein Herzeleid muß man nicht auf die Landstraße tragen, sollen die Spatzen nicht drüber zwitschern!" sagt Frau von Schrott.

„In Kummer, ach du lieber Gott —" sie knickt zusammen, die blasse Frau. „Un' nu is es reine aus," fährt sie fort, „mit mir auch." Ihre unbehandschuhten Hände fahren unter dem Tuch hervor, und sie ringt sie. „Nun bin ich ganz ruiniert."

„Ist er wieder da?"

„Nein — aber meine Schule soll ich zumachen. Sie haben dem neuen Pastor zugesetzt, und der hat's angeordnet, der will nichts von der alten Manier wissen. Is selber ein junger Mann und ja im Recht damit. Die Schulbehörde kann über ihn kommen, jeden Tag — Aber ich, ich muß ja wohl in den Teich gehn —"

Digitized by Google

Sie führt ein weiches Tuch an die Augen.

Der Amtmann bewegt den Kopf hin und her; Frau von Schrott sieht in den Garten, wo der Herbstwind die Blätter in die Höhe wirbelt.

„Liebe Pohl," sagt die klare Stimme der zierlichen Gutsfrau endlich, „an große Courage bei Ihnen glaube ich nicht — auch dazu nicht. Mit dem rechten festen Willen hapert's bei Ihnen."

„Wenn Sie nur noch einmal Rat wüßten," kommt es kläglich von der zusammengesunkenen Gestalt herüber. „Ich will ja auch schwören —"

„Das lassen Sie nur!"

„Sie können so hart sein, gnädige Frau," sagt die Pohl und steht auf und geht nach der Thür — „ja, Sie sind vornehm und gelehrt, da is es keine Kunst, auf 'ne arme, schwache Frau runter zu sehn —" Sie hat die Finger auf die Klinke gelegt und blickt noch einmal herüber. „Nichts für ungut — ich hatte nur gedacht, weil Sie früher —" ein scharfer Laut, das Schloß fliegt auf.

Amtmann Baldenius hat das Gesicht von Frau Adele scharf beobachtet; kein Zug rührt sich darin, nur die Lippen haben sich eine Sekunde fester geschlossen, nun öffnen sie sich schnell.

„Pohlen, ich weiß einen Rat — wenn Sie ihn befolgen wollen!"

„O, Frau von Schrott, jeden!"

„Die Putz-Steinecke zieht ja fort, heiratet, nun müssen Sie ein Geschäft aufmachen —" sie läßt die Verwunderte nicht einreden. „Sie haben mir einmal ausgeholfen und Geschmack und Geschick gezeigt. Sie fangen ganz klein an, billig und nett — zu Neuen gehn die Birkenfelder immer, und sparsam sind sie auch gerne. Es muß gehn. Erst holen Sie sich einen kleinen Vorrat aus Goslar — die Mittel dazu —"

„Ach, die leiht mir kein Mensch, — nee, Verwandte gewiß nich und Freunde auch nich — die sind —"

Frau Adele kennt das Lied und wehrt seine Fortsetzung ab. „Sie sollen nicht leihen, Sie sollen sich selber helfen. Unsinn, daß Sie eine Ziege halten — fort damit; Sie haben ja nicht Winterfutter dafür — das giebt die Mittel. Das bissel Milch können Sie von uns holen und vorläufig ankreiden lassen."

„O, Frau von Schrott!"

„Morgen fahren Sie nach Goslar!"

„Ja, gerade wie Sie es wollen — beinah, Frau von Schrott, habe ich selber schon so was gedacht —"

„Dann ist's ja gut. Aber — der, der fort ist, bleibt fort —"

Die andre hebt feierlich eine Hand in die Höhe.

„Der bleibt fort," spricht sie nach und hustet. „Ich habe Nachricht, wo er jetzt is — in 'ner Besserungskolonie. Ganz zerlumpt und verbummelt und bestraft is er dort hingekommen. Der Herr Pastor hat es mir schreiben müssen — bessern will er sich, läßt er mir sagen, ganz zerknirscht wäre er —"

„Pohl!"

„I gewiß nich, werde mich von so was nich rühren lassen — ‚an die eheverlassene Karoline Pohl' haben sie mir neulich ein Schreiben geschickt — so was is zu viel, gnädige Frau. Ich hätte mir die Augen aus dem Kopfe schämen müssen — und nun habe ich genug. Ich will geschieden sein, gnädige Frau — grade 'n Strich durchmachen, wie Sie! Ich frag'n Advokaten in Goslar. Ich kann ins Armenrecht klagen — der soll mir nich' wieder kommen. So lange ich nich los von ihm bin, muß ich'n ja doch aufnehmen."

Sie bekommt ganz rote Backen, ihre Augen leuchten, sie gestikuliert in ihrer ungeschickten Art. „Sein Sie nu aber gewiß, daß ich Wort halte, gnädige Frau! Ach, sind Sie gut und klug — auf Sie muß ich man bloß immer gucken, denn habe ich Mut, ganz gewiß!"

Als sie nun endlich gegangen, ist eine Pause zwischen den beiden, die sich wieder gegenübersitzen. Dann nimmt der Amtmann den silbernen Fingerhut Frau Adelens, der vor ihm liegt, probiert ihn an seinen kleinen Finger und sagt: „Verehrte Freundin, wenn der's noch so gut geht und Sie ihr noch so viel Mut suggerieren, wenn der Schuft genug gebummelt und verbrochen hat, kommt er, und sie — nimmt ihn doch wieder auf. Das ist eins von den Weibern — Sie wissen ja, ich denke im allgemeinen nett von dem zarten Geschlecht — aber diese Karoline Pohl in all ihrer Häßlichkeit und Ungelenkheit und ihrer Gutmütigkeit und Rechtschaffenheit — sie hat das, was

Digitized by Google

Ihnen fehlt — Anlehnungsbedürfnis — und das ist ihr Unglück."

Frau Adele lacht. „Sie sind ein aufmerksamer Zuhörer," sagt sie, „und dafür" — eben bringt Stine das Theebrett — „sollen Sie eine Tasse von Ihrem Lieblingsgetränk bekommen!"

* * *

Dem Postgebäude, vor welchem die gelben Wagen halten und nun eben ein Schwager den Anfang des „Schier dreißig Jahre bist du alt" geblasen, sieht man schräg gegenüber neben der Hausthür ein Firmenschild: Putzgeschäft von Karoline Pohl. Auch erhebt sich vor der einen Scheibe auf einem Haubenstock ein Kinderhütchen; rechts und links davon lehnen sich ein paar Blumensträuße in schräger Richtung an.

Diese lockenden Dinge werden von Kindern und Dienstmädchen immer mit Bewunderung betrachtet. Am andern Fenster ist man stets den geneigten glatten Scheitel der Pohl zu sehen gewohnt. In geschäftseifrigen Zeiten erhebt die Putzmacherin den Kopf nicht häufig; in ruhigeren dreht sie ihn bei lebhaften Geräuschen, hastigen Tritten, unverhofftem Wagenrollen neugierig herum. Die Drehorgelmänner nehmen meistens ihren Standpunkt vor diesem Fenster und bekommen allemal, zierlich in Papier gewickelt, ihr Zweipfennigstück ausgeliefert.

In der Arbeitsstube von Karoline Pohl geht es lebhaft zu. Sie selbst sitzt am Fenster, hat ein paar Bandwellen auf dem Schoß und garniert mit flinken Händen einen Kinderhut — feurigrot, ihre beiden Gehilfinnen sind seitwärts am Tisch kaum sichtbar hinter einem Berg von gelblicher Gaze, Stößen aufgetürmter Hüte, Blumen und Rüschen. Die Fensterflügel stehen offen, die Mailuft hereinzulassen; von der Branntweinbrennerei drüben kommt aber ein häßlicher Dunst und verbreitet sich in dem ebenerdigen Raum. Auf der Straße schreien Kinder, bewegen sich Lastwagen schwerfällig fort, krähen Hähne, bellen Hunde, schwatzen Mädchen, die mit langstieligen Besen hantieren. Es ist ein regeres Treiben als sonst, denn morgen ist Schützenhof, da soll alles sauber sein, da will man nur Zeit fürs Vergnügen haben.

„Frau Pohl, mein Hut wird doch fertig?" fragt eine schmucke Blondine und steckt ihr keckes Näschen ins Fenster.

„Aber gewiß, Male!"

„Setzen Sie mich man nich zurück —"

„Und wenn ich die Nacht durcharbeiten soll, Sie soll'n schön auf den Schützenhof gehn, Male!"

Eine Frau kommt mit einem Kinde an der Hand. „Nur'n bißchen warten, bin eben dabei," beruhigt die Putzmacherin. Und Lottchen drängt sich an die Mutter und sieht mit strahlenden Blicken nach dem feuerroten Bande hinüber.

„Rüschen, Schleifen, Handschuhe," verlangen zwei Bürgertochter, und die redselige Pohl bietet das Neueste an „direkt aus Berlin, Fräulein Rodewald! Und preiswert, sehr preiswert!"

Es klopft dreimal feierlich mit harten Knöcheln gegen die Thür, und auf das „Herein" schiebt sich ein grauer, kleiner Mann in das Zimmer. Der ehemalige Barbier des Orts, der sich zur Ruhe gesetzt hat.

„Ach, Sie, Herr Schmidt — wollen gewiß Ihrer Frau noch was für den Schützenhof kaufen?"

Er seufzt.

„Was braucht sie denn?"

Er seufzt wieder. „Frauenzimmer behaupten immer, daß sie alles brauchen können — damit woll'n wir garnich anfangen, aber Handschuhe muß sie haben. Von den billigsten, bei den schlechten Zeiten —"

„So sagen Sie immer, Herr Schmidt."

Der Graue streicht behutsam über seinen Rockärmel, als wische er Staub davon ab. „Alle Ursache, alle Ursache. Habe da nun das Haus auf dem Halse — 'ne Last, 'ne Last, sag' ich!"

„Ich wollte —" und da stößt die Putzmacherin einen langen Seufzer aus, „ich hätte es noch. Das wissen Sie nicht, was das heißt, raus müssen, was das für'n Wort ist: Zwangsversteigerung."

Die beiden jungen Mädchen sehn sich an; sie sind ganz mitleidig. „Dabei sind Sie doch die alte Frau losgeworden, die hat die Gemeinde nun auf'm Halse — ja, der schlechte Mensch, der — Ihnen is es doch noch recht

Digitized by Google

gut gegangen, Kusine." Er findet die Handschuhe mit sechzig Pfennigen sehr hoch bezahlt und läßt sie zweimal einwickeln.

„Heiraten sollte heutzutage keiner mehr," sagt er zu den beiden Gehilfinnen. „Denn wozu? kommt nichts bei raus — die Zeiten sind viel zu schlecht. Und dann hat die Gemeinde Alte und Junge auf dem Halse — wo soll das raus?" dann noch ein Seufzer, und er trippelt davon.

Ida und Anna stoßen einander an, kichern leise, sehen nach ihrer Lehrherrin hinüber und lassen einen Augenblick unbemerkt die Nadeln ruhn.

„Fritz Brüning tanzt gewiß mit mir!" flüstert Ida.

„Und der Unterförster will mit keiner andern ins Zelt als mit mir. Andre kümmern mich garnich, Fräulein Binzer, hat er gesagt. Denk bloß mal an!"

Ida verzieht den Mund. „Man mit einem tanzen, das ist langweilig!"

„En Dotenkranz, aber ‚Ruhe sanft' muß drauf stehn", verlangt ein Bauer.

„Wen begraben Sie denn, Mende?" fragt die Geschäftsinhaberin teilnehmend.

„Unsern Jungen — hatte sich was auf'n Birkenfelder Schützenhof gefreut — nu liegt er da. Aber 'n Groschen billiger müßte ich den Kranz kriegen, hat meine Frau gesagt —"

„Mende, das geht doch nicht!"

Der Bauer zieht seinen Lederbeutel, sucht langsam Nickelstücke und Pfennige, zählt sie bedächtig auf den Tisch, faßt nach dem Kranz, streicht über die knitternde Papierschleife mit der Inschrift und sagt: „Sie können es schon, Pohls Base — meine Frau braucht auch bald 'ne neue Mütze." Dann stampft er schwerfällig davon.

„Frau Pohl, kommen meine Morgenhauben bald dran?" — fragt die frische Apothekerin ins Fenster.

„Gewiß, gewiß!"

Hinter jener taucht die Frau Steuerinspektorin auf. „Sie haben ja immer zu thun, Sie müssen sich doch ein Vermögen machen!" sie hat eine spitze Stimme und etwas Witterndes in den Mienen.

„Ich bin zufrieden!"

Die Inspektorin hat ein schwarzes, ziemlich kurzes Kleid an, das einen bedenklich grünen Schein hat und unter dem ein paar große, in plumpen Schuhen steckende Füße zum Vorschein kommen. Die hübsche Apothekerin neben ihr ist die erste Modedame Birkenfelds, zierlich hellfarbig gekleidet, sie stützt sich auf ihren neuen Sonnenschirm und sieht die Straße hinauf und hinab, wobei sie die langstielige Lorgnette an die Augen hebt. Sie hat keine Kinder und nie etwas zu thun, über jede Viertelstunde, die so hinfliegt im zufälligen Schwatzen freut sie sich.

„Zufrieden! Soll wohl sein," meint die Dame, „haben ja auch Tausende geerbt von der Tante, sagen die Leute. Ist es denn wahr?"

Die Pohl hält den Hut mit der brennenden Schleife prüfend von sich. „Sie hat an mich gedacht, die Tante — das hat seine Richtigkeit."

„Na, denn haben Sie doch eigentlich ausgesorgt. Manche Menschen haben immer Glück."

„Ach, Frau Inspektorin!"

„Sie meinen, weil Ihr Mann — ja, ob Sie da recht gethan haben, sich so ganz von ihm abzuwenden? Da kann man ja verschiedener Meinung sein. — Ich denke immer an den alten Spruch: Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Meinen Sie nicht auch, liebe Frau Müller? Nun, scheiden hat sich Frau Pohl nicht lassen — aber mit Nachsicht und Milde und Langmut ist schon mancher ein anderer Mensch geworden —"

„Ach, Frau Inspektorin!"

„Ich weiß wohl," sie trommelt mit den Fingern, die graue baumwollene Handschuhe bekleiden, auf dem Fenstersims — „Sie haben sich immer Rat bei Frau von Schrott geholt —"

„Der verdanke ich viel!" sagt die Pohl leise, und ein paar rote Flecken zeigen sich auf ihren Backen.

„Na, hinter den Bergen wohnen auch noch Leute! Freilich, die hartherzige Frau, die selber — die wollte wohl nicht zum Guten reden. Gehn Sie die Straße mit hinunter, Frau Müller? — morgen schicke ich meinen

Digitized by Google

Hut, an den ist nun seit drei Jahren keine Hand gekommen. Wenn der Staat für die Leute fertig ist, werden Sie ja wohl für unsereinen Zeit haben!"

Die Pohl hat inzwischen Lottchen den Hut aufgesetzt, der zu ihren schmutzigblonden Haaren gar nicht paßt und sagt: „Wunderschön, was, Frau Sibert?" und dann hastet und schwatzt sie weiter.

Es dunkelt; das kleinste Lehrmädchen wird nach der Lampe geschickt — nach ein paar Minuten kommt es zurück, ganz atemlos, ganz erregt — weit ab von sich hält es einen großen Blumenstrauß und „Da, da!" sagt es und bleibt vor der Putzmacherin stehn.

„Ida — was soll denn das heißen?"

„Für Sie — ganz gewiß, für Sie!"

Die Pohl nimmt die Blumen, dreht und wendet sie und schüttelt den Kopf: „Nee!"

„Ganz gewiß — er hat es doch gesagt: für Frau Pohl, und Sie würden schon von alleine wissen, woher es käme."

„Nee — nee!"

Die blonde Anna zieht mit weitgeblähten Nasenflügeln den Duft ein und sagt: „Ach, Herjee, wie schön. Ganz wie für 'ne Braut." Und dann wundern sich beide Mädchen und stehn müßig da, und die Pohl merkt das gar nicht. Sie schüttelt noch einmal den Kopf.

„Wie — wie sah der denn aus, der es brachte?" bringt sie endlich mühsam hervor.

„Ein großer Mann — so was Staatsches!" antwortet die Kleine. „Auf einmal hat er in der Küchenthür gestanden — habe ich 'nen Schrecken gekriegt. Und denn hat er das gesagt, und denn is er wieder weg. Wie so'n Geist," setzt sie geheimnisvoll hinzu.

Und ihre Gefährtin sieht sie an und nickt dazu, als habe sie das Wunderbare selbst mit erlebt.

Die blasse Frau zittert; sie legt die Blumen auf den Arbeitstisch, sieht durchs Fenster, blickt die Nähmädchen an, bewegt ein paar mal die Lippen, bringt aber keinen Laut hervor. Da legt der Ausrufer Hintze den halben Oberkörper herein; seine Nase hat eine blaurote Färbung.

„Frau Pohl, wissen Sie denn schon, was im Kreisblatt steht? Nu haben wir'n balde wieder hier, das is so sicher —"

„Was denn, was denn?"

„Wissen es nich? Na, denn kriegen Sie man keinen Schrecken!"

Ida und Anna drücken die Schultern ganz dicht aneinander und sperren die roten Mäulchen auf; bei Ida schimmern spitze kleine Mäusezähnchen zwischen den Lippen, Anna hat häßliche, gelbe Zähne. Sie verliert jetzt neben der Gefährtin.

„Ja, so is das!" sagt Hintze, „der Mensch soll nichts verschwören. ‚Leute, paßt auf', habe ich immer gesagt, grade die, die nichts taugen, die kriegen wir wieder. Mit dem roten Spilleke is es so gegangen und mit der schiefen Male. So was kommt nich um, sitzt seine Zeit ab und is wieder da —"

„Hintze, was steht denn nu aber drin?" fragt die Pohl mit ganz leiser Stimme.

„Wegen 'ner Erbschaft von einem Vetter aus Karlshafen — soll sich melden, wird von Amtswegen aufgefordert. Macht der auch 'ne Erbschaft, wie Sie — na, ich sage. Wenig oder viel — fertig wird er ja schon damit werden."

„Hintze, Hintze —" sie sieht den Mann und den Strauß an. „Wenn ich's man — begreifen — sehn Sie, Hintze —"

„Von Rechtswegen kann er verlangen ins ehliche Domizil," sagt der Ausrufer wichtig. „Wird er ja aber nich — holt's Geld und heidi. Haben sich doch nich erschreckt? Lassen Sie sich mal drüben von Lampen das Kreisblatt holen — ganz genau steht es drin! Das Idachen oder das Annachen springt rüber — was? Jugend hat flinke Beine. Ja, wie ich noch'n junges Mädchen war —"

Die Mädchen kichern.

„Un' wann kriege ich denn einen feinen Blumenhut mit Nägelken und andern schönen Blümeken — na, wennehr denn?"

Anna und Ida kichern noch lauter, denn der alte Hintze ist gar zu komisch.

Dann tritt er auf die Straße zurück, bewegt seine große Schelle und schreit: „Holla, holla! es wird hiermit bekannt gemacht."

Karoline Pohl murmelt etwas, faßt nach den Blumen, preßt sie, statt daran zu riechen, gegen die Brust und sinkt dann zurück, und beide Mädchen kreischen erschreckt auf.

* * *

Digitized by Google

Die Pohl steht, auf den Besen gestützt, in der Mitte der Arbeitsstube und zählt die Schläge der Turmuhr — fünf, sechs! Ueber die Tische hat sie große, weiße Tücher gebreitet, die decken alles zu, die Pappkästen, die schimmernden Stoffe, Bänder und Blumen; auch die neuen Hüte auf dem Sofa, die des Abholens warten. Sie ist mit allem fertig geworden — so genau hat sie noch nie Wort halten können, wie heute — werden die Leute mal erstaunt sein! Aber — es hat ja auch seine besondre Bewandtnis.

Ihre Blicke suchen den Schrank mit den gewundenen Säulen — oben drauf steht der Strauß. Weit ab freilich — aber sie hat die Blumen bereits mit Wasser besprengt, sie kann sie doch nicht elend vergehn lassen —

Auch ohne dringende Arbeit hätte sie diese Nacht nicht geschlafen. Die Mädchen ließ sie um zwölf gehen; da waren sie so müde, daß ihnen fast die Augen zufielen. — Ach, so junge Dinger, was wissen die! —

Im Kreisblatt stand es genau so, wie Hintze gesagt hatte — wegen einer Erbschaft wurde er aufgefordert, sich beim Gericht zu melden — der Uhrmacher Otto Pohl. Nachbar Keitel, der dicke Rentner hatte auch gefragt, ganz hämisch: „Nun nehmen Sie ihn doch wohl wieder? — Nun können Sie ja noch lustige Tage miteinander haben!"

„O das Leben, das Leben!" stöhnt sie. Ein starker Geruch von den Levkojen kommt zu ihr herüber.

Im Ort ist es schon sehr lebendig, Getrommel und Gepfeife — sie bringen dem Schützenkönig und den Hauptleuten Ständchen. Bald schwirrt es von Haus zu Haus im nachbarlichen Geschwätz, und dann geht es im schönsten Putz zur Kirche, und hinterher setzt sich der Zug in Bewegung, der kleine, dicke Bürgermeister an der Spitze. Zeit in die Kirche zu gehn hätte sie heute auch — aber mit den Gedanken? Und wie die Leute sie ansehn würden! Und eigentlich hatte sie mit Frau Schulz auch einen Gang über den Schützenplatz verabredet — die ist seit ihrer Witwenschaft nicht hinausgekommen und sie nicht seit ihrem Unglück — aber nach dem, was die Leute im Kreisblatt gelesen haben —

Ach, und wie mag's im nächsten Jahr aussehen? Ob sie da hinauskönnen wird?

Sie räumt das Kaffeegeschirr zusammen; in aller Morgenfrüh mußte sie sich durch einen warmen Trunk stärken. Wie sie sich dreht — „Großer Gott!" Der Milchtopf kippt über den Rand und liegt am Boden.

„Morgen, Karoline!"

Er steht in der offnen Thür.

„Du, du!"

Er tritt über die Schwelle, als wäre er erst gestern davon fortgegangen — und doch ist es ihm eine ganz fremde.

„Du hast eine sonderbare Art, einen willkommen zu heißen, das muß ich sagen," meint er und kommt gerade auf sie zu.

Sie stellt das Geschirr und den Besen, die Dinge, die sie mit einander hatte hinaustragen wollen, hin und streckt abwehrend beide Hände gegen ihn aus:

„Willkommen heißen — dich — dich!" stöhnt sie und zittert am ganzen Körper.

„Sehr unrecht, wenn du es nicht thust —"

Sie antwortet nicht, faßt nach einem Wischtuch, knict auf den Boden nieder und beginnt die Milch aufzuwischen. Er sieht ihr lächelnd zu.

„Das brauchtest du auch nich — für so was kannst du dir jetzt doch 'ne Magd halten — bist ja 'ne wohlhabende Frau geworden."

Sie antwortet nicht; sie beschäftigt sich länger, als nötig ist, mit dem Fleck.

„Erbschaft, lukratives Geschäft, die Alte los — ich weiß doch alles. Daß mich das interessierte, wirst du wohl glauben. Und, Karline, nach der netten Visitenkarte, mit der ich mich angemeldet habe, könntest du auch wohl ein bißchen netter sein! Hatteſt Levkojen so gerne, habe ich nich' vergessen!"

„Vier Jahre," murmelt sie, sich auf den wankenden Knien erhebend und nach der Stuhllehne fassend, als sähe sie seine ausgestreckte Hand nicht, „hast du dich nich' gekümmert, dich rumgetrieben, bist im Gefängnis und in der Besserungskolonie gewesen — und wo — wo wohl noch — Gott, Gott!"

„Hinter mir, alles hinter mir!" macht er mit einer schlenkernden Bewegung. „Steh' jetzt wieder so da, daß ich unbehelligt meine Erbschaft erheben kann! Bin neugierig, wie viel! Diesen Anzug habe ich mir einstweilen auf die Aussicht hin gepumpt — was, seh ich nich' wie'n Graf darin aus?"

Digitized by Google

Er wirft einen Blick nach dem Spiegel und zupft an seiner Kravatte.

„O, was für'n Mensch bist du!" stöhnt sie.

„Halb Tier, halb Engel!" ruft er und lacht, daß es ihn schüttelt. „So heißt es ja wohl in dem alten Verse — na, kein Gedächtnis dafür." Dann geht er auf das Sofa. „Erlaubst wohl, daß ich den Krempel ein bißchen bei Seite schiebe —"

Sie stürzt eifrig auf die Hüte zu, um sie in Sicherheit zu bringen.

„Ja, ja," spricht er vor sich hin, „es geht doch nirgends bunter zu als in der Welt. Mit dem Heinrich Pohl habe ich mich immer geprügelt, und nun muß er sterben und mir seinen Krempel hinterlassen. Wenn's man ordentlich was is — was Karline?"

„Dich," sagt sie, die flachen Handflächen aneinander reibend, „dich verstehe ich nich — magst hier wieder herkommen, in den Ort, unter die Leute! Magst vor mich hintreten, nach all dem Kummer" — und dann deutet sie nach dem Schranke. „Da heraus hast du mir damals das Letzte genommen —"

„Ach, die Leute!" er zuckt die Achseln, „auf die pfeif' ich. Und dich kenne ich doch —" er zieht die Luft langsam zwischen den Zähnen hindurch ein, „ich bringe dir deine paar Groschen von damals jetzt mit Zinsen wieder. Mehr kann ich doch nicht. Sieh mal, nich' aus und ein wußte ich — und du warst doch die Nächste dazu — "

„Und was für'n Namen du jetzt hast —"

„Bah, Geld habe ich und du auch — das is die Hauptsache! Lustige Tage woll'n wir uns machen!"

„Du denkst doch nicht —" sie stützt sich gegen den Schrank, auf dem das Bouquet steht.

„Daß ich jetzt ein seßhafter Mann werden will, natürlich denke ich das. Ich bin nun so viel Jahre älter, Kriegsjahre zählen doppelt. Bin's müde — werf's über die Schulter! Wirst noch deine Freude an mir haben."

„Ich — will — nicht!" sagt sie schwerfällig. „Ich bin für mich allein und will's auch bleiben!"

„Besinnst dich noch!"

„Will nicht!"

Er steht wieder auf und geht mit großen Schritten hin und her; dann bleibt er neben ihr stehen.

„Biſt ja garnicht von mir frei, biſt immer noch meine mir angetraute Frau."

Sie ist schneeweiß, als sie zu Boden blickt. „Der Advokat — der gab sich so gar keine Mühe — wenn's ums Armenrecht geht, da thun sie nichts."

„Dann hast du aber geerbt, konntest bezahlen —" um seinen Mund zuckt es wie ein Lächeln.

„Ich habe nicht gedacht, daß du wieder kämst."

„Recht von dir!" sagt er trocken. „Das habe ich nun auch nie geglaubt, daß du mich los sein und einen andern nehmen möchtest"

„Höhne mich aus — du" — sie streift mit flüchtigem Blick ihr Spiegelbild.

„Ja," nickt er, „jünger biſt du nicht geworden und schöner auch nicht." Ihr Kattunrock hängt schlotternd um ihre magere Gestalt, die Haare sind noch nicht frisch gekämmt nach der durcharbeiteten Nacht, die Augen liegen hohl hinter den dünnen Brauen und dunkle Ringe ziehen sich unter ihnen hin. Sie fühlt seine prüfenden Blicke; es ist ihr, als vergleiche er sie in der Erinnerung mit einer andern und sie wendet sich hastig nach der Thür.

„Um das habe ich dich ja auch nicht genommen. Vergoldung vergeht, Schweinsleder besteht — womit ich nur sagen will, daß ich auf dein gutes Herz gesehen habe. Nee, wirklich! — Und du magst herumfragen, wo du willst, immer habe ich gesagt, daß ich eine Frau hätte, wie ich sie garnicht verdiene. Aber die sündige Natur hat man nun einmal — unser Pastor in der Kolonie meinte —"

„Ich will's nicht wissen!" bringt sie trotzig hervor.

Er zuckt die Achseln. „Hast du nie gehört, Karoline, daß sich die tollsten Kerle bessern — so auf einmal? so einer bin ich; gieb mal acht."

Sie ordnet die Falten an den weißen Fenstervorhängen. „Jetzt mußt du weggehn," sagt sie, „jetzt kommen die Leute und woll'n ihre Hüte abholen."

„Wirfst mich raus?"

Digitized by Google

„Dies ist nicht dein Haus, hier bin ich zur Miete, hier hast du kein Recht!“ stammelt sie.

Eine lustige Musik zieht über die Straße hin; er singt die Melodie nach.

„Oller Schützenhof,“ lacht er. „Will'n mir auch mal wieder ansehn.“

„Wirst dich nicht schämen, unter die Leute zu gehn?“

„Bah — meinen Leichtsinn habe ich abgebüßt, jetzt kann mich keiner mehr einen Schuft nennen. Strafe wäscht ab wie Seife.“

Sie schaudert. „Wenn ich denke, daß du — Otto, daß es so weit mit dir hat kommen müssen!“

„Heute thäte ich es ja auch nich' mehr,“ sagt er. „Aber lustig bin ich mal gewesen, und der kleine Ort, und so eng, und dann, wie ich rauskam, schlug ich über die Stränge wie'n Füllen — und die andern — heute, Karoline, da weiß ich besser, was ich an dir habe.“

Sie sieht ihn mißtrauisch an.

„Auf mein Wort — bei —“

Sie wehrt ab, da faßt er ihre Hand.

„Kannst dich garnicht entschließen?“

„Nein —“

Sie sieht furchtsam nach dem Fenster hin und glaubt die eindringliche Stimme der Steuerinspektorin zu hören von „Milde und Nachsicht und Pflicht“ —

„Na, überleg dir's mal, noch ist ja nicht aller Tage Abend, guter Rat kommt über Nacht. Ich habe Zeit und Geduld.“

Sie beginnt die Decken abzunehmen von dem bunten Tand und alles ordentlich herzurichten; es ist ein Schimmern bunter Farben, und die Sonnenstrahlen laufen darüber hin.

Otto Pohl hat den Arm in die Seite gesetzt und sieht ihr zu. „Klug wird einer erst, immer, wenn er sich die Hörner abgelaufen hat“, sagt er. „Du hast auch von deinem Leben noch nichts gehabt — was quälst du dich denn so?“

„Ohne Arbeit wär ich zu Grunde gegangen, aus lauter Kummer!“

Er thut einen Ruck und streckt den Arm von sich.

„Groschen auf Groschen, was? 'ne langsame Ersparnis. Wenn eine wie du 'nen Grundstock hat, dann kann er's leichter machen. Papiere ankaufen und wieder verkaufen.“

„Versteh' ich nich —“

„Dafür giebt's Berater und Freunde. Ich trage dir nichts nach, Karoline, wenn du mir die Thür vor der Nase zumachst — dein Freund will ich immer bleiben — darauf kannst du dich verlassen!“

Auf dem Straßenpflaster werden viele Schritte laut; die Putzmacherin schrickt zusammen.

„Geh weg, Otto!“ —

„Na ja doch, ich kann dir ja den Gefallen thun. Aber mit der Zeit werden sie sich schon daran gewöhnen, die guten Birkenfelder, daß ich wieder da bin.“

Er faßt nach seinem Hut, nickt ihr zu und ist draußen. Sie hört seine Schritte auf den Steinen der Hausdiele verklingen; dann fällt sie auf einen Stuhl und schluchzt, und ab und an ringt es sich dazwischen los: „Ich arme Frau — ich arme Frau!“

* * *

Und wieder zwitschern die Spatzen im ersten schwachen Sonnenschein, sproßt das schüchterne Grün, macht sich der würzige Erdgeruch bemerkbar, rauschen die Bächlein, schwellen die Knospen.

Ein Zug, der vom Süden kommt, rollt dem Birkenfelder Stationsgebäude zu in einer starken Kurve. Die Dampfwolken steigen kerzengerade in der feuchten Luft empor; das Schnauben und Fauchen der Maschine macht die Pferde vor einem kleinen offenen Wagen, der jenseits der Anlagen hält, die hier aus ein paar kahlen Bäumen und einem Rasenplatz bestehen, unruhig. Eine feste kleine Frauenhand bringt sie zum Stehen. Dann wendet ihre Besitzerin den Kopf, auf dem sie einen schlichten Filzhut trägt, dem haltenden Zuge zu.

Als einziger Reisender zweiter Klasse entsteigt ihm ein hochgewachsener, alter Herr. Sofort stürzen der Portier des Bahnhofs und der Kutscher vom goldenen Drachen auf ihn zu, um sich seines Handgepäcks zu bemächtigen. Die Dame sieht gelassen zu, wie der goldene Drache den Sieg davon trägt, und ruft dann mit heller Stimme: „Guten Tag, Amtmann Baldenius!“

„Ah!“ mit jugendlicher Lebendigkeit eilt er an das Gespann.

Digitized by Google

„Steigen Sie auf!“

„Ist das Zufall?“ fragt er, ihr die Hand hinauf bietend.

„Korrigierter! Ich wußte von Ihrem Hausgeist Sophie, daß Sie heute kämen und richtete meinen Kurs mit meinen neuen Füchsen hierher. Willkommen, Amtmann.“

„Ihr Diener!“

Wie er neben ihr sitzt und sie dem Orte zulenkt, sagt er: „Ich brauche nicht zu fragen. Sie sehn gut und zufrieden aus — Sie haben auch im Winter fleißig gearbeitet!“

„Ja — eine Kinderbewahranstalt durchgesetzt und die Pflegschwesternstation erzwungen — Mühe machte es, aber der Sieg über die veralteten Ansichten und verrotteten Gewohnheiten war's wert.“

„Und sonst?“ fragt er.

Sie zuckt die Achseln. „Wer starb und wer geboren wurde, das nehme ich Ihrer Sophie nicht weg.“

„Gehorsamsten Dank! Was ich in Italien sah und erlebte, erzähle ich Ihnen in mancher stillen Stunde. Ihr freundlicher Empfang sagt mir ja, daß ich immer wieder kommen darf. Beinahe möchte ich hinzusetzen: ‚Zum Vergnügen der Einwohner‘ — Sie wissen, daß das über dem Portal des Potsdamer Theaters zu lesen ist?“

Frau von Schrott lacht und nickt. Dann zeigt sie auf ein kleines, bäurisch gebautes Haus, seitwärts vom Wege. Die Verputzung ist davon abgefallen; ein paar Ziegel fehlen neben dem niedren Schornstein. An den Fenstern des Erdgeschosses hängt Wäsche zum Trocknen; im obern Stockwerk sehn hinter weißen Mullvorhängen ein paar Blumentöpfe hervor.

„Da hausen doch Gänsehirtens,“ meint der Amtmann, „und da sind ja auch einige von der Brut.“

Schreiende Kinder springen über die Steine und halten einen Augenblick mit ihren Spielen inne, als das Gefährt naht.

Frau von Schrott seufzt. „Auch ein abtrünniger Schützling von mir — da!“

Am Fenster des Oberstocks werden zwei Köpfe sichtbar, ein Mann mit der Pfeife, eine Frau mit glattgescheitelten Haaren biegen sich heraus.

„Während Ihres Reisejahres hat Frau Karoline ihr Geschäft aufgegeben und ihre kleine Erbschaft fast verspekuliert — ihre Verwandten ließen ihr einen Vormund setzen. Und so erging's auch dem Uhrmacher seitens derer, die den Rest seines Erbes retten wollten. Und wie sie nun beide unter Kuratel waren, haben sie sich wieder zusammengethan.“

„Hahaha!“ lacht Baldenius, „die reine Idylle.“

„Nein“ — sagt Frau Adele mit einem herben Zug um die Lippen, „ein typischer Vorgang aus dem Frauenleben — so manche, die eigener Kraft vertrauen könnte, trägt Schande und Spott und demütigt sich —“

„Sie hatten ja damals ein so gutes Wort,“ meint der Amtmann.

Sie antwortet nicht.

Karoline Pohl bringt ihrem Ehemann eine Tasse Kaffee. „Das ist Frau von Schrott,“ sagt sie, „und der Amtmann ist auch wieder da!“ und sie blickt dem Wagen nach.

Der Uhrmacher lacht, nimmt die Tasse und sagt: „Wenn du mir wieder so'n Gebräu bringst, wie gestern, dann setzt's was“ — und ein Fluch folgt.

Digitized by Google

Frances E. Willard.

Von

Professor Karla Wenckebach.

Nachdruck verboten.

Unter den Vorkämpferinnen für die Rechte und Pflichten der Frau ist Frances E. Willard eine der bedeutendsten. Sie interessirt zugleich in hohem Grade als Mensch und zwar nicht nur als typische Amerikanerin, sondern auch als Repräsentantin der „neuen Frau", wie sie sein sollte.

Frances Willard ward 1839 in Churchville im Staate New-York geboren. Sie verlebte ihre Jugend in „Forest Home", einer einsam gelegenen Farm in Wiskonsin. Umgeben von der zärtlichen Sorgfalt vortrefflicher Eltern, in steter Gemeinschaft mit geliebten Geschwistern, einem älteren Bruder Oliver und einer jüngeren Schwester Mary, ward ihr das seltene Glück zu teil, sich schon in früher Kindheit ihren Anlagen und Neigungen gemäß entwickeln und voll ausleben zu dürfen. Über diese frühste Phase ihres Lebens erzählt sie selbst: „Wir bauten unsere Farm aus dem Material, das Wald und Prairie darboten, machten uns unsere eigenen Spielsachen, wie Bogen, Pfeile, Wagen, Peitschen, Stelzen, spielten mit den Kälbern, Ferkeln und Hühnern und fühlten uns, obgleich wir bis dahin in der Stadt gelebt und jetzt keinerlei Nachbarn hatten, überaus glücklich und niemals einsam. Mein Bruder Oliver war sehr zuvorkommend gegen seine Schwestern, er ließ sie an allem teilnehmen, was er selbst that. Er gehörte nicht zu jenen selbstsüchtigen, arroganten Knaben, die alles besser zu verstehen glauben als ihre Schwestern und sagen: Du bist nur ein Mädchen, du darfst nicht mit mir gehen. Er nahm mich mit zum Pflügen wie zum Jagen und betrachtete mich in vollem Ernst als ebenbürtigen Kameraden.

Meine Eltern waren tief religiös, aber sie sprachen nicht viel über Religion; wir vereinigten uns täglich zum gemeinschaftlichen Gebet und hörten die Bibel vorlesen. Als Kind war ich sehr skeptisch und fragte häufig: Wie weiß man, daß die Bibel Gottes Wort ist? Meine Mutter tadelte und belehrte mich nicht, sie lebte das Evangelium, lehrte durch Beispiel und betete viel. Sie behandelte uns nicht im üblichen Sinne als ‚Mädchen', sondern als menschliche Wesen. Sie sagte niemals: ihr müßt nähen, fegen, kochen; sie studierte unsere Naturen und ermunterte uns, auf den selbstgewählten Gebieten ausdauernd thätig zu sein. Meine sanfte Schwester Mary neigte ihrer Anlage gemäß zu häuslichen Arbeiten, ich hatte eine fast instinktive Abneigung gegen Wischtuch und Nadel und ahnte nicht im geringsten, daß es meine durch Tradition geheiligte Pflicht sei, mich mit den Künsten des Haushalts vertraut zu machen." Nur das Reiten auf den feurigen Prairiepferden wurde von dem ängstlich um das Wohl seiner Töchter besorgten Vater nicht erlaubt. Aber auch hier wußte Frances Rat. Sie sattelte sich eine Kuh und ruhte nicht, bis der lebhaft protestierende Wiederkäuer sich wohl oder übel in die Rolle eines Reittieres gefunden hatte.

Einst kam die Pfarrerstochter von Janesville zum Besuch und bedauerte die Schwestern Willard, daß sie, so weit vom Stadtleben entfernt, ihre Kindheit in der Prairiewildnis vertrauern müßten. „Wenn es nötig ist, daß wir hier eine Stadt haben", entgegnete Frances, „so werden wir eine haben." Sie berief ihre Mutter und Geschwister zu einer ernsthaften Konsultation, legte ihnen das Projekt, eine

Digitized by Google

Stadt zu gründen, vor, fand deren lebhafte Zustimmung und entschied mit ihnen gemeinschaftlich, daß die neue Stadt „Fort City" heißen sollte. Wald- und Prairiewege wurden nach allen möglichen Straßen, deren Namen man in den Zeitungen fand, benannt, die Farmgebäude erhielten hübsch bemalte Plakate mit Aufschriften wie „Rathaus", „Markthallen", „Konfektionsladen", „Bankgebäude", u. s. w. Sofort wurde eine „Börse" etabliert, Geld aus Zinn und Leder hergestellt und hübsch bemalte Banknoten ausgegeben. Befestigungswerke, um Einfälle der Indianer abzuwehren, rundeten die Stadt nach außen hin ab. Darauf schrieb Frances die Konstitution und die Gesetze von „Fort City", ein bemerkenswertes, noch erhaltenes Dokument, das von ihrem schon im frühen Kindesalter erwachten eminenten Organisationstalent ein glänzendes Zeugnis ablegt. Dann schritt man zur Wahl eines Bürgermeisters, eines Schatzmeisters, Steuereinnehmers, Postmeisters u. s. w., hielt Sitzungen unter Beobachtung der üblichen parlamentarischen Formen, oder schlug blutige Schlachten gegen die Indianer. Nahe dem Hauptthor baute sich Frances ihr sanctum sanctorum, genannt das „Adlernest" in die Krone einer mächtigen Eiche. Unten am Stamm prangte in großen schwarzen Lettern eine Warnung an das „Publikum", sich diesem Heiligtum nicht zu nähern. Im „Adlernest" saß Frances oft stundenlang und las und sann und schrieb. Vater Willard besaß eine vorzügliche Bibliothek der besten englischen Klassiker, zudem war er auf mehr als ein Dutzend gediegener Journale abonniert. Dieser reiche Lesestoff stand Frances zur Verfügung; nur politische Zeitungen waren ihr zu lesen verboten — ein Grund für das an freie Selbstbestimmung gewöhnte Kind, gerade diese Lektüre mit Eifer zu verschlingen.

Als das Interesse an der imaginären Stadt zu schwinden begann, gründete Frances einen „Künstlerklub", dessen Konstitution die Mitglieder zum Schriftstellern, Vortragen, Singen, Zeichnen, Malen und Modellieren verpflichtete. Sie begann einen Roman auf breiter Grundlage und mit einer so imposanten Schar von Helden und Nebencharakteren, daß sie nach Ansicht ihres Bruders mindestens tausend Druckseiten hätte füllen müssen, um alle gebührend abzutöten. Sie beteiligte sich an einer Preisaufgabe, welche die Ackerbaugesellschaft von Illinois über das Thema „Vorschläge zur Verschönerung eines Landhauses" ausgeschrieben hatte und gewann den Preis.

Neben den verschiedenartigen geistigen Beschäftigungen und den mannigfachen Sports in Wald und Prairie wurde die Ausbildung in der Kunst feiner Lebensführung nicht vernachlässigt. Die Mutter lehrte die Kinder sich graziös zu bewegen, sich höflich und gesittet zu benehmen und weihte sie in die Ceremonie des Vorstellens und Vorgestelltwerdens ein. „Aber, es ist ja niemand da, dem ich vorgestellt werden könnte," remonstrierte Frances. „Das wird später schon kommen," tröstete lächelnd die Mutter. Eine Schule gab es natürlich in der weltabgelegenen Waldeinsamkeit nicht. Aber kaum hatte Frances den Begriff „Schulwesen" verstanden, als eine „Schulkommission" mit der Mutter als Vorsitzenden und eine „Akademie" gegründet wurde. Um dem kindlichen Traum wenigstens etwas Wirklichkeit zu geben, wurde Miß Burdick, eine achtzehnjährige Dame von reizendem Wesen und seltener Begabung engagiert, welche den ungeschulten Prairiemädchen als ein anbetungswürdiges Wunder erschien. Zwei kleine Mädchen einer in die Nähe gezogenen Familie vereinigten sich mit den Willard-Schwestern auf der Schulbank. Von ungestümem Wissenseifer beseelt, lernten die kleinen hellköpfigen Wilden spielend in einem Jahr, was schulpflichtigen Stadtkindern in sieben Jahren mühevoll beigebracht zu werden pflegt.

Endlich nahte der Zeitpunkt heran, da Frances sich gezwungen sah, dem ungebundenen Leben eines freien Naturkindes Valet zu sagen und in den Wendekreis der Haarnadel und des langen Kleides zu treten. Sie schrieb diesbezüglich in ihr Tagebuch: „Heute ist mein Geburtstag und der Beginn meines Märtyrertums. Meine Mutter besteht darauf, daß ich endlich meine Haare flechten und aufstecken muß. Sie sagt, sie könne sich kaum vergeben, daß sie mich so lange habe wild herumlaufen lassen. Mein Haar ist jetzt zusammengedreht wie ein Korkzieher, ich trage achtzehn Haarnadeln, mein Kopf schmerzt, meine Füße sind eingebündelt in den Falten meines hassenswerten, langen, neuen Kleides. So lange ich lebe, kann ich nie wieder über

Digitized by Google

einen Graben springen, nie wieder mein ‚Adlerneſt' erklimmen." Und ſpäter fügte ſie hinzu: „Die Niedergeſchlagenheit, die mich ergriff, kann nie auch nur annähernd geſchildert werden. Hätte ich als Frau wie als Kind frei vom Zwange ſolcher Äußerlichkeiten leben können, ich wäre dreimal mehr geworden als ich jetzt bin. Meine Natur war ſchwer zu bezähmen; ich weinte lange und laut, als ich mich alſo in freier Bewegung gehemmt ſah."

Noch ein anderer Schatten fiel damals in ihr ſonſt ſo ſonniges Daſein. Sie ſchrieb darüber: „Heute iſt Wahltag und mein Bruder iſt 21 Jahre alt. Wie ſtolz erſchien er, als er mit Vater zur Stadt fuhr, um zum erſtenmal ſein Wahlrecht auszuüben. Meine Schweſter und ich ſtanden am Fenſter und ſchauten ihnen nach. Ich fühlte Thränen in mir aufſteigen und fragte Mary: ‚Möchteſt du nicht auch ebenſogut ſtimmen wie Oliver? Lieben du und ich das Land nicht ebenſo ſehr wie er, und bedarf das Land nicht unſerer Stimmen ebenſogut wie der ſeinigen?' ‚Natürlich', entgegnete Mary, ‚aber ſag' das nur ja nicht laut, ſonſt hält man uns für emanzipiert.'"

Beide Ereigniſſe ſtimmten Frances ſo traurig, daß ſie zuſammen mit einer Schulkameradin von Hauſe fortzulaufen beſchloß. Der erſte Akt ihres Unternehmens ſollte darin beſtehn, daß ſie, mit des Vaters Revolver bewaffnet, wilde Gänſe jagen gehn wollten. Da ſie aber in letzter Stunde den wahnwitzigen Plan wie den Kummer, der ſie dazu getrieben, der Mutter anvertrauten, ſagte dieſe nach Anhörung der Beichte, ohne jeden Kommentar: „Du mußt ſtudieren, liebes Kind, ich wünſchte, es könnte in einem College ſein. Wir haben dir deine kindlichen Spiele genommen und müſſen dir einen Erſatz ſchaffen." Ohne zu tadeln oder zu ſchelten, lenkte dieſe einſichtsvolle Mutter das Streben ihrer Tochter in andere Bahnen. Mit dem ihr eigenen Feuereifer ſtürzte ſich die damals ſiebzehnjährige Frances in gelehrte Studien, präparierte ſich in Milwaukee auf den Eintritt in das einzige, damals in den fünfziger Jahren den Frauen geöffnete Northweſtern Female College in Evanſton bei Chicago, durchlief alle üblichen Stadien des Bücherwurmdaſeins und des ſchwärmeriſchen Freundſchaftskultus, organiſierte im College eine „geheime Verbindung", nahm regen Anteil an einer florierenden litterariſchen Geſellſchaft und erwarb durch ihr originelles Weſen und ihre bemerkenswerten Leiſtungen die Bewunderung ihrer Mitſtudentinnen und die Wertſchätzung ihrer Lehrer. Trotz gänzlicher Erſchöpfung abſolvierte ſie die Schlußprüfungen im Jahre 1859 mit Auszeichnung und kehrte, der Ausſpannung bedürftig, in das elterliche Haus zurück.

Der Gedanke, dauernd als erwachſene Tochter bei ihren nach Evansville gezogenen Eltern zu leben und nach dem Wunſche ihres Vaters innerhalb der auch damals in Amerika ſelten durchbrochenen ſogenannten „Frauenſphäre" zu bleiben, füllte ihre nach ernſter Arbeit und finanzieller Unabhängigkeit dürſtende Seele mit unſagbarem Grauen. Sie hatte früher bereits ernſtlich darüber nachgedacht, ob ſie lieber Hofdame der Königin von England oder Prairiejäger werden wollte. Beſſere Einſicht in die Weltverhältniſſe ließ ſie jedoch die Lehrerinnenlaufbahn erwählen. Zwiſchen 1859 bis 1874 unterrichtete Miß Willard in elf verſchiedenen Inſtituten; mit der kleinſten Diſtriktſchule anfangend und ſich immer weiter emporarbeitend, war ſie zeitweiſe in einem „Seminary", einer „High School", einer „Academy" thätig, bis ſie im Jahre 1862 zum Profeſſor der Naturwiſſenſchaften am Northweſtern Female College zu Evanſton, ihrer eigenen Alma mater, ernannt wurde.

Der Einladung einer wohlhabenden Freundin folgend, unterbrach Miß Willard dann ihre Lehrthätigkeit und bereiſte während der Jahre 1868—1870 die wichtigſten europäiſchen Länder, ſowie Syrien, Paläſtina und Ägypten. Nach ihrer Rückkunft ward ſie zur Präſidentin des Northweſtern Female College ernannt. Sie war die erſte Frau, der eine ſolch hervorragende Stellung zu teil ward. Von der Erkenntnis durchdrungen, daß die Löſung der Frauenfrage zum guten Teil in der Mädchenſchule liege, daß, um ein freies Geſchlecht heranzuziehen, die heranwachſenden Mädchen im Backfiſchalter die ſchwierige Kunſt der Selbſtbeſtimmung und Selbſtbeherrſchung lernen müſſen, brach ſie kühn mit allen alten Erziehungstraditionen und führte ein Syſtem

Digitized by Google

des „Selfgovernment“ ein, welches „Regeln“ und „Schulstrafen“ über den Haufen warf und bei den Zöglingen nur den guten Willen, sich gesittet zu betragen, voraussetzte. Mit der ihr eigenen Selbstlosigkeit verzichtete Miß Willard auf jeglichen Autoritätsnimbus, jegliches Herrschergelüst; sie trat den jungen Pflegebefohlenen als ältere Schwester entgegen, leitete sie durch Rat und Beispiel, lebte unter und mit ihnen und anerkannte das Recht der Jugend, Fehler zu machen, um durch Schaden klug zu werden. Wer die Kunst korrekter Lebensführung erlernt hatte, genoß die Privilegien der Lehrerinnen, das heißt, erfreute sich völliger persönlicher Freiheit. Der Geist der Anstalt war ein so vorzüglicher, daß das kühne Beispiel Bewunderung und Nachahmung hervorrief.

Doch nicht lange sollte das erfolgreiche Experiment dauern. Die durch den großen Brand in Chicago beeinträchtigten finanziellen Verhältnisse der Anstalt führten eine Vereinigung des bis dahin selbständigen Female College mit der Northwestern University herbei. Miß Willard wurde zum Dekan und Professor der vereinigten Institute ernannt und widmete sich nun gleichfalls mit großer Hingabe der Ausbildung junger Männer. Da aber ihre Erziehungsideen mit denen des Präsidenten der Universität in scharfen Konflikt gerieten, entschloß sie sich, lieber ihre vorzügliche Stellung und einen jährlichen Gehalt von 2400 Dollars aufzugeben, als ihren Prinzipien untreu zu werden. „Ich muß gehen, ich muß gehen,“ schrieb sie in ihr Tagebuch. „Dies College ist mir teurer gewesen als alles andere, meine Waldheimat ausgenommen. Umgeben von einem Kreise vortrefflicher Lehrerinnen, die mir wie Schwestern waren, und von liebenden und geliebten Schülerinnen, sind mir drei Jahre meiner besten und angestrengtesten Thatkraft hier wie im Fluge verstrichen. Ich bin so ruhig und sicher in meinem Amte, das ich für eine Lebensstellung hielt, gewesen. Mein Herz hat das College geliebt wie anderer Frauen Herzen den geheiligten Herd ihres eigenen Heims lieben. Dennoch muß ich gehen, die Welt ist weit, und der Herr wird mich führen.“ In ihrem Schmerze ahnte sie selber wohl wenig, daß der plötzliche Zusammenbruch ihres Glückes sie ihrem eigentlichen, bis dahin nicht erkannten Berufe entgegenführen würde, daß alles bislang Erstrebte nur Vorbereitung auf eine an Dornen und Lorbeeren reiche öffentliche Laufbahn sein sollte.

Im Jahre 1874 unternahm ein Häuflein begeisterter Frauen einen Kreuzzug gegen König Alkohol und befreiten die Bevölkerung zahlreicher Landdistrikte von dem Fluche des Trinkens. Das aufregende Klima, die amerikanische Schnelllebigkeit und das schlechte Beispiel verkommener Einwanderer hatten eine solche Entartung der Trinkgewohnheiten herbeigeführt, so viele achtbare Familien an den Rand des Elends gebracht, daß die besser Gesinnten das einzige Heil in gänzlicher Enthaltsamkeit sahen. Schon in frühster Jugend war Miß Willard durch den Anblick eines ihrem Vater gehörenden Bildes, das zwei Haushaltungen, ein friedliches, glückliches Heim und die wüste Behausung eines Trunkenboldes darstellte, tief erregt worden. Im elterlichen Hause und bei Bekannten hatte sie nie geistige Getränke gesehn, auf ihrer Reise durch Europa zum ersten und letzten Mal das feurige Naß gekostet. In die trüben Stunden, die der Resignation ihrer Universitätsstellung folgten, fiel die Kunde von dem Temperenzkreuzzug der Frauen und veranlaßte sie, den Leiterinnen der Bewegung näher zu treten. Nach genauer Prüfung der Verhältnisse eröffnete sich ihrem tiefblickenden Geiste ein unbegrenztes Feld nie geahnter Möglichkeiten, Gutes zu wirken. Trotz glänzender Anerbietungen verschiedener Schulbehörden entschied sie sich, der Temperenzsache zu dienen und dem kleinen Häuflein der Womans Christian Temperance Union gewissermaßen als Mädchen für alles unentgeltlich ihre Dienste zu weihen. Sie etablierte ein Hauptquartier der Temperance Union in Chicago, berief Versammlungen, organisierte Komitees, sandte Artikel und Aufrufe an die Presse und redete fast täglich in Privatvereinen oder Massenversammlungen. Da ihre pekuniären Mittel allmählich erschöpft waren und nach dem Tode ihres Vaters keine Unterstützung von Hause erwartet werden konnte, geriet die kühne, viel angefeindete Reformatorin in die bitterste Armut. Sie machte alle Stadien der Entbehrung durch, lebte unter den Armen und hungerte mit ihnen, ohne ihren Humor oder den Eifer für ihre neue Mission zu verlieren.

Digitized by Google

„Seit mehreren Monaten lebe ich in dieser Weise," schrieb sie in ihr Tagebuch, „und mein Leben kennt keine glücklicheren Momente. Meinen letzten Cent mit einem Halbverhungerten zu teilen, ist mir die größte Lust. Ich habe mehr Einsicht in menschliches Elend gewonnen, als man in einem Oktavband schildern könnte. Hier ist das wirkliche Arbeitsfeld. Die Bitten um Ansprachen über Temperenzangelegenheiten und religiöse

Frances E. Willard.

Fragen vermag ich kaum alle zu erfüllen; Freunde suchen mich zu überzeugen, daß ich mich ganz dem Predigerberufe widmen sollte, allein einer so verlorenen Sache wie der Temperenzbewegung darf kein Anhänger untreu werden." Die Freundin, welche ihr die Reise nach Europa ermöglicht hatte, suchte sie einst auf und rief entsetzt aus: „Aber Frances, du bist ja so arm wie die Armut selbst!" „Das ist wahr," entgegnete die Angeredete, „ich besitze keinen Cent in der Welt, aber dennoch gehört mir ganz Chicago." Da dieser aufregenden, entbehrungsreichen Lebensweise der unvermeidliche körperliche Zusammenbruch der in extreme Bahnen geratenen Frances naturgemäß folgte, sprach Mutter Willard noch rechtzeitig ein Machtwort: „Ich habe so viel

Digitized by Google

Glauben und Gottvertrauen wie du," sagte sie, „aber deine Denk- und Handlungsweise heißt der Vorsehung ins Gesicht schlagen. Gott läßt keine Brote durch den Schornstein fliegen oder zündet dir Feuer im Ofen an, wenn du kein Brennmaterial hineingethan hast. Schreibe den Mitgliedern der Temperance Union, du habest die Entdeckung gemacht, daß Gott durch Mittel wirke, und daß sie dir helfen möchten, wenn sie deiner Dienste fernerhin bedürften. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert."

Die vornehmlich durch Miß Willards Feuereifer von Jahr zu Jahr erstarkende Union bestimmte ihr mit Freuden einen ausgiebigen Gehalt und machte sie erst zur Sekretärin und später 1879 zur Präsidentin der National Womans Christian Temperance Union. Die Mitglieder der Union verpflichteten sich, als äußeres Abzeichen ein weißseidenes Bändchen, als Sinnbild der Reinheit und des Friedens, zu tragen, durch Namensunterschrift das Gelübde zu bekräftigen, keinerlei alkoholische Getränke zu genießen und nach Kräften Propaganda für die Sache zu machen.

Mit politischem Scharfblick erkannte Miß Willard bald die Einseitigkeit ihrer Bestrebungen; sie begriff den innigen Zusammenhang aller socialen Tagesfragen und gab ihrem Programm allmählich eine solche Ausdehnung, daß es heute alle socialen und philanthropischen Bestrebungen der Zeit in sich einschließt. Mit der ihr eigentümlichen Unerschrockenheit und zwingenden Beredsamkeit trat sie für das damals nur von einer kleinen Minderheit geforderte Frauenstimmrecht, wie gleichfalls für die Hebung des Wohls der arbeitenden Klassen auf. Begleitet von Miß Gordon, ihrer treuen Freundin und Sekretärin, besuchte sie über tausend der bedeutenderen Städte der Vereinigten Staaten, redete fast allabendlich vor einem von 100 bis zu 5000 Köpfen bestehenden Publikum, stiftete überall Zweigvereine der Temperance Union, schrieb ihre Reden und Zeitungsartikel während der Fahrt im Eisenbahnwagen und schlief des Nachts den Schlaf des Gerechten im Schlafkupee. Eine Anzahl begeisterter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erhob sich auf ihren Ruf, die angeregten Ideen wachzuhalten und zu verbreiten; die Mitgliederzahl der Union stieg im Laufe der Zeit auf über eine halbe Million. Eine ihrer treusten Mitarbeiterinnen bereiste die ganze Welt und gründete Zweigvereine der Union in Asien, Australien und Afrika. Die Pioniere ähnlicher Bestrebungen in England, Skandinavien, Frankreich, Deutschland und Spanien vereinigten sich mit der amerikanischen Union zu einer Worlds Womans Christian Temperance Union und wählten Miß Willard zur Präsidentin. Das Sinnbild dieser Vereinigung zeigt beide Weltkugeln umschlungen von dem weißen Bande mit dem Motto: „For God and Home and Humanity."

Neben den drei Hauptbestrebungen — Prohibition geistiger Getränke, Frauenstimmrecht, Sittenreinheit — erstreckt sich die Thätigkeit der Unionsmitglieder auf mehr als fünfzig verschiedene Arbeitsgebiete. Zu den wichtigsten gehören: das Departement für physische Kultur und hygienische Bekleidung. Die Leiterinnen dieser Bewegung haben es zuwege gebracht, daß die Kinder der öffentlichen Schulen einen Kursus in der Gesundheitslehre, auf Temperenzprinzipien gegründet, nehmen müssen. Das Department für sanitäre Kochkunst errichtet Kochschulen, in denen die Frauen aus dem Volke lernen durch Zubereitung nahrhafter und wohlschmeckender Speisen dem Alkoholdämon entgegenzuarbeiten. Andre Departments widmen sich der Hebung des Wohls der besitzlosen Klassen, andere der Missionsthätigkeit unter den gefallenen Frauen, den heimatlosen Kindern, den Einwanderern, den Schiffern, den Bergleuten, den Holzfällern in den abgelegenen Walddistrikten, andre Departments machen es sich zur Aufgabe, die gesetzgebenden Körperschaften der verschiedenen Staaten unausgesetzt mit Petitionen zu Gunsten ihrer Bestrebungen zu bestürmen, andere suchen die Friedensbewegung zu fördern und auf Errichtung internationaler Schiedsgerichte zu dringen. Es würde zu weit führen, alle Departments einzeln aufzuführen, da kein Gebiet philanthropischer und socialer Thätigkeit unvertreten ist.

Das Hauptquartier der Union ist The Woman's Temperance Temple in Chicago, einer der schönsten zwölfstöckigen „Wolkenbrecher" der Stadt, der dank seinen zahlreichen Räumen der Union jährlich hunderttausend Dollars an Miete einbringt. Das Hauptorgan ist The Union Signal, welches von Miß Willard und Lady Henry

Digitized by Google

Somerset redigiert wird. Außerdem sendet die Woman's Temperance Publishing Company jährlich über 130 Millionen Druckseiten Lektüre in die Welt, das Interesse der Mitglieder rege zu halten und der Union neue Anhänger zu werben. Vornehmlich ist hier Miß Willards Jahresbericht zu nennen, ein umfangreiches, die Resultate aller Bestrebungen zusammenfassendes, neue Arbeitsgebiete und Organisationspläne regelndes Dokument, das jedem Staatsmann zur Ehre gereichen würde.

Die Organisation dieser mächtigen weiblichen Friedensarmee ist eine sehr einfache. „In wichtigen Dingen Einheit, in nebensächlichen Dingen Freiheit, in allen Dingen Liebe," ist Miß Willards Grundsatz. Auch hier wie damals als Schulvorsteherin tritt sie nie als Autorität sondern als Beraterin auf, jeder Mitarbeiterin das denkbar größte Maß individueller Freiheit gewährend. „Not to be ministered unto, but to minister," ist Grundklang ihrer Lebensweise, „agree to disagree" Motto ihrer Geschäftsführung. Mit der Schärfe ihrer Logik und dem heiligen Eifer ihrer vor keinem Hindernis zurückschreckenden Natur verteidigt sie in der Debatte eine als richtig erkannte Parteimaßregel, erhebt sich aber nach dem Kampfe mit sonnigem Humor über den Parteistandpunkt und schüttelt den tapferen Gegnern die Hand. Obgleich selber streng religiös und der protestantischen Methodistenkirche angehörend, ist sie weit davon entfernt, den Mitgliedern der Union konfessionelle Schranken zu ziehen. Ihrem Ideale gemäß, eine Kirche zu gründen, die so hoch wie die Liebe Gottes und so weit wie die Bedürfnisse der Menschen sein sollte, vereinigt die Union Mitglieder aller Konfessionen und keiner Konfession in sich; Menschen, die auf dem gemeinsamen Grunde der „Goldenen Regel": „was du nicht willst, das man dir thu', das füg' auch keinem andern zu" und der Seligpreisungen der Bergpredigt gewillt sind, das Wohl und Wehe der einzelnen zur Angelegenheit aller zu machen und den Grundsatz: „Die Welt ist meine Gemeinde und Gutes zu thun meine Religion" als leitendes Motiv anzuerkennen. Die großartigen, segensreichen Erfolge, welche diese einzig in der Welt dastehende Frauenorganisation, deren Bestrebungen man mit Recht „organisierte Mutterliebe" genannt hat, bislang erzielt, die bedeutenden Persönlichkeiten, die in dieser auf parlamentarischen Grundsätzen erbauten Lebensschule herangereift sind, lassen die Union als eine Macht erscheinen, mit der die politischen Parteien im Staat zu rechnen haben.

Durch ihre Sendboten sandte Miß Willard während des letzten Jahrzehnts die sogenannte „Polyglot Petition", in die Welt, in der sie die Regierungen der civilisierten wie der uncivilisierten Länder auffordert, den Kampf gegen Alkohol und Opium aufzunehmen. Diese in alle nur erreichbaren Sprachen übersetzte Riesenpetition hat bis jetzt über sieben Millionen Unterschriften erhalten, die gesammelt und auf weißen Musselin geklebt, eine Länge von acht englischen Meilen repräsentieren.

Neben den fast erdrückend vielen Berufsgeschäften fand Miß Willard Zeit, sich als Schriftstellerin zu bethätigen und neun, zum Teil recht umfangreiche Bücher zu schreiben, unter denen „Glimpses of Fifty Years," „Woman in the Pulpit," „A Classic Town" und „A Great Mother" besonders hervorragen. Das Geheimnis ihrer kolossalen Arbeitskraft liegt zum guten Teil in sehr einfachen Dingen: in ihrer mäßigen Lebensweise, ihrer hygienischen Bekleidung und last, but not least, in ihrem vorzüglichen Schlafvermögen, das durch keinerlei Sorgen um den folgenden Tag beeinträchtigt wird. Ihre freie Zeit gehört wenigen intimen Freundinnen, konventionellen Gesellschaften bleibt sie fern. Als Rednerin tritt sie ohne Prätension vor das Publikum, sagt frei und ungezwungen, was ihre Seele bewegt und erinnert in ihrem ganzen Auftreten mehr an die freie Tochter der Prärie, als an die typische, mit Argumenten geladene Frauenrechtlerin.

Die Anerkennung, die ihrem staatsmännischen Genie, die Liebe und Verehrung, die ihrer Persönlichkeit und das Vertrauen, das ihrer Führerschaft von ihren Mitarbeiterinnen gezollt wird, läßt sich am besten durch die Worte einer derselben charakterisieren: „Wenn Frances Willard auf einem Brett in den Ocean hinaus wollte und uns Frauen der Union winkte ihr nachzukommen, so würden wir ohne Frage folgen. Denn wir wissen, daß sie das schwankende Brett zu einer Brücke ge-

Digitized by Google

stalten und uns auf eine entzückende Insel führen würde, die ihr Sehergeist längst erblickte, ehe sie uns sichtbar wurde." Von ihren Bewunderern wird sie gern „die ungekrönte Königin der amerikanischen Demokratie" genannt. Das Schönste, was man von ihr sagen kann, ist, daß Erfolge und Mißerfolge, rauschende Beifallsbezeugungen und absprechende Urteile sie nicht verdorben haben, daß sie im bittersten Kampfe um sociale und politische Reformen das weiblichste Weib, der menschlichste Mensch geblieben ist.

Die socialen Aufgaben der Diakonie-Genossenschaften.

Von

Adine Gemberg.

Nachdruck verboten.

Wer gegenüber den modernen Bestrebungen zu Gunsten der Frauenversorgung auf das Asyl hinweisen wollte, das noch jetzt die Klöster bieten, der würde von den meisten Menschen kaum ernst genommen werden. Die Jesuitenzeitschrift „Stimmen aus Maria-Laach" thut das zwar ihrem Publikum gegenüber und trägt auf diese Weise in bestimmten Kreisen gewiß auch zur Lösung der Frauenfrage bei. Wollte aber eine in der Frauenbewegung stehende Schriftstellerin diesen Gedanken aussprechen, so käme sie leicht dahin, für eine Modedame gehalten zu werden, die mit Gott und der Welt zugleich kokettiert.

Beinahe ebenso nimmt es sich aus, wenn man der evangelischen Jungfrau den Rat giebt: „Entsage der Emanzipation und allem, was zu ihr gehört und werde Diakonissin!"

Fromme Schwester! Das Wort hat einen Klang, der für junge Mädchen nichts Freundliches hat, trotzdem es wenig Menschen giebt, die im allgemeinen so heiter und vergnügt in ihrem Berufe sind, wie grade Diakonissen.

Aber draußen in der Welt weiß man das nicht; denn immer mehr verbreitet sich die Anschauung, daß unsere junge, kraftvoll aufblühende Diakonie nichts weiter sei, als ein lutherisches Seitenstück zum Ordenswesen. Von selbst entstehen aber nicht solche Meinungen, und bei der Diakonie sind es wohl die für den Eintritt vorgeschriebenen Bedingungen, die dazu die Veranlassung gegeben haben. Wird ja doch statutenmäßig ein lebendiger — selbstverständlich dogmatisch-konfessioneller Glaube vorausgesetzt oder vielmehr verlangt.

Derartige Forderungen bei einer Berufswahl sind jedenfalls nicht zeitgemäß, denn das öffentliche Bekennen des Glaubens widerstrebt dem modernen Empfinden, auch dem der Frau. An der Diakonie ist das unbestreitbar wahrzunehmen, denn trotz all ihrer hohen und ganz ungewöhnlichen Verdienste ist sie im ganzen auf ihre deutsche Heimat beschränkt geblieben. Es giebt allerdings reformierte Diakonissen in Paris und einzelne protestantische Vereinigungen englischer Krankenpflegerinnen, aber alles das ist keine eigentliche Diakonie in dem Sinne, den wir in Deutschland mit dem Wort verbinden.

Es wäre ein großer Segen für die Armenpflege in allen Ländern und Zonen, wenn dieses Institut die internationale Verbreitung fände, die ihm seinem hohen Wert nach zukommt, eine so selbstverständliche Verbreitung, wie sie die Klöster in der katholischen Welt überall haben.

Digitized by Google

Ich glaube, es bilden hier zwei schwerwiegende Gründe das Hindernis. Den ersten habe ich bereits angedeutet. Er liegt in dem konfessionellen Zwang, den die Mutterhäuser nicht entbehren zu können glauben. Das zweite Bedenken, das dieser guten Sache schadet, ist eigentlich gar kein Grund, sondern vielmehr der ganz allgemein und weit verbreitete Irrtum, daß alle Diakonissen Krankenpflegerinnen seien, was doch thatsächlich ein großer Teil von ihnen nicht ist.

Die außerordentlich streng kirchliche Richtung der Diakonie hat etwas Einschüchterndes, ja Abschreckendes für viele modern erzogene Mädchen. Auch die Eitelkeit mag hie und da ihr Veto einlegen; denn im Gegensatz zu dem durch die Romantik verklärten Schleier der Nonnen ist die evangelische Schwesterntracht prosaischer und weniger kleidsam.[1]) Das sind innere und äußere Gründe, die eine internationale Ausdehnung der Diakonie, eine Art protestantischer Weltherrschaft für sie nicht zustande kommen lassen. Natürlich gebe ich hier über diese Gründe nur Andeutungen. Weiter habe ich den Gegenstand in einem kleinen Buche ausgeführt, das ich seiner Zeit in den Dienst der Diakonissensache gestellt habe.

An genossenschaftliche Diakonie war damals noch nicht zu denken, und nur im Gegensatz zu den Anstalten unter Oberleitung der Kirche habe ich das letzte Kapitel meines Buches „Weltliche Diakonie" genannt. Als Beispiels für ein derartiges Prinzip konnte ich damals nur auf den Verband der Viktoriaschwestern, sowie auf das rote Kreuz hinweisen.

Heute hat dieser Gedanke einer weltlichen Diakonie eine so fest formulierte, greifbare, praktische Bedeutung gewonnen, daß man wohl zu dem Ergebnis gelangen muß, diese Verweltlichung der Diakonissensache für eine Forderung des Zeitgeistes zu halten. Wie populär in diesem Sinne das Institut der Diakonie an sich ist, hat das rasche Aufblühen des Herborner Genossenschaftlichen Diakonie-Vereins bewiesen. Dieser Verein mit seinen Prinzipien sowohl, wie mit seiner finanziellen Grundlage hat jedenfalls die Form gefunden, die für die Diakonie der Zukunft maßgebend sein wird: die Form des genossenschaftlichen freien Verbandes persönlich unabhängiger Menschen, die mitten in einer segensreichen, allgemein nützlichen Thätigkeit doch genug Weltkinder bleiben, um für sich selbst eine gesicherte Zukunft im Auge zu behalten.

Sobald die Diakonie-Vereine in dieser Gestalt zahlreich und weit verbreitet in Erscheinung treten werden, können sie auch daran denken, alle jene anderen Obliegenheiten, denen Diakonissen ihre Thätigkeit widmen, ihrerseits anzustreben.

Wir haben jetzt ungefähr 12 000 kirchlich eingesegnete protestantische Schwestern. Natürlich muß ein großer Teil dieser Arbeitskräfte in den Dienst der Krankenpflege treten, weil da außerhalb der Diakonie doch allerlei Übelstände bestehen. Je mehr Unterstützung aber die Mutterhäuser durch die Thätigkeit der Genossenschaften finden, um so mehr Personen werden frei für jene anderen ebenso hohen Ziele der Diakonie, die sich dazu eignen, der Sache innerhalb der Frauenerwerbs- und Frauenversorgungsfrage die Bedeutung zu verleihen, die ihr zukommt. Die Krankenpflege wird im Diakonissenberuf stets die Wichtigkeit behalten, die ihr gebührt; aber die anderen Diakonissenämter, die jetzt wegen Schwesternmangel in den Hintergrund gedrängt werden, die können ihre volle Bedeutung erst dann erlangen, wenn die Diakonie so populär sein wird, wie es die Klöster damals waren, als die Kirche der Zeit ihren Stempel verlieh.

Das charakteristische Merkmal unserer Zeit tritt nicht im kirchlichen, sondern im socialen Leben in Erscheinung und deshalb können nur konfessionell freie, finanziell unabhängige Frauenvereinigungen das erforderliche Ansehen erlangen, um den großen Aufgaben gerecht zu werden, die die Zeit an die sociale Thätigkeit der Frau stellt.

---

[1]) Die Verfasserin deutet damit auf etwas hin, was uns allerdings für die Diakonissin jeder Gattung unentbehrlich dünkt: eine Innerlichkeit der Gesinnung und Hingabe an ideale Lebenszwecke, die über solche Äußerlichkeiten hinwegsehen läßt. Ein Zufall ist es doch nicht, daß die Krankenpflegerinnen-Institutionen zunächst von der Kirche ausgegangen sind und daß gerade die kirchlichen Institutionen dauernd das Vertrauen der Bevölkerung genießen: sie scheinen eine solche Innerlichkeit der Gesinnung zu gewährleisten. Diese ist es, die die weltlichen Diakonie-Genossenschaften bei aller berechtigten „Weltlichkeit" zu pflegen haben. Die Red.

Digitized by Google

Von der Krankenpflege sehe ich hier ab, da sie ohnehin einen viel zu breiten Raum in der Diakonissensache einnimmt, aber einige andere Aufgaben möchte ich desto stärken betonen: die Mitarbeit der Frau an der öffentlichen Sittlichkeit und an der Mäßigkeitssache. Zweitens die unabweisbare Forderung, die Frau nicht nur an der Armenverwaltung teilnehmen zu lassen, sondern sie die Armenpflege leiten zu lassen und endlich die Notwendigkeit eines größeren Anteils am Unterrichtswesen, also an der Erziehung der Nation durch die Frau, und zwar meine ich nicht nur den eigentlichen Schulunterricht, sondern ganz besonders den noch so wenig verbreiteten Fortbildungsunterricht für die weibliche schulentlassene Jugend.

Alle diese Aufgaben berücksichtigen die Klöster wie auch die Diakonie. Wenn man aber bedenkt, daß sie nun auch noch die äußere Mission und die Krankenpflege in den Bereich ihrer Thätigkeit ziehen, so kann von einer auch nur einigermaßen befriedigenden Lösung der Probleme nirgend die Rede sein.

Ebenso geht es auch mit den Bestrebungen einzelner Personen. Hie und da fordert eine Frau ein öffentliches Amt in der Gemeindepflege; hie und da wird eine zugelassen und dabei noch gewissermaßen als Dilettantin von den Herren Armenräten angesehen. Die ganze Zersplitterung läuft aber schließlich darauf hinaus, daß die Frauenarbeit entweder als Dilettantenwerk von oben herab betrachtet und nur geduldet wird, oder daß der erwerbende Mann seiner Frau die Wohlthätigkeitsbestrebungen als einen liebenswürdigen Zeitvertreib erlaubt, als eine kostspielige Spielerei für das liebe, süße, große Kind. — Jedenfalls ein erhebender Gedanke für denkende Frauen!

Die socialdemokratischen Frauen haben sehr viel Verständnis für das Vereinsleben und für die Kraft, die dem einzelnen die Form des genossenschaftlichen Verbandes gewährt. Die kirchlichen Frauen haben dasselbe Gefühl in ihrem Ordens- und Diakonissenwesen bewiesen; aber die bürgerlichen Erwerb und würdige Thätigkeit suchenden Frauen haben bis jetzt noch nicht die geschlossene Form des Zusammenwirkens gefunden, und deshalb sind ihre Erfolge zufällig und ungleichmäßig.

Sie sprechen von ihren Rechten und versprechen ihre Pflichten zu erfüllen; aber hinter der Forderung der Frauenrechte steht keine geschlossene Organisation, keine Macht, die diesen Wünschen Nachdruck verleihen könnte, und deshalb glaubt die Welt auch nicht so recht an die Erfüllung der damit zu übernehmenden Pflichten. Wenn man z. B. einer Frau das Amt eines Armenrates übertragen wollte, wer würde denn da für ihre Tüchtigkeit garantieren?

Ja, ihre Diakoniegenossenschaft — wenn es die gäbe!

Bei einer Krankenpflegerin stellt man diese Frage als etwas Selbstverständliches auf. Jedes Krankenhaus, jede Familie, die eine Schwester engagiert, wendet sich an das betreffende Mutterhaus mit der Bitte um eine tüchtige Kraft und hält sich an diesen Verband, falls die zur Verfügung gestellte Person den Erwartungen nicht entspricht. Es ist das also eine Art idealer Stellenvermittlung, die viel weiter geht als die Unterbringung von Lehrerinnen oder Kinderfräulein durch die Anstalten, die sie ausgebildet haben.

Da sich nun also in der Diakonie, in der kirchlichen, wie in der weltlichen, diese Methode bewährt, so liegt doch eigentlich der Gedanke nahe, sie auch auf die anderen Berufe auszudehnen, in denen die Frauen schlecht vorwärts kommen, weil sie sich nicht zusammenschließen.

Es werden überall Vereine gebildet, um die öffentliche Unsittlichkeit und die menschenunwürdige Erniedrigung weiblicher Wesen zu bekämpfen. Die katholische Kirche stellt ihren Orden zum guten Hirten und die überall verbreitete Kongregation der Klarissen in den Dienst dieser Sache. Auch der Verein Vincenz von Paul thut viel dafür. Auf protestantischer Seite wirken einige litterarische Vereinigungen neben den Magdalenenstiften, die der Diakonie angehören.

Alle diese Helfer greifen aber erst zu, wenn das Unglück geschehen ist; sie suchen die ausgebrochene Krankheit zu heilen, beugen aber ihrem Entstehen nicht vor. In demselben Sinn wirken auch die Trinker-Asyle. Sobald die Frauen aber in die

Digitized by Google

Freiheit des öffentlichen Lebens eintreten, tritt auch an sie die Pflicht heran, hier das Ihrige zu thun.

Sie könnten das als weltliche Diakonissen, die, durch ihre Berufsgenossenschaft sicher gestellt und versorgt, sich der Beaufsichtigung und Leitung der in untergeordneter Stellung arbeitenden Frauen und Mädchen widmen müßten.

Wenn in einer Fabrikstadt nur ein von Schwestern geleitetes Sonntagskränzchen, ein sogenannter Jungfrauen-Verein besteht, so merkt man schon den großen Vorteil, den davon die öffentliche Sittlichkeit hat. Wie viel größer könnte aber dieser Einfluß sein, wenn ein Diakonie-Verband der weiblichen Arbeiterschaft Kindergärten, Volksküche, Flickschule und andere Einrichtungen böte, die keine Wohlthätigkeitsanstalten wären, sondern deren Benutzung so bezahlt werden müßte, daß diese Genossenschaften bestehen könnten!

Es giebt garnichts Demütigenderes für arbeitende Menschen, als wenn Dinge, die eigentlich zu des Lebens Notdurft gehören, als Almosen gereicht werden. Unwillkürlich sagen sich die Leute: Wir arbeiten und verdienen doch nicht genug, um Wohlthaten zurückweisen zu können. Das befördert die Unzufriedenheit.

Unsere Arbeiterfamilien verdienen auch genug, um das Essen aus der Volksküche, die Beiträge für die Kinderpflege in Krippe und Kindergarten, das Lehrgeld in der Flickschule oder Kochschule und andere kleine Abgaben bezahlen zu können. Die weltlichen Diakonissen aber brauchen diese Einnahmen, denn sie müssen aus sich selbst bestehen können, ohne zum Kollektenwesen greifen zu müssen. Ich habe fromme Schwestern, die gern in ihrem Beruf standen, sich bitter über den Zwang dieser Kollekten aussprechen hören.

Wenn nun aber weibliche Fabrik-Inspektoren, weibliche Armenverwaltung, Krankenpflege und weltliche Diakonie Hand in Hand gehen, so ist doch anzunehmen, daß die Bevölkerung, in deren Dienst sich diese Mächte des Guten stellen, vor Verrohung, Prostitution und verzweiflungsvoller Armut und Not bewahrt bleiben wird.

Deshalb glaube ich, daß man zugleich mit der Forderung der weiblichen Aufsichtsbeamten und Armen-Verwalter auch die Forderung stellen muß, daß sich überall da, wo eine zahlreiche weibliche Fabrik-Arbeiterschaft besteht, weltliche Diakonie-Genossenschaften bilden möchten.

In erster Linie hätten diese natürlich ihre Mitglieder für Lebenszeit sicher zu stellen, etwa wie der Diakonie-Verein in Herborn. Als ihre Aufgabe aber hätten sie es zu betrachten überall in Wirksamkeit zu treten, wo die Not der Armen die weibliche Thätigkeit im Dienste des socialen Ausgleiches fordert.

Wie diese Aufgaben von Seiten der weltlichen Diakonie gelöst werden können, hoffe ich in einem zweiten Artikel weiter auszuführen.

Digitized by Google

Der Anteil der Frauen an der englischen Romanlitteratur.

Von

Ph. Arnstein.

Nachdruck verboten.

Nichts beweist so schlagend den ungeheuren Fortschritt, den die Frauen in England in diesem Jahrhundert gemacht haben, als ihre Stellung in der Litteratur. Man braucht nur einen Blick auf die lange Reihe der englischen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts zu werfen, um die zu widerlegen, die die Inferiorität der Frau aus der Geschichte beweisen wollen. Schriftstellernde Frauen hat es von jeher gegeben. Aber sie waren Ausnahmen. Im allgemeinen begnügten sich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts geistreiche Frauen damit, anregend auf die Männer zu wirken, in den Salons ihren Einfluß geltend zu machen. Die Litteratur war, wie die Politik und die Wissenschaft Sache der Männer; einzelne Ausnahmen bestätigten nur die allgemeine Regel. Erst in unserem Jahrhundert und zwar vor allem in England halten die Frauen triumphierenden Einzug in die Litteratur. Die modernste, gelesenste und deshalb auch einflußreichste Litteraturgattung, der Roman, ist es besonders, dessen sie sich bemächtigen. Es hat natürlich auch eine ganze Reihe von Dichterinnen in England gegeben — ich nenne nur Felicia Hemans, Letitia Landon und Elizabeth Browning — aber der Vorrang bleibt hier doch dem Manne unbestritten. Anders im Roman. „Die Hälfte der modernen Romane," sagt ein englischer Litterarhistoriker, „und nach Ansicht vieler die bessere Hälfte ist von Frauen geschrieben."

Der Grund hierfür mag in dem Wesen dieser Dichtungsgattung liegen. Der Roman stellt vorzugsweise die alltägliche Gesellschaft dar; statt wilder Leidenschaften und seltsamer Abenteuer schildert er die feinen Nüancen des Charakters und Gefühls, und hier ist die Frau nach Naturanlage und Erziehung eine feinere Beobachterin als der Mann, es sei denn ein Mann von Genie. Ferner verfolgt gerade der englische Roman der Neuzeit vielfach ethische Zwecke; er will veredelnd auf die Menschen wirken, die Welt in irgend einer Beziehung besser zurücklassen als sie war, und auch zu dieser Aufgabe fühlen sich edle Frauen mit ihrem größeren Abscheu gegen alles Rohe und Gemeine besonders hingezogen. So haben wir denn in England nicht bloß eine Anzahl von Romanschriftstellerinnen, sondern unter ihnen auch solche ersten Ranges, die mit Scott und Bulwer, Dickens und Thackeray in einer Reihe stehen und dem Zeitalter das Gepräge ihrer Individualität unauslöschlich aufgedrückt haben.

Die ersten Frauen zwar, die in England die Feder führen, machen ihrem Geschlechte wenig Ehre. Es sind geistreiche Abenteuerinnen, Frauen von romantischer Geschichte, die sich über die Beschränktheit der Menge, freilich aber auch vielfach über die gute Sitte erhoben haben. Solche modernen Hetären waren Frau Aphra Behn und Frau De la Riviere Malney. Die erstere wetteiferte in ihren Lustspielen und Romanen im Zeitalter der Restauration mit Congreve und Wycherley an Unsittlichkeit, ohne doch an Kunst und Talent an sie heranzureichen. Diese war eine Zeitgenossin von Swift und schilderte in einer Anzahl heute vergessener Romane und Dramen mit cynischem Behagen die zügellosen Sitten eines verdorbenen Hofes. Doch ist sie nicht ohne Verdienst. Sie hatte längere Zeit in Surinam gelebt und lenkte nach ihrer Rückkehr in einem damals viel gelesenen Romane „Orinoko oder der

Digitized by Google

königliche Sklave" die Aufmerksamkeit zuerst auf das unglückliche Los der Neger, eine Vorläuferin von Frau Beecher-Stowe. Auch hat sie vielfach anregend gewirkt, so durch Einführung der Romane in Briefform, in der Richardson später der große Meister wurde.

Einen reineren Ton schlägt Frances Burney, später Madame d'Arblay, an. Sie lebte von 1752—1840. Dr. Johnson bewunderte sie in ihrer Jugend, und Walter Scott pilgerte in ihrem Alter zu ihr. Sie hob den Sittenroman aus dem Schmutz der Skandalsucht in eine reinere Atmosphäre; sie schilderte das Londoner Leben mit Kraft und Humor, ohne die weibliche Scham und die strengste Moral zu verletzen, und wurde so die Vorläuferin jener langen Reihe von Schriftstellerinnen, die durch die Eigenschaften des Herzens nicht minder wie die des Verstandes Zierden ihres Geschlechts sind. Ihr Roman „Evelina" (1776) ist nach dem Urteil Macaulays die erste von einer Frau verfaßte Darstellung des Lebens und der Sitten, die einen bleibenden Wert hat. Ihre späteren Werke sind ungenießbar. In ihnen wird ihr Stil unnatürlich und gespreizt; sie stellt sich gleichsam auf Stelzen und ahmt den gravitätischen, würdevollen Gang der Perioden Dr. Johnsons nach.

Das Ziel, dem Frances Burney nachstrebt, in dessen Verfolgung sie aber auf der Mitte des Weges erlahmt, wird erreicht durch die beiden ersten wirklich großen englischen Schriftstellerinnen, die an der Wende des Jahrhunderts stehen: Maria Edgeworth und Jane Austen.

Wer kennt nicht die moralischen Erzählungen von Miß Edgeworth, in denen der Schlechte unfehlbar an den Bettelstab oder Galgen und der Gute und Fleißige ins Sparkassenbuch kommt? Gewiß ist die Moral etwas hausbacken, und die Figuren sind ein wenig hölzern, aber der natürliche ungekünstelte Stil der Schriftstellerin und ihr gesunder und frischer Humor helfen uns darüber hinweg, so daß wir auch als Erwachsene diese anmutigen Kindergeschichten noch gern zur Hand nehmen. Auf ihnen beruht aber nicht allein die Bedeutung von Maria Edgeworth.

Sie war 1767 in Irland geboren und stammte aus einer alteingesessenen begüterten Familie, die im Laufe der Jahrhunderte viele leidenschaftliche und extravagante Charaktere, Verschwender, Spieler, Soldaten und Höflinge hervorgebracht hatte. Ihr Vater, der vier Frauen und einundzwanzig Kinder hatte, war ein sehr intelligenter aber excentrischer Mann, der einige schätzenswerte landwirtschaftliche und pädagogische Schriften verfaßt hat. Maria, die älteste, unterstützte ihn bei seinen Arbeiten. Dann aber unternahm sie es, selbständig Land und Leute in Irland zu schildern. Im Jahre 1800 erschien ihr bekanntestes Werk „Schloß Rackrent", das ein getreues Bild der Denk- und Lebensweise der irischen Gutsbesitzer und Pächter jener Zeit giebt und deshalb ein wertvolles Kulturdenkmal ist. Durch diesen und andere Romane begründete sie eine neue Gattung der Litteratur, nämlich den Roman mit landschaftlichem Charakter. Sie gab dem Roman statt der Bretter der Salons der Hauptstadt eine Heimat und einen festen Boden und regte durch ihr Beispiel Walter Scott an, für Schottland zu thun, was sie für Irland gethan hatte. Persönlich war Miß Edgeworth beliebt und geachtet und trug nicht wenig dazu bei, das männliche Vorurteil gegen schriftstellernde Frauen zu beseitigen. Ihre ruhige Anmut und ihr liebenswürdiger Enthusiasmus entzückten alle, die sie kannten, unter ihnen Männer wie Walter Scott und Lord Byron. Sie starb hochbetagt im Jahre 1849.

Jane Austen, eine Zeitgenossin von Maria Edgeworth, gehört zu den Klassikern der englischen Litteratur, denn sie ist in ihrer Art vollkommen und unerreicht. Ihr Gebiet ist zwar ein kleines, die englische Gentry vor der Zeit des allgemeinen Wahlrechtes und der Eisenbahnen, als der Zuschnitt der englischen Gesellschaft noch durchaus aristokratisch war, aber auf diesem Gebiete herrscht sie unumschränkt. Sie verschmäht jede Sensation. In ihren Romanen geschieht nichts Außergewöhnliches, treten keine besonders schlechten oder tugendhaften Charaktere auf. Ihre Landadligen, Geistlichen, Advokaten und Offiziere mit ihren Frauen und Töchtern sind gewöhnliche Personen und haben gewöhnliche Schicksale; sie verlieben sich und entzweien sich, streuen Verläumdungen aus und spinnen Ränke, machen Schulden und duellieren sich,

Digitized by Google

entführen und lassen sich entführen und heiraten meist am Schluß. Aber diese alltäglichen Personen sind mit solch bewundernswerter Feinheit charakterisiert, das verwickelte Getriebe der Gesinnungen, Gefühle und Leidenschaften, das ihren Handlungen, wie den Heldenthaten eines Eroberers oder den Frevelthaten eines Verbrechers zu Grunde liegt, ist so klar und deutlich und mit solch einer meisterhaften Schärfe und Präzision des Ausdrucks dargelegt, daß wir mit dem größten Interesse folgen. Die Romane Jane Austens veralten so wenig wie ein Gemälde von Hogarth oder Reynolds.

Zu ihren Lebzeiten zwar fand sie wenig Anerkennung. Sie verfaßte sechs Romane, von denen vier während ihres Lebens (1775—1817) erschienen. Aber sie schrieb anonym und blieb in litterarischen Kreisen bis gegen das Ende ihres Lebens fast unbekannt. Ihr größter Triumph war eine Einladung vom Prinzregenten, ihn auf seinem Schlosse zu besuchen, und die Erlaubnis, ihm eins ihrer Bücher widmen zu dürfen. Das große Publikum, dessen Geschmack durch die gewürzte Kost der Schauer- und Gespensterromane verdorben war, fand ihre lebenstreuen Schilderungen fade. Wirkliche Künstler dagegen erkannten von vorneherein, wie hoch sie über der Schar der Romanfabrikanten stand. „Ich las wieder einmal, wenigstens zum dritten Male," schreibt Walter Scott in sein Tagebuch (14. März 1820) „den glänzend geschriebenen Roman von Miß Austen ‚Stolz und Vorurteil'. Jene junge Person hatte ein Talent, die Verwicklungen, Gefühle und Charaktere des gewöhnlichen Lebens zu schildern, wie es mir niemals wunderbarer vorgekommen ist. Die große Wauwau-Manier verstehe ich so gut, wie irgend ein anderer. Aber die ausgezeichnete Kunst, die diese gewöhnlichen Dinge und Charaktere durch die Wahrheit der Darstellung anziehend macht, ist mir versagt. Wie schade, daß ein so begabtes Geschöpf so früh gestorben ist." Und ähnliche Bewunderung drückten Männer wie Southey, Coleridge, Guizot und Macaulay aus. Der letztere sagt, daß sie von allen Schriftstellern in der Charakteristik Shakespeare am nächsten komme.

Die Titel ihrer Romane sind „Empfindung und Empfindsamkeit", „Stolz und Vorurteil", „Mansfield Park", „Emma", „Northanger Abtei" und „Überredung". Sie deuten zum Teil schon an, daß ihre Romane alle eine sittliche Grundidee haben. Sie sind nicht bloße Photographien sondern wirkliche Gemälde, nach dem Worte Zolas „die Natur, durch ein Temperament gesehen" und zwar das Temperament einer geist- und gemütvollen Frau, die nicht nur fein beobachtet, sondern auch ernst und tief über das Wahrgenommene gedacht hat.

Wie am Anfange des Jahrhunderts Maria Edgeworth und Jane Austen, so stehen um die Mitte desselben Charlotte Brontë und Mrs. Gaskell in der ersten Reihe der englischen Schriftsteller, jene zu Thackeray als ihrem großen Meister emporblickend und von diesem geschätzt und bewundert, diese eine Mitarbeiterin und Freundin von Dickens.

Wenn wir an Charlotte Brontë denken, so fallen uns in erster Linie nicht ihre Werke, sondern ihr Leben und ihre Persönlichkeit ein, die Mrs. Gaskell mit der Sympathie der Freundschaft und der Kunst der Schriftstellerin dargestellt hat. Es liegt etwas unendlich Rührendes und doch Erhebendes in dem Leben dieser kleinen unscheinbaren Gouvernante, die mit solch einem stillen Heroismus, solch einer unverlierbaren Hoheit der Seele ankämpft gegen ein widriges Geschick, nie verzagt und nie übermütig und Phantasie und Leidenschaft unerbittlich bändigend unter die Forderungen der Pflicht. Schon früh begannen ihre harten Erfahrungen. Ihre Heimat war das Pfarrhaus zu Haworth, einem Dörfchen in dem ödesten und rauhesten Teile von Yorkshire; ihre Mutter starb früh, und sie blieb nach dem Tode zweier Schwestern als die älteste von vier Kindern zurück. Ihre harten Schulerfahrungen hat sie in Jane Eyre geschildert. Sie besuchte zu Cowan Bridge eine Anstalt für die Töchter unbemittelter Geistlicher, auf der man die Wohlthat der Billigkeit durch unvernünftige Strenge und schlechte Kost kompensierte. Nach Hause zurückgekehrt teilte sie ihre Zeit zwischen Studien und Hausarbeit, in alle ihre Beziehungen, ihr Verhältnis zu Vater und Geschwistern, zu den Dienstboten und selbst zu dem treuen Hunde, der das einsame Haus bewachte, den Ernst und das tiefe Empfinden einer reinen, feurigen Seele

Digitized by Google

hineintragend, liebevoll und aufopfernd im heimischen Kreise, schüchtern und in sich gekehrt der Welt gegenüber.

Und doch mußte sie hinaus in diese Welt und das Kreuz des Gouvernantentums tragen, das um so schwerer für sie war, da sie keine blendenden Kenntnisse oder Fertigkeiten besaß. Wie oft hat sie bittere Kränkungen ertragen müssen von Leuten, die geistig tief unter ihr standen! Ein kurzer Lichtblick in ihrem Leben war ihr Aufenthalt in Brüssel. Sie war dort in ein Pensionat gegangen, um Französisch zu lernen, und blieb später als Lehrerin unter der Obhut eines intelligenten und wohlwollenden Mannes, der sie zu schätzen wußte. Aber auch dort fühlte sie sich trotz der Befriedigung, die ihr Beruf und der Erwerb von Kenntnissen ihr gewährte, einsam, abgestoßen als strenge Protestantin durch die leichteren sittlichen Anschauungen und den Katholizismus. Bei ihrer Rückkehr versuchte sie, zusammen mit ihren Schwestern eine Schule zu gründen, aber diese Versuche mißlangen. Sie konnte sich von ihrem alten Vater nicht trennen, und niemand wollte seine Kinder in jene reizlose, unwirtliche Gegend senden. Dann begann sie zu schriftstellern. Schon von Kind auf hatten sie und ihre Schwestern Geschichten und Gedichte geschrieben, soviel Papier verbrauchend, daß der kleine Krämer des Dörfchens sich den Kopf darüber zerbrach, was wohl die Pfarrerstöchter damit anfingen. Aber auch hier kämpfte sie lange vergebens. Endlich kam der Erfolg. Ihr Roman „Jane Eyre" (1847) machte sie mit einem Schlage berühmt, stellte sie in die vorderste Reihe der großen Schriftsteller.

Aber auch jetzt konnte sie ihres Glückes kaum froh werden. Ein gräßliches Familiendrama spielte sich vor ihren Augen ab. Ihr einziger Bruder, ein hochbegabter, aber leichtsinniger und charakterloser Mensch, war in Folge einer schuldigen Leidenschaft gebrochen nach Hause zurückgekehrt und sank durch Trunk und Opiumgenuß immer tiefer hinab. Drei Jahre lang weilte er im Hause, ein Gegenstand des Mitleids und des Abscheus, bis der Tod die Schwestern und den gramgebeugten Vater von ihm erlöste. Und dann starben nach einander ihre beiden noch übrigen Schwestern, beide Schriftstellerinnen wie sie, die hochbegabte feurige Emily, der die Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung Charlottens abging und die sich deshalb im inneren Kampfe verzehrte, und die sanfte Anna. Sie war jetzt allein mit ihrem alten Vater, und wenn sie abends in ihrem Zimmer einherging, hörte sie statt der Stimmen der geliebten Schwestern nur das Echo der eignen Schritte in dem öden Raume widerhallen. Doch auch ihr schien schließlich noch das Glück zu blühen. Ein tüchtiger junger Geistlicher, der sie nicht ihres schriftstellerischen Ruhmes sondern ihrer Herzenstugenden halber lange verehrt hatte, hielt um ihre Hand an und nach einigen Jahren geduldigen Wartens, während derer der Widerstand des Vaters überwunden wurde, wurde sie seine Gattin. Mr. Nichols zog zu ihnen ins Haus und erleichterte seinem Schwiegervater als Hilfsgeistlicher die Pflichten seines Berufs. Aber ihr Glück war kurz. Nach dreiviertel Jahren einer ungetrübten Ehe starb sie am 31. März 1855 im 39. Jahre ihres Lebens.

Ihre Werke umfassen neben einigen unbedeutenden Gedichten vier Romane, von denen der erste „Der Professor" erst nach ihrem Tode erschienen ist. Alle ihre Schriften sind selbsterlebt und selbstempfunden, „Bruchstücke einer großen Konfession" im Goetheschen Sinne. Indem sie schreibt, hat sie kein äußeres Ziel, sondern folgt allein dem übermächtigen inneren Triebe, der sie zwingt, ihre seelischen Erfahrungen in einem kunstvollen Gewebe von Wahrheit und Dichtung zu verkörpern.

Ihr zuerst erschienener Roman „Jane Eyre" ist bei weitem ihr bedeutendstes Werk. Es ist in Deutschland bekannt geworden durch die dramatische Bearbeitung von Charlotte Birchpfeifer unter dem Titel „Die Waise von Lowood". Es ist die Geschichte einer armen Waise, die nach langen leidvollen Schicksalen und inneren Kämpfen an der Seite eines starken Mannes ihre Heimat findet. Großartig ist die Charakteristik. Der wilde, edle Rochester, der religiöse Fanatiker John Rivers und Jane Eyre, die unscheinbare, häßliche kleine Gouvernante mit der großen Heldenseele — das sind keine gewöhnlichen Romanfiguren, schön, ideal und unwahr, sondern wirkliche Menschen und zwar vom größten Zuschnitt. Und welch eine Glut verhaltener

Digitized by Google

Leidenschaft geht durch das ganze Werk, sich selbst den Landschaftsschilderungen mitteilend und uns unwiderstehlich fesselnd! Was kümmert uns da, daß die Geschichte unwahrscheinlich und oft ungenügend motiviert ist. Der Roman wird doch für alle Zeiten ein klassisches Werk bleiben.

Weniger bedeutend sind die anderen beiden großen Romane Charlotte Brontës: Shirley (1849) und Villette (1852). Der erstere schildert Land und Leute in Yorkshire, der letztere spielt in Brüssel und enthält Wahrheit und Dichtung aus dem Leben der Schriftstellerin in dieser Stadt. Beide enthalten große und originelle Charaktere, aber besonders der erstere leidet etwas an Weitschweifigkeit und Formlosigkeit. — Das ist, wenn wir von dem unbedeutenden ersten Werke „Der Professor" absehen, die Summe der schriftstellerischen Thätigkeit von Charlotte Brontë.

Ein längeres glückliches Leben hätte ihr vielleicht neben der Tiefe und Energie der Leidenschaft auch noch die Breite der Erfahrung und des Denkens gegeben, die ihr fehlt. Jedenfalls ist sie eine der interessantesten Frauengestalten aus der Epoche der Königin Victoria.

Es kann keinen größeren Gegensatz geben, als den zwischen Charlotte Brontë und ihrer Freundin und Biographin Elizabeth Gaskell. Das Leben jener war ein Martyrium, diese lebte glücklich als Gattin eines unitarischen Geistlichen in Manchester und als Mutter geliebter Kinder. Charlotte war schüchtern, fast menschenscheu, selbstquälerisch und empfindlich; Mrs. Gaskell war eine Weltdame, der Mittelpunkt eines großen litterarischen Kreises und die Freundin bedeutender Männer wie Landor, Dickens und Lord Houghton. Die Pfarrerstochter von Haworth stand ganz außerhalb der geistigen, socialen und politischen Strömungen der Zeit; sie war voll von Vorurteilen, ohne Skepsis gegenüber dem altenglischen Torytum und Anglikanismus, in Wellington ihren Helden verehrend. Mrs. Gaskell dagegen beschäftigte sich eingehend mit den socialen Problemen der Zeit, eine Ruferin im Streit der Meinungen, emsig bemüht, selbst durch ihre Feder das Los der Mühseligen und Beladenen zu mildern. Nur in einem Punkte gleicht ihr Schicksal dem von Charlotte Brontë, nämlich darin, daß ihr erster Roman mit einem Schlage ihren Ruhm begründete und mit Recht oder Unrecht den ersten Platz unter ihren Werken behauptet hat. Im Jahre 1844 verlor sie durch den Tod ein geliebtes Kind, und dieses Unglück veranlaßte sie zuerst, ernsthaft an schriftstellerische Thätigkeit zu denken. Sie begann den Roman „Mary Barton, eine Geschichte aus dem Leben von Manchester," der 1848 erschien. Sein Erfolg war erstaunlich. Carlyle und Samuel Bamford, der Weber und Dichter, sandten ihr Glückwunschschreiben, die alte Miß Edgeworth sprach mit Enthusiasmus von dem Werke, Landor richtete enthusiastische Verse an sie, und Dickens bat um ihre Mitarbeiterschaft an seiner Zeitschrift. Auf der anderen Seite waren die Fabrikanten entrüstet über ihre angebliche Parteilichkeit und veröffentlichten sogar eine Widerlegung ihrer Ansichten.

Der große Erfolg des Romans beruhte nicht zum mindesten auf dem stofflichen Interesse, das er erweckte. Indem Mrs. Gaskell das Leben der Arbeiter in Manchester und ihre Streitigkeiten mit den Fabrikanten schilderte, legte sie ihren Finger auf die brennendste Wunde der Zeit. Sie wollte die Arbeiter, die sie durch jahrelangen Verkehr genau kannte, den Besitzenden menschlich näher bringen, das Schreckbild zerstören, das Unkenntnis, Furcht und Selbstsucht von ihnen entworfen hatten, „die beiden Nationen" der Reichen und Armen mit einander versöhnen. Gewiß ein edles Beginnen, von dem das Wort gilt, daß es in großen Dingen genug ist, gewollt zu haben! Mrs. Gaskell idealisiert nicht, ihre Darstellung ist fast photographisch getreu und hat in der That nicht wenig dazu beigetragen, Vorurteile zu beseitigen und bessere, menschlichere Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern anzubahnen.

Sie nahm dasselbe Thema noch einmal auf in dem Roman „Nord und Süd". Hier behandelt sie die sociale Frage vom Standpunkte des verständigen, wohlwollenden und tüchtigen Fabrikanten. Sie will dem Süden, d. h. der grundbesitzenden und gelehrten Gesellschaft beweisen, daß die industrielle Thätigkeit keineswegs mit der höchsten Herzens- und Geistesbildung unvereinbar sei, und den Arbeitern predigt sie die Lehre,

Digitized by Google

daß ihre Interessen mit denen ihrer Brotherren identisch seien, und daß der Streit nur beiden schaden könne.

Zwischen diesen beiden Werken liegt der Roman „Ruth", ein Beitrag zur Frauenfrage. Die Verfasserin wendet sich hier gegen die Strenge des englischen Puritanismus mit seiner Verdammnislehre in ihrer Anwendung auf einmal gefallene Frauen. Ruth, die Heldin, in ihrer Jugend verführt und dann schmählich verlassen, wird von einem frommen Geistlichen aufgenommen und gerettet und stirbt nach längerer innerer Läuterung bei einer Epidemie als Opfer ihrer Aufopferung, wie eine Heilige verehrt. George Eliot und in unseren Tagen Thomas Hardy haben dasselbe Thema, allerdings in weniger optimistischer Weise, behandelt.

Die übrigen Novellen und Romane von Mrs. Gaskell, „Cranford," „Sylvias Liebhaber," „Frauen und Töchter" u. s. w. sind keine Tendenzromane, sondern humoristische oder sentimentale Bilder aus dem alltäglichen Leben. Mrs. Gaskell besaß in hohem Maße die Eigenschaften des Erzählers, die Sympathie mit menschlichen Freuden und Leiden und die Kunst und „Lust am Fabulieren". Eine große Künstlerin ist sie dagegen nicht. Sie dringt nicht wie Charlotte Brontë, in die Tiefen des Bewußtsein ein und versteht auch nicht, künstlerisch auszuwählen und zu sichten. Ihre Manier ist die photographische, die alle Details, so unbedeutend und uninteressant sie auch sein mögen, aufnimmt und deshalb oft durch Weitschweifigkeit ermüdet. Ihr fehlt der Blick des Dichters, der unter der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen das allgemein Menschliche und ewig Gleiche und Dauernde erkennt. Ihre Bedeutung liegt zum großen Teile in den idealen Zielen, die sie in ihren Schriften verfolgt hat. Sie hat selbst segensreich gewirkt und andere, unter ihnen vor allem Dickens, zu gleichem Wirken angeregt.

Und nun kommen wir zu der Schriftstellerin, die sich zu ihren Vorgängerinnen verhält wie die Erfüllung zur Verheißung, wie das Genie zum Talent. In George Eliots Werken feiert der Frauenroman seinen höchsten Triumph. Sie gehört zu den wahrhaft großen Geistern des Jahrhunderts, eine ebenbürtige Genossin von Scott, Dickens und Thackeray.

Mary Anne Evans ist im Jahre 1819 zu Nuneaton in Warwickshire, dem Vaterlande Shakespeares, geboren. Sie stammte aus der wohlhabenden Bourgeoisie. Ihr Vater war ein begüterter Pächter und der Geschäftsführer eines reichen Großgrundbesitzers. Auf dem Lande wuchs sie auf und empfing dort die Eindrücke, die sie später in ihren Romanen verarbeitet hat. Als sie 15 Jahre alt war, starb ihre Mutter, und sie blieb allein bei ihrem Vater, der Haus- und Landwirtschaft gewissenhaft vorstehend. Im Jahre 1841 gab ihr Vater jedoch sein Pachtgut auf und ließ sich in dem Städtchen Coventry nieder. Jetzt hatte Mary Anne Zeit, sich philosophischen und theologischen kritischen Studien zu widmen. Dieselben führten sie vom Glauben zum Zweifel und Unglauben. Die eifrige Christin wurde, nicht ohne Kämpfe mit der Familie, zu einer Vorkämpferin der modernen Theologie. Sie übersetzte „das Leben Jesu" von Strauß, Feuerbachs „Wesen des Christentums" und später Spinozas „Ethik". Auch schrieb sie gelehrte Aufsätze für die Westminster Review. Im Jahre 1852 zog sie nach London und trat in die Redaktion dieser Zeitschrift ein. Sie wurde befreundet mit George Henry Lewes, dem bekannten Philosophen, Litterarhistoriker und Physiologen und schloß dann einen Bund für das Leben mit ihm, den das Gesetz nicht anerkennen konnte, denn Lewes war verheiratet und konnte keine Scheidung von seiner Frau erlangen, dem aber trotzdem die Welt schließlich ihre Anerkennung und Achtung nicht versagen konnte. Sie lebten zusammen bis zum Tode von Lewes im Jahre 1878. Im Jahre 1880 heiratete sie John Walter Croß, starb aber noch im Dezember desselben Jahres.

Ihre litterarische Thätigkeit in London bewegte sich zunächst noch auf dem Gebiete der Kritik und Wissenschaft und zwar besonders der theologisch-polemischen Kritik. Sie stand mitten in der englischen Aufklärungsbewegung unseres Jahrhunderts, deren Vorkämpfer Stuart Mill, Herbert Spencer, Frederick Harrison, George Lewes, Harriet Martineau und die Arnolds waren. Keiner ahnte hinter der streitbaren und

Digitized by Google

gelehrten Frau eine Dichterin von Genie. Da erschienen im Jahre 1857 zunächst in einer Zeitschrift und dann als Buch die „Scenen aus dem geistlichen Leben" von George Eliot. Niemand wußte um ihre Autorschaft außer Lewes und wenigen Freunden. Ja, man suchte hinter ihnen allgemein einen Mann; nur Dickens erkannte die Frauenhand. Der Erfolg der Skizzen war durchschlagend und ermutigte die Verfasserin zu weiteren Anstrengungen. Im Jahre 1859 erschien ihr erster großer Roman „Adam Bede" und dann in kurzen Zwischenräumen „Die Mühle am Bach" und „Silas Marner". Später folgte noch „Romola", „Felix Holt", „Middlemarch", „Daniel Deronda", „Theophrastus Such" und ein Drama, sowie ein Band Gedichte.

Die ersten Werke George Eliots sind ihre besten. In ihnen schöpft sie aus dem vollen Born der reichen inneren Erfahrungen ihrer Kindheit und Jugend. Sie besitzt die höchste Kunst des Dichters, fremdes Seelenleben mitzuleben, Dinge und Menschen mit dem schöpferischen Blicke des Seelenkenners zu sehen. Und dem Glauben gegenüber, dem sie entsagt hat, ist sie tolerant, frei von Voreingenommenheit und Haß, ihn darstellend mit der liebevollen Objektivität, die das Merkmal freier Geister ist. Ihr Humor ist von wunderbarer Zartheit und Feinheit, nicht lärmend und springend, wie bei Dickens, bald hell auflachend, bald weinerlich sentimental, auch nicht scharf und bitter wie bei Thackeray, sondern mild und gemütvoll, wie ihr Philosoph Spinoza die Dinge „sub specie aeternitatis" betrachtend.

In ihren späteren Werken tritt die Reflexion etwas zu sehr hervor. Die Gelehrte pfuscht der Dichterin zu sehr ins Handwerk. Diese Bücher sind nicht mehr Reproduktionen ihres frühesten Seelenlebens, sondern Niederschläge ihres späteren philosophischen Denkens und Studiums. Bei aller Breite und Tiefe des Gedankens und der erstaunlichen Fülle des Wissens fehlt ihnen daher vielfach die lebendige Unmittelbarkeit der Empfindung, die Frische und Natürlichkeit der Anschauung.

George Eliot nahm eben ihren Beruf als Schriftstellerin sehr ernst, manchmal vielleicht zu ernst für die Bedürfnisse der Unterhaltung. Sie wollte auch durch ihre Romane erziehend und befreiend wirken, befreiend von religiösen und anderen Vorurteilen, die ihr Volk noch in Banden hielten, und erziehend zu einem höheren, breiteren und volleren Menschheitsideale und zu einem lebendigeren Bewußtsein menschlicher Verantwortlichkeit. Sie ist die erste von den großen Prosaepikern des Jahrhunderts, die ganz auf der Höhe des Wissens und Denkens der Zeit steht, und sie hat durch die Vereinigung von Kunst und Wissenschaft den Roman auf eine höhere Stufe gehoben, ihm eine größere Würde verliehen. Ihre Romane sind ein wichtiger Faktor in dem großen geistigen Befreiungskampfe, der seit einem halben Jahrhundert in England die überkommenen Ideen umgestaltet und eine neue Reformation herbeigeführt hat. Die Nachwelt wird ihr einen Platz anweisen neben Darwin, Spencer, Huxley und Matthew Arnold.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß George Eliot eine ganze Reihe bedeutender Nachfolgerinnen hat. Aber es würde eine besondere Abhandlung erfordern, diesen, unter denen Mrs. Humphry Ward, Rhoda Broughton, Olive Schreiner, Sarah Grand, M. L. Woods und Mary Correlli die bekanntesten sind, gerecht zu werden. Gewiß ist, daß auch heute noch das Werk der englischen Schriftstellerinnen dem ihrer Genossen in keiner Weise nachsteht.

Versuchen wir zum Schlusse, die gemeinsamen Merkmale der von Frauen verfaßten Romane und ihr Verdienst um die Litteratur festzustellen. Dies Verdienst scheint mir zunächst darin zu liegen, daß die Frauen das Gebiet des Romans und damit das der Litteratur erweitert haben. Sie sind gleichsam Pfadfinder gewesen, haben den Männern neue Wege gewiesen. Maria Edgeworth gab den ersten Anstoß zu dem Roman mit landschaftlichem Charakter und auch zu dem moralischen Tendenzroman, der „novel with a purpose", eine Vorläuferin zugleich von Scott und Dickens. Jane Austen ist die erste und zugleich beste Darstellerin der alltäglichen Gesellschaft. Mrs. Gaskell hat den Roman socialen Zwecken dienstbar gemacht, und George Eliot erhebt ihn zum Träger philosophischer Ideen.

Digitized by Google

Ferner haben die Frauen veredelnd auf den Roman gewirkt, ihn von der Rohheit und Derbheit, die ihm im 18. Jahrhundert anhaftete, gereinigt. Ihrem Einfluß ist es zu danken, daß der englische Roman, ohne je die Fühlung mit der Wirklichkeit zu verlieren, doch nicht wie der französische in den Schmutz der extremsten Naturalistik versinkt.

Allerdings stehen diesen Vorzügen auch große Fehler gegenüber. Es fehlt den Frauenromanen vielfach an künstlerischem Maß in Form und Inhalt. Selbst die besten unter ihnen leiden meist an Weitschweifigkeit, Plattheit oder Überwiegen der Tendenz über das ästhetische Interesse. Es mag dies eine Folge derselben Gründe sein, die auch bewirkt haben, daß die Frauen in der Dichtung so wenig Dauerndes geschaffen haben. Welches diese Gründe sind, und ob dieselben dauernde Geltung haben, diese Frage zu beantworten muß ich andren überlassen. Die Geschichte hat ja in dieser Beziehung schon so viele Dogmatiker und Propheten widerlegt. Jedenfalls ist trotz seiner Mängel das Werk der englischen Frauen als Romanschriftstellerinnen ein in hohem Maße segensreiches gewesen und hat viel dazu beigetragen, die Gesittung überhaupt und besonders auch die Stellung der Frauen selbst zu heben und zu fördern.

Notturno.

Winter auf Erden, eisig die Luft,
Ringsum nächtliches Grauen,
Tief verschneit, wie aus weißer Gruft
Ärmliche Hütten schauen.

Hie und da kommt ein Stern hervor,
Blinzelt frostig hernieder
Aus seiner Höhe — im Nebelflor
Bald verschwindet er wieder.

Einsam nur, wie ein böser Geist
Brütend in seinem Reiche,
Lauert der Wolf und sinnet dreist,
Wie er die Hürden beschleiche.

Ach, es mahnt mich das schlimme Tier
An unser Schicksal hienieden,
Tückisch lauernd, bis es mit Gier
Einbricht in unseren Frieden.

Gnade uns Gott! — Da bringet ein Wind
Leise verschwommene Klänge,
Wie wenn eine Mutter ihr Kind
In den Schlummer sänge.

Und ein Hüttenfenster wird hell
Von eines Lämpchens Schimmer —
Weiche, unholder Nachtgesell,
Sorgende Liebe schläft nimmer!

Clotilde von Schwarzkoppen.

Digitized by Google

Das Märchen von der Treue.

Von

C. Viebig.

Nachdruck verboten.

Es lebten einmal ein Mann und eine Frau, die waren glücklich. Der Mann liebte seine Frau von Herzen, sie aber liebte ihn über alle Maßen. Kein Tag verging, an dem sie nicht zu ihm sprach: „Ich liebe dich mehr als alles auf der Welt, ich liebe dich mehr als Himmel und Erde!"

Beide waren sie jung, schön und reich und wohnten in einem Schloß von Gärten umgeben, in denen die Blumen köstlicher dufteten als anderswo, und die Vögel lauter jauchzten. Sie hatten zwei Kinder, die blühten wie junge Rosen am Strauch und erfüllten täglich das Herz der Eltern mit neuer Lust. Wenn der Morgen erwachte, so jubelte die Seele des Weibes vor Wonne, und sank der Abend nieder, sah es mit schimmernden Augen hinauf zu den goldenen Sternen, dann aber auf den Gatten, küßte ihn und rief: „Ich liebe dich mehr als Himmel und Erde!" Und das war vom Übel.

Eines Tages erging sich die Frau im Garten; es war heiß und sie setzte sich nieder ins Gebüsch, wo der Springbrunn plätschert. Und als sie so dasaß und sann, fiel ihr all ihr Glück ein, und sie preßte die Hände aufs Herz und rief mit selig lachendem Mund: „Ich liebe ihn mehr als alles auf der Welt, ich liebe ihn mehr als Himmel und Erde!"

Kaum waren die Worte verklungen, da teilte sich das Gebüsch, und ein Jüngling trat hervor in weißen Gewändern, so leuchtend von Angesicht, daß sich die Blumen und Gräser neigten. Der sprach: „Weib, was sagtest du? Wiederhole doch deine Worte!"

Und sie widerholte ihre Worte!

Da ward des Jünglings strahlendes Gesicht ernst, er hob mahnend den Finger: „Thörichtes Weib, du weißt nicht, was du sprichst! Wohnt nicht ein Gott dort oben in den Lüften, den du über alle Dinge lieben sollst?"

Sie aber lächelte: „Gott ist gut und seine Welt ist herrlich, aber was sollen sie mir? Mein Gatte ist mein Gott und meine Welt!"

„Sieh hin," rief der Jüngling und verschwand.

Da verfinsterte die Sonne ihren Schein, die lauen Winde wurden zum rauhen Sturm; über den Garten weg flog eine schreckliche Gestalt auf einem brandroten Pferd, dem das Blut aus den Nüstern lief gleich Bächen. Und die schreckliche Gestalt preßte dem Pferd die Sporen in die Weichen, daß es sich bäumte; sie richtete sich hoch im Sattel auf und schrie: „Weh, weh, ich bin der Krieg! Heißa lustig, ich kaufe mit Blut und vermähle mit dem Schwert! Mein Roß scheut weder Graben noch Wall, meine Faust zertrümmert Schloß und Hütte, ich hebe nur den Finger, und Thron und Kanzel fallen um — weh, weh, lauft, flieht, duckt euch! Ich bin der Krieg, weh!"

Hei, wie das gellte! Die Frau ward von Entsetzen geschüttelt, sie versteckte ihr Gesicht und die Sinne schwanden ihr.

Als sie wieder zu sich kam, war's ringsum totenstill. Dunkle Nacht. Kein Springbrunn rauschte mehr, die Vögel sangen nicht; die Büsche und Blumen waren fort, in die Erde gestampft, die Luft undurchdringlicher Qualm und Rauch. Jammernd eilte die Frau von dannen. Sie irrte angstvoll umher, sie strauchelte und fiel, und wenn sie um sich tastete, faßte sie auf kalte Leichen. Sie raffte

Digitized by Google

sich auf und stürzte weiter, dem Schloß zu. Laut gellte ihr Schrei: „Mein Gatte, meine Kinder!“

Wo war das Schloß, der stolze Bau, die Stätte ihrer Freuden —? Im roten Flammenschein zeigten rauchende Trümmer die Stelle, wo feste Mauern gestanden; ein Haufe Schutt der ganze Rest. Alles dahin — und auf der Erde kniete ein Mann, der blutete aus vielen Wunden und hielt in den Armen zwei Kinder. Die waren tot.

Und die armen Eltern saßen Nacht und Tag und wiederum Tag und Nacht, hielten ihre Kinder umschlungen und weinten auf die kleinen Toten viele, viele Thränen. Als aber das Frührot des dritten Tages sich zeigte, gruben sie ein Grab, legten die Kinder hinein und deckten sie mit Erde und Rasen. Der Mann warf sich jammernd über den Hügel, rang verzweifelt die Hände und wollte die Stätte nicht lassen. Die Frau aber unterdrückte den Schmerzensschrei, der sich ihr auf die Lippen drängte, sie unterdrückte auch die Thränen, die ihr wie Feuer auf der Seele brannten. Sie umschlang ihren Mann mit beiden Armen und sprach: „Verzage nicht! Sieh, ich liebe dich mehr als alles auf der Welt, ich liebe dich mehr als Himmel und Erde!“

Und sie hob ihn auf, faßte seine Hand ganz fest und bot ihm ihre Schulter zur Stütze. Und als die Sonne aufging, wanderten sie fort. Er sah viel tausendmal zurück; sie wandte sich nicht. —

Sie kamen in ein fremdes Land, wo niemand sie kannte, und sie waren so arm, daß die Frau an die Thüren pochte und um eine Gabe flehte. Wohl ward es ihr schwer, also zu betteln; aber sie bezwang sich, sie neigte das Haupt demütig auf die Brust. Die Leute alle fühlten Mitleid mit der Not des Weibes, das die schönen Glieder in ärmliche Lumpen hüllte, sie gaben willig Speise und Trank.

So zogen der Mann und das Weib hin und her, mühselig und beladen. Auf ihre Scheitel brannte die Sonne am Tag, fiel der kalte Tau bei Nacht, der Regen peitschte ihre Wangen, die Dornen zerrissen ihre Füße; aber die Frau war guten Muts. Sie hungerte und dürstete heimlich, daß ihr Mann satt hatte; sie ging ihm voran auf schwindligem Pfad; sie bereitete ihm das Lager aus Laub und Moos, nachts schlief er an ihrem Herzen und sie bewachte seine Ruh. Sie weinte nur, wenn er schlummerte, und lächelte, wenn er wachte. Sie tröstete ihn, wenn er verzweifelte, und immer sprach sie von neuem: „Ich liebe dich mehr als alles auf der Welt, ich liebe dich mehr als Himmel und Erde!“

Eines Tages kamen sie an ein kleines Haus, das lag einsam und verlassen am Wald, unweit eines Dorfes; da gingen sie hinein und sahen sich um. So armselig die Hütte auch war, sie dünkte dem Weib doch ein Paradies, und sie beschlossen zu bleiben. Nun hatten sie wieder ein Dach über dem Haupt, das sie schützte vor Regen und Sonnenbrand; und die Leute im Dorf waren mitleidig und schenkten ihnen dieses und jenes, und der Mann fand Arbeit um kärglichen Lohn. Es wollte ihm wenig behagen, in ungewohnter Arbeit den Rücken zu bücken, mancher Schweißtropfen fiel auf den Acker, mancher Seufzer stieg aus seiner Brust. Aber kam er nach Haus, müde und matt, so sprang ihm sein Weib entgegen, holdselig wie der junge Morgen, trocknete ihm den Schweiß von den Wangen und lächelte ihm die Falten von der Stirn.

Einst saß die Frau allein vor der Hüttenthür und spann, — und wie sie den Blick umherschweifen ließ, hinauf zum blauen Himmel, über die lachende Erde und sah den Frieden überall, da gedachte sie voll heißer Liebe des Gatten und rief in die sonnige Luft: „Ich liebe ihn, ich liebe ihn mehr als Himmel und Erde!“

Da lachte es plötzlich — „Hihi, hehe“ — und wie sie sich erschrocken umwandte, stand ein Weib hinter ihr, das war alt und häßlich. Es trug einen zerfetzten Mantel um die magren Glieder und auf dem Buckel einen großen Pack, wackelte mit dem Kopf und krächzte heiser: „Schönes Töchterchen, was riefst du da?“

Und die Frau wiederholte ihre Worte.

„Hihi, hehe,“ grinste die Alte mit zahnlosem Mund, „wirst du ihn auch noch lieben, wenn er alt und häßlich ist wie ich? Sieh mich recht an — ich bin die Krankheit! Ich fliege durch die Welt auf dem Rücken des glühenden Südwinds und des eisigen Nordosts; ich tauche auf aus modrigen Sümpfen und aus

Digitized by Google

den Leidenschaften der Menschen; ich schlüpfe durch jede Thürspalte in Palast und Hütte, ich sauge allen das Mark aus den Knochen und hetze sie fiebernd zu Tode — hihi, hehe! Guck in den Pack, den ich auf dem Rücken trage! Siehst du drin die blinden Augen und die tauben Ohren, die gebrochnen Glieder und die kranken Herzen? Wenn ich schüttle, dann machen sie Musik — klapper, klapper — klimper, klimper — hörst du, wie's klingt, ist das nicht köstlich? Hihi, hihihi!"

Und dann lachte die Alte, als wollte sie ersticken vor Lachen und Husten.

„Warum sagst du mir das?" sprach die Frau. „Was willst du?"

„Närrin, kennst du mich noch nicht? Was ich will? Ich will mich an deines Gatten Fersen heften, ich will sein Haar bleichen, seinen Rücken beugen, er soll mir gleich werden, ein Abscheu den Augen. Du aber, schöne Junge, wirst du ihn dann noch über alles lieben?"

„Thu, was du willst, schreckliches Weib," rief die Frau und hielt sich die Ohren zu — „ich höre nicht, was du redest. Ich liebe ihn über alles, mehr als Himmel und Erde!"

Da lachte die Krankheit gellend und verschwand.

Aber fort war sie drum doch nicht. Schon am Abend verspürte der Mann ihre Nähe. Er aß nicht und trank nicht, er sank auf sein Lager und stöhnte.

Und die Krankheit schlüpfte zur Thürspalte herein und hockte sich auf seine Brust, daß er ächzte und nach Atem rang; sie schnürte seine Glieder zusammen, daß sie verkrüppelt wurden; sie legte ihm die welke Hand aufs Gesicht, daß sich die Züge verzogen. Die Frau saß neben dem Bett ihres Mannes und wachte Tag und Nacht; sie sah die Krankheit nicht, aber sie sah ihre Verheerungen; sie weinte, doch sie entsetzte sich nicht. Und als der Mann zum erstenmal wieder vor die Thür in den Sonnenschein wankte und traurig sprach: „Armes Weib, wie bin ich so alt und häßlich," da fiel sie ihm um den Hals: „Geliebter, du bist nicht alt und häßlich! Ich liebe dich mehr als alles auf der Welt!"

So ging die Zeit hin, aber die Krankheit wich nicht. Der Mann verfiel täglich mehr und mehr, die Frau jedoch blieb schön und jung trotz Kummer und Sorge. Gingen Leute an der Hütte vorüber und sahen sie den gebrechlichen Mann, neben ihm das blühende Weib, so sprachen sie wohl untereinander: „Schade um die schöne Frau, die solch'nen Krüppel zum Mann hat!" Und die Frau hörte die Worte. Dann aber umfaßte sie den Mann mit doppelter Liebe, schaffte und arbeitete und gönnte sich kaum die Ruh', damit es ihm an nichts gebräche; ihre Hände wurden verarbeitet wie die der geringsten Magd. Schlief ihr Mann den Schlummer der Ermattung, dann saß sie noch beim trüben Lampenschein mit der Spindel und spann und spann den Faden gelb und fein wie ihr eignes Haar.

So saß sie wieder einmal in tiefer Nacht, bis ihr die Augenlider schwer wurden und der Schlaf sie mächtig überkam, aber ihr letzter Blick glitt noch hinüber zu dem Gatten, und ihre Lippen murmelten noch im Entschlummern: „Ich liebe dich mehr als Himmel und Erde!" Und sie schliefen.

Da schlug es vom fernen Dorfkirchturm zwölf — Mitternacht — ein eiskalter Luftstrom wehte durch die Kammer, das Weib fuhr empor.

Am Lager des Kranken stand ein Fremder, im dunklen Mantel verhüllt, legte die Hand aufs Bett und stand schweigend und unbeweglich.

„Wer bist du?" rief das Weib von Grauen erfaßt. „Geh fort, was willst du hier?"

„Ihn will ich," sprach der Fremde, „ihn, den du mehr liebst als Himmel und Erde! Sieh mich an, ich bin der Tod." Und er schlug den Mantel von einander, und die Frau erblickte knöchernes Totengebein und sank in die Knie.

„Tod, Tod," schrie sie, „hab' Erbarmen, laß ihn mir! Tod, Tod, ich flehe dich an, laß ihn mir!"

Und der Tod sah sie mit den grabestiefen Augen an, daß ihr das Blut in den Adern stockte. „Was giebst du mir, wenn ich ihn nicht mit mir nehme? Willst du für ihn die Gesundheit deiner Glieder, den Glanz deiner Augen, die Rosen deiner Wangen, all deine Jugend, deine Schönheit geben?"

„Nimm sie, nimm alles, alles," ächzte sie, „nur laß ihn leben!"

Digitized by Google

„Das ist mir nicht genug," sagte langsam der Knochenmann „ein Leben muß ich haben. Willst du deines hergeben, so will ich ihn lassen!"

„Nimm es", schrie das Weib und fiel dem Tod zu Füßen. „Ich liebe ihn mehr als alles auf der Welt, ich liebe ihn mehr als Himmel und Erde!"

„Es sei," sprach der Tod, beugte sich nieder und legte ihr die eiskalte Hand aufs Herz; da stand es still.

Und er nahm sie in die Arme, hüllte sie in seinen dunklen Mantel und flog mit ihr hinüber in jenes Land, aus dem niemand wiederkehrt.

* * *

Tief unten unter der Erde, tiefer als der tiefste Schacht, dunkler als die dunkelste Nacht, liegt der Ort der Verdammnis.

Hier sind ewiger Jammer und ewiger Schmerz, Klagerufe und Angstgestöhn erfüllen die Luft, Höllengeister schüren die Flammen der Verzweiflung. Kein Strahl von Gottes lichter Sonne dringt in die Finsternis, nicht Mond noch Sterne scheinen; kein frischer Luftzug kühlt die Stirn der Verdammten, kein Trunk labt ihre lechzenden Lippen.

„Verdammt seid ihr alle," spricht triumphierend der Fürst der Hölle, „verdammt für ewig!"

Und doch nicht für ewig! Denn alle tausend Jahr kommt ein Engel heruntergeflogen aus des Himmels strahlenden Höhn, und wer von Herzen bereut und sich nach Vergebung sehnt, den nimmt er auf seine reinen Schwingen und trägt ihn hinauf in selige Räume.

Wiederum waren gerade tausend Jahre verstrichen, und der Engel flog abermals wieder zur Hölle, da erblickte er ein Weib, das er vordem noch nicht gesehen. Auf der Schulter der Frau saß ein mächtiger Geier, der Geier der Sehnsucht, und zerfleischte mit seinem scharfen Schnabel ihre nackte Brust. Sie aber stand unbeweglich, kein Laut der Klage kam über ihre Lippen.

Der Engel trat ihr näher und fragte: „Weib, was begingst du, daß du hier bist am Ort des Schreckens?"

Sie sprach: „Ich liebte ihn mehr als alles, mehr als Himmel und Erde, darum ward ich verdammt, darum frißt mir der Geier der Sehnsucht am Herzen. O, diese Sehnsucht, sie thut weher als tausend Flammen!"

Da zog durch des Engels himmlisch kühles Herz eine Ahnung menschlichen Leides, er neigte sich zu dem Weibe: „Sprich, was wünschest du?"

Und sie flehte: „O laß mich hinauf zur Erde, eine kurze Stunde nur! Laß mich ihn sehn, den ich über alles liebe; laß mich ihn sehn, wie er mein gedenkt! Ich will ihm sagen, daß ich in himmlischer Seligkeit wohne, damit seine Thränen nicht mehr fließen."

„Wohlan", sprach der Engel, deine Bitte sei dir gewährt. Aber wisse; wer diesen Ort verläßt, auch nur eine kurze Stunde lang, muß diese eine Stunde büßen mit tausend und abermal tausend Stunden bitterer Pein!"

„Und wär' ich auf ewig verdammt," rief das Weib, „und wären der Qualen noch tausendmal mehr, ich achte ihrer nicht! Laß mich ihn sehn!"

„So geh!" der Engel löste die Ketten und öffnete ihr das Höllenthor.

Und sie flog hinauf zur Erde. Sie flog mit der Schnelle des Gedankens hin über Thäler und Höhn bis zu der Hütte am Waldessaum, aber die stand öde und verlassen, durch die Fenster pfiff der Wind. Hier war er nicht. Sie flog weiter, von Sehnsucht getrieben, flog über Flecken und Dörfer, bis sie an eine große Stadt kam, da läuteten die Glocken des Doms schön und feierlich. Sie läuteten zur Hochzeit.

Durch die hohen Kirchenfenster fiel bunter Schein auf den Altar — sie sah hinein. Da stand der alte Priester und hob segnend die Hände, sie sah, wie das Brautpaar sich von den Knien erhob, wie der Bräutigam die Braut in die Arme schloß und sie küßte. Sie kannte die junge liebliche Braut nicht, aber den Mann, den Mann — den kannte sie, wenn er auch nicht mehr arm und krank war, sondern schön und heiter, wie in den Tagen früheren Glücks.

Und das Brautpaar trat zur Kirche heraus beim Klang der Glocken, strahlender Sonnen-

Digitized by Google

und Freudenglanz verklärte ihre Gesichter; das Volk rief: „Hurrah, Heil, Heil!“ Man flüsterte bewundernd: „Seht, wie reizend sie ist, und er, wie stattlich! Was für ein schönes Paar!“ Weißgekleidete Kinder sangen und streuten Blumen, der Bräutigam hob seine Braut in die vergoldete Karosse und fuhr mit ihr heim.

Aber der Geist des Weibes folgte ihnen.

Sie stiegen aus vor einem herrlichen Schloß, das war mit Kränzen und Fahnen geschmückt, Musik erklang, und der Mann führte seine junge Frau glücklich lächelnd hinein. Dann schlossen sich die Thore.

Drinnen ertönten Flöten und Geigen, Jauchzen und Gläserklingen; draußen flog das Weib umher und irrte an den Mauern entlang.

Da hob sich der rote Vorhang von Seide an einem der Fenster, das neuvermählte Paar trat in die Nische, und die junge Frau schlang die Arme um den Hals des Gatten und fragte schmeichelnd: „Liebst du mich? Nicht wahr, du liebst mich mehr als sie, die einstmals dein Weib war?“

Und der Mann küßte zärtlich das schöne Gesicht: „Wie kannst du nur fragen? Laß die Toten ruhn. Du lebst, und ich liebe dich mehr als alles auf der Welt, liebe dich mehr, als ich sie je geliebt!“

Da zitterte ein Seufzer durch die Luft, so klagend und schaurig, daß die junge Frau sich erschrocken an den Gatten schmiegte: „Horch, was war das?“

„Es war der Wind,“ sprach der Mann. „Komm, laß uns glücklich sein!“ Und der Vorhang sank nieder.

Niemand sah den Schatten am Fenster, der von dannen flog, hinunter ins Reich des Schreckens. —

Gott aber, der alles sieht, schaute herab aus dem Himmel in die Hölle; seine klaren Augen durchdrangen Rauch und Finsternis, er sah das Weib in den Schrecken der Verdammnis. Vor ihr stand der Fürst der Hölle. „Verdamme ihn, der dich vergaß, und ich will deine Qualen lindern,“ sprach er.

Sie preßte die Lippen aufeinander und blieb stumm.

„Verfluche ihn, der dich verriet, so wird er mein, und du bist frei!“

Sie schüttelte das Haupt: „Nein! Ich liebe ihn mehr als alles auf der Welt, liebe ihn mehr als Himmel und Erde!“

Da lachte der Teufel, daß die Hölle erzitterte, und alle Höllengeister stimmten gellend mit ein.

Das Weib aber stand unbeweglich.

Und Gott von seinem Thron sah alles, was geschah, und es erbarmte ihn; aus seinen Augen fiel eine Thräne, die sank wie ein Tropfen himmlischen Taus hinunter in die Glut, in die Flammen der Hölle, daß sie knisternd verlöschten.

Und Gott selbst schwebte herab auf den Flügeln der Taube; er legte seine Hand auf das Herz des Weibes, da hörte das auf zu bluten und fühlte himmlische Freude. An den Schultern wuchsen ihr herrliche Engelsschwingen, die hoben sie empor aus dem Dunkel der Verdammnis, immer höher und höher.

Und Gott sprach: „Weichet zurück, Geister des Bösen, ihr habt nicht teil an ihr! Sie liebte ihn über alles, sie liebte ihn mehr als sich selbst, nun ist sie erlöst um ihrer großen Treue willen!“ Er winkte — die Hölle sank zurück in Nacht und Graus.

An Gottes Hand aber schwebte das Weib empor zu jenen Höhn, wo ewige Liebe wohnt und die Treue — kein Märchen ist.

Digitized by Google

Der Bazar.

Skizze

von

K. Elsler.

Nachdruck verboten.

„Was haben Sie nur gegen Bazare? Ich glaube doch, daß Sie zu hart urteilen. Es ist wirklich die angenehmste und sicherste Art, für eine gute Sache viel Geld zu bekommen."

„Was ich dagegen habe? Ich halte es für etwas durch und durch Schädliches. Man appelliert an unlautere Motive, man vertritt durch solche Mache bis ins Extrem den jesuitischen Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel. Mit welchen Mitteln bringen Sie denn das viele Geld zusammen?"

„Ich wiederhole immer wieder: Sie irren sich. Ich glaube fast, — Sie kennen gar keinen Bazar, haben selber noch niemals einen mitgemacht. Habe ich recht oder nicht?" Laura sah den Assessor schelmisch an.

„Sie haben ganz recht, mein gnädiges Fräulein. Aber ich bin gern bereit, Ihnen in den nächsten Tagen meine ganze freie Zeit zu widmen, damit Sie mich auf Ihrem, denk' ich, gleichfalls ersten Bazar von der Richtigkeit Ihrer liebenswürdigen Theorie überzeugen mögen."

* * *

Der Bazar war eröffnet. Eine ausgewählte Gesellschaft füllte die Räume, wogte, nachdem die musikalischen und deklamatorischen Genüsse verklungen waren, hin und her, um den mit großem Geschmack und noch größerem Raffinement ausgestatteten Saal zu mustern. Auch Assessor Brunner befand sich unter den Besuchern. Langsam — hie und da grüßend — versuchte er sich Bahn zu brechen bis zu dem Büffet, an dem Laura mit einer Reihe liebenswürdiger junger Damen unter dem Schutze der Frau Präsident Schuster verkaufte. Die würdige Dame erblickte ihn vor den anderen.

„Sieh da, Herr Assessor," rief sie mit einem raschen Seitenblick auf die Schar der jungen Damen, aus denen sich jetzt Laura leicht errötend dem Nahenden entgegenwandte. „Wie kommen wir zu solcher Ehre? Habe ich nicht erst kürzlich mit so geringem Erfolg Ihre antisocialen Gesinnungen zu bekämpfen gesucht? Hat Ihnen also doch noch das Gewissen geschlagen? Nein, lassen Sie gut sein," wehrte sie ab, „im Himmel ist mehr Freude über einen reuigen Sünder, als über 99 Gerechte. Womit dürfen wir Sie nun bewirten?"

Und geschäftig eilte die stattliche Dame hin und her, um dem Assessor und den sich hinzudrängenden neuen Besuchern die Honneurs zu machen.

Laura wurde von einigen Freundinnen beschlagnahmt.

„Nun laß dich mal erst besehen, Kleine. — Nein, sieh nur, wie niedlich du dich gemacht hast. — Hoffst wohl, Eroberungen zu machen, — natürlich nur für die gute Sache." Die jungen Damen lachten und kicherten.

Laura war eigentümlich berührt von diesem Geplauder. Sie interessierte sich warm für „die gute Sache", und das Reden der Freundinnen war ihr peinlich. Ob Brunner auch meinte, daß sie hierher gekommen sei, um Eroberungen zu machen? Sie begrüßte ihn ernsthafter als sie gedacht hatte.

„Es freut mich, daß Sie Wort halten, Herr Assessor," wandte sie sich an ihn, „wie denken Sie Ihre Bazarstudien nun zu betreiben?"

Digitized by Google

„Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, fasse ich in Ihrer Nähe Posto. Denn mir kommt es ja nur darauf an, Sie von der Richtigkeit meiner Anschauung zu überzeugen, oder — mich von Ihnen bekehren zu lassen," fügte er mit einer Verbeugung hinzu.

Laura mußte lächeln. Etwas eigen war es freilich, inmitten dieses fröhlichen Kommens und Gehens solch einen ernsthaften Beobachter im Hintergrunde zu wissen. Aber sie war sich der Reinheit ihrer Gesinnung so bewußt, daß sie nichts fürchten zu brauchen glaubte.

Und so verkaufte sie fröhlich drauf los.

* * *

Assessor Brunner begrüßte eben Frau Gymnasialprofessor Lütte, eine etwas hagere Dame, mit scharfen, eckigen Zügen.

„Ich wußte garnicht, daß sich gnädige Frau auch für diese Stiftung interessieren."

„Für die Stiftung — nein, das nun gerade nicht. Aber wenn man Töchter hat, — man kann die Mädchen doch nicht immer zu Haus lassen. — Sie sehen sich hier wohl auch unter den Töchtern des Landes um?"

Ein scharfer Blick streifte die wider Willen errötende Laura. —

„Ja, es giebt doch nichts Netteres, als so einen Bazar. Da können die Herren und Damen ungeniert mit einander verkehren, die jungen Mädchen sind verpflichtet, sich von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen — der guten Sache zu Liebe. Da ist's ja denn wohl kein Wunder, wenn ein paar Herzchen an einander hängen bleiben."

Ihr Blick glitt durch den Saal bis zu der Bude, an welcher ihr jüngstes wirklich bildhübsches Töchterchen soeben einem schmucken Offizier ein Andenken einwickelte.

„Adieu, Herr Assessor," sagte sie, eilig lächelnd. „Adieu, Fräulein Laura, lassen Sie sich nur auch hübsch die Cour machen."

Hinter ihr her schob sich Graf Wieler, ein ältlicher Lebemann mit feinen, aber verlebten Zügen.

„Gnädiges Fräulein," redete er die neben Laura stehende Dame an, eine seit Jahren als Schönheit umworbene stattliche Blondine, „ein Glas Wein aus Ihrer Hand würde mich alle Leiden dieses überfüllten Saales vergessen lassen."

„Gnädiges Fräulein würden mich glücklich machen, wenn ich mich morgen persönlich für die mir erwiesene Güte nochmals bedanken dürfte." Dabei ließ er einen Tausendmarkschein in die ihm den Wein kredenzende Hand fallen.

Laura blickte freudig überrascht nach ihm hin. Aber wie von einer Viper gestochen senkte sie ihren Blick, als sie seine Augen mit cynischem Ausdruck auf das schöne Mädchen vor ihm gerichtet sah . . .

„Wie kann der Graf Fräulein Rose so anstieren," flüsterte sie ihrer Nachbarin, einem lustigen Mädchen mit kokettem Stumpfnäschen zu.

„Na, die wird's wohl aushalten, die ist wasserdicht," versetzte schnippisch die Kleine. Und gleich darauf wandte sie sich zwei rundlichen Korpsstudenten zu, welche Arm in Arm, das Couleurband breit über die Brust geschlungen, daher gewandelt kamen.

„Sieh mal den kleinen Racker" — v. Kurz stieß v. Körber an — „wetten, daß ich von der einen Kuß bekomme?"

„Na — wetten fünf Pullen Sekt."

„Gut — also laß mich nur machen."

Und er postierte sich vor das Büffet und ließ sich von dienstfertigen schönen Händen ein Brötchen nach dem anderen, ein Glas Wein nach dem anderen kredenzen, alles reichlich bezahlend. Dabei sah er auf die kleine Kokette mit bewundernden Blicken.

Und nach einer Weile — hatte er seine Wette gewonnen, und ein Hundertmarkschein floß in die Kasse „der guten Sache".

„Aber Evchen, wie kannst du?" rief Laura entsetzt, als die Studenten im stolzen Gefühl, Helden des Tages zu sein, davon zogen.

Digitized by Google

„Ach — was willst du? Es ist ja für einen guten Zweck, da ist alles erlaubt."

Laura war froh, daß nun in ruhigerem Gange die Stunden verflossen. Mittags schon war sie totmüde und mit Bangen dachte sie an die Nachmittagstunden, die bei erniedrigtem Entrée voraussichtlich noch mehr Besucher bringen würden.

Aber der Nachmittag war angenehmer als der Vormittag. Bescheidene, einfache Gestalten schoben sich durch die Räume, hie und da mit Vorsicht und Überlegung etwas kaufend.

Die hatten doch sicher den Zweck des Bazars im Auge. Denn warum kamen sie sonst?

Die Bedienung war nicht halb so aufmerksam, wie am Morgen. Es rentierte sich nicht recht, behaupteten die Damen.

Frau Landrichter Schneller trat an das Büffet und ließ sich eine Tasse Chokolade reichen.

„Wechseln ist wohl nicht nötig?" sagte die junge Dame und ließ das Zehnmarkstück in ihre Geldtasche verschwinden.

Frau Schneller blickte ängstlich auf. Sie dachte an den Anzug, den Carli für den Winter noch haben sollte, an den Paletot für Hans und die Schaftstiefel, die Willi so dringend sich wünschte. Und an die Schürzchen und Kleidchen für Elli und Mariechen und an ihre eigene aufbesserungsbedürftige Garderobe. Wie berechnete sie zu Hause jeden Groschen, um mit den vielen Kindern mit dem knappen Haushaltsgelde auskommen zu können. — — Aber die Frau Präsident begrüßte sie eben, und mit bescheidenem Lächeln nahm Frau Schneller noch ein Stück Kuchen aus ihrer Hand in Empfang und zahlte mit dem bedrückenden Gefühl, daß die stattliche Dame wohl eigentlich viel höhere Bezahlung erwartet hatte.

Da legte sich ein Arm um ihre Schulter. „Aber liebe Frau Schneller, warum tragen Sie Ihr Geld auf den Bazar? Sie können es doch wirklich zu Hause brauchen." Und Laura ging, ihr warm ins Auge blickend, neben ihr her.

„Mein Mann meinte, man müsse doch hergehen. Die Frau Präsident hatte ihn noch persönlich gebeten. Es könnte doch übel gedeutet werden, wenn wir fehlten!"

„Aber interessiert Sie denn diese Stiftung?"

„Ach, liebes Fräulein Laura, wenn man so viel Sorgen zu Hause hat, dann hat man nicht Zeit, sich für anderes zu interessieren. Und dann kommen schon immer so viel Kollekten und Vereine. Man kann sie doch nicht wegschicken, das macht so schlechten Eindruck. Aber wirklich, man weiß manchmal nicht, wie man durch soll."

Laura geleitete die kleine Frau bis an den Ausgang. „Damit Sie nicht noch mal überfallen werden," sagte sie, sich herzlich verabschiedend.

Als sie zurückkam, hatten zwei wohlgenährte Bürgersfrauen die beiden Stühle am Büffet besetzt. — Laura fragte sie freundlich, ob sie ihnen etwas reichen dürfte.

„Nein," sagte die Ältere, „wir haben zu Hause gegessen. Wir wollen uns das nur mal hier ansehen." Und mit kräftiger Stimme teilte sie ihrer Nachbarin ihre Bemerkungen mit.

Nach einer Weile bemerkte Laura ihr freundlich, daß die Stühle für die Besucher des Büffets reserviert seien.

„Nee," sagte sie wieder, „ich hab' meine fünf Groschen bezahlt, so gut wie die anderen. Herumständern kann ich nicht. Ich will mir das hier mal ansehen."

Hilfeflehend blickten sich die jungen Damen um. Denn sie bemerkten, daß die Gäste einen Bogen um das Büffet machten, das von den zwei kräftigen Gestalten förmlich bewacht schien.

Sie mußten aber doch der guten Sache dienen, mußten verkaufen und Geld einnehmen. Und nun verloren sie durch diese verdrehten Personen ihre kostbare Zeit.

Endlich forderte die Frau Präsident in höchst eigener Person die Frauen zum Weitergehen auf.

„Wenn Sie nichts verzehren wollen, so müssen Sie anderen Leuten Platz machen, die ans Büffet wollen," erklärte sie mit ruhiger Energie.

Digitized by Google

Da kam sie aber schön an.

„Wir haben unser Entrée bezahlt wie die anderen. Und nun soll'n wir uns das hier nicht mal in Ruhe ansehen können? Aber so ist es immer, 's ist alles nur für die Damen. Unsereins darf nicht mal in Ruhe hier sitzen, unsereins soll aufstehen und den Damen Platz machen. Wie können wir denn essen, wenn wir keinen Hunger haben? Und unsere fünf Groschen haben wir doch bezahlt für das Zusehen."

Jetzt mischte sich Assessor Brunner ins Gespräch.

„Ja, wollen Sie denn den anderen Leuten die Gelegenheit nehmen, hier für die Stiftung Geld zu verzehren? Sie wissen doch wahrscheinlich, daß der Bazar einen wirklich guten, gemeinnützigen Zweck hat?"

„Ach Stiftung her und Stiftung hin. An die Armen denken die hier doch nicht, die denken doch nur ans Amüsieren. Aber unsereins soll kein Vergnügen dabei haben. Und mit der Stiftung, da wird's gerade so sein wie hier. Unsereins, die vom Leben was weiß, die ihr Geschäft hat und ihre zehn Kinder, die die Menschen kennt und weiß, was sie brauchen, die fragen sie nicht bei so'ner Stiftung." Sie richtete sich jetzt empört auf und redete im Davongehen räsonnierend auf ihre Begleiterin ein. „Geld herzugeben, dazu ist unsereins gut. Aber bestimmen wollen alles die Damen, und nutzen thut's ja auch nur den Damen. Und dies hier alles ist auch nur eine Vergnüglichkeit für die Damen. Sie müssen nur nicht glauben, daß unsereins sowas nicht ganz genau weiß. 'ne schöne, gute Sache ist das, wo man sich für seine fünf Groschen sowas nicht mal in Ruhe ansehen darf."

Mit stolzen Schritten wanderte sie, von ihrer Gefährtin gefolgt, dem Ausgang zu.

Als Laura am Abend nach Hause ging, begleitete sie Assessor Brunner.

„Ich habe doch gelernt," sagte er, sie herzlich ansehend, „daß es wirklich ehrliche Menschen auf solch einem Bazar giebt, die nicht sich, sondern der Sache dienen wollen und ihr ausschließlich mit edlen Mitteln zu dienen versuchen."

„Und ich habe gelernt," sagte sie leise, „daß nur wenig sauberes Geld für eine reine, edle Sache auf diese Weise aufzutreiben ist und daß man sehr fest stehen muß, um nicht des guten Zweckes wegen zu weit zu gehen und sich selber dabei zu verlieren."

Er zog ihren Arm in den seinen. Sie ließ es geschehen, und beide eilten, mit leiser Stimme Worte austauschend, dem elterlichen Hause zu.

Aphorismen aus der Kinderstube.

Im allgemeinen sollte in der Erziehung der Vater etwas mehr, die Mutter etwas weniger reden.

*

Üble Laune verflüchtigt sich um so schneller, je weniger sie beachtet wird. Den kindlichen Eigensinn löst bisweilen ein fröhlicher Spott. Mangel an Wahrhaftigkeit sollte in jedem Einzelfalle bis auf die verborgensten Ursachen ergründet werden.

*

Nicht loben sollst du dein Kind, aber anerkennen, wenn es redlich sich gemüht hat. Ein feiner, in der Wirkung sehr wahrnehmbarer Unterschied zwischen Lob und Anerkennung! Lob verweichlicht; Anerkennung stählt und spornt das junge Gemüt, auch fürder sein bestes Können einzusetzen.

Alma Bauer.

Digitized by Google

Frauen im Telephondienste.

Von Hildegard Jakobi.

(Nachdruck verboten.)

Der Fernsprechdienst ist der einzige öffentliche Betrieb, in dem sich bei uns eine beträchtliche Anzahl weiblicher Personen in Thätigkeit befindet und sich selbst nach Ansicht der Behörden voll bewährt. Es dürften daher nähere Mittheilungen über denselben von Interesse sein.

Von vorn herein möge aber ganz besonders betont werden, daß sich nur solche um eine Anstellung im Telephondienste bewerben sollten, die auch wirklich den verhältnismäßig geringen Anforderungen der erforderlichen Prüfung gewachsen sind, damit die Kaiserliche Oberpostdirektion, die der Anstellung weiblicher Hilfskräfte sehr wohlwollend gegenübersteht, nicht von solchen überlaufen werde, deren Kenntnisse völlig unzureichend sind, was häufig bei etwa 50 Prozent der Kandidatinnen zutrifft. Die Bewerberinnen, zu denen außer unverheirateten Frauen auch kinderlose Witwen gehören können, müssen zwischen 18—30 Jahre alt sein; die kurz vor dem 30. Lebensjahre Stehenden werden nur ausnahmsweise noch zur Prüfung angenommen.

Fernsprechgehilfinnen werden z. B. in den Bezirken der Kaiserlichen Oberpostdirektionen in Aachen, Berlin, Bremen, Breslau, Cöln, Dortmund, Hannover, Karlsruhe, Magdeburg, Leipzig, Potsdam, Stettin beschäftigt. Die Anwärterinnen für den Fernsprechdienst haben ihr Gesuch an diejenige Oberpostdirektion zu richten, in deren Bezirk sie einzutreten wünschen. Für Berlin ist es am vorteilhaftesten, sich persönlich bei der Oberpostdirektion, Spandauerstraße 22 vorzustellen. Gesuche auswärtiger Bewerberinnen werden in Berlin in der Regel zurückgewiesen, da sich eine Verpflanzung junger Damen aus der Provinz nicht empfiehlt. Nur in ganz vereinzelten, besonderen Ausnahmefällen findet eine Berücksichtigung Auswärtiger hier unter der Bedingung statt, daß die Bewerberin hier bei Verwandten dauernd angemessene Unterkunft findet. —

Mit dem Gesuch um Zulassung muß ein selbstverfaßter Lebenslauf und ein beglaubigtes Zeugnis über unbescholtene sittliche Führung eingereicht werden. Die, welche nicht von vorn herein infolge eines ungünstigen Gesamteindruckes abgewiesen wurden, werden nach einiger Zeit zum Examen, das im Ober-Postdirektionsgebäude stattfindet, einberufen. Die schriftlichen Arbeiten bestehen in einem kurzen Aufsatz über ein leichtes Thema, einem Abriß aus der Geographie über die politische Einteilung des engeren und weiteren Vaterlandes und die wichtigsten Städte des Auslandes, und endlich einigen Rechenaufgaben aus den vier Spezies, der Gesellschafts- und der Zinsrechnung. Die Arbeiten werden als Klausuraufgaben behandelt und dürften der Ausbildung, die eine Volks- oder Gemeindeschule der Großstadt ihren Schülerinnen in der obersten Klasse zu teil werden läßt, entsprechen.

Der Gesundheitszustand der Bewerberin wird durch eine Untersuchung festgestellt, die möglichst schonend durch die für die Postbeamten angestellten Ärzte ausgeführt wird. Die Hauptsache ist, ob Lunge und Herz gesund sind, ob keine Anlage zu Nervosität oder Bleichsucht vorhanden und ob das Gehör normal ist.

Zum Beweis eines zur Genüge bestandenen Examens erfolgt nach 2—3 Monaten die Einberufung zum Telephondienste, d. h. zunächst zur Ausbildung. Das junge Mädchen hat unentgeltlich den drei- bis vierwöchentlichen Kursus mit voller Dienststundenzahl durchzumachen. Sobald Stellen zu besetzen sind, erfolgt die Einberufung, entweder als Aushilfe oder gleich mit fester Anstellung. Anfänglich beträgt das Gehalt pro Tag 2,25 Mark, es steigt bis auf 3 Mark; eine kleine Summe wird davon für die Krankenkasse abgezogen. Man erhofft auch Pensionsberechtigung nach 15jähriger Dienstzeit. Doch ehe die Bewerberin angestellt wird, muß sie einen schriftlichen Wohnungsnachweis erbringen, damit die Behörde, welche die Angabe genau kontrolliert, versichert sein kann, daß ihre Beamtinnen im Schutze einer anständigen Häuslichkeit wohnen.

Digitized by Google

Der Dienst dauert täglich 7—8 Stunden, auch die Sonntage sind nicht ganz dienstfrei, wenn auch erleichtert. Der Dienst ist je nach der Tageszeit mehr oder weniger anstrengend, selbstverständlich ist die Thätigkeit am Telephon in der Großstadt bedeutend anstrengender als in der Provinz, besonders zur Zeit der Börsen- und Geschäftsstunden. Jeden fünften Tag ist Nachmittagsdienst, der bis zum Schluß des Amtes, also bis gegen 10 Uhr währt. Es wird den Damen gestattet, sich auf Gasflammen Thee, Kaffee u. s. w. zu bereiten, da sie den Dienst nicht verlassen dürfen, um sich auswärts zu erfrischen; eine gemeinsam angelegte, durch Strafgelder vermehrte Kasse sorgt für möglichste Preisermäßigung der Getränke. Im Dienste selbst wird streng auf ein anständiges und freundliches Benehmen, sowohl dem Publikum gegenüber, als auch im gegenseitigen Verkehr geachtet. Damen, welche sich schon längere Zeit bewährt haben, erhalten das Ehrenamt der Aufsichtsdamen und dafür eine besondere Gratifikation von 100 Mark pro Jahr.

Um der Putzsucht oder unangebrachter Kleidung vorzubeugen, müssen die Beamtinnen dunkelblaue Blusen mit rotem Vorstoß tragen. Die Gehörreifen, eine Metallstange mit Hörtelephonen, trägt die Telephonistin um den Kopf.

In Bezug auf den Gesundheitszustand begegnet man im Publikum häufig der Ansicht, daß dieser Beruf von besonders nervös aufreibenden Folgen sei. Das ist bei völlig normalem Nervensystem nicht der Fall. Selbstverständlich ist ja jede Berufsarbeit im großstädtischen Getriebe mit größerer Anstrengung verknüpft. Jedenfalls ergeben die Erfahrungen, die man seit 8 Jahren mit den Telephonistinnen gemacht hat, kein ungünstiges Resultat. Ein einziger Fall von Lähmung ist zu verzeichnen, der aber wohl als Folge einer Blitzeinwirkung auf den Apparat und damit auf den Körper anzusehen ist. Bei vorübergehenden Krankheiten wird $^3/_4$ des Gehalts gezahlt.

Es sind jetzt im ganzen 3000 Telephonistinnen in Preußen angestellt, von denen 1000 auf die Reichshauptstadt fallen. Einen besonderen Vorzug sichert den Frauen vor den Männern die hellere Klangfarbe der Stimme, sowie die größere Geduld, die sie allerdings in diesem Berufe zu üben häufig Gelegenheit haben.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Verein für Familien- und Volkserziehung zu Leipzig,

von Frau Henriette Goldschmidt gegründet, konnte am 11. Dezember auf eine fünfundzwanzigjährige, reich gesegnete Thätigkeit zurückblicken. Der Verein erhält drei stark besuchte Volkskindergärten, in denen bis jetzt gegen 12000 Kinder eine gute Erziehung genossen haben. In dem Kindergärtnerinnenseminar hat Frau Goldschmidt ihre eigenen Ideen über die Ausbildung der Lehrerinnen der Kinder im vorschulpflichtigen Alter in bester Weise zur Durchführung gebracht und dadurch einen maßgebenden Einfluß in dieser Beziehung in Deutschland gewonnen. Endlich hat das Lyceum für junge Damen vielen Mädchen eine zeitgemäße Fortbildung gewährt, die über das Ziel der höheren Töchterschule hinausgeht. Die Feier des festlichen Tages fand unter überaus großer Beteiligung statt. In ihrer tiefempfundenen Festrede schilderte Frau Dr. Goldschmidt die Geschichte des Vereins, legte seine Tendenz klar und zeigte schließlich, wie die Ideen Fröbels ganz besonders geeignet sind, zu einer Ausgleichung der socialen Gegensätze beizutragen. Die Rede fand sehr großen Beifall. Die Glückwünsche und den Dank der Stadt übermittelte Herr Stadtrat Büttner; andere Herren sprachen im Namen ihrer Vereine. Der Tag fand durch Gesänge und Aufführungen einen schönen Abschluß.

Der Stettiner Frauenverein,

im April 1894 begründet, darf mit Befriedigung auf seine seitherige Entwicklung zurückblicken. Er steht durch eine „Ortsgruppe" in enger Verbindung mit dem Allgemeinen Deutschen Frauenverein und vertritt dessen Grundsätze. Er hat in der kurzen Zeit seines Bestehens schon manches auf dem Gebiet gemeinnütziger Thätigkeit geleistet; schon im Oktober 1894 begründete er eine Kochschule, richtete ferner einen Zweigverein für Hausbeamtinnen ein, und im Oktober 1895 Fortbildungskurse für Damen, die großen Beifall und rege Beteiligung fanden. Die Kurse wurden im ganzen von 591 Hörerinnen besucht. Vorsitzende des Vereins ist Frau Bürgermeister Sternberg, Schriftführerin Frau Johanna Schweitzer.

Schwäbischer Frauenverein.

Frl. Ammermüller, die langjährige Leiterin des Schwäbischen Frauenvereins in Stuttgart, beging am 14. Dezember v. Js. ihren 80. Geburtstag. Die um den Verein hochverdiente Jubilarin übernahm den Vorsitz i. J. 1874 und blieb in diesem Amte, bis sie es i. J. 1891 an Frau Präsident v. Weizsäcker abtrat. In dieser langen Zeit hat Frl. Ammermüller den Verein geleitet, gehoben und zu großer Blüte gebracht. Viele Hunderte von Frauen und Mädchen verdanken ihr die Anregung und Leitung zu ersprießlicher Geschicklichkeit und zu selbständiger Erwerbsfähigkeit. Ihrem

Digitized by Google

allseitigen Interesse ist es zu danken, daß neben der praktischen auch die geistige Fortbildung im Verein durch Vorträge aus allen Gebieten des Wissens gefördert wurde. Alles wirkte so unter ihrem Walten zusammen, dem Verein das Ansehen zu geben, das er im ganzen Lande und weit darüber hinaus genießt. Aber auch der Frauenbewegung im weiteren Vaterlande gehörte ihr volles Interesse. Mit treuem Anteil verfolgte sie alle Bestrebungen für das Wohl der Frauenwelt. Als Delegierte besuchte sie wiederholt die Generalversammlungen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Wie gerne wurde auch dort ihr mildes und doch so klar zutreffendes Urteil gehört. Immer noch thätig für den Verein, immer frisch empfänglich für alles Schöne und Edle, lebt die Jubilarin in erfreulicher körperlicher und geistiger Rüstigkeit.

Das seltene Fest gestaltete sich zu einer wahren Jubelfeier. Se. Majestät der König und Ihre Majestät die Königin ehrten die Jubilarin durch Glückwünsche. Der Gesamtausschuß des Schwäb. Frauenvereins mit seiner Vorsitzenden überbrachte die Glückwünsche des Vereins. Als sichtbares Zeichen des Dankes und der Verehrung übergaben die Damen eine herrliche Blumenspende in kostbarer Hülle. Eine Fülle weiterer Kundgebungen, sowie Hunderte von Glückwunschschreiben und Telegrammen trafen im Laufe des Tages ein.

— — —

Im Verein Frauenwohl (Minden)

hielt vor kurzem Fräulein Auguste Förster aus Cassel einen Vortrag über „die hauswirtschaftliche Ausbildung unserer Mädchen". Die Rednerin gab nicht nur ein anschauliches Bild jener segensreichen Einrichtung, um welche sie selbst sich bekanntlich so außerordentliche Verdienste erworben hat, sondern sie brachte auch in übersichtlicher Kürze eine Darstellung der modernen Frauenbewegung mit ihren hauptsächlichsten Forderungen. Der Erfolg war durchschlagend und das anfänglich mit Mißtrauen erschienene Publikum einstimmig begeistert. Durch solche Erfolge sollten sich auch die Frauen in anderen Mittel- und Kleinstädten zu ähnlichem Vorgehen ermutigen lassen.

Die Nürnberger Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins

hielt vor kurzem ihre erste Generalversammlung ab. Der von der Schriftführerin erstattete Jahresbericht zeigte, daß der im Anschluß an den Nürnberger Frauentag gegründete kleine Verein zwar noch nicht viel an die Öffentlichkeit getreten ist, daß er aber trotz mancher lokaler Schwierigkeiten rüstig vorwärts schreitet. An allen den Mutterverein beschäftigenden Angelegenheiten nimmt die Ortsgruppe lebhaften Anteil und weckt und stärkt in ihren Mitgliedern das Interesse für alle das Frauenleben berührenden Tagesfragen. Gleich zu Beginn der neuen Vereinsperiode ist die „Ortsgruppe" aus ihrer stillen Wirksamkeit hervorgetreten, indem sie in öffentlicher Resolution für die Reform der Nürnberger Töchterschulen eintrat und dieselbe, begleitet von einer erklecklichen Zahl von Unterschriften, an den Stadtmagistrat einsandte. Überhaupt macht sich im Kreise ihrer Mitglieder ein so frisch-fröhlicher Mut zur Initiative geltend, daß sie mit Freudigkeit und Vertrauen in die neue Vereinsperiode eintreten konnte. Vorsitzende des Vereins ist Frau Dr. von Forster. M. K.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Auf Wunsch der städtischen Waisenverwaltung von Berlin bringen wir hierdurch gern zur Kenntnis, daß sich der Artikel: Kommunalpflegekinder im Juniheft des 3. Jahrganges unserer Zeitschrift nicht auf Berlin bezieht — obwohl uns eine solche Annahme durch die ganze Darstellung ausgeschlossen erscheint, die in keinem Zuge auf Berlin paßt, wie die städtische Waisenverwaltung selbst hervorhebt. So betragen z. B. die in Berlin gezahlten Kostgelder für Kinder im 1. Lebensjahre monatlich 18 Mark; vom 1. bis 2. 13,50 Mark; vom 2. bis 6. 12 Mark; vom 6. bis 15. bei Mädchen 9 Mark, bei Knaben 12 Mark, auch bestehen sehr eingehende Vorschriften über die Kontrolle der Pflegeeltern. Daß aber auch der Gewissenhafteste die Kontrolle nicht immer gründlich durchführen kann und wie notwendig auch hier eine ergänzende Arbeit ist, davon wird sich wohl jeder überzeugen, der die Darlegungen in der Broschüre von Franz Pagel: Der freiwillige Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen (Berlin, Oehmigkes Verlag) aufmerksam liest. Und wer seinerzeit die Erhebungen über die gewerbliche Nebenbeschäftigung schulpflichtiger Kinder in Charlottenburg verfolgt hat, („Die Frau", Januar 1896, S. 241 ff.) weiß, daß sich unter den betroffenen Kleinen auch eine nicht geringe Anzahl von Pflegekindern, Halb- und Ganzwaisen befand. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Treiberfamilien in der Art, wie sie H. Ludwig aus genauer Anschauung geschildert hat, überall existieren, und daß nur zu viel Städte Veranlassung haben, ihr Kommunalpflegekinderwesen einer eingehenden Reform zu unterziehen. Darum freuen wir uns des Aufsehens, daß der Ludwigsche Artikel in weiten Kreisen erregt hat.

* In Breslau wird die Errichtung eines städtischen Mädchengymnasiums geplant; wir werden in nächster Nummer ausführlich darüber berichten.

Digitized by Google

* **Die Obst- und Gartenbauschule für Frauen** in Friedenau bei Berlin versendet ihren ersten, von Frl. Dr. Elvira Castner erstatteten Bericht. Den Mittelpunkt desselben bildet das Abgangsexamen der ersten Schülerinnen der Anstalt, das im September v. Js. in Gegenwart des Geheimen Regierungsrats Professor Dr. Wittmak stattfand und sehr befriedigende Resultate ergab.

* **„Helft retten!"** Unter diesem Titel bringen die „Neuen Bahnen" einen Artikel über den schändlichen Mädchenhandel nach Buenos Ayres, der schon mehrfach die Öffentlichkeit beschäftigt hat und jetzt endlich auch die Behörden zum Vorgehen veranlaßt. Unerfahrene junge Mädchen werden zu Hunderten, ja Tausenden, von Agenten unter der Vorspiegelung von „guten Stellen im Auslande" aus Europa fortgelockt um der Schande preisgegeben zu werden. Die Verfasserin des Artikels, Natalie Schohl, wendet sich an die Frauenvereine, um sie zu einem wirksamen internationalen Vorgehen zu veranlassen. Trotz der ungeheuren Schwierigkeiten der Sache sollte angesichts dieser Schändlichkeiten wenigstens ein Versuch dazu gemacht werden.

* **Die Frau im Kampf gegen den Alkohol.** Im Wiener Volksbildungsverein sprach vor kurzem Frau Kora Müller-Fiebig in sehr wirksamer Weise über „Die Frauen und das häusliche Glück", wobei sie besonders die Gefahren des Wirtshauslebens für die Familie und die Notwendigkeit schilderte, dem Manne das häusliche Leben durch zweckmäßige Wirtschaft so angenehm als möglich zu machen. Frau Müller hat eine Anzahl Flugschriften gegen den Alkohol (Baßler, Handbuch der Temperenz, Parent, die Frau im Kampfe gegen den Alkohol) übersetzt, und, besonders seit sie bei dem Besuche des Irrenhauses in Gugging mit eigenen Augen die Geist und Körper zerstörenden Wirkungen des Alkoholmißbrauches gesehen hat, mit Erfolg Anhänger der Bekämpfung der Trunksucht in gebildeten Kreisen gewonnen. Einen wie großen Anteil der Alkoholgenuß an der Häufigkeit der Verbrechen hat, ergiebt am schlagendsten ein Vergleich der Kriminalitätsziffer der amerikanischen Prohibitionsstaaten (in denen der Ausschank geistiger Getränke verboten ist) mit der der übrigen Staaten. Die Newyorker „Voice" giebt im Anschluß an ein jüngst vom Volkszählungsbüreau der Vereinigten Staaten publiziertes umfangreiches statistisches Werk über Verbrechen und Pauperismus folgende zusammenfassende Tabelle:

Gefängnisinsassen
auf je 100 000 Einwohner.

	Verbrecher in Zuchthäusern	Insassen von lokalen Gefängnissen	Total
Prohibitionsstaaten . .	41	27	68
Staaten mit hoher Licenzgebühr . . .	63	128	191
Staaten mit niedriger Licenzgebühr . .	86	126	212

In den Prohibitionsstaaten kommt auf je 4138 Einwohner ein Inhaftierter, in den Staaten mit hoher Licenzgebühr auf je 2140 und in denen mit niedriger sogar schon auf je 1829. Im Verhältnis zur Bevölkerungszahl entfallen von sämtlichen Vereinigten Staaten am wenigsten Zuchthausinsassen auf das prohibitive Maine (im ganzen 170, d. h. auf je 3888 Einwohner einer) und am wenigsten Gefängnisinsassen auf das prohibitive Vermont (im ganzen 31, d. h. auf je 10401 Einwohner einer).

Es ist danach wohl zweifellos, daß der von den Frauen überall so erfolgreich aufgenommene Kampf gegen „König Alkohol" eine hohe sittliche Bedeutung hat.

Bücherschau.

„Die Poggenpuhls". Roman von Theodor Fontane. (Berlin W., F. Fontane & Co. Preis 2 Mark.) Mit köstlichem Humor und der ihm eignen Gabe, neben dem Typischen auch das Individuelle in seinen Gestalten herauszubringen, führt uns der Dichter eine verarmte adelige Offiziersfamilie vor, die er auf Berliner Boden mit der absoluten Sicherheit sich bewegen läßt, die nur bei vollständiger Terrainkunde möglich ist. Er führt ihre Geschicke mit sanfter Hand, ohne romanhafte Verwicklungen, einem wenig pointierten Schluß zu, genau wie das wirkliche Leben mit seinen privilegierten Kindern verfährt, und wie es nur das vollendete Kunstwerk ihm nachzuahmen sich erlauben darf. Diese Lebenswahrheit und -Weisheit macht die Lektüre des Buches zu einem so behaglichen, ausgesuchten Genuß.

„Wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Freiheit." Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen von **Wilhelm Förster**, Geheimer Reg.-Rat und Direktor der Königlichen Sternwarte zu Berlin. (Berlin, Ferd. Dümmler, Preis 4 Mark.) Diese vierte Folge der Vorträge und Abhandlungen von Wilhelm Förster enthält, dem Doppeltitel entsprechend, eine größere Anzahl fachlicher Aufsätze (wir heben hervor: Die Erforschung der obersten Schichten der Atmosphäre und: Ortszeit und Welt-

Digitized by Google

zeit) und eine Anzahl anderer aus dem Gebiet sittlicher Probleme. So verschiedenartig diese Probleme sind: Die Verständigung der Kulturvölker; das neue Denken in der Frauenfrage; die Verkürzung der Arbeitszeit; Religion und Frömmigkeit; die Anfänge eines neuen socialen Geistes 2c., und so unmöglich es ist, dem Verfasser — eben weil er selbständiger Denker ist und weil die selbständigen Gedanken zweier Menschen sich nie ganz decken können — überall zuzustimmen, so leuchtet doch aus der Behandlung aller dieser Fragen eins hervor: wir haben es mit einem Menschen von vornehmster Gesinnung und reinstem Willen zu thun. Und so scheinen die beiden, scheinbar so heterogenen Seiten des Buches in dem Sinne Mark Aurels ein Ganzes zu bilden: „Blicke oft zu den Sternen empor — als wandeltest du mit ihnen. Solche Gedanken reinigen die Seele von dem Schmutz des Erdenlebens."

„Thomas Henry Buckles Essays." Aus dem Englischen übersetzt von Eugenie Jacobi. (Leipzig, August Schupp.) Von den beiden vorliegenden Essays: „Einfluß der Frauen auf die Wissenschaft" und „Mill über die Freiheit" ist der erste für die Frauen von besonderer Bedeutung Er weist auf die deduktiven Denkgewohnheiten der Frauen hin, die, ihnen selbst unbewußt, die männliche Forschungsweise, die zu stark zum induktiven Verfahren neigt, beeinflußt und somit der Wissenschaft nicht unerhebliche Dienste leistet. Der Essay ist häufig citiert — er liegt schon in einer früheren deutschen Ausgabe vor — möchte aber gerade heute wieder eingehend studiert werden.

„Fairy Tales from the Isle of Rügen." Translated from the german by Anna Dabis. (David Nuth, London. Zu beziehen durch Zemsch, Stralsund für 3,50 Mark.) Die Auswahl von Ernst Moritz Arndts Märchen in vorzüglicher Übersetzung ins Englische verdient auch in Deutschland in Englisch lernenden und lesenden Kreisen eingeführt zu werden. Die Übersetzerin hat mit besonderem Glück und Geschick den Ton der naiven, kernigen Volkserzählung getroffen; die Märchen sind echte Volksmärchen und höchst ansprechend; auch hat der Stil nichts Bücherhaftes, sondern schließt sich durchaus an die Sprache des Lebens an. Das Buch dürfte darum als leichte englische Lektüre in Schule und Haus ein Willkommen verdienen und nicht wenig zu schnellen Fortschritten in der englischen Umgangssprache beitragen. H. Adelmann.

„The Childrens Study. — Germany." By Kate Freiligrath-Kroeker. (London, T. Fisher Unwin.) Das von uns bereits erwähnte Buch, in dem sich Frau Käthe Freiligrath-Kroeker, die liebenswürdige Kinderfreundin, vor kurzem wieder an das jugendliche Publikum gewandt hat, ist eine für englische Schulkinder geschriebene Geschichte unseres Vaterlandes. Was die Verfasserin hier in einem nicht mehr als 244 Seiten umfassenden Bande bietet, ist trotz dieser äußersten Raumbeschränkung weit mehr als ein bloßes Herzählen der Ereignisse. Sie hat bei voller Berücksichtigung der innezuhaltenden großen Proportionen doch überall in wenig Strichen den Charakter des Volkes, wie seiner Führer und Herrscher, und die Entwicklung der Nation auf das Lebendigste zur Anschauung gebracht. Diese knappgefaßte Gesamtgeschichte Deutschlands ist des angestrebten Erfolges bei den Kleinen und Erwachsenen, den Lernenden und Lehrenden unbedingt sicher. Und wenn wir noch einen Wunsch äußern dürften, so wäre es der, daß Frau Freiligrath-Kroeker ihre „History of Germany" auch deutsch erzählen möge. B. T.-K.

Der Verlag von Philipp Reclam in Leipzig hat neuerdings mehrfach besonders wertvolle Veröffentlichungen geboten, so u. a. die Darwinschen Grundwerke: **„Die Entstehung der Arten"** (geh. 1 Mark) und **„Die Abstammung des Menschen"** (2 Bde. geh. à 1 Mark. Deutsch von David Haek.) Schon das erste dieser Werke erregte bekanntlich, als er 1859 erschien, den lebhaftesten Widerspruch einerseits, andererseits die begeistertste Zustimmung; die Fülle der darin niedergelegten Beobachtungen, die den Verfasser Schritt für Schritt zu den allbekannten Schlüssen führten, die eine völlige Umwälzung in der Naturforschung hervorbrachten, ist wahrhaft erstaunlich. 1871 folgte dann das zweite der genannten Werke, in dem der bisher außer Betracht gelassene Mensch in seinem Zusammenhang mit der ganzen Tierwelt behandelt wurde. Die Ausgaben sind sowohl in Bezug auf die Übersetzung als auf die Ausstattung gut und sorgfältig hergestellt.

„Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?" Ein Buch für deutsche Väter und Mütter von Dr. Adolf Matthias. (München, C. H. Beck, Preis 3 Mark.) Das Buch enthält eine recht verständige Anleitung zur Erziehung von Knaben. Das Wort „verständig" bezeichnet aber auch seine Grenze: tiefe und eigenartige Gedanken giebt es nicht. Eins scheint uns der Herr Verfasser zu gering anzuschlagen: den erziehenden Einfluß der Mutter. Der Kenner Pestalozzis wird eigentümlich berührt sein, hier immer wieder auf die Behauptung zu stoßen, vom Vater gehe die erziehende Kraft aus — von der Mutter nur die Liebe, die mehr sorgt und fühlt, als denkt und voraussieht. Bei der jetzigen Mädchenerziehung mag das leider vielfach so sein, sicher ist aber nicht die Natur schuld daran, sondern der Mangel an wirklicher geistiger Kultur, der die Frau soweit hinter den Mann hat zurücktreten lassen.

„Grundzüge der Physiologie." Von Thomas H. Huxley. Mit Bewilligung des Verfassers herausgegeben von Dr. J. Rosenthal. 3. Auflage. Mit 118 Abbildungen. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 9 Mark.) Die Huxleysche Physiologie hat sich nicht nur in England, sondern auch in Deutschland schon sehr eingebürgert, dank der ungemein klaren Darstellung selbst der schwierigsten Probleme. Das Buch ist nicht, wie das sonst wohl mit wissenschaftlichen Darstellungen für weitere Kreise geschieht, so obenhin geschrieben, sondern es führt in den Gegenstand wirklich hinein, giebt Antwort auf eingehende Fragen und hilft überdies dem Verständnis durch eine Reihe vorzüglich ausgewählter und ausgeführter Holzschnitte nach, die den durch bloße Erklärungen so schwer zu veranschaulichenden Bau der menschlichen Organe ad oculos demonstrieren. Wir können allen, die sich in das Studium der Physiologie einführen lassen wollen, das Buch auf das wärmste empfehlen.

Digitized by Google

„Die Frau ist schuld." Ein Weckruf zum Kampf gegen die sociale Not von **Sibylle von Waldheim** (Leipzig, Reinhold Werther, 1,50 Mark.) Das Büchlein ist mit der naivsten Unkenntnis der socialen Verhältnisse geschrieben. Die Verfasserin gehört zu denen, die nur die sekundäre Erscheinung zu fassen vermögen — in diesem Falle die Unbrauchbarkeit vieler moderner Frauen — die ursächliche Erscheinung bleibt ihr verborgen. Ihr höchst einfacher Rat ist: die Frauen aus der modernen Industrie herauszuziehen, dann wird sich alles ändern. Wenn die Frau nicht für 60 Pf. arbeitet, so würden die Männer es thun: die Festnagelung dieses kindlichen Satzes genügt wohl zur Kennzeichnung des Werkes.

Triumph-Accord-Zither!

patent., hocheleg. u. solides Instrument. v. Jedem sofort spielbar. sechs Accorde. 25 Saiten. prächtig., voller Klang. mit sämtlichem Zubehör u. fünf Notenheften zus. ca. 100 Stücke enth.. **nur Mk. 13,75** mit Verpackung gegen Nachn. Tägl. ungeford. Belobigung. **Richard Kox, Musikw., Duisburg.**

Familienpension

von **Fr. Kreisrichter Haase,** [35 Berlin S.W., Hallesche Straße 14 pt. (Gut empfohlen.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [3

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für **Gobelins,** Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.

Färberei und Wäscherei für **Federn und Handschuhe.**

Färberei.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Wer Milch nicht verträgt,

versuche dieselbe mit etwas **Mondamin** gekocht, eben nur so viel, daß sie ein wenig seimig wird. Dies macht die Milch bedeutend leichter verdaulich. **Brown & Polson's Mondamin** hat einen eigenen Wohlgeschmack und bürgt das mehr denn fünfzigjährige Bestehen dieser berühmten schottischen Firma am besten für die gute Qualität. **Mondamin** ist zu haben in Packeten à 60, 30 und 15 Pfg. in besseren Colonial-, Delikateß- und Drogen-Geschäften. [

Die Modenwelt.

Gegründet 1865.

Maßgebendes u. reichhaltigstes Blatt für Moden u. Handarbeiten etc.

Jährlich **24 reich illustrierte Nummern zu je 16 Seiten,** dazu **12 große farbige Moden-Panoramen** und **12 doppelseitige Schnittmuster-Beilagen.**

Schnittmuster nach Wahl gratis!!

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf. = 75 Kr.** (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf. = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche den alteingebürgerten Titel benutzen. — Probenummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen Berlin W., Potsdamerstr. 38. — Wien I., Operngasse 3. [

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung, versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Druckschaen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [18

Berlin W., Mauerstr. 85.

Verlangen Sie den Katalog [14

des

Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,

sowie der **Reformunterkleidung.**

Das **Reformkorset,** von ärztl. Autoritäten anerkannt, macht, nach Maß gefertigt, eine schönere Figur als das gesundheitsschädliche Panzerkorset. Das **Reformkorset** wird von allen Damen die einen Beruf haben, als Notwendigkeit betrachtet; es drückt nirgends und läßt die Kleider statt auf den Hüften, durch die Achseln tragen. Jede Dame, die ihre Gesundheit liebt, wird das **Reformkorset** tragen. Jede Mutter wird es für ihre Mädchen kaufen. Der Preis für Kinderkorsets ist von 3,00 Mark an.

Frau **Ferdinande Proskauer**

in Firma

J. Proskauer, Fabrik pat. Artikel.

Leipzig-Lindenau. Merseburgerstr. 41.

Digitized by Google

Berndorfer Alpacca-Silber!!

Vollkommenster Ersatz für echtes Silber.

Essbestecke, Kaffee- und Thee-Service, Schüsseln etc.

Das Berndorfer Alpacca-Silber besteht aus dem von den Berndorfer Werken eigens erzeugten **silberweissen Nickelmetall**, genannt **Alpacca**, und aus garantiert **reinem Silber**. Die garantierte Silberauflage beträgt 90 Gramm pr. Dtzd. Esslöffel und Gabeln. Gravierungen von Wappen. Monogrammen etc. können jederzeit angebracht werden, denn das Metall ist durch und durch silberweiss.

Die Berndorfer Alpacca-Silber-Service sind dem praktischen Bedürfniss angepasst und für den **täglichen Gebrauch** berechnet: sie geniessen als sogen. **Hôtelsilber** einen Weltruf und sind **für grosse Hôtelbetriebe, Kasinos** etc. **unentbehrlich.**

Der Werth der Berndorfer Alpacca-Silber-Geräthe ist unvergänglich, da man sie immer wieder neu versilbern kann, und da Löffel und Gabeln mit beistehender Garantie-Marke jederzeit im abgenutzten Zustande um $^2/_3$ des Fabrikpreises gegen neue Ware zurückgekauft werden.

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Engros-Niederlage für Deutschland **BERLIN SW.**, Leipzigerstrasse 43, II. [20

Verkaufsstellen befinden sich in allen grösseren Städten.

Prospekte gratis. | *Nähere Anfragen beantwortet die Engros-Niederlage.* | *Prospekte gratis.*

Für Hausfrauen!

Annahme alter Wollsachen aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- u. Mantelstoffen, Damentuchen, Buckskins, Strickwolle, Portièren, Schlaf- u. Teppichdecken in den neuesten Mustern zu billigen Preisen durch **R. Elchmann,** [15

Ballenstedt a./H.

— **Leistungsfähigste Firma!** —

Muster umgehend frei.

Kasseler Hafer - Kakao

von Hausen & Co., Kassel

Schutzmarke **„Bienenkorb"**

ist das vorzüglichste Nährmittel der Gegenwart, über 10000 deutsche und ausländische Ärzte verordnen denselben mit bestem Erfolg. Man hüte sich vor Nachahmungen, welche lose oder in anderer Packung in den Handel kommen.

Kasseler Hafer-Kakao ist nur in Kartons à 27 Würfel in Staniol zu 1 Mk. in Apotheken, Drogen- u. besseren Kolonialwarengeschäften erhältlich. [13

Butterick's Modenblatt

das brauchbarste und billigste der Welt!

Monatlich ca. 70 neueste Modelle

v. Kleidungsstücken all. Art für Damen u. Kinder

Jahresabonnement 1 Mark

bei jeder Agentur f. Butterick's Schnittmust. v. bei allen Buchhandlungen. Postämtern u. durch jed. Briefträger (No. 3435a d. Post-Zeitungsliste)

Verlangen Sie per Postkarte Gratis

von Ihrer Buchhandlung. von obigen Agenturen. **Probenummer**

od. von **Blank & Co.'s Verlag, BARMEN.**

Frau Prof. Lina Schneider,

Köln, Moonstr. 171

empfängt in ihrem Hause stets 1—2 Damen, Deutsche oder Ausländerinnen, die sich vorübergehend oder zu Studienzwecken in Köln aufhalten wollen, sehr angenehme und fördernde Pension. Ausgezeichnete Gelegenheit, sich bei Frau Schneider selbst oder anderen ersten Lehrern der Stadt in Litteratur, Kunstgeschichte, fremden Sprachen, kunstgewerblichen Arbeiten, Musik, Malerei, Deklamation u. s. w. auszubilden. Vorzügliches Heim zum Ersatz des Elternhauses für eine verwaiste Dame. Besuch von Vorlesungen, Konzert und Theater. — Mindestens wochenlang vorher Meldungen mit Referenzen. Pensionsgeld nach Übereinkunft. [00

The Englishwoman's Year-Book and Directory

to all Institutions for the Benefit of Women and Children in 1897. [10

Sixteenth Year of Publication.

Revised and Enlarged.

One Shilling. Postage threepence. Address: **the Sub-Editor, 7c Lower Belgrave Street, London S. W.**

Das Placierungsbureau

von **Frau Joh. Simmel,**

geprüfte Lehrerin,

Berlin W., Linkstr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar $2^1/_2$% des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [12

Familien- u. Haushaltungs-Pensionat v. Fr. Pastor Seiß u. Tochter, Godesberg a. Rh.

Häusl. u. gesellschaftl. Ausbildung franz. und engl. Konv. Beste Gesundheitspflege. Ref. von Eltern ehemaliger Zöglinge. Erholungsbedürftige finden Aufnahme. [45

Mitarbeiterin gesucht [44

für ein Pensionat mit Fortbildungsschule; gesetzte, thätige Dame m. mod. Ausbildung in Haushalt und Handarbeit (Weißnähen) resp. ein kunstgewerbl. Fach. Examen u. Erfahrung in Pensionaten erforderl. Spätere Teilhaberschaft nicht ausgeschlossen. Anfragen befördert die Expedition d. Bl.

Digitized by Google

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallescheſtraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen beſſ. Stände. Penſionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorſteherin.

Carl Schmidt,
Berlin W., Taubenstr. 23,
empfiehlt ſ. weltberühmten
Stoffbüsten
zur Anfertigung der [16
Kostüme.
Spez.: Büſten f. j. Körperform.
Keine Anprobe.
Illuſtrierter Hauptkatalog umsonst u. postfrei.
Man hüte ſich vor wertloſen Nachahmungen.

Für Kunstfreunde. [13
Unser neuer, vollständiger, **reich illustrirter Katalog für 1896** über Tausende von Photogravuren und Photographieen nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pf. in Postmarken franco zugesandt.
Photographische Gesellschaft Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten **Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften.** [7

Liebig Company's FLEISCH-EXTRACT
NUR ÄCHT, Liebig
wenn jeder Topf den Namenszug in blauer Farbe trägt

Singer Nähmaschinen
bisheriger Verkauf über 13 Millionen.
Unerreicht in Leiſtungsfähigkeit und Dauer, und deshalb die verbreitetſte Nähmaſchine ſowohl für den Hausgebrauch, Kunſtſtickerei, wie für alle induſtriellen Zwecke.
Durch eigene Geſchäfte unſerer Geſellſchaft an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes zu beziehen.
Singer Co., Hamburg, Act.-Ges.
(vormals G. Neidlinger.)
Gratis-Unterricht auch in der Modernen Kunststickerei.

Alexander & Markt,
Breslau, Ring 46.
Versandhaus
fertiger
Damen-Toiletten
vom einfachsten bis elegantesten Genre. [41
Proben wie Preislisten bereitwilligst franco.
Maassanfertigung auf Wunsch in 12 Stunden.

Handelsinstitut für Damen
1] von Frau **Elise Brewitz,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

Graphologie.
Charakter-Skizzen nach der Handschrift werden angefertigt à 1 Mark, mit Begründung à 2 Mark. Einzusenden an
32] **E. L. Nollau, Bonn,** Königstr. 39.

Familien-Pensionat, franz. Schweiz.
Gute Gelegenh. zur **gründl.** Erlernung der **französischen Sprache.** Auch **Ferienaufenthalt** beſ. f. Lehrerinnen. Schöne Gegend. Mäßiger Penſionspreis. Näheres durch **Mlle. A. Rosselet, prof. de langues. Couvet (Neuchâtel).** [17

Gossmann's
Naturheilanstalt Wilhelmshöhe
bei CASSEL. [37
Sanatorium I. Ranges. Physikalisch-diätetische Heilmethode. Für bescheidenere Ansprüche sei unsere Zweiganstalt **„Schweizerhaus“** empfohlen. Wochenpreis für ärztliche Behandlung, Kur, Wohnung u. Verpflegung von M. 35 an aufwärts. Prospecte kostenfr. d. d. Direction.
Dr. med. ***Missmahl,*** Anstaltsarzt.
Für d. Damen-Abtg.: Dr. med. ***Sophie Gomberg*** (i. d. Schweiz promv.)
Ausserdem wird vom 1. März 1897 an noch der bekannte Naturarzt Dr. med. ***Walser*** an der Anstalt thätig sein.

Abonnementsbedingungen:

Preis pro Quartal durch die Poſt und den Buchhandel **2,—** Mark, bei direkter Zuſendung: In Berlin **2,—** Mark; im Inland **2,30** Mark; nach dem Ausland **2,50** Mark.

(„**Die Frau**“ iſt in der Poſtzeitungsliſte eingetragen unter Nr. 2437.)

Verlag: W. Moeſer Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallſchreiber-Straße 34—35.

Alle für dieſe Monatsſchrift beſtimmten Sendungen (Briefe, Manuſkripte, Bücher u. ſ. w.) ſind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau“ (Verlag W. Moeſer Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallſchreiberſtraße 34/35, zu adreſſieren. **Unverlangt eingeſandten Manuſkripten iſt das nötige Rückporto (in deutſchen Briefmarken) beizufügen.**

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeſer Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeſer Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

4. Jahrg. Heft 6. März 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

An die Beantwortung von Fragen aus dem Bewußtseinsleben können wir nur mit einer gewissen Resignation herantreten. Zu gewaltig ist das Thatsachenmaterial in Vergangenheit und Gegenwart, das Rückschlüsse gewähren oder auch irreleiten kann; zu schwer kontrollierbar sind die geistigen Vorgänge selbst, zu zahlreich die Fehlerquellen. Die Schwierigkeiten verdoppeln sich, wenn wir, wie bei der Frage nach den intellektuellen Grenzlinien zwischen Mann und Frau, nur eins der Vergleichsobjekte aus eigener Erfahrung, das andere nur mittelbar kennen. Der Betrachtende muß einem der beiden Geschlechter angehören; der Boden naiven Empfindens, das nur sich selbst als Norm setzt, muß schon verlassen und eine höhere Warte gewonnen sein, um auch dem andren gerecht zu werden.

Diese Schwierigkeit tritt deutlich hervor, wenn wir untersuchen, welche Urteile sich über unsren Gegenstand im naiven Volksbewußtsein finden. Volksbewußtsein ist bis heute Männerbewußtsein. Das ergiebt sich schon daraus, daß nie der Mann, stets das Weib als Gegenstand der Betrachtung gesetzt ist. Der Mann ist sich der Mensch par excellence. Er ist Träger der Kultur; er giebt das Normalmaß, an dem die Frau gemessen wird, über das sie nach seiner Schätzung sittlich zuweilen hinausragt — dann wird sie als Engel gepriesen — hinter dem sie häufiger aber zurückbleibt, dann wird sie als Teufel geschmäht. Im ganzen ist sie Urquell des Bösen; ihr schiebt der Mann den Verlust des Paradieses zu.

Auch speziell über ihren Intellekt enthält das männliche Bewußtsein nicht viel Schmeichelhaftes: „Lange Haare, kurzer Verstand;“ „Frauenrat und Rübensaat gerät

Digitized by Google

alle sieben Jahre," das ist die Quintessenz der Anschauungen; nur in List und Trug wird dem weiblichen Intellekt die Überlegenheit zuerkannt. Wenn daher der heilige Augustin meint: „Das Weib kann weder lehren, noch Zeugnis ablegen, noch ein Urteil sprechen, viel weniger befehlen," oder wenn, ein seltsamer Anachronismus, das Konzil zu Macon noch 1693 ernsthaft die Frage untersucht, ob Frauen Menschen sind, so sehen wir darin nur den Niederschlag des öffentlichen, des Männerbewußtseins.

Nicht viel ergiebiger ist die Ausbeute für unsren Gegenstand, wenn wir uns bei den großen Denkern umsehen. Auch für sie ist der Mann die Norm; eben deswegen haben sie keine Veranlassung, seine Eigenart zu analysieren. So weit sie sich um die Frau überhaupt kümmern, scheint die Auffassung des Aristoteles maßgebend zu sein, der die Frau für einen unentwickelten Mann erklärt. Für die Kulturarbeit ist sie damit gestrichen; der entwickelte Mann kann sie selbstverständlich besser verrichten als der unentwickelte.

Es kann natürlich nicht Aufgabe dieser Skizze sein, im einzelnen die geschichtliche Entwicklung zu verfolgen, welche die Auffassung vom Weibe, speziell die des weiblichen Intellekts im männlichen Bewußtsein durchmacht. Der feine geistige Genuß, den der Verkehr mit den hochgebildeten Frauen des Mittelalters, besonders der Renaissancezeit, den höheren Kreisen bot, hat einen dauernden Niederschlag im Massenbewußtsein nicht gefunden. Dagegen ist auch an ihm der Einfluß nicht spurlos vorübergegangen, den die Frau, der Sklaverei enthoben, als stillwaltende Macht im Innern des Hauses zu üben beginnt. Der Mann wird sich einer spezifischen Wirkung bewußt, die er so zu üben nicht vermöchte. Die Thatsache der geistigen Differenzierung, der nicht nur gradweisen, sondern fundamentalen Verschiedenheit der geistigen Eigenart der Geschlechter tritt auf die Schwelle des Bewußtseins. Das führt zu einem verhängnisvollen Schluß. Die durch den damaligen Kulturstandpunkt noch gebotene thatsächliche Trennung der Thätigkeitskreise beider Geschlechter und die damit zusammenhängende geringe intellektuelle Entwicklung der Frau werden als unmittelbare Satzung der Natur betrachtet, die das Weib in engster Fühlung mit sich erhalten wolle. Bei den nicht hinwegzuleugnenden „Ausnahmenaturen" späht man mißtrauisch nach der Einbuße, die diese Fühlung durch die Pflege des Intellekts in wissenschaftlicher Zucht erlitten haben müsse; ein leiser Makel heftet sich an die Abwendung „von ihrer speziellen Aufgabe."

Diesen Schluß sehen wir mehr oder minder noch heute in Kraft. Er ging als Axiom in die willkürliche, spekulierende Wissenschaft über, die man bisher als Psychologie bezeichnete. „Die natürliche Bestimmung der Frau," die der Mann aus ihren früheren Entwicklungsepochen konstruiert und als Hemmschuh ihr anhängt, beginnt zum Schlagwort zu werden; der Philosoph Erdmann (Halle) mahnt die Frau an „die simple Wahrheit," daß es am Ende besser sei, „mit einem Kuß die Welt zu regieren als mit Dissertationen ihr zu dienen."

So finden wir bis jetzt wenig Ausbeute für unser Thema. Für die Zergliederung des männlichen Intellekts liegt freilich ein Riesenmaterial in Gestalt der bis dahin von ihm geleisteten Kulturarbeit in Schrift und That vor. Auf den Gedanken, daran die Eigenart seines Intellekts zu prüfen, kann der Mann nicht kommen, da das Vergleichsobjekt fehlt. Denn ob zwar dieser Fülle seiner Geistesschöpfungen eine Anzahl weiblicher Leistungen gegenübersteht, so wäre doch mit wenigen Namen die Zahl derer bezeichnet, die den vollen Stempel weiblicher Eigenart tragen. Noch ist Nachahmung des Mannes selbstverständlich; die Norm, die er gesetzt, wird vom geistig noch unselb-

Digitized by Google

ständigen Weibe acceptiert; er selbst mißt auch Ausnahmefällen gegenüber nur nach diesem Maß. Der feine Nachempfinder Herder sieht in diesem Verfahren, wie er sich einmal ausdrückt, „mindestens ein Unbenehmen."

Erst die neueste Zeit beginnt ein brauchbares Material für unsere Untersuchungen zu liefern. Schon das darf als Vorarbeit gelten, daß man die psychischen Probleme auf die entsprechende exakte physiologische Formel zu bringen sucht. Wenn dabei auch manche Absurdität mit unterläuft und die materialistische Erklärungsweise psychischer Probleme wieder einen ihrer kurzlebigen Triumphe zu feiern scheint,[1]) so ist doch gerade in Bezug auf die Kontrolle der psychischen Verschiedenheiten durch die genaue Aufzeichnung der physiologischen Begleiterscheinungen viel gewonnen. Die physiologische Thatsache, daß der Mann Mann ist bis in seinen Daumen, das Weib Weib bis in die kleine Zehe, wird zum Angelpunkt auch für die psychische Beurteilung.

Die eigentliche Arbeit auf dem Gebiet der wirklichen, auf Thatsachen gegründeten Psychologie selbst befindet sich bekanntlich noch auf den allerersten Entwicklungsstufen. Sie besteht in der Anwendung exakter Methoden, um den Inhalt und den Verlauf unseres geistigen Lebens, die man bisher nach ungefähren Eindrücken abschätzte, genau zu kontrollieren. Diese Methoden hat man nicht ohne Erfolg auch zur Feststellung der psychischen Verschiedenheiten der Geschlechter angewendet. Einer der ersten Arbeiter auf diesem schwierigen Gebiet ist der amerikanische Professor Jastrow.[2]) Bei einem seiner grundlegenden Experimente bildeten männliche und weibliche Universitätsstudenten die Versuchspersonen. Untersuchungsgegenstände waren: die Gemeinsamkeit der Ideen und Denkgewohnheiten, die Natur der gewöhnlichen Associationstypen und die Zeitverhältnisse bei allen diesen Vorgängen. 50 Studenten (25 männliche und 25 weibliche) wurden aufgefordert, 100 unzusammenhängende Wörter, so schnell sie könnten, hintereinander aufzuschreiben und sich die dazu gebrauchte Zeit zu merken. Von den so erhaltenen Wörtern kamen fast 3000 mehrfach vor; ein Beweis, wie groß die Gemeinsamkeit unsrer Ideen ist. Während aber bei den männlichen Studenten 1375 Wörter nur einmal vorkamen, fanden sich solcher nur einmal vorkommender Wörter bei den weiblichen Studenten nur 1123; die Gemeinsamkeit der Ideen stellte sich also bei den Frauen als größer heraus. Bei der Einteilung aller Wörter in Rubriken fand sich, daß bei Männern bestimmte Wortklassen häufiger sind als bei Frauen, nämlich Bezeichnungen aus dem Tierreich, Eigennamen, Zeitwörter, Eigenschaftswörter, andere Redeteile, Gerätschaften und Werkzeuge, Pflanzennamen, abstrakte Begriffe, meteorologische und astronomische Benennungen, Beschäftigungen und Berufe, Fuhrwerke, geographische und landschaftliche Bezeichnungen. Bei den Frauen dagegen kamen häufiger vor: Namen für Kleidungsstücke, Stoffe, Wohnungseinrichtung, Nahrungsmittel, Gebäude und Baumaterial, Bezeichnungen aus dem Mineralreich, Schreibwaren, Erziehungswesen, Kunst, Amüsement, Verwandtschaft. Beide Geschlechter brachten gleich häufig Namen für Körperteile, Ausdrücke aus dem Handelsleben und vermischte Wörter. Die meisten von den Männern gebrauchten Wörter bezogen sich auf das Tierreich (254 zu 178), die meisten von den Frauen gebrauchten auf Kleidung und Kleiderstoffe (224 zu 129). Größer als der Unterschied bei irgendwelcher anderen Wort-

[1]) Ich erinnere nur an die William Jamessche Auffassung: „wir weinen nicht, weil wir traurig sind, sondern wir sind traurig, weil wir weinen."

[2]) Havelock Ellis, Mann und Weib. S. 170 ff. (Leipzig, Georg Wiegand.)

Digitized by Google

klasse ist der in Bezug auf die Bezeichnung der Nahrungsmittel; während bei den Männern nur 53 Wörter dieser Kategorie vorkommen, finden wir bei den Frauen 179. In Bezug auf die Zeit, die das Experiment in Anspruch nahm, ließ sich kein wesentlicher Unterschied der Geschlechter feststellen.

Wir können offenbar einen unanfechtbaren Schluß auf die ursprüngliche geistige Konstitution der Geschlechter aus dieser Untersuchung noch nicht ziehen. Eine Fehlerquelle liegt zu sehr auf der Hand: der Einfluß der Erziehung und der socialen Verhältnisse. Wenn Frauen mit Kleidung und Nahrung unaufhörlich zu thun haben, wenn die durch Überlieferung geheiligten Mängel ihrer eigenen Kleidung sie zu steter Beachtung zwingen, so ist es natürlich, daß die bezüglichen Wortklassen ihrem Gedächtnis sich aufdrängen. Rechnen wir die Vererbung hinzu, so bildet das einen schwerwiegenden Faktor. Wir erfahren also wohl, wie die Vorstellungswelt bei Männern und Frauen der gleichen Bildungskreise unter den heutigen Verhältnissen beschaffen ist, nicht aber, wie sie unter andren Umständen beschaffen sein könnte. Wir wissen nicht, wie weit wir es mit künstlichen, d. h. zu beseitigenden, wie weit mit natürlichen Geschlechtsunterschieden zu thun haben.

Bei aller Vorsicht glaubt Professor Jastrow doch bei der Frau auf *ein* entschiedenes Interesse für ihre unmittelbare Umgebung, für das fertige Produkt, das Dekorative, Individuelle und Konkrete schließen zu dürfen, während sich beim Manne eine Vorliebe für das Entferntere, das im Werden Begriffene, das Nützliche, Allgemeine und Abstrakte geltend mache; Resultate, die zu sehr mit unsren eigenen Erfahrungen übereinstimmen, um sie zu vernachlässigen. Eine andere Reihe von Untersuchungen, die sich direkt auf das Formale der geistigen Vermögen, nicht auf den mehr oder weniger zufälligen Vorstellungsinhalt bezog, läßt ihn zu dem Schluß kommen, daß die Frauen den Männern in Sachen des Gedächtnisses entschieden überlegen sind; ferner, daß Männer Associationen durch Schall und vom Teil zum Ganzen bevorzugen, Frauen dagegen solche vom Ganzen zum Teil und vom Objekt zur Qualität; Schlüsse, die sich wiederum bei anderen Versuchspersonen nicht ganz zu bestätigen schienen.

Wenn wir es hier auch erst mit Anfängen zu thun haben, so ist es bei aller berechtigten Skepsis und Vorsicht doch klar, daß durch solche Experimente bei sorgfältiger Beachtung der Fehlerquellen und bei gehöriger Ausdehnung ein wertvolles Material gewonnen werden kann, das uns einen Schluß auf die Eigenart des männlichen und weiblichen Intellekts erlaubt.

Daß eine solche Eigenart vorhanden ist, das sagt uns nicht nur die tägliche Erfahrung, diese Überzeugung bleibt uns auch als Restbestand aller physiologischen und psychologischen Untersuchungen. Nur hat man bisher diese Eigenart und die Grenzlinien zwischen dem männlichen und weiblichen Intellekt durch die einfache Scheidung des ganzen geistigen Gebiets in einen Teil, den die Frauen noch mit bewältigen können und einen höheren Teil, der den Männern vorbehalten blieb, bestimmen zu können geglaubt. Ihren sichtbaren Ausdruck fand diese Scheidung in den Bildungssystemen für beide Geschlechter; er schwankt je nach dem Kulturstandpunkt der Nationen. Gar mancher Frau ist dieser willkürlich gezogene Strich einmal mitten durchs Herz gegangen. George Eliot berichtet eigene Erfahrungen, wenn sie in der „Mühle am Floß" die kluge kleine Maggie die Überzeugung aussprechen läßt, sie könne so gut Latein und Mathematik lernen wie ihr einfältiger Bruder Tom. Aber sie wird mit dem harten Bescheid zurückgewiesen, Mädchen könnten wohl ein wenig von allem

Digitized by Google

lernen, aber in nichts tief eindringen; eine „Wahrheit," die heute noch in demselben Grade gilt wie Buckles Bemerkung über die Abstumpfung des Denkvermögens der Frauen „durch das elende, verächtliche, abgeschmackte System, das man ihre Erziehung nennt, bei welchem wertvolle Dinge ihnen sorgfältig vorenthalten und geringfügige sorgfältig beigebracht werden."

Es ist bisher der Beweis nicht erbracht, daß man auf diesem Wege zur Feststellung intellektueller Grenzlinien gelangen könne. Denn immer weiter ist die vermeinte Grenzlinie durch begabte Frauen hinausgerückt worden. Lange Zeit hat man geglaubt, die Pfähle dort aufpflanzen zu dürfen, wo das eigentliche Reich der Wissenschaft beginnt; man hat sie fest genug eingerammt, um der Frau gewaltsam das Schöpfen wenigstens aus den wohlgefaßten Quellen zu wehren. Für alle Kulturländer außer Deutschland ist dieser Zeitpunkt vorüber, und auch hier beginnt die festgewurzelte Überzeugung zu schwinden, daß die Frauen das wissenschaftliche Rüstzeug für die sogenannten gelehrten Berufe nicht erwerben können. So möchte ich mich der Absurdität nicht schuldig machen, Beweismaterial für eine Wahrheit heranzuziehen, die sich schon heute durch die Tausende in diesen Berufen thätiger Frauen auch dem blödesten Bewußtsein aufdrängen muß. Dühring hat recht, wenn er meint, daß der Zugang zu den höheren Berufen den Frauen nur noch durch eine Falstaffgarde verwehrt werde.

Wenn sich aber nicht hier, wo sie der männliche Geist mit einer gewissen Befriedigung vermutete, die Grenzlinie hinzieht, wo ist sie dann? Ist sie überhaupt durch die Natur gezogen? Ist etwa das, was man gemeiniglich dafür hält und was zu definieren so schwer fällt, nur ein künstliches Produkt von Erziehung und Vererbung, Anpassung und systematischer Ausbildung? Oder ist doch ein natürlicher Unterschied vorhanden?

Offenbar suchen wir ihn auf dem angedeuteten mechanischen Wege vergebens, der irgend ein Gebiet abtrennen will, nur weil die Frauen vielleicht seine höchsten Gipfel nicht erklimmen könnten, auf denen auch die Männer nur so vereinzelt sitzen, wie die Einsiedler auf dem Montserrat. Stellen wir aber für die Beantwortung unserer Frage die physiologischen Thatsachen und die sowohl durch exakte psychologische Experimente, als durch tägliche Beobachtungen und Erfahrungen gewonnenen Überzeugungen zusammen, so ergeben sich uns folgende Gedankenreihen.

Unser Blick haftet zunächst auf zwei großen biologischen Thatsachen. Die eine ist: wenn man ein Wesen schaffen wollte, das in allem dem Mann möglichst ähnlich sein sollte, ohne ihn irgendwo ganz zu wiederholen, so könnte man kein andres schaffen als die Frau (und umgekehrt). Wie sich ihr Körper in gleicher Weise aufbaut, so nährt sich auch ihr Geist von den gleichen Elementen und arbeitet nach denselben Gesetzen; zwei mal zwei ist vier so gut für die Frau, wie für den Mann, wenn man ihr auch häufig das Gegenteil einreden möchte. Die Arbeit nach wissenschaftlichen Methoden spielt sich bei beiden Geschlechtern gleich ab; man muß sie nur gelernt haben. Beide sind Menschen, beide mit den gleichen Seelenkräften ausgestattet; für beide ist das höchste Vermögen, von dem als Centrale die übrigen zu regieren sind, die Vernunft.

Die zweite Thatsache aber ist: obwohl die Geschlechter körperlich und geistig auf dem gleichen Boden stehen, zeigen sie doch neben der körperlichen auch eine durchgängige geistige Differenz, die nicht auf einer anatomisch nachweisbaren Verschiedenheit der Hirnstruktur beruht, sondern auf der Verschiedenheit der Interessen- und Gefühls-

Digitized by Google

richtung, die ihre verschiedenen physiologischen Funktionen bedingen. Das Weib ist zur Mutterschaft bestimmt; diese Bestimmung bedingt ihre physische und psychische Eigenart. Der Mann ist, seiner physiologischen Grundlage entsprechend — wie auch der einzelne von dem Typus abweichen möge — als Gattungswesen der unruhigere, beweglichere, mit mehr Initiative ausgestattete Teil. Die Thatsache seiner größeren Variabilität scheint unbestreitbar; sie sichert seinem Geschlecht die zahlreicheren und größeren Genies, d. h. wirklich schöpferischer Geister (worauf die sich am häufigsten zu berufen pflegen, die am wenigsten Ursache dazu haben), aber auch den größeren Anteil an der Entartung, an Verbrechertum und Idiotismus.

Schwerlich werden an diesen Thatsachen die hinabrollenden Jahrtausende mit ihren modifizierenden Tendenzen etwas Wesentliches ändern (sicherlich aber nicht absehbare Zeiträume), da die physiologischen Vorgänge, als deren Parallelerscheinungen sie gelten müssen, stets die gleichen bleiben. Wohl aber werden sie mit den seltsamen und unsinnigen Folgerungen aufräumen, die man aus dem zweiten Gesetz gezogen hat, weil man das erste darüber vergaß.

Anstatt die Mutterschaft als eine Qualität des Weibes anzusehen, die sein Wesen bedingt, eigenartig färbt, in seinen Bestrebungen bestimmt und der Menschheit einen durch keinen anderen zu ersetzenden Kulturfaktor sichert, sah man die physische Mutterschaft als alleinigen Endzweck des Weibes an, auf den sie zu harren, dem sie ausschließlich zu leben habe, ohne dessen Erfüllung ihr Leben verfehlt sei — ohne zu bedenken, daß man es damit aus der Reihe der Vernunftwesen strich. Mehr noch verwirrte man die Dinge, indem man statt der Mutter die Gattin setzte. Einer Frau ist es vorbehalten gewesen, in unbegreiflicher Selbstschmähung die letzte Konsequenz dieser Auffassung zu ziehen und im Weibe das hysterische Geschlechtswesen zu zeichnen. In der jubelnden Zustimmung, die die Auffassung Laura Marholms bei vielen Männern und leider auch bei manchen Frauen erregt hat, kennzeichnet sich jene Verranntheit in Extreme, jene Perversität, die einem Umschlag der Stimmung vorauszugehen pflegt.

Wohin sie geführt hat, diese einseitige Auffassung, die im Weibe nur das Geschlechtswesen sieht, das lehrt uns die Geschichte. Von der tiefen Verachtung, mit der der Inder sein Weib ansieht, dem er den Segen, den sie der Menschheit bringt, zum Fluch werden läßt, steckt auch in der modernsten Civilisation noch genug, um uns den erschütternden Mahnruf verständlich zu machen, den Christine Ahrensee[1]) in die Welt schleudert:

„Wir, die wir die Menschheit gebären, sind Sklaven! . . . Das ist eine entsetzliche Sache, daß die Menschen von Sklaven stammen, von Haustieren. — Was für eine ungeheure Last von Verachtung, Ungerechtigkeit, Willkür auf uns allen ruht! Wie ist es nur möglich gewesen, daß auf lebendige Menschen solche Last gehäuft wurde? Auf die Toten — — Erde! Die fühlen es nicht! — — Aber wir!

Ist es so langsam und weich gekommen wie Schneefall?

Haben sie nie gerungen?

Nicht denken, nicht sprechen, nicht handeln, nicht wollen, nicht dürfen, nicht können! — Das ist das Weib.

Mit gebundenen Händen, mit gebundener Seele, mit ertöteten Gedanken, mit einem Körper, der nicht ihr gehört, mit einer Seele, die sie nicht kennt, mit Kraft, von der sie nichts weiß. — Betrogen um alles — um ihr Recht, um ihre Ehre, um ihr Bewußtsein, um ihre Freiheit. Die Liebe werfen sie ihr einzig hin. Das, was sie Liebe nennen."

---

[1]) In Helene Böhlaus Roman: Das Recht der Mutter.

Digitized by Google

Auf dem Grundriß, den die Natur vorgezeichnet, hat man ein Gebäude errichtet, das heute den Einsturz droht. Es liegt in der Art seiner Konstruktion, daß es unter seinen Trümmern nicht nur die Frau, sondern auch den Mann begraben würde. Denn am Manne selbst hat die Geschichte seine niedere Auffassung von der Frau gerächt. Versuchen wir, indem wir ganz bekannte Thatsachen gruppieren, nach dem gleichen Grundriß einen Bau von festerer Konstruktion, unter Beobachtung nicht nur des zweiten, sondern auch des ersten biologischen Gesetzes.

Auch wir gehen von dem Satz aus, daß das ganze Wesen des Weibes bedingt ist durch die Mutterschaft. Aber wir fassen den Begriff hier, wo es sich um psychische Probleme handelt, als Qualität, als Wesensbestimmung; nicht als Hemmnis für die geistige Entwicklung, sondern als Wegweiser, in dem Sinne des Maxime du Camp: „Das Weib kann religiöse Keuschheitsgelübde ablegen, aber es ist zur Mutter geboren und bleibt Mutter, wenn auch die Verhältnisse das physische Gesetz ihres Geschlechts nicht achten.“ Diese Bedingtheit durch die Mutterschaft zeigt sich — wie auch hier wiederum das Einzelwesen abweichen möge — im Wesen der ganzen Gattung. Sie bringt in die weibliche Eigenart jenen bekannten Zug zum Persönlichen, Konkreten, jene schnellere und tiefere Fühlung mit menschlicher Eigenart; sie ist der Urgrund des psychischen Altruismus, des Mitleids, der Liebe, die auch in ihren geistigsten Formen die Züge des Weibes trägt. Sie stellt sie in Gegensatz zu der abstrakteren, spekulativen, auf das Systematische, Unpersönliche gerichteten Veranlagung des Mannes. Die intellektuellen Prozesse verlaufen bei beiden gleich; vielfach aber regen sie andere Centren an, lösen andere Verbindungen aus. Diese verschiedene Richtung ihres Interesses, ihres Gefühlsanteils, nicht ihre Gehirnstruktur an und für sich, bildet in der That so etwas wie eine geistige Grenzlinie zwischen den Geschlechtern; sie sichert dem einen hier, dem andren dort den Vorrang. Nur sind die Grenzlinien der Natur nicht durch feste Pfähle bezeichnet wie die der Menschen. Hinüber und herüber reichen die Varietäten. Wie weit sie im einzelnen vom Typus abweichen können, ist a priori garnicht zu bestimmen. Ehe Sonja Kowalewska den Lehrstuhl in Stockholm bestieg, hätte niemand einer Frau solche geniale Veranlagung für Abstraktionen, ehe Pestalozzi in Stanz wirkte, niemand einem Manne solche Mütterlichkeit zugetraut. Aber in der Gattung bleibt der Grundzug bestehen. Neben der einen Hypatia stehen als Zeitgenossinnen Tausende von begeisterten Jüngerinnen des emporsteigenden Christentums, d. h. neben der einen in spekulativen Abstraktionen aufgehenden Frau Tausende, die nicht in der theoretischen, sondern in der angewandten Ethik, in der ganz persönlichen Atmosphäre der Religion der Liebe ihr Lebenselement fanden. Man darf dreist behaupten, daß Hegel unter den Frauen nie Schule gemacht hätte. Der echte Mann wird ihnen das als Inferiorität auslegen; manche Frau möchte geneigt sein, es sich als Superiorität anzurechnen, daß sie rein dialektischen Turnkünsten und formalistischen Spitzfindigkeiten keinen Geschmack abgewinnen kann, wie denn auch Hippel, der den Sinn der Frauen für innere Wahrheit rühmt, mit Genugthuung bemerkt: „Auf die Schauessen der Philosophen nehmen sie keine Einladung an.“ Jedenfalls bevorzugen sie unter ihnen die konkretesten, persönlichsten, die den Problemen des wirklichen Lebens am meisten ihre Aufmerksamkeit zuwenden; nach den Aufzeichnungen eines großen Londoner Buchhändlers: Schopenhauer, Plato, Mark Aurel, Epiktet und Renan (den wir wohl kaum als Philosophen gelten lassen würden). Objektiv betrachtet, war der Hegelianismus mit seinen Begleiterscheinungen eben eine berechtigte Offenbarung

Digitized by Google

männlicher Eigenart. Daß aber etwas ebenso berechtigter kräftiger Wirklichkeitssinn keine ungesunde Gegenwirkung geübt hätte, dürfte heute wohl allgemein zugestanden werden.

Eine Fühlung mit den bisher erörterten Wahrheiten ist, wie wir schon mehrfach sahen, stets im Massenbewußtsein gegenwärtig gewesen, aber, seiner groben Struktur entsprechend, in übertriebener Form. Weil in der Mutterschaft das Gefühl seinen höchsten Triumph feiert, so entstand in der Auffassung der Masse der karikierende Gegensatz, der das Weib unaufhörlich am häuslichen Herde mit der Produktion und Verwertung von Gefühlen beschäftigt sein läßt, während der Mann die Welt der Ideen beherrscht. Es scheint manchmal, als sei der Mann ohne Herz und die Frau ohne Kopf unserem Volke ein Ziel aufs innigste zu wünschen. Selbst der feinfühlige Schiller kann die Frau nur in Thränen schwimmen lassen, während der Mann rastlos seines Traumes Bild durch entlegene Sterne jagt. Fein bemerkt dagegen Theobald Ziegler[1]): „Diese totale Differenz (zwischen Männern und Frauen) braucht doch quantitativ keine erhebliche, keine große zu sein. Die Differenz ist überall da, gewiß; aber daß die Gemeinsamkeit größer ist als sie, dafür bürgt schon der Gattungsname ‚Mensch'."

Diese Differenz, diese verschiedene Richtung des Interesses zieht sich nun zwar neben allem Gemeinsamen durch die ganze Lebensbethätigung der Geschlechter; aber eben sie ist es, die sie so vorzüglich zur gegenseitigen Ergänzung geeignet macht. Sie kann sie freilich auch auseinanderführen, wenn, wie bei uns in Deutschland, nur dieser Wesensgrundzug gepflegt und die beiden Geschlechtern gemeinsamen intellektuellen Anlagen in dem einen vernachlässigt werden; dann streben die Geschlechter auseinander wie nach dem Turmbau zu Babel die verschiedensprachigen Nationen; ein Vorgang, den man bei uns nach jedem Diner im kleinen beobachten kann.

Die Ergänzung der Geschlechter hat bisher nur im Hause stattgefunden, denn bis jetzt hat der Wesensgrundzug des Mannes, die Art, wie er die Dinge ansieht, als die für das öffentliche, d. h. das ganze außer dem Hause sich abspielende Leben allein maßgebende, allein berechtigte gegolten. Noch heute wird der Frau vielfach nur das Haus als Wirkensstätte zugestanden; höchstens giebt man ihr ein weiteres Feld, weil die Not es so will. Eine ganz andere, in sich selbst ruhende Auffassung der Dinge möchte doch ihre Berechtigung erweisen können. Dazu drängt folgende Gedankenreihe.

Die Eigenart der Frau hat die Familie und die Familienkultur erst geschaffen. Sie wäre undenkbar gewesen ohne ihre individuelle Art, die Dinge zu sehen und ohne jenen Zug zum Ideellen, den Buckle so fein hervorhebt. Diese Wirkung ist erst möglich geworden, als sie aus der Sklaverei heraustrat. Es scheint fast unmöglich, aus dieser Thatsache nicht einen weiteren Schluß zu ziehen.

Wem die Menschheitsgeschichte Entwicklungsgeschichte ist, der kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß alle eigenartigen edlen Kräfte der Menschheit dabei ins Spiel kommen, ihren Einfluß dabei üben müssen. Die der einen Hälfte liegen, so weit das öffentliche Leben in Frage kommt, brach. Und der Vergleich ist wohl nicht abzuweisen, daß im öffentlichen Leben genau dasselbe Element fehlte, das der Familie fehlte, ehe die Frau aus der Sklavin die gleichberechtigte Gefährtin wurde.

Unsere ganze Kultur trägt den Stempel der Einseitigkeit. Das empfinden wir trotz der ungeheuren Fülle der vom Manne geschaffenen Kulturwerte. Daß diese Einseitigkeit nicht noch starrer hervortritt, daß unsere Zeit vielmehr darnach ringt, auf

[1]) Die soziale Frage eine sittliche Frage. (Stuttgart, Göschen) S. 123.

Digitized by Google

allen großen Entwicklungsgebieten Reste des Barbarentums abzustoßen und mildere Einrichtungen zu schaffen, so daß das Schlagwort von der Feminisierung des modernen Lebens entstehen konnte, dürfte nicht zum kleinsten Teil auf den vom Hause aus geübten Einfluß der Frauen zurückzuführen sein. Eine Reinkultur männlicher Eigenart, freilich auf der Grundlage einer Volksbegabung, von der die Geschichte kein zweites Beispiel kennt, zeigt uns dagegen die alte Welt. Wenn wir in die Tiefe der Abgründe hinabschauen, die sich neben den Gipfeln feinster intellektueller und künstlerischer Kultur aufthun, so begreifen wir Morgans Auffassung, daß der Untergang der klassischen Civilisation ihrer Unfähigkeit, das Weib zu entwickeln, zuzuschreiben sei. Das unentwickelte Weib, dem das Geschlechtsleben Mittelpunkt des Daseins ist, zieht auch den Mann in den trüben Sumpf, in dem er sie vegetieren läßt. „Kann der Mann frei sein," ruft Shelley aus, „wenn die Frau Sklavin ist?"

Als entscheidender Einwand gegen das Verlangen der Frau, an der Lösung der Kulturaufgaben im öffentlichen Leben mitzuwirken, gilt der Satz von der Differenzierung und der daraus sich ergebenden Notwendigkeit der Arbeitsteilung, die von der steigenden Civilisation untrennbar sei. Der Satz ist unstreitig richtig; falsch und einer niedren Kulturstufe entsprechend ist nur der Gedanke, daß der Differenzierung eine mechanische Arbeitsteilung entspreche. Die Differenzierung ist gegeben in der Eigenart der Geschlechter; sie steigt mit erhöhter Kultur; der Mann wird immer mehr Mann, die Frau immer mehr Frau, während sich bei uncivilisierten Völkern die Typen verwischen. Man hat die erste mechanische Teilung so vollzogen, daß man der Frau das Haus, dem Manne die Welt gab; eine Teilung, die sich, obwohl damals geboten, als dauernde Einrichtung weder als gerecht und durchführbar, noch, nach dem Stande unsres öffentlichen Lebens zu urteilen, als vorteilhaft für die Gemeinschaft erwiesen hat. Eine mechanische Teilung der Aufgaben und Berufe in männliche und weibliche (die übrigens in der Praxis immer darauf hinauslaufen würde, daß alle Berufe männlich, und nur einige — nicht eben die ehrenvollsten und einträglichsten zugleich auch weiblich sein sollen) würde sich ebenso unergiebig erweisen und der steigenden Differenzierung wichtige Wirkungsweisen verschließen. Wir müssen von dem Gedanken loskommen, daß Arbeitsteilung und räumliche Teilung, Arbeitsteilung und Berufs- und Gebietsteilung sich deckende Begriffe sind. Richtig verstandene Arbeitsteilung läßt auf dasselbe Objekt die verschiedensten Kräfte aus der ihnen eigenen Richtung und nach Maßgabe der in ihnen liegenden Energie wirken, so lange diese Kräfte im stande sind, einander zu ergänzen. Und eben dieser Fall liegt hier vor. Wir brauchen nur einen Blick auf die vielumstrittenen Gipfel, auf das Berufsgebiet zu werfen, das man speziell als das höhere bezeichnet, um zu sehen, daß die Eigenart der Frau sich neben der des Mannes in ihrer Bedeutung behauptet und eben darum zu einer wichtigen Ergänzung auf diesem Gebiet beitragen kann. Was sie beim Lehrberuf und in der Medizin, die der persönlichen Einwirkung, der feinen Beobachtung und dem Interesse für das Ideelle und das Individuelle einen so weiten Spielraum gewähren, bedeuten kann, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. „Es wären", meinte Hippel vor nunmehr 105 Jahren, „der moralischen Karikaturen weit weniger, wenn wir uns entschließen könnten, dem weiblichen Geschlecht einen größeren Anteil an dem Unterricht und der Erziehung einzuräumen". Hippel will offenbar damit nur auf denselben Zug hindeuten, der die Frau in der Kinderstube so unersetzlich macht: das Verständnis für die Eigenart und ihre Entwicklung. Bis jetzt sehen wir nun

Digitized by Google

freilich wenig von einer weiblichen Sonderart beim Unterricht. Auch den Lehrerinnen steckt der Memoriermaterialismus unserer Zeit im Blut. Sie müssen sich zunächst von den Schlinggewächsgewohnheiten lösen, die sie auf sklavische Nachahmung des Überlieferten hinweisen, bis ihnen die Achtung vor dem Individuum, die Berücksichtigung des organischen Prinzips, das ihrer Eigenart näher liegen muß als der des Mannes, neue Wege suchen hilft. Zum Teil aber ist — auch das muß bedacht werden — ihre Nachahmung eine grundsätzliche und vollbewußte. „Wir müssen es machen wie die Männer, oder sie erkennen uns nicht an," das war das Prinzip der englischen Frauen bei Begründung ihrer Colleges. Ähnliche Grundsätze sind auch bei uns vielfach maßgebend und werden maßgebend bleiben müssen, so lange jede ganz auf der Eigenart der Frau beruhende unterrichtliche Leistung dem Mißtrauen und der Geringschätzung begegnet. Erst wenn man der Frau unter Beiseitesetzung des Prinzips der mechanischen Arbeitsteilung vollen Einfluß auf die öffentliche Erziehung gestattet, wird die wirkliche, der geistigen Differenzierung entsprechende Arbeitsteilung beginnen. Den reichen Errungenschaften, die wir dem Manne auf diesem Gebiet verdanken, wird dann erst die entsprechende Ergänzung werden können.

Und dasselbe gilt, so mitleidig mancher Mann dabei lächeln wird, vom Gebiet des Rechts, besonders in seiner praktischen Ausgestaltung. Es klafft ein weiter Riß zwischen dem geschriebenen und dem mit uns geborenen Recht. Wenn die Frau von heute, ohne tiefere Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung und darum ohne Achtung vor der historischen Bedingtheit alles Geschehens, zur Frau der Zukunft geworden sein wird, der geistige Kultur so wenig vorenthalten blieb wie dem Manne, so wird ihr lebhaftes Gefühl für das Persönliche, Konkrete unzweifelhaft für Rechts- und Verwaltungsgebiete eine willkommene Ergänzung zu der anders gearteten Auffassung des Mannes bieten. Das einseitige: fiat justitia, pereat mundus des Mannes und das ihm so oft entgegengehaltene ebenso einseitige: fiat misericordia, pereat justitia der Frau werden dann erst sich gegenseitig abtönen können. — Was endlich noch die Frau auf dem Gebiet der Kirche bedeuten, was sie als Seelsorgerin sein könnte, das hat einer unserer bekanntesten protestantischen Theologen vor kurzem erst bei der Eröffnung des Viktoria-Lyceums ausgeführt.[1])

So kann unsere Forderung nur sein: Gebt die mechanische Arbeitsteilung auf, damit die organische, die wesensgemäße Arbeitsteilung sich vollziehen kann. Gebt der Eigenart beider Geschlechter nebeneinander vollen Raum auf allen Kulturgebieten; nur dann wird sich herausstellen, wo etwa dennoch besondere Kräfte auch auf besondere Gebiete hinweisen; es liegt in der Natur der Sache, daß sie dann auch ohne mechanischen Stoß von außen her diese Gebiete mit Vorliebe aufsuchen werden.

Ich habe in meinen Ausführungen nur die Erkenntnis zu formulieren versucht, die sich, wie es mir scheinen will, langsam im Zeitbewußtsein durchzuringen strebt. Sie geht uns nicht ohne Kampf ein. Wie in der gallischen Ebene hören wir die Geister in den Lüften tosen. Es ist, als ob der Antagonismus der Geschlechter, die gegenseitige Abstoßung, die eine so charakteristische Erscheinung des unreifen Alters ist und die sich nachher in der Ehe in Liebe und Vertrauen löst, auch im Verhältnis der Geschlechter im großen eine Rolle spielen soll. Auch hier zeigt der Kampf die

[1]) Die Frau und die Religion. Von Professor Dr. Pfleiderer. Novemberheft der Zeitschrift: „Die Frau".

Digitized by Google

charakteristischen Zeichen der Unreife. Ein Pochen auf die eigene Kraft, die eigene Art; ein Mißkennen und zum Teil absichtliches Herabsetzen des anderen Geschlechts. Mit Ada Negri ruft die Frau, in der Maschinenära von mancherlei Hemmnissen befreit, ihr „Ego sum!“ in die Weiten; wie sie will sie

. . . . „kühn von Sinn,
Wie Donner in den Schwarm der Blöden schreien,
Der Boshaften: ‚ich bin!‘“

Der Mann erfährt, was ihm bisher noch nicht vorgekommen — als innerhalb seiner vier Wände: Kritik vom Weibe. Er rächt sich durch Schmähungen, ohne zu bedenken, daß er damit auch die eigene Mutter trifft; Strindbergs Gefolgschaft mehrt sich unter den „Jüngsten“. Er verspottet den Zug der Frau zum Persönlichen, der sich bei dem Mangel an edler Kultur nur zu leicht in Klatsch und Putzsucht äußert; sie aber höhnt seine Systemsucht, die in Schema F so herrliche Blüten treibt. „Die Frau ist die Versucherin, die Sünde, die Quelle der Degeneration, cherchez la femme“ — so hallt es im Chorus, dem des wandelreichen Ibsen letzte Schöpfung, Gabriel Borkman, kräftig sekundiert: „O diese Weiber! Das Leben verderben und verdrehen sie uns! Sie verpfuschen uns unser ganzes Schicksal — unsern ganzen Siegeslauf!“ und nicht minder kräftig schallt es zurück aus dem Munde Sibilla Dalmars[1]): „Was für ein merkwürdiges Geschlecht sind die Männer! . . . Sie kommen mir alle so tierverwandt vor!“

Das sind die Stürme einer Frühlingswende. Sie brausen mit Macht durch die Wipfel. Sie spielen auch hie und da ein kindisches Spiel, halbdürre Äste trotzig knickend. Wie der Backfisch sich wohl knabenhaft geberdet, bis ihm plötzlich das Bewußtsein glutrot ins Antlitz steigt: Du bist ein Weib! so sehen wir in der jungen Bewegung der Frauen manchmal auch männliche Art. Weil sie die innere Unwahrheit der ihnen immer wieder aufgedrängten Überlieferungen über das Wesen des Weibes abweisen, so meinen manche eine ganz besondere Unabhängigkeit des Denkens zu zeigen, wenn sie das genaue Gegenteil von dem thun, was bisher Frauenart war, und weil Justus Mösers gute Selige ein Fossil ist, so meinen sie behaupten zu müssen, die Hausfrau und Hausmutter sei überhaupt ein Fossil.

Es ist kaum ehrlich vom Manne gehandelt, den die Geschichte auf allen Blättern lehrt, was Entwicklung bedeutet und der sich selbst jeden Entwicklungskampf auch in den häßlichsten Formen zu gute hält, diese Kinderkrankheit so ernsthaft zu nehmen und aus dem bißchen kindischen Gebahren einzelner der Menschheit den Verlust ihrer weiblichen Hälfte zu prophezeien. Diese Entwicklungskrankheit ist schon jetzt im Abnehmen. Denn überall wächst in den Frauen der Mut der Selbstbehauptung, der Mut, zu betonen: „Ich bin anders als ihr; eben deswegen gehöre ich an eure Seite, nicht nur im Hause, sondern überall da, wo meine Eigenart not thut im Leben, überall, wo es gilt, Probleme zu lösen zur geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Förderung eines Geschlechts, das meines so gut ist wie eures. Das, was ihr könnt, schätze ich hoch; aber nie und nimmer könnt ihr mich ersetzen.“ So klingt ihr Ruf, und die Zeit ist nicht ferne, wo er gehört wird.

Es ist immer mißlich, Wahrscheinlichkeitsbilanzen für die Zukunft zu ziehen. Und dennoch lockt die Frage, wie die organische Arbeitsteilung im großen wirken werde, zu

[1]) Roman von Hedwig Dohm. Berlin, S. Fischer.

Digitized by Google

einem bescheidenen Versuch. Handelt es sich dabei doch nur um letzte Folgerungen aus gegebenen Prämissen.

Wollten wir uns zwar ein deutliches Bild der Beteiligung der Frau an der Berufsarbeit und an den praktischen Gemeinschaftsinteressen machen, denen sie bisher so gut wie ganz fern steht, so müßte der Versuch versagen, weil für die Fülle der hier zu berührenden Beziehungen die Voraussetzungen zu wenig klar liegen. Da aber bald die männliche, bald die weibliche Eigenart auf diesen Gebieten einen Vorzug sichert, so scheint der Schluß erlaubt, daß bei fortschreitender Unbefangenheit des Denkens an die Stelle der anerzogenen, verallgemeinernden Schätzung, die dem Manne jetzt noch den unbedingten Vorzug vor der Frau sichert, je länger, je mehr die vom Geschlecht unabhängige Schätzung individueller Eigenschaften mit den daraus erwachsenden Konsequenzen treten wird.

Auf zwei anderen Gebieten scheinen die Dinge klarer zu liegen. Es dürfte wohl nur Unwissenheit oder Selbsttäuschung leugnen wollen, daß auf dem Gebiet rein theoretischer oder technischer Wissenschaft, was auch die Frau der Zukunft an wichtiger Ergänzungsarbeit darauf leisten möge, den Vorrang als Gattung der Mann behaupten wird. Denn hier liegt die ganze Wucht seiner Anlage und seines Interesses. Aber der Satz hat sein notwendiges Korrelat. Wenn sich Sokrates für seine Lehre, Archimedes für seine Zirkel, Giordano Bruno für seine Philosophie töten ließ, so fand man bei den Ausgrabungen in Pompeji die Leichen der Mütter schützend über ihre Kinder gebeugt, so starb Arria dem Pätus zu Liebe; so opferte sich, in steter Erweiterung des Mutterschaftsgedankens, die heilige Elisabeth für ihre Armen, Florence Nightingale für ihre Kranken, Elisabeth Fry für die Gefangenen, Frances Willard und Josefine Butler für den Kampf gegen menschliches Laster. Und ob sich zwar rechts und links Namen des anderen Geschlechts anreihen lassen würden, welche die Gleichung modifizieren, so sind doch damit die Brennpunkte bezeichnet, um die das geistige Leben der Geschlechter kreist. Und da die Mutterschaft, so einseitig sie sich bis heute entwickelt hat, der Urquell alles socialen Denkens ist, der in diesen großen Gestalten zu mächtiger Lebensäußerung gelangt, so scheint mir aus der ganzen bisherigen Erörterung der Schluß hervorzugehen: überall da, wo es sich um ein lebendiges, hilfreiches Wirken von Mensch zu Mensch und für Menschen handelt, um die ganze weitverzweigte Thätigkeit, die wir unter dem Namen sociale Hilfsarbeit zusammenzufassen pflegen, da ist, wie schätzenswert und wichtig die Mitarbeit des Mannes sein mag, die königliche Domäne der Frau der Zukunft.

Wer schematisch zeichnet, weiß wohl, daß die Wirklichkeit sich viel mannigfaltiger gestaltet als sein Schema. In ihr wirken nicht Geschlechter, sondern Individuen auf- und miteinander, nicht nur typische Gestalten, sondern in unendlicher Reihe, bis zur völligen Umkehrung des Typus, abgewandelte Varietäten; hier durchbricht das Genie alle Berechnung, hier wirken aber auch nicht nur Träger der edelsten Eigenschaften, sondern auch solche der niedrigsten und gemeinsten Triebe. Aber aus der Höhe gesehen, erscheint auch die Landschaft voll individuellster Züge, mit Gipfeln und Abgründen, als — Landkarte.

Der dem Manne auf dieser Landkarte zugewiesene Besitzstand wird kaum angefochten werden; denn hinter ihm steht beweiskräftig eine große Vergangenheit. Wenige aber wollen heute an die sociale Mission der Frau glauben; selbst ihre Mitwirkung auf ihrem ureigensten Gebiet weist man bei uns noch vielfach mißachtend zurück.

Digitized by Google

Der Grund ist nicht schwer zu erkennen. Die Not der schweren Zeit, die das aufgehende Jahrhundert lähmte, lag doppelt schwer auf der Frau. Ein enger Familienegoismus mußte ihr zur Tugend werden. Er versperrt ihr noch heute den Blick auf ferne Gipfel, er lähmt ihr Interesse für weitere Kreise und hat ihre Mutterschaft zur Karikatur werden lassen. Und die schon für eine Erweiterung dieser Mutterschaft gewonnen sind, haben vielfach den Aberglauben noch nicht abgestreift, daß sie auf Grund ihrer bloßen Mutterschaftsinstinkte für die sociale Arbeit verwendbar seien und schädigen sie nicht selten durch thörichtes Dilettieren. Sie sind durch diese Instinkte nicht einmal ihrer Aufgabe als Mütter gewachsen. Erst das durch Vernunft kontrollierte und durch geistige Kultur geklärte Gefühl macht sie — in Verbindung mit tüchtiger praktischer Schulung — zur Lösung beider Aufgaben fähig.

Herbert Spencer setzt einmal auseinander, wie dem Studium der Sociologie der Erwerb einer geeigneten Art zu denken vorausgehen müsse; sie sei nur durch ein orientierendes Studium zu erlangen, bei dem eine Wissenschaft die andere korrigiere. Was vom Studium der Sociologie, d. h. aller Beziehungen innerhalb des Gemeinschaftslebens gilt, das gilt mit entsprechender Begrenzung auch vom Handeln auf diesem Gebiet. Wer nicht im stande ist, die Verkettungen wenigstens annähernd zu übersehen, die zwischen den einzelnen Teilgebieten hin- und herlaufen, kann auf keinem dieser Teilgebiete erfolgreich wirken. Und das gilt leider noch vielfach von der Frau. Will sie in der Armenpflege — um das Gebiet zu nennen, wo man ihrer am dringendsten bedarf — über Augenblickswirkungen im kleinsten Kreise hinaus, hinaus über den so häufig gedankenlos aufgenommenen Kampf gegen Symptome, deren Ursachen bestehen bleiben, so muß sie über sich selbst hinaus. Gewiß ist es schön und beherzigenswert, wenn Ada Negri der einsamen Frau rät: „Liebe, die da leiden und nicht hoffen; du Schwache und Einsame werde stark und mächtig für die Schwachen und Einsamen.“ Aber die wirksamste Hilfe, die sie bringen kann, ist, die nicht Hoffenden zu Hoffenden zu machen, die Schwachen zu stärken und ihnen zu einer Entwicklung zu verhelfen, die sie zu einer ihnen gemäßen Wirksamkeit im Leben gelangen läßt. Und diese wirksamste Hilfe ist mit gutem Willen und warmem Herzen allein nicht zu leisten. Wenn die Frau anderen helfen will, sich zu entwickeln und zu einem gereinigten Willen zu gelangen, so muß sie erst sich selbst entwickeln in der Schule des Denkens und des Thuns unter eigener Verantwortung. Und wenn aus dieser Schule ihre Eigenart potenzierter, edler, feiner hervorgegangen sein wird, dann wird man an die Frau glauben nicht nur als Mutter der Familie, sondern als Mutter der Menschheit.

Zur Blüte gelangen kann aber diese edlere Kultur nur in der Freiheit. Und wenn sie, die die Eigenart des Mannes entwickelte und ihn zu bewußter Selbstbehauptung erzog, auch die der Frau gereift haben wird, wenn beide Hälften des Menschengeschlechts zu ihrer vollen Bestimmung herangewachsen sind, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo die Grenzlinien, die heute noch trennen, zu Verbindungslinien werden, wo man die Verschiedenartigkeit der Geschlechter auch für die gemeinsame Kulturarbeit als Segen empfinden und die thörichte Frage nach der Mehr- oder Minderwertigkeit der Geschlechter — auch sie ein Symptom einer Kinderkrankheit — nicht mehr aufgeworfen werden wird, da jedes weiß, daß es bei aller Gemeinsamkeit im andren auch etwas Eigenes, Köstliches, nicht zu Ersetzendes besitzt. Das ist der Augenblick, wo Olive Schreiners Traum in Erfüllung geht: „Mir träumte, ich sehe ein Land. Ueber die Höhen wanderten wackere Männer und Frauen, Hand in Hand.

Digitized by Google

Sie schauten einander in die Augen und fürchteten sich nicht. Auch sah ich, wie die Frauen einander bei den Händen hielten. Und ich sagte zu meinem Gefährten ... ‚Wann wird das so sein?'

Und er antwortete: ‚In der Zukunft!'"

Ins Leben verirrt.

Roman

von

Maria Janitschek.

Nachdruck verboten.

I.

Frau Camilla sah sich forschend im Zimmer um.

„Haben wir auch nichts vergessen? Hast du alles?"

„Nein, etwas ist nicht miteingepackt worden."

„Siehst du wohl, ich dachte es mir gleich. Was denn?"

„Der Beutel mit den Dukaten."

„Ach du Hans Narr." Sie beugte sich über den Koffer, drückte mit ihren kräftigen Händen den Deckel herab, drehte den kleinen Schlüssel um, und überreichte ihn dem Sohn.

„So."

„So."

Er heftete seine Augen auf die Mutter.

Sie stand kerzengrade aufgerichtet vor ihm.

So blickten sie einander einige Sekunden lang an. Dann nahm er Hut und Ueberzieher vom Kleiderrechen und reichte der Mutter die Hand.

„Adieu."

„Behüt dich Gott, Lorenz."

Ihre Stimme klang gleichmütig, nur ein ganz scharfes Ohr vernahm das Zittern daraus.

„Und jetzt linksum, marsch," kommandierte er lächelnd.

Sie wandte sich der Tiefe des Zimmers zu; er schritt hinaus.

Von unten hörte man den Dienstmann heraufkommen, der den Koffer zur Bahn bringen sollte. Frau Zellner sprang zur Thür.

„Lorenz!"

Der Sohn wandte sich stirnrunzelnd um.

„Ach was, Flausen. Meinst wohl, ich heulte dir was vor. Dein Motto will ich dir in Erinnerung bringen, deinen Wahlspruch: ‚Greif zu!'"

„Greif zu!" rief er davoneilend zurück.

Als der Koffer fortgebracht war, lehnte sich Frau Camilla an den Ofen in der Ecke und überblickte das plötzlich still gewordene Zimmer. —

Einmal hatte es kommen müssen, daß er fortging. Und es war garnicht so früh gekommen. Er zählte vierundzwanzig Jahre. Vor vier Jahren hatte er das Maturitätsexamen abgelegt, dann sein Freiwilligenjahr absolviert und noch etliche Semester Vorlesungen an der Universität gehört. Schließlich gemahnten ihn seine Verhältnisse, die durchaus keine glänzenden waren, rasch an einen Verdienst zu denken. Er wollte aus Breslau hinaus, denn er fand, daß das Zusammenhocken mit der Mutter nichts tauge. Er sehnte sich nach fremden, größeren Verhältnissen. Er wollte Neues kennen lernen. Vorläufig gedachte er in das Nachbarland Österreich hinüber zu wandern und sich dort,

Digitized by Google

etwa in Wien, irgend eine Stelle als Schreiber oder Buchhalter oder ähnliches zu suchen. Nur für einstweilen, um Zeit zu gewinnen sich umzusehen. Er war sehr kühl, sehr klug und überlegt, besonders für sein Alter. Vielleicht gab ihm das Bewußtsein seiner tüchtigen Fähigkeiten diese Sicherheit. Wahrscheinlicher indeß war, daß er seine Selbstüberzeugung, sein Feldherrntalent, die Dinge kaltblütig zu überschauen und zu seinen Gunsten auszubeuten, von seiner Mutter überkommen hatte.

Sie war eine kluge Frau. Noch halb Kind, war sie schon in fremder Leute Dienst gekommen und hatte die verschiedensten Ansichten in sich aufgenommen, die ihrem ehrlichen, naiven Gemüt oft viel zu denken gaben. Später lernte sie erkennen, daß gute Leute für dumm angesehen wurden, und daß man sie demgemäß behandelt. Sie wurde stacheliger, streifte ihre Bescheidenheit ab und gab sich ein selbstbewußtes Ansehen.

Mit den Jahren arbeitete sie sich zum Rang einer „Wirtschafterin" hinauf und kam als solche in das Haus eines Professors. Hier mußte sie mit den mannigfaltigsten Menschen verkehren und war oftmals Zeuge wissenschaftlicher Gespräche und Debatten, wenn sie bei Tisch aufwartete oder neben dem Zimmer zu thun hatte, in dem der alte Herr seine Studenten empfing.

Hier im Hause war es auch, wo sie die Bekanntschaft eines der Universitätspedelle machte, der ihr seine Hand anbot. Er war ein ordentlicher, braver Mensch, und sie überlegte nicht lange, sondern heiratete. Zwei Jahre darauf wurde sie Mutter.

Lorenz blieb ihr einziges Kind. Natürlich war es seit seiner Geburt ihre feste Absicht, einen berühmten Mann, einen großen Gelehrten aus ihm zu machen. Als er siebenjährig in die erste Volksschulklasse kam, glitt sein Vater eines Abends auf dem Eise aus und brach sich eine Rippe. Daraus entwickelte sich eine langwierige Krankheit, die mit seinem Tode endigte.

Frau Camilla verlor den Kopf nicht; sie eröffnete einen Buchbinderladen, um für Lorenz die Mittel zu seinem Studium zu erwerben. Er lernte brav, verließ die Volksschule mit guten Zeugnissen und kam ins Gymnasium.

Als er älter wurde und in die Periode kam, wo der Schüler mit nachsichtigem Lächeln über seine Eltern und Lehrer urteilt und sich klüger dünkt als die sieben Weisen Griechenlands zusammen, machte sie ihm keine moralischen Vorstellungen. Je heftiger und pathetischer er ihr seine Weltverbesserungspläne vordeklamierte, um so lauter applaudierte sie, um so mehr gab sie sich den Anschein ihn zu bewundern.

Etliche Jahre später warf er sich einmal mit schallendem Lachen an ihre Brust. Er hatte ihre Taktik durchschaut. Sie war ganz unglaublich klug, diese Mutter.

Als er vom Gymnasium abzog und auch sein Freiwilligenjahr beendet hatte, bewog er sie, das Geschäft aufzugeben.

Sie mieteten sich zwei Stübchen. Er besuchte die Universität und belegte verschiedene Fächer. Aber nach vier Semestern gab er die begonnenen Studien auf.

„Ich bin zu hungrig nach dem wirklichen Leben, Mutter," sagte er ihr. „Wozu soll ich darauf hinarbeiten Privatdozent zu werden, dem eventuell jahrelang das Vergnügen blüht, die Herren Studenten in den Vorhöfen der Wissenschaft spazieren zu führen, für welchen Dienst ihm der Staat nicht so viel bezahlt als ein Kinderfräulein bei seiner Herrschaft verdient."

Das war freilich eine bittere Enttäuschung für Frau Camilla. Hatte sie doch schon im Geist den marmornen Sockel erblickt auf dem die Büste ihres berühmten Sohnes prangte. Aber sie faßte sich schnell.

„Was willst du thun?" fragte sie, ihr von vielen Falten gefurchtes Gesicht zur Heiterkeit zwingend. Sie war hoch und schlank und besaß jetzt noch prachtvolles blondes Haar.

„Was ich thun will?" meinte damals Lorenz — „vor allem weg von hier! dann arbeiten, mit der Hand, mit dem Kopf, wie's kommt. Geld verdienen, die Welt kennen lernen, mich weiter bilden."

„Dann thu's," sagte sie frisch.

Die beiden verstanden sich immer vortrefflich. Sie wußte genau, daß er nicht verkommen würde; war er doch ihr Sohn!

Ohne lange Beratungen entschied er sich nach Wien zu gehen, und sie sagte ihr Ja und Amen dazu. —

Digitized by Google

Und nun war er fort. — — —

Sie strich sich über die Stirne und begann an das Aufräumen der Zimmer zu gehen. Dabei summte sie ein altes Lied vor sich hin.

II.

Indessen fuhr Lorenz, in eine Ecke des Coupés gedrückt, der Hauptstadt Österreichs zu. Er war ganz allein in dem Abteil des Wagens und konnte ungestört seinen Gedanken nachhängen.

„Greif zu," hatte sie ihm nachgerufen. Das zu thun, würde er sicher nicht unterlassen. Er zog einen kleinen Taschenspiegel heraus und betrachtete sich. Er war ein merkwürdiger Bursche.

Eigentlich sah er viel älter aus als er war. Sein schmales, langes, blasses Gesicht, mit dem leise ironischen, überlegenen Zug um den Mund und dem charakteristischen Kinn, von dem er sorgfältig jedes Barthaar entfernt hielt, erzählte von den Erfahrungen eines reifen Menschen.

Nur seine hochaufgeschossene, schlanke, noch unentwickelte Gestalt verriet seine Jugend.

Mit dem kalten prüfenden Blick der grauen Augen, — sie glichen genau denen der Mutter — betrachtete er sich.

Dann lächelte er ein wenig, wobei seine weißen, spitzen Zähne zum Vorschein kamen, und steckte den Spiegel wieder in die Rocktasche zurück.

Später schloß er die Augen, nicht etwa um zu schlafen, sondern um die Bilder, die er sich von seiner Zukunft entrollte, deutlicher zu sehen. Er machte sich durchaus weder schwarze noch goldne Bilder von dieser Zukunft. Vorerst würde er die erste beste Stellung annehmen, die sich ihm bot, um den Boden der Großstadt kennen zu lernen. Dann würde er ruhig und sicher weiter operieren.

Am meisten Lust hatte er zur Landwirtschaft, weil man da sämtliche Fähigkeiten in sich ausbilden und ausleben konnte. Man mußte Tierarzt und Gärtner, Schreiner und Küchenmeister sein, vor allem aber Menschenkenner. Menschenkenner. Dies war ihm die höchste Kunst unter allen. Wenn er mit der Zeit eine Stellung auf einer großen herrschaftlichen Domäne erhielt, wäre sein lebhaftester Wunsch erfüllt. Und selbstverständlich würde er die finden; nur ein wenig Geduld im Anfang. Neben seiner Augenblicksstellung nahm er sich vor, tüchtig zu lesen und zu lernen, eventuell, wenn es seine Zeit erlaubte, ein oder die andere Vorlesung zu besuchen.

Mit der Summe, die ihm seine Mutter gegeben hatte — es waren hundert Mark — wollte er um jeden Preis durchkommen, bis er sein erstes Gehalt erhielt.

Die Mutter mußte sehr, sehr knausern, um mit den Zinsen ihres winzigen Vermögens auszureichen. Aber sie brachte es fertig, denn sie war eine vorzügliche Hausfrau.

Nebenbei konnte sie ja, wenn sie Lust hatte, sein Zimmer vermieten, was ihr auch etwas weniges abwarf. Er würde keinen Pfennig mehr von ihr annehmen, das stand fest bei ihm. Erhielt er soviel Gehalt, daß er, ohne selbst zu darben, ihr etwas davon schicken konnte, so würde er dies sofort thun. Denn er hatte sie lieb, seine Mutter, mit einer klaren, kalten, vernünftigen Liebe, die aber sehr kräftig war.

Indessen sauste der Zug weiter und weiter. Durch saubere Kirchspiele und elende Dörfer, an einigen größeren Städten vorbei, durch Wiesen und Felder, an kleinen Flüßchen und breiten Strömen ging sein Weg hin.

Und endlich war die deutsche Heimat überschritten und die schwarzgelben Pfähle flogen vorüber. Die Ortschaften lagen dichter gesäet bei einander. Zahlreiche Kirchtürme in den Weilern und Flecken bewiesen, daß man sich im Lande des Katholicismus befand. Bald gewannen die Dörfer ein immer eleganteres Aussehen, die Landstraßen sahen besser gepflegt aus, und endlich tauchte sie empor, die bis ins Herz geschminkte Schöne mit der koketten Treuherzigkeit: Wien, die Reichshauptstadt Österreichs.

Elastisch schwang sich Lorenz, seinen kleinen Koffer am Griff packend, aus dem Coupé.

Er stieg in einen Omnibus, der ihn in ein Hotel zweiten Ranges brachte. Schon lange vorher hatte er dieses Hotel aus dem Bädeker, den ihm die Mutter nagelneu geschenkt, zu seinem Absteigequartier gewählt. Es hieß „Zum Anker", was ihm eine gute Vorbedeutung zu haben schien.

Digitized by Google

Er fuhr durch etliche lange Straßen, in denen sich eine geräuschvolle Menschenmenge dahindrängte, und landete endlich in einem dunklen Hofzimmer, dessen geöffnete Fenster warme Düfte von zwiebelreichem Gulasch bereinließen.

Aber es war sauber und reinlich in dem Stübchen, und Lorenz streifte mit einem Seufzer der Erleichterung seinen Ranzen ab.

Eine halbe Stunde später saß er in dem langen, schmalen, durch Gasflammen erhellten Restaurationslokale zu ebener Erde und ließ seine Augen suchend über die Speisekarte gleiten. Die Speisenbezeichnung im österreichischen Dialekt machte ihm einiges Kopfzerbrechen. —

Indessen trat Gast auf Gast ein. Es schienen meist Reisende größerer Kaufhäuser zu sein; aber auch kleinere Beamte, sogar etliche Offiziere in Civil, deren elegante Haltung ihren Stand verriet, fanden sich ein. Die Küche im „Anker" erfreute sich eines guten Rufes, auch herrschten mäßige Preise da. Nach kurzer Zeit hatte sich der nicht besonders große Raum vollständig mit Gästen gefüllt.

Lorenz aß; später zog er seinen Bädeker heraus und studierte die Karten. Aber bald begannen die feinen Linien vor seinen Augen zu verschwimmen, er fühlte sich müde werden und begab sich auf sein Zimmer hinauf, um sich tüchtig auszuschlafen.

III.

Am nächsten Tage stand er zeitig auf, frühstückte, und machte einen langen Spaziergang.

Die Stadt gefiel ihm. Auch die Leute. Sie machten alle Feriengesichter und schienen sehr zufrieden zu sein. Viele Elegants in schlottrigen Hosen und blanken Cylindern flanierten in den Straßen herum. Etliche gefielen sich darin, wie ältere Babies gekleidet zu gehen. Sie trugen kurze weiße Flanellanzüge, schwarze Lackschuhe und auf dem Haupte weiche Mützchen.

Lorenz spähte vergebens nach einem Charakterkopf. Auch bei den ihm begegnenden Frauen. Die meisten waren hübsch, aber ohne Merkmale irgend welches inneren, geistigen Lebens. Glatte Gesichter, enggeschnürte Taillen und gut sitzende Toiletten, mehr sah er nicht.

Auf diesem Boden mochte wohl keine Charlotte Corday, kein Giordano Bruno gedeihen.

Kaltes, hartnäckiges Festhalten eines Zieles, Sterben dafür, wenns nicht anders ging, schien nicht die Sache dieser behaglichen, sich in etwas theatralischer Pose gefallenden Leutchen zu sein. —

Abends besuchte Lorenz das Opernhaus. Später empfand er Katzenjammer darüber. Erstens reute ihn sein Geld; die Plätze in der Oper schienen offenbar nur für sehr vermögende Leute bestimmt zu sein; zweitens ärgerte er sich über seine eigne Inkonsequenz.

Er war im Grunde der Musik als einer „entnervenden, verweichlichenden und gänzlich unnützen Kunst" feindlich gesinnt. Aber hie und da trieb ihn eine Art Neugierde in musikalische Aufführungen. Er kam da immer auf einen ihm neuen Boden und genoß die anregenden Überraschungen, die ein Reisender in fremdem Lande erlebt. —

Am dritten Tag, während er im dichten Menschengewühle des Stadtparks Gesichtsstudien machte, packte ihn plötzlich die Vorstellung, daß sein angenehmes Faullenzerleben hier, indem er „brotlose Künste" studierte, ein Ende haben müsse.

Er machte sofort allerlei Pläne. Zuerst konnte er ja durch die Zeitung versuchen, eine Stellung zu finden. Entweder er fand unter den ausgeschriebenen Stellen eine, die ihm zusagte, oder er annoncierte selbst, oder aber er wandte sich an ein Vermittelungsbüreau. Jedenfalls wollte er den nächsten Tag frisch ans Werk gehen.

Am andern Morgen beim Frühstück ließ er sich die neuesten Journale vorlegen. Er überflog die Inserate und mußte über sich selbst lachen, wie er gleich einem kleinen Dienstmädchen die letzte Seite der Zeitungen studierte.

Bleichsucht wird geheilt . . . Sicherer Lotteriegewinn . . . Schmerzlose Zahnoperationen — Gutsitzende Stiefel — Falsche Glasaugen, absolut unkenntlich — Eine junge Witwe ohne Anhang — Bandwurmpastillen — Lotte, kehre zurück! — Ein junger, zukunfts-

Digitized by Google

reicher Tenor sucht behufs späterer Verehelichung eine reiche ältere — Koche mit Gas! — Ein altadeliger Herr ohne Vorurteile — Ein Kassierer, der tausend bis zweitausend Gulden Kaution hinterlegen kann, findet — Ein junger Mann, im Porzellanmalen geübt — Bibliothek: Auf einem Gute, etliche Stunden hinter Güns bei Nagy-Faludy ist eine größere Bibliothek zu ordnen und zu katalogisieren. Die Arbeit würde ein bis zwei Monate in Anspruch nehmen. Geneigte Reflektanten wollen ihre Gehaltsansprüche und einige Personalia an die Verwaltung des Gutes, Victor Semler, Kiraly-Somogyi übermitteln.

Lorenz Wangen färbten sich rot.

War das ein seltsamer Zufall! Das kam ja wie gerufen. Potztausend!

Er ließ sich Papier und Schreibzeug geben und schrieb sofort an den wohlgeborenen Herrn Semler auf Schloß Kiraly-Somogyi.

Seine „Personalia" faßte er kurz zusammen. Maturitätsexamen, Einjährigen-Freiwilligen-Jahr, schon die Absicht gehabt, sich als Amanuensis an der Bibliothek seiner Vaterstadt niederzulassen, also bereits etwas Verständnis für Bücherei. Gehaltsansprüche: hundert Mark monatlich, was etwa sechzig Gulden gleichkomme. Entscheidung umgehend erbeten.

Lorenz konnte es nicht leugnen, daß er mit ein wenig Aufregung der Antwort entgegensah. Es war ja der erste Griff, den er ins Leben hinaus thun wollte. Wenn er glückte! Freilich, eine nicht geringe Keckheit war's von ihm, in einem ungarischen Hause eine Stellung annehmen zu wollen.

Aber sein Bädecker beruhigte ihn darüber. Die Gegend um Güns war noch sehr stark mit deutschem Element durchsetzt. Und ein ungarisches Wörterbuch würde ihn ja die notwendigsten Umgangsformeln in dieser Sprache lehren.

Wenn ihm der Versuch gelang! In einer Bibliothek zu arbeiten, war ja schon längst sein Wunsch. Und sollte auch der materielle Gewinn hinter dem geistigen zurückbleiben. Er träumte von langen Tagen und noch längeren Nächten, in denen er aus reichen Wissensquellen schöpfen durfte und schöpfte. Er träumte von einer neuen Welt, in die er nun blicken würde. Neue Verhältnisse, neue Menschen. Und er wußte, es würde sich gut für ihn gestalten, was auch kam. Einem Siegesgewissen fällt ja immer der Sieg zu. Und siegesgewiß war er. Er besaß die kaltblütigen, bewußten Augen, die das Raubtier Leben zu bändigen verstehen. —

Am zweiten Tag hielt er die Antwort aus Nagy-Faludy in Händen.

„Sofort kommen; Reiseentschädigung wird nach der Ankunft vergütet."

Er packte seine Habseligkeiten ein und fuhr ab.

IV.

Nach einer Fahrt durch eine wenig reizvolle Gegend hielt der Zug in Nagy-Faludy. Die letzte Stunde bis zum Schloß mußte im Wagen zurückgelegt werden. Stand etwa die alte Kalesche von vorsintflutlichen Dimensionen, die neben dem Bahnhofgebäude hielt, zu diesem Zweck bereit?

„Ich soll einen Herrn Doktor aus Wien abholen," sagte ein älterer Mann, auf Lorenz zutretend, in gutem Deutsch; „sind Sie etwa der Herr Doktor?"

„Ein Herr Doktor bin ich zwar nicht, wohl aber der Mann, der die Bibliothek ordnen soll. Und ich wollte wetten, Sie sind Herr Semler, der Verwalter. Irre ich mich?"

Der Alte, von dem freundlichen Ton des fremden Herrn angenehm berührt, verneigte sich.

„Ja, ich bin der Verwalter; dürfte ich bitten einzusteigen?"

Der Kutscher, ebenfalls kein Jüngling mehr, lüftete höflich den Hut. Semler setzte sich mit einem höflichen: „mit Ihrer Erlaubnis" — Lorenz gegenüber in die geräumige Karosse. Dann zogen die beiden Gäule an und fort gings auf schmalem Wege zwischen Feldern und Wiesen hin.

Zellner begann ein Gespräch mit dem Alten und fragte ihn verschiedenes über seine Herrschaft aus. Der Graukopf antwortete ziemlich einsilbig und sprach nur von der „Frau Baronin"; seines Herrn erwähnte er nicht.

„Hat Frau Baronin Somogyi Familie?" fragte Lorenz.

„Nein, sie steht ganz allein."

„Auch keine Kinder?"

Digitized by Google

„I bewahre, der Herr war ja gelähmt."

„Er war gelähmt, ist er genesen?"

Der Verwalter schüttelte den Kopf. „Er ist seit zehn Jahren tot."

Nachdem sie weite Strecken fruchtbaren Landes zurückgelegt hatten, kamen sie an ein Wäldchen, das, je weiter sie fuhren, um so dichter und größer zu werden begann. Schließlich umgab sie von beiden Seiten eine üppige Baumwildnis, zwischen der sich die schmale, gutgehaltene Fahrstraße hindurchzog.

Plötzlich fing der Kutscher an mit der Peitsche zu knallen; sie kamen an eine Lichtung, der Wald hatte sich in einen Park verwandelt, aus dessen alten Bäumen ein graues Gebäude hervorschimmerte. Sie fuhren durch ein hohes offen stehendes Gitterthor, dann durch eine kurze Allee von verkrüppelten uralten Eschen, dann hielten sie vor dem Schlosse.

Es war ein alter Barockbau, zweistöckig, mit vielen Fenstern, von denen die obersten erblindet schienen. Rings davor, wie eine alte riesige Wache stand eine Gruppe Edelpappeln, die grünliche Scheine auf das Glas der Fenster warf. Eine breite, von Moos eingefaßte Steintreppe führte zum Eingang, über dem ein altes Steinwappen angebracht war.

Lorenz schwang sich leicht aus dem Wagen. Eine bejahrte Frau in dunklen Kleidern kam ihm entgegen und verbeugte sich.

„Der Herr Doktor aus Wien? Bitte, kommen Sie."

Sie führte ihn durch ein riesiges Entree über eine breite, mit Teppichen belegte Treppe. Oben nahm sie ein geräumiger Korridor auf, dessen Wände alte Stiche und Radierungen schmückten. Vor einer der Thüren hielt die Frau an und öffnete sie.

„Hier, bitte, Herr Doktor, ist Ihr Zimmer. Hier ist ein Glockenzug. Wenn Sie etwas bedürfen, klingeln Sie. Ich bin Frau Semler, die Verwalterin. Wenn Sie etwas wünschen, wenden Sie sich nur an mich. In zwei Stunden wird die Frau Baronin Sie empfangen. Bitte, klingeln Sie, wenn Sie zum Hinabgehen bereit sind."

In diesem Augenblick brachte der Kutscher Lorenz' Koffer und stellte ihn behutsam in eine Ecke. Lorenz dankte der Frau, dann schloß sich die Thür, und er war allein.

Das erste, was ihm in die Augen fiel, war ein gedeckter, in der Ecke stehender Tisch, auf dem sich eine Flasche Wein, ein kaltes Huhn, Brod und Butter befanden. Eine angenehme Entdeckung, dachte Lorenz, und machte sich schleunigst, nachdem er sich die Hände gesäubert, ans Essen.

Während er speiste, ließ er seine Blicke durch das Zimmer spazieren.

Es war sehr hoch, mit gewölbter Decke, und trug fahl gewordene Damasttapeten. Die Möbel waren von dunklem Leder. Ein Himmelbett mit moosgrünen Seidenvorhängen stand in einer Ecke. Etliche unbedeutende Ölgemälde, Landschaften darstellend, hingen an den Wänden. Da sich kein Ofen in dem Gemach befand, so schloß Lorenz, daß es zu den weniger bewohnten Zimmern des Schlosses gehörte. Das bestätigte auch der leise Modergeruch, den die Wände ausströmten.

Ob es hier auch einen Schloßgeist, eine Ahnfrau, oder Ahnnichte giebt, dachte Lorenz, eine Keule seines Huhnes zerlegend. Wenn es eine gab, mußte es eine unheimlich alte sein, denn in diesem Hause schien alles im Zeichen der ältesten Vergangenheit zu stehen.

Als Lorenz sich gestärkt hatte, trat er zum Fenster. Ein Gewirr dunkler, üppig belaubter Pappelzweige stieß an das Fensterkreuz, als wollte es hereingreifen mit seinen hundertblättrigen Fingern.

Donnerwetter, ist das eine Romantik!

Der junge Mann steckte den Kopf zum Fenster hinaus, konnte aber vor Bäumen den Wald nicht sehen. Es rauschte und streichelte ihm kühl ins Gesicht. Abscheulich, dachte er, das muß weg, das ist ja höchst ungesund. Ich werde der Schloßfrau den Rheumatismus aufdisputieren; vielleicht läßt sie dann der Sonne mehr Zutritt in ihr Haus. Man ist ja schließlich kein Vogel, der in den Zweigen wohnt.

Später ging er an eine Untersuchung der Möbel. Es befanden sich alle, Sofa, Tisch, Stühle, Schränke in gutem Zustand. In einer Ecke der Bettdecke, des Überzugs, des Leintuchs war die Freiherrenkrone nebst dem Monogramm J. K. eingestickt. Auch auf den Tellern, den Gläsern, dem Waschservice befand sie sich. Sie muß sehr feudal gesinnt sein, die Frau Baronin, dachte Lorenz.

Digitized by Google

Dann streckte er sich auf das lange, schmale Lederſofa und schloß die Augen. Nichts regte sich nah und fern. Nur ein leises, wiegendes Rauschen der Blätter in den Bäumen und vom Korridor her ein flüsterndes Streichen — der Wind, der mit der Einsamkeit Menuett tanzte.

Lorenz sog mit vollen Zügen diese köstliche Ruhe ein. Eine leise Schläfrigkeit übermannte ihn. Er begann zu träumen, von einem grünen Weltmeer, auf dem eine uralte Frau mit einer weißen Mooskrone im niederwallenden Haar einsam dahinschwamm. Und er näherte sich ihr und spritzte ihr Wasser ins Gesicht. Da schrie sie auf mit einer hellen, jugendlichen Stimme. Er hob ein wenig erschreckt den Kopf. Am Fensterbrett, höchst ungeniert, trippelte ein Fink und schmetterte seine paar hellen Noten herein. Spitzbube, zürnte Lorenz, eben hab' ich so schön geträumt.

Er zog seine Uhr heraus. Es fehlten an den zwei Stunden noch etliche Minuten.

Er erhob sich, trat vor den schmalen, langen Spiegel, der über dem Waschtisch hing, bürstete seinen Anzug ab, fuhr sich glättend durch den blonden Schopf, machte sich eine Reverenz und trat zum Glockenzug. Ein heller Ton durchschrillte das Haus. Wie viel Spinnen jetzt wohl erschreckt in ihre Löcher flüchten mochten! Gleich darauf erschien ein älteres, sauber gekleidetes Mädchen und bat Lorenz, ihr zu folgen. Er schritt die Treppen hinab. Unten öffnete sie eine der beiden Thüren, die einander gegenüber im Entree lagen, und bat ihn einzutreten.

V.

Er befand sich in einem Saal.

Eine hohe, in tiefe Trauer gekleidete Frau trat ihm entgegen.

„Lorenz Zellner," sagte er, sich verbeugend. Sie reichte ihm die Fingerspitzen der behandschuhten Hand.

„Ich freue mich, daß Sie so schnell kamen. Es ist schon längst mein Wunsch, Ordnung in diesem Chaos zu schaffen." Ihre Blicke streiften leicht die Hunderte von Büchern, die auf hohen Regalen an den Wänden standen. „Sie werden sehr viel Geduld brauchen."

„Ich hoffe mit meinem Vorrat an dieser Tugend auszukommen."

„Gegenwärtig sind die Bände der Größe nach geordnet."

Er unterdrückte ein Lächeln.

„Haben Sie einen Katalog, Frau Baronin?"

„Katalog? Nein. Das ist's eben. Er muß verloren gegangen sein, denn wir finden ihn nirgends. Und ohne Katalog läßt sich das, was ich vorhabe, schwer machen. Ich will nämlich," setzte sie mit ihrem stark ungarischen Accent hinzu, „aus diesem Saal eine Kapelle machen und die Bücher ins zweite Stockwerk hinauf schaffen lassen. Jedoch nur die, von denen Sie glauben, daß sie auch Wert für mich haben. Es befinden sich viele rein fachmännischen Interesses darunter, z. B. technische Erfindungen, industrielle Neuerungen, Volkswirtschaftliches und Ähnliches betreffend. Diese Abteilung möchte ich — vielleicht irgend einer Schule stiften. Meinen Sie nicht?" Sie blickte ihn fragend an.

Er blieb ihr einen Augenblick die Antwort schuldig, denn er war ganz in den Anblick ihrer großen, braunen, unendlich rührenden Augen verloren, die überraschend aus dem blassen, stolzen Gesicht wirkten.

„Ganz recht, Frau Baronin, irgend einer Schule. Besonders wertvoll sind diese Bücher wohl kaum mehr; das ist ja alles längst überflügelt und durch Neueres überholt."

„Wahrhaftig? Aber es sind ja keine so alten Schriften. Mein Mann hat sie in seiner Jugend sich angeschafft."

„Nun, das ist doch immer ein Stück Zeit her, nicht wahr?"

„Und würden Sie bald mit der Sichtung beginnen?" fragte sie.

„Morgen, Frau Baronin."

„Das ist schön. Hier —" sie trat zu einem Tisch, dessen Lade sie aufzog, „finden Sie Papier, Schreibzeug ꝛc. Wenn Sie mir etwas mitzuteilen wünschen, bitte, wenden Sie sich an den Verwalter, er wird Sie zu mir führen." Sie neigte leicht das Haupt und rauschte hinaus, ihre lange schwarze Seidenschleppe hinter sich herziehend.

Lorenz Brauen schoben sich leicht zusammen. Das war doch eine seltsame Art der Behandlung. Er hatte noch nie mit vornehmen

Digitized by Google

Leuten verkehrt, aber diese Steifheit hätte er doch nicht erwartet. Er zuckte die Schultern. Ach was, auch noch ärgern! War er hier denn kontraktlich gebunden? Gefiel's ihm nicht, nun, so würde er gehen. Das Betragen dieser Dame konnte ihm höchst gleichgiltig sein.

Bald war seine gute Laune wieder hergestellt. Er vertiefte sich in das Studium der Bücher.

Nach einiger Zeit, etwa anderthalb Stunden, kam Semler herein. Ob der Herr Doktor geruhten zu Mittag zu speisen? Ob hier oder auf seinem Zimmer oben?

„Dann lieber hier," entschied sich Lorenz. Innerlich wunderte er sich, von der Baronin nicht zu Tische gezogen zu werden. Vielleicht hatte sie einige hochfreiherrliche Tanten oder Nichten bei sich, die sie durch die Nähe des Bürgerlichen zu verletzen fürchtete. Der Kutscher, der seinen Koffer hinaufgebracht hatte und anscheinend auch Lakaiendienste verrichtete, stellte einen Tisch in eine Ecke des Saales. Hierauf erschien das ältere Mädchen, deckte und bat höflich zum Essen. In rascher Reihenfolge wurden die Speisen hereingebracht.

Nach dem Diner wanderte Lorenz einigemale im Saale auf und nieder, ärgerte sich wieder ein wenig, und ging dann hinaus, den Park zu besehen.

Es begegnete ihm niemand in den breiten, schattigen Alleen. Nur zahllose Vögel zwitscherten auf und wurden lebhaft, als der Fremde über den knirschenden Kies schritt. Immer Bäume und Bäume und darunter üppiger Rasen. Allmählich stieg ihm ein wunderbarer Geruch in die Nase. Wie von Blumen, von vielen tausend Blumen, von Honig und heißem Wein.

Und plötzlich lag eine Lichtung vor ihm. Ringsumher das Schwarz der Tannen und in seiner Mitte eine Wildnis nickender, schwankender Rosen. Rosen, tausend- und tausendköpfig, eine Republik von Rosen, in der keine herrschte und keine diente, denn alle waren gleich schön, jede gleich königlich, schlank und hochgewachsen. Und den Boden bedeckte ein schimmernder, dichtgewebter Teppich abgefallener Blättchen, die süßen Sterbeduft ausatmeten. Legionen Bienen befanden sich, gleichsam still in der Luft hängend, über dem blühenden roten Felde. Und weit und breit kein menschliches Wesen zu sehen, zu hören. Nur das Gesumme der Insekten und das fragende Zwitschern eines oder des andern neugierigen Vogels, der das Köpflein aus den Tannen hüben und drüben hervorreckte.

Lorenz war überwältigt von diesem Anblick. Das war ja ein Traum.

Er kreuzte die Arme über der Brust und lauschte und schaute.

Dann ging er langsam weiter, an Gruppen hoher beieinanderstehender Sonnenblumen vorbei, die ihn mit seltsam fragenden Gesichtern ansahen. Wahrhaftige Angesichter, dachte er, wenn auch nicht die von Menschen. Er fühlte sich fast gedrungen, den Hut zu ziehen und höflich zu sagen: Entschuldigen Sie, verehrte Herrschaften, daß ich mir erlaube hier zu lustwandeln. Ich bin nur ein Bürgerlicher. — Es war alles so wunderbar vornehm in diesem Parke. Eine große, stille Verschwendung schien darüber ausgegossen. —

Lorenz kam an einigen alten, halbverwitterten Steinbänken vorüber. Manche waren schon zusammengesunken, aber an keiner einzigen fehlte das großangebrachte freiherrliche Wappen: der Adler, der in seinen Fängen einen Helm mit drei Federbüscheln trug. Schließlich hörte die Blumenkultur auf und der Wald begann wieder in seine Rechte zu treten. Von Zeit zu Zeit stand noch eine Moosbank oder eine Sandsteinurne am Wege . . .

Kiraly, du bist ein verzaubertes Besitztum, dachte Lorenz; aber nun muß ich wieder zurück, ich bin ja Arbeiter hier. Morgen wollen wir unsere Inspektionsreise weiter ausdehnen.

Als er wieder an den Rosen vorbeikam, pflückte er eine und steckte sie in sein Knopfloch. Es begegnete ihm abermals niemand. Aber auf dem Tisch in der Bibliothek fand er eine Tasse Mokka, die eine freundliche Hand hingestellt hatte. Natürlich war der Kaffee kalt geworden; wer weiß, wie lange er schon hier stand. Lorenz trank ihn etwas ärgerlich aus, denn er hielt viel auf heißen Kaffee.

Dann vertiefte er sich wieder in seine Bücher. Einstweilen nahm er die theologische Abteilung vor. Die seligen Kiralys schienen nicht sehr wißbegierig in Bezug auf fromme Kulte gewesen zu sein. Er fand nur wenig

Digitized by Google

von deutscher Kirchengeschichte, verschiedentliche alte Bibeln, einige Schriften Hamanns, Sebastian Franck, Reimarus, Pater Gaßner, Hippel, mehrere wertlose Leben Christi, eine gute Ausgabe des Koran und etliche Dutzend frommer Betrachtungsbücher von verschollenen Autoren. Dann entdeckte er noch die Bekenntnisse Augustins, was ihn freute, denn er sehnte sich schon lange nach der Bekanntschaft dieses geistvollen Heiligen, der den Becher erst fortwarf, als er geleert war.

Er hatte sich eben in die blitzende Gedankenwelt des großen Rhetorikers vertieft, als ein roter Schein auf sein Buch fiel. Die Sonne war im Untergehen. Er zog seine Uhr heraus, schloß zögernd das Buch und wollte hinauf, um seine Toilette etwas in Ordnung zu bringen.

Im Entree begegnete ihm Semler.

„Herr Doktor, darf ich das Nachtessen auftragen lassen?"

„Jetzt schon? Nun ja, meinetwegen."

„Im Saal, immer im Saal, nicht wahr?"

Das Wort „immer" ärgerte Lorenz.

„Einstweilen," bemerkte er mit Betonung.

„Und dann, Herr Doktor, dies schickt Ihnen die Frau Baronin mit einer Empfehlung, und sie läßt Ihnen gute Nacht wünschen."

Der Alte überreichte Lorenz ein Couvert. Dieser ließ es achtlos in die Westentasche gleiten und sprang hinauf, sich die Hände zu waschen. Als er wieder herab kam, stand sein Abendessen auf dem Tische bereit, kaltes Geflügel, Wein, Bier, Brot.

Donnerwetter, alles kalt in diesem Hause!

Er aß und zog das Couvert aus der Tasche. Frau Baronin Somogyi erlaubt sich, Herrn Zellner die vereinbarte Reiseentschädigung zu übergeben. Es lagen drei blanke Zehnguldennoten dabei.

Ob sie das selbst geschrieben hat, dachte er. Es war eine steile, etwas kurzatmige Schrift, die oft mitten in einem Worte abbrach. Dabei lag doch eine fast kindische Unbeholfenheit in den Buchstaben. Die schrieb selten und war sicher keine Schriftstellerin.

Er steckte den Zettel ein, faltete säuberlich die Geldnoten und legte sie in sein Portemonnaie. Dann aß er zu Ende, immer sich im stillen freuend, daß er zwanzig Gulden Reinertrag hatte, denn er war in der dritten Klasse gefahren und hatte auch unterwegs nichts verzehrt.

Später ging er noch ein wenig in den Park, dann suchte er sein Zimmer auf. Hier hatte man in seiner Abwesenheit alles geordnet. Er entkleidete sich, begab sich zu Bette und löschte das Licht aus.

Ab und zu fuhr es wie eine tastende Hand über die halbangelehnten Fenster; das waren die Zweige der Pappel draußen. Lorenz schwur innerlich dieser neugierigen Alten Rache; dann lauschte er auf noch irgend ein wunderbares Geräusch. Aber es wollte sich nichts rühren. Keine Ahnnichte schleifte vorüber; keiner Ahnfrau Seufzer ließ sich vernehmen. Eine unglaubliche Stille breitete sich über das Haus und seine Umgebung aus.

Wo waren alle die Leute, die hier wohnten; gingen sie auf Filzsohlen, bangte ihnen, diese Ruhe zu stören? Über der Frage begann Lorenz einzudämmern . . .

VI.

Am nächsten Morgen, als er angekleidet war, klingelte er. Sofort erhielt er sein Frühstück aufs Zimmer gebracht.

Später ging er hinab. Genau wie gestern war auch heute niemand zu erblicken, zu hören. Mittags wurde ihm wieder in der Bibliothek serviert.

Nach dem Essen wollte er seine Inspektionsreise von gestern fortsetzen.

Als er vor dem Hause stand, erwachte plötzlich der Junge in ihm. Was wohl der Bibliothek gegenüber für ein Staatsgemach lag? Er stellte sich auf die Zehenspitzen und guckte durch eines der großen in den Garten gehenden Fenster.

Es war ein langer Saal mit lederfarbenen Tapeten. An der einen Wand standen etwa zwei Dutzend hochlehniger Stühle, das Wappen der Kiralys tragend. An der Schmalseite der anderen Wand erblickte er ein riesiges Büffet. In der Mitte des Saales stand die Tafel. Sie war schneeweiß gedeckt.

Auf der großen hellen Fläche fast verschwindend, prangten etliche Schüsseln. Semler

Digitized by Google

in der grau-grünen Uniform eines Leibjägers stand reglos wie eine Statue hinter dem hochlehnigen Stuhl, auf dem Illona von Somogyi mit der Miene einer Königin thronte und die schwere silberne Gabel zum Munde führte.

Lorenz Wangen färbten sich rot; schnell trat er vom Fenster weg. Wenn sie ihn gesehen hatte — und sie hatte sicher sein Gesicht am Fenster erblickt — mußte sie ihn für einen sehr albernen Burschen halten. Er suchte rasch die schattige Allee auf.

Also allein aß sie. Keine vornehme Verwandschaft umgab sie. Und Semler, der alte getreue Diener des Hauses, das Mädchen für alles, Verwalter, Tafeldecker, Gesandter, vielleicht auch Koch, bediente sie.

Es wurde immer romantischer.

Lorenz verfehlte den Weg von gestern, gelangte in die dunkelsten Partien des Waldparks, fühlte sich frösteln und kehrte auf Umwegen wieder zurück.

Er wollte an seine Mutter schreiben.

Er würde jedem ins Gesicht gelacht haben, der ihm gesagt hätte: du beginnst dich hier einsam zu fühlen, und doch war es so. Der junge, rege Mensch litt unbewußt unter dieser vornehmen Stille, die anderen ein Labsal gewesen wäre. Er schrieb einen langen, drolligen Brief an seine Mutter, in dem er ihr alle seine Reiseerlebnisse schilderte. Der Rest des Nachmittags spielte sich wie gestern ab.

Am dritten Tag ließ er durch den Verwalter die Frau Baronin um einige Worte bitten.

Sie erschien wie neulich, in tiefer Trauer mit langen, schleppenden Gewändern.

Sie ließ sich langsam und würdevoll auf einen der Sessel in der Bibliothek nieder und sah Lorenz erwartungsvoll an. Er zeigte ihr die geordneten Bücher, den begonnenen Katalog und fragte sie, ob sie so zufrieden wäre. Sie sah aufmerksam auf die am Boden aufgeschichteten Bände.

„Nun würde ich um Kisten bitten, damit die Bücher gleich in das obere Stockwerk geschafft werden, wo sie künftighin Aufstellung erhalten sollen."

„Haben Sie die Räume oben schon angesehen?" fragte sie ihn mit ihrer sanften Stimme. Er vermeinte es.

„Dann bitte, klingeln Sie nur dem Verwalter, er wird Sie hinaufführen." Sie besah sich den Katalog und nickte gnädig.

„Aber noch etwas. —" Lorenz war froh sie einen Augenblick länger fesseln zu können. „Wenn die Regale für oben zu hoch wären?"

Sie machte ein erschrecktes Gesicht.

„Mein Gott, daran haben wir noch garnicht gedacht!"

Immer im Pluralis Majestatis, lächelte er bei sich. „Nun Frau Baronin, das wäre ja kein Unglück."

„Sie meinen, man soll neue machen?"

„Bewahre, man läßt von diesen hier ein Stück abnehmen."

„Ah, wahrhaftig," ein leichtes Erröten zog über ihre blassen Wangen, „das ist ein sehr glücklicher Gedanke, wahrhaftig, sehr glücklich. Man wird es sofort nach Ihrer gefälligen Angabe versuchen."

Sie erhob sich.

Sie hat die Gestalt einer Juno, nur etwas weniger Fülle wünschte ich ihr, dachte Lorenz, mit einem schnellen Blick über sie hingleitend.

Am Ausgang wandte sie sich noch einmal zurück. „Und sind Sie mit Ihrer Verpflegung zufrieden?"

„Gewiß, Frau Baronin, ich danke Ihnen."

Sie verschwand unter der Thür.

Er stieß ärgerlich mit dem Fuß einen dicken Folianten beiseite, der ihm im Wege lag. Dann zog er stürmisch die Glocke, daß Semler ganz bestürzt erschien.

„Kisten, Kisten, mein lieber Herr Verwalter, und dann: führen Sie mich sofort ins zweite Stockwerk hinauf, damit ich die künftigen Bibliotheksräume sehen kann."

Der Alte bat ihn gleich mitzukommen. Sie gingen hinauf. Vier große Räume standen zur Aufnahme der Bücher bereit.

Lorenz hatte sich nicht geirrt. Die Höhe hier war viel geringer als unten.

„Wir müssen einen Schreiner haben, der die Regale um ein Stück abkürzt," meinte er, „sie gehen hier nicht herein."

Semler überlegte einen Augenblick, dann sagte er: „Dazu brauchen wir keinen Schreiner, das mache ich selbst. Einfache Schreinerarbeiten besorge ich immer."

Digitized by Google

„Umso besser," entgegnete Lorenz, innerlich belustigt über die Vielseitigkeit des Alten.

„Wird das Heraufschaffen viel Lärm machen?" bemerkte der Verwalter nach einer Weile bekümmert.

„Das hängt ja von Ihnen ab, wenn Sie's ruhig veranstalten lassen."

„O, was mich betrifft, will ich's schon so still als möglich bewerkstelligen. Nur das Absägen, na —"

„Haben Sie denn einen Kranken im Hause?" fragte Lorenz etwas ungeduldig.

„Kranken? nein, aber die Frau Baronin liebt die Ruhe so."

„Nun, ich glaube, daran fehlt's der Frau Baronin doch auch nicht. Hier ist's ja so still, daß man seine Pulse schlagen hört."

„Ja, so liebt sie's. Seit der Herr tot ist, will sie nichts mehr als ihre liebe, stille Einsamkeit."

„Wie viel sind Sie denn eigentlich hier auf diesem Geisterschloß?"

„Mit der Frau Baronin sind wir sechs Köpfe."

„Donnerwetter, man sollte meinen, hier wohnt der Herr Niemand, so kirchenstill ist's."

„Ja, wir bemühen uns alle ruhig zu sein; anders können wir ihr nichts zu Liebe thun, denn sie beansprucht unglaublich wenig. Sie ist wie ein Engel."

„Können Sie auch rasieren, Herr Semler? Verzeihen Sie die Frage, aber vielleicht könnten Sie mir Unterricht darin erteilen. Mir wächst mein Vollbart wieder heftig, und hierherum sieht es mir nicht nach einem Haarschneidekünstlerdasein aus."

Der Alte lachte. „Wenn Sie sich Istvan anvertrauen wollen —"

„Wer ist das?"

„Das ist unser Kutscher und Gärtner, der noch allerlei Künste treibt, er rasiert auch mich."

„Gut, dann schicken Sie mir, bitte, Istvan."

Der Alte grüßte höflich. „Wollen der Herr Doktor noch hier oben bleiben? Ich muß hinab."

„Nein, nein, ich gehe auch hinab."

Er scheint mir die Zumutung, mich zu rasieren, etwas übel genommen zu haben, dachte Lorenz. Um ihn versöhnlich zu stimmen, redete er beim Herabgehen noch einige Worte mit ihm.

„Wo wohnen Sie eigentlich?"

„Zu ebener Erde, nach dem Hof zu."

„Hof? Giebt's hier einen Hof?"

„Eigentlich ist es mehr ein Garten. Unser Schloß hat keine Seitenflügel, außer dem kleinen Anbau rechts, der die Wirtschafts- und unsere Wohnräume enthält. Dahinter liegt die Scheune und der Stall."

„Die Frau Baronin bewohnt wohl das erste Stockwerk?"

„Nein, ihre Gemächer befinden sich in der zweiten Etage, neben den neuen Bibliotheksräumen."

„Warum so hoch?"

„Unten ist ihr's zu laut."

Am nächsten Morgen erwartete Lorenz eine große Überraschung. Semler brachte ihm einen Brief seiner Mutter.

„Der Briefträger war da," sagte er wichtig.

„Der kommt wohl selten?"

„Jawohl."

„Man liest hier auch keine Zeitungen?"

„Zeitungen? Nein, die liest niemand hier."

VII.

„Lieber Lorenz," schrieb die Mutter, „ich hoffe, daß Dich dieser Brief noch in derselben guten Stimmung antrifft, in der der Deine abgefaßt war. Daß Du Bibliothekar auf einem vornehmen Schlosse geworden bist, freut mich sehr. Nur ärgert es mich, daß Du so wenig Gehalt verlangtest. Ein Mensch wie Du muß sich jede Stunde mit Gold aufwägen lassen. Ich an Deiner Stelle wäre natürlich in Wien geblieben und hätte da irgend ein Unternehmen gewagt. In einer großen Stadt giebt es Leute genug, die die Intelligenz eines jungen Kopfes zu schätzen wissen und mit Gold bezahlen. Aber Du wirst wohl wissen, was Dir am besten ist. Nur thu mir die einzige Freundlichkeit, und verliebe Dich nicht in die Frau mit dem langen schwarzen Schleppkleide. (Ich stelle sie mir vor wie die schreckliche Donna Anna in Don Juan, den wir einmal miteinander angesehen haben.) Weißt Du, in der Einsamkeit ist ein Mensch zu allerlei Unsinn

Digitized by Google

geneigt. In der Art, wie Du mir von ihr *schreibst*, liegt bereits eine Befangenheit, die *mich* das Schlimmste befürchten läßt. Gerade ihre Zurückgezogenheit dünkt mir weiter nichts als kokette Berechnung zu sein. (Na, na!) Laß Dich also nicht mit ihr ein, — (aber Mutter, ich muß ja erröten!) und schreibe bald wieder, damit ich nicht Unruhe Deinetwegen habe.

Von mir kann ich Dir wenig berichten. Ich erhielt eine Mieterin für das Zimmer, das Du früher bewohntest. Es war eine alte Jungfrau, die den ganzen Tag zu Hause saß und seufzte. Das träge Leben konnte ich nicht ansehen und kündigte ihr wieder. Ich nehme keinen Mieter mehr, sondern werde mich nach einer einzelnen Stube und Küche für mich umsehen. Sei umarmt von Deiner treuen Mutter."

Lorenz steckte den Brief zu sich. Sie war doch eine köstliche Frau. Einfach, urwüchsig und dabei doch schlau wie ein Fuchs. Und die Sorge wegen seines Verliebens in die Baronin — echt weiblich. Er wäre gar nicht auf den tollen Gedanken gekommen. Diese Frau!

Nachmittags lustwandelte er wieder im Garten. Aber er kam nicht weiter als bis zu den Rosen. Hier warf er sich nieder, preßte sein Gesicht auf den weichen, linden, blassen Blütenteppich und träumte. Und da war ihm einmal, als rausche etwas in einiger Entfernung an ihm vorüber. Schnell hob er den Kopf. Aber es war nichts als der Flügelschlag eines über ihm kreisenden Vogels gewesen. Ob diese Frau sich denn nicht einmal in ihren eignen Park hinauswagte? Ob sie immer und ewig zwischen den Wänden des Hauses saß. Was mochte sie hindern, hier draußen in dieser köstlichen Ruhe zu weilen? Etwa seine Anwesenheit? Er nahm sich vor, Semler zu fragen, ob sie sonst hier zu promenieren pflegte.

Ganz verträumt kehrte er wieder in die Bibliothek zurück. Diesen Nachmittag las er statt zu ordnen. Er hatte eine alte Übersetzung Philos entdeckt und belustigte sich an dem Phrasengeklingel der „großen Weltschelle". Ob er hier früher oder später fertig wurde, war ja einerlei. Diese Leute schienen überhaupt den Begriff „Zeit" nicht zu kennen. Der Schluß des Tages verging wie sonst auch. Nur daß Lorenz auf sein Ansuchen statt der kalten Getränke heißen Thee zu seinem Nachtessen erhielt.

Am nächsten Tage brachte der Himmel selbst eine Abwechslung. Es regnete ununterbrochen, erst abends klärte sich das Firmament auf. Lorenz ließ sich von dem köstlichen frischen Erdgeruch und den berauschenden Blumendüften weiter locken, als er sonst zu gehen pflegte. Er schritt an den Rosen vorüber, nach dem rückwärtsliegenden Teil des Parkes. Die alten grauen Urnen standen voll Wasser; hin und wieder sank ein Tropfen auf sein Haar, von dem er den Hut genommen hatte.

Mitten in seinem gedankenverlorenen Hinschreiten fand er sich mit einemmal einem mächtigen Marmorkreuz gegenüber, das einen Hügel krönte. Eine Bank, beschützt von den lispelnden Hängen einer Trauerweide, stand daneben. Auf dieser Bank lehnte Illona von Somogyi. Ihr blasses Gesicht hob sich hier im Halbdunkel geisterhaft von dem Schwarz ihrer Kleidung ab.

Die beiden sahen einander betroffen an. Beide waren gleich bestürzt. Sein erster Impuls trieb ihn an umzukehren. Aber dann erwachte der Trotz in ihm: nein, nicht umkehren.

„Verzeihen Sie, Frau Baronin," sagte er, sich verbeugend, „ich ahnte nicht, daß ich Sie hier stören würde."

„Des bin ich gewiß." Ihre Lippen zuckten noch leise von dem Schreck, den sie beim plötzlichen Auftauchen einer menschlichen Gestalt empfunden haben mochte. „Hier kommt nie jemand her. Seit den zehn Jahren, da diese Bank mein tägliches Ziel ist, begegnete mir niemand hier."

Nun wäre es an ihm gewesen, noch eine Entschuldigung vorbringend seiner Wege zu gehen. Aber das fiel ihm nicht ein. Sein Scharfblick zeigte ihm, daß die Überraschung dieser stolzen Frau etliche der Hüllen, unter denen sie sich sonst verbarg, geraubt hatte, sie hatte vergessen lassen, das Wappen derer von Somogyi als schützendes Schild vor ihr Antlitz zu drücken. Er wollte die Gelegenheit

Digitized by Google

nicht vorbeigehen lassen, einen Blick in dies demaskierte Antlitz zu thun.

„Es ist eine wunderbare Stätte hier," sagte er, die Umgebung überschauend, „aber unendlich schwermütig. Ist es nicht unbescheiden, zu fragen, Frau Baronin, was dieses Kreuz bedeuten soll?"

„Es steht auf dem Grabhügel meines Gatten."

Der dichte Tannenwald, in den diese kleine Lichtung gehauen war, die blasse, schwarzgekleidete Frau, das einsame Grab hier unter den wehenden Zweigen übte eine starke Wirkung auf Lorenz aus. Auch er vergaß für einen Augenblick — es gab deren sehr wenige in seinem Leben — seine kühle Selbstüberlegenheit und Ironie.

„Sterben Sie denn nicht halb vor Melancholie in dieser Einsamkeit? Ich bin ein Mann, aber mich würde hier eine dämonische Sehnsucht nach dem Tode ergreifen."

„Ich rufe ihn nicht, aber er wird mir nicht unwillkommen sein, wenn der Herr ihn schickt."

Lorenz blickte sie an. Die Mahnung seiner Mutter fuhr ihm gedankenschnell durch den Kopf. — Glich diese Frau hier nicht einer Blume, die ein vorschneller Reif, noch bevor sie sich entfaltet, zum Welken gebracht hatte?

Er sah auf ihre blassen, streng geformten Lippen, auf ihre Stirn, in die ein paar dicke, dunkle Locken herein hingen, die sich aus der Haft der glatt gestrichenen Scheitel befreit hatten. Er erfreute sich an ihren feinen, schwarzen Brauen, die gegen die Schläfen leicht nach aufwärts liefen und ihrem Gesicht etwas Fremdartiges verliehen. Ihre Augen kannte er schon, diese Augen eines jungen Mädchens, das sehr viel geweint hatte . . .

„Verzeihen Sie, Frau Baronin," sagte er und wandte sich zum Gehen. Aber dann blieb er stehen und zwang sich zu einem Lächeln.

„Ihr Rosenfeld dort ist märchenhaft."

„Ja, ich weiß, daß es Ihnen gefällt, ich habe Sie gestern dort gesehen."

Also doch, dachte er. Es war das Rauschen ihres Kleides gewesen, nicht der Flügelschlag des Habichts, was er vernommen.

Etwas wie ein Gefühl der Freude durchdrang ihn. Er verneigte sich und ging. Er hätte ihr jetzt nicht ins Antlitz blicken mögen, denn wenn sie einigermaßen Scharfblick besaß, mußte sie seine warme menschliche Teilnahme herauslesen. Hätte sie die aber in ihrem krankhaften Stolz nicht beleidigt, oder aber, würde sie sie nicht am Ende falsch gedeutet haben?

Lorenz befand sich wieder im vollen Besitz seiner Selbstbeherrschung. Nur einen Augenblick lang hatte sich sein junges, in strenger Zucht gehaltenes Herz gerührt. —

Am nächsten Morgen kam Semler und holte das eine der leergewordenen Bücherregale ab, um es zu kürzen. Es wurde gleich hinaufgeschafft und Lorenz ließ die bereits katalogisierten Bände darauf einreihen.

„Und wohin kommen diese?" fragte der Verwalter, auf einen Haufen Bücher deutend, die in einer Ecke am Boden lagen.

„Die gehen zum Transport."

„Wohin, wenn ich fragen darf?" meinte der Alte.

Lorenz lachte. „Das weiß ich nicht. Bitten Sie mal die Frau Baronin für einen Augenblick herüber. Oder kann ich zu ihr?"

„Nein, nein, ich hole sie, sie hat mich ja beauftragt, wenn Sie etwas zu wissen wünschen, sie zu holen."

Sie kam. Ihre Bewegungen, ihre Stimme erschienen ihm heute freier als sonst.

Das gab ihm Mut.

„Frau Baronin," sagte er, auf die ausrangierten Bände deutend, „nun habe ich eine Bitte. Erstens möchte ich, daß Sie diese Bücher durchsehen, um zu wissen, ob ich auch recht daran that, sie zu den für Sie wertloseren zu rechnen, dann möchte ich erfahren, ob Sie bereits eine Bibliothek bestimmt haben, der Sie die Schenkung machen, und welche, damit man die Bücher einpacken und langsam an ihre Adresse befördern kann."

„Das letztere kann ich Ihnen aufschreiben, es ist die Bücherei der Cistercienserpater in Preßburg; das erstere ist schwerer."

Zum erstenmal sah er ein Lächeln um ihren Mund; es sah zaghaft und selten aus, wie ein Sonnenstrahl im November. Mit einem kleinen Seufzer ließ sie sich nieder, und begann in den Bänden Umschau zu halten.

Digitized by Google

Nach einer Weile sah sie schüchtern zu ihm, der schrieb, hinüber.

„Herr Zellner, würden — könnten Sie das nicht eigentlich für mich besorgen?"

Er blickte sie halb belustigt, halb entschlossen an.

„Das kann ich in der That nicht, Frau Baronin! Weiß ich denn, was Sie für wichtig, was für überflüssig unter diesen Büchern halten? Frau Baronin können ja Handschuhe anziehen, um die rauhen Bände nicht mit der bloßen Hand anfassen zu müssen;" er stockte — „und eigentlich ist es ja auch keine plebejische Beschäftigung, die —"

Sie schüttelte den Kopf. „Sie machen sich ein falsches Bild von mir. —"

„O, ich wage mir überhaupt keins zu machen," sagte er schnell, „ich habe mit Ihnen, Frau Baronin, ja kaum mehr als ein Dutzend Worte gewechselt. Einerseits begreife ich, daß Sie sich scheuen, mit einem wildfremden Menschen mehr als das Unerläßlichste zu reden, andererseits bedauere ich es schmerzlich, denn es erschwert mir hier die Arbeit ungemein."

„Wahrhaftig?" ihr Ton klang wärmer — „das thut mir leid. Wenn das wirklich der Fall ist, kann ich ja öfter hereintreten."

Er verzog keine Miene seines Gesichts.

Sie warf auf jedes der Bücher, die er für unwichtig erklärt hatte, einen Blick. Später bat sie um ein Stück Papier und schrieb ihm die Adresse der Klosterbrüder auf. Dann lehnte sie sich in den Sessel zurück und senkte wie müde die Augen.

„Die ungewohnte Arbeit strengt Sie an," sagte er von seiner Ecke her.

„Es scheint beinahe."

„Das ist leicht erklärlich. Je weniger Beschäftigung man hat, um so schneller ermüdet die Leichteste."

„Das mag sein. In einem so einsamen Hause giebt es eben wenig zu thun."

„Reiten Frau Baronin nie aus?"

„Ich? nein!"

Sie sagte es fast betroffen.

„Aber etwas weiß ich sicher: Sie sind eine vortreffliche Gärtnerin."

„Sie irren." Sie schüttelte den Kopf. „Das besorgen meine Leute. Ich verstehe von Gärtnerei so gut wie nichts."

„Im Mittelalter stickten die vornehmen Frauen, wenn ihnen nichts anderes zu thun beliebte, goldene Meßgewänder, schwere Segenmäntel und Stolen. Heute besorgen das die Maschinen."

„Maschinen?" fragte sie erstaunt. „Welche Maschinen?"

„Nun, in den großen Etablissements, wo künstliche Stickereien fabriziert werden."

„Wahrhaftig? ist das seltsam! Das hätte ich nie gedacht."

„Frau Baronin waren wohl schon lange nicht mehr fort von hier."

„Fort von hier? In Nagy-Faludy am Allerseelentag, um Kränze auf die Gruft meiner Eltern zu legen. Seit der Zeit nicht mehr."

„Jetzt haben wir Mai. Das ist lange her. Aber ich meinte, nicht so zu einem Ausflug, sondern für lange, ein Jahr oder so."

„O das, das war ich überhaupt noch nie. Ich habe mich sehr früh vermählt und kam dann nicht mehr von der Seite meines Gatten. — Sollte man nicht diesen Band über die beste Bereitung von Molke zurückstellen?"

Er unterdrückte ein Lächeln. „Nein, Frau Baronin, das wollen wir nicht. Sehen Sie sich einmal die Jahreszahl an. Eintausendachthundert und siebzig. Seit dieser Zeit hat man allerlei neue Maschinen erfunden, die die beste Molke, die Sie sich vorstellen können, bereiten. Man kann damit in kürzester Zeit aus frischer Milch Butter bereiten, Sahne und Molke fabrizieren."

Sie sah ihn ungläubig an. „Aber das ist ja unmöglich."

„Doch nicht, Frau Baronin. Sie sollten einmal ein wenig hinausgehen, und sich das Leben etwas ansehen. Es ist der Mühe wert. In den letzten zwei Jahrzehnten hat es die wunderbarsten Phasen durchgemacht. Man bedarf keines Holzes mehr zum Kochen, sondern brät auf Gasherden; man beleuchtet mit elektrischem Licht und spricht zu einander vermittelst eines dünnen Drahtes, so daß einer auf Hunderte von Meilen die Stimme seines Freundes vernehmen kann."

Illona von Somogyi glich in ihrem naiven Erstaunen einem Kinde.

„Was Sie sagen, was Sie sagen! Und die Menschen, wie stellen die sich zu all diesen

Digitized by Google

unheimlich großen Errungenschaften? Sie glauben wohl an keinen Gott mehr, sind hochmütig geworden?"

„O, sie glauben wohl noch an einen. Nur sehen sie ihn anders als ihre Ahnen."

„Wieso?"

„Er trägt keinen weißen Bart, sondern ist ein junger, starker, herrlicher Gott, der das Menschengeschlecht mit immer mehr Kraft und Wissen bereichert, daß es ihm ähnlich werde."

„Wie schön!" Ihre Augen hingen ganz selbstvergessen an Lorenz, „das muß ja selig da draußen sein." Dann sah sie verloren in die Wipfel der Bäume vor den Fenstern. „Ich würde mich nicht mehr zurecht finden im heutigen Leben."

„Sie werden es doch noch müssen, Frau Baronin. Sie wollen doch nicht ewig hier in dieser Ruhe sitzen und feiern?"

„Gewiß will ich das."

Er schüttelte den Kopf und beugte sich tiefer auf seine Bücher.

Nach einer Weile stand sie auf und entfernte sich.

Von diesem Tag an kam sie öfters in die Bibliothek und ließ sich allerlei von ihm erzählen. Ihre erste Scheu war verschwunden, sie wurde ganz schlicht und ungekünstelt. Eine wunderbar harmonische, vornehme, resignierte Seele erschien langsam in immer deutlicheren Umrissen vor ihm. Er mußte unendlich vorsichtig zu Werke gehen, um diese tastende Schlafwandlerin nicht zu erschrecken, nicht wieder in ihre Nacht zu scheuchen.

Einmal, als er in seiner zutrauenerweckenden Weise mit ihr sprach und ihr sein Erstaunen äußerte, daß sie so lebensfremd wäre, sagte sie, ihre rührenden Augen zu ihm aufschlagend: „Was wollen Sie? Mit sechzehn Jahren vermählte ich mich mit einem Freunde meines Vaters, der hier im Hause meiner Eltern oft monatelang als Gast weilte. Meine Eltern starben kurze Zeit nach meiner Verheiratung. Baron von Somogyi, mein Gatte — er war um vieles älter als ich — hatte sich im Revolutionsjahre auf einer Flucht, bei der er durch einen Strom schwimmen mußte, eine Lähmung zugezogen. Er konnte nicht gehen und mußte gefahren werden. Ich verlor ihn nach zehnjähriger Ehe. Seither ist der Besuch seines Grabes meine einzige Zerstreuung und Freude. Ich wollte ihn hier in der Nähe haben, deshalb ließ ich ihn an meiner Lieblingsstelle beerdigen."

Das alles klang unendlich einfach.

„Aber Ihre Gutsnachbarn," wendete Lorenz ein, „besuchen die Sie nie?"

„Anfänglich ja, aber mein Mann und ich erwiderten höchst selten solche Besuche. Mit der Zeit überließ man uns unserer Einsamkeit!"

In diesen Wochen schrieb Lorenz einmal an seine Mutter.

„Du ahnst nicht, wie mild und sanft diese Frau ist. Jedes Wort, das sie spricht, gleicht einem kleinen, schüchternen Kinde, das um Verzeihung für sein Dasein zu bitten scheint. Sie ist gar nicht hochmütig, wie ich anfänglich dachte; es ist nur die Scheu vor der andern, ihr fremden Kaste, die sie so zurückhaltend macht. Ich gäbe etwas darum, dieser Verlassenen einen Dienst erweisen, eine Freude machen zu können. Ich fühle das lauterste Mitlied mit ihr. Aber ich darf mich nicht äußern, um sie nicht auf falsche Mutmaßungen zu bringen." —

* * *

Alle Sonntagmorgen empfing die Baronin einen alten Geistlichen, der in einem der größeren Gemächer die Messe las.

„Ich freue mich, bis wir erst eine wirkliche Kapelle unten haben, dann kann auch dann und wann eine Predigt gehalten werden," sagte sie zu Lorenz.

Der Gedanke, aus dem Bibliotheksraum einen Betsaal zu schaffen, war erst unlängst in ihr erwacht. Lorenz meinte, sie solle auch eine kleine Orgel hineinstellen und dieses Instrument spielen lernen; es würde ihr viel Freude machen. Der Rat gefiel ihr.

Sie nahm sich vor, ihm zu folgen.

„Aber wird es denn auch gehen?" meinte sie, „muß man nicht jung sein, um Musik zu lernen?"

Lorenz zuckte die Schultern.

„Was ist jung? Wenn wir von der äußerlichen Erscheinung absehen, ist jeder jung, der noch etwas erstrebt."

„Erstrebt, ja; aber kann er es auch dann noch — erreichen?"

Digitized by Google

„Aber ich bitte Sie! Giebt es nicht Staatsmänner, die erst ein halbes Jahrhundert gelebt haben mußten, um ihre größten Thaten zu vollbringen? Künstler, die das Leben erst gebrochen haben mußte, damit die Flamme voll und ganz aus ihnen herausschlug? Wir diktieren uns unser Alter selbst, nicht die Zeit thut es. Die unsere ist übrigens verschwenderischer geworden, als es andere, geistig begrenztere Epochen waren. In unserem Jahrzehnt kommt es nicht selten vor, daß Frauen mit dreißig, vierzig Jahren noch das Studium einer Wissenschaft beginnen. Die Tage des Spielens, der Thorheit, der eitlen Hoffnung sind dann vorbei. Was nun? Früher wurden sie Betschwestern oder — Hexen und Quacksalberinnen. Jetzt fangen sie an zu lernen, um in der zweiten Hälfte des Lebens nicht geistig zu darben. Neulich, als ich noch zu Hause war, sagte mir die Mutter eines Freundes, die Dr. juris. ist: ‚Am Tage, da meine Tochter sich verheiratet hatte und von mir fortgegangen war, erfaßte mich tödliche Verzweiflung. Mein Sohn ist versorgt, mein Mann tot, ich bin zu alt, um noch auf die Jagd nach Glück und Eroberungen zu gehen, aber viel zu jung, um die Hände in den Schoß zu legen und zu feiern. Ich nahm mir Lehrer, ließ mich in den klassischen Sprachen unterrichten, erhielt nach fleißigem Studieren das Reifezeugnis, immatrikulierte mich an der Universität, und heute witzelt kein Mensch mehr über den Doktorgrad, den ich erwarb. Im Gegenteil. Meine Klienten vermehren sich von Tag zu Tage!‘“

Illona lächelte und erwiderte nichts. —

Lorenz arbeitete jetzt mit wirklicher Lust. Viel that er für sich selbst. Er studierte Werke, deren Bekanntschaft er wo anders als hier wohl kaum gemacht hätte. Er bereicherte täglich sein Wissen und machte sich ganze Bücher voll Notizen; manche Nacht verbrachte er, statt oben in seinem Bett, hier unten in dem immer leerer und leerer werdenden Saal, beim flackernden Licht einer einsamen Kerze über irgend einen Schmöker geneigt.

Dann rauschte es von draußen geheimnisvoll herein, und ihm schien es, als lebte er auf irgend einem fremden Stern, fern der Erde. Und ein Gefühl des Glückes durchflutete ihn.

Er wußte, daß er hier nicht nur für sich, sondern noch für einen zweiten thätig war. Er hatte eine neue Eigenschaft in sich entdeckt: ein großes gärtnerisches Talent. Oder war das keines, eine müde, halbverwelkte Blume wieder zu frischem Leben zu bringen?

(Fortsetzung folgt.)

Das Auge Gottes.

Ein reiner Leben dünkt mich, würd' ich führen,
Hätt' ich dies Kind beständig mir zur Seite;
Wär es auf allen Wegen mein Geleite,
Würd' ich, was gut und bös ist, schärfer spüren.

Hätt' ich ein rasches Wort schon auf den Lippen,
Leichtfertig einen anderen zu kränken,
Ich ließ es ungesagt, an solchen Klippen
Das unerfahrne Kind vorbei zu lenken.

Des Kindes wegen lacht' ich auch des Spottes,
Der reinem Wesen droht im Weltgetriebe,
Ich wär' voll heil'ger Furcht dem Kind zu liebe;
Des Kindes Aug' wär mir das Auge Gottes.

Frieda Port.

Digitized by Google

Nietzsche-Episoden.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Elisabeth Förster-Nietzsche, die uns die Jugendpfade Nietzsches gewiesen, führt uns jetzt im zweiten Bande ihrer Biographie die Wege des Mannesalters.[1]) Diese Bücher treuer, hingebender Schwesterliebe beanspruchen nicht die Geltung einer straff entwickelten Charakteristik, sie wollen dienend Erinnerungsblätter geben, sie wollen verschlossene Laden öffnen und ihren reichen Inhalt ans Tageslicht bringen. Sie haben nicht den Ehrgeiz eigener Schilderungskunst, sie bescheiden sich und lassen die Gestalten, die durch das Buch gehen, mit ihren eigenen Worten, wie sie in Briefen und Tagebuchaufzeichnungen bewahrt sind, zu uns reden. So ergiebt sich zwar nicht ein gewaltig und tief erfaßtes Lenbachporträt des Zarathustra-Philosophen, wohl aber ein Album von Momentaufnahmen, deren jede beglaubigt ist und die sich zu einem sprechenden Bilde zusammenfügen.

Der erste Band, der vor Jahresfrist erschien, erweckte nur engeres Interesse. Er wirkte mehr durch den Kontrast: die Jugend Zarathustras als anakreontische Idylle.

Ehe ich sie las, war ich in Naumburg gewesen und hatte ähnliche Kontraste selbst stark empfunden.

Welche tragisch-ironischen Gegensätze! Der eine Welt in Trümmer schlagen, der auf die eisigen Höhen steigen und die Niederungen tief unten lassen wollte, dessen Dithyramben an die Wolken rührten, der ist, von Geistesnacht umhüllt, an der Stätte seiner Kindheit wieder zum Kinde geworden, zum hilflosen Kinde in den Armen seiner alten Mutter.

Und die Honoratioren und die Gevatter Schneider und Handschuhmacher des freundlich-braven Städtchens, die an dem hohen weißen Hause mit der Holzveranda voll Blumenstöcken, der verwitterten, eingesunkenen Stadtmauer gegenüber, vorbei zum Abendschoppen gehen, ahnen nicht, welch edler Geist hier ward zerstört.

Damals war in Naumburg auch noch das Nietzschearchiv, das nun nach Weimar siedelte. Man war gut zu Gaste in diesen Räumen mit ihrer still gedämpften Ruhe. Dichte Baumwipfel vor den Fenstern, die der Sonne wehrten. Schwere Bücherschränke, gekrönt von den Zarathustrasymbolen, Adler und Schlange, mit der Bibliothek Nietzsches. So manches Stück interessant persönlich geprägt. Reiche Anmerkungen in den Büchern. Viele Dedikationsexemplare. Unter anderem der Parsifal, auf dessen Titelblatt sich Wagner in der eigenhändigen Widmung selbstironisierend „Oberkirchenrat" unterzeichnet.

---

[1]) „Das Leben Friedrich Nietzsches." Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Digitized by Google

Dem Nachklang dieser erlebten still beschaulichen Naumburger Stimmungen einte sich die Idylle, die aus der Schilderung von Nietzsches Jugend in jenem ersten Band des Lebensbildes tönte.

Kornfelder rauschen und sanfte Bäche. Zwischen den Feldern und Wiesen geht der kleine Fritz ehrbar mit dem Großvater und Lisbeth, und als anakreonisches Symbol wandelt neben dem blonden Mädchen ein niedliches Schäfchen mit himmelblauem Halsband. Es ist die Atmosphäre des thüringischen Landpastorhauses.

Aber neben der friedlichen Ruhe tönt auch schon manch die Zukunft vordeutendes Wort. Nietzsche, der Knabe, der nach der Schilderung eines Schulfreundes fromm, bescheiden und etwas vereinsamt unter seinen Altersgenossen dasteht, hat einen tiefen inneren Stolz.

Er wirkte auf seine Umgebung als ein Erzieher zur Selbstbeherrschung, zu einer alles Falsche als unwürdig weit abweisenden Wahrheitsliebe. Und man überliefert von ihm das Wort: „Wir Nietzsches verachten die Lüge."

Flotte und fidele Bonner Studentenjahre lösen die Pförtnerzeit ab. Auf Bonn aber, dessen akademische Poesie zu bald ernüchternd verflog, folgt Leipzig. Und in Leipzig beginnt das eigentliche Leben Nietzsches.

Hier reiht sich für ihn ein bedeutendes Ereignis an das andere, und ein jedes wird zum Faktor seiner inneren Bildung. Hier erwacht in ihm der Gedanke, Wissenschaft mit Kunst zu verbinden, der Schulphilologie mit ihrer trocknen Formulierung von Herzen abzusagen. Schon hier gestaltet er sich das Bild des Hellenentums, das dann über seinem ganzen späteren Leben schwebte:

„Sollte nicht das Bild eines Sophokles jeden Gelehrten beschämen, der so elegant zu tanzen und Ball zu schlagen verstand und dabei doch einige Geistesfertigkeiten aufzeigte."

Der Stil seiner Jugend ist ziemlich trocken und nüchtern, jetzt strebt er nach Abrundung und Rhythmus, „einige muntere Geister will er darin entfesseln," er will darauf, wie auf einer Klaviatur, spielen lernen, „aber nicht nur eingelernte Stücke, sondern freie Phantasien, so frei wie möglich, aber doch immer logisch und schön."

In Leipzig lernte er Schopenhauers Lehre zum ersten mal kennen. Er nennt ihn seinen „düstern Genius": „Hier war jede Zeile, die Entsagung, Verneinung, Resignation will, hier sah ich einen Spiegel, in dem ich Welt, Leben und eigen Gemüt in entsetzlicher Großartigkeit erblickte. Hier sah mich das volle interesselose Sonnenauge der Kunst an, hier sah ich Krankheit und Heilung, Verbannung und Zufluchtsort, Hölle und Himmel. Das Bedürfnis nach Selbsterkenntnis, ja Selbstzernagung packte mich gewaltsam."

Und wie ihn Schopenhauer zu eigen machte, so auch Richard Wagner.

Als Schüler hatte er einen „unlöschbaren Haß gegen moderne Musik". Von dem Augenblicke aber, „wo es einen Klavierauszug des Tristan gab", war er Wagnerianer.

An Schopenhauer und Wagner behagte ihm das, wovor Zarathustra sich später auf die eisklaren, schimmernd reinen Höhen flüchtete: „Die ethische Luft, der faustische Duft, Kreuz, Tod und Gruft."

* * *

Digitized by Google

Die Gestalt, die Nietzsche in Leipzig durch Töne in Bande geschlagen hatte, bestimmt seine nächsten Lebensjahre: Richard Wagner. Und er ist neben Nietzsche die Hauptperson im zweiten Akt des Lebensbildes, das Frau Elisabeth gezeichnet. Schon dadurch geht dieser neue Band weit über die engeren Interessengrenzen des ersten hinaus.

Bevor wir der Begegnung Nietzsches mit Wagner gedenken, ist es notwendig, knapp die Konturen des äußeren Lebens zu ziehen.

Nietzsche erhält noch als Leipziger Student, auf Grund seiner philologischen Aufsätze im Rheinischen Museum, eine Berufung als Professor nach Basel. 1869 tritt er sein neues Amt an. Basels mittelalterliche Stimmung gefällt ihm: „die prachtvollen, altertümlichen Häuser mit ihren seltsamen, an längst verklungene alte Mythen erinnernden Spukgeschichten, die feste Gliederung der Familien, die allsonntags vollzählig und einträchtiglich zur Kirche wallten, die alten Dienstboten, die von einer Generation zur anderen übergingen, die altmodische Begrüßung in den Läden: ‚Guten Tag, Frauenzimmer,' ‚guten Abend, Jungfere,' überhaupt die ganze nieder-allemannische Sprechweise, die so viele alte treffende Ausdrücke bewahrt hat." Seine Antrittsvorlesung über die Persönlichkeit Homers erregte das größte Aufsehen, sie war etwas völlig neues. „Gedankenvoll schritten die würdigen Ratsherren und Professoren nach Hause. Was war das eigentlich gewesen? — Ein junger Gelehrter betrachtet zuerst höchst kritisch und zugleich philosophisch die Berechtigung seiner eigenen Wissenschaft, und schließlich wirft er so viel künstlerischen Glanz über sie hin, daß plötzlich die sonst so trockene und dürftige Philologie den gewiß nicht impressionablen alten Herren beinah wirklich wie eine Götterbotin erschien, und wie die Musen zu den trüben, geplagten böotischen Bauern niederstiegen, so kommt sie in eine Welt voll düsterer Farben und Bilder, voll von allertiefsten und unheilbarsten Schmerzen, und erzählt tröstend von den schönen, lichten Göttergestalten eines fernen, blauen, glücklichen Zauberlandes. „Da haben wir uns ja einen seltenen Vogel eingefangen, Herr Ratsherr," sagte einer der Herren vom kleinen Rat. Doch trotz der freudigen Anerkennung, die er fand, trotz des ästhetischen Wohlgefallens an Basel und seinen Menschen, die „alle noch den Mut haben, eigenartige Charaktere zu sein", fühlt er sich doch vereinsamt, er entbehrt Gedankenaustausch und Aussprache mit Gleichgestimmten: „siehe, das ist es, wir brauchen ewig Hebammen, und um sich entbinden zu lassen, gehen die meisten ins Wirtshaus oder zum ‚Kollegen', und da purzeln denn wie die kleinen Katzen die Gedanklein und Pläne heraus. Wenn wir aber trächtig sind, da ist niemand zu Hilfe, der uns bei der schweren Geburt beisteht, und finster und morose legen wir dann unsern derben, ungestalten, neugeborenen Gedanken in irgend eine dunkle Höhle; das Sonnenlicht der Freundschaft fehlt ihnen."

Da tritt in sein Leben Richard Wagner ein.

Er verkörperte ihm „wie kein anderer das Bild dessen, was Schopenhauer das Genie nennt. Niemand kennt ihn und kann ihn beurteilen, weil alle Welt auf einem anderen Fundamente steht und in seiner Atmosphäre nicht heimisch ist. In ihm herrscht eine so unbedingte Idealität, eine solche tiefe und rührende Menschlichkeit, ein solcher erhabener Lebensernst, daß ich mich in seiner Nähe wie in der Nähe des Göttlichen fühle."

So schilderte Anfang August 1869 Nietzsche seinem Freunde, dem Freiherrn von Gersdorff, seine Eindrücke und Empfindungen nach dem ersten Besuch bei Richard Wagner.

Digitized by Google

Es ist das Jahr 1870. Wagner lebte mit Frau Cosima in dem Landhaus Triebschen bei Luzern. In Luzern weiß niemand von ihm. Nur die Hoteliers hatten eine dunkle Vorstellung, „daß dieser Herr Wagner etwas Merkwürdiges sein müsse; einmal war ein König inkognito in Luzern geblieben, offenbar nur um ihn zu besuchen und mehrere Male hatten sich sehr vornehm aussehende Herrn nach Triebschen begeben, von denen man nachher munkelte, daß es Prinzen und hohe Würdenträger gewesen wären."

Es ist jene Epoche im Leben Wagners und der Frau Cosima, die am besten durch seine eigenen Worte in einem Brief an Frau Eliza Wille charakterisiert wird: „Sie sollen die ersten sein, denen wir uns als Vermählte vorstellen. In diesen Stand zu gelangen, hat es eine große Geduld gekostet: was seit Jahren unerläßlich war, sollte sich erst unter Leiden jeder Art zur Lösung bringen. Seit ich Sie zuletzt in München sah, habe ich mein Asyl nicht mehr verlassen, in das sich seitdem auch diejenige flüchtete, welche zu bezeugen hatte, daß mir wohl zu helfen sei, und das Axiom so mancher meiner Freunde, ‚mir sei nicht zu helfen', unrichtig war. Sie wußte, daß mir zu helfen sei und hat mir geholfen: sie hat jeder Schmach getrotzt und jede Verdammung über sich genommen. Sie hat mir einen wunderbar schönen und kräftigen Sohn geboren, den ich kühn ‚Siegfried' nennen konnte: der gedeiht nun mit meinem Werke, und giebt mir ein neues langes Leben, das endlich einen Sinn gefunden hat."

Doch auch Wagner fühlte sich manchesmal vereinsamt, und freudig wird Nietzsche in der Einsamkeit Triebschens aufgenommen. In Leipzig hatte Wagner bei seiner Schwester, Frau Professor Brockhaus, ihn flüchtig schon kennen gelernt. Hier wird die Bekanntschaft erneuert und wächst zwischen ihnen und Frau Cosima zu einer tiefen und engen Freundschaft. Stark interessierte Anteilnahme verbindet sie. Nietzsche leidet mit unter den übereilten und verfrühten Aufführungen von „Rheingold" und „Walküre" in München, er freut sich aber auch anteilsvoll an den Fortschritten der „Götterdämmerung" und der Selbstbiographie des Meisters.

Ein gesteigertes geistiges Leben herrscht in Triebschen, verfeinert und durch Kunst geschmückt, wie es Nietzsche in seinem Hellenismus sich ersehnte.

Eine wunderbare Landschaft ist's voll zauberhafter Lichttöne vor allem beim Sonnenuntergang, wenn der Mond voll und klar über dem leuchtenden Schneefeld des Titlis steht, und nur allmählich die Sonnentöne in das bleiche Licht des Mondes übergehen und der See und die Berge immer zarter, duftiger, durchsichtiger werden. Frau Elisabeth schildert eine Abendpromenade am See:

„Voran Frau Cosima in einem rosa Kaschmirgewand mit breiten, echten Spitzenaufschlägen, die bis zum Saum des Kleides hinabgingen, am Arm hing ihr ein großer Florentinerhut mit einem Kranz von rosa Rosen, hinter ihr schritt würdig und schwerfällig der riesige kohlschwarze Neufundländer Ruß, dann folgen Wagner und ich, Wagner in niederländischem Malerkostüm: schwarzer Sammetrock, schwarze Atlaskniehosen, schwarzseidene Strümpfe, eine lichtblaue Atlaskravatte, reich gefältelt, mit feinen Linien und Spitzen dazwischen, das Künstlerbarett auf den damals noch üppig braunen Haaren."

Nicht so idyllisch, doch noch interessanter ist die spätere Richard Wagnerepisode in Nietzsches Leben, die den Titel führt „Richard Wagner in Bayreuth".

Wir erleben völlig den Aufgang Bayreuths in Schilderungen der Augenzeugen mit.

Digitized by Google

April 1872 kommt das Scheiden von Triebschen, dem „Gefilde der Seligen", und es folgen die köstlichen Tage der Grundsteinlegung des Bayreuther Theaters. Eine erlesene kleine Gesellschaft, „der man nicht erst Finger für zarte Dinge zu wünschen hatte," war in der großen markgräflichen Loge des alten Rokokotheaters versammelt. Und auf derselben Stelle, auf der einst dem markgräflichen Hof italienische Opern und französische Ballets vorgespielt wurden, ertönten jetzt die weihevollen Klänge der neunten Symphonie. Die erschauernde Stimmung großen Erlebens zitterte durch all die Menschen, und ein Nachhauch weht uns an, wenn wir lesen, was Nietzsche in der Erinnerung an diesen Moment schreibt: „Als an jenem Maitage des Jahres 1872 der Grundstein auf der Anhöhe von Bayreuth gelegt worden war, bei strömendem Regen und verfinstertem Himmel, fuhr Wagner mit einigen von uns zur Stadt zurück; er schwieg und sah dabei mit einem Blick lange in sich hinein, der mit einem Worte nicht zu bezeichnen wäre. Er begann an diesem Tage sein sechzigstes Lebensjahr: alles bisherige war die Vorbereitung auf diesen Moment. Man weiß, daß Menschen im Augenblick einer außerordentlichen Gefahr oder überhaupt in einer wichtigen Entscheidung ihres Lebens durch ein unendlich beschleunigtes inneres Schauen alles Erlebte zusammendrängen und mit seltenster Schärfe das Nächste wie das Fernste wieder erkennen. Was aber Wagner an jenem Tage innerlich schaute — wie er wurde, was er ist, was er sein wird — das können wir, seine Nächsten, bis zu einem Grade nachschauen: und erst von diesem Wagnerischen Blick aus werden wir seine große That selber verstehen können — um mit diesem Verständnis ihre Fruchtbarkeit zu verbürgen."

Nach diesem Vorspiel, hochgespannter Stimmung voll, durchleben wir all die Stadien des Bayreuthgedankens und seiner Verwirklichung.

1873 steht es schlimm um die Fortführung. Auf Wagners Wunsch wandte sich der Vorstand der Wagnervereine mit der Bitte an Nietzsche, einen Aufruf an die deutsche Nation zu verfassen.

Er that es, aber dieser Aufruf erschien den Delegierten in seinem feierlichen Ernst, der das Ereignis der Wagnerschen Kunst als das wichtigste überhaupt betrachtete, für die kunstfremde Stimmung der Zeit zu gefährlich. Er ward nicht hinausgeschickt.

In der höchsten Not ersteht dem Festspielhaus ein Retter, König Ludwig. In der Form von Vorschüssen bis zu 100 000 Thalern unterstützte er das Werk. Die Aufführungen sind gesichert.

Doch Nietzsche bringen sie schwere Enttäuschungen.

Er hatte sich ein dionysisches Fest geträumt, das eine Gemeinde der Besten sich feiert, und nun fand er geräuschvollen Trubel. Er hatte sich den idealen Bayreuther Gast so ausgemalt:

„In Bayreuth ist auch der Zuschauer anschauenswert, es ist kein Zweifel. Ein weiser, betrachtender Geist, der aus einem Jahrhundert ins andere ginge, die merkwürdigen Kulturregungen zu vergleichen, würde dort viel zu sehen haben; er würde fühlen müssen, daß er hier plötzlich in ein warmes Gewässer gerate, wie einer, der in einem See schwimmt und der Strömung einer heißen Quelle nahe kommt: aus anderen tieferen Gründen muß diese emporkommen, sagt er sich, das umgebende Wasser erklärt sie nicht und ist jedenfalls selber flacheren Ursprungs. So werden alle die, welche das Bayreuther Fest begehen, als unzeitgemäßige Menschen empfunden werden: sie haben anderswo ihre Heimat als in der Zeit und finden anderwärts sowohl ihre Erklärung als ihre Rechtfertigung."

Digitized by Google

Und nun traf man hier statt dessen ein zahlungsfähiges Premièrenpublikum, Kaiserlichen Hofstaat, Marienbader Kurgäste, und abends bei Angermann tobte sich die Begeisterung plump geräuschvoll aus. „Der Wagnerianer war Herr über Wagner geworden".

Diese Enttäuschung bildet den Schlußpunkt in der latent schon länger vorhandenen inneren Entfremdung Nietzsches und Wagners. Sie hatten sich ineinander getäuscht, ineinander eine Ergänzung gesucht, die sie sich nicht geben konnten.

Jeder hatte sich vom andern in einem gewissen Autoanthropomorphismus ein Bild gemacht, das ihm selber gleich war. In der Stille der Triebschener Idylle konnte sich die Illusion halten, im lauten Getriebe des Tageskampfes kam die harte Wahrheit heraus.

Nietzsche dachte sich Wagners Kunst als eine Erfüllung seines hellenischen Gedankens und mußte immer mehr merken, wie der Meister sich aus diesen Kreisen mit unbeirrten Schritten entfernte und einen anderen Weg ging, einen Weg, der zum Parsifal führte. Er formulirt sich selbst klar seine Selbsttäuschung:

„Das, was ich in jungen Jahren bei Wagnerischer Musik gehört habe, hat überhaupt nichts mit Wagner zu thun; wenn ich die dionysische Musik beschrieb, beschrieb ich das, was ich gehört habe." Er hatte nach eigenem Geständnis gehofft, durch diese Kunst, die sich ihm in der verklärenden, kraftvollen Reckengestalt des Siegfried darstellte, könnte „den Deutschen das Christentum völlig verleidet werden — deutsche Mythologie als abschwächend, gewöhnend an Polytheismus."

Und nun der Parsifal.

Nietzsche machte sein Herz frei in seinem Buch vom Menschlich-Allzumenschlichen, nach seiner eigenen Charakteristik ein „Denkmal rigoroser Selbstzucht, mit der ich bei mir allem eingeschleppten ‚höheren Schwindel', ‚Idealismus', ‚schönen Gefühl' und anderen Weichlichkeiten ein jähes Ende bereitete." Ein schicksalsvoller Zufall wollte es, daß sich dieses Buch, das Nietzsche mit bangem Herzen nach Bayreuth schickte, mit dem Widmungsexemplar des Parsifal kreuzte, das von dort kam: „Herzlichen Gruß und Wunsch seinem treuen Freunde Friedrich Nietzsche. Richard Wagner, Oberkirchenrat."

Nach diesem letzten scherzenden Wort hüllte sich Bayreuth in eisiges Schweigen.

* * *

Mehr als die Verschiedenheit der Weltanschauung interessieren den Zuschauer dieser Freundschaftstragödie die Reflexe, die auf die Charaktere fallen.

Und es ist von einem fast pikanten Kontrast, wie Richard Wagner als Verfolger seiner Ziele jenes Nietzschewort: „Die Schaffenden sind hart" vollendet erfüllt, während Nietzsche selbst stets mit seinem warmen Herzen zu kämpfen hat.

Der Meister steht da wie ein Gott Zebaoth, der keine anderen Götter duldet neben sich. Für ihn hat jeder nur insofern Wert, als er dienend der Miterfüllung seines Werkes sich hingiebt. Er ist Terrorist durch und durch: wer nicht für mich ist, ist wider mich. Er kennt keine Neigungen und weicheren Empfindungen, die ihn irre machen.

Elisabeth fragte einmal ihren Bruder: „Wagner kann doch unmöglich erwarten, daß alle seine Ansichten von seinen Freunden geteilt werden?"

Digitized by Google

„Doch, Lisbeth, das verlangt er," meinte er zögernd und nachdenklich.

Unbewegten Herzens, mit olympischer Kühle wies Wagner ab, was nicht zu ihm stimmte. Er blickte nicht einmal zurück und schritt seinen Weg weiter.

Nietzsche war aber immer das „verehrende Tier", seine Philosophie der Härte blieb ihm theoretisches Ideal. Er trennt sich unter wehen Schmerzen und er hängt mit einer wehmütigen Liebe an den Gräbern seiner Vergangenheiten. Er kämpft einen bitterschweren Kampf gegen sich um seine Liebe zu Wagner: „immer wenn einer der schönen warmen Briefe aus Bayreuth kam, trieb Fritz all die stolz-ketzerischen Gedanken der eigenen unumschränkten Freiheit zurück, und es ergriff ihn die Sehnsucht nach der Zeit der alten Gebundenheit".

Einmal antwortete er auf die Frage, welche anderen Empfindungen ähnliche Konflikte hervorrufen können, wie die Liebe:

„Nun zum Beispiel die Freundschaft, sie hat ganz ähnliche seelische Konflikte, nur auf einer viel höheren Stufe: erst die gegenseitige Anziehung auf der Basis einer gemeinsamen Überzeugung, dann das Glück der Zusammengehörigkeit, die gegenseitige Bewunderung und Verherrlichung, dann Mißtrauen auf einer Seite, Zweifel an der Vorzüglichkeit des Freundes und seinen Ansichten auf der anderen Seite, die Gewißheit, sich trennen zu müssen und sich doch schwer entbehren zu können — alle diese und andere unsägliche Leiden."

Das ist keine stahlharte Herrenmoral. Und es ist kein „Übermensch", den folgende Scene zeichnet:

Auf dem Schreibtisch stand eine eben aus Paris eingetroffene Büste Voltaires mit der Dedikation: L'âme de Voltaire fait ses compliments à Frédéric Nietzsche. Elisabeth saß mit ihrem Bruder vor der anonymen Gabe. Als die Schwester das harte, spöttische Gesicht Voltaires betrachtete und dann auf Nietzsche sah, „in dessen Augen ein tief ernster und doch so rührend sanfter Ausdruck lag", überkam sie eine große Bangigkeit. Sie umschlang seinen Kopf wie schützend und brach in Thränen aus.

„Warum weinst du, Liesbeth?" fragte Fritz leise.

„Er konnte es besser ertragen, gegen eine Welt von Vorurteilen zu kämpfen, er war aus härterem Stoff," sagte sie unter Thränen.

Er drückte bewegt ihre Hand und sagte mit einem Versuch zu scherzen: „Ich bin stärker als du glaubst, auch mir hat Wodan ein hartes Herz in die Brust gelegt."

Aber die Schwester schüttelte den Kopf, sie wußte am besten, wie weich er war.

In solchen charakteristischen Scenen liegt die Bedeutung dieses Buches. Mit fast phonographischer Treue hören wir die Menschen reden. Eine Reihe bedeutender Gestalten zieht an uns vorüber, die wir in momentanen Äußerungen belauschen können. Und sie werden nicht einseitig durch die Verfasserin charakterisiert, sondern sie treten immer beleuchtet von allen Seiten durch authentische Aussprüche und Schilderungen ihrer Mit- und Gegenspieler auf die Bühne. Eine der fesselndsten Gestalten unter der Schar aber ist eine Frau, Frau Cosima.

Von ihr hat Nietzsche gesagt: „die wenigen Fälle hoher Bildung, die ich in Deutschland vorfand, waren alle französischer Herkunft, vor allem Frau Cosima Wagner, bei weitem die erste Stimme in Fragen des Geschmacks, die ich gehört habe."

Digitized by Google

Von ihr sind kritische Briefe über die Schriften Nietzsches, über die „Unzeitgemäßen Betrachtungen", vor allem, die in ihrer reifen, klugen Sicherheit, in ihrem überlegenen Urteil höchst interessant sind und die diesen zweiten Band der Nietzschebiographie zu einem wichtigen Dokument für die Geschichte des geistigen Lebens der Frau machen.

Barbara Uttmann.

Von

Marie Silling.

Nachdruck verboten.

Die vierhundertjährige Jubelfeier Annabergs im Herbst des vergangenen Jahres (1896) lenkte die Blicke der Geschichtsforscher auf das unwirtliche Erzgebirge. Leider bleiben die Ergebnisse solcher Forschungen meist in den Büchern vergraben, und so kommt es, daß sogar in Annaberg Sagen und Fabeln, welche die Jahrhunderte um die Persönlichkeit der Frau woben, die von der Geschichte der Stadt und des Gebirges nicht zu trennen ist, verbreiteter sind, als die fleißigen Forschungen des dortigen Oberlehrers Finck.

Die Bewohner des Gebirges bedürfen der Erinnerungen des Forschers nicht, sie haben ihre Barbara Uttmann niemals vergessen. Ein Geschlecht erzog das andere zu dankbarer Verehrung für diese Frau. — Seit ein Bildhauer (Prof. R. Henze aus Dresden) ihnen die Züge ihrer Wohlthäterin wieder hat erstehen lassen, lebt sie nicht nur in immer neu erfundener Erzählung und Dichtung, sondern in unvergänglicher Schöne persönlich unter ihnen.

Das abergläubische Volk der Berge will die Fee des Erzgebirges — wie Barbara Uttmann wohl auch genannt wird — so und nicht anders behalten, aber wir Frauen besonders sollten uns nicht mit den Fabeln begnügen, die diese Geschlechtsgenossin poetisch verklären; wir müssen fragen: „wer war sie, und was that die seltene Frau, der nach Jahrhunderten noch ein ganzes Volk huldigt, der eine Dankbarkeit bewahrt blieb, wie sie in der Geschichte fast beispiellos ist?"

Die neuste Auflage des Konversationslexikon von Brockhaus sagt: „Barbara Uttmann lehrte das Spitzenklöppeln, das sie selber von einer Brabanterin erlernte", und ihr Denkmal auf dem Kirchhof zu Annaberg trägt die Inschrift: „Hier ruhet Barbara Uttmann, gest. 14. Jan. 1575. Sie ward durch das im Jahre 1561 von ihr erfundene Spitzenklöppeln die Wohlthäterin des Erzgebirges."

Drei Städte, immerhin nicht sieben wie bei Homer, streiten sich um den Ruhm, Geburtsort dieser Frau zu sein. Jedes Werk, das ihren Namen nennt, bezeichnet eine dieser Städte als die rechte. Annaberg, Elterlein, ein kleines Städtchen im Erzgebirge, und Nürnberg.

Barbara war die Tochter Heinrich von Elterleins, und der Gleichlaut des Namens blieb bisher der einzige Beweis, den diese Stadt für ihren Ruhmesanteil aufzubringen vermochte. In Nürnberg sind alle Nachforschungen nach einer Familie des Namens Elterlein bisher erfolglos geblieben, — dagegen wird Heinrich von Elterlein in einer Klagesache im Jahre 1517 als Hauseigentümer in Annaberg und 1526 als Bergzehntner daselbst genannt. Seine Tochter ist 1514 geboren, drei Jahre früher, als ihr Vater erwiesenermaßen Hauseigentümer in Annaberg war. In ihrem Geburts-

Digitized by Google

jahr ward ihr Onkel Hans und dessen gesamte Familie vom Herzog Georg zu Sachsen, um seiner reichen Verdienste willen, in den erblichen Adelsstand erhoben. Ob das Ansehen dieses Mannes den Bruder einst veranlaßte, nach Annaberg zu kommen, ob ihn der Ruf der ergiebigen Bergwerke bereits früher dahin gelockt, bleibt unentschieden, doch liegt die Vermutung nahe, daß Barbara schon in Annaberg geboren wurde. Gewiß ist, daß ihr Vater als wohlhabender, angesehener Maun in Annaberg lebte, sein Amt löblich verwaltete und daselbst im Alter von 54 Jahren starb.

Aus Barbaras Kindheit und Jugend ist nichts Glaubwürdiges auf unsere Zeit gekommen. Die Handschrift eines berühmten Annaberger Bürgers, des Rechenmeisters Adam Riese, verbürgt uns die Existenz eines Bruders. In einem der ungedruckten Rechenbücher des Adam Riese, die im Besitz der Marienberger Kirchen- und Schulbibliothek sind, schreibt derselbe: „vorfertigett am Freitag nach Judica im 1524 Jar. Und zum ersten gelernett Heinrich von Elterleinß sohn eynem knaben bei eylff Jaren."

Hat auch Barbara bei diesem berühmten Rechenmeister den Grund zu ihrer späteren Geschäftstüchtigkeit gelegt? Es giebt keinen Beweis für die Richtigkeit dieser Vermutung. Wir wissen nur, daß Frau Barbara lesen und schreiben konnte, Künste, die damals durchaus nicht allen Frauen geläufig waren. Ihre eigenhändige Namensunterschrift als Patin ist verschiedentlich erhalten. Wollen wir mehr von ihr wissen, müssen wir die Zeit befragen, die eine Zeit des gewaltigsten Ringens um geistige Freiheit, des Umsturzes auf allen Gebieten war, eine Zeit, in der auch den einzelnen Gliedern in der Familie Gelegenheit geboten ward, selbständig zu denken, sich zu bethätigen, Charaktere zu werden.

Bei Barbaras Geburt galt Annaberg noch als Wallfahrtsort frommer Gläubiger. Fremde Fürstlichkeiten strömten herzu, um teilzunehmen an den großartigen Prozessionen. Barbaras Onkel war ein strenggläubiger Katholik. Im Jahre 1500 pilgerte er barfuß nach Rom. Das Kind hat wohl auch noch solchen pomphaften Umzügen beigewohnt, oder doch auf den Gassen gestanden und zugesehen.

Tetzel war ein jahrelanger Gast in der Stadt, Mykonius, der spätere Reformator Thüringens, lebte zu gleicher Zeit als Lateinschüler dort. Seine Fragen und Forderungen, die er dem Ablaßhändler stellte, wurden vielfach besprochen. Luther, dessen Gedanken, dank der Buchdruckerkunst, die wie ein Engel als Botenläufer angesehen wird, Eigentum der Bevölkerung geworden, predigte persönlich (1522) in Annaberg und fand begeisterte Aufnahme. Dem Bergmannssohne, der ihres Gleichen war, jubelten die Bewohner zu, auch hielten sie fest an seinen reformatorischen Ideen, den entgegengesetzten Überzeugungen ihres Landesherrn zum Trotz, und bekannten sich nach dessen Tode (1539) offen und einmütig zu Luthers Lehre.

Das war die Zeit, in die das Werden dieses Weibes fiel! Im Alter von 21 Jahren heiratete Barbara den reichen Bergherrn Christoph Uttmann (auch Uthmann geschrieben), der nach dem Geschlechtsregister derer v. Elterlein aus Löwenberg in Schlesien stammte. Die Ehe währte achtzehn Jahre und war eine überaus gesegnete. Am 11. September 1553 verlor sie den Gatten, und nun fielen ihr außer der Erziehung ihrer vielen Kinder noch alle Lasten und Mühen zu, die ihr die umfängliche Verwaltung der weit verzweigten Geschäfte ihres Mannes auferlegten. Sie zeigte sich allen Anforderungen auf das beste gewachsen. Sie erhielt nicht nur das große Vermögen, sondern mehrte es durch Umsicht und Thätigkeit.

Der Bergbau ergab damals reiche Ausbeute und so war sie bald in der Lage, noch den kupferreichen St. Briciusstollen zu erwerben. Außerdem besaß sie ein kurfürstliches Privilegium, das ihr alle, im ganzen Bergrevier gefundenen Kupfererze für einen Preis zuerkannte, den allein der Kurfürst mitbestimmte. Dies Privilegium und ihr immer größer werdender Reichtum schafften ihr viele Feinde und Neider, und sie hatte oft Gelegenheit, sich dieser, wie unberechtigter Anforderungen zu erwehren, was aus Briefen des Kurfürsten, die im königlich sächsischen Staatsarchiv aufbewahrt sind, hervorgeht. Außer ihren bergmännischen Unternehmungen und ihren Schmelzwerken betrieb Frau Uttmann noch einen Spitzen- oder Bortenhandel. Borte nannte man zuerst im Erzgebirge alles Klöppelwerk. Ob sie dies Geschäft bereits bei Lebzeiten

Digitized by Google

ihres Mannes besaß, ist bis jetzt nicht entschieden. Auch andere Annaberger Frauen handelten mit den Erzeugnissen weiblichen Fleißes, aber Frau Uttmann scheint die Einzige gewesen zu sein, die diesem Geschäft, wahrscheinlich in Folge ihrer weitverzweigten anderweitigen Verbindungen, eine größere Bedeutung und Ausdehnung zu geben verstand.

Barbara Uttmann.

Nach der Statue von Professor Henze.

Eine Eingabe an den Annaberger Rat vom Jahre 1571 bezeugt, daß Barbara Uttmann zu Zeiten gegen 900 Personen in der Spitzenklöppelei beschäftigt hat. In dieser Eingabe ist auch zum erstenmal die Rede von Bortenwirkerinnen und Klöpplerinnen, von Klöppeln und Klöppelkissen. Ein Schreiben der Kurfürstin Anna vom 9. Oktober 1560, in welchem diese bei der Christoph Uttmannin etliche Borten bestellte, liefert ferner den Beweis, daß bereits vor dem Jahre 1561, welches Jahr der Chronist, sowie die Inschrift von Barbara Uttmanns Denkmal als Beginn der Klöppelkunst bezeichnen, geklöppelt wurde. Beide Dokumente sind um so wichtiger, als Barbara Uttmann der Sage nach das Spitzenklöppeln von einer Brabanterin erlernte, die, um ihres Glaubens halber aus

Digitized by Google

der Heimat vertrieben, gastfreie Aufnahme bei der reichen Frau fand und dieser aus Dankbarkeit selbstgeklöppelte Spitzen zum Geschenk machte. Je früher das Spitzenklöppeln im Erzgebirge nachgewiesen werden kann, um so hinfälliger werden diese Erzählungen.

Die Religionsvertreibungen Albas in den Niederlanden begannen erst im Jahre 1567, und wenn auch früher bereits bedrohte Protestanten um ihres Glaubens halber in die Fremde flüchteten, sich im Erzgebirge, Voigtlande u. s. w. niederließen und ihre Industrien dort einführten, so weiß man von keiner solchen Niederlassung vor dem Jahr 1560. Ehe aber die Klöppelspitze ein Industriezweig werden konnte, mußte die Fertigkeit doch wohl im größeren Kreis ausgebildet sein! Außerdem bestreitet Joseph Seguin in seinem Werk „la Dentelle", daß vor dem 17. Jahrhundert eine Spitzenindustrie in den Niederlanden existiert hat[1]). Die Sage hätte mit mehr Berechtigung eine Italienerin als Lehrerin der Frau Uttmann nennen können, denn die ersten Musterbücher für Klöppelspitze sind italienischen Ursprungs. Im Arsenal zu Venedig wird das erste Musterbuch für Klöppelspitze „le pompe" aufbewahrt, das die Jahreszahl seines Erscheinens 1557 und 1559 trägt[2]). Ob nicht auch in Deutschland in den Klöstern bereits in viel früheren Zeiten geklöppelt wurde, und die Kunstfertigkeit nach Aufhebung dieser Klöster durch die Reformation, weitere Verbreitung im Volke fand, darüber fehlen alle glaubwürdigen Beweise. Anzunehmen ist es nicht, daß diese Industrie fertig, wie Pallas Athene, auf die Welt kam, auch ist nirgend ein Beleg dafür zu erbringen, daß Frau Uttmann diese Kunst ausübte oder lehrte. Dagegen sind viele Zeugnisse vorhanden, daß Barbara Uttmann eine selten unternehmungslustige, tüchtige Geschäftsfrau war. Ob sie bei dem Vertrieb der Klöppelspitze nur an den eigenen Nutzen oder auch an den der Arbeiter dachte, — ob ihr Blick weiter reichte in die Zukunft — das vermag ein wahrheitsgetreuer Geschichtsschreiber nicht zu entscheiden, die Bemerkung des Chronisten jedoch: „sie war der Armut geneiget", stellt ihrem Charakter das beste Zeugnis aus. — Zu jener Zeit entfaltete sich in den Städten, auch vorzugsweise in dem reichen Annaberg, ein großer Kleiderluxus, so daß man zu Kleiderordnungen schreiten mußte, um den größten Übergriffen, die vielfach Verarmungen herbeiführten, zu steuern. Der thätigen Geschäftsfrau kam diese Zeitströmung entgegen, ihre Verbindungen eröffneten der schmückenden Spitze ein Absatzgebiet, das sich von Jahr zu Jahr vergrößerte. Von einer Not unter der bergmännischen Bevölkerung war, als sie zuerst die Klöppelspitze in den Handel einführte, nachweislich noch gar keine Rede. Erst in den siebziger Jahren, am Ende ihres Lebens und nach ihrem Tode machte diese Not sich geltend, zu einer Zeit, als sie bereits diese Kunstfertigkeit zu einem Industriezweig erhoben hatte, und nun erst begann man ihr Andenken zu segnen, fing in den Klöppelstuben an, von dieser Frau zu erzählen, zu fabeln!

Wenn Barbara Uttmann auch nicht als arme Klöpplerin starb, die mühsam durch diese Geschicklichkeit ihr Leben fristete, so hat doch auch sie des Lebens Sorgen, Mühen und Leid reichlich erfahren. Um zwanzig Jahre überlebte sie den Gatten. Von ihren vielen Kindern sind nur die Namen von sieben Söhnen bekannt. Einer starb jung als hoffnungsvoller Student, ein anderer machte ihr durch leichtsinniges Wesen, „aufborgen und ansetzen der Leute" viele Sorge, und das Verhältnis der Geschwister untereinander scheint auch nicht immer ganz ungetrübt gewesen zu sein, wofür gleichfalls noch vorhandene Briefe zeugen. Barbara Uttmann starb im Alter von 61 Jahren. Der über sie wenig ausführliche Annaberger Chronist berichtet: „Den 15 Jan. 1575 stirbet Fraw Barbara, Chr. Uttmanns Wittib, eine Tochter Heinrichs v. Elterlein, ein reiches Weib von Bergwerk, der Armut geneiget, führet glücklich den Bortenhandel: eine Mutter von 64 Kinder und Kindeskinder: hat statliche Nahrung verlaßen!" —

---

[1]) Joseph Seguin macht sodann noch darauf aufmerksam, daß nach alten Abbildungen die Form der Klöppelkissen sich in keinem Lande veränderte, und eine andere in den Niederlanden als in Sachsen war und ist.

[2]) In Italien findet in einem Dokument vom Jahre 1493 bereits die Klöppelspitze Erwähnung. Vergl. O. v. Schorn „Die Textilkunst", Wissen der Gegenwart B. 33 S. 167.

Digitized by Google

Während ihre eigene große Familie nach dem Brande im Jahre 1604, der bis auf sieben Häuser die ganze blühende Stadt vernichtete, aus Annaberg verschwand und auch für den Forscher fast völlig verschollen ist, behütete die Pietät der Bewohner die Grabstätte Barbaras vor neuer Benutzung. Damals lag nur eine einfache Messingplatte mit dem Wappen der Elterlein auf ihrem Grabe, deren Inschrift lautete:

MDLXXV 1575 Jar den 14 Januarii ist die Erbare, und Erentugendsame Fraw Barbara, des Erenvesten Herrn Christoph Uttmanns seelig, hinterlassene Wittfraw, in Gott seelig entschlafen — deren Seelen Gott der Herr gnad. Ihres Alters LXI (61) Jar, hat erlebet LXIV (64) Kinder und Kindeskinder. Johannis am XI spricht Christus: ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. — Auf dieser Platte stand nichts davon, daß sie eine Erfinderin der Spitzenkunst gewesen sei. Im Jahre 1834 am 15. Oktober ließ der Handelsherr August Eisenstuck, dessen Handlung durch die von Barbara begründete Industrie zu Glanz und Ansehen gekommen war, ein neues Denkmal auf ihrem Grabe errichten, und die Inschrift darauf diktierte der Glaube der obererzgebirgischen Bevölkerung, deren hauptsächlichste industrielle Beschäftigung noch heute das Spitzenklöppeln ist. Für sie steht es unumstößlich fest, daß Barbara Uttmann die „Erfinderin" dieser Kunstfertigkeit war.

Diese Fertigkeit ist es gewesen, die das arme Gebirgsvolk zu Sauberkeit und Ordnung erzog, und die von Generation zu Generation vererbte Handgeschicklichkeit war es, die das ausgezeichnete Arbeitermaterial heranbildete, so daß Annaberg heute als einzige Konkurrentin in der Passamenteriebranche neben Paris zu bestehen vermag.

So war also Barbara Uttmann nur die Begründerin einer Industrie, welche die Maschine, die Laune der Mode verdrängen konnte? — Barbara Uttmann war mehr: Sie ist die Mutter jener Hausindustrie, deren heimliche Arbeitserträge zu bessern heute eine unserer Aufgaben ist. Sie bleibt die Erste, die der Frauen- und Kinderarbeit einen Wert gab, und dadurch in dem Geringsten und Abhängigsten ein Gefühl seiner Menschenwürde erweckte. Wer heute der Frauenarbeit neue Gebiete eröffnet, sollte Barbara Uttmann nicht vergessen, denn sie hat zur Erkenntnis des Wortes: „Arbeit macht frei" — die That hinzugefügt!

Friedrich der Große über Mädchenerziehung.

(Aus: Leben und Charakter Friedrichs II. Von J. C. Sreyer. 1795.)

Man giebt sich nicht die Mühe, den Geist der Mädchen anzubauen, läßt sie ohne Kenntnisse bleiben.

*

Die gewöhnliche Erziehung sieht nur auf äußere Grazie, auf Anstand und auf die Kunst, sich zu kleiden. Rechnet man hierzu noch ein wenig Musik, Belesenheit in einigen Komödien oder Romanen, Tanzen und Spielen, so hat man alle Kenntnisse des weiblichen Geschlechts beisammen.

*

Ich bin schon oft bei der Vorstellung unwillig geworden, daß man in Europa die Verachtung gegen die eine Hälfte des menschlichen Geschlechts so weit treibt und sogar alles versäumt, was ihren Verstand vervollkommnen könnte. Wir sehen so viele Frauenzimmer, die den Männern in nichts nachstehen.

*

Es (das weibliche Geschlecht) besitzt die Reize der Schönheit; aber sind ihnen die Reize des Geistes nicht vorzuziehen?

Digitized by Google

Die socialen Aufgaben der Diakonie-Genossenschaften.

Von

Adine Gemberg.

Nachdruck verboten.

II.

Von Seiten der socialdemokratischen Frauen ist den Vertretern der bürgerlichen Frauenbewegung der Vorwurf gemacht worden, daß wir ihre Bedürfnisse nicht verstehen, weil wir ihr Elend nicht kennen.

Ob in gesunden Zeiten die Tagelöhnerin, die Bergmannsfrau oder die Konfektionsarbeiterin ein verschlossenes Wesen gegenüber besser situierten Frauen zur Schau trägt, weiß ich nicht. Der Diakonissin gegenüber existiert aber diese Scheu nicht, und ich selbst habe an den Krankenbetten der Hospitäler und Kliniken so tiefe Blicke in die häuslichen und persönlichen Verhältnisse dieser Leute gethan, daß ich mich nicht scheue, die Behauptung aufzustellen: sie gehen an der Privatküche jedes einzelnen Haushaltes, sowie an der Sorge um ihre Kinder zu Grunde, wenn sie es nicht vorziehen, gleich die Kinder selbst untergehen und verlottern zu lassen.

Da meine Kenntnis der betreffenden Verhältnisse aus Krankenhäusern stammt, bitte ich um die Erlaubnis, da anknüpfen zu dürfen, wo ich selbst angeknüpft habe.

Es wird also eine Tagelöhnerfrau eingeliefert, 38 Jahre alt, von Haus aus seltsam schön, aber verkommen und verwittert, ganz krumm zusammengezogen von Gelenkrheumatismus, nur unter großen Schmerzen imstande, ein Glied zu bewegen. Der Ehemann zahlt zunächst 30 Mark an.

Die Kranke weint Tag und Nacht; man glaubt, vor Schmerzen. Am zweiten Tage habe ich ihr Vertrauen gewonnen, und sie erzählte mir, daß ihr Mann durchschnittlich einen Tagesverdienst von 90 Pf. hat, und daß sie selbst 25—30 Pf. verdient mit Federnreißen und dergleichen, alles bei kleinen Besitzern, da keine Güter in der Nähe sind. Trotzdem lieben sie ihre Scholle, denn sie haben ein Häuschen und etwas Land, das zusammen einen Wert von 1000 Mark repräsentiert, worauf noch 400 Mark verzinsbare Schulden lasten. Eine gelähmte Großmutter bildet die einzige Wartung für die fünf Kinder, von denen eins zum Krüppel überfahren, eins blind und eins skrofulös ist.

Das Hauptnahrungsmittel besteht in einem Schwein, das man sich jährlich fett macht. Das Schwein ist auch versichert gegen Krankheit oder Tod. Der Mann ist in einer Krankenkasse, nicht aber die Frau, und als nun grade diese erkrankte, wurde das Schwein verkauft, und die ganze Familie versagt sich für ein Jahr den Fleischgenuß, um der Mutter die Arbeitskraft zurückzugeben. Von den 30 Mark wurden nun Wunder erwartet; als aber nach 20 Tagen die Summe zu Ende war, wurde die Frau so krank, wie sie gekommen war, entlassen.

Auf meine Frage, ob sich die Leute denn an keinen Wohlthätigkeitsverein wenden könnten, hatte die Frau nur einen verständnislosen Blick. „Von uns weiß keiner was; so was hat man vielleicht in der Stadt.“ —

Digitized by Google

Ich erkundigte mich nun nach dem ältesten Kinde.

Ja, das wäre ein Mädchen, allerdings ein bißchen schwach für elf Jahre, wenn aber der Herr Lehrer ein Einsehen hätte und auf den Besuch der ziemlich weit entlegenen Schule seitens dieser Schülerin verzichten möchte, so würde ja wohl zu Hause vieles anders sein.

„Also das schwache Kind muß neben der Schule noch kochen, noch Haus und Kinder rein halten?"

„Ja, die alte Schule, das ist nun mal solche Schinderei," meint die Frau.

Ich lache und sage, als wäre es im Scherz: „Ja, die Lernschule, die taugt ja wohl nichts, aber wie hübsch wäre das nun, wenn die Dirn' in der Schule kochen lernte!"

„Brot mit Wasser aufbrühen oder Kartoffeln abzukochen, dazu braucht sie keine Kochschule, überhaupt giebt es gar keine," erklärt die Kranke ein wenig mürrisch über meinen vermeintlichen Spott.

Aber unerwartet kam mir eine Bergmannsfrau zu Hilfe. „Ja wohl, es giebt Kochstunden, in unserer Knappschaftsschule giebt es die, und meine Liese ist 13 Jahr, wenn die zu Hause kommt, dann weiß sie viel von Dampf und von Ventieren (Ventilen) und von Litern und Schrauben und Decigrammen. Da habt ihr ja alle keine Ahnung von." —

„Na, denn kann sie ja mal einen feinen Dienst antreten," seufzte die arme Tagelöhnerfrau.

Aber nun wurde die stolze Mutter doch ein wenig kleinlaut. „Ach, ich bin ja nun fort, und mein Mann meint, die Ventiere könnte keiner essen, und wenn sie in Dienst zieht, soll sie da man lieber nichts von sagen." —

Ich bedauerte innig, daß keine von den Vertreterinnen des Kochunterrichts in der Kinderschule dieses Privatissimum mit anhören konnte. Ich selbst aber sollte noch mehr lernen. Eine Tagelöhnerfrau aus Litthauen, die sich zu einem gewissen Wohlstande durchgearbeitet hatte, nahm das Wort:

„Ja, nun seht mich mal an," sagte die Gute, „schreiben kann ich nun freilich nicht und auch nicht lesen, aber das brauche ich nicht, denn diese feinere Bildung hat mein Mann auch nicht." —

„I, Sie sprechen doch aber sehr gebildet," bemerkte ich.

„Ja, sehen Sie, Madam, das lerne ich so in Berlin auf dem Markt. Bis zum elften Jahre habe ich für die Herrschaft die Gänse gehütet, von da ab aber habe ich ihnen gemästet."

„Himmel!"

„Ja, das hat mich die Mamsell vom Gute so recht ausführlich gelehrt, und heute noch im Grabe danke ich ihr für jede Haue, die ich dabei bekommen habe."

Da die Frau als Rekonvaleszentin vor mir saß, so nahm ich an, daß die Mamsell vom Gute jetzt leider im Grabe ruhe. Die gute Analphabetin aber erzählte nun weiter, wie die Gänsemast jetzt ihren Nahrungszweig bilde, wie schön Mann und Kinder dabei verwendet werden könnten, und wie glatt das Geschäft in Berlin stets abliefe, auch ohne die „feinere Bildung". —

Auf eine Frage, ob sie denn nicht bedauere, keine Kenntnisse in der höheren Kochkunst zu besitzen, erklärte sie mit großer Bestimmtheit: „Wer im Topfe was rinzustechen hat, der kann woll kochen."

Digitized by Google

Sämtliche anwesende Frauen, die ausschließlich dem Volke angehörten, waren mit dieser Ansicht einverstanden.

Ich selbst brachte sogar meine Autorität in ernstliche Gefahr, als ich meinte, so schönes Essen, wie z. B. das Wartepersonal der Klinik erhielte, oder auch wie man es in der Volksküche bekäme, könnte man doch nicht ohne jeden Kochunterricht herstellen.

Ein wahrer Sturm erhob sich. „Bettelsuppen," höhnte die Marktfrau ohne feinere Bildung, „jawohl, Ventiere," zeterte die Bergmannsfrau; die unglückliche Thüringer Tagelöhnersfrau seufzte noch einmal: „Ach, wenn doch die alten Schulen ganz abgeschafft würden, wenigstens für Mädchen! Die Jungens könnten ja 'rinmachen."

Fast schien es so, als sollte mit diesem Klageton die Unterhaltung schließen, als in der Thür eine dralle, echte Hamburger Köchin, eine „Perfekte" zu 100 Thalern Lohn, mit Häubchen und bloßen Armen erschien. Diese Person, die bei einem „Vergnügen" in einer Seemannskneipe ein paar bemerkenswerte Püffe abbekommen hatte, galt für stolz und wurde von der ganzen Klinik inkl. Wärterpersonal „Fräulein" genannt.

Ich wendete mich nun an diese germanisch kampffrohe Dame mit der Frage: „Na Lina, wo haben Sie denn eigentlich kochen gelernt?"

„Bei unserm Chef im Centralhotel. Wer nicht bei einem Chef gelernt hat, kann überhaupt nie auf 'ne anständige Stelle von 80 Thaler aufwärts rechnen."

Da sie mein erstauntes Schweigen irgendwie schmeichelhaft für sich deutete, hatte sie noch die Gnade hinzuzusetzen:

„Wirklich, Sie haben mir heute gejammert, wie der Max Ihren Hasenbraten gespickt hat, was ich gesehen habe. Hätte ich meinem Chef solche Spickarbeit abgeliefert, um die Ohren hätte ich den Hasen bekommen. Wenn man aber hier bloß mal so 'ne Küchenschabe ordentlich anfaßt, denn laufen ja gleich alle Doktors zusammen."

Damit ging sie, und Max, die Küchenschabe, konnte den Ärzten danken, die über das Heil seiner Knochen gewacht hatten.

Ich setzte mich nun an das Bett einer echten rechten Bauersfrau, die es eigentlich für eine Schande hielt, im Krankenhause zu liegen, wenn auch zum Verpflegungssatze zweiter Klasse. Sie war von ihrem eigenen Ochsengespann überfahren worden, und trotzdem der Schäfer und der Bader eine Woche lang an ihr herumkuriert hatten, war sie ohne Blutvergiftung oder Wundvereiterung durch die Vermittlung des Ortsgeistlichen in noch erträglicher Verfassung eingeliefert. Sie hatte auch eine tüchtige Natur.

Diese Frau hatte eine Tochter von fünfzehn Jahren. „Ja, Ziermannen, wie wird das nun zu Hause heut wohl sein!" so leitete ich das Gespräch ebenso geistvoll, wie ungewöhnlich ein.

„Ja, nun nehmen Sie mal an, heute schlachten sie ein, und morgen machen sie Wurst."

„Na, dann ist wohl die Großmutter noch recht hübsch auf dem Zeuge."

„Die Auszüglerin? J, was Sie denken! Die behauptet ja, sie hätte sich zu wenig zurückbehalten. Den ganzen Tag barmt sie und thut keinen Handschlag."

„Ja, aber das fünfzehnjährige Mädchen kann doch nicht allein wursten und pökeln; können Sie sich denn auf den Großknecht verlassen?"

Digitized by Google

Die Frau war Witwe und erklärte mir nun, daß der Großknecht ihre Tochter beiraten sollte unter der Bedingung, daß sie einen besseren Auszug bekäme, wie ihre Schwiegermutter. Ich aber wendete das Gespräch nun der Frage zu, ob sie nicht nach ihrer Rückkehr die Tochter in die Stadt thun möchte, damit sie kochen lerne.

Die Bauersfrau aber legte mit erhabenem Lächeln ihre Hand auf meinen Arm und sprach: „Liebes Fräulein, oder fromme Schwester, ich weiß ja nicht, was Sie sind, aber das kann ich Sie doch belernen: in der Stadt is das nischt mit's Kochen."

Darauf folgte eine ziemlich drollige Erzählung von einer Großbauerntochter, die, um den reichen Sohn des Dorfkrämers zu heiraten, in die „hohe Kochschule nach X. gemacht sei". Nach ihrer Rückkehr hatte die vorsichtige Krämersfrau aber den Vorschlag gemacht, der Großbauer möge doch erst mal die jetzige und zukünftige Verwandtschaft, lauter wohlgenährte Leute, zu einem Essen einladen, das die Braut gekocht habe.

Obgleich so was in der Gegend nicht Sitte ist, ging man doch darauf ein; denn das junge Mädchen war seiner Sache zu sicher.

Das aber, was sie nun zu Tage förderte, konnte kein Bauer essen, und meine Referentin erklärte mir das Rätsel so: „Es sah immer bloß so aus, aber wenn es einer essen wollte, denn war es Sie nischt."

Das Menü hatte also jedenfalls seine Geheimnisse. Ins allgemeine übersetzt aber lautet die Lehre, die daraus zu ziehen ist, eigentlich folgendermaßen: es giebt eine internationale, vornehme, pikante Hotelküche, die jedem, der sie beherrscht, eine Existenz von 80 Thalern aufwärts sichert, wie das die Hamburger „Kökſch" aus dem Centralhotel so treffend ausdrückte. Diese internationale, feine Küche ist aber weit davon entfernt, allen Teilen der Nation angenehm zu sein. Sagte nicht die Ziermann: „So was kann kein Bauer essen, denn es sieht bloß so aus und eigentlich ist es nichts!"

Und die Ärmste der Armen[1]) meinte: Brot aufbrühen, ein bißchen Milch oder Kaffee zugießen und Kartoffeln abkochen, das braucht man nicht zu lernen!

War nicht die Bergmannsfrau, deren Tochter mit dem Kochunterricht in der Schule beglückt wird, der höchst vernünftigen Ansicht, das Mägdlein würde gut daran thun, den Dampf, die „Ventiere", die Decigramme und all die anderen grauen „Theorien" ihren zukünftigen Herrschaften gegenüber ganz einfach zu unterschlagen?

Ich habe hier nicht den Raum, um all das Material, das ich praktisch in der Kochschulfrage gesammelt habe, auch nur anzudeuten; aber ich möchte mir erlauben, die Schlüsse daraus zu ziehen, die sich meiner Beobachtung aufdrängten.

Um also gleich meinen Standpunkt kurz darzulegen, so lautet er mit wenig Worten: in der eigentlichen Schulzeit bis zur Konfirmation ist der Kochunterricht eine überflüssige, kostspielige Spielerei. In einem späteren Lebensalter aber kann er, nicht schablonenmäßig angewandt, sondern durch die Thätigkeit der Diakonie-Genossenschaften individualisiert und richtig geleitet, zu einer gewissen Wohlthat werden, deren Wert zweifelhaft ist und zweifelhaft bleibt.[2])

---

[1]) Die Adresse dieser wirklich tief unglücklichen Familie teile ich auf Wunsch mit. D. V.

[2]) Wir werden in einem der folgenden Hefte, um beiden Seiten gerecht zu werden und unsere Leserinnen in den Stand zu setzen, sich selbst ein Urteil zu bilden, die Ansichten einer der Hauptvertreterinnen der modernen Kochschulbewegung zur Darstellung bringen.

Digitized by Google

Im Laufe des verflossenen Jahres hatte der Konsumverein einer rheinischen Bergarbeiterschaft den Import von ebenso billigen, wie tadellos konservierten Seefischen eingeführt. Die Freude daran dauerte aber gar nicht lange; dann kamen die Männer, baten dringend um Wiederabschaffung des neuen Volksnahrungsmittels, dieweil die Weiber keine Ahnung von der Zubereitung eines Knurrhahns oder eines Dorsches besäßen, sie, die Männer aber ganz ergebenst dafür danken müßten, noch länger die Vivisektionsobjekte nationalökonomischer Versuche zu sein.

Ja, sehen Sie, meine Damen, da zeigt es sich nun, wie nützlich es wäre, wenn die Mädchen und jüngeren Frauen dergleichen unbekanntes Wild in der Schule zuzubereiten gelernt hätten.

Im praktischen Leben entwickelt sich diese Frage in der Regel ganz anders.

Das dreizehn- oder vierzehnjährige Schulkind, das nun vielleicht die Geschichte grade lernt, wird der Mutter erklären, es befänden sich in dem Fisch die und die Eingeweide, die entfernt werden müßten. Dann dürfte man ihn nicht auswässern lassen, wodurch ihm das Eiweiß entzogen würde, darauf — vielleicht giebt es hier aber erst einen Denkzettel über die Behauptung, daß ein Fisch Eiweiß enthalte — fordert das Kind zum Schluß vermutlich einen Dampftopf mit Fischheber und Ventil.

Das dumme Kind kann sich die Utensilien und Erleichterungen der Kochschule nicht in die dürftigen und primitiven Verhältnisse des Elternhauses übersetzen. Kommt es aber später zu einem eigenen Hausstande, so ist das bißchen Schulweisheit zum Glück wieder vergessen, und die junge Frau kocht wie alle, die sie in ihrem Stande kochen sieht, ohne Eiweiß und Kohlenhydrate wenigstens bewußt anzuwenden.

Das Mittel, um diesen großen Mißständen abzuhelfen, besteht aber nach meiner Meinung nicht in der Kochschule für Kinder oder Frauen, sondern ganz einfach im „gekauften Essen".

Um bei dem Beispiel von den Seefischen zu bleiben, so stellt sich das Pfund für die Handlung vielleicht auf 15 Pf., und für 20 Pf. wird die Ware verkauft. Jeder einzelne Käufer fällt herein. Würde nun aber die Handlung den Fisch gekocht oder gebraten verkaufen, nebst einer Anweisung, ihn richtig zu wärmen, so würde gewiß jeder gerne das Pfund mit 30—35 Pf. bezahlen und dazu Salzkartoffeln mit Sauce, oder Kartoffelsalat, auch Bratkartoffeln literweis kaufen, zu einem Preise, der natürlich dem Händler einen bescheidenen Gewinn ließe, so bin ich fest überzeugt, würde die größere Zahl der Arbeiterfrauen es aufgeben, den einzigen Raum, den die meisten zum Wohnen und Schlafen haben, durch Küchendünste noch länger zu schädigen. Es bliebe auch den Leuten mehr Zeit für die Sorge um die Kinder.

Nun wohl, die Volksküchen geben zu einem Preise, den auch meine Diakoniegenossenschaften nicht mehr unterbieten können, ganz gute Nahrungsmittel ab.

Aber sie zerstören doch das Familienleben!

Wie hübsch wäre es, wenn Vater und Mutter abends berechnen würden, wie viel Pfund Braten oder Kochfleisch oder Fisch, wie viel Liter gut gekochte Bohnen, Möhren, Sauerkohl sie am folgenden Tage, jedes von der Arbeit mit nach Hause bringen würden! Wie viel Zeit gewinnt die Frau für die Herstellung der Kleidung und der Mann für Gartenarbeit, Viehzucht u. dergl.!

Bald, sehr bald würde das Volk erkennen, daß nicht nur die Arbeitskräfte, sondern auch das Heizmaterial geschont und gespart werden könnten bei dem gekochten Essen, wenn in nicht jedem Hause eine Küchensklavin an dem Moloch des Herdes steht.

Digitized by Google

Freilich, einige müssen ja kochen, aber nicht eine für 2—3, sondern eine für etwa fünfzig Personen.

In Amerika kann man vielfach fertiges Essen kaufen, Fische in Öl gebacken, allerlei Pasteten, Cremes und sehr teure Delikatessen. Das alles sind aber private Handelsunternehmungen und in keiner Weise zu vergleichen mit dem, was mir vorschwebt, mit straff organisierten Diakonissenverbänden, denen das Volk glaubt, daß sie nichts verdienen, sondern nur selbst eben existieren wollen.

Aber auch die Anstalten für gekauftes Essen brauchen geschultes Personal, und die Frage: „Wer soll denn nun kochen lernen?" ist noch offen geblieben.

Da möchte ich nun mit dem Vorschlag kommen, die sogenannten Fräuleins oder Stützen möchten in die Lücke springen. Begegnet man diesen Damen in Romanen und Novellen, so haben sie gewöhnlich die Eigenschaft, alle unartigen Kinder sofort in kleine Musterlämmer zu verwandeln und alles Männliche im Hause zu ihren Füßen niederzuzwingen.

Begegnet man andrerseits denselben Damen im Zeitungsinserat, so sprechen sie gewöhnlich mehrere Sprachen — als ob die Herrschaft das nicht auch könnte! — spielen Klavier, lesen vor und wünschen reiche Leute auf Reisen zu begleiten, was man ihnen nicht verdenken kann.

Wenn man sich eine nimmt, so kann sie gewöhnlich so wenig, daß die Tochter des Hauses ihrem Schöpfer danken kann, etwas weniger unvollkommen zu sein, wie „Fräulein". Was könnte aber diese Legion von mangelhaft ausgebildeten Menschenkindern für innere Befriedigung empfinden und was könnte sie für Segen stiften, wenn sie statt all ihres läppischen Thuns nach Absolvierung einer ordentlichen Schule — ohne Kochunterricht — in eine weltliche Diakoniegenossenschaft einträte und dort von der Pike auf das Kochen lernte für den Verkauf der landesüblichen Gerichte nach Pfund und Liter. Sollte sich ein Anschluß an die Arbeiter-Konsumvereine zum Bezug der Rohmaterialien als wertvoll erweisen, so ist er natürlich anzustreben.

Das vollständige Aufgeben der Hausküche, der Ersatz der das Familienleben unstreitig schädigenden Volksküchen durch das gekaufte Essen, bildet einen großen Teil der socialen Aufgaben der genossenschaftlichen Diakonie.

Aber es giebt Dinge, die doch noch hoch über der Magenfrage stehen, wenn diese auch mehr praktische Bedeutung hat als man gewöhnlich glaubt.

Da ist vor allen Dingen die Jugendbewahrung. Was für ein entsetzliches Bild bietet sich der Phantasie, wenn man es sich ausmalt, wie eine Mutter 3—4 kleine Kinder in eine Stube, in der geschlafen, gekocht und gewaschen wird, einschließt, um auf Arbeit zu gehen. Wenn sie nach Haus gestürzt kommt, um schnell zu kochen, bekommen die armen Würmer wohl oft noch Püffe, denn die Mutter hat keine Zeit für sie. Wenn man nachher in der Zeitung liest, daß solche eingesperrten Kinder Häuser angezündet haben, wird mancher Stein auf die Mutter geworfen. Ja, für sich fordern die Männer wohl den Zehn- oder gar nur Achtstundentag, aber von ihnen denkt keiner daran, der Frau grade auf diesem Gebiete einen Teil ihrer Sklavenarbeit abzunehmen.

Die evangelische Diakonie thut ebenso wie die Franziskanerinnen viel für Kleinkinderbewahranstalten und Krippen, aber die genossenschaftliche Diakonie besitzt kaum Andeutungen dieser Einrichtungen. Es fehlt ihr überall noch an Geld und an Menschen, um in geeigneter Weise allen ihren socialen Aufgaben nachzukommen. Des-

Digitized by Google

gleichen würde es den Raum eines Aufsatzes überschreiten, wollte ich den Wert und die verschiedenen Formen des Kinderbewahrwesens erörtern. Wenn man über Diakonie schreiben will, giebt es überhaupt niemals ein Ende, höchstens ein Abbrechen.

Sind es nicht auch Diakonissen, die unter dem Namen der Freundinnen der jungen Mädchen die Dienenden vor dem Untergang schützen? Dann sind da die Armen- und Krankenpflegerinnen. Einige Diakonissen und Nonnen bekleiden auch die Stellen von Apothekerinnen bei größeren Krankenhäusern; ich selbst kenne in Berlin zwei Apothekerinnen bei den grauen Schwestern von der Kongregation der heiligen Elisabeth. Aber dieses Thema ist unerschöpflich, das unglaublich rasche Aufblühen der Diakonie hat es bewiesen und beweist es noch täglich. Die Logik der Zeit aber fordert, daß weltliche Kräfte den kirchlichen zu Hilfe kommen. Diese Kräfte sind da. Von Herborn gehen sie aus, wie die Diakonie von Kaiserswerth. Möchten sie auch wie diese stets auf der Warte der Zeit stehen, nichts vergessen, was sie nützlich fördern können, zugleich aber auch nie die eigene Zukunft beiseite setzen! Denn die Zeiten sind überwunden und vergangen, da das Gewähltwerden durch einen Mann über Sein oder Nichtsein der Frau entschied.

Unsere Schulzetante.

Von

Helene Adelmann.

Nachdruck verboten.

Wenn man Umschau hält in „der guten alten Zeit", die oft so gar nicht gut war, da fällt einem unter den Frauen wohl manche kräftige, charaktervolle Gestalt auf, die im kleinen Kreise auf festen Füßen stand und den heutigen weiterstrebenden Frauen hie und da ein Steinchen aus dem Wege schob. Denn wo eine Frau in tüchtigem Wirken sich Achtung schafft, da schafft sie sie ihrem Geschlecht. Da kommt mir dann auch wohl unsere „Schulzetante" in den Sinn.

Unsere Schulzetante, Großmutters Schwester, war eine große Respektsperson, nicht nur für uns Kinder, sondern für das ganze Pfälzer Dorf, in dem ich meine Jugendjahre bei den Großeltern verbrachte. Wenn ich ein Rechenexempel nicht lösen konnte, ging ich, statt zum Großvater, der doch Lehrer war, oder zu seinem Gehilfen, zur Schulzetante, und ich werde es nie vergessen, wie sie mir so klar und anschaulich mittels zerschnittener großer Weinäpfel Verstand für Bruchrechnungen beibrachte. Es wollte mir nämlich durchaus nicht in den Sinn, daß $^1/_{12}$ weniger sein sollte als $^1/_4$, bis ich essend die Sache begriff.

Die Schulzetante war eine große, etwas hagere Frau mit glänzend schwarzem Haar, das selbst in ihrem fünfundsechzigsten Jahre noch keinen einzigen Silberfaden aufzuweisen hatte. Sie schrieb das den paar Tropfen Kirschwasser zu, mit denen sie alle vierzehn Tage ihre Kopfhaut einrieb. Ihre großen, braunen, recht freundlichen, klugen Augen konnten aber zu Zeiten sehr streng blicken, wenn sie unzufrieden war. So scharf und schneidig ihre Rede aber auch dann war, so ruhig und gemessen blieb sie äußerlich dabei; nur zog und zerrte sie wohl etwas nervös an der Schleife ihres weißen Spitzenhäubchens. Und an dem, was sie einmal gesagt hatte, hielt sie fest. Wie hätte sie auch sonst das ganze große Anwesen mitsamt der Brauerei

Digitized by Google

in den vielen Jahren seit Großonkels Tode regieren können. Knechte und Mägde, Taglohner, Brauknechte und der Braumeister sollten ihr die größte Achtung.

Einmal stand ich dabei, wie sie in der Brauerei einem neuen Brauknecht gründlich den Marsch blies, weil er schon zum zweitenmal die Maischkübel nicht sauber genug gehalten hatte. Der knurrte so etwas in den Bart, von einem Mannsbild, das sich doch von einer Weibsperson nicht so herunterputzen zu lassen brauche; aber die Tante sagte scharf: „Hör' er mal, hier führe ich das Regiment, und wenn ihm das nicht paßt, kann er gehen. Aber so lange er da ist, thut er seine Schuldigkeit." Der Mensch stand ganz verdutzt da, und als die Tante fort war, sagte er zum Braumeister: „Die Madam hot Hoor uf de Zähn." Der lachte und erwiderte: „Ja sie weiß, was sie will; 's G'schäft versteht sie aber auch so gut wie ein Mann, und gut ist sie. Meinem kleinen Seppel verbindet sie schon seit vierzehn Tagen den Fuß, weil ihm der alte Doktor mit seinen gichtischen Fingern so weh thut; sie hat eine so leichte Hand. Der Bub hängt an ihr wie an seiner eignen Mutter, und wenn er die Madam morgens ins Zimmer kommen sieht, lacht er vor Plaisir."

Ja, gut war die Schulzetante, das mußte ihr der Feind lassen. Nur ließe sie sich kein X für ein U vormachen, sagte Großvater, mit dem sie äußerlich eigentlich meistens auf Kriegsfuß stand, obwohl sie beide sehr viel von einander hielten.

Die Tante trat bei jeder Gelegenheit für die Frauen ein; sie machte sogar einmal eine Eingabe an den Gemeinderat und beanspruchte, daß sie und alle Frauen im Dorf, die selbständig seien und Steuer zahlten, auch eine Stimme bei der Anstellung einer Arbeitslehrerin für die Schulen haben sollten. Großvater fragte sie neckend, ob sie auch Nachtwächterdienste leisten wolle, wie sie in jener Zeit noch abwechselnd von allen Bürgern verlangt wurden; sie durften allerdings einen bezahlten Ersatzmann stellen. Aber Tante Schulz war nicht geschlagen. „Gewiß," sagte sie, „wenn ich ein Recht dadurch erlange in den Gemeinderat gewählt zu werden, will ich auch den halben Gulden Nachtwächtergeld zahlen." Sie setzte es auch durch, daß die „Kerzebäbel" Arbeitslehrerin wurde und nicht die Fremde, die schöne Kunststickereien als Empfehlung eingesandt hatte und vom Herrn Adjunkten vorgeschlagen worden war. Die Bäbel verstehe mit den Dorfkindern fertig zu werden, meinte sie, könne schön nähen und stricken, ganz besonders schön flicken, und das sei eine Hauptsache; Filetmachen und feine Häkeleien seien für Dorfkinder durchaus nicht nötig und überdies Zeitverschwendung und Augenverderb.

Kamen die Schulprüfungen heran, so sorgte die Tante immer dafür, daß in allen vier Offenbacher Schulen auf dem Tisch, an dem der Herr Schulinspektor saß, ein blühendes Rosenstöckchen oder ein mächtiger Strauß duftender Nelken und Reseda stand; der Herr Stadtpfarrer, der Kreisschulinspektor für den Bezirk Landau war, müsse doch etwas Gutes zu riechen haben bei den vielen Kindern im Schulsaal. Und zu den Prüfungen kam sie regelmäßig, obwohl sie die einzige Frau des Dorfes war, die das wagte. Sie kam immer ein wenig spät, erst wenn das Eröffnungslied gesungen war, und wenn die stattliche, schwarzgekleidete Frau mit ihrem großen goldenen Kreuz auf der Brust hereintrat, da ging der Herr Inspektor immer auf sie zu und bedankte sich für die schönen Blumen.

Das war jahrelang so, und die Tante saß ruhig bei den Herren Gemeinderäten und hörte aufmerksam zu. „Wenn mein seliger Alter noch lebte, so würde der kommen, um zu hören, was seine Enkelkinder gelernt haben," sagte sie; der Felix, ihr Schwiegersohn, war ja immer krank und stets um diese Zeit mit seiner Frau im Bade.

Bei der Inspektion der Handarbeiten, die an der einen Wand des Schulsaals auf zwei großen Tischen ausgestellt waren, da gab es, wie Großvater nachher erzählte, zwischen ihr und dem Herrn Inspektor oft ein kleines, neckisches Scharmützel; denn wie sollte der geistliche Herr, der als katholischer Geistlicher nicht mal eine Frau und Kinder hatte, auch davon etwas verstehen. „Was für eine Note müssen wir heute geben," fragte er wohlweislich die Tante, und die gab dann den Ton an.

Digitized by Google

Einmal hat der Inspektor auch zeigen wollen, daß er etwas verstände und hat die Abnehmemaschen an einem Strumpf als nicht gleichmäßig mit den anderen gestrickt getadelt. Da hat ihm die Tante die Bedeutung der Abnehmemaschen auseinandergesetzt, und ebenso hat sie ihm einmal klar machen müssen, daß eine Doppelnaht an manchen Stellen durchaus nötig und keine schlechte Näherei sei. „Eigentlich sollten Sie, Frau Schulz, Handarbeitsinspektor werden," lachte da der alte Herr; „ich will Sie der Regierung vorschlagen." Aber die Tante meinte, wenn nur alle Herren Inspektoren so verständig wären wie er, das wäre ein großer Gewinn für den Handarbeitsunterricht. „Aber das andere kommt alles noch," fügte sie hinzu. Schwerlich hätte sie damals geglaubt, daß noch heute, nach fünfzig Jahren, in weitaus den meisten Bezirken Männer den Handarbeitsunterricht inspizieren und die Handarbeitslehrerinnen vergeblich um weibliche Inspektion petitionieren. Da kann es denn freilich geschehen, daß so ein Herr mit kundiger Miene in der vor Heiterkeit fassungslosen Klasse eine „überweltliche" (überwendliche) Naht zu sehen verlangt.

Der Herr Kreisschulinspektor, der immer auf zwei oder drei Tage für die Schulprüfungen nach Offenbach kam, wohnte dann stets im Pfarrhaus; aber einen Abend brachten die geistlichen Herren, er und der Ortspfarrer, immer bei Tante Schulz zu, die dann auch Großvater, Vater, den Herrn Bürgermeister und den Herrn Adjunkten zum Essen einlud. Da gab's regelmäßig des Herrn Inspektors Leibessen, Rehbraten und Endiviensalat und ein extra Fässel Bier. Einmal habe ich auch kommen dürfen, ehe das Dessert vorüber war, und die Herren haben mir nachher die Tasche voll Nüsse gesteckt.

Damals hat der Herr Inspektor auch die Tante Schulz arg geneckt und hat gemeint, sie sollte bei der nächsten Wahl Bürgermeister werden. Das nahm sie aber alles sehr gut auf und antwortete, daß in solchem Fall die Polizeistunde gewiß statt um elf Uhr schon um zehn angesetzt werden würde. Sie schicke ihre Kunkelstubenleute immer Punkt zehn nach Hause.

Zu den drei- bis viermal im Winter abgehaltenen „Kunkelstuben" der Tante eingeladen zu werden, war für die Mädchen und Burschen des Dorfes immer eine große Ehre. Die Tante saß dann wohl mit ihrem Spinnrad bei den Mädchen im Kreis, und es wurde erzählt oder vorgelesen; die Burschen, die sonst in den anderen Spinnstuben der Dorfleute müßig dasaßen und rauchten, bekamen von der Wirtin Maiskolben zum ablösen oder Tabacknägel zu schnitzen; müßig durfte niemand sitzen, und die Burschen wurden höflich, aber bestimmt ersucht, „kalt zu rauchen, wenn sie es ohne den Klobben im Munde nicht aushalten könnten".

Die Tante hielt nach etwa einer Stunde Arbeit einen kleinen Vortrag von ihrem Sessel aus über Krankenpflege, die ersten Hilfeleistungen in Unglücksfällen, zeigte, wie man Verbände anlegt und belehrte das halberwachsene Volk über unendlich vieles, was ihm im späteren Leben nützlich wurde. Die Pflege des Viehes, Fütterung, Käse und Butterbereitung, Obstdörren ꝛc. wurde besprochen, und es entstanden ganz lebhafte Debatten, bei denen natürlich die Tante immer als letzte Instanz galt. Um halb zehn wurden die Spinnräder bei Seite gestellt, die Tische abgeräumt, und dann gab's Kaffee, Kuchen, Bier und Butterbrod. Eigentlich war ich ja viel zu jung, um in die Kunkelstuben zu dürfen, aber auf mein arges Quälen haben die Tante und Mutter mich zweimal teilnehmen lassen. Müßig durfte ich aber auch nicht sein, und ich mußte stricken, weil ich nicht spinnen konnte. Bei dem Essen gab man Rätsel auf, und nachher wurde gesungen. Punkt 10 Uhr aber stand die Tante auf und sagte: „Der Kuckuck hat zehn geschlagen; auf heute über vier Wochen lade ich euch alle wieder ein, und jetzt schöne gute Nacht." Eins ums andere reichte ihr die Hand und sagte: „Schönen Dank und gute Nacht."

Für anständig aussehende reisende Handwerksburschen hatte die Schulzetante immer etwas Besonderes übrig, zumal wenn einer bescheiden Platz in der Gaststube nahm und für einen Kreuzer Bier verlangte. Der bekam von ihr selber einen schäumenden ganzen Schoppen vor sich hingestellt, und wenn er dann schüchtern einwandte: „Ja, Madam, ich möchte ja nur für einen Kreuzer Bier," da

Digitized by Google

machte sie eine Handbewegung gegen das geöffnete Beutelchen des Handwerksburschen wie ein Offizier, der einem salutirenden Soldaten abwinkt, und sagte: „Laß er nur sein Geld stecken.“ Großvater meinte manchmal, das würde doch gar manchen durstigen Bruder, der es gar nicht nötig habe, zu einem Freitrunk bei ihr heranziehen, da sagte aber die Tante, wenn unter zehn nur einer wäre, der es wirklich brauche, so sei sie schon zufrieden.

Fromm war die Tante von Herzen. Jeden Morgen erschien sie pünktlich in der Messe, und Sonntags ging sie zweimal zur Kirche. „Aber eine Betschwester ist sie halt doch nicht,“ sagten die Leute. Sie konnte sogar Frauen, die zu Hause ihre Kinder oder ihre Hausarbeit vernachlässigten und zu viel in die Kirche gingen, den Text lesen, und einmal hörte ich sie zum alten Bastel sagen, daß die rechte Gottesliebe in praktischer Ausübung der Nächstenliebe bestände. Der schüttelte den Kopf und meinte, das wäre keine rechte Lehre. Aber der Herr Dechant, den ich befragte, lächelte und sagte, daß der Tante praktisches Christentum eine Frucht der echten Gottesliebe sei.

Sie gab Kindern gern als Belohnung oder Andenken eine Abbildung des Schutzengels, besonders den Erstkommunikanten, denen sie dann anempfahl, ihren Schutzengel fleißig zu bitten, sie so rein und brav zu erhalten, wie sie heute vom Tisch des Herrn gekommen seien. Freilich war nicht immer Respekt vor dem Schutzengel zu erzielen — das sollte sie an ihrem eigenen Enkelkind, dem Johann, erfahren. Der kleine fünfjährige Bengel hatte, dem wiederholten Verbot zum Trotz, vor der offenen Thür des gewölbten Bierkellers gespielt und fiel zum Entsetzen der Tante, die gerade in den Hof trat, in den Keller hinab. Voll Angst lief Tante die fünfzig steinernen Stufen hinunter — nichts anderes erwartend, als daß der Junge Arm und Bein gebrochen hätte. Der aber war von Stufe zu Stufe hinab gerollt wie ein Ball und auf einem Sandhaufen gelandet, der zum Gemüseeinschlagen diente. Noch voll Aufregung trug sie den schweren Jungen auf dem Arm nach oben, stellte ihn auf die Beine und sagte: „Siehst du, Johann, da hat dein Schutzengel über dir gewacht, der hat dich beim Fallen gehoben“ (gehalten). Der Johann verzog aber das Mäulchen weinerlich und meinte entrüstet: „Jo, g'hobe! falle hot er mich losse.“

Die Tante ist achtundsiebzig Jahre alt geworden und hat ihren Schwiegersohn und ihr einziges Kind, die Franziska, überlebt. Dem Johann hat sie aber ein Jahr vor ihrem Tode gesagt: „Johann, ich werde nicht ewig leben, wenn ich auch noch ganz rüstig schaffe; meine Zeit kommt auch, nimm dir eine Frau, sieh aber nur darauf, daß sie brav und fleißig ist, Geld brauchst du Gott sei Dank keines zu heiraten.“ Da hat der Johann Umschau gehalten und um die Dora geworben, eines Gutspächters älteste Tochter, einen großen Liebling der Schulzetante. Das war vor zwanzig Jahren, und eine gar schöne Hochzeit ist es gewesen.

Über der Tante Grab rauscht längst das Gras. Die Saat aber, zu der sie, wie so viel tausend andere tüchtige Frauen, ihr winzig Körnchen in die Erde senken half, streckt schon überall die grünen Köpfchen unter den schweren Schollen empor.

Digitized by Google

Frauen in Indien.

Von

Mrs. Martindale.

Übersetzt von E. Neuhaus.

Nachdruck verboten.

Das Zauberland Indien, wo am Ganges „schöne, stille Menschen vor Lotosblumen knien", ist ein Traum der Phantasie. Wenn Lalla Rookh die Hülle vor uns abwerfen wollte, die ihren geheimnisvollen Reiz bedeckt, so würde sie sich in ihrer wahren Gestalt als Haustier des schönen Prinzen präsentieren denn die Romanze von der glücklichen Inderin ist eine traurige Täuschung. Ihr Zustand ist höchst bemitleidenswert.

Indien — das muß vorausgeschickt werden — ist ein ungeheures Land, dessen Bevölkerung im Jahre 1891 287 Millionen betrug. Fünfzig verschiedene Schriftsprachen vertreten dort bestimmte Rassen und Völkerschaften, und zwischen diesen sind ebenso große, ja vielleicht größere Unterschiede als zwischen den europäischen Sprachen. Ferner sind die Unterschiede der Gesellschaftsklassen in Rechnung zu ziehen. Es giebt hohe, Ober- und Mittelklassen, und die Masse des Volkes besteht aus den unteren oder arbeitenden Klassen.

Was von der indischen Frau hier gesagt wird, bezieht sich meistens auf Ober- und Mittelklassen, denn die Frauen in den Fabriken, in Mühlen und Theegärten sind schon durch ihre Arbeit außer dem Hause freier als ihre berufslosen Schwestern, aber in ihren häuslichen und Familienbeziehungen stehen sich leider alle gleich, d. h. Frauenleiden und übergroße Sterblichkeit gehen durch alle Klassen.

In Europa ist die Frau eine Wesenheit und eine Macht; in Asien ist sie ein unbestimmtes Etwas, eine Nebelgestalt, die in dem Verkehr der Geschlechter gänzlich untergeht. Der gewöhnliche Hinduhaushalt besteht aus den Brüdern und ihren Kindern und vielleicht ihrer verwitweten Mutter.

Sie sind die gemeinschaftlichen Erben der väterlichen Hinterlassenschaft und leben, wenn sie sich ein ausreichend geräumiges Haus bauen können, alle zusammen; auch ihre Söhne bringen ihre Weiber dorthin. Daher sind die Familien sehr groß. Das Zenana, in dem die jüngeren Frauen der Familie ein abgeschlossenes Leben führen, ist oft der Schauplatz von Zank- und Kampfscenen, bei denen der schwächere Teil unterliegt; ein öder, trauriger Aufenthalt. Die Regeln des gesellschaftlichen Verkehrs im Familienkreise sind sehr streng, und nach unserm Dafürhalten vielleicht unbegreiflich kompliziert, aber diese traditionellen Gewohnheiten sollen die Tugend der Frau bewahren und die gute Erziehung der Kinder unterstützen.

Hin und wieder sieht sich wohl einer der Brüder um des Lebensunterhalts willen genötigt, seinen Wohnsitz in einer andren Stadt aufzuschlagen, wo er sich, wenn es ihm irgend möglich ist, ein neues Haus für seine Söhne und unverheirateten Töchter baut. Seine Frau wird vielleicht Großmutter, und wenn sie ihren Gatten überlebt, bleibt sie bei ihren Söhnen und Großkindern wohnen. In solchem Fall ist ihre Stellung von großem Einfluß, und ihr Rat wird in den meisten Dingen befolgt, aber sie widerstrebt dann auch allen geplanten Neuerungen, und die Söhne unterwerfen sich der „älteren und besseren" Kenntnis. Den letzteren Fall illustriert folgende Geschichte in seiner unverantwortlichen Härte. Ein sehr gebildeter Brahmane heiratete eine junge, zarte Frau, und, um ihre Gesundheit besorgt, konsultierte er einen englischen Arzt, der ihm dringend anempfahl, ihr während ihrer Entbindung sehr viel Pflege, vor allem ein gutes Bett zu verschaffen, oder es würde ihr das Leben kosten.

Nun wird jede Hindufrau während dieses Zustandes auf ungefähr 40 Tage für unrein gehalten. Es ist gebräuchlich, ihr eine Art von Umzäunung aufzurichten und

Digitized by Google

statt des Bettes eine Strohmatte auf den Boden zu legen, oder vielmehr nicht auf den bedeckten Boden, sondern auf die feuchte Erde des Hofes. Der Brahmane sah voraus, daß diese Behandlung für seine Frau von tödlicher Wirkung sein würde und schlug vor, ihr ein gutes Bett und allerhand Bequemlichkeit zu geben. Aber die Großmutter wollte nicht darein willigen. Sie bestand darauf, daß die seit undenklichen Zeiten vorhandene Sitte aufrecht erhalten werden solle, obgleich der junge Gatte flehentlich und mit Thränen in den Augen für seine Frau bat. Die Großmutter war Herrscherin über das Zenana und er machtlos ihr gegenüber. Die grausame Gewohnheit des Landes wurde beibehalten, und wie vorausgesehen, starb die junge Frau. Junge Frauen haben eben weder Recht noch Stimme, solange die Mutter ihres Mannes lebt und werden gänzlich von jedem Verkehr abgeschlossen.

Eine Witwe, die keinen Sohn hat oder mit ihren Schwägern zusammen wohnen muß, wird stets unterdrückt, und wenn sie, was viele thun, in das väterliche Haus zurückkehrt, so ist ihr Los um nichts gebessert. Ihre Brüder halten es für unglückverheißend, eine kinderlose Witwe um sich zu haben und verwünschen sie jeden Morgen aufs neue. Hat sie jedoch einen Sohn, so kann sie sich der Hoffnung hingeben, ihn eines Tages unabhängig zu sehen und für sich selbst ein Haus errichten, in dem sie willkommen ist als unbeschränkte Herrscherin.

Das gewöhnliche Los einer Witwe ist das eines Haustieres, auf dem alle schwere Arbeit lastet und dessen Gegenwart überflüssig, wenn nicht ein Fluch ist. Ihr Kopf wird geschoren, und sie darf keinen Schmuck, keine bunten Gewänder tragen. Zweimal im Monat muß sie gänzlich fasten; sie darf während 24 Stunden weder Speise noch Trank zu sich nehmen. Von dieser Regel giebt es keine Ausnahme oder Milderung weder bei besonders heißem Wetter noch in Krankheitsfällen; in solchen wird ihr auch keine Arznei gereicht. Alle Witwen unterwerfen sich diesem Gesetz, denn ihre Lehre fordert die Entbehrung als Rücksicht, die sie ihrem verstorbenen Gatten schulden, ohne Unterschied, ob sie mit ihm gelebt haben oder nicht. Andrerseits haben die blutjungen Witwen, die niemals mit ihrem Gatten zusammengelebt haben, da dieser schon gestorben, als die kleinen Frauen noch kleine Kinder waren, ein mehr als gewöhnlich hartes Los. Was für eine grausame Tyrannei, für eine schreckliche Qual! Es ist kein Wunder, wenn in dem Totenregister ungefähr 60 000 Fälle vorkommen, bei denen die Todesursache mit „Unglücksfall", meistens mit Ertrinken bezeichnet ist. Es werden so viele Frauen tot in den Brunnen gefunden!

Der Statistik zufolge sind in Indien viel mehr männliche Einwohner als weibliche. Der Grund davon scheint zu sein:

a) daß weibliche Wesen so wenig beachtet werden, daß man sie von den Listen fortläßt;
b) daß der Kindesmord an weiblichen Neugeborenen noch nicht gänzlich aufgehört hat;
c) daß kranke Mädchen weniger Pflege haben als kranke Knaben;
d) daß heiratsfähige Mädchen versteckt werden;
e) daß sie vorzeitig sterben an den Folgen verfrühter Dienstthätigkeit, verfrühter Heirat und vor allem ihrer Vernachlässigung während der Entbindung.

Die Volkszählung vom Jahre 1891 ergiebt, daß in Indien von den 258 000 verheirateten Mädchen unter 5 Jahren bereits 14 000 Witwen sind, während von 100 000 Mädchen im Alter von 10—14 Jahren nur 1373 unverheiratet sind. Außerdem ist es bemerkenswert, daß es im Alter von 15—20 Jahren 83 Prozent verheiratete Frauen und nur 36 Prozent verheiratete Männer giebt trotz der Überzahl an männlicher Bevölkerung.

Wieder heiraten ist gesetzlich gestattet, aber wenige haben den Mut, es zu thun, denn es ist durchaus ungebräuchlich. Viele Vorurteile sprechen dagegen und grausame Verfolgung ist damit verbunden.

Hinsichtlich der Erziehung ist zu konstatieren, daß unter je 1000 männlicher Bevölkerung in Indien nur 104 imstande sind, ziemlich gut zu lesen, während unter derselben Zahl weiblicher Einwohner nur 5 lesen können. Die Unwissenheit der Frau

Digitized by Google

hemmt die Fortbildung des Mannes; wird jene nicht beseitigt, so veranlaßt sie einen allseitigen Rückschritt. Das ist da besonders klar, wo die Großmutter die Knaben vom Lesen zurückhält. Und welche Gelegenheit haben die Mädchen zu lernen? Die meisten unter denen, die eine Schule besuchen, sind noch nicht 7 Jahre alt. Solche über 10 Jahre verschwinden ganz, mit Ausnahme der Kinder von Persern, Juden und zum Christentum Übergetretenen. Unter den 793 weiblichen Lernenden in Normal-Erziehungsanstalten konstatiert die Volkszählung 448 eingeborene Christen. Andere Frauen haben selten Mut und Lust, etwas zu lernen.

Ein Beispiel des gefährlichen Einflusses, den manche Mütter haben können, ist das Erlebnis eines Professors, der an einer indischen Hochschule Mathematik lehrte. Er erzählt: „Bei einer Unterhaltung wurde einer meiner Kollegen gefragt, ob seine kleine Tochter lesen lernen solle. Sofort kam die Antwort: ‚Meine Frau erlaubt es nicht!‘ (Sie war die Tochter eines eingeborenen Königs, und ihre Kaste gestattete ihr keinen anderen Umgang als mit Frauen gleichen Ranges. Da aber nicht viele Königinnen in Indien sind, war sie ganz isoliert und, obgleich von Natur eine kluge Frau, in völliger Unwissenheit über die Außenwelt.) ‚Versuchen Sie es noch einmal,‘ sagte der Vorsteher der Anstalt. ‚Nun?‘ — fragte er den Professor am nächsten Tage. ‚Ich darf den Gegenstand nie wieder berühren! Wenn ich es dennoch thue, wird sie mit dem Kinde zu ihren Eltern zurückkehren!‘ — Das war ihre Idee von wahrer Liebe zu dem Kinde! Die arme Frau! Alle ihre Söhne starben an einem Fieber, das wahrscheinlich auf den schrecklichen Zustand zurückzuführen war, in dem sich das Haus in sanitärer Hinsicht befand.“

Über die gesetzliche Stellung der indischen Frau sagt eine Autorität: „Diese befindet sich in großer Verwirrung, da manche Angelegenheiten durch das Landesgesetz und manche durch das britische Gesetz geregelt werden. So besteht in Indien z. B. noch das Gesetz über die Wiederherstellung der ehelichen Rechte und die Gefangennahme der Frau bei etwaiger Weigerung, eine Maßnahme, die sich nirgends in den Landesgesetzen ursprünglich vorfindet. Der Brauch gilt dort mehr als das Gesetz. Übrigens hat sich dieses Gesetz, daß seit dem Jahre 1884 in England nicht mehr in Kraft tritt, durch ein bloßes Versehen in das Landesgesetz eingeschlichen; lange Zeit konnten sich die indischen Rechtsgelehrten die seltsame Verschmelzung nicht enträtseln. Testamente können heutzutage auch von Frauen gemacht werden, was unter dem Hindugesetz unmöglich war, und Witwen, wenn sie wohlhabend zurückbleiben, können sich mitunter durch ihr Vermögen einer einigermaßen selbständigen Stellung erfreuen, auch Schenkungen machen während der Minderjährigkeit eines Sohnes oder Neffen.

Die wenigen angeführten Thatsachen zeigen zur Genüge, daß die indischen Schwestern der englischen Frau, der freiesten und glücklichsten in der Welt, sich in einer ganz entarteten socialen Lage befinden, und daß sie seit Generationen in dunkelster Unwissenheit und völliger Abgeschlossenheit gehalten werden. Ihr Geschlecht wird an und für sich als Strafe betrachtet. Daher mißtraut man ihnen und mißhandelt sie. Ihr Charakter gilt für veränderlich und unzuverlässig, daher beschränkt man sie auf ihr eigenes Haus und schließt sie von allem Verkehr mit besser Unterrichteten ab. Durch ihre Heiratsgebräuche, vor allem durch jene vorzeitigen Ehen, deren Grausamkeit und Leiden unbeschreiblich sind, werden sie geradezu geschändet, und wenn ihre kleinen Kinder sterben, so halten sie das für eine Gnade Gottes, denn die Mütter haben keine Nahrung für sie.

Die Wahl des künftigen Gatten steht ihnen nicht zu, und niemand fragt danach, ob der Gatte ihnen paßt oder nicht. Gänzliche Unterwerfung in allen Dingen ist ihr trauriges Los, das ihnen nur hier und da von englischen und amerikanischen Missionarinnen erleichtert wird, welche den Gifthauch des Zenana nicht scheuen und Licht in die Finsternis tragen.

Besonders sind auch die Anstrengungen der britischen Bibelgesellschaft anzuerkennen, die das beste Zeugnis für ihre Thätigkeit in ihrem Erfolg aufzuweisen haben. Die letzten Berichte der Gesellschaft besagen, daß bereits 477 von europäischen Damen und Mitgliedern der Vereinigung unterrichtete Inderinnen weitere 1455 Landesschwestern

Digitized by Google

im Lesen unterwiesen und ihren willkommenen Beistand wöchentlich 30 000 Zenanas zu teil werden ließen. Diese ersten Bannerträgerinnen einer neuen Freiheit werden ihrem Lande in Zukunft unschätzbar sein, wie sie es thatsächlich jetzt schon sind, und mit ihrer Hilfe wird es den Frauen des Inselandes auch an dieser Stätte der Barbarei vergönnt sein, einen Sieg unblutiger Art zu verzeichnen, der Indien fester an die Krone knüpfen wird, als seine Eroberung durch Männerhand.

Erwerbsthätigkeit.

Neue Kurse im Lette-Verein.

Von Hildegard Jacobi.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

Der überaus rührige Lette-Verein zu Berlin, der stets in segensreicher Weise bemüht ist, durch geeignete Vorbildung den Frauen neue Berufswege zu erschließen und tüchtige Kräfte auf den verschiedensten Gebieten heranzubilden, hat seit dem 1. Februar seinem Lehrplan wiederum neue Kurse beigefügt.

In diesen soll Frauen Gelegenheit geboten werden, sich zu Büreauvorsteherinnen und Arbeiterinnen für Rechtsanwälte und Genossenschaften auszubilden.

Da schon vielfach Frauen für Stenographie und Maschinenschrift in derartigen Büreaus mit den besten Erfolgen thätig waren, so darf man erwarten, daß sich ihnen durch eine sachgemäße Ausbildung ein neuer, lohnender Erwerbszweig erschließt, der ohne allzu kostspielige Mittel oder besondere Anlagen zu erreichen ist. Es wird eine gute Vorbildung, wenn möglich die Absolvierung einer höheren Mädchenschule verlangt, jedenfalls eine volle Beherrschung der deutschen Sprache in grammatikalischer, orthographischer und stilistischer Hinsicht und eine gute Handschrift, die für diesen Beruf eine ganz besondere Empfehlung ist.

Der Kursus findet viermal wöchentlich und zwar nur in den Abendstunden statt. Es ist diese Zeit absichtlich gewählt, um auch denen, die tagsüber durch einen Beruf beschäftigt sind, Gelegenheit zu bieten, sich an den Kursen zu beteiligen. Der Kursus kostet 40 Mark; in Verbindung mit Stenographie und Schreibmaschinenunterricht, deren Beherrschung bei der Büreauarbeit jetzt unerläßlich ist, 60 Mark. Der Unterricht in der Bürcaukunde wird von einem Rechtsanwalt erteilt. Man hofft in 6 Monaten eine genügende Ausbildung erreichen zu können. Die in den Büreaus erforderlichen Arbeiten würden folgende sein:

1. Gutes, rasches, sicheres und vor allem unbedingt zuverlässiges Stenographieren und
2. ebenso unbedingte Gewandtheit und Sicherheit in der Maschinenschrift.
3. Gewandtheit im Expedieren, d. h. in der Ausführung und Ausarbeitung der kurzen, resp. abgekürzten, vom Chef gemachten Randbemerkungen und Beifügungen, z. B.: cit. part. Nachrichten vom Termin und dergl. mehr, und in der Abfassung der auf Grund dieser Bemerkungen an die Parteien zu richtenden, entsprechenden Schreiben.
4. Die sorgfältige Führung der Registratur.
5. Das Heften und Paginieren der Akten.
6. Event. das Liquidieren der Kosten.

Bei tüchtiger Arbeitsleistung stellt sich der Verdienst pro Monat auf 100—120 Mark. Die Arbeitszeit dauert von 9—7 Uhr mit einer 2—3stündigen Mittagspause. Ist die Dame im Stande, einem Büreau selbständig vorzustehen, so würde sich ihr Gehalt dem entsprechend bedeutend höher steigern. Doch muß sie als Büreauvorsteherin die besondere Gabe besitzen, mit dem Publikum in entsprechend geschickter Weise zu verkehren. Auch die Fähigkeit, sich geläufig in fremden Sprachen ausdrücken zu können, würde ihr daher trefflich zu statten kommen, besonders in den Büreaus der Großstädte.

Da viele Rechsanwälte der Sache sehr sympathisch gegenüber stehen, so ist zu hoffen, daß die Schülerinnen auch nach Beendigung des Kursus lohnende Stellungen finden werden, wofür der Lette-Verein durch seine vielfachen Beziehungen schon eine gewisse Gewähr bietet.

Es haben sich bereits zwölf junge Damen an dem am 1. Februar begonnenen Kursus beteiligt.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Luise Otto-Peters**, der hochgesinnten, charaktervollen Führerin der deutschen Frauenbewegung und langjährigen Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins soll in Leipzig, der Hauptstätte ihres Wirkens, ein würdiges Denkmal errichtet werden. Es ist leider nicht möglich gewesen, die dazu nötige Summe durch freiwillige Beiträge aufzubringen; unsere Frauenvereine sind arm, und unter den vielen reichen Frauen, die auch Deutschland zählt, sind nur wenige, die es als eine Ehrenpflicht empfänden, sich nach Maßgabe ihrer Kräfte an der Abtragung einer Dankesschuld zu beteiligen, welche wir alle einer Frau gegenüber haben, die ihr ganzes Leben in den Dienst ihres Geschlechts gestellt hat. So ist es denn nötig geworden, die noch fehlenden Mittel durch eine Lotterie zu beschaffen. Der Preis der Lose ist auf nur 50 Pf. angesetzt worden, um allen die Beteiligung zu ermöglichen. Es ist dringend erwünscht, daß die Frauen allerorten sich rühren, teils um einen schnellen Absatz der Lose zu erzielen, teils um Geschenke für die Lotterie beizubringen. Lose sind zu entnehmen bei Frau Schuldirektor Pache, Leipzig-Lindenau; Geschenke zu senden an: Frl. Johanna Brandstätter, Leipzig, Beethovenstraße 13 I.

* **Das Studium an der Landwirtschaftlichen Hochschule** in Berlin ist durch Ministerialverfügung den Frauen zugänglich gemacht worden. Der Lehrkörper der Hochschule hatte in der Sitzung vom 21. November v. J. den Rektor der Hochschule beauftragt, im Sinne der Zulassung von Frauen beim Minister vorstellig zu werden, und auf die Eingabe vom 3. Dezember hat der Minister nunmehr die Verfügung erlassen, derzufolge unter denselben Bedingungen, wie dies bei den Universitäten der Fall ist, d. h. mit besonderer Genehmigung des Rektors, künftighin auch weibliche Personen zum Besuche der Landwirtschaftlichen Hochschule zugelassen werden.

* **Eine weibliche Ärztin**, Frau Dr. Weiß, die in der Schweiz und Amerika studiert hat und bisher unter anderem an einer österreichischen Klinik thätig war, wird sich demnächst in Danzig niederlassen.

* **Das erste städtische Mädchengymnasium** Deutschlands wird voraussichtlich in Breslau errichtet werden, wie wir schon in der vorigen Nummer mitteilten. Am 5. Februar fand die betr. Verhandlung in der Breslauer Stadtverordnetenversammlung statt. Die Gegner der Vorlage brachten die schon so häufig gehörten Gründe vor; die Politik des Abwartens, deren Opfer die Frauen ja gewöhnlich sind, wurde lebhaft empfohlen. Aber die Vorlage fand mehr Freunde als Gegner. Besonders wirkungsvoll war das Eintreten des Oberbürgermeisters Bender für die Vorlage. Sie sei, so führte er aus, auf einen einstimmigen Beschluß der Schuldeputation zurückzuführen. Es sei bisher in der Ausbildung der Frauen eine große Unfertigkeit, und die Frauen selbst wüßten das; wenn sie über die Vorlage abzustimmen hätten, so würden sie alle für dieselbe sich entscheiden, auch die, welche die Stellung der Frau so zu erhalten wünschen, wie sie bisher war. Die Frau habe ein Recht auf bessere Bildung. Es könne doch niemand bestreiten, daß eine Tochter denselben Anspruch auf die Steuerkraft der Eltern habe wie ein Sohn. Fast in jeder Familie gebe es eine Tochter, die sich unglücklich fühlt, weil sie sich gezwungen sieht, auf einen Mann zu warten. Andererseits werden die Mädchen auf die Heirat nicht verzichten, wenn sie eine bessere Ausbildung hätten. Wenn das Experiment, das die Gründung eines Mädchengymnasiums sei, nicht glücke, was er nicht hoffe, dann werde die Versammlung die Annahme der Vorlage doch jederzeit der Bürgerschaft gegenüber verantworten können. Er bitte, die Vorlage anzunehmen und das Gymnasium, welches der Stadt zur Ehre gereichen werde, zu schaffen. (Lebhafter Beifall). Die Vorlage wurde sodann einem Ausschuß zur Vorberatung übergeben.

* **Mädchen-Gymnasium in Bremen.** Die Idee, in Bremen ein Mädchen-Gymnasium in Verbindung mit einem Vortrags-Lyceum zu errichten,

Digitized by Google

scheint jetzt greifbarere Gestalt anzunehmen, indem sich zu dem Zwecke ein Komitee mit Senator Otto Gildemeister und Professor Dr. Heinr. Bulthaupt an der Spitze gebildet hat, das in einem Aufruf die bremische Bevölkerung zur Mitarbeit und zum Beitritt zu einem neu zu gründenden Verein zur Errichtung eines Mädchen-Gymnasiums auffordert. Die Zugehörigkeit zum Verein wird durch die Zeichnung eines Jahresbeitrags von mindestens 5 Mark oder durch die einmalige Spendung einer größeren Summe von 300 Mark an erworben. Es wird beabsichtigt, das Gymnasium im Herbst d. J. zu eröffnen, nachdem der Senat der Gründung seine Zustimmung erteilt hat. Das Lyceum ist inzwischen, nachdem es dem Komitee geglückt war, geeignete Lehrkräfte zu gewinnen, unter der erfreulichsten Beteiligung der Frauenwelt eröffnet worden.

* **Eine Lehrerin**, Frl. M. Bohl, hat kürzlich von der Seebodestiftung den 1. Preis für eine Arbeit über das Thema: „Wie erzieht die Volksschule zu Arbeitsfreudigkeit?" erhalten und zwar unter 13 Bewerbern. Der 2., 3. und 4. Preis fiel Frankfurter Lehrern zu.

* **Frauen im Schulrat.** Als vor einigen Jahren in Wien weibliche Lehrkräfte als Vertreter der Lehrerschaft in den Bezirksschulrat entsandt werden sollten, erhob sich in den dabei interessierten Kreisen ein heftiger Prinzipienstreit darüber, ob weibliche Schulaufsichts-Organe nach dem Wortlaute des Gesetzes zulässig seien. Die Frage wurde damals nicht entschieden, sie kam nicht vor die betreffende Behörde, denn die Lehrerinnen blieben bei der Wahl in der Minorität. — Der sehr lebhafte Wunsch der Frauenwelt, die Schulaufsicht teilweise in weibliche Hände zu legen, beziehungsweise Frauen in jene Körperschaften zu wählen, die mit derselben betraut sind, geht nun seiner Erfüllung entgegen; allerdings nicht in Wien, sondern in Lemberg, der Hauptstadt des Kronlandes Galizien. Dort ging bei den eben stattgehabten Wahlen für den Bezirksschulrat Frau Anna Longchamps, Direktorin der städtischen St. Anna-Schule, als gewählt hervor. Die Bestätigung durch den Landesschulrat ist noch abzuwarten, dürfte aber wahrscheinlich erfolgen. R. U.

* **Der Kaiser von Rußland** hat 65 000 Rubel aus den Beständen der Reichsrentei zur Errichtung eines Konvikts für die Hörerinnen des Petersburger Medizinalinstituts für Frauen angewiesen. Das Konvikt wird noch in diesem Jahre eröffnet werden.

* **Das Frauenstimmrecht** wurde am 3. Februar im englischen Unterhaus in eifriger Debatte verhandelt. Mr. Begg hatte die betreffende Vorlage eingebracht, nach welcher die unabhängigen weiblichen Steuerzahler, die bereits auf andren Gebieten das Stimmrecht besitzen (etwa 500000 Frauen) auch das politische Stimmrecht erhalten sollen. Im Jahre 1870 war eine ähnliche Vorlage mit einer Mehrheit von 33 Stimmen zum zweiten Male gelesen worden. Damals mußte aber jeder Gesetzentwurf, der beanstandet wurde, noch eine zweite Abstimmung überstehen, ehe er in die Ausschußberatung des ganzen Hauses gelangte, und an diesem Punkte wurde dann die Vorlage mit einer Mehrheit von 126 Stimmen verworfen. Im Jahre 1886, wo die liberale Partei ihre größte Mehrheit besaß, gelangte die Vorlage mit 57 Stimmen Mehrheit zur zweiten Lesung, im Jahre 1892 wurde sie mit 23 Stimmen verworfen, im letzten Parlament endlich gelangte sie gar nicht zur Erörterung. — Diesmal sind die beiden großen Parteien über diesen Gegenstand unter sich zerfallen und gespalten. Der heutige Ministerpräsident Lord Salisbury und sein Neffe Arthur Balfour, der erste Lord des Schatzamtes und Führer der Ministeriellen im Unterhause, sind für die Vorlage. Der Schatzkanzler Sir Michael Hicks-Beach, der Minister für Indien Lord George Hamilton, der Colonialminister Chamberlain und der Marineminister Goschen zählen zu den Gegnern der Neuerung, und auf seiten der Opposition gehen Sir William Harcourt und Labouchere mit ihnen in der unbedingten Verwerfung des Planes zusammen. Gleichwohl wurde der Antrag auf zweite Lesung der Vorlage mit 228 gegen 157 Stimmen, also mit einer Mehrheit von 71 Stimmen, in gut besetztem Hause genehmigt. Der Ausgang der Erörterung und das Ergebnis der Abstimmung war für die Freunde der Vorlage ein Triumph, wie sie ihn bisher noch nicht erzielt haben. Man vermutet, daß die Vorlage erst nach Pfingsten in das Stadium der Ausschußberatung des ganzen Hauses treten wird. — Auf die einzelnen Parteien verteilen sich die Stimmen folgendermaßen. Für das Frauenstimmrecht haben gestimmt: 120 Konservative (91 dagegen), 22 liberale Unionisten (20 dagegen), 70 Radikale (37 dagegen), 16 Antiparnelliten (10 dagegen) und 2 Parnelliten (1 dagegen).

* **Der Kantonsrat von Zürich** hat in einer Sitzung vom 2. Februar mit 120 gegen 22 Stimmen die Zulassung der Frauen zur Advokatur beschlossen. Damit ist wieder eine der Inkonsequenzen beseitigt, an denen die Geschichte der Frauenbewegung so reich ist: man erlaubte der Frau den Zutritt zum juristischen Studium und entzog ihr das Hauptgebiet für seine Verwertung, den Anwaltsberuf. Sowohl seitens der Vertreter der

Digitized by Google

betr. Vorlage als auch in einer Zuschrift des Frauenvereins Union wurden die Gründe für die Zulassung der Frauen klar und eingehend erörtert. Die Frau wird in Zukunft z. B. bei Ehescheidungs- und Vaterschaftsprozessen, in denen sie bisher genötigt war, Männer in ihre intimsten Angelegenheiten einzuführen, durch die Geschlechtsgenossin vertreten werden können; NB. in Zürich!

* **Frauen am Gericht.** Der erste Versuch in der Geschichte von Südafrika, den Frauen machten, in amtlicher Eigenschaft in die Gerichte einzudringen, wurde vor kurzem (nach einem Bericht der Cape Times vom 20. Januar) durch Miß Flather und Miß van Pelt unternommen, die sich mit dem Gesuch, als geschworene Dollmetscher zugelassen zu werden, an den obersten Gerichtshof gewandt hatten. Nach kurzer Debatte kam man zu dem Schluß, daß keine gesetzlichen Gründe gegen die Zulassung von Frauen vorlägen, worauf beide vereidigt wurden.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Ein Wort zum Kinderschutz.

Am 5. Januar d. J. verurteilte das Landgericht zu Berlin den Lumpensammler Luther zu 3 Jahren Gefängnis wegen fortgesetzter Mißhandlung seines 7jährigen Sohnes, die zum Tode führte.

Der Thatbestand war kurz folgender: Der Lumpensammler L. trank und seine Frau trank; von den 3 Kindern wurden die beiden Ältesten systematisch zum Betteln angehalten. Eines Tages war die Frau verschwunden, die beiden ältesten Kinder wurden dem Waisenhaus übergeben.

Der Jüngste, ein zarter, schüchterner Junge, verblieb in der Gewalt des Vaters. Diesem gesellte sich eine gleich verkommene Frauensperson zu — der gemeinsame Zankapfel, das gemeinsame Mittel zum Auslassen ihrer Wut bildete das unglückliche Kind. Jahre lang erlitt dieser Knabe Qualen, die nur die menschliche Bestialität kennt; eines Tages, als er mit dem Kopfe gegen den Tisch geschlagen war und mit den Füßen in den Leib getreten wurde, trat eine Blutung ein, die den entmenschten Vater zwang, ihn dem Krankenhaus zu übergeben. Zum erstenmal sanft gebettet, zum erstenmal mit menschlicher Empfindung gegrüßt, schied das Kind aus dem Leben.

Niemand wird die Verhandlung gelesen haben ohne tiefe Erschütterung, und kein litterarisch Gebildeter, ohne des Kindes zu gedenken, das Gerhard Hauptmann uns in seiner grausigen „Himmelfahrt" in ach! so wahren Zügen vor die Seele führt.

Was diesen Fall unter Hunderten und Tausenden ähnlicher Vorkommnisse zu einem besonderen stempelt, sind folgende Punkte:

1. Das hingemordete Kind war kein kleines Kind mehr; es litt mit vollem Bewußtsein.

2. Es war — so unmöglich es klingt — ein gesittetes Kind. In seinem Zeugnis stand „Lobenswert" in Fleiß und Betragen. Trotz Hunger und Elend fand der kleine Max in der Schule den Lichtpunkt seines Daseins. Daß der Lehrer sich sonst um ihn kümmerte, ist nicht ersichtlich.

3. Die Nachbarn waren Zeugen der herzzerreißenden Scenen; sie trieben den Mann und das Weib von Haus zu Haus, um sie los zu werden. Keiner sorgte für das Kind.

4. Die Sühne für ein so gräßliches Verbrechen besteht in 3 Jahren Gefängnis. — Wenn die entsetzliche Gleichgiltigkeit der Mitbewohner überhaupt eine Erklärung finden kann, so liegt sie in der Scheu vor polizeilicher Vernehmung, in der Furcht vor der Rache, zuletzt darin, daß solche Fälle der Mißhandlung zahlreich, aber schwer nachweisbar und unbequem sind.

Was die Strafe betrifft, so erscheint sie dem Beurteiler von einer Behaglichkeit, die im grellen Gegensatz steht zu der entmenschten That. Wenn irgendwo die Abschaffung der Prügelstrafe bedauert werden kann, so ist es an dieser Stelle, und ich gedenke oft der Worte eines wahren Menschenfreundes, der erbittert rief: Die Bestie muß da fühlen, wo sie es versteht!

Die Frage, die man sich angesichts solcher Vorkommnisse vorlegen muß, ist die: wie viel Kinder sind es, deren Leiden so an die Öffentlichkeit dringen? wie viele, wie unendlich viele werden straflos brutalisiert? Wir dürfen uns das garnicht verhehlen, diese ärmsten und unglücklichsten der Kinder sind vogelfrei. Wir haben Vereine über Vereine, Tierschutzvereine, Vereine für Wöchnerinnen, Säuglinge, Krippen, Kinderhorte ꝛc. ꝛc. Sie alle wollen das Gute und erweisen Gutes, — wo aber finden diese Kinder eine Zuflucht? Wer nimmt sich der unehelichen, der zugebrachten Kinder, wer der Kinder, die liederliche Eltern haben, an? Wer klagt für die Kinder in ihrem kläglichen Elend?

In England und Amerika bestehen Kinderschutzvereine; sie bilden die Brücke zwischen Publikum und Polizei und sie leisten Großes. Wenn ein solcher Verein von Frauen und Männern auch bei uns ins Leben träte, würde er sich schnell Freunde gewinnen; es bedarf nur der Anregung. Er würde sich der Kinder annehmen, die nachweisbar von Eltern oder Pflegeeltern schwer vernachlässigt und gemißhandelt werden, sowie der Kinder, die eine unglückliche Mutter oder ein Vater vor dem anderen Ehegatten nicht zu schützen vermag. Schon die Existenz eines solchen Vereins würde in vielen Fällen die Roheit einschränken, die bis jetzt keinen Damm kannte.

Seit der Frau langsam die Thore geöffnet werden zu der öffentlichen Armenpflege, ist ein großer Schritt vorwärts gethan, — sie würde auch

Digitized by Google

bei diesem Liebeswerk eine gewichtige Stimme haben müssen; ein kluges Frauenauge und ein warmes Frauenherz werden hier reichen Segen stiften können. Was erwarten wir von der kommenden Menschheit, die getreten, herumgestoßen, ohne einen Funken von Liebe, der Gesellschaft zum Fluch aufwächst? Wir können das Elend nicht aus der Welt schaffen; aber was wir an den Kindern thun, das thun wir für die Zukunft. Mögen alle die, denen keine ausfüllende Lebensarbeit gegeben, ihre Kräfte nutzbar machen, diesem furchtbaren socialen Elend entgegenzutreten, und die, welche nicht thätig eingreifen können, darüber nachdenken und Anteil nehmen. Dazu beizutragen ist der Zweck dieser Zeilen. H. K.

Verein deutscher Lehrerinnen in England.

Nach dem Bericht der Geschäftsführerin in der letzten Generalversammlung hat der Verein im verflossenen Jahr wiederum 200 Stellen in England besetzt.

Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß Stellensuchende sich vor Annahme von Stellen hüten sollen, die ihnen durch Zeitungsanzeigen oder Agenten von Deutschland aus vermittelt werden. Jede einigermaßen gute Familie oder Schule will die zu engagierende Lehrerin sehen.

Alle paar Tage laufen auf dem Vereinsbüreau Klagebriefe von armen Lehrerinnen ein, denen man helfen soll, nachdem sie sich durch ihren Leichtsinn ins Elend gebracht haben. In vielen Fällen mutet man den Lehrerinnen Hausmädchenarbeit zu, das Essen ist ungenügend, die gemachten Versprechungen in Bezug auf Austausch des deutschen Unterrichts gegen englischen werden nicht gehalten. „Ich bin als Lehrerin engagiert," erzählt eine Dame, „aber ich bin Bonne, muß sogar das Kinderzimmer scheuern und das Badewasser tragen. Für diese schöne Stelle mußte ich der Agentin H. 10 Prozent zahlen. Die Agentin schiebt die Schuld auf die Familie — der Herr ist Advokat — die Familie aber auf die Agentin, die genaue Angaben gehabt habe. An wen soll ich mich halten?"

Eine Berliner Lehrerin entdeckte zu ihrem Entsetzen, daß sie sich in einem schlechten Hause befand. So könnte man endlose Fälle anführen. Darum Vorsicht! Der Deutsche Lehrerinnenverein zieht ebenso genaue Erkundigungen über die Arbeitgeber ein, wie er sie von seinen Mitgliedern verlangt. Darum kommt es selten vor, daß eine Stelle schlecht ausfällt. Außerdem kennt man den Verein in England als eine Veranstaltung, die nur Gutes bietet und ihren Mitgliedern Rechtsschutz verleiht.

Zur Widerlegung der Behauptung, daß die Engländer seit Jahresfrist der deutschen Erzieherin feindlich gegenüberstehn, führen wir Frl. Adelmanns Worte aus dem letzten Generalversammlungsbericht an: „Uns ist kein einziger solcher Fall bekannt geworden. Im Gegenteil, ich behaupte, daß auch heute noch in keinem Land deutsches Wissen und deutsche Pflichttreue mehr geschätzt und besser bezahlt wird als in England." M. Gaudian.

Der Verein Preußischer Technischer Lehrerinnen hat den beiden Hohen Häusern des Landtages eine Petition überreicht, die folgende eingehend begründeten Bitten enthält:

1. § 1 möge lauten: „Die an einer öffentlichen Volksschule definitiv angestellten Lehrer und Lehrerinnen, einschließlich der technischen Lehrerinnen."

2. Das Minimalgrundgehalt der technischen Lehrerinnen möge dem der wissenschaftlichen gleich sein.

3. Der Mindestsatz der Alterszulagen für wissenschaftliche Lehrerinnen möge auch für technische Lehrerinnen gelten.

4. Auch den technischen Lehrerinnen möge eine Mietsentschädigung gewährt werden.

5. In allen Städten über 50 000 Einwohner möge ein besonderer Posten für Besoldung einer Handarbeitsinspizientin in den Etat aufgenommen werden.

Der „Verein für erweiterte Frauenbildung" in Wien hat in der im Januar d. J. unter dem Vorsitz der Präsidentin Frau Marie Boßhardt van Demerghel stattgehabten Generalversammlung eine Erweiterung seiner Thätigkeit und die zu diesem Zwecke erforderliche Änderung seiner Statuten beschlossen. Bisher sah der Verein seine hauptsächlichste und nahezu ausschließliche Aufgabe in der Erhaltung der von ihm gegründeten „Gymnasialen Mädchenschule". Die neuen Statuten stellen als den Zweck des Vereins hin: „a) den Bildungsstand der Mädchen und Frauen zu heben und diesen neue und höhere Berufsarten zu erschließen; b) die weibliche Arbeit von allen ihrer Entfaltung entgegenstehenden Hindernissen zu befreien. Speziell erstrebt der Verein die Zulassung des weiblichen Geschlechts zum Studium auf Universitäten und andern Hochschulen und die Erlangung der staatlichen Erlaubnis für Mädchen und Frauen, die auf wissenschaftlichen Studien beruhenden Berufe, deren Ausübung einer behördlichen Genehmigung bedarf, auch wirklich ausüben zu dürfen." Unter den Mitteln zur Erreichung der Vereinszwecke nennen die Statuten auch die Anstrebung der Staatsgiltigkeit für die Zeugnisse der gymnasialen Mädchenschule, einschließlich des Maturitätszeugnisses. Die Zulassung zur Maturitäts-Prüfung (Abiturienten-Examen) ist den Gymnasiastinnen in Österreich bereits gewährleistet, doch muß die Prüfung vor einer fremden Kommission abgelegt werden und unter all den Schwierigkeiten, die mit Extraneer-Prüfungen verbunden sind. Diese Erschwerung würde die Staatsgiltigkeit der an der gymnasialen Mädchenschule erworbenen Zeugnisse beseitigen.

Die bisherige erfolgreiche Thätigkeit des Vereins läßt hoffen, daß es ihm auch gelingen werde, sein nunmehr so umfassendes Programm entsprechend durchzuführen. R. U.

Digitized by Google

„Einsame Frauen". Von Frieda v. Bülow. (Berlin, F. Fontane u. Co. Pr. 3 Mark.) Unter diesem Titel hat die Verfasserin vier Novellen vereinigt: Christine, Brachland, Ohne Liebe und Papas Töchter. Von diesen ist die dritte unseren Leserinnen bekannt. Die übrigen drei behandeln in stets wieder neuer Färbung und Wendung das gleiche Problem: die unbefriedigte Frau, ob verheiratet oder unverheiratet, die das moderne Drohnendasein führt und innerlich oder äußerlich daran zu grunde geht. Die einzelnen Züge sind gut beobachtet und lebenskundig gedeutet; aus den Seiten des Buches tönt hundertfältig der Schrei: „Erbarmt euch dieser armen hungernden, jungen Seelen! Laßt sie nicht grausam verschmachten! Setzt nicht ihr Schicksal auf die eine unsichere Karte des Eheglücks! Laßt vor allem den fruchtbaren Ackerboden dieser jungen Menschenseelen nicht brach liegen, denn aus dem Brachland schießt das Unkraut um so üppiger auf, je keimfähiger das Erdreich war."

„Die Ausnahmestellung Deutschlands in Sachen des Frauenstudiums." Von Eliza Ichenhäuser. (Berlin, Hermann Walther, 80 Pf.) In dem frisch geschriebenen kleinen Buch steckt eine Fülle hochinteressanten und für die Frauensache bedeutsamen Materials, das die Verfasserin sehr gewandt zu verwenden weiß. Sie widerlegt in glücklichster Weise einige deutsche Professoren, die Herren Platter, Albert und Felix Dahn, die in ihrem Kampf gegen die Frauen die beliebten statistischen Waffen geführt haben, aber leider höchst unglücklich, da sich ihre Zahlen entweder als veraltet oder als falsch erwiesen. Die Art, wie die Verfasserin die Waffen, mit denen sie gespielt haben, gegen sie selbst wendet, ist höchst ergötzlich. Ein reiches, echtes statistisches Material wird dann zur Stütze für ihren eigenen Standpunkt beigebracht. Wir empfehlen das Schriftchen auf das angelegentlichste.

„Villa Falconieri". Von Richard Voß. (Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. Pr. 1 Mark.) „Ist es denn wirklich wahr, daß die beiden Geschlechter die Pole sind, um die die Erde sich dreht?" Mit dieser Frage seiner Heldin ist das Thema des Romans, das Thema aller Voßischen Romane angegeben. Er behandelt es als Virtuose und in dem an unserem Jahrhundertende so vielfachen Widerhall weckenden Ton des müden Mannes. Die Glut der Campagna, die träumerische Schönheit der Villa Falconieri, der „lohende Ginsterzauber," die ganze berauschende Atmosphäre lullt uns ein und läßt uns diese Menschen als natürliche Staffage erscheinen. Was ihnen fehlt, ist das „Sesam öffne dich" für solches Phantasieleben, solches Schwelgen in Gefühlen: ordentliche, schaffende, ernste Arbeit, ein Muß, eine Pflicht, das Zauberwort des Goetheschen Schatzgräbers. Und das hundertfach in dem Buch wiederholte: wir Frauen gehen zu Grunde — findet darin seine Erklärung.

Aus den in letzter Zeit in der Engelhornschen Romanbibliothek erschienenen Sachen erwähnen wir noch: die Tochter des Abgeordneten von Georges Ohnet, die Siegerin von Hans Hopfen, eine dritte Person von B. M. Broker, Flederwischs Heirat von Gyp, eine internationale Ehe von Madame Bigot.

„Henri François Brandt", Erster Medailleur an der Königlichen Münze zu Berlin (1789 bis 1845), Leben und Werke bearbeitet und herausgegeben von seiner Enkelin Hildegard Lehnert. (Berlin, Verlag von Bruno Hessling.) Vielleicht zum erstenmal hat es eine Frau unternommen, sich auf das Gebiet des Medaillenwesens zu begeben. Wendet sich diese auf den eingehendsten Studien beruhende Monographie zunächst an die Kreise der Medaillensammler und Fachkenner, so wird auch das weitere Publikum nicht nur an den vortrefflich ausgeführten 22 Tafeln in Lichtdruck seine Freude haben, welche viele der hervorragendsten Zeitgenossen aus der Regierung Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. darstellen, sondern auch an dem kurz skizzierten Lebensbilde des Künstlers. Als Sohn eines armen, mit funfzehn Kindern gesegneten Uhrmachers in La Chaux de Fonds im Canton Neuchâtel geboren, selbst Uhrmacherlehrling, dann Stempelschneider, gelang es ihm mit eisernem Fleiß, sich in Paris künstlerisch zu bilden und den großen Prix de Rome, der in einem dreijährigen Aufenthalt auf der französischen Akademie zu Rom bestand, zu erlangen. Friedrich Wilhelm III, von Rauch auf den trefflichen Medailleur aufmerksam gemacht, berief ihn nach Berlin, um neben der Ausführung aller für den Staat und die großen Korporationen auszuführenden Aufträge, denen sich die fremder Staaten anschlossen, auch das preußische Prägeverfahren zu verbessern. Die Abbildungen der Thaler und des längst eingezogenen Kleingeldes jener Zeit erinnern uns, wie oft wir Arbeiten dieses Künstlers in der Hand gehabt haben.

Digitized by Google

„**Fabrikantensorgen**". Von Heinrich Freese (Eisenach, M. Wilckens. Preis 1 Mark). Die kleine gehaltvolle Broschüre bringt fünf Vorträge, die der Verfasser im national-ökonomischen Lehrkursus des evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin gehalten hat über die Arbeiterschutzgesetze, den Achtstundentag, Wohlfahrtseinrichtungen und Arbeiterausschüsse, die Gewinnbeteiligung und die Arbeiterwohnungsfrage. Der reiche Inhalt des von einem objektiven, vorurteilslosen Verfasser geschriebenen Büchleins läßt sich hier auch nicht annähernd skizzieren; wir empfehlen es aber warm der eignen Lektüre.

„**Das medizinische Studium der Frau.**" Von Professor Dr. L. Lassar (Berlin, S. Karger). Eine vortreffliche kleine Schrift des bekannten Arztes über die noch immer bei uns umstrittene Frage. Der Verfasser tritt unbedingt und mit den besten Gründen für das Frauenstudium ein.

„**Leitfaden der Kunstgeschichte.**" Für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht bearbeitet von Dr. Wilhelm Buchner. Mit 106 in den Text eingedruckten Abbildungen. Sechste verbesserte Auflage. (Essen, Bädecker, geb. 2,80 Mark.) Der kleine Leitfaden bietet, was man von einem solchen verlangen kann. Der Text ist übersichtlich, die Auswahl der Bilder zweckentsprechend und die Ausstattung gediegen. Hier und da möchte man noch etwas mehr Beschränkung wünschen, doch erleichtert die übersichtliche Anordnung die Ausscheidung des Unwesentlicheren.

„**Die Krankenpflege im Hause.**" Von Dr. Paul Wagner, mit 71 Abbildungen. (Leipzig, J. J. Weber, Preis 3,50 Mark, geb. 4,50 Mark.) Die „Krankenpflege im Hause" will gebildeten Laien die Grundzüge der häuslichen Krankenpflege möglichst klar und verständlich darlegen. Besonders eingehend ist die Einrichtung eines guten Krankenzimmers und Krankenbettes geschildert; hieran schließen sich ausführliche Abschnitte über die Pflege und Ernährung bettlägeriger Kranken, über die Krankenbeobachtung und die Ausführung derjenigen ärztlichen Verordnungen, die auch von Laienpflegerinnen verlangt werden

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Die Kinder essen es gern. [29

In kaum 15 Minuten läßt sich ein liebliches Gericht durch einfaches Kochen der Milch mit **Brown & Polson's Mondamin** herstellen. Dies ergiebt eine nahrhafte und leicht verdauliche Speise und reizt durch seinen eigenen Wohlgeschmack Kinder und Kranke zu weiterem Genuß. Zusatz von Vanille, Citrone, Fruchtsaftsauce ꝛc. giebt auf dem Familientisch ein köstliches Dessert. Ausführliches enthalten die Recepte auf den **Mondamin**-Packeten, zu haben à 60, 30 und 15 Pfg. in besseren Colonial-, Delikateß- und Drogen-Geschäften. Für die gute Qualität bürgt am besten das mehr denn fünfzigjährige Bestehen dieser weltbekannten, schottischen Firma.

Die Modenwelt.

Gegründet 1865.

Maßgebendes u. reichhaltigstes Blatt für Moden u. Handarbeiten etc.

Jährlich **24 reich illustrierte Nummern zu je 16 Seiten, dazu 12 große farbige Moden-Panoramen** und **12 doppelseitige Schnittmuster-Beilagen.**

Schnittmuster nach Wahl gratis!!

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf. = 75 Kr.** (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf. = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche den alteingebürgerten Titel benutzen. — Probenummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen Berlin W., Potsdamerstr. 38. — Wien I., Operngasse 3. [25

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

Handelsinstitut für Damen
1] von Frau **Elise Brewitz**, gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin, **Berlin W.**, Blumenthalstr. 2 II. Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Kurort Bergzabern.

Bestbesuchtester Kurort der Rheinpfalz.

Prachtvolle Lage am Fusse der Vogesen.

Gemässigtes Naturheilverfahren. — Kneipp'sche Kuren.

Vorzügliche Referenzen. - Frequenz stetig steigend.

Gesamtkosten 32—42 Mk. pro Woche.

Prospekte frei durch den langjährigen Anstaltsleiter ED. TISCHBERGER, Verfasser von „Im Wasser eins" und „Kneipen-Kneippen", bewährtes Handbuch über das gesamte Naturheilverfahren, leichtverständlich beschrieben, nebst 400 erprobten Kochvorschriften für Kranke. Sämtliche Anwendungsformen in 100 vorzüglichen Abbildungen.

Preis 2 Mk. (Porto 20 Pfg.) — Durch den Verfasser und **G. Schuhr's** Verlag, Berlin S.W., Wilhelmstr. 119/20.

TRITON begiesst den Körper gleichzeitig und gleichmässig in *voller Breite*, hebt den Patienten in die Wanne und aus der Wanne, entleert sich durch einfaches Aufdrehen, bedarf keiner Abwasserleitung. Vereinigt alle *Vorzüge einer vollständigen Bade-Einrichtung* für sämtliche Wasser- und Dampf-Anwendungen.

Prospekte durch **Schlichtherl's Buchhandlung und Triton-Niederlage Bergzabern** (Pfalz.)

Digitized by Google

können. Im besonderen Teil findet vor allem die Pflege bei akuten, fieberhaften Krankheiten, insbesondere bei den ansteckenden Krankheiten eine genaue Schilderung, wobei namentlich die den neuesten Forschungen entsprechenden Desinfektionsverfahren eingehend gewürdigt werden.

„Novellen-Bibliothek der Illustrierten Zeitung." 19. Band. (Leipzig, J. J. Weber, Preis 2 Mark.) Der neue Band der Novellen-Bibliothek enthält u. a. Beiträge von Frida Schanz, Jenny Hirsch, Ludwig Salomon, E. Eschricht. Er ist, wie seine Vorgänger, ein Familienbuch, das unbedenklich auch der heranwachsenden Jugend in die Hand gegeben werden darf. Hervorheben möchten wir die feine kleine Erzählung: Ein Jugendfreund, die das liebenswürdige Talent der Verfasserin Frida Schanz in hellem Lichte zeigt.

„Unsere Landsleute auf Reisen." Von N. A. Lejkin. Aus dem Russischen von Helene Mordaunt. (Berlin, August Deubner.) Eine vergnügliche Geschichte von den Reisenden, die nicht alle werden, die nur das wollen, was es zu Hause giebt, das Talent haben nichts zu hören und zu sehen und genau so borniert nach Hause zurückkehren als sie gegangen sind.

„Schulausflüge." Beiträge zur Heimatkunde von Berlin und Umgebung (Berlin, 1896). Das kleine, von der naturwissenschaftlichen Vereinigung des Berliner Lehrervereins herausgegebene Heft wird nicht nur dem Lehrer vorzügliche Dienste leisten, sondern auch dem Wanderer in und um Berlin. Es belehrt eingehend über das, was man auf den Wegen quer durch Berlin, durch den Thiergarten, in Friedrichsfelde, dem Humboldthain und im märkischen Walde sehen kann, wenn man die Augen aufmacht. Interessenten können das Heft für 40 Pf. von Herrn Lehrer G. Kalb, Berlin O, Langestr. 9, beziehen.

„Haushaltungsbuch" für alle Tage des Jahres. Herausgegeben von Sophie Müller. (Ravensburg, Otto Maier, Preis 60 Pf.) Das kleine Buch ermöglicht bei sorgfältiger Führung der Hausfrau einen schnellen Überblick über den Stand ihrer Ausgaben sowohl im ganzen als für jeden einzelnen Posten.

Singer Nähmaschinen
bisheriger Verkauf über 13 Millionen.
Unerreicht in Leistungsfähigkeit und Dauer, und deshalb die verbreitetste Nähmaschine sowohl für den Hausgebrauch, Kunststickerei, wie für alle industriellen Zwecke.
Durch eigene Geschäfte unserer Gesellschaft an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes zu beziehen.
Singer Co., Hamburg, Act.-Ges.
(vormals G. Neidlinger.)
Gratis-Unterricht auch in der Modernen Kunststickerei.

Familien-Pensionat, franz. Schweiz. Gute Gelegenh. zur gründl. Erlernung der französischen Sprache. Auch Ferienaufenthalt bes. f. Lehrerinnen. Schöne Gegend. Mäßiger Pensionspreis. Näheres durch Mlle. A. Rosselet, prof. de langues. Couvet (Neuchâtel). [17

Graphologie.
Charakter-Skizzen nach der Handschrift werden angefertigt à 1 Mark, mit Begründung à 2 Mark. Einzusenden an 32] E. L. Nollau, Bonn, Königstr. 8.

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [18
Berlin W., Mauerstr. 85.

Verlangen Sie den Katalog [14
des
Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,
sowie der Reformunterkleidung.

Das Reformkorset, von ärztl. Autoritäten anerkannt, macht, nach Maß gefertigt, eine schönere Figur als das gesundheitsschädliche Panzerkorset. Das Reformkorset wird von allen Damen die einen Beruf haben, als Notwendigkeit betrachtet; es drückt nirgends und läßt die Kleider statt auf den Hüften, durch die Achseln tragen. Jede Dame, die ihre Gesundheit liebt, wird das Reformkorset tragen. Jede Mutter wird es für ihre Mädchen kaufen. Der Preis für Kinderkorsets ist von 3,00 Mark an.

Leipzig-Lindenau. Merseburgerstr. 41.
Frau Ferdinande Proskauer
in Firma
J. Proskauer, Fabrik pat. Artikel.

Butterick's Modenblatt
das brauchbarste und billigste der Welt!
Monatlich ca. 70 neueste Modelle
v. Kleidungsstücken all. Art für Damen u. Kinder
Jahresabonnement 1 Mark
bei jeder Agentur f. Butterick's Schnittmuster, bei allen Buchhandlungen, Postämtern u. durch jed. Briefträger (No. 1345a d. Post-Zeitungsliste)
Verlangen Sie per Postkarte **Gratis-Probenummer** von Ihrer Buchhandlung, von obigen Agenturen, od. von Blank & Co.'s Verlag, BARMEN.

Digitized by Google

Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre

mit **beistehender Schutzmarke bieten die sichere Garantie,** dass sie **durch und durch aus massiv reinem Nickel** hergestellt sind, während die meisten im Handel befindlichen sogenannten Nickel-Kochgeschirre aus plattiertem Eisen, vernickeltem Messing oder Zink bestehen, nach deren baldiger Abnutzung derartige Geschirre unbrauchbar und wertlos werden. Dagegen verlieren die Berndorfer Kochgeschirre den Metallwert nie und werden jederzeit im Umtausch mit M. 5.— pr. Kilo zurückgekauft.

Aus einem Stück gepresst.

Die Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre sind **unverwüstlich,** brauchen innen **nicht verzinnt** zu werden und besitzen absolut **keine gesundheitsschädlichen Eigenschaften.**

Reparaturen sind ausgeschlossen, während z. B. von emaillierten Geschirren das Email abspringt, oder von kupfernen Geschirren das Zinn abschmilzt, wodurch derartige Geschirre reparaturbedürftig, unbrauchbar und gesundheitsgefährlich werden.

Das Kochen in Rein-Nickel erfolgt rascher. Die **Reinigung ist die einfachste.**

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Engros-Niederlage für Deutschland **BERLIN SW.,** Leipzigerstrasse 43, II. [30

Prospekte gratis. | *Verkaufsstellen befinden sich in allen grösseren Städten.* | *Nähere Anfragen beantwortet die Engros-Niederlage.* | *Prospekte gratis.*

Eine Frauenschreibmappe für das Jahr 1897 erschien in August Schupps Verlag (München. Preis 2 Mark). Sie bildet eine praktische Schreibunterlage, ist versehen mit einem Kalendarium, einem „Tagebuch", einer Adressen-Liste, Verzeichnis höherer Bildungsanstalten für Frauen und Mädchen, Nachweisen von praktischen Frauenschulen und Lehrvereinen, Post- und Telegraphen-Bestimmungen und Geldwesen.

Kleine Mitteilungen.

Für die Ernährung von Kranken und Rekonvaleecenten ist in neuerer Zeit ein sehr wertvoller Helfer erschienen, das ist das Fleisch-Pepton der Compagnie Liebig, hergestellt nach Professor Kemmerichs Methode. Es vereinigt hohen Nährwert mit unübertrefflich leichter Verdaulichkeit, die den Magen der Anstrengung, aus der Speise die dem Körper nötigen Bestandteile zu ziehen, fast völlig überhebt; das Fleisch-Pepton verdaut sich sozusagen von selbst. Daher verordnen es die Aerzte den Schwachen, Blutarmen und Kranken, namentlich den Magenleidenden. Wo ein Unwohlsein Schonung und Pflege erforderlich macht, sollte auch stets das Fleisch-Pepton angewandt werden. Unsere Hausfrauen werden uns, soweit sie es noch nicht kennen, für den Hinweis Dank wissen.

Familienpension

von **Fr. Kreisrichter Haase,** [35
Berlin S.W., Hallesche Straße 14 pt.
Gut empfohlen.

Für Kunstfreunde. [13

Unser neuer, vollständiger, **reich illustrirter Katalog für 1896** über Tausende von Photogravuren und Photographieen nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pf. in Postmarken franco zugesandt.
Photographische Gesellschaft Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [3

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für **Gobelins,** Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.

Färberei und Wäscherei für **Federn und Handschuhe.**

Färberei.

Familienpensionat für junge Mädchen in Eisenach i. Thüringen.

Liebev. Aufn., sorgf. Pflege. Unterr. in Wissensch. Sprachen, Musik, 2c. Engländerin im Hause. Wirtschaftl. Ausbild. Direkte Ausk. durch Fr. Oberpostdirektor Dr. Rostbirt und Frau A. v. Rappard in Eisenach, und durch Eltern bisheriger Pensionärinnen, wie Frau Superintendent Rommel, Cassel, Parkstr. 25. [47
Prosp. u. Refer. d. d. Vorsteherin
Ella Zahn.

An English lady, B. A. I. class, having studied 3 yrs. at the University, desires a resident engagement to teach English, English Literature, Latin Grammatical French, Music (pianoforte) and Mathematics. [46
Adress: **Miss Dodd,**
39 Devonshire Road,
Birkenhead, Cheshire, England.

Familien- u. Haushaltungs-Pensionat v. Fr. Pastor Selß u. Tochter, Godesberg a. Rh.

Häusl. u. gesellschaftl. Ausbildung franz. und engl. Konv. Beste Gesundheitspflege. Ref. von Eltern ehemaliger Zöglinge. Erholungsbedürftige finden Aufnahme. [45

Internationales Heim,

Berlin SW., Hallescheſtraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen beſſ. Stände. Penſionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorſteherin.

Digitized by Google

Kasseler Hafer - Kakao

von **Hansen & Co., Kassel**

Schutzmarke **„Bienenkorb"**

ist das vorzüglichste Nährmittel der Gegenwart, über 10000 deutsche und ausländische Ärzte verordnen denselben mit bestem Erfolg. Man hüte sich vor Nachahmungen, welche **lose** oder in anderer Packung in den Handel kommen. **Kasseler Hafer-Kakao** ist nur in Kartons à 27 Würfel in Staniol zu 1 Mk. in Apotheken, Drogen- u. besseren Kolonialwarengeschäften erhältlich. [22

Obige Hafer-Kakao-Fabrik in Kassel läßt gegenwärtig auf 120 Täfelchen die wichtigsten Vertreter unserer heimischen Vogelwelt in gutem Farbendruck nach Aquarellen von Tiermaler Alb. Kull in der Weise herstellen, daß auf jedem Blatt nur eine Art (bei verschiedener Färbung meist Männchen und Weibchen) abgebildet wird. Diese 120 Täfelchen legt die genannte Firma in 10 Serien à 12 Täfelchen den von ihr gelieferten Hafer-Kakao-Packeten bei, so daß jedem Sammler Gelegenheit geboten ist, ein gutes Vogelwerkchen kostenlos zu erlangen. Der Text kommt in 10 Heften à 24 Seiten (Aufl. 240 000) zur Ausgabe und wird gratis verteilt.

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Herausgegeben von [40

Auguste Schmidt.

Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —

Leipzig. Moritz Schäfer.

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel,** geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [12

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten **Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften.** [7

Triumph-Accord-Zither!

patent., hocheleg. u. solides Instrument, v. Jedem sofort spielbar, sechs Accorde, 25 Saiten, prächtig., voller Klang, mit sämtlichem Zubehör u. fünf Notenheften zus. ca. 100 Stücke enth., **nur Mk. 13,75** mit Verpackung gegen Nachn. Tägl. ungeford. Belobigung.

Richard Kox, Musikw., Duisburg.

Eine Dame, 31 Jahre, evang., Tochter eines höheren Offiz., sucht Stellung z. Stütze u. Gesellsch. einer ält. Dame od. z. 1. feinen Haush. Erfahr. in Küche, Hausu. Handarb. Gehaltansp. mäßig. Ant. an **Eisenb.-Betriebsdirekt. Stritzer,** Halle a. S., Henriettenstr. 15. [10

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

W. Moeser Hofbuchhandlung.

Berlin S. 14., Stallschreiberstraße 34. 35.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Schellfisch-Kochbuch,

fünfzig in der Praxis erprobte Rezepte

zur

Zubereitung des Schellfisches, Kabliau u. verwandter Fische

von

Elise Hannemann,

Vorsteherin der Kochschule des Lette-Vereins in Berlin.

Preis 60 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Gegen franko Einsendung des Betrages an die Verlagsbuchhandlung erfolgt umgehend **portofreie Zusendung.**

Gossmann's

Naturheilanstalt Wilhelmshöhe

bei CASSEL. [37

Sanatorium I. Ranges. Physikalisch-diätetische Heilmethode. Für bescheidenere Ansprüche sei unsere Zweiganstalt **„Schweizerhaus"** empfohlen. Wochenpreis für ärztliche Behandlung, Kur, Wohnung u. Verpflegung von M. 35 an aufwärts. Prospecte kostenfr. d. d. Direction.

Dr. med. ***Missmahl,*** Anstaltsarzt.

Für d. Damen-Abtg.: Dr. med. ***Sophie Gomberg*** (i. d. Schweiz promv.)

Ausserdem wird vom 1. März 1897 an noch der bekannte Naturarzt Dr. med. ***Walser*** an der Anstalt thätig sein.

Unsere verehrten Abonnenten werden gebeten ihre Bestellung auf „Die Frau" **für das III. Quartal** (April-Juni 1897) noch im Monat März zu erneuern; insbesondere ist zu beachten, daß die **Post** bei nicht rechtzeitiger Bestellung bereits erschienene Hefte **nur gegen eine Gebühr von 10 Pf.** nachliefert. Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel 2 Mark. Bei direkter Zusendung: In Berlin 2 Mark. Im Inland 2,30 Mark. Nach dem Ausland 2,50 Mark.

☛ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

4. Jahrg. Heft 7. April 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Frauen in ihrem Schaffen.

Von

Ernst Heilborn.

Nachdruck verboten.

Jedem ehrlichen Freiheitssucher ist es einmal gegangen wie Elias, dem Gottsucher: Die Freiheit hat sich ihm nicht im Sturm und nicht im Hagelschlag, sie hat sich ihm in dem sanften, linden Wehen geoffenbart. Die Freiheitsstürme von Sonnenaufgang, die über die Länder dahingebraust sind, haben immer die andern Stürme von Sonnenuntergang hervorgerufen, die die kaum erwachten Blüten erfrieren machten. Die großen freiheitlichen Entwicklungsphasen der Menschheit haben sich unmerklich vollzogen; die Freiheit war zumeist lange da, ehe man ihr einen Namen gab, ehe man ihre Geburt staatlich sanktionierte.

Nicht zum mindesten gilt das von der Entwicklungsgeschichte der Frau. Die beiden großen Umwandlungen im Wesen und Wirken der Frauen, die von dem Christentum und der Renaissance ausgingen, sie kamen wie sanftes Wehen, von dem niemand wußte, von wannen es kam, und dem niemand vorschrieb, wohin es führen sollte. Die christliche Frau war da. Und weil sie da war, entstand ein neues Frauenideal, erschloß sich ihr ein neues Thätigkeitsgebiet, wurde die Stellung der Frau zum Manne eine neue. Kein Kalender verzeichnet den Aufgang des Sternes über der Hütte, in der an Stelle der Sklavin ein christliches Weib schaltete. Man wurde des Sternes erst gewahr, als man sich seines vollen Lichtes erfreute.

In Zeiten aber, in denen der Werdedrang der Freiheit die Gemüter erfüllt, gleichen wir alle immer dem Kinde, das eine Bohne einpflanzte und sie täglich ausgrub, um zu sehen, ob sie endlich Wurzeln geschlagen hätte. Auch heute ersehnt man

Digitized by Google

täglich den staatlichen Tauftag der Freiheit. Aber irgend ein inferiorer Minister oder ein Parlamentsbeschluß thut's wahrlich nicht. Mir will es scheinen, als bereitete sich ein Größeres, Besseres vor: die Frauen werden ihrer Freiheit bereits teilhaftig sein an dem Tage, an dem sie sie erhalten werden.

Die Zeichen dafür? Auch in ein paar neuen Frauenbüchern sind sie zu finden.

* * *

Ein Minister sagte eines Tages: Gott sei Dank, sie fangen endlich an, Karikaturen von mir zu zeichnen. Er war klug genug, seine beginnende Popularität daraus zu schließen. Ich meine, es ist ein gutes Zeichen, daß die Ideen der Frauenemanzipation bereits von ihren Gegnern wie von ihren Anhängern karikiert werden. Daß große Geister neue Ideen vertreten, was will das sagen? Das war in dem Frauenkampf bereits vor hundert Jahren der Fall. Daß jetzt die kleinen Geister diese Gedanken aufnehmen und in ihrer Weise verzerren, das ist ein gutes Zeichen des Fortschritts.

So freue ich mich des Romans von Bianca Bobertag „Moderne Jugend".[1] Es ist ein schlechtes Buch, aber die schlechten Bücher sind für den Psychologen nicht immer die uninteressantesten. Bianca Bobertag erzählt die alte Geschichte von dem Vater, der seinen unehelichen Sohn in seinem Hause auferzieht, ohne zu ahnen, daß es sein eigner Sohn ist. Altbewährte Romaningredienzien werden in den Brei hineingerührt — Gedanken aus der Frauenbewegung sollen ihn würzen. In denkbar naivster Weise hat Bianca Bobertag diese Ideen, die viel zu unselbständig sind, um falsch zu sein, in die Erzählung verwebt. Da ist eine Frau, die in ihrer Ehe unglücklich ist und ein Tagebuch geführt hat, das die Ideale ihrer Mädchenzeit, die Idealloſigkeit ihrer Ehe spiegelt. Das giebt sie ihrer Tochter und anderen Liebenden und solchen, die es werden wollen, zu lesen. Auf ihre Tochter, einen melancholischen Backfisch, wirkt das nicht günstig. Denn einmal verführt es sie dazu, sich von einem jungen Mann, den sie kaum kennt, auf der Straße ansprechen zu lassen, um ihm die Ideen der Frauenemanzipation auseinander zu setzen, andererseits bestimmt es sie, besagtem jungen Mann nicht die Verlobungshand zu reichen, nachdem sie sich gründlich in ihn verliebt hat. Glücklicherweise ist das Romanhafte stärker, als der Frauengedanke: sie reißen sich in die Arme. Auch die gefallene Mutter des Helden steigt und steigt, bis auf die Höhe eines Katheders, von dem herab sie für Frauenbildung wirkt. Dahingegen giebt es Tanten, die jungen Mädchen die alte Frauenpolitik der Schmiegsamkeit unter das Joch des Mannes predigen, und gegen die eine billige Satire ins Feld geführt wird. Man sieht, es ist das alles in seiner Absichtlichkeit rührend naiv.

Die Ideen der Frauenemanzipation nehmen sich in Bianca Bobertags Roman wie in einem Zerrspiegel aus. Aber das wird wohl Schuld des Spiegels sein. Bianca Bobertag ist ganz der Typus der schriftstellernden Frau aus der Mitte unseres Jahrhunderts (abgesehen von ihrer Talentloſigkeit, die ganz individuell ist). Sie würfelt mit brutaler Phantasie die Geschehnisse durcheinander, und nirgends versucht sie auch nur, künstlerisch zu gestalten. Und sie hat die Haupteigenschaft ihres Typus: alles, was sie weiß, oder zu wissen glaubt, wird angebracht. Neben der Frauenfrage wird noch die andere Frage nach dem Idealismus oder Realismus in der Kunst gelöst. Lyrik wird stoßweise abgelagert. Dazu beklagt sich Bianca Bobertag

[1] Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

Digitized by Google

offenbar sehr zu recht über die mangelnde Bildung der weiblichen Jugend; sie tritt den Beweis dafür in dem Stil an, den sie schreibt. Mit einem Wort, Bianca Bobertag gehört ihrem schriftstellerischen Wesen nach in die Gruppe derer, die vor vierzig Jahren die Liebe eines edlen Grafen zu einer schönen, armen Waise in dreibändigen Romanen tantenhaft verschriftstellerten: daß eine Bianca Bobertag die Welt heut ernsthafter nehmen muß, ist das nicht Fortschritts genug?

Bianca Bobertag sind Frauenerziehung und Frauenstellung Probleme; Hedwig Dohm, Gabriele Reuter und Helene Böhlau sind Bildungsstand und Berufslosigkeit der heutigen Frau das große Leiden der Zeit.

Hedwig Dohm hat in „Sibilla Dalmar“[1]) den Typus einer beanlagten Frau gezeichnet, die in Wohlstand und Berufslosigkeit verkümmert, wie eine Blume in zu fettem Boden. Ihr Roman, der in Tagebuch- und Briefform geschrieben ist, ist ein Denkmal unserer Schmach.

Die Gestalt der „holdesten und unglückseligsten aller Frauen“ verschwimmt in Hedwig Dohms Schilderung; der Roman zerflattert ihr in eine Fülle von Einzelbildern und geistreichen Aperçus. Das nimmt dem Roman den Anspruch darauf, ein Kunstwerk zu sein; seine kulturelle Bedeutung kann es nicht beeinträchtigen. Man könnte das Buch die Tragödie der Arbeitslosigkeit nennen. Gemeine Naturen würden in Sibilla Dalmars Lage gedeihen und ein behäbiges Alter erreichen; sie geht an ihrer Zwiespältigkeit zu Grunde. Ihr Schicksal begräbt sie unter Rosen. In jungen Jahren Ballfreuden und — da sie ein armes Mädchen ist — Enttäuschungen über Enttäuschungen. Thorschlußpanik und Ehe mit einem reichen, ungeliebten Mann. Und nun Gesellschaftstaumel und Zerstreuungen und Liebschaften. Die Sünde lockt sie, und ihr fehlt der Mut zur Sünde. Ein paar Bände Nietzsche und ein paar sozialistische Werke liegen neben ihrer Chaiselongue in ihrem Empiresalon. In Selbstzersetzung und Selbstbespiegelung geht sie zu Grunde. Daß sie zu guterletzt den Mut findet, ihre Ehe, die keine Ehe ist, zu brechen, ist beinah nebensächlich. Sie ist nicht Frau, nicht Mutter; sie ist sich selbst ein Spielzeug, mit dem sie spielt. Und nicht ganz mit Unrecht wälzt sie die größere Hälfte der Schuld an ihrem Sein den unglückseligen Verhältnissen zu. „Allen weiblichen Kreaturen werden von früh an die Flügel gestutzt. Und dann zuckt man die Achseln über die Flügellahmen, die nur bis auf den nächsten Zaun fliegen können, wie die Hühner und — Gänse.“

Es sind das dieselben Leiden, die Gabriele Reuter in ihrem Roman „Aus guter Familie“ geschildert hat. Die Leiden der inneren Leere, das Zugrundegehen an Berufslosigkeit. Auch in Gabriele Reuters neuem Novellenband „Der Lebenskünstler“[2]) klingt das Thema wieder an.

Will man Gewolltes für Geschaffenes nehmen, so kann man Gabriele Reuter den tiefen Blick in das Leiden der Zeit zugestehen. Gedanklich sind auch ihre Novellen fein und richtig konzipiert. Da ist der Mann, der mit einer jungen Witwe ein Freundschaftsverhältnis eingeht, um seine toten Stunden geistreichelnd mit ihr zu verplaudern, und der mit ihren Gefühlen spielt, während ihr Herz und ihre Sinne nach ihm verlangen. („Der Lebenskünstler.“) Und da ist ein altes Mädchen, das nach Mutterglück verlangt und ein Kind adoptiert. Morgens nimmt sie das kleine Mädchen wohl zu sich in ihr Bett und flüstert ihm zu: sag' Mama! Und das Kind wächst in

[1]) Berlin, S. Fischer. — [2]) Berlin, S. Fischer.

Digitized by Google

ihrer treuen, verzärtelnden Obhut heran, und die Leute sagen: 's ist ihr eigenes, uneheliches Kind. Und dann kommt die Stunde, in der das junge Mädchen einen Fehltritt thut und der treuen Pflegerin brutal erklärt, die Leute hätten recht mit ihrem Gerede — um sie darauf brutal zu verlassen (Evis Makel). Es ist dasselbe Verlangen nach einer Bethätigung des Muttertriebes, das aus einer ganz anderen Gefühlssphäre heraus Sibilla Dalmar durchlebt und das verhängnisvoll werden muß, wenn nicht Arbeit und intellektuelle Fähigkeiten das Gleichgewicht der Seele herstellen. Und ist das nicht das Leiden der Zeit, daß in der Erziehung der weiblichen Jugend alles geschieht, nur diesen einen Trieb zu wecken, und alle anderen Fähigkeiten beinahe künstlich unterdrückt werden? . . Man thut Gabriele Reuter vielleicht Unrecht, wenn man nur von dem Gedanklichen ihrer Novellen spricht. Sie schreibt aus den Erfahrungen ihres Herzens heraus. Aber sie kann nur schildern, berichten, erörtern; zu gestalten vermag sie nicht. So muß ihre Kunst die Kinder ihrer Gedanken adoptieren.

Das Wachsen der Frau über ihre Umgebung hinaus und hinaus über sich selbst durch die Mutterschaft — das ist das Thema von Helene Böhlaus neuem Roman „Das Recht der Mutter".[1])

Und welches ist das Recht der Mutter? Ein junges Mädchen, ein holdes, reines Kind, findet in ihrer Liebe die Kraft, sich ihrem Geliebten hinzugeben, ohne an Menschensatzung und Priestersegen zu denken. Der Mann ihrer Liebe wird nach Sibirien verschleppt; sie sieht und hört von ihm nichts wieder. Sie steht auf sich ganz allein; und ganz allein muß sie den Kampf gegen ihre Umgebung führen. Ihr Vater stirbt, wie sie ihm eben ihr Geheimnis anvertraut hat; er hat ihr nicht vergeben, denn er wähnte, daß da nichts zu vergeben sei; er hat sie still gesegnet. Und es stirbt auch die Schwester ihres Geliebten, die zeit ihres Lebens eine bärbeißige Kämpferin gegen alle Vorurteile war. Ihr Schwager schlägt sie, ihre Schwester flucht ihr, die schwache Mutter läßt's geschehn. So flüchtet sie wie ein gehetztes Wild; und ohne Hilfe, einsam, muß sie ihre schwere Stunde im winterlichen Walde überstehen. Bauersleute nehmen sie in ihre Hütte, und dort lebt sie jahrelang nur ihrem Kinde. Und in ihrem Kinde lebt sie sich selbst. Sie wird sich der eigenen Kraft bewußt, die Vorurteile fallen von ihr ab, sie wird stark. Aus sich heraus lernt sie, daß sie mit den Pflichten für ihr Kind auch ein Recht auf ihr Kind überkommen hat, trotzdem die Gesellschaft es ihr versagt — das Recht der Mutter.

Es sind Einzelheiten voll künstlerischer Kraft in Helene Böhlaus neuem Roman, aber ihr Buch ist kein Kunstwerk. Es ist ein Werk des Kampfes, nicht des Sieges. Die künstlerische Freiheit verführt Helene Böhlau zu Excentricitäten, sie greift nach Himmel und Erde, um einen Baum zu streifen, der am Wege steht. Und es ist auch eine Kampfesstimmung in dem Buch, aus der heraus sie Städte in Flammen setzt, um einen Ungerechten zu vernichten. Aus einer inneren Armut heraus verurteilt sie die Welt in ihrem Reichtum, nur weil der Reichtum ihrer Armut unverständlich ist. Die Kampfesstimmung wird ihr zur Weltanschauung; das giebt ein verzerrtes Weltbild.

Aber in den Kampf gegen die Vorurteile der Gesellschaft und in den andern Kampf für die Freiheit der Frau tritt sie mit selbstbewußter Kraft ein. Sie ist in ihrem Hassen stärker als in ihrem Lieben. Mit der Geißel ihrer Satire treibt sie die

[1]) Berlin, F. Fontane & Co.

Digitized by Google

Philister zu Paaren, und aus tiefster Seele kommen ihr die Worte, wenn sie vom Sklavenlos der Frauen spricht: „Wir, die wir die Menschheit gebären, sind Sklaven! Nicht denken, nicht sprechen, nicht handeln, nicht wollen, nicht dürfen, nicht können! — das ist das Weib.“ Das klingt wie Trompetenstöße, die zum Kampfe rufen.

Und wirklich, in der für Frauenfreiheit kämpfenden erzählenden Litteratur unserer Tage bezeichnet der Name Helene Böhlaus das stärkste Talent und den schroffsten eigenartigsten Charakter.

* * *

Auf dem Wege, der zum stillen Bereich der Kunst führt, schreitet Maria Janitschek bewußt und sicher voran.

Ein lyrisches Talent voll weihevoller Kraft und farbensattem malerischen Vermögen, das war uns Maria Janitschek bis jetzt. „Der Lilienzauber“, „Pfadsucher“ und „der Schleifstein“ bezeichneten ihre reinsten Leistungen in dieser ihrer Eigenart.

In ihrem neuen Roman „Ninive“[1]) und ihrer Erzählung „Es geistert“[2]) versucht Maria Janitschek sich in objektiver Schilderung. Sie hat die Grenzen ihres Könnens weiter hinausgerückt.

Ein junges, unerfahrenes Ding kommt in die Großstadt. Ninive nannte sie die Weltstadt, als sie sich auf ihrem Dorfe die Stadt mit Marmorpalästen und ragenden Säulenhallen träumte; sie erweist sich ihr in anderem Sinne als Ninive. Die kleine tapfere Seele gerät in eine Gesellschaft verkommener Tagesschriftsteller, Reklamelyriker, spiritistischer Schwindler. Unfähig, Gut von Böse zu unterscheiden, sieht sie sich dauernd der Gefahr gegenüber, an Leib und Seele zu verderben. Aber ihrer Naivetät ist ein treuer Schutzengel in unbewußter und gerade deshalb starker sittlicher Reinheit gegeben. Sie geht durch die Gefahren wie ein Kind, das mit gefalteten Händchen nachts durch ein Räuberlager schreitet. Und schließlich wendet sie Ninive den Rücken, um in ihrer Hütte mit dem Gärtchen ein stilles, weltabgewandtes Leben zu führen. — Maria Janitschek hat in Schilderung des Großstadtgesindels zum erstenmal ein starkes realistisches Können bewiesen. Ab und zu ist sie ins Karikieren verfallen. Aber der Meister Johannes, der eine neue Lehre verkündet, um in der Tasche sein Geld klingen zu hören, und der die Enthaltsamkeit predigt, um insgeheim sein gebratenes Huhn zu verzehren und seinen Rotwein zu trinken, ist eine köstliche, charakteristische Gestalt. Und wenn eine gewisse gedankliche Absichtlichkeit das Bild des Lebens in einseitige und darum falsche Beleuchtung rückt und den Roman nicht zu künstlerischer Wirkung kommen läßt — in „Es geistert“ hat Maria Janitschek die theoretische Reflexion ganz über Bord geworfen und ganz realistisch aus der Fülle der Wirklichkeit heraus geschaffen. „Es geistert“ ist ein kleines realistisches Meisterwerk voll glücklichen, schalkhaften Humors; mir doppelt lieb, weil es Maria Janitscheks schriftstellerische Persönlichkeit von einer neuen Seite zeigt und damit für den Reichtum ihrer Natur Zeugnis ablegt.

Und ein Buch innerlichen Reichtums ist auch Lou Andreas-Salomés Spätherbstgeschichte „Aus fremder Seele“.[3]) Der reichsten Bücher eines.

---

[1]) Leipzig, Verlag kreisende Ringe. — [2]) „Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik.“ Breslau, L. Frankenstein. — [3]) Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

Digitized by Google

In einem Dorf, nahe der Großstadt, wirkt ein alter Pfarrer. Von seinem Häuschen zur lindenumstandenen Kirche sind's nur ein paar Schritte. So oft aber der Pfarrer den Weg zurücklegt, trottet eine Kinderschar neben ihm her, und kleine Hände greifen nach den seinen. Er ist der Stolz und die Liebe seiner ganzen Gemeinde, ihren „Himmelspastor" nennen sie ihn. Für jeden hat er ein gütiges Wort, für jeden Sünder Trost und Verzeihen. Und an einem Sonntage steht der Pfarrer auf der Kanzel und hält in seiner Predigt inne und sagt seiner Gemeinde, daß er sie belogen habe, daß er den Gott nicht glaube, den er ihnen seit vierzig Jahren gepredigt hat.

Der schwere Konflikt, den der Pfarrer in sich auszukämpfen hat, bis er dies Bekenntnis leistet und mit eigner Hand sein Werk zertrümmert, er vollzieht sich mit noch heißerem Ungestüm in dem Herzen seines Kindes. Dieser Sohn, nicht im leiblichen Sinne sein eigen Kind, hängt mit dem ganzen Liebesbedürfnis seiner jungen Jahre an dem Vater. Ihm bricht seine Welt zusammen, als er in dem über alles geliebten Manne den Betrüger sehen muß. Und sein Wahrheitsbewußtsein duldet keine Beschönigung, auch keine Erklärung. Er stellt mit seinem heißen Jugendblut den seelischen Konflikt auf Ja und Nein. Und das Nein, das wider die Wahrheit ist, heißt für sie beide: Sterben.

Schlicht und mit großer Innigkeit sind die wenigen Menschen dieser stillen Tragödie gezeichnet. Vater und Sohn, obwohl im tiefsten Innern verwandt, sind wie zwei Pole menschlichen Empfindens. Der alte Mann mit dem Pilatuslächeln wird erst im letzten entscheidenden Kampfe er selbst: ein altes Mädchen, das ihn geliebt hat ihr Lebelang, hat ihn durch all seine früheren Kämpfe mit leiser Hand, daß er es kaum gewahr wurde, geleitet. Sie, aus ihrem Frauenempfinden heraus, konnte sein Pilatuslächeln in ein alles verstehendes, alles verzeihendes Erlöserlächeln wandeln. Und andrerseits der Knabe, der aus seinem Kinderherzen die Welt beurteilt, für den es noch eine Wahrheit giebt und eine Antwort auf die Welträtsel, und der noch bereit ist, sich ganz für seine Überzeugung einzusetzen. Und neben den beiden zwei andere Gestalten, die mit dem gleichen seelischen Tiefblick gesehen und geschaffen sind. Ein alter verquerer Junggeselle, der das Leben wie ein Gourmet schlürft, und dem der Gedanke an Schmerzen und Sterben ein Frösteln über den welken Körper jagt, und andrerseits das alte Mädchen, die immer für den Mann ihrer Liebe gelebt hat und nie den einen Lohn gefunden hat, nach dem ihr Herz verlangte, seine Liebe. Auch diese beiden wie zwei Pole menschlichen Empfindens.

Und dennoch, Lou Andreas-Salomé hat diesmal ihren Stoff nicht ganz bewältigt. Aus Liebe zu seiner Mutter ist der Pfarrer zum Lügner an seinem Amte und an sich selbst geworden. Das ist die Stelle, an der die Psychologie künstlich konstruiert, nicht überzeugend ist. Man wird nicht zum Lügner anderen zu Liebe, es sei denn, daß man durch und durch Skeptiker sei. Ein solcher Skeptiker aber wird nie ein Bekenntnis abzulegen sich gedrängt fühlen, er wird nie das Wahrheitsbedürfnis eines anderen bis zur eigenen Vernichtung anerkennen können; für ihn giebt es keine Tragik. Im andern Falle aber bleibt's undenkbar, daß er für die Mutter die Lebenslüge auf sich nimmt. Und wenn er aus Feigheit gehandelt hat, woher dann der Mut zu der großen, öffentlichen Abrechnung? Und wenn noch ein Keim von Wahrheitsbedürfnis in ihm war, warum hat er die Lüge nicht von sich geworfen, als seine Mutter starb? Und wenn er in dem Bewußtsein lebt, mit seiner Lüge den Menschen zu dienen, warum belügt er dann nicht seinen Sohn? Wie kann er die Wahrheit anerkennen,

Digitized by Google

wenn es für ihn keine Wahrheit giebt? — Auf diese Fragen giebt es keine Antwort. Der Charakter und Lebensgang des Pfarrers sind gedanklich konstruiert, und solche Konstruktionen brechen in der Kunst immer zusammen. Oder wollte Lou Andreas wirklich, worauf der Titel deutet, den Pfarrer sein Leben ganz „aus fremder Seele" leben lassen? Und wäre das nicht die fleischloseste Abstraktion? Genug, Lou Andreas Salomé ist interessant auch wo sie irrt.

Und nun zu Marie von Ebner-Eschenbach!

Zwei ihrer älteren Bücher hat uns das Jahr in neuen Auflagen gebracht. „Erzählungen" [1]), mit der Novelle „Ein Spätgeborner", in der die junge Dichterin vor Jahren ihre schmerzlichsten Erfahrungen niederlegte. Es handelt sich um die Aufführung eines Dramas, das unverstanden über die Bühne geht und den Verfasser in ein Netz schamloser Verleumdungen hineinzieht. Was Marie von Ebner-Eschenbach an sich selbst erfahren mußte, dafür suchte sie schon damals die Befreiung in ihrer Kunst; aber dem Zeitgeist, den sie befehdete, war sie noch unterthan. Die andere in neuer Auflage erschienene Erzählung „Ein kleiner Roman" [2]) ist selbständig und von eigen nüanciertem Stimmungsgehalt.

Ihre neuen Erzählungen Rittmeister Brand und Bertram Vogelweid [3]) zeigen sie auf der Höhe ihrer Kunst. Bertram Vogelweid ist ein hypernervöser Kritiker und Feuilletonromanzier, der vor der Litteratur aufs Land flüchtet und dort von dieser eifrigen Göttin boshafter und heimtückischer gequält wird als in seinen eigenen vier Wänden; dafür wird ihm ein holdes Liebesglück zuteil. Das Ganze ist ein Capriccio starken und lustigen Humors.

Von einem späten Lieben erzählt die Geschichte vom Rittmeister Brand. Verhaltene Töne und ein Sonnenblinken durch herbstlich gefärbtes Laub. In seiner Jugend ist Brand der Geliebten begegnet und hat sich von ihr losgerissen; er hatte zu wählen zwischen ihr und seinem Beruf und er hatte seinen Beruf lieber als sie. Er ist ganz Soldat, und er ist es, um Erzieher zu sein. Und nachdem er den bunten Rock trotzdem hat abwerfen müssen, wird er Erzieher in seiner Art. Fremden Kindern giebt er von dem Reichtum seines Herzens. Und der Sohn der Geliebten bringt ihn zu ihr zurück. Und Leid und Schmerzen führen beide zusammen.

Die kurze Inhaltsangabe kann den Reichtum tief innerlichen Empfindens kaum ahnen lassen. In Rittmeister Brand ist ein Charakter geschildert, der beides ganz ist: ein individueller, hartkantiger Mensch und ein Typus reinen Menschentums. Wer das zu geben vermag, muß selbst beides sein: ein ganzer Künstler und ein ganzer Mensch. — —

Die Frauen, von deren Schaffen ich zuletzt sprach, haben in der Kunst ihre Freiheit gefunden.

---

[1]) J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger. — [2]) Berlin, Gebrüder Paetel. — [3]) Berlin, Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

Ins Leben verirrt.

Roman

von

Maria Janitschek.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung von Seite 349.

VIII.

Seit die Baronin erkannte, daß dieser Fremde, den sie als Ordner ihrer Bücher hatte kommen lassen, weder ein Räuber noch ein Ketzer war, verbarg sie sich nicht mehr so ängstlich vor ihm. Sie durfte sich erlauben, hie und da ein Wort mit ihm zu wechseln, sich mancherlei von ihm erklären zu lassen. Allzunahe kam er ihr deshalb doch nicht mit seiner „sonderbaren Weltanschauung", dafür sorgte die unüberbrückbare Kluft, die nach ihrer Meinung den Adel vom Bürgertum trennte. Illona war nicht hochmütig; die Menschen, die der anderen Klasse angehörten, erschienen ihr nicht gering oder tief unter ihr stehend, nur anders, ganz anders. Man konnte sich mit ihnen verständigen, verstehen niemals.

Einmal, als sie mit Lorenz dieses Thema berührte, leugnete er heftig den Unterschied der Stände. „Und wenn's wirklich einen gäbe, müßte er verwischt werden, denn er gehört zu den Utensilien einer verschollenen Epoche. Unsere Zeit versteht unter „Adel" etwas anderes, Baronin. Bei uns gilt das Errungene, nicht das Ererbte, der Kern, nicht die Schale. Wer die Nummer Eins im Rechnen hat, ist der Erste, nicht wer die meisten Zinken in seinem Wappen führt."

Sie lächelte ein wenig. „Meinen Sie nicht, daß eine gute Erziehung vorteilhaft auf den Menschen wirkt?"

„Gewiß, ohne Zweifel."

„Nun, sehen Sie. Ein Mensch, dessen Vater und Urgroßvater aber schon eine vortreffliche Erziehung genoß, muß doch viel verfeinertere Fähigkeiten besitzen, als der, dessen Mutter vielleicht die Schafe hütete und sich nur alle Sonnabende wusch."

„Das glaube ich nicht," sagte Lorenz; „der wird, vorausgesetzt, daß er hier oben helle ist" — er deutete auf seine Stirn — „mit hungrigen Augen ins Leben hinausblicken und alles aufnehmen, was gut und nützlich und von Fortschritt ist; auch das Neue, das die andern, mit ihren alten Traditionen und dem Respekt vor der Unfehlbarkeit ihrer Vorfahren, garnicht wahrnehmen. Und er wird wachsen mit der Ueberzeugung seiner Fähigkeiten und sich zum Wahlspruch das Wort wählen: Greif zu!"

„Aber dann wenigstens in Handschuhen," ergänzte die Baronin.

Ein andermal, als er ihr im Garten begegnete, kamen sie abermals auf den Unterschied der Stände zu sprechen.

„Glauben Sie mir," meinte sie, „es wirkt doch eigen, wenn man unter dem Betthimmel ruht, unter dem die reinen Träume und stillen Gebete der Mutter und Ahne zu Gottes Thron emporstiegen oder wenn man beim Mittagessen den Becher zum Munde führt an dem schon die stolzen Lippen der Voreltern hingen, oder wenn man seine Hand auf den Sessel stützt, der die rührende Gestalt der Urahne umfing. Man fühlt sich, möchte ich sagen, getragen zum Besten, Höchsten, man ist umgeben von auserlesenen Geistern, die hier einst Fleisch und Blut waren und zu uns gehören."

„Die modernen Menschen wollen von ihren Ahnen nichts mehr wissen," meinte Lorenz, „ihnen gilt der Sohn mehr als der Vater, sie lieben den Sessel am meisten, auf dem noch niemand gesessen hat, als sie selbst. Liegt da nicht eine gesunde Kraft, eine Selbstherrlichkeit drinnen, die zukunftsreicher ist, als Ihre Überlieferung?"

Digitized by Google

„Ich werde Ihre Welt nie verstehen."

Er mußte in jener Zeit viel nachdenken. Manchmal schob er den Katalog, an dem er arbeitete, beiseite, schüttelte den Bücherstaub von den Ärmeln und lief hinaus in den Wald. Und da reckte er die Arme von sich und stellte sich auf den Kopf und kletterte auf die Bäume und geberdete sich wie einer, der die ganze Welt in der Tasche trägt. Er fühlte alle Möglichkeiten wie Goldstücke in seinen Händen ruhen; er hatte ein langes Leben vor sich, und dieses Leben war wie ein Berg von Wachs, aus dem er sich alle erdenkbaren Bilder formen konnte. Nur zugreifen! Und dann überkam ihn eine große Liebe zu sich selbst, der er eine so treffliche Mischung von Kupfer, Eisen und Gold war. Und er sagte sich: Lorenz, du bist ein Prachtjunge, du bist mein bester Freund, du bist ein ganz gewöhnliches, alltägliches Menschenkind, und deshalb bist du ein Ausnahmemensch, denn welcher Kerl will nicht mehr sein, als er ist? Aus dir kann noch alles werden; du hast kein Vorurteil und keine vorgefaßte Meinung gegen irgend ein Ding auf der Welt, du scheust nichts und bevorzugst nichts. Du willst alles kennen lernen, Hohes und Niederes, an nichts hängen bleiben, sondern wacker hindurchschreiten durch alle Zustände. Du willst arbeiten, bauen, aber nicht keuchend und nicht aus schwerem Granit, sondern aus leichtem, gefälligem Sandstein, denn du weißt allzugut, daß jedes Ding — Gott sei Dank! — der Verbesserung, der Entwicklung fähig sei, und daß nach dir bessere Baumeister kommen werden.

In solchen heiteren, ja glücklichen Stimmungen, wenn er draußen mit warmen Wangen umherlief, fiel ihm plötzlich die Frau ein, die zukunftstot, schwermütigem Müßiggang hingegeben, hinter den dunkelseidenen Vorhängen ihres Gemaches saß, und an den Tod dachte.

Und einmal, in einer solchen Stimmung, stürmte er ins Haus und sagte Frau Semler:

„Melden Sie mich der Frau Baronin, oder kann ich unangemeldet hinauf zu ihr?"

Die alte Frau schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr Doktor. Ich will die Frau Baronin herabbitten."

„Gott bewahre," rief er ungeduldig, „weshalb erst diese Feierlichkeit. Es ist doch viel einfacher, ich gehe zu ihr."

„Das ist unmöglich!" versetzte die alte Frau entschieden, „die Frau Baronin empfängt niemand, nicht einmal den hochwürdigen Herrn Pfarrer oben bei sich."

Bei der ersten Gelegenheit will ich hinter dieses frauenzimmerliche Geheimnis kommen, dachte Lorenz. Laut sagte er: „Dann verzichte ich also, stören Sie die Gnädigste nicht."

Einmal an einem Sonntag, als er in der Bibliothek las, kam sie herein, ihn um etwas zu fragen. Er hatte seinen Festtagsstaat an, einen hellen Anzug, und sah darin etwas spießbürgerlich aus. Sie warf einen halben Blick auf seine Sonntagspracht und ging zu ihrer Frage über. Aber sein scharfes Auge hatte diesen Blick bemerkt.

„Ich habe mich schön gemacht, weil Sonntag ist."

Sie lächelte.

„Das ist plebejisch, ich weiß es, aber es steckt uns Bürgerlichen im Blut, am siebenten Tag, wenn wir nicht arbeiten, in saubere Kleider zu schlüpfen."

„Tragen Sie die nicht immer?"

„Nein, wir arbeiten ja. Da können wir nicht immer Festkleider tragen wie —"

„Die Müßiggänger," ergänzte sie ihn. Sie blickten einander in die Augen. Sie senkte die ihren.

Der Bücher wurden weniger und weniger im Saal. Die Regale oben begannen sich zu füllen. Mehrere Kisten mit Schriften waren schon an die Klosterbrüder abgegangen.

Bald werde ich fertig sein mit meiner Arbeit, dachte Lorenz öfter. Sie jetzt noch zu verzögern, hinauszuschieben, hatte keinen Zweck.

Wohl fand er noch manchen seltenen Band, den er gern hätte durchlesen mögen, aber um dieses Lesedurstes willen hier weiter zu verweilen, erschien ihm doch thöricht. Er wollte ja das Leben kennen lernen, sich weiter bilden, Neues in sich aufnehmen; hier lernte er höchstens den Tod kennen, die Vergangenheit, den Staub alter Vorurteile. Denn wenn er fort war, würde wieder das alte graue Haus

Digitized by Google

in seine frühere Versunkenheit zurückfallen, die Gegenwart würde mit ihm fortgehen. Eines Tages, vielleicht nach langen, öden Herbst- und Wintermonden, würde man die Baronin hinaustragen nach der stillen Lichtung zwischen den dunklen Tannen, wo das Kreuz stand, die Erde wegschaufeln und sie hinabsenken zu dem Gatten, mit dem sie in lautloser Gemeinschaft weiterträumen konnte.

Herr Gott, gab's wirklich so eine Existenz auf der leben- und blut- und kampfvollen Erde? Mußte man da nicht mit der Faust dreinfahren, auch wenn man kein Mitleid besaß, aus reinem Gerechtigkeitsgefühl? . . .

IX.

Es war an einem Nachmittag anfangs Juli. Die Sonne hing wolkenlos über dem Park. Kein Lufthauch regte sich. Die Bäume standen wie im Licht erstarrt, die Vögel schwiegen, die Fliegen und Insekten hatten sich träge verkrochen. Eine unbeschreibliche Stille hatte alles unter ihren reglosen Schleier gebettet. Der weite Mund des Todes schien lautlos über der Gegend aufgethan.

Lorenz las, schrieb, lehnte sich alle Augenblicke zurück, wie immer wieder von einem und demselben Gedanken gefaßt. Dann erhob er sich; um seine Mundwinkel zuckte es wie verhaltene Schalkheit. Er rieb sich die Hände, warf den Kopf zurück und verließ energischen Schrittes die Bibliothek.

Er ging nach dem zweiten Stockwerk. Das war sein gutes Recht, denn oben war ja die neue Bücherei. Überall lagen doppelte Teppiche, denn jetzt, wo man öfter über die Treppen gehen mußte, konnten ja die verwöhnten Ohren der Schloßfrau unter dem Geräusch leiden. Also hatte man über die ersten Teppiche noch andere gelegt. Aber was Lorenz jetzt that, war nicht sein „gutes Recht."

Er schritt an der Bibliotheksthür vorüber, an zwei anderen noch, dann gelangte er vor eine, über die ein großer, grüner Sammetvorhang hing. Den schlug er zurück und pochte.

Als kein Herein ertönte, öffnete er kühn, und trat ein. Es war ein Wohnzimmer mit vielen großen und kleinen Ölbildern an den mit resedagrünen Stofftapeten ausgeschlagenen Wänden. Hochlehnige Sessel, mit grünem Sammet gepolstert, standen umher; zwei Sofas, etliche kleine Mahagonischränkchen, mehrere Tische von zierlicher Gestalt, allerlei Kunstgegenstände aus Elfenbein und Silber auf Bortbrettern vervollständigten die Einrichtung des Gemachs. Von der Decke hing ein altes Leuchterweibchen herab. Die Portiere zum Nebengemach war halb zur Seite geschlagen. Hier befanden sich dieselben Tapeten, statt der grünen eine schwarze Ledereinrichtung, statt der Landschafts- und Familienbilder solche aus der Heiligenlegende, statt des venetianischen Spiegels in der Ecke ein großes Kruzifix mit einer Betbank davor.

Und von dieser erhob sich jetzt mit verwunderter Miene Illona. Als sie gewahrte, wer der Eindringling im Nebengemach war, schoben sich ihre Brauen zusammen, und ein Rot der Entrüstung überflammte ihre Wangen.

„Verzeihen Sie, Frau Baronin," sagte Lorenz ruhig, „ich wollte Sie nach etwas fragen, aber alle Ihre Leute schliefen, da kam ich selbst —"

„Meine Leute schlafen?"

„Alle," sagte er mit großer Sicherheit. „Es ist sehr heiß, das Diner ist vorüber, man kann es ihnen nicht verübeln."

„Das glaube ich nicht," versetzte sie zum Glockenstrang schreitend.

„Aber bitte, Frau Baronin, lassen Sie doch die Armen, ich belästige Sie nicht lange. Ich habe mir eben überlegt, gestatten Sie, daß ich mich einen Augenblick niederlasse," — dabei saß er auch schon — „wollen Sie nicht überhaupt lieber die ganze Bibliothek — die belletristische Abteilung ausgenommen, den Patres in Preßburg als Schenkung stiften? Es würde das Ihren Namen in die Gebete der frommen Herrn einschließen, und die Bücher würden gewiß mehr Nutzen gewähren, als wenn sie hier, hin und wieder einmal von Semler abgestäubt, bocksteif in Reih und Glied stehen. Wer weiß, welcher Hand sie nach Ihrem Tode zufallen, und wie sie dann verwertet werden. Sie selbst benutzen ja doch die Bücherſammlung nicht."

Illona, lahmgelegt durch seine Suada, war so überrascht, daß sie darüber fast ihre

Digitized by Google

Entrüstung vergaß. Sie brachte es nur zu einem wiederholten, stummen Kopfschütteln. Mitten im tiefsten, gesammeltesten Gebet hatte er sie überrascht. Sie fuhr sich mit dem Battisttaschentuch über die Augen, die Lippen, sie war noch halb drüben, erst langsam fand sie sich in dieser Welt zurecht.

„Ich habe Sie überrascht, gestört," sagte er halb bedauernd, halb froh.

Hier in ihrem Zimmer, mit dem nur nachlässig aufgesteckten Haar, dem losen Kleid, das ihre vollen, stolzen Formen erraten ließ, erschien sie ihm schön, sehr schön. Ihr marmorblasser Teint, von der augenblicklichen Verwirrung rosig überhaucht, hatte ihn nie reiner, durchsichtiger, ihr Mund, ihr ganzes Gesicht nie edler in seinen Linien gedünkt.

„Sie zürnen mir doch nicht, Frau Baronin", fuhr er fort; „da ich nicht sozial gleichgestellt mit Ihnen bin, werden Sie ja dieses Eindringen in Ihren Salon nicht als ungebetenen Besuch, sondern als Geschäftsangelegenheit eines Ihrer Angestellten betrachten."

Das entwaffnete sie. Sie versuchte ein Lächeln und ließ sich nieder.

„Ich bin allerdings sehr überrascht, um diese Zeit pflegt niemand sich zu erlauben — augenblicklich könnte ich Ihnen keine endgiltige Antwort auf Ihre Frage geben. Ich —"

„Das brauchen Sie auch nicht gleich zu thun, Frau Baronin, überlegen Sie vorerst die Sache, aber sagen Sie mir," seine grauen, ausdrucksvollen Augen richteten sich stolz und verletzt zugleich auf die ihren — „halten Sie mich noch immer für einen Dieb und Einbrecher? Sie zittern ja förmlich vor mir. Ich werde Sie nicht bestehlen, Frau Baronin, seien Sie dessen gewiß."

Sie sah ihn voll stummen Vorwurfs an.

„Oder aber scheuen Sie es, einem fremden Mann Ihr Gesicht zu zeigen? Das ist, verzeihen Sie, das erste Stadium zum Größenwahnsinn. Lassen Sie mich, bitte, ausreden. In einigen Tagen ist mein Werk hier vollendet, dann gehe ich wieder ins Leben hinaus, das uns schwerlich jemals wieder zusammenführt. Ich möchte Ihnen nur sagen, daß sich der gesunde, lebendige Mensch in mir empört, aufbäumt über das Dasein, das Sie hier führen. Im Namen der Vernunft, verlassen Sie diese todestraurige Wildnis, gehen Sie hinaus unter Ihre Mitmenschen, stricken Sie Häubchen und Strümpfe, schnitzen Sie Hampelmänner für arme Waisenkinder, aber seien Sie nicht unthätig. Dieses sich einsperren und den Tod erwarten ist ein Verbrechen an Ihnen, an Gott, der Ihnen so viele Gaben verlieh. — Und nun —" er stand auf, „wenn Sie es wünschen, will ich noch heute aus Ihrem Gesichtskreise weichen, vielleicht habe ich Sie mit meinen Worten verletzt, beleidigt."

„Nein, nein," hauchte sie, ihre Hand leicht auf seinen Arm legend, „Sie haben mich nicht beleidigt, gewiß nicht, ich bin nur —" und nun zog sie ihr weißes Battisttuch heraus und drückte ihr schönes, glühendes Gesicht hinein. Er hob ihre Hand an seine Lippen.

„Frau Baronin, bitte, sehen Sie mich einen Augenblick an, bitte, bitte." Sie hob langsam den Kopf; seine Augen strahlten ihr in lautester Ehrlichkeit entgegen.

„Eins müssen Sie mir freilich verzeihen, ich habe vergessen, daß die Freifrau von Somoghi vor mir stand und meine Schwester in Ihnen erblickt. Können Sie mir das vergeben?"

Und da sie verschämt die Wimpern niederschlug, setzte er hinzu: „Und ich habe vergessen, daß eine Greisin vor mir stand und eine noch jugendliche Frau in Ihnen gesehen."

Seine Augen hingen erwartungsvoll an ihr. Sie regte sich nicht.

„Adieu, Frau Baronin." Er ging gegen die Thür. Und da stieß er auf einmal ein herzliches Lachen aus.

„Sie nehmen also wirklich die ‚Greisin' an? Sie protestieren nicht dagegen? Wissen Sie denn auch, daß Sie eben da angekommen sind, wo die Frau ein Mensch zu werden beginnt und über das Spielerische hinaus ist? Jetzt, gerade jetzt, pocht die Zukunft bei Ihnen an. Bis vor kurzem waren Sie innerlich und vielleicht auch äußerlich die Tochter Ihrer Mutter, nun sind Sie durch Ihre Erfahrungen Ihre eigene Tochter geworden. Versagen Sie der Zukunft nicht das gastliche: Herein!"

Er öffnete die Thür und verschwand draußen.

Digitized by Google

Warum habe ich das eigentlich gethan? fragte er sich unten. Aus Mitleid, aus dem Eifer des guten Jungen heraus, der die Welt verbessern möchte. Oder aus Freude am Bauen. Am Umbauen. Mir scheint es beinahe. Es wütet eine Verschönerungssucht in mir. Ich liebe das Leben und möchte ihm recht viel glückliche Freunde gewinnen. Wenn ich jetzt da oben durch die Portiere blicken könnte! Ob sie wieder vor das Kreuz sank?

Nein, sie war nicht vor das Kruzifix, sie war ans Fenster getreten, preßte ihre glühende Wange an die Scheibe und sah ihm nach, wie er mit leichten, festen Schritten über den Gartenkies ging.

X.

Mehrere Tage verstrichen.

Die Baronin blieb unsichtbar. Lorenz arbeitete fleißig. Einmal, in einer etwas bummelwitzigen Stimmung, setzte er sich hin und schrieb an mehrere Bekannte. Er schilderte in übertriebenen Farben die Romantik seiner Lage und machte allerlei Witze über sich und das vornehme Leben, an das er sich bereits zu gewöhnen beginne. Er schilderte den Park, das Schloß, endlich die Schloßherrin. Er erzählte allerlei von ihr; schließlich sah er, daß das Ganze eine Legende geworden war und zerriß alles.

Zum ersten Mal erfuhr er, das man aus reiner Lust am Plaudern Briefe schreiben könne, ohne daß auch nur die geringste Teilnahme für den Empfänger des Briefes dabei im Spiele zu sein brauche. — Er ärgerte sich über seine Lebhaftigkeit, die sich immer bethätigen wollte und ihn beinahe zu einem schwatzhaften Weibe gemacht hätte.

An einem schönen Morgen, als durch die offenen Fenster der Bibliothek Ströme von Duft und grünlichem Goldlicht hereindrangen, öffnete sich behutsam die Thür des Bibliothekssaales und Semler trat ein. Er sagte zuerst garnichts, sondern sah Lorenz mit einem langen, fast kummervollen Blick an; dann seufzte er.

„Nun, Semler," meinte Lorenz verwundert, „was ist, was giebts? Wünschen Sie etwas von mir?"

Der Alte schluckte mehrere Male als wollten die Worte nicht heraus, dann sagte er:

„Die Frau Baronin läßt fragen, ob Sie mit ihr zu Mittag essen möchten?"

Lorenz hätte sich eine Ohrfeige versetzen mögen vor Aerger über sich selbst. Er fühlte nämlich heißes Rot seine Wangen färben und schämte sich dessen vor dem Diener.

„Gewiß, wenn die Frau Baronin es wünscht," entgegnete er in so gleichgiltigem Ton als ihm möglich war. „Ich lasse für ihre freundliche Einladung danken."

Semler streifte Lorenz nochmals mit einem langen Blick, neigte stumm den Kopf und schritt hinaus.

Die Vormittagsstunden schienen dem stillen Arbeiter in der Bibliothek endlos zu sein. Er warf sich alle Augenblicke ungeduldig in den Sessel zurück, stand auf, ging mehrere male auf und nieder und kehrte auf seinen vorigen Platz zurück.

Endlich kam Semler, um ihn zu Tisch zu bitten.

Die Baronin schritt ihm bleich und ernst im Speisesaal entgegen.

„Es ist hier die beste Gelegenheit, über unsere Angelegenheiten zu sprechen."

Schlaue, dachte er bei sich. Fürchtete sie das Alleinsein mit ihm und verbarg sich deshalb hinter der Gegenwart ihres Dieners?

„Bitte!" Sie deutete auf den Platz ihr gegenüber. Semler rückte ihm den Stuhl zurecht. Seine Frau brachte das Essen herein, das er gewandt herumreichte. Dann stand er stumm hinter Illonas Stuhl. Lorenz fühlte, daß seine Blicke mit jenem schweren Ernst wie vorhin auf ihm ruhten.

„Ich habe mich entschlossen, Herr Zellner," sagte Frau von Somogyi, „meine Bibliothek bis auf den einen, Ihnen bekannten Teil nicht wegzugeben. Sie wissen ja, ich hänge an der Vergangenheit" — Lorenz schien es, als bewege sich das alte Haupt ihm gegenüber leise nickend — „und an manches dieser Bücher knüpft sich eine liebe Erinnerung für mich."

„Das hängt ja ganz von Ihnen ab, Frau Baronin." Der junge Mann aß hastig seine Suppe; Semlers starre Gestalt war ihm unerträglich. Dann blickte er auf die lange Reihe Ahnenbilder, die die lederfarbenen Wände bedeckte und verglich die einzelnen Köpfe mit

Digitized by Google

Illona. Es herrschte eine unverkennbare Ähnlichkeit zwischen ihr und denen da droben. Alle hatten sie dieses schmale, vornehme Gesicht, diese traurigen Augen.

Sie erglühte unter seinen forschenden Blicken. Während Semler die Teller wechselte, sagte sie unsicher:

„Lieben Sie alte Bilder?"

„Ich ziehe die jüngere Schule vor."

Sie sah ihn an, und plötzlich lachten beide. Die Verlegenheit war gehoben.

„Ich glaube, Sie besitzen nur Prinzipien, um sie zu haben, nicht aus der Überzeugung ihrer Vortrefflichkeit heraus."

Er protestierte und machte einige launige Bemerkungen. Sie lachte wiederholt, schüchtern, fast erschrocken über sich, und gleich darauf legte sich ihr Gesicht immer wieder in ernste Falten. Es war ein rührendes Schauspiel für ihn. Wenn nur — dieser Mensch mit seinen anklagenden Augen da drüben . . . Endlich kamen sie wieder auf ihr Hauptthema, die Bibliothek, zurück.

„Wissen Sie auch, Frau Baronin," sagte Lorenz, „daß man nie ernsthafte Dinge beim Essen besprechen soll? Das hindert die Verdauung."

„Ach was," entgegnete sie in einem Ton, der ihm neu an ihr war, „vergessen wir dieser Regeln und seien wir leichtsinnig."

Er sah entzückt in ihr leuchtendes Gesicht und wandte sich dann erschreckt zur Seite. Semler war Lorenz' Weinglas, das er eben füllen wollte, aus der Hand gefallen, und in Scherben zersprungen.

„Lassen Sie das mich machen, bitte," rief Zellner in leisem, herrischem Ton dem Alten zu und griff nach einem andern Glas. „Ich werde die Frau Baronin und mich versorgen."

Illona zog ihren silbernen Becher zurück.

„Nein, ich trinke nie mehr als ein Glas voll.

Semler reichte das Dessert umher. Bald darauf erhob sich Illona. Lorenz folgte ihrem Beispiele.

„Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich mich zurückziehe."

„Wie sollte ich, Frau Baronin," gab er zurück. „Ich hasse ebenfalls das lange bei Tische sitzen."

Sie trennten sich grüßend.

Er ging zu den Rosen an der Grenze des Parks, legte sich hin, kreuzte die Arme unter dem Kopf und blinzelte in die Sonne. Und dabei lauschte etwas in ihm mit angestrengter Aufmerksamkeit.

Der Wind strich hoch oben über den Wipfeln hin; irgendwo in einem Busch küßten sich zwei Vögel; eine Lachtaube girrte und etliche Rosen zerstoben sterbend.

Da rauschte es leise geheimnisvoll heran. Kein Habicht flog oben hin und ließ an das Sausen seines Flügelschlags glauben.

Eine dunkle, hohe Frauengestalt tauchte im grünen Zwielicht der Bäume auf. Sie sah mit halbem Blick zu ihm hinüber. Da stand er auch schon auf den Füßen und bei ihr.

„Habe ich Sie wieder erschreckt, Frau Baronin?"

„Nein, heute nicht," und doch that sie einen tiefen Atemzug, wie einer, der nach Fassung ringt, — „es ist mein gewöhnlicher Weg nach Tische."

„Darf ich Sie nach Ihrer Bank geleiten, ich hätte Ihnen noch allerlei mitzuteilen, ich sehe Sie ja fast nicht mehr."

„O," sie blickte auf die Spitzen ihrer Schuhe, „ich hatte so viel zu thun in den letzten Tagen, —" und auf seinen erstaunten Blick fügte sie hinzu: „innerlich."

Es klang kaum hörbar. „Wollen Sie vielleicht morgen Mittag wieder mit mir essen, da können wir ja alles besprechen."

Er runzelte die Brauen.

„Wie Sie befehlen. Ich kann Ihnen ja auch — auf eine Postkarte schreiben, was ich Ihnen zu sagen habe."

Sie sah ihn erschreckt an; dann senkte sie das Haupt und sagte mit unendlicher Sanftmut: „Ich möchte nicht zerstreut sein — am Grabe meines Gatten."

Er verneigte sich und wollte umkehren.

„Also Sie kommen zu Tische?"

„Aber nur unter einer Bedingung: daß der Statist hinter Ihrem Stuhl fortgeschickt wird. Der Mensch ist überflüssig."

„Er steht seit zwanzig Jahren auf diesem Platz."

„Dann wird er eben nicht mehr stehen, oder ich muß meine Abwesenheit entschuldigen."

Digitized by Google

Die Baronin erblaßte, wollte etwas erwidern, brachte aber kein Wort hervor und schritt weiter.

Lorenz, eine tiefe Falte zwischen den Brauen, ging dem Hause zu.

Was sollte aus all dem werden?

Gerade dieses Unausgesprochene, Gespannte, Geladene machte ihm das Herz schwer, machte ihn reizbar, ja geradezu toll. Woher nahm er das Recht, so zu dieser Frau zu sprechen? Er erschrak vor sich selbst. Er entdeckte etwas Neues in sich: ein Gefühl selbstverständlichen Verfügungsrechtes ihr gegenüber. Weil sie verlassen und hilflos war, oder —

Die Nacht über schlief er fast nicht. Der Gedanke, ob sie seinem Wunsch, der fast wie ein Befehl gelautet hatte, willfahren, und Semler seines alten Rechtes entsetzen würde, erfüllte ihn mit brennender Neugierde. Vielleicht ließ sie ihm aber ganz einfach wieder auf seinem Saal servieren und vergaß ihre Einladung um seiner Kühnheit willen. Er mußte jetzt um jeden Preis sehen, daß er fertig wurde und von hier fortkam.

Nach einem nicht endenwollenden Vormittag, kurz vor ein Uhr, steckte endlich Semler den Kopf zur Saalthür herein.

„Frau Baronin lassen bitten."

Lorenz ging hinüber.

Sie saß blaß und stolz da, nur ihre Augen waren gerötet; sie hatte geweint.

Nach dem Servieren der Suppe verschwand Semler aus dem Saal. Lorenz warf einen Blick auf sie, der vielleicht wärmer war als er beabsichtigte.

„Nun reden Sie, reden Sie, was alles wollen Sie mir sagen, wollen Sie mir wieder eine Predigt halten?" rief sie in erkünstelter Heiterkeit.

„Predigt? O nein, und überhaupt heute! Ich beglückwünsche Sie, Frau Baronin, Sie fangen an aufzuräumen. Nicht mehr diese Stille, Starre. Bald werden Sie auch kein schwarzes Kleid mehr tragen und —"

„O, das lege ich mein Leben lang nicht ab." Ihr Ton klang sehr entschieden.

„So lange Sie es aber tragen, bleiben Sie alt."

„Was liegt daran?"

„O, wenn Sie in die Welt hinausgehen, müssen Sie schön und jung aussehen, damit an der Bewunderung der anderen Ihr Selbstmut wächst."

Semler kam, brachte neue Schüsseln und ging wieder.

„Glauben Sie wirklich an das, was Sie mir da vorerzählen? Ich in die Welt gehen: Welchen Zweck hätte das wohl?"

„Den, daß Sie sich leicht und glücklich fühlen, daß Sie noch ein schönes, liebes Glück finden."

Sie trank ihren Becher leer. „Ein Glück, ich?"

„Ja Sie, Sie!"

„Glück findet nur, wer es selbst geben kann."

„Ganz wohl, natürlich, und —" er stockte. Nein, nein, er wollte nicht.

Sein Wunsch, diese Frau aus ihrer Einsamkeit, aus ihrem elenden Traumleben in die schöne, lebendige Gegenwart zu ziehen, in die Gegenwart, die ihm so teuer war, verleitete ihn zu Dingen, die er eigentlich nicht verantworten konnte.

Und dabei ertappte er sich über einer Unklarheit. Denn — nein, jetzt wollte er nicht grübeln, nicht da vor ihr.

Er begann von allerlei Nebensächlichem zu sprechen.

Dann sagte sie auf einmal: „Wenn ich ja für kurze Zeit Kiraly verließe, wohin sollte ich auch? Nach Budapest zu Verwandten? Wo lernt man denn nach Ihrer Meinung das Leben, das da draußen, das Sie so lieben, am besten kennen?"

Der Gedanke, den er in sie hineingeworfen hatte, begann also Wurzel zu schlagen.

Er empfand Freude, Stolz. Er hatte also nicht umsonst die starke Meinung von sich. Er war mächtig. Er konnte Menschenseelen verändern, weit, licht machen, wenn er wollte. Er gab ihr zerstreute Antworten. Dann, nach aufgehobener Tafel, wollte er hinauf in sein Zimmer, nicht um über sie, um über sich nachzudenken. Da sagte sie:

„Wollen Sie mich heute zu meiner Bank bringen?"

Ein Schwindel befiel ihn. Er verbeugte sich und schritt neben ihr hinaus.

Digitized by Google

Und draußen, auf halbem Wege, als die Schatten um sie dichter wurden, krampfte sich sein Herz zusammen, und er ging plötzlich wortlos von ihr.

Er arbeitete die ganze Nacht durch. Den nächsten Mittag, als Semler mit der Bitte, zu Tisch zu kommen, erschien, antwortete er, ohne aufzublicken: „Nein, ich muß weiter arbeiten. Entschuldigen Sie mich bei der Frau Baronin.“ Und dann arbeitete er noch diese zweite Nacht und den zweiten Vormittag durch. Und als er wieder zum Mittagstisch absagen ließ, und auch diesen Nachmittag fast ohne etwas zu genießen weiter arbeitete, erschien sie gegen Abend in der Bibliothek. Die Sonne warf rötliche Schimmer herein; wie goldner Rauch lag es über dem weiten Saal.

„Ich bin fast fertig, Frau Baronin,“ sagte er, ihr ruhig entgegenblickend.

Und dann sah er rasch weg.

„Das war ja schnell,“ meinte sie tonlos, blickte unstät umher, und schritt langsam hinaus.

Sie bat ihn nicht mehr zu Tische. Drei weitere Tage vergingen.

Am Abend des dritten setzte er den letzten Punkt auf seinen Katalog. Dann zog er die Klingel, daß der laute Ton der Glocke das Haus durchschrillte.

Und als Istvan gelaufen kam, sagte er: „Fegen Sie aus, ich bin fertig.“

Er war fertig.

Er wusch sich die Hände und das Gesicht und ging in den Garten hinaus.

Er fühlte sich müde und aufgeregt dabei und rannte auf Wegen hin, die er nicht beachtete. Da knisterte es neben ihm; ein schneller Atem streifte sein Gesicht. Er wandte sich zur Seite.

„Sie, Frau Baronin, so spät?“

„Spät? es ist ja kaum acht.“

„Gingen Sie nicht schon um acht Uhr zu Bette?“

„Ja, früher.“

Früher. Das Wort packte ihn stark.

„Ich bin fertig, Frau Baronin.“

„Ganz?“

„Ganz. Nun kann ich wohl abreisen.“

Sie senkte den Kopf und sagte kein Wort.

Und auf einmal sah er, wie ihre Lippen sich krümmten vor unterdrücktem Weinen.

Da breitete er sanft die Arme um sie und zog sie an sich.

XI.

Die Luft strich durch die zitternde Trauerweide am Grabe.

Lorenz starrte ins Dunkel vor sich hin.

„Sehen Sie, ich will ganz aufrichtig gegen Sie sein. Ich liebe Sie nicht, wie ein Mann ein Weib liebt. Dies ist mir in den letzten Tagen zur Gewißheit geworden. Ich liebe Sie vielmehr, wie der Künstler ein Werk liebt, das durch ihn zum Kunstwerk werden soll. Ich liebe Sie, wie der Prasser eine seltene Schüssel, nicht wie der Hungernde sein Brot liebt. Ich liebe Sie nicht mit den Nerven, dem Blute: Sie interessieren mich, Sie, oder vielmehr das Ungewöhnliche an Ihnen. Mein Geist fühlt sich geschmeichelt durch die Macht über Sie, die Sie ihm einräumen.“

„Und Liebe — was nennen Sie Liebe?“

„Liebe? Das sich nicht Rechenschaft geben könnende, das plötzliche, unbeschreiblich zwingende Gefühl für einen Zweiten.

Aber einen Trost kann ich Ihnen geben. Ich glaube nicht, daß meine Natur überhaupt zu dieser Kraft der Leidenschaft fähig ist. Ich bin zu kühl, zu berechnend, vielleicht — zu sehr in mich selbst verliebt, um in einem andern Menschen ganz aufzugehen.“

„Quälen Sie sich nicht durch Grübeln über Ihre Eigenart,“ bat sie sanft, „Sie sind eben wie Sie sind, und ich —“

„Sie sind wie ein Mädchen, das zum erstenmal liebt,“ sagte er, hingerissen von dem Duft ihrer Keuschheit, ihrer schüchternen Liebkosungen.

Sie deutete auf den Grabhügel neben ihnen.

„Was denkt er da unten von mir?“

„Er legt segnend die Hände auf Ihr Haupt.“

„Aber er liebte mich.“

„Eben deshalb.“

„Wird er nicht zürnen?“

„Wenn er so klein ist zu zürnen, dann lassen Sie ihn.“

„O seien Sie nicht hart,“ flehte sie erschreckt.

Digitized by Google

„Und Sie nicht zu weich. Lassen Sie die Vergangenheit, oder ist sie Ihnen lieber als die Gegenwart?"

„O!" Sie öffnete ihre Arme gegen den dunklen Garten, als ob sie alle Düfte, den süßen Atem der schlafenden Erde, alle glücklichen Träume der kleinen Vögel dort in den Schatten in ihr seliges Herz aufnehmen wollte. Dann faßte sie die hängenden Zweige der Trauerweide und preßte sie an ihre Lippen.

„Sie einsame Taube, Sie verliebtes Kind! Wissen Sie, in Ihrem Interesse möchte ich wünschen, daß es nimmer Tag würde."

„Nimmer Tag?" Sie sann nach.

„Oder werden Sie kräftig genug sein für das helle, klare Sonnenlicht, für die Welt, die Menschen, den Lärm, den Kampf?"

„Können wir denn nicht immer hier bleiben, im goldenen Zwielicht meines Gartens, wo kein Lärm und Kampf ist?"

Er schlang seine jungen, rüstigen Arme um sie.

„Nein, Illona, das können wir nicht, wir müssen hinaus."

XII.

Wenn Augen die Wirkung von Speeren haben könnten, dann wäre Lorenz in dieser Zeit sicher durchbohrt worden.

Semler verkehrte wortkarg mit ihm; kaum das Allernötigste teilte man einander mit; von einem wechselseitigen Gruß war längst keine Rede mehr.

Es wütete ein stummer, aber desto tiefer gehender Haß zwischen den beiden Männern. Semlers Blicke folgten Zellner mit heißer Verwünschung, wo er ihn traf. Lorenz that, als bemerke er es nicht; aber heimlich beobachtete er scharf. Und er begriff den Alten so gut. —

Bei jeder hereinbrechenden Nacht sagte er sich: morgen. Und wenn der Morgen kam, und er Illona im Garten vor seinen Fenstern wandeln sah, das stolze, weiße Gesicht von einer jungen, schüchternen Röte überhaucht, die Augen halb sehnsüchtig, halb bittend zu ihm hinaufgerichtet, dann lachte er vor Freude und dachte: Nein, jetzt weggehen, es ist ja nicht möglich, es ist ja nicht möglich.

Und wenn er dann hinabschritt und sie die scheuen Blicke vor seinen triumphierenden senkte, und er einen Hoffnungskeim nach dem andern in ihr aufsprießen und ihre Haltung jugendlicher und freudiger werden sah, vergaß er seine Reisepläne und träumte mit ihr „im goldenen Zwielicht ihres Gartens".

Einmal bat er: „Illona, legen Sie nun das schwarze Kleid ab. Jetzt es zu tragen, wäre ja Lüge. Trauern Sie?"

„Was soll ich denn anziehen?" fragte sie in komischer Ratlosigkeit.

„Nun, eben ein helles."

Da kicherte sie. „Ich habe kein helles."

„Dann müssen wir welche beschaffen."

„Aber woher denn?"

„Sie fahren mit mir nach Wien."

Sie sah ihn entsetzt an. „Nein, das kann ich nicht."

„Morgen gleich," meinte er lakonisch. „Ich will Sie zum Abschied noch in einem anderen Kleide sehen. Eine Farbe an Ihnen zu erblicken, wird mir symbolisch sein. Sie wird mir Gewähr dafür leisten, daß Sie lebensfreudiger, gesünder geworden sind."

Wie er vom Abschied sprach, verstummte ihr Widerstand.

„O, mein Retter," sagte sie, ihren Kopf an seine Schulter lehnend, „sagen Sie mir, was ich thun soll, zeigen Sie mir die Wege, die ich gehen soll, um ein tüchtiger Mensch zu werden. Ich sehe ein, daß ich bisher nur ein Larvenleben geführt habe."

Wie er sich freute über sie!

„Zuerst hinaus. Nur ein wenig den Kopf durch Ihr Laubgitter ins Leben stecken, dann immer mehr, die eine Hand, und die andere, und dann ganz den Sprung wagen."

Lorenz besaß den Instinkt einer Mutter, die ihrem Liebling vorsichtig am Gängelband das Gehen beibringt.

Er war unendlich geduldig mit ihr. Er durfte sie nicht erschrecken, sonst blieb sie mitten in ihren Vorsätzen stecken. Er glich dem Bildhauer, der mit übergroßer Sorgfalt und Andacht Tücher um den noch feuchten Thon legt, in den er die Idee seines Kunstwerks zu prägen begonnen hat.

Digitized by Google

Sie fuhren nach Wien.

Krampfhaft an die rotsammetene Lehne ihres Fauteuils angeklammert, saß sie in ihrem Coupé und sah fortwährend auf ihn.

„Sie fürchten sich vor dem bösen Dampfroß und daß es ausschlagen könnte," scherzte er.

„Mir ist unbehaglich."

Sie sah in der That sehr blaß aus. In dem Menschengedränge in der Kärntnerstraße faßte sie ängstlich Lorenz' Arm.

„Mich schwindelt, bitte nehmen Sie einen Wagen."

„Nein, gehen wir nur, es ist ja so schönes Wetter."

„Aber die vielen Leute. Sie drängen, stoßen mich." —

„So stoßen und drängen Sie wieder."

„Das kann ich nicht."

„Ei freilich."

„Ich fühle ihre Hände mein Kleid berühren."

„Das thut doch nichts," lachte er, „wir berühren ja auch die andern, wenn wir an ihnen vorbeieilen."

„Aber mir ist schlecht."

Er mußte einen Wagen herbeiwinken.

„Wenn das in Seide und Sammet gekleidete Menschen wären, deren Stammbaum Sie kennen, würde es Ihnen auch so peinlich erscheinen, von ihren Kleidern gestreift zu werden?"

„Vielleicht nicht," sagte sie ehrlich.

„Frau Baronin, Frau Baronin, das müssen Sie sich abgewöhnen," versetzte er ernsthaft. „Es wird Sie hindern, glücklich zu werden."

Sie machten Einkäufe und reisten spät am Abend wieder zurück.

Als sie in ihrer offenen Kalesche in die Waldungen von Kiraly einbogen, und ein Meer von Duft und Ruhe und frischer, durch keinen Menschenhauch getrübter Luft sie überflutete, trat das erste Lächeln in Illonas Gesicht.

„Ah, ist das schön!"

„Das Nachhausefahren?"

Sie nickte. Er sah sie traurig an. Er gedachte der verwunderten Blicke der Vorübergehenden in Wien, die der schwarzgekleideten, furchtsam und ängstlich dahinschreitenden Frau nachgefolgt waren.

Sie taugte wirklich wenig in dies Leben hinaus.

Am andern Tage erschien sie in einem dünnen, blaßblauen Kleide, das ihr in langen Falten vom Hals bis zu den Füßen niederfiel. Lorenz sah sie verblüfft an. Er geriet fast in Verlegenheit. Und dann freute er sich königlich. Er hatte sie ausgegraben, entdeckt, diese verborgene Venus, die einer anderen Zeit, einem anderen Stern anzugehören schien. Er schloß sie in die Arme und fühlte das Zittern ihres geheimnisvollen Leibes. Aber es ist ja Psyche, nicht Venus, die ich da halte, dachte er bei sich. Und dann fiel ihm ein, welch wunderbare Offenbarungen ihm noch von dieser Frau bevorstehen könnten. —

Von nun an sah er kein Schwarz mehr an ihr.

„Nun müssen Sie noch das Tanzen lernen," sagte er ihr eines Nachmittags im Garten. „Das Tanzen ist das Lachen der Glieder, und alles soll lachen an Ihnen."

Wie sie ein ganz verdutztes Gesicht machte, faßte er sie um die Mitte und wirbelte sie im Kreise herum. Sie lachte und schrie, und erst als sie ganz atemlos auf die Knie sank, hatte er Mitleid und gab nach.

* * *

Eines Morgens überraschte er sie.

„Wollen Sie anspannen lassen, Illona? Ich möchte mit Ihnen nach Nagy-Faludy."

„Was wollen Sie dort?"

„Bekanntschaften machen. Wir wollen dem Pfarrer in die Suppe fallen. Er wird sich gewiß sehr freuen."

„Aber wozu denn?" fragte sie kopfschüttelnd.

„Er soll Ihnen einige arme oder kranke Familien an den Hals hetzen. Sie sollen ihnen gute Suppen kochen, ihre kleinen Kinder kleiden, und sie zu sich, oder vielmehr zu Ihren vielen Himbeerbeeten einladen."

„Aber Lorenz," wendete sie ein, „was fällt Ihnen ein."

„Das ist ja nur der Anfang, die Vorbereitung," scherzte er. „Dann ziehen Sie fort von Kiraly, diese alten devoten, willen-

Digitized by Google

losen Dienstboten hier verderben Sie. Entweder Sie gehen nach Budapest oder nach Wien oder meinetwegen in eine andere große Stadt, wo Ihnen Gelegenheit wird, das Leben kennen zu lernen, Ihre Fähigkeiten zu entfalten, sich zu prüfen —"

„Aber Lorenz —"

Und als er ungeduldig ihre Rede abschnitt und sie anspannen zu lassen bat, meinte sie ängstlich: „Mein Gott, und meine Leute, was werden die denken, und Semler —"

Lorenz brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Was Semler denken wird? Große Bestürzung im Rate der Zehn. Lassen Sie doch den alten Knaben zu Hause. Istvan wird ohne ihn auf dem Kutscherbock fertig."

„Aber Lorenz!"

„Aber Frau Baronin, versuchen Sie doch ohne Diener das Leben kennen zu lernen."

Sie fuhren nach Nagy-Faludy.

Im Pfarrhof herrschte sprachloses Erstaunen. Lorenz' kurzes, entschiedenes Auftreten verblüffte. Illona war mehr tot als lebendig.

Man bat den Stuhlrichter zu einer Tasse Mokka herüber. Es war ein noch junger Mann, der die Baronin kaum kannte. Der frühere war gestorben. Lorenz wirbelte die beiden alten Priester, den Richter, den Gemeindearzt, der sich noch schnell eingefunden hatte, gehörig durcheinander. Zum Schluß kam noch ein alter Graukopf dazu, der Freund des Arztes, der sich für etliche Tage hier in der Gegend aufhielt. Er bemerkte die Revolution, die der junge Mann mit seinem frisch-kühnen Wesen hier erregte, und freute sich heimlich. Nach kurzer Zeit hatte er Lorenz ins Gespräch gezogen, und während die Baronin mit dem alten Pfarrer sich über den Bau ihrer Kapelle unterhielt, verwickelte er Lorenz in allerlei interessante Gespräche. Die rücksichtslose, mutige Art des „Bibliothekars" gefiel ihm außerordentlich und erinnerte ihn an seine eigne Jugendzeit.

„Schade," meinte er später, seinen grauen Bart streichend, „daß Sie ein Bücherwurm geworden sind. Sie hätten hinausgehört auf den Kampfplatz des Lebens, mitten unter die Streiter."

„Wer sagt Ihnen, daß ich immer der Bücherwurm bleibe," meinte Lorenz, „die Zeit, da ich meine gegenwärtige, für mich allerdings höchst angenehme Stellung mit einer anderen, wahrscheinlich weniger angenehmen, vertausche, steht nahe bevor."

Der alte Herr, Besitzer eines der bedeutendsten Walzwerke in Ungarn, erkundigte sich, ob Lorenz schon feste Zukunftspläne habe. Auf dessen Verneinung erbot er sich, falls Lorenz es einmal benötige, ihm mit Rat und That an die Hand zu gehen. „Am liebsten möchte ich Sie für mich selbst kapern," sagte er zum Schluß scherzhaft; „es liegt etwas in Ihrer Art, was mir zusagt. Ich mag die Menschen gern, die ohne festes Programm das Leben erobern wollen. Etwas amerikanisch von mir gedacht, wie meine Freunde behaupten. Aber ich fand immer, daß es die tüchtigsten Leute waren, die sich in keinen festen Beruf verbissen, sondern ergriffen, was sich ihnen bot. Also, wenn Sie einmal der Romantik satt geworden sind —" er warf einen halben Blick auf die Baronin hinüber, — „dann lassen Sie von sich hören. Hier ist meine Karte."

Lorenz steckte sie dankend ein und kehrte sich wieder den andern zu. Er suchte die leise Erregung zu verbergen, in die ihn das Gespräch mit dem alten Herrn versetzt hatte.

„Wissen Sie auch, Herr Pfarrer," wandte er sich zu dem Geistlichen, „weshalb Frau Baronin Somogyi hierher kam? Oder haben Sie es schon Seiner Hochwürden mitgeteilt? Nein? Nun, die gnädige Frau möchte gern einige arme Kinder um sich sehen. Und dazu sollen Sie ihr verhelfen. Sie wünscht die Kleinen zu unterstützen, zu belehren, ihnen dann und wann eine freundliche Stunde zu schenken. Schicken Sie doch bald ein Dutzend davon nach Kiraly, Herr Pfarrer; der Park ist so groß, und die Baronin langweilt sich."

Der Geistliche versprach es nach einem langen, fragenden Blick auf Frau von Somogyi. Sie hatte nicht den Mut, Lorenz zu widersprechen. Sie war ganz kleinlaut. Als sie später aufbrachen, schüttelte Farkas seinem neuen Bekannten herzlich die Hand.

Lorenz schleppte Illona noch durch einige nicht besonders duftige Dorfgassen. Er war

Digitized by Google

in sehr guter Laune. Sie drückte das Taschentuch vor ihr Gesicht.

Er lachte. „Humus; das ist doch nichts so Schreckliches. Kommt von Homo. Oder auch umgekehrt. Das Menschengeschlecht ist kein Rosengeschlecht. Sie müßten etwas Medizin studieren, Illona, wollen Sie? In Budapest studieren bereits einige Frauen. Möchten Sie nicht Doktor werden? Nein, nein, es ist noch nicht zu spät, ich habe Ihnen ja neulich eine Geschichte erzählt," erwiderte er auf ihre Einwendung, „daß eine ältere Frau als Sie zu studieren begann."

Später gingen sie nach dem Gasthaus, vor dem sie ihren Wagen hatten halten lassen. Die Leute aus dem Dorfe sahen neugierig der Baronin nach, von der man sich allerlei Legenden erzählte. Die Kinder bemühten sich, ihre Hand zu erhaschen, um ihre mehr oder minder feuchten Nasen darauf zu drücken.

Endlich ging's heimwärts.

„Sie sind mir schrecklich," sagte Illona, auf einige Dorfleute deutend, die hinter dem Wagen herliefen, um noch einen Blick auf sie werfen zu können.

„Sie haben ja auch nichts gethan, um ihre Liebe, ihre Dankbarkeit zu erwerben."

„Würden sie deshalb anmutiger sein?"

„Nein, aber sie wären Ihnen werter, lieber."

* * *

Wenn Lorenz die Baronin nicht durch irgend einen Plan aus ihrer Ruhe aufstörte, sondern sich neben ihr im Garten oder im Saale unten befand, konnte er eine leise bei ihm anpochende Sehnsucht nach irgend einer Beschäftigung nicht unterdrücken. Dann fielen ihm die Worte des alten Herrn ein. Ja, auf den Kampfplatz des Lebens, mitten unter die Streiter gehörte er, nicht in diese verweichlichende Atmosphäre hier, wo er feierte. — Und in solchen Stimmungen sprach er von Abschied, von den Pflichten, die das Leben vom Manne fordere, daß er noch lange, lange nicht fertig gelernt hätte u. s. w.

Da wurde sie traurig und legte die Arme um seinen Hals.

„Als ob einem Menschen Wege bahnen, Freude bereiten, ihn vorwärts bringen, nicht auch eine Beschäftigung wäre."

„Das habe ich gethan, Liebe," sagte er dann, „ich habe Sie aufgeweckt, Ihnen gezeigt, daß Sie noch jung, voll Kraft, voll Zukunft sind. Jetzt ist's an Ihnen, meinen Glauben zu rechtfertigen. Ich habe Ihnen alle Wege markiert, die Sie gehen sollen. Meine Anwesenheit hier ist überflüssig. Sie sind durchaus nicht mehr ratlos. Sie haben sich gefunden. Vorwärts nun, steuern Sie kühn hinaus."

Nein, er liebte sie nicht, er hatte wahr gesprochen, als er dies gestand. Sie war ihm nur ein Problem, kein Mensch, keine Geliebte.

Sie war zu stolz um etwas zu erwidern, um ihn zu bitten da zu bleiben.

Aber gerade ihr erzwungenes Schweigen, ihre Sprödigkeit, hinter der sie das zuckende Leid in sich zu verbergen suchte, rührte ihn.

Begann er sie zu lieben?

Er fürchtete es beinahe. Hier in diesem Eden, wo alles, Pflanzen und Tiere, die Luft, das Licht, so rein, so voll Urweltsunschuld ihrer eigenen Schönheit und Lust sich hingaben, wo kein Zwang, kein Hasten, kein Gesetz herrschte, entfalteten sich naturgemäß alle Triebe zur Freude, zum Genießen. Er fühlte sein junges Herz lauter an die Rippen pochen. Seit er hier war, seit sein brausendes Leben auch an ihres klopfte und Bewegung, Wärme in ihre Herzensstarrnis trug, erschienen ihr diese schattigen Laubengänge, diese dämmernden Haine, diese Rosenwildnis zauberhafter denn je. Ein leises, halb seliges Grauen befiel sie, wenn sie neben ihm hinwandelnd plötzlich von dichtem Schatten umgeben war, oder wenn die breitästigen Kastanien sie nötigten, sich enger aneinander zu schmiegen. Er fühlte dann ihr schnelleres Atmen, das Zittern ihres Armes. Und dieses Zittern begann sich ihm mitzuteilen. Anfänglich hatte er nichts von derartigen Empfindungen in sich verspürt. Was sollte nun diese Wendung in ihrem Verhältnis? Sie würde in jedem Falle nicht zum Heil für beide sein. Vor allem verloren sie das Köstlichste ihres Beisammenseins: die Unbefangenheit.

Es zeigte sich ja bereits.

Sie wagten einander nicht mehr so frei und offen ins Auge zu blicken. Sie zauderten, ehe sie sich die Hände reichten. Und was ihn am schmerzlichsten berührte: trotz der Gleich-

Digitized by Google

artigkeit ihrer Empfindungen bestand doch ein himmelweiter Gegensatz zwischen ihnen: sie liebte ihn, weil er der Mann war, und er begann für sie zu fühlen, weil sie — ein Weib war. Mitten in dieses dunkle Auf- und Abwogen ihrer Empfindungen fiel ein Begebnis, das Lorenz wieder seine kühle Vernunft und Selbstbeherrschung zurückgab. Eines Tages erhielt er einen Brief von Farkas. Der alte Herr schrieb:

Walzwerk Kis Szibet.

Lieber Herr Zellner!

Sie werden sich wundern, daß ich Ihnen schreibe. Ich wundere mich eigentlich selbst darüber, da es sonst nichts weniger als meine Art ist, fremden Menschen entgegen zu kommen. In unserem Falle verhält es sich anders. Sie haben mir neulich erzählt, daß Sie in kurzem sich nach einer andern Stellung umsehen würden. Auf welchem Gebiet sie läge, wäre Ihnen gleichgiltig. Nur Neues möchten Sie kennen lernen und vor allem Ihr Wissen bereichern.

Auf diese Ihre Äußerung gestützt, möchte ich Ihnen ein Angebot machen, das Ihren Wünschen Rechnung trägt. Ich habe verschiedentlicher Ursachen wegen jüngst einen meiner Verwaltungsbeamten entlassen und biete Ihnen dessen Stelle an. Sollte Ihnen eine oder die andere Kenntnis, die zur Übernahme des Postens nötig ist, fehlen, hier würde Ihnen Gelegenheit, sie in der Praxis zu erwerben. Mir gefällt Ihr frisches, unerschrocknes Wesen, und daß Frau Baronin Somogyi Sie mit ihrem Vertrauen beehrt, ist mir genug Garantie für Ihren Charakter. Also: überlegen Sie, und schreiben Sie bald.

Ergebenst

Sandor Farkas.

Lorenz durchlas den Brief immer wieder aufs neue. Verwunderung und Freude bemächtigten sich seiner. Das cholerische, lebhafte Gesicht des alten Herrn trat vor seine Erinnerung. Das war ja eine glückliche Fügung. Nun würde er das Leben kennen lernen, das Leben seiner Zeit. Und nicht nur auf einem, auf mehreren Gebieten konnte er sein Wissen bereichern. Natürlich würde er zugreifen, natürlich.

Am nächsten Tage suchte er Illona im Garten auf.

„Höre, teure Frau," sagte er weich, „ich habe mich die jüngste Nacht schlaflos auf den Kissen gewälzt. Ich kann nun nicht mehr hier bleiben. Eine schreiende Sehnsucht nach Arbeit, nach Bethätigung meiner Fähigkeiten martert mich. Laß mich fort, ohne ein trauriges Gesicht zu machen. Es ist besser für uns beide. Bedenke, ich, ein junger Mensch, kann doch nicht hier sitzen, um mit einer schönen Frau meine Tage zu verträumen."

Der Ernst seines Entschlusses ließ sie ihren Stolz vergessen.

„Was wird aus mir, wenn du mich verlässest, wenn ich wieder allein bin, o Gott," sagte sie in ausbrechendem Jammer.

„Du fängst ein neues Leben an, besuchst mich dann später, erzählst mir deine Schicksale —"

„Lorenz!" Sie warf sich an seine Brust. „Geh' nicht von mir, ich beschwöre dich."

Er erblaßte und kämpfte mit sich.

„Es muß sein. Was würde denn schließlich aus uns beiden, wenn ich hier bliebe? Bedenke das. Du bist doch so stolz," setzte er hinzu.

Sie lächelte schmerzlich. „Nicht mehr, schon lange nicht mehr."

„Du wirst dich schon allein zurecht finden."

„Nein."

„Du mußt es eben," versetzte er mit aufblitzenden Augen.

„Ich kann es nicht, ich werde zu Grunde gehen, ich hab' dich zu lieb, zu lieb."

Sie glitt an ihm herab und umschlang seine Füße. Ihr Haar streifte den Kies.

Nur still, nur still, beruhigte er sich selbst.

Und aus dem wehevollen Zucken seines Herzens bei ihrem Anblick fühlte er, daß sie ihm doch teurer war, als er gedacht hatte.

„Illona," sagte er stark, „so wie du jetzt bist, möchte ich nicht neben dir durchs Leben gehen. Aber wenn du dich änderst, wenn du jung wirst, frisch, vorurteilslos, arbeitslustig, dann kann es sein, daß ich dir eines Tages sage: ziehe in meine Nähe als mein

Digitized by Google

Freund, mein Kamerad. Mehr kann ich dir nicht versprechen."

Sie lag noch auf den Knien, als er von ihr gegangen war.

Sie hatte seine Worte wie Keulenschläge auf sich niedersausen gefühlt.

Am andern Morgen fuhr er ab.

(Fortsetzung folgt.)

Krankenpflege in der Familie.

Von

Dr. Franziska Tiburtius.

Nachdruck verboten.

Heutzutage, wo die Krankenpflege zu einer Wissenschaft ausgearbeitet worden ist, deren gründliche Erlernung ein oder mehrere Jahre in Anspruch nimmt, wäre es unmöglich, im Rahmen eines kurzen Artikels darüber abzuhandeln. Selbst die Krankenpflege in der Familie und durch die Familienglieder kann innerhalb dieses Rahmens nicht erledigt werden, d. h. die Details dieser Krankenpflege, die Verrichtungen, welche der spezielle Krankheitsfall erfordert. Wohl aber scheint es ersprießlich, einmal von den Vorbedingungen einer solchen Krankenpflege zu sprechen, die das Geschick jeden Tag der im Heimathause lebenden Frau zuweisen kann, ob sie darauf vorbereitet ist, oder nicht.

Diese Vorbedingungen betreffen: 1. die Persönlichkeit der Pflegerin, 2. die in der Häuslichkeit zu treffenden Einrichtungen.

Wir beobachten oft, daß in einer Familie, wo mehrere weibliche Wesen, Töchter oder Schwestern ꝛc. sind, es stets die gleiche ist, der in Fällen von Erkrankungen der Familienglieder die Pflege zufällt, als sei dies eine ganz selbstverständliche Sache; es gilt in der Familie als ausgemacht, „daß sie sich zur Krankenpflege eigne". Und da liegen nun mehrere Fragen nahe:

1. Worauf beruht die Befähigung zur Krankenpflegerin, bezw. welche Eigenschaften erwartet man von einer solchen?
2. Wie hat eine Krankenpflegerin sich gegen den Patienten zu verhalten?
3. Was hat sie zunächst zu thun, wenn ein Familienglied erkrankt und ihrer Pflege unterstellt wird?

In dieser Zeit des Widerstreits der Ansichten über das Gebiet und die Grenzen beruflicher und häuslicher Frauenarbeit ist, glaube ich, die Krankenpflege, — beruflich und in der Häuslichkeit — eines der sehr wenigen Thätigkeitsfelder, die ohne Einsprache von irgend einer Seite als für die Frauen geeignet bezeichnet werden — es ist weiblich sans phrase. Nun ist mir recht oft schon aufgefallen, daß Leute, die sonst gewöhnt sind, einem Wort einen Begriff zu unterstellen, es sehr schwer finden zu erklären, was sie eigentlich unter dem Wort „weiblich" verstehen; ich wenigstens habe noch nirgend eine den ganz elementaren Anforderungen vernunftgemäßen Denkens entsprechende Auslegung des Wortes finden können, und finde es auch recht schwer zu erklären, was ich mir selbst darunter denke. Am meisten sympathisch ist mir noch die Auslegung, die jüngst ein jüngerer Philologe einer ganzen Schar junger Mädchen in der Schulstunde gab. Der Herr ist Lehrer an einer hiesigen höheren Töchterschule und fragte im Anschluß an die Lektüre nach einer Definition des betreffenden Wortes. In den Reihen der Schülerinnen herrschte dumpfes Schweigen — weiblich wollten sie wohl alle sein, aber was es sei, wußten sie nicht zu sagen; endlich eine Antwort: „weiblich ist hilfsbedürftig!" — Ich weiß es dem Lehrer Dank, daß er erklärte: nein, weiblich

Digitized by Google

ist nicht hilfsbedürftig, weiblich sein bedeutet im Gegenteil stets hilfsbereit sein! — Ich hoffe, die jungen Mädchen haben sich diese Auslegung gemerkt und streben in ihrem ferneren Leben darnach, echt weiblich in diesem Sinne zu sein; dann werden sie sich vorkommenden Falls auch wohl als qualifizierte Krankenpflegerinnen erweisen.

Es ist nicht mit Unrecht behauptet worden, daß zur Krankenpflege Talent gehört; nur besteht dies Talent in einem Zusammenwirken von Eigenschaften, die jede Frau haben sollte, oder deren Aneignung das Ziel stetiger innerer Arbeit und gewissenhafter Selbstkritik sein muß, da, wo die Natur sie nicht von vornherein in den Boden des Gemüts eingepflanzt hat. Freilich, eins muß die Natur immer geliefert haben, — den genügenden Verstand; ganz dumme Menschen sind niemals zur Krankenpflege brauchbar. Leider ist das Sprichwort nicht immer zutreffend, daß Gott mit dem Amt auch den Verstand gebe; — auch durch den besten Willen ist ein gewisses Maß von Intelligenz nicht zu ersetzen. Also — Durchschnittsverstand vorausgesetzt — welche Eigenschaften sind es denn, die man zur Krankenpflege haben, bezw. in sich heranbilden muß?

Zunächst also den guten Willen, die wirkliche Hilfsbereitschaft, daran fehlt es Gott sei Dank nur relativ selten in der Familienpflege. Wenigstens in Fällen schwerer akuter Erkrankung, die in einigen Wochen oder auch einigen Monaten verlaufen, hält die Hilfsbereitschaft der Angehörigen gewöhnlich vor; fraglicher ist es schon in Fällen chronischer Erkrankung, die sich über Jahre hinziehen, wo nahe, drohende Gefahr die Umgebung nicht beständig in Furcht und Zittern erhält. Bei augenfälligen körperlichen Gebrechen, wie Lähmungen, Blindheit ꝛc. geht es auch noch an; es müssen schon recht egoistische Naturen sein, die durch den Anblick wirklicher physischer Hilflosigkeit nicht immer wieder zur Hilfsbereitschaft angeregt werden. —

Dabei sei mir eine kleine Abschweifung erlaubt. Wir finden durchschnittlich, daß Blinde bei ihrer Umgebung viel größere Hilfsbereitschaft finden als Schwerhörige oder ganz Taube; woran liegt dies? Einfach daran, daß der Schwerhörige eben größere Ansprüche an die Hilfsbereitschaft seiner Umgebung stellen muß; daß, um ihm zu helfen, Unbequemlichkeiten erduldet, Entsagung geübt werden muß. Es ist durchaus nicht bequem, Dolmetscher für einen Schwerhörigen zu sein, ihm Bruchstücke einer Unterhaltung in die Ohren zu schreien oder aufzuschreiben, während das allgemeine Gespräch weiterflutet und neue interessante Themata behandelt werden. Aber man versetze sich nur einmal in die Stimmung dessen, der durch sein Leiden von der allgemeinen Unterhaltung ausgeschlossen ist, der sieht, wie seine Umgebung durch gegenseitigen Austausch angeregt und erfreut wird, wie Vergnügen und Scherz, oder auch eindringende Gedankenarbeit und Interesse sich auf den Gesichtern im fortlaufenden Gedankenaustausch ausprägt, und der dabei immer draußen stehen muß, — vielleicht selbst ein lebhafter Geist, eine nach Anregung und Mitteilung dürstende Seele! Der gespannte, fragende Blick wird dann nicht ungeduldig machen, der trübe, resignierte Ausdruck nicht mehr gleichgiltig lassen. Es ist oft bemerkt worden, daß Schwerhörige häufig mißtrauisch, unfreundlich, verbittert, menschenfeindlich sind und mit ihrem Geschick sich niemals abfinden, während Blinde durchschnittlich eine liebenswürdigere Gemütsart haben und relativ glücklich sind; der Grund liegt, wenigstens zum Teil, in der geringeren Hilfsbereitschaft, die sie in ihrer Umgebung finden. — Und nun gar Krankheiten, die unter den Symptomen unangenehmer, die Umgebung störender Gewohnheiten verlaufen, ohne daß für den Kranken gerade augenblickliche Gefahr vorhanden ist, — wie oft erlahmt dabei die Hilfsbereitschaft. Das ganze Gebiet chronischer Nervenkrankheit, die als Hysterie, als Launenhaftigkeit, unkontrollierbare Heftigkeit, grundlose Klagesucht ꝛc. auftritt — wie alleinstehend sind oft Kranke dieser Art mitten in der Familie! Ich will ja durchaus nicht sagen, daß im Verkehr mit solchen Kranken die Hilfsbereitschaft sich in steter Nachgiebigkeit äußern soll; das würde im Gegenteil dem Kranken oft schaden und ihn noch tiefer in seine verkehrten Anschauungen und Stimmungen hineinbringen; aber der Widerstand soll nicht durch Ungeduld, sondern durch die Rücksicht auf den Kranken selbst hervorgerufen sein, sonst nützt er dem Kranken nicht zur Genesung, zur Überwindung seines krankhaften Zustandes.

Digitized by Google

Also: Hilfsbereitschaft, Geduld, Entsagungsfähigkeit — das sind die elementarsten Bedingungen ersprießlicher Krankenpflege, der häuslichen wie der beruflichen. Dazu gehört aber noch eins, was einem weiblichen Wesen, das jene Eigenschaften in reichlichem Maße besitzt, doch mangeln kann — der Takt. Ist er schon im geselligen Leben unentbehrlich, um ein harmonisches Zusammenstimmen der Individuen herzustellen, so wird die aufopferndste Krankenpflege dem einigermaßen gebildeten Kranken zur Plage, wenn nicht taktvoller Sinn seine Wünsche errät, die Erfüllung in der Form bringt, die ihm sympathisch ist.

Man hat oft behauptet, daß der Takt etwas Angebornes sei und sich nicht erlernen lasse. Zuzugeben ist, daß die Natur manchen Menschen in besonderem Maße mit der Anlage dazu begünstigt hat. Was wir Takt nennen, ist Verständnis für die Stimmungen und Empfindungen anderer und zugleich die Fähigkeit, unser Verhalten demgemäß einzurichten, so daß wir in Sprache, Benehmen ꝛc. alles vermeiden, was ihnen unangenehm sein oder sie verletzen könnte, — es ist die instinktive Fähigkeit, uns in die Empfindungsweise anderer hineinzuversetzen. Mancher hat sie durch Anlage, ohne langwierigen Denkprozeß; andere, denen die Natur die Gabe versagt, können sie sicherlich doch bis zu einem gewissen Grade erwerben, und zwar ist der angelernte Takt weniger das Produkt der sogenannten Bildung, eines äußerlichen Schliffs, als einer liebevollen Beobachtung anderer, der Teilnahme an anderer Interessen, zu der eine richtig geleitete Erziehung der Menschen führen soll. Den Verstand dazu muß natürlich die Natur geliefert haben.

Ganz besonders zeigt sich der Takt der Pflegerin in der Art und Weise, wie sie mit dem Kranken spricht. Zunächst muß sie beobachten, ob der Kranke überhaupt zum Sprechen aufgelegt ist; das ist nach der Individualität des Patienten und der Art der Krankheit ganz verschieden. Mit fiebernden Kranken sollte überhaupt nicht Konversation gemacht werden, — je weniger Eindrücke das Gehirn erhält, desto besser. Die Pflegerin beschränke sich auf das Notwendigste, was gerade auf die Bedürfnisse und Wünsche des Kranken Bezug hat. Auch bei bereits in der Rekonvaleszenz stehenden Kranken, die sich zu unterhalten wünschen, beobachte man den geeigneten Zeitpunkt und dehne nie ein Gespräch zu lange aus. Durchschnittlich ist es besser, sogenannte interessante Gespräche zu vermeiden, denn das geschwächte Gehirn mag eigentlich nicht denken, manchmal sogar sucht der Rekonvaleszent nur Konversation, um einer unbequemen Gedankenfolge zu entgehen. Man bleibe also auf der Oberfläche, versuche auch, im Gespräch dem Patienten freundliche Eindrücke zu geben.

Was von der Konversation gilt, hat auch bei Auswahl der Lektüre Berücksichtigung zu finden. Keine aufregenden Novellen, die Phantasie und Nerven anspannen, keine philosophischen Abhandlungen, denen das kranke Gehirn nicht folgen kann! Wenn der Kranke sich vorlesen lassen mag, wähle man etwas Leichtes, Humoristisches, das freundliche Gedankenfolgen hervorruft, etwa auch eine Reisebeschreibung, irgend etwas, was weder die Phantasie erregt, noch einen anstrengenden Denkprozeß erfordert. Ich kannte einen armen Schwindsüchtigen, der sich an Schopenhauer und Hartmann in die Verzweiflung hinein las. Seitdem lege ich passender Auswahl der Lektüre für die Kranken ganz besondere Wichtigkeit bei.

Klagt der Kranke gern, so ist es besser, Mitgefühl mehr durch Allgemeinverhalten und erhöhte Hilfsbereitschaft und Aufmerksamkeit zu beweisen, als in Worten auszudrücken; man läuft sonst Gefahr, den Kranken noch tiefer ins Elend hinein zu reden. Wo der Charakter des Kranken es erlaubt, das heißt, wo nicht gerade Opposition dadurch hervorgerufen wird, mag man immerhin versuchen, dem Kranken Lebensmut und Genesungsfreudigkeit einzureden, selbstverständlich nicht durch lange Reden und in einer Weise, welche die Absicht zeigt, sondern einfach durch eine scheinbar leichtere Auffassung des gegenwärtigen Leidens, und indem man dem Kranken erfreulichere Ausblicke in die Zukunft in scheinbar absichtsloser Weise vor die Augen führt. Das Benehmen des Pflegers soll auf den Kranken den Eindruck der Ruhe und Sicherheit und heiterer Sorglosigkeit machen, denn Ruhe teilt sich ebenso mit wie Aufregung und Angst. Es giebt Persönlichkeiten, Ärzte und Pfleger, die, ohne irgendwelchen besondern Apparat

Digitized by Google

in Scene zu setzen, eine heimlich suggestive Wirkung nach dieser Richtung hin auf den Patienten ausüben und ihn dadurch wesentlich fördern. Von einem hiesigen bekannten Nervenarzt erzählte mir einmal eine von den mannigfachsten nervösen Leiden geplagte, sonst etwas klagesüchtige Patientin: „Es kann mir eben ganz gräulich zu Mute sein, aber wenn er mich fragt: nicht wahr, es geht Ihnen gut? — so muß ich sagen: ja, es geht mir gut, — und dann fühle ich mich auch wirklich besser!“ Das Geheimnis einer solchen suggestiven Wirkung liegt in einem gewissen Übergewicht der Persönlichkeit und in der Selbstverständlichkeit, mit welcher angenommen wird, daß es so und nicht anders sei; zaghafte Menschen und solche, die ihrer eigenen Festigkeit nicht sicher sind, haben niemals Macht über andere.

Es liegt auf der Hand, daß die zuletzt erwähnten Eigenschaften, freundliche Festigkeit und ein gewisses Suggestionstalent der pflegenden Persönlichkeit besonders von Nutzen sind, wenn es heißt den Kranken zu etwas zu bewegen, was ihm *selbst* nicht angenehm ist, eine Anordnung des Arztes auszuführen, der er sich entziehen möchte u. dgl.

Die Pflegerin sei sich dabei bewußt, daß sie unter keinen Umständen mit dem Kranken gemeinsame Sache machen darf zur Täuschung des Arztes; es käme das einem Bruch des Amtsgelübdes gleich. Gelingt es ihr durchaus nicht, den Kranken zu dem zu bewegen, was ihm für den Augenblick unangenehm ist, so muß sie es bei dem nächsten Besuch dem Arzt melden.

Ganz besonders häufig treten diese Schwierigkeiten auf bei der Pflege kranker Kinder. Wie überhaupt in der Erziehung, so ist auch kranken Kindern gegenüber die Art des Befehls von Wichtigkeit; wer eine Anordnung unter der Voraussetzung der Selbstverständlichkeit des Gehorsams giebt, hat viel mehr Chancen, seinen Willen ausgeführt zu sehen, als der, welcher zaghaft befiehlt; die Opposition gewinnt dann gar keinen Spielraum sich zu regen. Selbstverständlich kann dabei alles in größter Freundlichkeit abgehen. — Aber nicht immer kommt man damit aus. Auch sonst gehorsame und freundlichem Zureden zugängliche Kinder sind in Krankheiten *manchmal* eigensinnig und widerspenstig; das Herauskehren der Autorität, sei es von Seiten des Arztes oder der Pflegerin, ruft noch mehr Opposition und Erbitterung hervor; um einen Löffel Medizin, einen kalten Umschlag, ein Öffnen des Mundes behufs Inspektion oder Pinselung des Rachens entspinnt sich ein erbitterter Kampf, der nicht selten mit der Niederlage der Pflegerin endet; ich glaube, die meisten von uns entsinnen sich solcher Scenen an den Krankenbetten der Kleinen, die natürlich die kleinen Patienten in doppelter Weise schädigen, gesundheitlich und in erziehlicher Beziehung. Sowohl aus erziehlichen als aus praktischen Gründen möchte ich gleichfalls vor einer andern Unsitte warnen, der man allzu häufig in den Krankenstuben der Kleinen begegnet. „Wenn du den Löffel Medizin nimmst, bekommst du Schokolade oder Kuchen,“ sagt die zärtliche Mutter, die sich nicht anders zu helfen weiß, obwohl sie recht gut weiß, daß sie Schokolade und Kuchen nicht geben darf; außerdem erreicht sie ihren Zweck nicht einmal, denn das kranke Kind macht sich nichts aus den Süßigkeiten, und wenn es dieselben wirklich nachher verlangt, sieht sich die Mutter der Vorspiegelung falscher Thatsachen überführt und erleidet außerdem einen Verlust an dem Vertrauen des Kindes; also unter keinen Umständen den Kleinen mehr versprechen als man halten kann! — Ebenso hüte man sich vor Liebkosungen kranker Kinder oder Erwachsener; meistenteils werden sie von Kranken als Unannehmlichkeit empfunden, und was in gesunden Tagen als besondere Belohnung den Kindern wert und teuer sein sollte, verliert den Nimbus des Begehrenswerten, wie die Persönlichkeit der Pflegerin dadurch an Respekt verliert; auch wird man selten ein krankes Kind dadurch bestimmen, etwas zu thun, was ihm unangenehm ist.

Das Allerverwerflichste aber ist, durch allerhand Schreckniſſe Willfährigkeit erzwingen zu wollen; nie und nimmer sollte der Wolf, der schwarze Mann ꝛc. citiert werden, um die kleinen Rebellen zur Raison zu bringen. Schon gesunde Kinder können durch dergleichen Unsinn nervös gemacht werden und dauernden Schaden leiden; in

Digitized by Google

welcher Weise das erregbare Gehirn fiebernder Kinder darauf reagiert, welches Unheil dadurch angerichtet werden kann, ist gar nicht abzusehen.

Wenn solche unliebsamen Szenen am Krankenbett drohen, erweist es sich manchmal als ganz gute Diplomatie, die Aufmerksamkeit der Kleinen erst einmal abzulenken, zu verhindern, daß die Opposition sich gerade auf den einen Punkt konzentriere. Es ist bekannt, daß wir unsern berühmten Struwelpeter, den allerersten litterarischen Schatz der meisten deutschen Kinderstuben, einem solchen Verfahren verdanken. Dr. Hoffmann, ein in den dreißiger und vierziger Jahren sehr bekannter Kinderarzt in Frankfurt a. M., litterarisch wie zeichnerisch hoch veranlagt, pflegte, wenn ein Streit mit seinen kleinen Patienten drohte, Papier und Bleistift zur Hand zu nehmen und ihnen in einigen Strichen und begleitenden Verschen ihre Unarten drastisch vorzuführen. So entstand der Daumenlutscher, der Suppenkasper, das Paulinchen 2c.; ich bin überzeugt, daß er seinen Zweck meistens erreichte, und daß trotz mancher Bedenken der Hochästhetischen das Buch noch immer seinen Platz in der Kinderstube behält, spricht für seinen erziehlichen Wert.

Unter Umständen kann es vorkommen, daß auch bei erwachsenen Kranken ein entsprechendes Verfahren in Anwendung gebracht werden muß: Es ist nämlich nur zu wahr, daß körperliche Zustände Stimmung und Charakter beeinflussen, daß Personen, die wir sonst als geduldig, willensstark, einsichtig und rücksichtsvoll kennen, als Kranke oft ungeduldig, kapriziös, mürrisch und egoistisch erscheinen. Solchen ewig nörgelnden und unzufriedenen Patienten gegenüber hat die Pflegerin einen schweren Stand und braucht sehr viel Takt und Selbstbeherrschung. Auf keinen Fall darf sie sich in Streit mit dem Kranken einlassen, darf sich durch unfreundliches Wesen auch nicht verbittern lassen, oder es dem Kranken gar nachtragen. Es wird ihr selbst leichter werden, gute Stimmung zu behalten, den Kranken zu beeinflussen und die Klippen zu vermeiden, wenn sie die Charakterveränderung als Krankheitssymptom auffaßt und stets bedenkt, daß sie einen kranken Menschen vor sich hat, dessen Selbstkontrolle herabgesetzt ist; daß ferner manche Kranke in einem wunderlichen Stimmungsgemisch nur scheinbar undankbar sind, während sie im Grunde recht wohl erkennen, was für sie gethan wird; bei der Genesung tritt dies dann zu Tage. Allerdings gehört von Seiten der Pflegerin ein gutes Maß von Gescheitheit und Übersicht dazu, um sich diese Entschuldigungsgründe immer gegenwärtig zu halten. Keineswegs jedoch soll hiermit gesagt werden, daß sie jeder Laune des Kranken, die ihn selbst vielleicht schädigen würde, nachzugeben habe! —

Bei der Pflege schwer kranker Angehöriger ergeben sich manchmal noch andere schwierige Lagen, die Taktgefühl, Gemüt und Verstand der Pflegerin auf eine schwere Probe stellen. Es giebt aufgeregte Kranke, die in großer Sorge wegen des Ausgangs ihres Leidens sind und aus der Pflegerin herauszubekommen suchen, wie die Sache steht. „Werde ich sterben?" Dieser Frage gegenüber hat die Pflegerin einen schweren Stand, um so schwieriger, je inniger und näher sie durch verwandtschaftliche und freundschaftliche Bande dem Kranken verknüpft ist.

Wo es sich machen läßt, vermeide sie, von der Krankheit zu sprechen; sie sei bei kritischen Fragen eingedenk, daß es wenig Menschen giebt, die dem nahen Unvermeidlichen mit Gemütsruhe entgegensehen. Mancher, der in gesunden Tagen philosophisch und ruhig mit allem sich abgefunden zu haben meint, oder dessen Christentum ihn gelehrt hat, das Abscheiden als ein bloßes Hinübergehen zu betrachten, — ja mancher, dessen Leben tief unglücklich war, so daß er den Tod als Erlösung herbeisehnte, fühlt anders, wenn Krankheit die Nerven geschwächt, den Blick eingeengt, die moralische Festigkeit erschüttert hat; der kranke Mensch ist eben häufig ein anderer, als der gesunde!

In solchen traurigen Fällen muß die Pflegerin individualisieren können. Wo wichtige Bestimmungen zu treffen sind, wo die Zukunft anderer noch berücksichtigt werden muß, ist es ja nötig, zuzugeben oder gar anzudeuten, daß traurige Möglichkeiten nicht ausgeschlossen sind; wenn es in ganz richtiger Weise geschieht, ist es möglich, daß der Kranke eher eine Beruhigung aus dem Bewußtsein schöpft, für alle Fälle

Digitized by Google

alles geordnet zu haben. Ist die Pflegerin in solcher Lage sich nicht klar, welches Verhalten das richtige ist, so thut sie gut, auch das Urteil des Arztes einzuholen, der den physischen und psychischen Zustand des Kranken besser beurteilen kann. Im allgemeinen sei die Pflegerin eingedenk, daß Unruhe und Furcht vor dem Tode den krankhaften körperlichen Zustand direkt verschlimmern und unter Umständen den tödlichen Ausgang beschleunigen oder herbeiführen kann. Nicht sowohl durch Worte als durch ihr Wesen suche sie ihm Ruhe zu geben; vor allen Dingen keine Angst zeigen! Ich kannte Kranke, die von ihren liebsten Angehörigen nicht gepflegt sein wollten, nur weil sie die ängstlich auf sich gerichteten Augen nicht aushalten konnten! Das Ruhigscheinen erfordert unter Umständen von den Angehörigen eine große Willensenergie; wüßten sie, welche Wohlthat sie dem Kranken damit erzeigen, so würden sie sicherlich mehr Selbstüberwindung üben. —

* * *

Verstand, Hilfsbereitschaft, Entsagungsfähigkeit, Takt, — das sind also die geistigen Eigenschaften, die ein weibliches Familienglied für die Würde der Familienkrankenpflegerin qualifizieren. Nun sind aber noch einige körperliche Eigenschaften dazu nötig. Zunächst ein ausreichendes Maß von Körperkraft und Ausdauer, eine gewisse körperliche Elastizität. Auf häufiges Gestörtwerden in der Nacht, auf ein paar schlaflose Nächte darf es der Pflegerin nicht ankommen; ihre Spannkraft muß nach durchwachter Nacht durch leichte Mittel, kühles Bad, kräftige Nahrung (namentlich Kaffee, der ein vortreffliches Stimulans bei Krankenpflege ist) bald wieder herzustellen sein.

Andererseits giebt es auch körperliche Eigenschaften, die Familienglieder, die sonst ganz gut geeignet sein würden, vom Pflegeamt ausschließen; z. B. wird man zur Pflege eines Lungenkranken nicht Personen mit schwächlichen oder kranken Atmungswerkzeugen anstellen. Zur Pflege eines scharlach- oder masernkranken Kindes wählt man am liebsten ein Familienglied, das die Krankheit bereits überstanden hat; wer an häufigen Rachenkatarrhen und Mandelentzündungen leidet, sollte kein diphtheriekrankes Kind pflegen; wer noch nicht geimpft bezw. revacciniert ist, keinen Pockenkranken. Endlich ist eine Pflegerin, die an heftigem Husten leidet, überhaupt nicht brauchbar; sie gefährdet in manchen Fällen nicht nur sich selbst, sondern stört auch stets den Kranken. Das gilt auch von solcher, die das Unglück hat zu schnarchen. Alles dies liegt auf der Hand und bedarf eigentlich nur im Interesse einer gewissen Vollständigkeit der Erwähnung.

Ein wahres Gnadengeschenk der Natur sind für eine Pflegerin noch ein Paar geschickte Hände, die ganz von selbst alles am richtigen Ende anzufassen wissen. Wem solche nicht gegeben sind, der muß die seinen darnach erziehen, was ja manchmal verzweifelt schwer ist, aber bei gutem Willen doch bis zu einem gewissen Grade gelingt. Dazu gehört noch praktischer Sinn, eine gewisse wirtschaftliche Übersicht und Ordnungssinn.

Die Pflegerin muß stets in Gedanken haben, daß allzugroße Geschäftigkeit, namentlich ziellosses Hin- und Herlaufen, den meisten Kranken sehr lästig ist und sie nervös macht. Soll z. B. das Krankenzimmer aufgeräumt werden, so muß dies in kürzester Frist und mit möglichst wenig Bewegung und Lärm ausgeführt werden. Für jemand, der nicht schon viel Übung und von Natur Übersicht hat, ist es ganz ratsam, vor einem solchen Unternehmen sich erst ruhig einen Plan zu machen: wieviel von überflüssigen Gerätschaften kann ich auf einmal aus dem Zimmer tragen, was für notwendige Dinge bei demselben Gang wieder herein bringen, damit die Thür nicht unnötig oft geöffnet und geschlossen zu werden braucht; wie entferne ich am besten den Staub ohne ihn aufzurühren; wie muß ich das Fenster öffnen, damit den Kranken die Zugluft nicht trifft ꝛc.

Oder man will dem Kranken seine Mahlzeit bringen; da heißt es vorher zu überlegen, nicht allein, wie es zu machen, nicht allein, daß die Mahlzeit einigermaßen einladend aussieht, sondern auch, daß alles, was zur Mahlzeit gehört, auf einmal

Digitized by Google

auf dem Tablett stehe, damit der Kranke nicht durch eiliges Rennen beunruhigt werde. Oder man will dem Kranken bei der Toilette helfen, ihn waschen — da lege man sich vorher in Gedanken zurecht, wie man das Werk am geschicktesten anfängt, wie man alles, was dazu gehört, mit möglichst wenig Gängen herbeibringt und wieder entfernt. Das alte Sprichwort: wer's nicht im Kopf hat, muß es in den Beinen haben — paßt nicht in Bezug auf Krankenpflege; man muß es eben im Kopf haben. Daß alles möglichst leise geschieht, ist selbstverständlich, doch ist ostentatives auf den Zehen gehen vielen Kranken unausstehlich; es ist oft ebenso schlimm wie die ängstlichen Augen; die demonstrative Vorsicht der Umgebung verstärkt das Gefühl des Krankseins. — Eine sanfte Hand, sicheres, geschicktes Zufassen, die Fähigkeit, sich zu bewegen ohne anzustoßen und ohne Geräusch gehört zu den Talenten, die man zur Krankenpflege haben oder in sich heranbilden muß.

Auch die Kleidung der Pflegerin muß entsprechend eingerichtet sein; seidene Kleider, Hackenschuhe oder knarrende Stiefel sind ohne weiteres zu verbannen. Am besten ist ein baumwollenes oder leinenes Waschkleid; liegt eine ansteckende Krankheit vor, so muß die Pflegerin sich thunlichst von der übrigen Familie entfernt halten, bezw. sich mit dem Patienten isolieren; für die notwendigsten Gänge in die Küche ꝛc., die sie mit den übrigen Familiengliedern in Berührung bringen könnten, nehme sie eine weite, die ganze Figur einhüllende Schürze um, die am besten an der Thür aufgehängt bleibt.

* * *

Nachdem wir nun gesehen, wie eine Krankenpflegerin sein muß, fragen wir, was sie zunächst zu thun hat, wenn ein Familienglied erkrankt und ihrer Pflege unterstellt wird. Zuerst handelt es sich um Auswahl und Einrichtung des Krankenzimmers. Natürlich richtet sich das nach den vorhandenen Wohnräumen und nach den Verhältnissen, in denen die Familie lebt. Ich brauche nicht erst anzuführen, wie schwer die Krankenpflege in feuchten, dumpfen Kellerwohnungen ist, in den Arbeiterwohnungen, wo sich eine Familie von 6—8 Personen, etwa noch mit Schlafburschen, in Stube, Kammer und Küche zusammengedrängt findet. Es ist erstaunlich, welche Wunder von Tapferkeit und Selbstaufopferung in solchen engen Räumen tagtäglich von unseren Arbeiterfrauen bei der Pflege ihrer kranken Kinder verrichtet werden; leider sind die Resultate nicht entsprechend, denn außer der Ungunst der äußeren Verhältnisse stehen Unwissenheit und Mangel an Urteil einem ersprießlichen Wirken entgegen.

Wo Auswahl vorhanden, wähle man ein Zimmer, zu welchem Störung von außen am wenigsten dringen kann, dem Ruhebedürfnis des Kranken entsprechend. Außerdem muß es so gelegen sein, daß reine Luft und eine angenehme, möglichst gleichmäßige Temperatur darin erhalten werden können. Aus den Zeiten der künstlich verdunkelten Krankenzimmer, der ängstlich geschlossenen Fenster und der übermäßigen Furcht vor Zugluft und Erkältung sind wir ja glücklich heraus. Im Hochsommer wähle man nicht ein Zimmer, das nach Süden gelegen, im Winter nicht eins, dessen Fenster nach Norden gehen; etwas Sonnenlicht sollte in jedes Krankenzimmer dringen, nicht allein das physische Wohlbefinden, auch der Wille, der Drang zum Leben, der dem Kranken und dem Rekonvaleszenten so nötig ist, wird durch Sonnenlicht erweckt und unterhalten. Am besten für Krankenzimmer passend in jeder Jahreszeit dürften nach Osten gelegene Zimmer sein, da das morgendliche Sonnenlicht einen besonders erfrischenden und erfreuenden Einfluß ausübt.

Um die Luft im Krankenzimmer genügend rein halten zu können, soll dasselbe nicht nur geräumig genug sein für den Kranken und seine Pflegerin, es muß auch leicht gereinigt, gelüftet, geheizt und staubfrei gehalten werden können. Während man früher Lufterneuerung im Krankenzimmer nur auf Umwegen, durch Öffnen der Fenster im Nebenraum, bewerkstelligte, giebt man jetzt ohne Scheu der Luft direkten Zutritt, — abgesehen von einigen ganz exceptionellen Krankheitsfällen. Doch muß die Pflegerin den Fensterflügel so öffnen, daß der Kranke nicht direkt von Zugluft getroffen wird.

Digitized by Google

Im Sommer empfiehlt sich gleich nach einem Regen Lüftung des Krankenzimmers, aus dem Grunde, weil dann die äußere Luft nicht nur am reichsten an Wasserdampf, sondern auch staubfrei ist. Um der Zimmerluft die wünschenswerte Feuchtigkeit auch im Winter zu sichern, stellt die Pflegerin in die Ofenröhre ein flaches Gefäß mit Wasser; ist der Ofen von Eisen, so wird das Wasser oben darauf gestellt, um zu verhüten, daß der aus der Luft auf den Ofen sich senkende Staub, durch die Hitze versengt, der Luft den bekannten unangenehm brenzlichen Geruch mitteilt.

Die Temperatur der Zimmerluft hat die Pflegerin, wenn möglich, zwischen 14 und 15° Reaumur zu halten. Die Regulierung ist in der Familienkrankenpflege freilich oft recht schwierig, weil die beständige Ventilation, mit der die Krankenhäuser versehen sind, fehlt und durch zeitweises Öffnen von Thüren und Fenstern ersetzt werden muß, das für kurze Zeit die Zimmertemperatur sinken macht.

Verunreinigung der Krankenzimmerluft ist nach Möglichkeit zu verhüten; verunreinigte Luft kann aber nicht gereinigt, sondern muß sofort durch frische Luft ersetzt werden, — jede aromatische oder sonstige Räucherung ist zu unterlassen.

Schwere wollene Teppiche und Vorhänge, die als Staub- und Bazillenfänger in unserem bakterienfrohen Zeitalter mit besonderem Mißtrauen anzusehen sind, müssen entfernt werden; ein auf Ordnung, Reinlichkeit und Harmonie gestimmter Sinn, eine geschickte weibliche Hand kann auch ohne diesen sogenannten Komfort ein Krankenzimmer behaglich einrichten und erhalten. Einige dem Kranken vertraute Bilder an den Wänden, die Gemüt und Phantasie nicht erregen, einige nicht stark duftende Blumen, helle, waschbare Vorhänge an den Fenstern, ein sauberes Tischchen neben dem Bett, auf welchem die dem Kranken notwendigen Gegenstände stehen (ja nicht zu vielerlei, und namentlich nicht verschiedene Arten von Medizin), eine gewisse Zierlichkeit der Anordnung, — damit muß es gelingen, auch einem Krankenzimmer einen gewissen Anstrich von Behaglichkeit zu geben. Das Bett stehe so, daß die Pflegende von beiden Seiten ankommen kann, also nicht mit einer Langseite an der Wand; es ist dem Kranken angenehmer, freien Ausblick in das Zimmer zu haben. Ein dem Auge nahe gerücktes Tapetenmuster, die weiße Fläche eines am Fußende stehenden Kachelofens quält den Kranken oft in einem Grade, der für Gesunde unbegreiflich erscheint, weil eben diese Eindrücke nicht in stetem Wechsel durch andere ersetzt werden. —

Hat die Pflegerin das Krankenzimmer soweit in Ordnung gebracht, so erheischt nun noch das Krankenbett ihre besondere Aufmerksamkeit. Es muß fest genug sein, um bei Lageveränderungen des Kranken nicht zu schwanken und zu knarren. Besser als hölzerne Bettstellen sind eiserne, am besten die nach neuerer Erfindung statt der Springfedermatratze mit einem Boden von Drahtspiralgewebe versehenen, über den eine gut gestopfte Roßhaarmatratze gelegt wird. Federbetten als Unterbett sind desto unbrauchbarer, je weicher sie sind, weil sie leicht in Unordnung geraten und außerdem erhitzend wirken. Das Betttuch wird über das Unterbett glatt ausgebreitet, an den Seiten straff angezogen und eingesteckt, oder noch besser, um die Bildung von den Kranken drückenden Falten zu verhindern, mit starken Sicherheitsnadeln an der Matratze befestigt; die Stütze für Kopf und Schultern bestehe aus einem Kopfpolster von einer der gewünschten Lage entsprechenden Höhe und aus dem Kopfkissen; auch hier ist das Haarkissen dem Federkissen vorzuziehen. Zum Zudecken dienen ein paar in einen Leinenüberzug gesteckte wollene Decken; den Decken nur das Betttuch unterzulegen, ist weniger zweckmäßig, weil diese Art Bedeckung leicht in Unordnung gerät. Sämtliche Kissen, Bettbezüge und Decken sollen weiß sein, damit jede Unreinlichkeit sofort entdeckt werde.

Handelt es sich um eine ansteckende, bezw. übertragbare Krankheit, Masern, Scharlach, Diphtherie, Typhus, so versäume die Pflegerin nicht, gleich von vornherein einen Porzellaneimer mit einer desinfizierenden Lösung, Karbol oder Lysol, in das Krankenzimmer zu stellen, um jedes Stück Wäsche, das im Krankenzimmer gebraucht ist, sofort hineinzuthun; niemals darf solche Krankenwäsche zwischen die übrige Haushaltswäsche gethan werden; nicht allein die Hausbewohner könnten dadurch infiziert werden: wo die Wäsche, wie in großen Städten ja meist, außer dem Hause gewaschen

Digitized by Google

wird, könnten die Keime Unglück und Tod in die armen Wohnungen der Wäscherinnen und Arbeiterinnen bringen, wie es leider nur zu oft schon geschehen ist. Ist der Eimer gefüllt, so wird der Inhalt in einen Waschkessel umgestürzt und durchgekocht; dann darf man sich damit beruhigen, das Mögliche gethan zu haben. Bei der ferneren Behandlung der Wäsche ist eine Ansteckungsgefahr so gut wie ausgeschlossen. —

Was nun die eigentliche Krankenwartung betrifft, — die Maßnahmen in der Pflege, die der spezielle Krankheitsfall erheischt, so ist es aussichtslos, auch nur skizzenhaft dieselbe in dem Rahmen eines kurzen Artikels darstellen zu wollen. Wie schon gesagt, erfordert das gründliche Erlernen der Krankenpflege Jahre und eine stete praktische Übung, die ja natürlich am besten in Krankenhäusern gewonnen wird. Die Überzeugung, daß eine allgemeine Verbreitung der elementarsten Kenntnisse des Gebiets zur Notwendigkeit geworden, bricht sich immer mehr Bahn. Die halbjährigen Spitalkurse der Johanniterinnen stellen schon einen ganz annehmbaren Gewinn auch für die Familienkrankenpflege dar. Doch nicht jede Frau, nicht jedes junge Mädchen kann eine Lernzeit im Krankenhause durchmachen. Nun sind in den letzten Jahren zunächst hier in Berlin, dann auch in anderen großen Städten, theoretische Kurse über Krankenpflege eingerichtet worden; zuerst waren es einige praktische Ärzte, die aus privater Initiative damit begannen, dann wurde die Sache von einigen Vereinen aufgenommen. In zwölf bis zwanzig Vorlesungen, an die sich auch einige praktische Übungen anschließen, wird die Theorie der Krankenpflege und Krankenwartung durchgenommen, und dadurch auch einem größeren Teil des weiblichen Publikums die Gelegenheit geboten, sich über die Grundzüge der Krankenpflege zu orientieren. Wer mit Verstand und Nachdenken an die Sache herangeht, wird sicherlich auch Nutzen davontragen; kommt später die Notwendigkeit der Ausübung, so wird das Gelernte wieder lebendig. Ich empfehle die Teilnahme an diesen Kursen allen denen, die Interesse für Krankenpflege haben oder sich für künftige Pflichten vorbereiten wollen. Sicher ist ja, daß jedes Amt, jede Pflicht besser ausgeführt wird von dem, der theoretisches Verständnis für das Warum besitzt; nicht minder wahr ist, daß verständsvolle Pflichterfüllung größere Befriedigung und Freudigkeit gewährt. So wird für die häusliche Krankenpflege aus diesen theoretischen Kursen praktischer Nutzen erwachsen; — der Gewinn für die Pflegerin besteht in einer Vermehrung der weiblichen Hilfsbereitschaft, der wahren Weiblichkeit.

Trost.

Du weißt es nicht, wohin Du gehst —
Führt Dich Dein Pfad dem Leid entgegen,
Harrt Deiner ungeahnt ein Segen:
Du mußt die müden Füße regen
Und weißt doch nicht auf Deinen Wegen,
O Menschenkind, wohin Du gehst.

Was ist denn alles, das Du kannst?
Kaum wiegt's ein Körnchen auf der Wage
Des Schicksals. Aber eines sage
Dir, armer Pilger, alle Tage,
Daß wie auf Höh'n im Thal der Klage
Du stündlich Gott begegnen kannst.

Marie Tyrol.

Digitized by Google

Marie Seebach.

Skizze

von

E. Prly.

Nachdruck verboten.

„Ja, Marie Seebach, die ist nie wieder ersetzt worden in ihren Glanzrollen," sagt mancher Graukopf, der ein leidenschaftlicher Theatergänger war, und manche Matrone nickt dazu, und ein paar jüngere Generationen können mit einstimmen; sie haben ein Gretchen, Klärchen, Maria Stuart u. s. w. von ihr darstellen sehn. Die „von heute", welche sie auf der Bühne des Königlichen Schauspielhauses in Berlin in der Rolle einer weichherzigen Mutter oder einer beliebigen Alten mit feinkomischem Anstrich erblicken, die bekommen den Klang ihres sympathischen Organs, die Tiefe ihrer Empfindung, den Anflug von Schelmerei, die ihr sämtlich treu geblieben sind — sie fühlen auch, sie sitzen einer bedeutenden Künstlerin gegenüber — was Marie Seebach uns allen aber gewesen, denen sie die klassischen Frauengestalten verkörperte, das können sie nicht einmal ahnen! nachgeglänzt hat es durchs Leben. Jeder fühlte, so muß der Dichter seine Gestalten gesehen haben; genau nur so, in höchster Vollendung, sollten sie wiedergegeben werden.

„Seht sie gefällig stehn! Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön. Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt der weiche Ton, der sich ins Herz ergießt." Diese Worte für Corona Schröter würde Goethe auch für Marie Seebach geschrieben haben.

Die Künstlerin war von zierlicher Figur, das schmale Gesicht von rotblonden Locken umgeben, hatte ein paar große blaue Augen, einen sprechenden Mund — für Gretchen und Luise war sie wie geschaffen, die deutsche sinnige Mädchenerscheinung. Bescheiden, fast schüchtern setzte sie ein, wie schwoll aber Luisens Stimme gegenüber der Lady, wie rührte sie bis in tiefster Seele mit dem Gebet und der Wahnsinnsscene im Faust; welch eine ganz andere Gestalt war das Klärchen, trutzig und entschlossen, von welch südlicher Glut die Julia durchflammt. Und wenn die „kleine" Seebach eine Königin gab, die Maria Stuart, die Krimhilde, da wuchs sie auf der Scene sichtlich vor den Augen des Zuschauers. Die „längsten" Darstellerinnen reichten nicht zu der Höhe und Größe heran. Das geschulte, klangvolle, ausgiebige Organ, wie trug es im Flüsterton, wie hallte es im Affekt — ihrer Kraft und Leidenschaft hat sich die Ristori ihr von den Zeitgenossinnen zur Seite stellen können, ihrer Weichheit keine. In Salonrollen wußte sie reizend zu plaudern.

Marie Seebach ist ein echtes Theaterkind, in Riga ist sie geboren, in Köln aufgewachsen, dort war ihr Vater Regisseur; ihre Tante war die berühmte Frieb-Blumauer. In Felle genäht, als ganz kleines Ding, ist sie als „Schmerzensreich" in „Genoveva" zuerst über die Bühne getragen, dann hat sie als Infantin in „Don Carlos", dieser Rolle aller richtigen Theaterkinder, vierjährig, mit piepsigem Stimmchen zu sagen gehabt: „Mein Vater zürnt, und meine schöne Mutter weint!" Aber darauf kam es dem Mariechen gar nicht an, es hatte weit größere Freude an seinem langen Kleidchen und den goldgestickten Schuhen, und weil es die Mutter hoch oben im Theater sitzen wußte, deutete es unbekümmert um König Philipps Pein auf sein Röckchen und streckte die Füße vor, damit die Mutter die Herrlichkeit sähe.

Der Komiker Seebach wurde sehr früh Witwer und suchte seine beiden kleinen Mädchen, so gut es ging, zu erziehen; die Verhältnisse waren sehr dürftig, so mußten sie bald versuchen, auf eigenen Füßen zu stehen. Marie war eine durchaus musikalische Natur

Digitized by Google

und hatte ein liebliches Stimmchen, deshalb sollte sie Gesangssoubrette werden und als solche fand sie, blutjung, Engagement in Fürth, Nürnberg, Stettin. Lieber Himmel, weit reichte die Gage nicht. — Als sich Marie das erste, bereits getragene Theatersammetkleid verschaffen konnte — mit Goldpapier garniert, diente es für höfische Pracht, kurz mit Band umrandet für noble bürgerliche Verhältnisse —, war sie glücklich.

Marie Seebach.

In Stettin wohnte die junge Künstlerin bei einer Wirtin, die ihr Klöße und Speck und zur Abwechslung Speck und Klöße kochte — sie wurde bleichsüchtig. „Fleisch müssen Sie essen," dekretierte der Arzt. Bei der Gage! So gab sie denn Klavierstunden à zwei „gute Groschen", um für ihre Schwester und sich bessere Mahlzeiten beschaffen zu können. Diese Schwester Wilhelmine ist auch eine gute Schauspielerin geworden und hat lange Zeit in Königsberg gewirkt, wo sie unter Ehren ihren Abschied nahm.

Neben den Soubrettenrollen hatte die kleine Seebach auch Röllchen im Schauspiel — und sie war ehrgeizig. Sie sah in großen Rollen ab und an auch bedeutende

Digitized by Google

Künstler und lernte von ihnen. Sie studierte Tag und Nacht, mit eiserner Energie, mit zähem Willen. Ich habe nie in einem zarten Körper eine so starke Willenskraft gesehen, wie sie Marie Seebach besitzt — die hat sie neben dem von der Natur geschenkten herrlichen Talent zu der Größe echter Künstlerschaft heranwachsen lassen. Und die junge Novize bildete sich auch — nur aus sich selbst, durch offenes Auge, offenes Ohr, Fleiß und dreimal Fleiß — so hat sie den hohen Grad einer Bildung erreicht, wie ihn wenige ihrer Kolleginnen besitzen.

Ein großer Fortschritt war's, als die junge Künstlerin nach Kassel kam; sie gefiel ungemein in ihren munteren Rollen, lernte aber die tragischen, und dann wurde sie von dem berühmten alten Maurice entdeckt — er ließ sie als „Gretchen" in Hamburg am Thaliatheater auftreten. Und mit einem Schlage bekam sie Ruf und die Flügel wuchsen ihr; sie wurde nach Wien berufen ans Hofburgtheater, spielte in den Münchener Mustervorstellungen und hatte Gastspiele über Gastspiele. Kein Theaterort in Deutschland, der sie nicht sah, kein zeitgenössischer Künstler, der nicht mit ihr gespielt hat — mochte es in einer großen oder kleinen Rolle neben ihr sein. Dann kam sie an das Hoftheater in Hannover, und hier verbrachte sie auf dem Zenith des Erfolges, in der Blüte ihrer Kraft, getragen von der Bewunderung des Publikums, gefördert von der Gunst des kunstsinnigen Königs Georg V. und seiner Gemahlin Marie, eigentlich die schönsten Jahre ihres Künstlerlebens. In der Leinestadt feierte man sie, Gastspiele außerhalb brachten ihr rauschende Erfolge, am Hofe sah man sie oft. Sie wurde als Vorleserin immer in Form einer Einladung befohlen, sei's in das Palais an der Friedrichstraße, sei's nach dem grünen historischen Herrenhausen, wo die Kurfürstin Sophie, Leibnitzens Freundin, gelebt, und das die Sommerresidenz war; sie trug vor, sie plauderte, sie durfte ihren witzigen Einfällen nachgeben. Im Palais Altenburg, wo der Vater der Königin Marie und ihre Schwester Therese wohnten, war sie ein oft gesehener Gast, und diese Beziehungen zu dem hannöverschen Königshause machten sie auch in andern Residenzen hoffähig infolge ihres künstlerischen Adelsbriefes. Und das Publikum erst in Hannover, wie schwärmte das für „unsere Seebach"! In der Oper wie im Schauspiel und im Konzertsaal wurde in Hannover zu jener Zeit ungemein viel geleistet, einen ersten Rang als Kunststadt nahm die Welfenresidenz ein. Wachtel und Niemann und die Nottes und Caggiati und Ubrich waren Gesangesgrößen, Joachims Ruhm blühte dort auf, das Orchester bestand aus Künstlern; im Schauspiel wirkten Carl Devrient, Alexander Liebe, die schöne Frau von Bärndorf, die Ehrhard, die Keßler — ein solches Königinnenpaar, wie die Bärndorf als Brunhilde und die Seebach als Krimhilde haben auf keiner Bühne sich in den Nibelungen wieder gegenüber gestanden.

Daß die Seebach heiratete, in der Marktkirche mit dem Sänger Albert Niemann getraut wurde, das beschäftigte die Schulkinder am denkwürdigen Tag in der Pause, die ganze Stadt strömte zu dem Ereignis herbei.

Das beliebteste Künstlerpaar verband sich, das war geradezu „ideal", und gewiß ist, daß der große „Schauspieler" Niemann sich neben dem Sänger an der Seite der Künstlerin entwickelt hat; besonders erfreut waren der König und die Königin über die Heirat.

Wie jede andere Frau, ganz dem Mutterglück hingegeben, tauchte im Lauf der Jahre Frau Niemann-Seebach mit Söhnchen und Wärterin auf in den Ausflugsorten, im Walde, der Eilenriede, die stundenweit die Leinestadt umgiebt. Um diese Zeit war's, wo ab und an ein Theaterbillet der Großmutter für mich abfiel und ich die Seebach als „Grille", als „Waise von Lowood" sah — und da begann meine Schwärmerei für sie; wann und wo sie dem Schulkind begegnete, folgte es ihr von ferne, und ich machte einer Freundin die schönsten Schulaufsätze, nur damit sie mich mit an die Thür der Künstlerin nahm, der sie oft Bestellungen der Eltern auszurichten hatte. Noch heute ist sie mir in Erinnerung im blauseidenen Kleide mit der Krinoline und den rötlich schimmernden Locken, wie sie einmal über den Schillerplatz schritt, traumverloren. Wenn der Dichter von seinem Postament heruntergestiegen wäre, um der Darstellerin seiner Heldinnen bronzeklirrend eine Reverenz zu machen,

Digitized by Google

ich hätte es gar nicht so verwunderlich gefunden. Und wenn wir jetzt zuweilen zusammensitzen, die große Künstlerin nun „weiß in Haaren", dann kommt sicher immer einmal die Rede auf die hannoversche, „die alte und gute Zeit".

Nach den politischen Ereignissen des Jahres 1866 wurde Albert Niemann an die Berliner Oper gerufen, Marie Seebach ging auf Gastspielreisen, auch nach Amerika — in den achtziger Jahren, nach dem Tode von Minona Frieb-Blumauer, wurde sie für das alte Fach am Berliner Schauspielhause engagiert.

Ob Marie Seebach eine Schauspielerin im modernen Sinne war? so bin ich oft gefragt. Von den Schillerschen und Goetheschen Frauengestalten ist ein gewisser Stil nicht zu trennen — das haben wir gesehn, als die Realisten an die Darstellung von Kabale und Liebe im Deutschen Theater gingen — es war ein mißglückter Versuch. Dieser Stil war Natur bei der Künstlerin, das Gemeine zu verkörpern würde ihr unmöglich gewesen sein; Theodor Döring, der doch ein großer Realist war, nannte sie die „wahrste Julia". In vielen Stücken der Birchpfeiffer hatte sie Glanzrollen, sentimental mit dem Anflug von Trotz — eine Alma in der Ehre würde ihr nie gelegen haben, eine Ibsensche Nora aber. Und wie stand ihr die Hebbelsche Wucht, der Schmerz und der Racheschrei einer Krimhild zu Gebot!

Leute „von gestern und von heute" hat es immer gegeben, wenn auch die Modernen meinen, sie haben „sich" erfunden. In der Litteratur, in der bildenden und darstellenden Kunst war immer ein Jungdeutschland da. Ich mußte lächeln, als ich kürzlich einen Brief von Adele Schopenhauer von 1819 las, worin sie in Bezug auf einen Maler sagt: „Ich sah sehr brave Sachen von ihm, nur zu wild, zu sehr nach der neuen Teutschheit schmeckend —" könnte das nicht ebenso gut heute geschrieben sein?

Nach Goethes steifen Regeln für Schauspieler hat sich Marie Seebach kaum gerichtet, sie gehörte auch keiner Schule an — sie war ein künstlerisches Ich — aber Schneuzen, in den Haaren kratzen, Taschentücher auswinden, was durch die Duse bei uns modern geworden, würde sie doch verschmäht haben.

Auf eine Fülle schöner Erfolge, glänzender Triumphe, wie sie selten in solcher Menge einer Künstlerin auf der nicht dornenfreien Bahn geboten worden, kann Marie Seebach zurückblicken, aber sie hat dem Schicksal, das nichts unbezahlt gewährt, auch schweren Tribut entrichtet. Der „Schmerzensreich" ist zu einem Omen für sie geworden — ihr Frauenleben war an Schmerzen reich. Ihre unglückliche Ehe mußte gelöst werden — noch härter war's, daß sie den einzigen Sohn in der Blüte seiner Jahre an unheilbarer Lungenkrankheit hinsiechen sah, gerade nachdem sein Talent als Maler verdiente Beachtung gefunden. Die Urne mit seiner Asche führte sie heim von Mailand . . . Aus dem niederbeugenden Kummer um zertrümmertes Glück hat sich bei der nicht Verbitterten die Liebe zum Nächsten losgerungen, zu den Alleinstehenden und Hilflosen ihres Berufs. Sie gründete mit Aufwendung eines großen Teiles ihres Vermögens das Marie Seebachstift in Weimar, das bestimmt ist, je 14 Insassen, invalide Mitglieder des Schauspiels oder der Oper ohne Ansehn der Konfession aufzunehmen und ihnen ein sorgenfreies Leben zu gewähren und alles, was zu des Lebens Notdurft gehört, Wohnung, Verpflegung, Licht, Heizung, Bäder und Wäsche. Ein schöner Neubau mit Garten in der Gartenstadt Weimar, auf diesem klassischen Boden mit all seinen Traditionen, ist das Stift, in welches Marie Seebach oft einkehrt, um mit ihren großen Babies Feste zu feiern, nach ihrem Ergehen zu sehen, sich an ihrem Glück zu weiden. Die Künstlerin hat eine reiche Lebensarbeit hinter sich, ihre Stiftung ist die Krönung derselben.

Digitized by Google

Zwei Frauensilhouetten aus der Romantik.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Seltsame Seelen und seltsame Gefühle enthüllen sich in den Briefwechseln aus der Zeit der Romantik. Ein zerfaserndes Analysieren des eigenen Ichs, ein stetes Sichselbststudieren vor dem Spiegel, ein Wühlen in den geheimsten Winkeln des Seelenlebens, eine raffinierte stilistische Form der Analyse. Solche Briefe schreibt man in unserer raschlebigen Zeit nicht mehr, doch die modernen psychologischen Romane von müden Seelen zeigen enge Verwandtschaft. Anfang und Ende des Jahrhunderts berühren sich.

Und noch mehr verwandte Fäden weben hin und her.

Die Frau beginnt in der Zeit der Romantik ihre Selbständigkeit zu ahnen. Es ist die Zeit der starkgeistigen Weiber, die sich selbst ihren Platz in der Welt suchen und behaupten wollen, die mit den Männern erfolgreich im geistigen Kampf ringen. Doch die ganze Bewegung dieser Epoche steht wiederum nicht in dem verstandesklaren Tageslicht, das in der Gegenwart um sie spielt.

Das Unabhängigkeitsstreben der Frau in der Romantik ist durchaus umwebt von phantastischen Wolken; die Frauen tragen überschwer den Ballast überheiß gesteigerten Gefühls, eines seelisch-sinnlichen Überschwanges, der ihnen die klugen Köpfe umnebelt und sie schwelgen läßt. Sie können wissenschaftlich arbeiten, sie können Freund dem Manne sein; aber schnell steigt wie eine glühende Feuersäule phantastische Leidenschaftlichkeit auf und überströmt lodernd alles. Laura Marholm, die mit stark bezweifelbarer Sicherheit die Mischung aus seelischer Freiheitssehnsucht und sinnlicher Gebundenheit als charakteristisch für das moderne Weib konstruierend aufstellt, hätte ihre Modelle einwandfreier und unretouchierter unter den Frauen vom Anfang des Jahrhunderts gefunden, als unter den Frauen von heut.

Es ist damals die Zeit der schwärmerischen Seelenfreundschaften; Männer und Frauen plündern gegenseitig ihre Gefühle und errichten daraus einander Raubaltäre. Ihre Gefühle suchen und fliehen sich in einem sinnlich-übersinnlichen Freien. Sie tauschen die Rollen. Die Weiber werden zu Männern, und die Männer feminin.

Wie schmilzt Friedrich von Gentz, einer der buntscheckigsten Charaktere der Zeit, verschwenderisch, lasterhaft, abergläubisch, lebensgewandt, politisch versiert, kühl berechnend, dabei sensitiv, jedem Eindruck verfallen, vor der Rahel hin:

„Sie nennen mich ein Kind; es ist das Süßeste, was Sie mir sagen können. Aber Sie allein, Sie machten mich zum Kinde. Wissen Sie denn nicht mehr, wie groß und erwachsen ich war, und wie ich neben Ihnen, in dem Blütenduft Ihrer alles auftauenden, auflösenden, schmelzenden Atmosphäre wieder zum Kinde herabsank? Wie ich mich täglich, stündlich verjüngte? — Wissen Sie, Liebe, warum unser Verhältnis so groß und so vollkommen geworden ist? Sie sind ein unendlich produzierendes, ich bin ein unendlich empfangendes Wesen; Sie sind ein großer Mann,

Digitized by Google

ich **bin das erste** aller Weiber, die je gelebt haben. Das weiß ich: wäre ich ein physisches **Weib** geworden, ich hätte den Erdkreis unter meine Füße gebracht. Nie habe **ich etwas** erfunden, nie etwas gedichtet, nie etwas gemacht: aus mir allein ziehe **ich nicht den** lumpigsten Funken heraus. Aber meine Empfänglichkeit ist ohne Grenzen; **Ihr** ewig fruchtbarer Geist traf auf diese unbegrenzte Empfänglichkeit, und so **gebaren wir** Ideen und Gefühle und Sprachen, die alle ganz unerhört sind. **Was wir beide** zusammen wissen, ahnt kein Sterblicher."

Die **Rahel** ist so recht der Typus der romantischen Frau. Von scharfem Verstande, hoch gebildet, von feiner, durchgeistigter Kultur und dabei in ewiger Glut, aus einer **Passion** in die andere gleitend, sich verflackernd in überhitzten Gefühlen, die in **wildem** Wechsel die Widerstandslose überrumpeln:

„**Aber**, was habe ich denn verbrochen, daß einer mich dem andern in die Hände **wirft**, bis die Göttin selber wieder vor mir steht und mich versteinert."

Im Alter schämte sie sich ihrer eigenen Briefe:

„So erniedrigend darf man sich auch in der größten Leidenschaft nicht vom Schmerz auseinander zerren und herumschleppen lassen."

Varnhagen hat uns das Bild dieser Titanide geschildert:

„Graziös und doch kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuß und Hand auffallend klein. Das Antlitz, von reichem schwarzen Haar umflossen, verkündigte geistiges Übergewicht; die schnellen und doch klaren dunklen Blicke ließen zweifeln, ob sie mehr gäben oder aufnähmen, ein leidender Ausdruck lieh den klaren Gesichtszügen eine sanfte Anmut; was am überraschendsten traf, war die klangvolle, weiche, aus der innersten Seele heraufönende Stimme."

Aus der Treibhausatmosphäre dieser schwülen Seele tritt man in eine kühle, friedevolle Luft, wenn man die Briefe aus dem Humboldtschen Kreise aufschlägt. Es ist höchst interessant, daß es durch Dokumente aus den verschiedensten Kreisen möglich ist, festzustellen, wie zu einer Zeit auf der einen Seite psychische Exaltiertheit durchaus typisch war, auf der anderen Seite ein Goethisches Streben nach Harmonie und Ausgleich.

Das Buch „**Gabriele von Bülow**" läßt vor uns diese Welt in vollendeter Reinheit auferstehen. Dies Leben der Tochter Wilhelm von Humboldts und seiner Gattin Caroline geb. von Dacheröden giebt wie in Reinkultur die Antipoden des Rahelkreises. Was Heinrich von Bülow, der Gatte Gabrieles von Humboldt einmal von sich sagt: „Das Pikante, Forcierte ist mir ganz zuwider, sowohl in Speisen, als überhaupt in allen Verhältnissen des Lebens," gilt von ihnen allen. Sie haben etwas Gerades, Gesetztes, höchst Unproblematisches. Menschen, die reines Herzens sind, voll Gottvertrauen und Gottesfurcht. Mit starkem Pflichtgefühl und ritterlicher Gesinnung. Antike Klarheit, Harmonie und Ruhe charakterisieren die Ehe der Eltern Gabrieles. Die Mutter war das Muster einer edlen, vornehmen Frauengestalt. Mit schlichter Häuslichkeit, die auch dem Alltäglichen seinen Sinn zu geben weiß, verband sie höchsten und freisten Schwung der Phantasie. „Sie trug nie etwas Excentrisches ins Leben hinüber und schloß immer das Seltenste und Ungewöhnlichste in sich."

Welch interessantes Schauspiel, wenn sich diese beiden Welten begegnen und berühren. In einem soeben erschienenen Briefband genießen wir es: in der Korrespondenz zwischen **Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen.**[1])

[1]) Her. v. Alb. Leitzmann. Weimar Herm. Böhlaus Nachfolger.

Digitized by Google

Wilhelm von Humboldt, der Gatte Karolinens hatte vor seiner Verheiratung, während seiner Berliner Jahre, viel in den jüdischen „Bureaux d'esprits" verkehrt, wo Henriette Herz, Dorothea Veit, Sara und Marianne Meyer, Rahel Levin die geistigen Sterne waren. Er führte nach seiner Verheiratung, als er von Jena wieder nach Berlin übersiedelte, seine junge Frau mit diesen Freundinnen zusammen. Vor allem fanden sich Karoline und Rahel. Aber es ist zwischen den so verschieden gearteten keine sichere, feste Freundschaft erwachsen. Es ist ein ganz seltsames, von Künstlichkeit nicht freies Verhältnis. „Beide Frauen erwärmen und beleben ihre Empfindungen für einander, empfinden den lebhafteren Trieb, sich einander mitzuteilen lediglich im Hinblick auf eine Person oder Idee, die ihr gemeinsames Interesse von verschiedenen Seiten her anregt: so bei ihrer Freundschaft für Wilhelm von Burgsdorff, so bei der Anteilnahme an den Geschicken Deutschlands, während des Befreiungskrieges gegen Napoleon. Von einem solchen gemeinsamen Fundament aus gewinnen sie dann weiterhin auch Interesse und lebendigen Anteil an ihren so verschiedenartigen Charakteren und Naturen, an ihrer gesamten gegenseitigen Existenz."

Diese beiden Wesen, Karoline und Rahel, die außerordentlich markant zwei Frauentypen ihrer Zeit bezeichnen, entschleiern sich in ihren bezeichnenden Eigentümlichkeiten.

Rahel ist nervös sprunghaft, flackernd. Sie zeigt jene sensitive Abhängigkeit von der Witterung, die in den Briefen des Friedrich von Gentz und Adam Müllers solche große Rolle spielt.

Sie schreibt in einem eiskalten Dezember, der sie fast tötet: „Bei solchen Umständen möchte ich das Herz kennen, das sich nicht so tief verkröche, daß man's gar nicht mehr ahndet. Ich will nicht eher zu Ihnen reden, bis es sich in lauer Witterung wieder meldet. Nehmen Sie dies nicht für Spaß; ich habe kein Sentiment in Kälte."

Ihr Stil hat etwas fiebernd Pulsierendes. Sie kommt von einem auf das andere, überhastet und zerfahren. Sie wühlt in Zärtlichkeiten und stammelt Beteurungen; sie windet sich in Konvulsionen des Gefühls und schreit verzweifelnd um Frieden. Es sind tiefe, wahre und wehe Herzenslaute, die hier laut werden.

Nachdem der Briefwechsel zwei Jahre gestockt hat — Karoline von Humboldts römischer Aufenthalt bildet diese Pause — nimmt ihn Rahel wieder auf. Und gleich im ersten Brief streift sie sich mit einem Fanatismus des Leidens alle Hüllen vom Herzen: „Der Tod ist es, wenn wir Freunde nach langen Jahren wiedersehen. Ist Dir das schon geschehen; mit Freunden, meine ich, denen Du ganz treu geblieben bist, ganz? Mir hier mit Gentz; den ich zweimal gesehen habe. Das ist der Tod: es ist eine solche Veränderung, daß selbst die Erinnerung ihnen nicht bleibt; alle Eigenschaften sind dahin nach dem Tod, nur anders gemischt, und auch für die Erinnerung verschwemmt, so ist gewiß der Tod."

Und nun folgt eine Kette von Selbstbespiegelungen, die die Richtigkeit des Karolinenwortes beweisen: Rahel habe ein namenloses Talent, das Leben mit allen Widersprüchen darin und im eigenen Gemüt auszusprechen.

Rahel schreibt, wie sie so sehr verliebt in ihre eigene Herzensschwäche sei.

Die Sensation einer großen Wirksamkeit ergreift ihre hysterischen Nerven, als das Kriegselend 1813 Prag mit Verwundeten füllt. Sie wurde eine brünstige Samariterin. Ihr Stil ist in diesen Zeiten noch wirrer, konvulsivischer; es pulsiert in

Digitized by Google

ihr, wie im zuckenden Herzschlag eines gefangenen Vogels, und zwischen den eigenen hingewühlten Stammelworten klingen biblische Reminiscenzen: „Wären wir jetzt zusammen! Wie ist mir! Jetzt ist mir wieder das Herz wie mit einer Hand zugehalten: Gestern hatte Gentz — von dem ich sie immer erhalte — keine Nachrichten; und nun fürchte ich wieder alles: obgleich vorgestern die besten waren. Mein Mädchen ist hin zu ihm — wir wollen ihn künftig immer Taube nennen, weil er in der Taubenstraße wohnte — und ich warte, solches Warten: Gott kennt es. — Sie schlagen sich alle Tage, kommen nicht aus den Kleidern, schlafen bald auf der Erde, bald in leeren Häusern auf Kanapees. Haben bald kein Brod, bald Fülle des Weins."

* * *

Ganz anders ersteht uns aus diesen Blättern das Bild Karolines von Humboldt. Es gleicht genau der vornehm stillen Miniatur, die uns aus dem Buch Gabriele von Bülow entgegenleuchtet. Bei Rahel lohende Unrast und Unstäte, ein Glück ohne Ruh; bei Karoline Maß und Meeresstille unter blauem Himmel.

Sie ist eine jener Frauen hoher Kultur, die in der engeren Welt ihres Hauses und in der weiten äußeren Welt gleichermaßen bedeutend wirksam und werkthätig sind; die das Talent haben, Menschen von Qualitäten um sich zu kristallisieren, ringsum befruchtende Anregung zu spenden, vielen viel zu sein und dabei herzensruhig zu bleiben und sich nie zu verlieren.

Varnhagen charakterisiert ihre Art erschöpfend:

„Sie scheinen überhaupt, meine teure Freundin, recht dazu gemacht, zusammenzuhalten, zu vereinigen, um sich her zu versammeln. Sie müssen dem gebildeten, erhöhten Leben wie jene glücklichen Seehäfen sein, die alles herbeiziehen, alles fordern und nicht umgangen werden, nicht ersetzt werden können. Mir war es oft ein Gegenstand des Nachdenkens, wie Sie es anfangen, daß alles, was Ihnen auf irgend eine Weise angehört, alsbald mit Ihnen zur Einheit, von Ihnen unzertrennlich wird, und dies Erzeugnis der seltensten Bildung habe ich weder ergründet, noch anderswo gefunden. Sie sind es gewissermaßen nicht allein, es ist ein ganzes, reicherfülltes, vielseitiges Lebensgebild, kein Haus, sondern ein Land, kein Baum, sondern ein Wald, kein Kunstwerk, sondern ein Zeitraum von Künstlern mit ihren Werken und Gesinnungen." Sie tritt uns entgegen, wie aus dem Bilde eines alten deutschen Meisters. Sie steht im stillen Frauengemach, aber ihr Blick geht durch das geöffnete Bogenfenster weit hinaus in das Land.

Sie genießt ihr häusliches Glück, ihr „inneres und äußeres Dasein bildet sich zur schönsten Harmonie; zuweilen ergreift mich wohl eine Ahnung; daß mein Leben still zu einem anderen hinüberströme, aber sie trübt keinen Gedanken, sie streift keinen Glanz von der seligen Gegenwart."

Sie hat das Bedürfnis „alles in sich klar zu wissen, und sollte es das Leben kosten."

„Ich gestehe es, nicht ohne die tiefsten Schmerzen, nicht ohne den bittersten Verlust ist mein Herz zu dem Besitz dieser Klarheit gekommen, aber durchgesetzt mußte es sein. — Ich bin in mir frei und ruhig, der Genuß des Lebens ist mir errungene Kraft, Sinn für alles Menschliche und für alles Göttliche im Menschen."

Alle die Problematischen, die ihr Leben streifen, sehen sich in dem immer gleichen ruhigen Spiegel dieses Daseins und finden in ihm Beschwichtigung. Varnhagen, in

Digitized by Google

dieser Zeit ein Nomade mit unsicherer Zukunft, auf der Jagd nach dem Glück, fühlt das besonders stark.

„Es ängstet mich, wenn ich Ihre schönen Briefe betrachte, und mich an der weichen Klarheit derselben freue, mich mit dem Bewußtsein Ihnen gegenüber zu wissen, daß in mir so wechselnde Möglichkeiten sind, und es ist mir ordentlicher Weise ein Glück, die Gelegenheit zu treffen, mich mit Ihnen darüber zu verständigen."

Die Briefe Karolines reifen nach der langen Unterbrechung der Korrespondenz noch an Ausgeglichenheit:

„In mir, darf ich Dir mit Wahrheit sagen, wirst Du alles stiller, reiner, liebender finden. Der Schmerz des Herzens, der früh in mein Leben griff und dem ich mich hingab, hat es endlich geläutert und gestärkt, und hinaufgehoben zu dem Genuß einer inneren, seligen Klarheit, die ich in dunkler Leidenschaftlichkeit ehemals nicht ahnte."

„Täglich fühle ich's mehr und mehr, wie es sich wohl steht über den Fluten der Vergangenheit."

Karoline schafft sich ihr Leben zu einem vollendeten Kunstwerk. Sie bildet das, was sie als ihre Wesenheit erkannt, in sich konsequent aus. Sie behält das offene Auge für alle die andern, ihr Schreiten, Straucheln und Irren. Aber ihr eigener Weg bleibt davon unberührt:

„Ich kann alle Naturen begreifen, verstehst Du wohl, mein Kind, und tadle deshalb weniger als irgend jemand, daß dieser oder jener so und nicht anders ist, allein es behagt mir nur, was stiller, reiner, aber vor allem milder und innig liebender mit dem vorschreitenden Alter wird."

Die Wege der beiden Frauen konnten nicht neben einander gehen. Sie mußten sich trennen. Die Kluft ließ sich auf die Dauer nicht überbrücken. Rahel heiratet Varnhagen. Man sieht sich erst spät nach Jahren wieder, sucht vergebens die alten lieben Züge und vermeidet sich.

Varnhagen schreibt:

„Nur bei der Humboldt sind ich die vorige Zuvorkommenheit nicht; sie klagt mich an, ich sei ganz anders als sonst und ängstige sie mit dem Zweifel der Falschheit."

Und Rahel sagt von der einstigen Seelenfreundin:

„Ich liebe sie, je l'apprécie, ich lobe sie aus dem Herzen. Schreiben aber kann ich ihr nicht, weil ich mir selber gegenüber sie nicht Sie nennen kann; nicht aus Stolz, aber es ist mit Sie nicht dieselbe Person in meiner Seele. Es thut auch weiter nichts, als daß ich nicht schreibe; wir lassen uns zärtlich und freundlich grüßen und manches sagen."

Uns aber ist es interessant, den beiden Frauengestalten zu begegnen und ihren intimen Zwiesprachen zu lauschen.

Sie beide, jede in ihrer gegen die andere kontrastierenden Wesenheit, so charakteristische Typen ihrer Zeit. Und sie beide nicht nur Frauen ihrer Gegenwart, sondern auch Keimträgerinnen der Zukunft.

Digitized by Google

Maienfrost.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Es ist an einem Sonntag Vormittag. Vor dem Stalle auf der hölzernen Bank sitzen zwei Knechte, der eine rothaarig und mit Sommersprossen bedeckt, der andere semmelblond mit magerem, gelblichem Gesicht. Die Sonne, die durch windzerzauste Wolkenmassen ihr kühles Mattgold auf den Hof sendet, spiegelt sich in den blankgewichsten Stiefeln der Knechte. Der eine hat hohe Stiefel an mit vielen Wulsten um das Fußgelenk, der andere ist nur im Besitz von Gamaschen. Dafür sind diese aber unheimlich blank: ein goldener Stich liegt auf jedem Fußblatt, und die Ränder schimmern blitzblau.

Die Knechte freuen sich über das Nichtsthun und die blanken Stiefel, im übrigen wäre es ihnen willkommen, wenn sich irgend etwas auf dem Hofe ereignete.

Über den großen gelbbraunen Strohstaken, dessen anfänglich puddingförmige Gestalt jetzt traurig schief und vernachlässigt aussieht, fliegen Tauben, und der Schäferhund läuft geschäftig zum drittenmale über das vertrampelte, weit auseinandergebreitete Stroh. Vom Hühnerhofe kommt eine weiße Klucke mit ihren Küchlein, die wie wandelnde Eidotter hinter ihr her trippeln. Der Schäferhund läuft jetzt auf den Pferdestall zu und kommt dabei in das Bereich der gefiederten Mutter, worauf diese die Flügel hebt, ihren Umfang durch Sträuben der Federn verdoppelt und wie ein Segelschiff mit geöffnetem Schnabel auf ihn los rauscht. Der Hund findet dies albern und wirft die Ohren zurück, aber er hat doch Respekt vor dieser energischen Äußerung von Mutterliebe und läuft spornstreichs dem Schafstalle zu, unter dem Vorwand, daß dort etwas Beunruhigendes vorgefallen sei; denn er bellt laut und herausfordernd.

Da kommt eine Frau über den Hof gegangen. Sie hat ein wollenes Umschlagetuch um den Oberkörper gewickelt und ein wollenes, kirschfarbenes Tüchelchen um ihr rotbäckiges, verständiges Gesicht gebunden. Sie steuert auf das lange, einstöckige Gesindehaus zu.

Über das Dach gucken weiße Hügel herüber: das sind blühende Kirschbäume. Wie junge, weißgekleidete Mädchen, die, zu früh erschienen, in einem kalten, unvorbereiteten Raum sich schauernd zusammendrängen und sich nun ihres Staates, ihrer schonungsbedürftigen Unschuldsfarbe schämen, so stehen die Bäume unter dem launischen Himmel, in dem lieblos matten Sonnenlicht.

Auf der Schwelle sitzt Robert. Im Vorbeigehen streichelt die Frau über seinen blonden, runden Kopf, was er mit einer Grimasse erwidert, ohne seine Augen von seinem Spielzeug, einer invaliden Mausefalle, zu trennen.

In der niedrigen Stube mit den dicken Balken sitzt Frau Jube am Fenster. Gretchen reitet auf ihrem Knie, ein blondes, großes Kind. Es ist quarrig, und die Mutter ist ärgerlich. Mit nichts komm' ich von der Stell'! Wie sieht die Stub' aus, da liegt noch das Bett, nicht gefegt, alles wegen der Marjell, denkt sie, und als nun Gretchen wieder an zu quarren fängt, wippt sie emsig mit dem Bein.

„Herein!" Es hat geklopft; der Besuch tritt ein. Die Frauen küssen sich.

„Meine Stub' sieht noch schlecht aus für Sonntag Vormittag, aber sie läßt's nicht zu!" Frau Jube drückt das Kind mit der Linken an sich und rückt mit der Rechten einen Rohrstuhl ans Fenster.

„Na, wie geht das? Alles in Ordnung? Jung' oder Mädel?"

Digitized by Google

Frau Werra berichtet; es ist ein Junge, und alles in Ordnung so weit bei der Tochter. Dabei sieht sie Gretchen aufmerksam an, und das Kind betrachtet die Fremde ebenso. Über der blanken, runden Stirne stehen ihr die Haare in die Höhe; die weitstehenden Augen sind von unvermischtestem Azurblau, das Mündchen steht offen, aus dem zartrosa Gaumen stecken einige milchweiße Zahnspitzchen heraus, und helle Tropfen fließen über das winzige Kinn auf das weiche Tüchelchen, das kreuzweise über die Brust gebunden ist. Die Nase ist winzig klein und gegen die Stirn durch ein blaues Äderchen abgegrenzt.

Frau Werra sieht noch einmal durch die Scheiben nach dem Wetter, das sich wieder verdüstert hat oder in die Stube hinein, durch die offenstehende Thür in die Kammer, in der das schmale Fenster von Blütenschnee ausgefüllt ist; aber das Kind hängt mit seinen Augen unverwandt und fragend an dem Gesicht der Frau; zuweilen schlägt es mit den Händen und stößt einen Laut aus, der die Fremde zur Aufmerksamkeit auffordert.

„Kommst du zu mir?“ fragt die rotbäckige Frau, ihre verarbeiteten, starken Hände ausstreckend. Ja, das Gretchen kommt; sie hebt die Arme und läßt sich schwer und sorglos auf den einladenden breiten Schoß fallen. Frau Jube benutzt ihre Muße, um sich die Nase zu schnauben, dann sitzt sie still da mit ihren müden Armen, die Hände auf den Knien. „Ja, das ist eine Schwere, das ist eine Unnütze!“ Ihr gutmütiges Gesicht bleibt beim Sprechen ganz unverändert.

Frau Werra geht ein paarmal in der Stube auf und ab, wobei ihr steif gestärkter Unterrock raschelt; dann setzt sie das Kind auf seiner Mutter Schoß. „Die lebt nicht,“ sagt sie.

„Meine Grete nicht?“ fragt die Jube erschreckt, und eine Gänsehaut läuft ihr über den ganzen Körper, sogar ihre Wangen werden kalt und ziehen sich zusammen. „Meine scheene Tochter! Ich hab' schon vier begraben; vier schlafen schon!“ Sie drückt den großen Kopf des Kindes an sich, und aus ihren verstörten Augen lösen sich runde, dicke, helle Tropfen und rollen über ihre groben, welken Wangen.

Als am nächsten Tage um die Mittagsessenzeit der Wirtschafter Jube vom Felde kommt, tritt er in seine Stube und fragt: „Frau, was giebt's zu Mittag?“

„Ich hab' nichts kochen können. Kaffee. Die Irete is krank.“

„Himmelkreuzschockschwerenot,“ sagt der Mann und fährt sich mit der Hand ins Genick. Es ist ein mittelgroßer, hagerer Mann mit O-Beinen, braunem, durchsichtigem Vollbart und wenig Haaren über der kantigen Stirn. Seine Augen blinzeln hastig, als er seine Frau seitwärts ansieht. Man weiß nicht, weshalb er flucht, ob der Krankheit seiner Tochter oder des fehlenden Mittagessens wegen. Er tritt zur Wiege und beugt sich darüber, sein kalter, knochiger Zeigefinger fährt der Kleinen kitzelnd unter das glatte Kinnchen. Gretchen lächelt, wehmütig, nachsichtig, wohl mehr, weil sie es für nötig hält, den Vater zu begrüßen, als weil es ihr Freude macht, von ihm gekitzelt zu werden; sie ist mit anderen, ernsten Dingen, scheint es, sehr beschäftigt; sie leidet, ihre Brust bebt auf und ab, und der Atem pfeift.

Es wird Kaffee getrunken und Brot gegessen. Frau Jube läßt sich keine Zeit dazu; sie setzt es dem Mann und den Söhnen hin und beschäftigt sich mit Gretchen. Julius, der Älteste, fängt leise zu räsonnieren an, daß es keine Suppe und keine Kartoffeln giebt; aber der Vater hebt den Kopf mit dem triefenden Schnurrbart und fragt ihn, ob er ihn an die Luft setzen solle; da wird der Knabe rot und ißt schweigend weiter.

In den Nächten wankt die Mutter mit dem leise ächzenden kranken Kind auf der Diele auf und ab, auf und ab bis an den hellen Morgen und die langen, kalten Frühlingstage über ist es nicht anders: weder Nahrung noch Schlaf gönnt sich das arme Weib; es ist so, als ob sie nicht mehr zu den Menschen gehöre in ihrer Bedürfnislosigkeit. Fortwährend wechselt sie die Lage des Kindes auf ihren Armen, ihrem Schoß, bald hat sie es in der Wiege, bald auf der Erde, in Kissen gebettet; es beseelt sie der Gedanke, daß es nur auf die richtige Lage ankomme, damit ihr Gretchen von seinen Leiden befreit werde.

Als am Nachmittag des dritten Tages das Kind endlich eindruselt, setzt sie sich zu

Digitized by Google

ihm an die Wiege und will stricken und mit dem Fuß dabei wiegen; doch zu beiden Beschäftigungen ist sie zu müde. Zuerst fallen die Hände mit dem Strickzeug herab, und dann hält der Fuß inne. Die Wiege ruckt noch ein bißchen hin und her, dann steht sie. . .

Frau Jube trägt Wäsche, einen schweren Korb voll — der Julius hätte ihr auch helfen können, doch der ist in der Schule . . . Sie fährt auf, fällt mit dem Oberkörper nach vorn und tritt auf die Wiege — ja, sie war ja wohl eingenickt . . . Auf der Bleiche am Garten unten an dem großen Wassergraben liegt schon viel Wäsche, eine Menge Hemden, sehr feine Hemden, auch Laken. Die Obstbäume sind gerade so weiß wie die Wäsche, aber ungeblaut; die Apfelbäume sind sogar rot angelaufen. Das Wetter ist prachtvoll, so rechtes Bleichwetter; die Sonne scheint durch die Jacke, daß es ordentlich warm auf dem Rücken wird . . . Frau Jube zuckt ein wenig mit den Armen und tritt wieder auf die Wiege . . . Nun breitet sie die Wäsche auf dem Grase aus, es ist auch Sauerampfer dazwischen, und als sie aufsieht, sitzt da eine Frau in einem blauen Kleid auf der Bank an den Spargelbeeten. Das ist komisch: die Frau trägt einen goldenen Schein um den Kopf, gerade wie eine Heilige in der Buschamenka (Bildstöckel) am Kreuzweg. Das Kleid muß teuer sein: Seide und sehr große Falten. In den Falten sitzen Kinder, kleine Mädchen. Zwei zanken wohl gerade, das eine hat dem andern was weggenommen, einen Apfel. Was, die Grete kann schon laufen? Sie hat das karrierte Kleidchen an, das sie in der Kommode aufbewahrt. Beim Wäscheausbreiten schielt sie immer herüber und sieht, was die Grete thut. Nun nimmt die Heilige — es ist wohl eine richtige katholische Heilige — ihr Kind auf den Schoß, hebt ihr großes Kleid auf und schlägt es um und um die Grete, daß kaum die Haare zu sehen sind. Den Apfel nimmt sie dem großen Mädchen fort, und aus den Falten streckt sich eine kleine Hand: da, nun bringt ihn die Grete!

Frau Jube macht die Augen auf und bleibt steif auf ihrem Stuhle sitzen und rührt kein Glied. Durch das Kammerfenster sieht sie die blühenden Bäume gegen den roten Abendhimmel stehen; so recht auf Kälte geht die Sonne unter, so recht feurig. Die Stämme sehen aus als ob sie brennen; der Glanz beißt in die Augen. In der Stube ist auch solch ein rotes Licht und in der Kammer erst! Da sieht sie, was Gretchen macht, ob sie noch schläft. Wie ein Büschelchen weißer Kirschblüten liegt ihr Gesichtchen in den rotkarrierten Kissen, die Augen halb zu und das Mündchen ernsthaft herabgezogen . . .

Abends kommt der Mann vom Felde, mit spitzer, roter Nase und erstarrten Gliedern. „Na, Frau, gieb mir was Warmes; es ist eine niederträchtige Kälte."

„Die Irete is auch tot."

Jube sieht seine Frau an ohne zu plinken. Sie geht schweigend in die Kammer und hebt ein Handtuch auf, das zu Fußende des Ehebettes liegt. In einem kurzen Hemdchen liegt sie feierlich da, die kleine tote Menschenblume. Die Frau schlägt die Hände vor das Gesicht und beginnt wild zu schluchzen; zum Hinstürzen schwach lehnt sie sich an die Wand. Er geht und zündet die Lampe an und nimmt das Wirtschaftsbuch vor.

Im ganzen ist es nicht so schlimm, wie er gefürchtet hat. Bei den Todesfällen ihrer früher verstorbenen Mädchen war sie jedesmal wie eine Unsinnige gewesen mit Schreien und Wehklagen und Beten, das thut sie diesmal nicht, sie faßt sich und kocht sogar denselben Abend noch Mehlsuppe.

Für Robert ist das Ereignis sehr interessant. Julius weint. Julius ist sein Vorbild; er trägt lange Hosen, er ist sein direktester Vorgesetzter, der ihn behandelt wie etwa ein Sklavenvogt seinen schwarzen Diener; aber das schadet nichts, er ist doch sein Vorbild. Er versucht, ob er nicht auch weinen kann; aber nein, er kann es nicht, es ist auch genug, wenn Julius weint. Zum Abend darf er soviel essen wie er mag, und die Eltern rufen ihn nicht, die schleichen herum! Er nimmt den Vater scharf aufs Korn, ob er auch weinen wird. Nein, das thut er nicht. Die Mutter sagt, er stellt sich hart. Nun, und am nächsten Tage fährt die Mutter einen Sarg kaufen und Kleider, auch Schuhe und

Digitized by Google

Strümpfe, sogar ein Taschentuch, und der Gärtner kommt und bringt Grünes, und verschiedene Frauen kommen sich die Grete ansehen; denn die ist tot.

„Das ist eine so hübsche Leiche, da brauch' sich keiner vor graulen," sagt Frau Jube stolz, aber mit tropfenden Augen, als sie ihr geschmücktes Kind den Frauen weist.

„Zur Nacht wollen wir sie in den Rollkeller stellen," sagt Jube.

„Nein — Mann wo denkst du hin!" schreit seine Frau, die Hand auf den Kopf des Kindes legend. Das Ehepaar sieht sich schweigend an. „Ich werd' doch die Grete nich' da allein im Kalten stehen lassen," erklärt die Frau vorwurfsvoll. Er zuckt mit den Achseln; er sieht, dagegen ist nichts zu machen: so sind einmal die Weiber.

Ganz allein in einem Klapperwagen wird das Särgelchen zum Kirchhof gefahren. Der Knecht mit den Sommersprossen geht mit der Leine nebenher, und die Eltern und Julius und einige Frauen, deren Männer sich geweigert haben teilzunehmen, folgen.

Den Tag darauf ist es sehr öde und traurig in der engen Stube mit den Balken. Ein trostlos fader Geruch liegt in der Luft. Die Grete ist nun fort. Frau Jube sitzt mit schwerer, schmerzender Brust, um die sie sich fest ein Tuch gewickelt hat, am Ofen und bangt sich und härmt sich. Es kann sie nicht trösten, daß ihr Mann beim Mittagessen erzählt hat, beim Pflügen neulich hätte der Witzek einen länglichen Stein herausgebracht, der von Menschenhand — weiß der Kuckuck vor wieviel Jahren — behauen ist, so eine Art Kirchturmform, ordentlich ein Dach oben; den würde er auf Gretchens Grab bringen und mit schwarzer Ölfarbe ihren Namen aufschreiben. Sie soll ihn sich einmal ansehen, er steht unten am Gartenzaun. Ja, sie kann ihn sich ansehen, aber helfen thut es ihr nichts in ihrem großen Jammer.

Später kommt Frau Werra, nach der armen Juben zu sehen. Sie tröstet und redet gut zu: sie hätte es ja im voraus gesagt, und man könne nie wissen, wozu es gut ist, wenn der liebe Gott die Kinder zu sich nimmt, und beim Sprechen schielt sie nach der leeren Wiege in der Kammer; sie will sie kaufen, ihr Enkelkind braucht eine. Bei der Tochter liegen zwei in einer Wiege, das mag die Großmutter nicht — falls sie eine billig bekommt ...

Frau Jube meint, sie müsse erst ihren Mann fragen, sie wisse nicht, aber vier Mark wäre sie wohl noch wert.

Robert und Julius kommen auch herein. Es ist draußen so kalt, daß ihnen die Lust zum Herumstreichen vergeht; wenn's Winter ist, läßt man sich diese eisige Luft gefallen, aber jetzt, wo die Bäume blühen, schüttelt es einen durch und durch.

„Das ist nun Ihr Jüngster," sagt Frau Werra, auf Robert deutend, und dann sieht sie zum Fenster hinaus, ob Jube nicht bald kommt. Er kommt vom Speicher her mit seinen gebogenen Beinen, die nach dem Trauerfall noch magerer und gebogener aussehen.

Frau Jube schweigt und sieht den kräftigen, derben Jungen, dessen Ohren blutrot glühen, mit ihren verweinten, ratlosen Augen an. „Mit Mädchen hab' ich schon solch' Unglück. Wie ist so'n Jung'! Da, die Stiefel sind schmutzig, du Bengel!" Sie steht auf und giebt ihm einen Puff, und Robert giebt ihr heimlich einen wieder und zieht die Nase kraus. „So'n Mädchen, die schont doch, die giebt doch Obacht — sitz doch, Robert, laß die Tass'."

Robert schämt sich, weil von ihm die Rede ist; er geht an die Kommode, um etwas herunter zu nehmen.

„Sie werden noch eine Tochter kriegen; da is noch nich' aller Tage Abend," tröstet Frau Werra und überlegt, ob sie vier Mark für die Wiege geben soll; sie hat sechs in ihrem Taschentuch eingebunden.

„Ich will keine Kinder mehr. Eine Tochter krieg' ich doch nicht groß, und an den Jungen hab' ich gerad' genug."

Da tritt Jube ein, mit vor Kälte, Kummer und ohnmächtigem Ärger über das Wetter erstarrtem Gesicht.

„Ich will die Wiege kaufen," erklärt Frau Werra und alle drei gehen in die Kammer. „Das ist sehr gut, wenn die Wieg' aus dem Haus ist; dann giebt's gleich wieder Kindtaufen." Sie sieht Jube listig an; der macht eine wegwerfende Handbewegung, und Frau

Digitized by Google

Jube schüttelt mit dem Kopf und geht sachte aus der Kammer.

Der Besuch handelt noch etwas und ersteht das Möbel für vier Mark und fünfzig Pfennige.

In der Nacht fährt Frau Jube mit einem Schrei auf. Sie träumte, sie hätte ihr Kind bei sich, wie sie es immer bei sich hatte, und wäre im Schlafe darauf gefallen. Sie schaudert und liegt in Schweiß gebadet, ihre zitternden Hände tasten, ob sie nicht irgendwo unter den warmen Betten das atlasglatte Körperchen von ihrem Gretchen fühlen, aber sie faßt nur auf die harte Schulter ihres Mannes, der wie ein Toter nach den anstrengenden, langen Frühlingstagen schläft. Keine Grete, keine Tochter! Die salzigen Thränen rinnen ihr in den Mund, sie röchelt und schnappt nach Luft. Wo ist meine Grete? Und als sie sich das ein dutzendmal voll Jammer gefragt hat, fällt ihr der Traum ein, den sie hatte, als Gretchen starb. Da hatte sie 's gut, auf der Wiese, bekam einen Apfel, und die Heilige nahm sie unter ihr Kleid. Aber es war ein katholischer Traum. Ob sie ihren Mann fragen sollte, was er zu dem Traume meinte? Er schlief fest. Nein, schlecht konnte es die Grete nicht haben, ein unschuldiges Lamm! Und wenn die Heiligen sich die Zeit damit vertreiben, mit den Kindern zu spielen, so war's am Ende auch nicht schlimm; vielleicht war es im Himmel garnicht so, mit katholisch und evangelisch! Durch die ungewohnte Gedankenarbeit abgelenkt, ebbten allmählich Angst und Gram in der Mutter Herzen zurück, so daß sie wieder Schlaf fand.

Draußen sinkt die Temperatur unter Null. Die Landschaft liegt unter einem grünlichen, glasklaren Himmel wie erstarrt. All die heimlich keimenden, üppigen Säfte stocken in den jungen Halmen, den Blättern und Gräsern, ein schonungsloser Druck engt ihr Quellen und Wachsen ein. Kein Windhauch bewegt die weißen Blütenkronen; wie versteinert vor so viel Härte stehen sie, in ihr Schicksal ergeben. Noch sind sie von himmlischer Fleckenlosigkeit; aber morgen, wenn die Sonne über dem Schlachtfelde aufgehen wird, dann werden sich die Opfer zeigen!

Das moderne Weib.

Von

Gertrud Gräfin Bülow von Dennewitz.

Nachdruck verboten.

Die Verspottung und Verhöhnung der Frau ist nichts Neues auf der Welt; aber sie hat in neuester Zeit ein anderes Ziel erhalten und andere Formen angenommen als früher. Sie richtet sich nicht mehr allein gegen die — teilweise eigentlich ganz gern gesehenen — Schwächen des weiblichen Geschlechts, sondern gegen die Manifestationen einer bisher unerhörten Stärke desselben, die sich in eigenem Wollen, Streben und Können zeigt und gegen den Anspruch, in anderer als hergebrachter Weise beachtet und berücksichtigt zu werden, mit dem die moderne Frau gegenwärtig an die Öffentlichkeit tritt.

„Das moderne Weib" ist daher zu einem der gebräuchlichsten Schlagwörter geworden. Jeder nennt es, aber wer kennt es und weiß genau, was darunter zu verstehen ist? Nur wenige unter der Menge derer, die sich selbst für modern halten.

Daß die internationale Frauenbewegung daran geht, etwas Neues aus dem Geschöpf zu machen, das in erster Linie den Gattungsbegriff dargestellt hat und dessen Charakter hauptsächlich durch Unterschiede der Rasse und Volksangehörigkeit variiert zu sein schien, beginnt der Welt allmählich aufzudämmern, denn eine

Digitized by Google

Fülle von Zeitungen und Zeitschriften bringt ihr davon Kunde. Die Lobredner der guten alten Zeit und die Anhänger des Bestehenden spüren mit Unbehagen die wachsende Stärke der Bewegung; sie hören das Sturmessausen einer neuen Zeit, aber sie wissen nicht, von wannen es kommt und wohin es geht. Dem Weibe der Vergangenheit haben sie niemals viel Nachdenken gewidmet, darum können sie nun das Weib der Gegenwart nicht verstehen.

Wenn Dichter und Romanschreiber sich die neue Erscheinung mit Hilfe ihrer Phantasie zu erklären suchen, so mag man ihnen dies zu Gute halten; weniger Nachsicht jedoch verdienen die noch sehr zahlreichen Männer der Wissenschaft, die es nicht anders machen, obgleich sie meinen, sie hätten das Weib mit den X-Strahlen ihres scharfsinnigen Forscherblickes längst bis ins innerste Mark durchschaut. Weil das moderne Weib in keines ihrer fertigen Systeme hineinpaßt, erklären sie es für eine künstlich hervorgebrachte Homuncula, ein Unding, das an seiner eigenen Unnatur zu Grunde gehen muß.

Neben dem allgemeinen Mißbehagen und dem Wunsch nach Abwehr einer Erscheinung, die wie ein Gespenst bedrückend und peinigend wirkt, besteht eine starke Abneigung, diesem Gespenst näher zu treten und es einmal herzhaft in Augenschein zu nehmen. Daher die seltsamen, ja grotesken Vorstellungen vom modernen Weibe bei den unwissenden Gegnern aller Frauenbefreiung, und die Don Quixoterien, mit denen sie es bekämpfen.

Als etwas Unnatürliches ist bekanntlich dem Manne allezeit das denkende Weib erschienen.

Schon vor etwa zehn Jahren stimmte Anton Rubinstein einmal folgende Klage über die Frauen der Gegenwart an:

„Sie sind weder poetisch, noch einfach, noch sinnreich, sondern gelehrt, fragestellend, urteilend; thatsächlich haben wir heutzutage keine Ophelias, Julias und Gretchen mehr, denn jedes Mädchen ist ein Kontrapunkt und jede verheiratete Frau eine Fuge!"

Dieser vermeintliche Vorwurf ist eigentlich ein großes Lob für die Frauen, denn die Signatur des modernen Weibes ist eine gewisse Ernüchterung als Folge des Erwachtseins aus traumhaftem Vegetieren zum Nachdenken, Urteilen und thatkräftigen Handeln. Ist es nun nicht sonderbar, daß einem geistig hervorragenden Manne wie Rubinstein die Wandlungen der Zeit so unfaßlich bleiben konnten, daß er in einer wirklichen Vervollkommnung nur einen Mangel sah? Wer beklagt denn jetzt noch, daß die überschwängliche, thränenselige Zeit der Wertherperiode mit ihren schwülstigen Gefühlsergüssen und ihrem verzwickten Briefstil vorüber ist, daß Ohnmachten bei der heutigen Frauenwelt aus der Mode gekommen sind und daß die Naivetäten einer Bettina von Arnim keine Nachahmung finden? Soll der weibliche Charakter allein bis in alle Ewigkeit unverändert bleiben? Und endlich, welcher Lohn wurde Gretchen, Ophelia und Julia für die reiche Fülle ihrer Liebe zu Teil? Die erste endigte auf der Richtstätte, die zweite in Wahnsinnsnacht, die dritte durch Selbstmord, und ihre Nachfolgerinnen im Geiste füllen auch als ihre Schicksalsgenossinnen heute leider noch massenhaft unsere Gefängnisse und Irrenhäuser. Die moderne Frau hat also gegründete Ursache, sich andere Vorbilder zu wählen, wenn deren Häupter auch nicht von dem Strahlenkranz poetischer Verklärung umgeben sind.

Man sagt, die Frauen seien ihrer Naturanlage nach konservativ; aber die Männer sind es in Hinsicht auf veraltete Vorurteile nicht minder trotz der andersartigen Beanlagung. Selbst der moderne Mann hegt noch immer einen starken Widerwillen gegen das denkende Weib wie gegen ein entartetes Wesen; er kann sich nicht von der völlig unbewiesenen Annahme losmachen, daß die Verstandesentwicklung ein Weib unfähig zu hingebender Liebe mache. Und wer an Gespenster glaubt, der sieht sie natürlich auch. Hören wir nur einmal das Klagelied eines Dichters allerneuester Richtung an. Schauerlich enthüllt uns Wilhelm Arent „Das moderne Hirnweib" als die Verkörperung des selbstgenügsamen, kalten, nur begehrenden Egoismus:

Digitized by Google

„Jäh liegt, vom Rachepfeil der Wahrheit
Gestürzt, das Götterbildnis der herzgeliebten Frau! . . .
Das Gefäß der Eigenliebe,
Beim Hirnweib ist's satt und unerschöpflich
An Fluten eiskalter Selbstsucht,
Wie das Weltmeer, das große, an Sumpftang und Algen.
Ja, der Eispanzer Ichtrunkenen Nietzschetums
Ertötet Herz und Seele
Und nur die Ichgedanken des kalten, feilen, selbstsüchtigen Hirns
Nährt des modernen Weibes Raubtierinstinkt
In unersättlichem Ichtraum.
Amors Fackeln löschten aus,
Tiefe, kalte, nordische Finsternis
Brütet mit hundert Gespensteraugen
Aus dem milchbleichen, undurchdringlichen Nebel,
Der dichter und immer dichter den Einsamen umzieht." [1])

Armer, umnebelter „Poet"! Wäre er in die Ichgedanken seiner beleidigten Ichmajestät nicht so ganz versunken, so würde er sich vielleicht darauf besinnen, daß ihm just nur die alte bekannte Geschichte passiert ist, die ewig neu bleibt, und daß der „unersättliche Raubtierinstinkt" im Weibe, den Heinrich Heine schon lange vor ihm in seiner unsterblichen Loreley besungen hat, weder aus dem Ichtrunkenen Nietzschetum Nahrung zu ziehen braucht, noch überhaupt mit der modernen höheren Ausbildung des weiblichen Intellekts im geringsten Zusammenhang steht.

Es fehlt denn auch durchaus nicht an treffenden Beispielen aus dem Leben, um Arent und Genossen zu widerlegen. So die geniale Dichterin Ada Negri, die, zweifellos unberührt von der Selbstvergötterung eines Nietzsche und seiner Nachbeter, die großen, weltbewegenden Ideen der Zeit in ihrem Hirn und Herzen trägt und nichts destoweniger ihre Liebe mit der ganzen Glut ihres südlichen Temperaments in den leidenschaftlichsten Tönen zum Ausdruck bringt. Und ebenso wenig hat die dem kalten Norden entstammende Gelehrte Sonja Kovalewska, das moderne Hirnweib par excellence, Amors Fackeln im Tempel ihres Herzens ausgelöscht; vielmehr hat sie an ungestillter Liebessehnsucht schwer gelitten und ist mit dem Bekenntnis gestorben, daß die wahre Befriedigung für das Weib doch nur in der Liebe zu finden sei.

Ein lustiges Gegenstück zu den genannten Frauen hat Ludwig Fulda in seinem Schauspiel „Die Kameraden" auf die Bühne gebracht. Die Heldin des Stückes ist eine Frau, deren Herz und Gemüt in den Fluten eiskalter Selbstsucht erstorben ist, die ihren seelenguten, harmlosen Ehegatten nicht mehr lieben zu können meint, weil er für ihre eingebildeten geistigen Bedürfnisse kein Verständnis hat, und die infolge dessen Gefahr läuft, einem raffinierten Don Juan zum Opfer zu fallen. Aber diese Bühnenfigur stellt keineswegs das moderne Hirnweib dar, denn sie ist eine überspannte Närrin mit einem Papageihirn und weiß nur aufgeschnappte Phrasen herzuplappern. Ein Theaterrezensent bezeichnet sie als eine geistige Modenärrin, aber mit Unrecht; denn zur Zeit ist das weibliche Geschlecht vom Nietzschetraum des Übermenschentums noch weit weniger angesteckt als das männliche.

Weit eher findet man unter den Frauen solche, die durch erheuchelte Demut oder durch Schmähung und Herabsetzung nicht ihrer Person, aber ihres Geschlechts, um das Wohlwollen der Männer werben.

Der neuerdings viel genannten Schriftstellerin Laura Marholm ist es gelungen, durch derartige Kunstgriffe den wohlfeilen Ruhm zu gewinnen, in dem sie sich jetzt sonnt.

Als entschiedene Gegnerin der Frauenemanzipation giebt sie vor, das geistesbegabte, moderne Weib auf sein Liebesbedürfnis und seine Liebesfähigkeit hin geprüft zu haben, und obgleich sie mit jeder Zeile zu beweisen sucht, daß „alle diese Frauen an einem unheilbaren inneren Zwiespalt kranken, an dem Kampf der neuen Verstandesrichtung mit der dunklen (?) Basis ihrer Weibnatur", so ist doch das Ergebnis ihrer Untersuchungen sehr tröstlich und befriedigend für die Männer, die bereits den Untergang des Ewig-Weiblichen herannahen sehen.

---

[1]) „Sansara." Neue lit. Blätter. III. Jahrgang Nr. 6.

Digitized by Google

Aus der ganzen Tendenz ihres Buches sollte man eigentlich schließen, daß L. Marholm das moderne Weib als eine Abnormität ansähe. Aber mit nichten. Sie sagt: „Das beste Weibmaterial hat den unheimlichen Drang nach Halbmannhaftigkeit, einen Trieb nach hybrider Sterilität.“ Unter dem besten Weibmaterial versteht sie also nicht, wie sonst alle Welt zu thun pflegt, das Heer der Alltags- und Durchschnittsfrauen — denn über diese spricht sie sich an anderen Stellen äußerst geringschätzig aus — sondern die hochbegabten und hochentwickelten unter ihrem Geschlecht. Wenn letztere nun aber einen ganz widernatürlichen Trieb zeigen, wie können sie dennoch das beste Weibmaterial sein?

Glücklicherweise überhebt L. Marholm die Gegner und Gegnerinnen ihres Standpunktes der Mühe, ihre sonderbaren Behauptungen zu widerlegen, indem sie dies selber thut. Ihr Buch enthält einen unentwirrbaren Knäuel von Widersprüchen. Sie möchte die Verkümmerung des gesunden physischen Naturtriebes als notwendige Folge der Entwicklung geistiger Kräfte beim Weibe darthun. „Das Geschlecht wird schlummern, so lange das Gehirn in Anspann geht,“ behauptet sie. Aber siehe da! an einem halben Dutzend Beispielen beweist sie wiederum das schnurgerade Gegenteil. S. Kovalewska, deren Geschlecht trotz höchster Anspannung des Gehirns nicht schlummern wollte, starb nach der Verfasserin Aussage nicht infolge von Überanstrengung und Erkältung, wie uns andere Biographen mitteilen, sondern „an der inneren trocknen Hitze zurückgeschlagenen Liebesfiebers“. Die Malerin Marie Baschkirtschew, eine Künstlerin von eigenartiger produktiver Kraft, ging in jungen Jahren zu Grunde, nicht an der Schwindsucht, wie man angenommen hat, sondern an unerwiderter Liebe, „als eine durch ihren verhaltenen Durst Zerstörte“. Die beiden bedeutenden Schriftstellerinnen Charlotte Edgren-Leffler und Amalie Skram fanden in später glücklicher Ehe die ersehnte Herzensbefriedigung. George Egerton und deren ungenannte Geistesschwester wandeln noch unter den Lebenden, und es bleibt dahingestellt, wie sich ihr Schicksal in Bezug auf die Liebe gestaltet hat oder noch gestalten wird. Jedenfalls bieten diese hochbegabten Frauen nicht den geringsten Beweis für L. Marholms „unwandelbares Naturgesetz“, demzufolge das Weib nach Leib und Seele „ein leeres Gefäß ist, aus dem ein Inhalt nur dann erwachsen kann, wenn der Mann einen Reflex in die Form wirft“; denn L. Marholm selbst hat an ihnen die Entdeckung gemacht, daß sie faktisch einen eigenen Inhalt haben und „sich nicht, wie alle bisherigen weiblichen Schriftsteller, an männliche Vorbilder anlehnen und von Männern empfangene Ideen auskramen, sondern sich selbst behaupten“. Entweder muß es also mit dem unwandelbaren Naturgesetz hapern, oder an dem modernen Weibe mit ihrem erwachten Ichgefühl ist eine Neuschöpfung vor sich gegangen.

L. Marholm scheint auch entschieden eine Neuschöpfung anzunehmen. Nachdem sie zuvor jedes weibliche Wesen ohne Unterschied mit Galatea verglichen, die nur „unter Pygmalions Küssen Mensch und Weib zugleich wird“, sagt sie von den vorhin erwähnten, mit geistigem Originalinhalt ausgerüsteten Schriftstellerinnen, die sie logischerweise hätte für Unweiber oder zwitterhafte Mannweiber erklären müssen: „Sie waren Weib, ehe sie Pygmalion kannten, so sehr Weib, daß Pygmalion nicht mehr Pygmalion für sie ist, sondern ein dummer Dutzendbengel.“ Und um wieder auf ihr Steckenpferd zurückzukommen, setzt sie hinzu: „Das ist eine schreckliche Enttäuschung, unter der jetzt das Weib vom Manne sich entfernt und ihn kritisch und gelangweilt mustert.“

Ja, welches Weib? Und welchen Mann?

Als Klärchen Egmont zu lieben begann, da fing sie auch an, den unglückseligen Dutzendmann Brackenburg mit kritischen und gelangweilten Blicken zu betrachten, und dabei war Klärchen doch gewiß ein braves Dutzendmägdlein, undurchseucht von der modernen Frauenemanzipation und ichtrunkenem Nietzschetum. Andererseits verschwendeten die größten Geistesheldinnen aus Laura Marholms Frauengalerie ihre besten Gefühle fast ausnahmslos an minderwertige Männer, wie es im Leben ja so manchesmal zu geschehen pflegt; denn das Schicksal führt nur selten dem hochbegabten und genialen Weibe einen ebenbürtigen Partner zu. Die Geschichte von Titania und Zettel mit dem Eselskopf wiederholt sich noch immer.

Digitized by Google

Jene Art von Frauen aber wie Frau Rita in Ibsens „Klein Eyolf", die ihren einzigen Lebenszweck und Inhalt darin sehen, „das Mysterium der sinnlichen Liebe zu feiern", sind weder normal noch ideal und gehören glücklicherweise zu den Ausnahmen. L. Marholm könnte an dieser Verkörperung ihres weiblichen Ideals sehen, wie sich bei einem Mann von wahrem Wert einer derartigen „Weibnatur" gegenüber die anfänglichen Empfindungen von Neigung und Achtung in ihr Gegenteil verwandeln, sobald der erste Rausch vorüber ist.

Ganz kürzlich ist in England und in Amerika eine besondere Species des modernen Weibes aufgetaucht, die unter der Bezeichnung „the new woman", die Frau neuen Stils, besonders in der Litteratur eine Rolle zu spielen beginnt. Wir verweisen nur auf die Schriften von Olive Schreiner, Sarah Grand, George Egerton und Grant Allen.

Unter den deutschen Gesinnungsgenossinnen dieser Frauen neuen Stils sind zu nennen: Gabriele Reuter, Rose Stolle und Helene Böhlau.

Wäre die Abneigung gegen Frauenschriftstellerei bei den Männern nicht so unüberwindlich und hätten die genannten Schriften viele männliche Leser gefunden, sie würden einen Sturm der Entrüstung entfesselt haben. So aber begnügt sich der deutsche Mann einstweilen damit, auf Hörensagen hin die Entartung der „ausländischen Weiber" zu verdammen und die deutschen Frauen vor Ansteckung zu warnen.

Der vernichtendste Vorwurf, den man gegen das öffentliche Auftreten der modernen Emanzipierten in Schrift und Rede schleudern zu dürfen meint, betrifft deren Aufrichtigkeit in der Offenbarung ihrer Empfindungen, Gedanken, Erfahrungen und Ziele; denn Selbstbetrug, oder bewußte Lüge und Heuchelei bilden nach allgemeiner Ansicht den Panzer der Sittlichkeit für das Weib und sind demnach keine Charakterfehler an ihm, sondern wünschenswerte, sorgsam zu pflegende Eigenschaften. Sogar L. Marholm, die sich doch selber von dieser Sittenvorschrift emanzipiert hat, nennt die Lüge „das Integrierende am Weibe" und behauptet, — mit Ausnahme ihrer eigenen Person — kein Weib gekannt zu haben, das nicht, aus guten und bösen Gründen, für sich selbst terra incognita bleiben wollte, um sich das Instinktive seiner Handlungen zu bewahren. Damit bricht sie eigentlich den Stab über sich selbst und stellt sich in die Reihen der modernen, aus den Grenzen des „Weibseins" heraustretenden Frauen, die sie verurteilt und verspottet; aber sie thut es getrost und wohlgemut, da sie sich durch niedrige Zugeständnisse die Absolution der männlichen Richter gesichert hat.

Sehr beliebt sind zur Zeit die Redensarten über den modernen Blaustrumpf und das dämonische Weib.

Wolfgang Kirchbach geht so weit zu behaupten, daß Molière in seinem Schauspiel „Die gelehrten Frauen" unvergängliche Typen des Blaustrumpfes geschaffen habe, jenes Wesens, das nach Schiller „ein Mittelding vom Weisen und vom Affen, gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben, kümmerlich dem stärkeren Geschlecht nachkriecht, um einer Zeitung Gnadenlohn." Als Theaterrezensent schrieb Kirchbach bei Gelegenheit einer Aufführung des Molièreschen Stückes: „Es ist gar nicht nötig, auf gewisse Damenkränzchen und Damenvereine leichtbefittigte Satiren zu schreiben; Meister Molière hat die Sache schon vorweggenommen und ein Meisterstück von witziger Psychologie der gelehrt-emanzipierten Frauenseele geschaffen. Er hat sehr richtig gesehen, wie leicht das halbverdaute Wissen vieler Blaustrümpfe zur Pedanterie führt, und wie diese weibliche Pedanterie sich dann so ergötzlich mit den harmlosen Schwächen des Geschlechts in psychologischen Widerstreit setzt."

Ob W. Kirchbach wohl in den Damenkränzchen am Kaffee- und Skattische oder in den Versammlungen der Frauen fortschrittlicher Richtung einen einzigen gelehrt-emanzipierten Blaustrumpf gesehen hat, auf den Molières Charakterzeichnung der Précieuses ridicules paßt? Ich zweifle daran. Wenn es übrigens gar nicht mehr nötig war, auf die Narrheiten der modernen Blaustrümpfe Satiren zu schreiben, weil Meister Molière die Sache schon vorweggenommen, warum ließ Kirchbach es nicht dabei bewenden? Er hat jetzt erfahren müssen, daß es auch einem Manne nicht immer

Digitized by Google

gut bekommt, „dem stärkeren Geiste nachzukriechen", denn seine leichtbeschwingte Persiflage der Frauenemanzipation[1]) hat kürzlich in einem Theater der Reichshauptstadt Berlin eine beispiellose Niederlage erlitten, indem sie nicht allein ausgepfiffen, sondern einfach ausgelacht worden ist. Freilich war dies nicht eine Kundgebung zu Gunsten der Frauenfrage, aber diese hat einen Gewinn davon gehabt. Der bekannte Kritiker Heinrich Hart schreibt über dieses Machwerk:

„Es bringt statt Leben und Wahrheit die abgebrauchtesten Theatermätzchen und verschmäht es selbst nicht, mit dem sinnlich Pikanten zu kokettieren. Die Satire, die Kirchbach gegen die Frauenbewegung richtet, wäre schon vor dreißig Jahren eine Thorheit gewesen; heute nimmt sie sich absurd aus."

Dagegen würde Molière, wenn er heute lebte, mit seinem genialen Feingefühl die Frauen der Gegenwart mit ihren zeitgemäßen Schwächen und Vorzügen ohne Zweifel im Lichte der Wahrheit darstellen, wie es Shakespeare und Goethe zu ihrer Zeit gethan haben und wie es Ibsen am Ende unseres Jahrhunderts thut.

Eine Frucht der modernen Frauenfrage ist es gerade, daß „das gelehrte Frauenzimmer" früherer Zeit, also der eigentliche Blaustrumpf, von der Bildfläche verschwunden ist und der studierten Frau Platz gemacht hat, deren Wissen weder unverdaut noch unfruchtbar ist und deren Wesen nichts von Pedanterie und gezierter Unnatur an sich hat, weil sie mitten im Leben steht und sich zu ernster, praktischer Thätigkeit berufen fühlt. Der Blaustrumpf ist also eine veraltete Figur. Das sogenannte dämonische Weib aber ist völlig zeitlos; nur das häufige, vielfach sinnlose Geschreibsel darüber ist Mode geworden.

Eine oft angeführte Repräsentantin des dämonischen Weibes ist Frau Adah in H. Sudermanns Schauspiel „Sodoms Ende". Die Bühnen- und Romanlitteratur neuester Richtung hat sich mit Eifer dieser interessanten problematischen Frauennatur bemächtigt und verschiedene Seitenstücke zu Frau Adah geschaffen, die mit dem Namen der „blonden Bestien" belegt worden sind. In einer Besprechung von Sudermanns Roman: „Es war" schreibt Theodor Ebner[2]) über die Heldin dieses Buches: „Frau Felicitas, eine Kokette schlimmster Sorte, eine eigenartige Mischung von Naivetät und Raffinement, Sentimentalität und Sinnlichkeit, läßt es sich redlich angelegen sein, ihren früheren Verehrer (der ihren Gatten im Duell getötet hat) selbst mit den gewagtesten Mitteln wieder in ihre Netze zu ziehen." Ein solches Vorkommnis ist doch gerade nichts Neues unter der Sonne. Aber der Rezensent will sich die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen, seinen eigenen feinen Beobachtungssinn zu zeigen; er fährt fort: „Frau Felicitas ist das Weib von heute, und als solches meisterhaft gezeichnet. Natürlich, denn dabei konnte der Autor die unmöglichsten und widerspruchsvollsten Züge zu einem Charakterbilde vereinigen, ohne sich den Vorwurf einer Ungeheuerlichkeit zuzuziehen."

Als ich dies las, kam mir eine Stelle aus Fr. Theodor Vischers bekanntem Roman „Auch Einer" in Erinnerung. Die Hauptperson in diesem Werk, der Verfasser des wunderlichen Tagebuches, beschäftigt seine Einbildungskraft auch viel mit dem dämonischen Weibe; aber für ihn ist es nicht eine neuaufgetauchte Erscheinung der Gegenwart, sondern im Gegenteil der Typus des Weibes der Urzeit, einer Art von Eva ohne Adam und ohne Sündenfall. Th. Vischer läßt seinen Sonderling die Überzeugung aussprechen, daß die gesamte Natur das Produkt eines Urwesens weiblichen Geschlechts sei, und zwar einer Urkoketten. Dieses höchst geniale, reizvolle, höchst gütige und zugleich höchst leichtsinnige und dämonisch grausame Weib habe sich mit Legionen böser Geister verbündet, die sich im Urschlamm erzeugten. Man solle zusehen, sagt er, ob nicht alles Thun und Hervorbringen der Natur weibartig sei. So leicht wie die Weiber empfangen, schaffe sie; so ohne alles Nachdenken, wie ein begabtes Weib geistvolle Gedanken und Pläne entwickle, quellen aus ihrer Hand die unendlichen Formen hervor; so geschmackvoll und eitel wie das Weib sich aufputze, schmücke sie

[1]) Jung gefreit. Lustspiel.
[2]) Internationale Litteraturberichte.

Digitized by Google

ihre Wesen. Dies Weib sei wohl auch gut; sie nähre, pflege, sorge, heile, wie nur ein Weib es könne; dann aber sei sie plötzlich total gedankenlos, absolut vergeßlich, ganz so dumm, wie oft das geistreichste Weib, ja eine reine Gans. Es sei klar, daß dies ebenso pein- wie freudenreiche Ganze, dies kunst- und pracht- und teufeleivolle System nur von einem höchst intelligenten, ebenso blinden als weisen, ebenso bösen als guten Weibe hervorgebracht sein könne.

Dieser scherzhaften Auslassung stelle man noch die Beschreibung zur Seite, die Hans Sachs von seiner lieben Hausfrau giebt, und die ein endloses Register der widerspruchsvollsten, schlimmen und guten Charaktereigenschaften des Weibes enthält; dann wird man sich wohl fragen, was für besondere Kennzeichen des modernen weiblichen Dämons nunmehr übrig bleiben? Die Bezeichnung ist jedenfalls schon etwas abgenutzt und hat bei weitem nicht den originellen Reiz wie A. Rubinsteins Kontrapunkt und Fuge, W. Arents Ichtrunkenes Raubtier und L. Marholms leere Kapsel mit anorganischem Inhalt.

Die schonungslosesten Angriffe müssen sich natürlich diejenigen Frauen gefallen lassen, die direkt mit ihrer Person in die Öffentlichkeit treten. Wenn schon die Radlerin in Reformkleidung zur Zielscheibe flacher und gemeiner Witze oder zum Gegenstand endlosen Meinungsaustausches in den Tagesblättern gemacht wird, um wie viel mehr die öffentlich auftretende Rednerin, der vielverspottete, vielgeschmähte weibliche Emanzipationsapostel. Ein wutschnaubender Feind der Frauenbewegung, Heinrich Mann, nennt solche Frauen Tribunen im Unterrock. In einem Artikel „Der weibliche Umsturz“[1]) spricht er von den thörichten und dreisten Forderungen der Frauenrechtlerinnen, von ihrer Fabelei von sogenannten Naturrechten, die nie und nirgends bestanden haben, vom berüchtigten „Recht auf Arbeit“, das auch in der Frauenbewegung sein Wesen treibe ꝛc. und setzt hinzu: „Ohne diese großen Worte wäre nicht die gläubig verzückte Menge zu gewinnen, auf deren wogendem Hintergrund sich das Apostelhaupt abhebt. Der Tribun mit seinem eigensüchtigen Gerechtigkeitskultus, seiner hinterhältigen Beredsamkeit, seiner trivialen Logik, seiner falschen Begeisterung und seiner noch falscheren Entrüstung ist kaum je eine sympathische Erscheinung gewesen. Trägt er aber erst Unterröcke, dann doch wohl schon garnicht.“

Dieser Mann, der seinem Namen Ehre zu machen glaubt, richtet seinen Haß und Hohn auch gegen die erwerbende Frau, das moderne Weib im eigentlichsten Sinne, die sich doch von so manchem Gegner der vollen Gleichberechtigung der Geschlechter bereits Anerkennung ihres Strebens, mindestens aber Mitgefühl errungen hat. Die gebildete, alleinstehende, einen Erwerb suchende und ausübende Frau ist ihm ein Parasit am Körper der Gesellschaft, ein kulturfeindliches Wesen, und die ganze Frauenfrage bezeichnet er, nach berühmtem Muster, als eine „Altejungfernfrage“, die schließlich nur darauf ausgeht, „den produktiven, erhaltenden Mitgliedern der Gesellschaft das Brot zu nehmen und es denen zu geben, deren Existenz selbstsüchtig und ohne nützliche Fortsetzung bleibt.“ „Die vornehme Dame,“ sagt er, „welcher man die Befähigung verleiht, in höheren Arbeitsgebieten dem Manne in den Weg zu treten, wird ihn selbstverständlich unterbieten wie sie die arme Arbeiterin unterboten hat.“ Nach der Meinung des Verfassers schwelgt nämlich jede vornehme Dame im Überfluß und findet nur ein teuflisches Vergnügen daran, armen Arbeiterinnen ihren Bissen Brot und tüchtigen Männern ihren angemessenen Gehalt zu schmälern. „So wird für jede alleinstehende und nur auf ihr Leben bedachte Frau, die gerettet wird, ein Mann, und in zahlreichen Fällen eine Familie mit ihm zu Grunde gehen.“

Diese Schlußfolgerung ist ungemein verbreitet und beliebt, besonders bei Junggesellen. Ob indessen ein Familienvater, der fünf Töchter und einen Sohn hat, heutzutage noch so fest von der Richtigkeit dieses Exempels überzeugt ist, daß er seine Töchter voller Seelenruhe verhungern lassen wird, damit sein Sohn ihm möglichst früh eine Schwiegertochter zuführen könne, bleibt doch zu bezweifeln. Im allgemeinen herrscht freilich in unserer aufgeklärten und humanen Zeit immer noch die Ansicht,

[1]) Das zwanzigste Jahrhundert.

Digitized by Google

daß der Mann als menschliches Wesen und als Staatsangehöriger das Weib um viele Prozente an Wert übertreffe und daß demzufolge das Weib stets ohne Bedenken geopfert werden müsse, wo der Vorteil des Mannes in Betracht kommt. Wenn also der Mann, und zwar jedweder Mann ohne Unterschied, zur nützlichen Fortsetzung seines Daseins geeignet und berufen ist, dann müssen allerdings selbst die vermutlich überzählig bleibenden Frauen als „in alle Ewigkeit unbrauchbare Drohnen" dem Untergange geweiht werden.

Von diesem Gesichtspunkt aus hat einmal jemand den gegenwärtigen Kampf der Geschlechter mit der verzweifelten Lage der Insassen eines überfüllten Bootes verglichen, auf das sich noch einige Personen aus einem sinkenden Schiffe retten wollen. „Wenn das Boot diese nicht aufnimmt, so ertrinken sie höchst wahrscheinlich; aber wenn es sie noch mit aufnimmt, so gehen alle miteinander zu Grunde", schließt der Betreffende seine Betrachtung und giebt damit dem Manne als dem Herrn der Situation den Rat, sich nicht durch falsche Humanität um seinen sichern Platz bringen zu lassen.

Nun ist aber die moderne Frau nicht allein von dem Selbsterhaltungstriebe aller lebenden Geschöpfe beseelt, sondern auch von der Pflicht und dem Recht ihrer Erhaltung und von dem produktiven Nutzen, den die Verwertung ihrer Kräfte der menschlichen Gesellschaft bringen wird, durchdrungen, und sie wird den Mut nicht sinken lassen.

Es wird der streitbaren Frau von heute sowohl von feindlicher als von wohlwollender Seite der Vorwurf gemacht, daß sie bei ihrer Kampfesweise vergesse, was das Weiblichste und Schönste am Weibe sei: die Anmut; daß sie mit ihrem zur Schau getragenen Selbstbewußtsein, ihrem ungeduldigen Pochen auf neuentdeckte Rechte u. s. w. den guten Geschmack verletze und unästhetisch wirke. „Seid bescheiden!" ruft ein ungenannter weiblicher Schöngeist den redegewandten Agitatorinnen zu, „denn es ist eine der ersten Bedingungen des guten Geschmacks, daß man von seinen eigenen Tugenden schweige. Schweigend soll die Frau tragen lernen, und schweigend arbeiten und schweigend verachten. Worte sind heutzutage nichts mehr; Thaten reden besser, und Thaten können auch Gedanken sein."

Freilich sind Worte ohne Thaten nichts, aber Worte führen zu Thaten, wenn sie der Ausfluß einer starken Seelenbewegung sind. Im übrigen giebt es Zeiten — und wir stehen mitten in einer solchen — wo Bescheidenheit, Zurückhaltung und stummes Ertragen gleichbedeutend sind mit moralischer Feigheit, die auch das Weib nicht ziert. Es geziemt ihr nicht länger, den sich immer wiederholenden öffentlichen Angriffen der Gegner, die so häufig alle Grenzen der Würde, der Gesittung und Vernunft überschreiten, nur schweigende Verachtung entgegenzusetzen.

Besteht denn überhaupt die Anmut und geistige Vornehmheit beim weiblichen Geschlecht allein in der Schwäche? Unsere Ahnmütter, die Frauen der alten Germanen, zeigten eine moralische Schönheit im Erweisen ihrer Kraft, die wir den heutigen deutschen Frauen wohl wünschen dürfen, wenn auch auf anderem Gebiet als dem Schlachtfelde.

Laßt uns das schöne, ermutigende Wort beherzigen, das vor etlichen Jahren ein Freund unserer Sache zu den kämpfenden modernen Frauen gesprochen hat: „Die Blume der Frauenfreiheit entfaltet sich langsam. Ohne ihren Duft genossen zu haben, werden noch viele unterdrückte, zurückgesetzte, vergeblich ringende Frauen dahinsterben. Aber die langsame Entwicklung dieser Freiheit zeitigt zugleich die Reife des Frauengeistes, der in dieser Freiheit gewachsen ist und sie verdient."

Digitized by Google

Großmutter spricht.

Studie

von

Regine Busch.

Nachdruck verboten.

Nein, Anna, Kind, bleib du heute ruhig bei mir. Laß die andern laufen. Die Jungen haben es immer so eilig, wegzukommen, wenn sie Großmutters gutes Sonntagsessen heruntergeschlungen haben. Deine Mutter muß ja wohl wieder nach dem Nestküken sehen, und Papa muß „arbeiten", d. h. so ganz in Ruhe auf seinem Zimmer die Zeitung lesen — ich kenne das ja schon. Und nachher kommen sie denn alle recht hungrig zum Thee wieder — laß sie laufen. — — Ja, sogar mein getreuer Hauptmann ist eben weggegangen. Wie köstlich ihm der Rehbraten schmeckte! Wenn die dummen Jungen nur nicht immer über ihn lachen wollten! Er schnitt freilich auch heute wieder zu arg auf, ich muß ihn mal vornehmen und zurechtsetzen. Und seine Geschichten werden immer konfuser und sein Appetit immer größer, ja, wir werden eben alt, er und ich! — Aber ihr sollt ihn mir in Ruhe lassen. Weißt du, er ist heute Abend beim Major zu einem Souper von vier Gängen eingeladen und stand solche Tantalusqualen darnach aus, daß ich ihn von seinem Piquet dispensierte und laufen ließ. Mög's ihm schmecken und bekommen!

Ich habe dich auch gerne mal ganz allein, Herzenskindting. Du hast mir letzthin ein bißchen fern gelebt, so viel Geselligkeit in diesem Winter und so wenig Zeit für Großmutter. — —

— Weiß schon, brauchst dich nicht zu entschuldigen, bleib nur jetzt mal in Ruhe hier. —

So, zieh die Vorhänge zu, und Friedrich soll die große Lampe bringen. Pfui, ist das ein grauer Wintertag heute. —

Nein, nicht handarbeiten, Kindting. Nimm den niedrigen Stuhl — so, wie oft hast du als kleines Kind so bei mir gesessen, Anna — weißt noch? Du warst ja auch die Älteste, die Älteste von meinem Einzigen. Wie kalt die Hände sind und blaß sind wir auch. Ja, ja, Kindting. — Anna, heute nach der Kirche war die Majorin Kaiser bei mir. Du brauchst nicht wegzurücken; was ich sagen will, kannst du ruhig hören. Natürlich weißt du schon, daß der Goldsohn weg ist, „Assessor beim auswärtigen Amt", „in die Konsulatskarriere" — wie das nobel klingt! Sie platzte denn auch beinahe vor Mutterglück. Und das kommt alles davon, sagt sie, weil er im Sommer in Wiesbaden den intimen Verkehr mit Excellenz und Excellenz' jüngster Tochter hatte. Und „Protektionen und Konnexionen, die machen's ja heutzutage", u. s. w. u. s. w. „Wir müssen ihn hier aufgeben, er strebt nach Höherem", sagt sie zu mir, die Gans. Na, möge es ihm gelingen! Ob freilich die Ministerstochter und seine guten Manieren genügen — Anna, Liebling, nicht weinen! — Doch, in Gottes Namen, heul' dich aus, das hilft am besten! — —

Schämen? Nein, du hast dich kein bißchen zu schämen. Das ist seine Sache, und er hat's auch gethan, sonst hätte er dir und mir ehrlich Lebewohl gesagt, statt sich so zu drücken und die Mutter mit diesen Redensarten herzuschicken. —

Ja, Kindting, ja, du hast nichts gethan, als ihn ein bißchen lieb gehabt, oder meinetwegen auch sehr lieb gehabt, ich habe es ja gefühlt, den ganzen Winter, aber kein Wort gesagt, denn was nutzt da das Gerede! —

Gezeigt? Natürlich hast du es ihm gezeigt, daß dir sein Courschneiden und Freien und der ganze Kerl gefiel. Du wärst ja auch sonst gar kein vernünftiges achtzehnjähriges

Digitized by Google

Ding und meine Enkeltochter. Was wolltest du denn auch sonst thun? — —

Die Leute haben's gemerkt? Natürlich! Das ist ja das Leid, daß das Volk so etwas immer merkt, so ochsendumm es sonst meistens ist. — —

So! So! Keinem Menschen mehr magst du in die Augen sehen! Schäfchen, Schaf! Recht ist es schon, daß du so fühlst, die Mädchen, die es nicht thun, sind auch nicht die rechten. Hab' mich auch mit 17 Jahren zu Tode schämen wollen und sitze nun hier mit siebzig und kann jedem Menschen — und was mehr sagen will, jeder eignen alten Dummheit keck ins Gesicht sehen. — —

Ich hätte nichts Dummes aufgestellt, meinst du? Anna, du glaubst doch selbst nicht, daß ich als ein steifleinenes, hochverständiges Frauenzimmer ganz bequem durchs Leben gewandert bin? Nein, Gott sei Dank, ich habe mein gut Teil geirrt und gesündigt und viel dabei gelernt. Und deshalb sind meine Augen klar geworden, anderer Leid zu sehen, und mein Herze warm, anderer Not zu fühlen — und deshalb weiß ich auch heute ganz genau, wie dir zu Mute ist, kleine Anna. Gottserbärmlich, nicht wahr?

Ja, wein' dich nur aus. —

So lieb gehabt — ja, ich weiß, mein Herzenskindting. — —

Weißt du, erst thut's sehr, sehr weh. Dann spottet man über das eigene Lieben, und das thut auch nicht gut. Aber noch später, Kind, wenn erst ein anderes Leid, ein anderes Glück über uns hingebrauft ist und uns durchgeschüttelt hat, dann denken wir mit leiser Freude, mit stillem Lachen an die erste Liebeszeit. Du weißt, Anna, was ich so lachen nenne, mit dem Herzen lachen. Dann sieht man sich selbst in all der süßen Jugendeselei, so jung, so blind, so herzenswarm, so selig, und möchte darüber in einem Atem lachen und weinen, nicht in Unglück und Spott, nein in Dankbarkeit, daß man so etwas erlebt hat.

Dann sieht man auch den andern, den man lieb hatte, nicht mehr verklärt mit Liebesaugen, auch nicht verzerrt durch Groll und Abscheu, nein, einfach wie er ist und wie er menschlich fehlte, und darüber läßt sich dann mit dem Herzen lachen — wie ist man doch so jung und dumm gewesen! — Es lernen's freilich nicht alle; viele bleiben im Halben stecken und denken's und erleben's gar nicht ordentlich zu Ende. Weißt du, denen fehlt dann, was die Bibel „Erfahrung" nennt; „Erfahrung aber bringt Hoffnung, Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden." Schau, Anna, ich bin alt und reich geworden, mit Erfahrung und Hoffnung! — —

Ja, helfen kann ich dir nicht damit, mein armes Kind, du mußt halt auch durch deine eignen Dummheiten klüger werden. Aber mal von Herzen weg mit dir sprechen wollte ich heute doch, Anna; man möchte eben so gerne vor der großen Stille noch viel sagen, viel geben, deshalb wird Großmutter jetzt oft so geschwätzig, mein Herzenskindting! — — Das ist nun so dein erster, großer, unerfüllter Wunsch, ich meine der erste, der Herzweh kostet.

Der letzte wird's nicht sein, Anna; entsagen, entsagen, an der Lektion haben wir unser Lebelang zu lernen. — —

Du wunderst dich, daß ich das sage und predige? Ja Kind, das ist der Grundton auch meines Lebens gewesen. — —

Gewiß, es war an Segen reich, an Segen und an Liebe. An eines guten Mannes Liebe, an Erdengütern, sogar an einem sogenannten glücklichen Temperament hat's mir nicht gefehlt. Aber entsagen habe ich lernen müssen, bis aufs Blut entsagen, Anna. Dann kam der Segen über mich, ungeahnt, ungewünscht, ohne mein Wissen und Wollen, da habe ich gelernt mich beugen. — —

Ja, Kindting, vielleicht ist mir auch mal der eine oder der andere Wunsch erfüllt worden — o ja, wie Wünsche erfüllt werden, so halb, so lau, so anders, daß man sie selbst nachher nimmer wieder erkennt. Aber die alten, thörichten Wünsche, die einmal rundweg abgeschlagen wurden, die sind nicht verwaschen und vergessen, die sind so heiß begehrt, so tausendmal gedacht worden, daß sie farbenfrisch im Gedächtnis bleiben und wiederkommen, gerufen und ungerufen. Weißt du, Kind, daß ich sie ganz lieb habe, daß sie mir eine liebe, närrische Gesellschaft sind, meine alten, unerfüllten Wünsche? —

Digitized by Google

Ich könnte es dir noch malen, das Ballkleid, mit Schinkenärmeln und rosa Schleifen, das ich mir so glühend zum ersten Ball wünschte — und nie bekam, weil Mutter noch ein Mittel fand, mein weißes Konfirmationskleid zu verlängern. Darin hat dein Großvater mich tanzen sehen und mich in der Fremde nicht vergessen können, in dem alten, lieben Kleide! —

Ich kenne sie noch alle, die alten Mädchenwünsche: weite Reisen, wunderbare Gegenden, ich malerisch mitten darin im weißen Strohhut mit blauem Schleier, ein paar bewundernde Mitreisende im Hintergrund — reizende Abenteuer — merkwürdige Liebesgeschichten! — Und dann der eine, große Herzenswunsch, der mich so viel Leid, so viel Zeit gekostet hat. Er trägt eine längst verschollene Lieutenantsuniform und hat einen feinen Schnurrbart und glänzende Augen! Wie's inwendig bei ihm aussieht, ist mir unklar, denn er geht vorsichtig mit seinen Geistesschätzen um, aber er ist mein Ideal und mein Wunsch; mein nie erfüllter Herzenswunsch. Dies Götterbild verschmähte mich nämlich, nachdem es mir gründlich den Kopf verdreht hatte. Es kam eine Adelige, die nahm er, vernünftigerweise, denn sie war ein gut Teil dummer als ich und hat bis an ihr Lebensende an seine Fähigkeiten und sein edles Herz geglaubt. Mir wären schon in den Flitterwochen die Augen aufgegangen. Ich hätte auch nimmer so für ihn hungern und sparen können, wie sie es gemußt hat, als er bei einer extragroßen Dummheit jung seinen Abschied erhielt. Ein gesunder, unbeschäftigter Mann, der auf das Schmarotzen verfällt, Anna, was hätte ich damit machen sollen? — Sie hat's lange ausgehalten, und er noch länger! Man kann ja freilich auch von dem bißchen Pension nicht leben mit solchem Löwenappetit — erst unser Mittagsessen und dann vier Gänge zu Abend!! — —

Schön, daß du lachst, Kind, ja lach' nur, er war wirklich mein Ideal, mein Herzenswunsch, unser Hauptmann a. D. Nun weißt du auch, warum ich ihn jeden Sonntag Mittag einlade, obgleich ihr ihn unausstehlich langweilig findet und die Jungen rüpelig gegen ihn werden. Ich werde doch meiner ersten Liebe ein gutes Mittagessen zukommen lassen dürfen!

Und weißt du, Kind, wenn mir im Leben wieder mal etwas krumm ging — und ein leichtes Leben war's nicht, auch an Großvaters Seite — und wenn wieder allerlei Wünsche wach werden wollten, dann besah ich mir mal frisch diesen ersten Herzenswunsch und sagte mir: Sieh mal, so etwas Dummes hast du einst haben wollen, das hat dir der gnädige Gott versagt, und nun begehrst du wahrscheinlich etwas ebenso Thörichtes und Unnützes — halt! — Das hat oft geholfen, Anna.

Daß der Hauptmann meine Liebe war, kannst du gar nicht verstehen, Kindting? Gewiß, es war ein ganz schlechter Geschmack, und heutzutage ist man wohl viel klüger und vorsichtiger. Ihr seht ja wohl die jungen Männer mit den erleuchteten Augen des Verstandes an und verliebt euch nie, nachdem ihr jemand zweimal gesehen habt, und weil er gut tanzt, gute Manieren und einen perfekten Schneider hat?

O, du dummes Hinkelchen! — Ja, vielleicht wird es dir im Leben nicht so handgreiflich klar wie mir, daß du Thörichtes gewünscht hast. Aber wenn er auch Botschafter und Minister wird, was Rechtes wird doch nicht daraus, von wegen der „Protektionen und Konnexionen". Für dich nicht der Rechte, Kindting, du wirst es schon einsehen, wenn du alt und grau bist. — —

O nein, heute verlange ich es noch nicht von dir. Heute weine dich aus. Nur wenn du kannst, Anna, dann glaube mir ein wenig, und glaube vor allem an einen gütigen, gnädigen, freundlichen Gott! — —

Und nun hat Großmutter genug gesprochen. Putz' die Augen hell, die andern brauchen nichts zu wissen. So, und nun hol unsern „Copperfield" zum Vorlesen, es wird schon gehen, Herzenskindting. —

Digitized by Google

„Man muß sich beeilen."

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Eine kleine Novelle von Slatowratzki schildert unter diesem Titel das ergreifende Geschick einer talentvollen russischen Studentin. Ihr älterer Bruder ist schon dem Fluch des: „man muß sich beeilen", mit dem ihn der Vater, ein kleiner verkümmerter, aber ehrgeiziger Subalternbeamter, in der Schule von Klasse zu Klasse hetzt, erlegen; die galoppierende Schwindsucht hat ihn dahingerafft, ehe er noch das Ziel dieses Ehrgeizes, die Universität, erreicht hat. Auf die junge Nadja fällt jetzt die treibende Peitsche; das: „man muß sich beeilen" hetzt auch sie durch Schule und Universität; zwischen den Vorlesungen giebt sie Stunden, um sich und die Ihren durchs Leben zu bringen. Sie besteht ihre Staatsprüfung als Ärztin glänzend. Der völlig Erschöpften wird eine Stelle in einem Typhusdistrikt angeboten; sie nimmt sie an, denn ihre Verhältnisse gestatten kein Ausruhen; „sie muß sich beeilen". In unablässiger Arbeit wirkt sie unter den Kranken; den abgezehrten, widerstandsunfähigen Körper wirft die Krankheit schnell danieder. Nach sechs Wochen wird Nadja beerdigt. Zum erstenmal in ihrem Leben kann sie ausruhen . . .

In der kleinen Geschichte scheint mir ein typischer Zug zu liegen. In etwas verändertem Rahmen kehrt er in zahllosen Frauenschicksalen unsrer Tage wieder. Im Hintergrunde steht häufig das graue Gespenst, der Mangel. Aber nicht immer. Nicht selten treiben auch Ehrgeiz, Unvernunft, Selbstüberschätzung; nicht selten verhindert die eingewurzelte Tradition, daß an die Ausrüstung der Töchter für den Erwerb nicht viel g vandt werden dürfe, eine auch der Zeit nach ausgiebige Bildung.

Aber schlagen wir uns nicht selbst? Gründen wir nicht Gymnasialkurse, in denen ein „abgekürztes Verfahren" eingeschlagen wird?

Gewiß, und wir thun sehr recht daran. Denn hier stehn sich zwei völlig ungleiche Größen gegenüber. Auf der einen Seite beginnen das Studium Knäblein in dem seligen Alter, in dem in der Schule die Nebengedanken noch Hauptgedanken sind und die Geheimnisse der deutschen Rechtschreibung noch recht unvollkommen erschlossen; in dem die Hand in der Stunde behaglich verstohlen die Schätze der Tasche durchwühlt, die Bindfadenenden, Nägel, Pflaumen, Pfropfen und Briefmarken; in dem die „famose Keilerei" von gestern durch den Gedanken an die bevorstehende Schlittschuhpartie von heute abgelöst wird, bis den selig Träumenden das in jenem Alter noch so wenig süße „amo, amas, amat" zusammenschrecken läßt. Und wenn die Knäblein, die, ihrer 40, 50 und darüber, „Bank an Bank gedränget sitzen", den Bindfadenenden entwachsen sind und die erste Cigarre liebkosend zwischen den Fingern drehn, so machen die Kombinationen des Skat, die Konstruktion des neuesten Fahrrads, den Geheimnissen der Geometrie, der Algebra und der griechischen Syntax und den Konstruktionen Horazischer Oden keine geringfügige Konkurrenz, bis das Muß, das heilsame, treibt und drängt.

Dem gegenüber stehen bis jetzt ganz kleine Gruppen erwachsener, ernsthaft wollender Frauen, die ein gut Teil Schularbeit hinter sich haben, und in ernster, freiwilliger Arbeit, das Ziel stetig im Auge, ein Wissen suchen, das sie ersehnten, dem sie daher ungeteilte Aufmerksamkeit schenken und das sie mit gereiftem Verstand in all

Digitized by Google

seinen Beziehungen zu erfassen vermögen. Daß sie ganz andre Wege einzuschlagen haben als jene, ist so einleuchtend, daß vielleicht schon zu viele Worte darüber verloren sind.

Auch hier freilich spielt das „man muß sich beeilen" noch eine Rolle. Einige Sprechstundennotizen können das erhärten. Da kommt ein junges Mädchen, das zwei der konzentrierten, den außergewöhnlichen Verhältnissen schon angepaßten Jahreskurse in einen zusammendrängen zu können meint; ein Vater, der seine 13, 14jährige Tochter mit den Erwachsenen arbeiten lassen möchte, nach ihrem Tempo, ihren Methoden; eine Mutter, die erklärt, ihre (zum Examen noch nicht reife) Tochter müsse sich „einem Familienbeschluß zufolge" zu Ostern zur Prüfung melden u. s. w. in den wechselndsten Gestalten. Sie alle „müssen sich beeilen" und thun es, wenn sie auch bei uns zurückgewiesen werden. Möglich, daß das Erforderliche knapp geleistet wird; aber natürlich auf Kosten der Gesundheit oder der Gründlichkeit.

Wenn nun die Vorbildung heute noch unter so verschiedenen Vorbedingungen ein verschiedenes Tempo erfordert, so gilt das von der eigentlichen Ausbildung, sobald sich Student und Studentin gegenüberstehen, keineswegs. Es ist richtig, daß der Student unter Umständen viel Zeit vergeudet; das Durchschnittsmaß wird nicht über das hinausgehen, was er thatsächlich als Gegengewicht gegen die geistige Arbeit braucht, wenn sich auch über die Art der Verwendung streiten ließe. Will die Studentin gesund bleiben, der Angliederung und Durchbildung ihres Wissens genügend Zeit gönnen und neben ihrem Studium auch das Leben nicht vernachlässigen, so darf sie nicht daran denken, weniger Zeit auf ihre Wissenschaft zu verwenden als der Mann.

Gerade das aber wird vielfach von deutschen Studentinnen an Schweizer Universitäten berichtet. Das Minimum an Semestern muß ja absolviert werden; wenn aber die Studentin das Studium der romanischen Sprachen, zu dem sie häufig noch eine mangelhafte Vorbildung mitbringt — sie kann auf das bloße Lehrerinnenexamen hin immatrikuliert werden — in sechs Semestern absolvieren will, während der männliche Philologe acht dazu nimmt, oder wenn sie neben ihrem Studium noch die (für die Staatsprüfungen erforderliche) durchaus nicht leichte Schweizer Matura erledigen will, so kommt offenbar irgendwo ein Manko heraus. Entweder kann sie ihr Studium nur mechanisch, nicht organisch bewältigen, oder sie wird immer hohlwangiger, denkunfähiger, blutarmer, um so mehr als die Verpflegung, die sie sich gönnen kann, häufig eine jämmerliche ist; vor kurzem hat man solch eine Gehetzte auf der Tragbahre an den Zug gebracht, der sie in die Heimat zurückführen sollte. Das sind Folgen, die nicht nur sie treffen, sondern schwer auf das ganze Frauenstudium fallen. Das Märchen der geistigen und physischen Unfähigkeit der Frau erhält dadurch immer neue Nahrung.

Andere „probieren" es bei dieser Hetzjagd von Zeit zu Zeit, die Matura zu machen. Sie könnten doch durchkommen. Daß das knappe Durchkommen einen schweren Schaden für sie und wiederum für das Frauenstudium bedeutet, kommt nicht in Betracht; „sie müssen sich beeilen".

Und dieser Fluch zieht sich leider noch durch viele Frauenberufe. Immer soll mit Zeit und Geld gespart werden, wenn es sich nicht um Söhne, nur um Töchter handelt, und nicht um eine Luxusbildung, sondern gerade um die Ausbildung für den Erwerb. Die kaufmännische Ausbildung soll möglichst in Monaten erledigt werden; die Oberlehrerin wird von der Behörde selbst auf zwei Studienjahre gesetzt; die hauswirtschaftliche Bildung soll ganz „abgesehen" werden — die „Stütze" insbesondere (manche wollen das Wort von „gestützt werden" ableiten) soll wo möglich in sechs Wochen, wenn überhaupt, für ihre Stelle vorbereitet werden — so ließe sich noch Beispiel um Beispiel heranziehen.

Wie ist zu helfen? In mancher Beziehung nur durch die Zeit. Daß die Töchter „denselben Anspruch auf die Steuerkraft der Eltern haben wie die Söhne", wie

Digitized by Google

Oberbürgermeister Bender bei Gelegenheit der Debatte über das Breslauer Mä… gymnasium bemerkte, ist noch eine durchaus verkannte Wahrheit; sie wird sich … Bahn brechen.

Im übrigen wird, da Mittellosigkeit in weitaus den meisten Fällen die Hetzja… verschuldet, nur die Privat- und Vereinsthätigkeit Abhilfe schaffen können, — … für den Staat hat die Frau bekanntlich noch keine Bedeutung. Freistellen u… Stipendien in ausreichender Höhe und ausreichender Zahl — das ist's was uns… fehlt. Sie allein könnten der Studentin genügende Muße, der jungen Ärztin, der… Lehrerin Gelegenheit zu vertiefenden Studien, der Stütze, der Wirtschafterin, der… kaufmännisch Angestellten eine gründliche Ausbildung sichern. Etwas geschieht nach allen diesen Richtungen hin, aber wie wenig im Vergleich zu dem was not thut und was für die jungen Männer gethan wird. Nur warme Herzen und offene Hände — die sich doch auch bei uns für so manchen Zweck finden, können wenigstens diese oder jene von dem Furienspruch lösen: „Du mußt dich beeilen," der sie durchs Leben hetzt mit Straucheln und Wiederaufstehn und unsrer gemeinsamen Sache zum Verhängnis wird.

Mutter.

Alles was schön ist, alles was heilig,
Nennet das Wort dir:
Eine Mutter!
Alles was Liebe, alles was Güte
Das ist ein Hort mir:
Meine Mutter!

Bist du vereinsamt, weit in der Ferne,
Denk nur an jene, die dich geboren,
So wird's dir Trost sein; all deine Leiden
Nimmt sie hinfort dir:
Deine Mutter!

Den nur beklag' ich, der nie genossen
Mütterlich Lieben, mütterlich Walten:
Alles was Leid heißt, trostlos Entbehren,
Klingt in dem Wort dir:
Keine Mutter!

Richard Zoozmann.

Digitized by Google

Die Zulassung der Frauen zur landwirtschaftlichen Hochschule.

Nachdruck verboten.

Durch Ministerialverfügung ist den Frauen das Studium an der landwirtschaftlichen Hochschule zugänglich gemacht worden. Der Lehrkörper der landw. Hochschule zu Berlin hatte in der Sitzung vom 21. November v. J. den Rektor beauftragt, im Sinne der Zulassung von Frauen beim Minister vorstellig zu werden, und auf die Eingabe vom 3. Dezember hat der Minister nunmehr die Verfügung erlassen, derzufolge unter denselben Bedingungen, wie dies bei den Universitäten der Fall ist, d. h. mit besonderer Genehmigung des Rektors, künftighin auch weibliche Personen zum Besuche der landwirtschaftlichen Hochschule zugelassen werden.

Es dürfte daher gewiß vielen von Interesse sein, einen Einblick in die Vorlesungen des Sommer-Semesters zu gewinnen.

Der Beginn der Vorlesungen liegt zwischen dem 21. und 28. April.

1. Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Gartenbau.

a) Allgemeiner Acker- und Pflanzenbau, Bewässerung des Bodens, Wiesenbau und Düngerlehre.

b) Spezieller Acker- und Pflanzenbau, Aufbau der Wurzel-, Knollen- und Handelsgewächse. Bonitierung des Bodens; praktische Übungen zur Bodenkunde.

c) Landwirtschaftliche Taxationslehre. Geschichtlicher Umriß der deutschen Landwirtschaft. Betriebslehre u. s. w.

d) Pferdezucht, Schweinezucht, Molkereiwesen.

e) Landwirtschaftliche Maschinenkunde. Feldmessen und Nivellieren. Zeichnen- und Konstruktionsübungen.

f) Waldbegründung und Waldpflege.

g) Gemüsebau.

2. Naturwissenschaften.

a) Physik und Meteorologie. Experimental-Physik. Dioptrik. Hydraulik. Physikalische Übungen.

b) Chemie und Technologie.

c) Mineralogie, Geologie und Geognosie.

d) Botanik und Pflanzenphysiologie. Entwicklungsgeschichte der Pflanzen. Botanisch-mikroskopischer Kursus. Pflanzenphysiologie. Systematische Botanik. Nutz- und Zierpflanzen; Gräser und Futterkörner, Züchtung der Kulturpflanzen, Mikroskopie der Nahrungs- und Genußmittel. Grundzüge der praktischen Bakterienkunde.

e) Zoologie und Tierphysiologie. Zoologie und Geschichte der Haustiere; über Fischzucht, Bienenzucht, Seidenbau.

3. Veterinärkunde.

Sporadische Krankheiten der Haustiere. Äußere Krankheiten der Haustiere. Anatomie der Haustiere.

4. Rechts- und Staatswissenschaft.

Nationalökonomie.

5. Kulturtechnik und Baukunde.

6. Geodäsie und Mathematik.

Zeichenübungen, Meßübungen, analytische Geometrie und Analysis.

Das Honorar beträgt:

Für die ordentlichen und außerordentlichen Hörer pro Semester 120 Mark. Für Hospitanten pro Wochenstunde und Semester der belegten Kollegien 5 Mark. Die Einschreibegebühren betragen 10 Mark.

Für die von Privatdozenten gehaltenen Vorlesungen wird außerdem ein besonderes Honorar von 5 Mark pro Wochenstunde und Semester entrichtet.

Es sind ferner zu entrichten:

Für das große chemische Praktikum von Hospitanten 60 Mark. Für das kleine chemische Praktikum 20 Mark. Für das Praktikum im agronomisch-pedologischen Laboratorium 20 Mark.

Die endlich gewährte Zulassung von Frauen zur landwirtschaftlichen Hochschule dürfte nach sehr verschiedenen Richtungen hin Frauen zum Vorteil und Segen gereichen, zumal im Hinblick auf die Vielseitigkeit des gebotenen Stoffes. Es kommen dabei sowohl Frauen in Frage, die selbst im Besitze landwirtschaftlicher Betriebe sind und sich durch geeignete Vorlesungen einen wertvollen Einblick in die wissenschaftliche Grundlage der verschiedenen landwirtschaftlichen Zweige verschaffen wollen, als solche, die sich in gewissen Spezialgebieten der Landwirtschaft, z. B. im Molkereiwesen, in Obst-

Digitized by Google

baumzucht, Imkereiwesen, Geflügelzucht, Gemüsebau u. s. w. eine eingehendere wissenschaftliche Bildung aneignen wollen, als die verschiedenen Fachschulen gewähren, um sich so event. auch eine leitende Stellung verschaffen zu können. Endlich dürften diese Vorlesungen auch eine wertvolle Ergänzung für die Besucherinnen einer Gartenbauschule bieten.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Verein für Hausbeamtinnen

nimmt einen sehr regen Fortgang. Im letzten Kalenderjahre sind 503 Stellen vermittelt worden. Die Mitgliederzahl des Hauptvereins betrug am 1. Oktober 1896 ungefähr 1900, die Zweigvereine zählten zusammen 1354 Mitglieder, somit gehören insgesamt 3254 Personen dem Verein an. Das Vereinsvermögen betrug am 1. Oktober 1896 3850 Mark 45 Pf.; ein sehr kleiner Betrag in Hinsicht auf die geplante Arbeit des Vereins, die Berufsbildung der Hausbeamtinnen zu fördern und den arbeitsunfähigen Hausbeamtinnen die Sorge und Not des Alters zu erleichtern. Möchten doch recht viele dem Verein beitreten oder durch ein Geschenk die Aufgaben des Vereins fördern. Der geringste Jahresbeitrag ist 1 Mark. Die Statuten des Vereins und der Stellenvermittelung sind zu erhalten bei der Leiterin der Centrale Frau Anna Schmidt, Leipzig, Grassistr. 33.

Der Verein für Verbesserung der Frauenkleidung

in Berlin veranstaltet vom 11. bis 24. April, Leipzigerstraße 101/102, eine Ausstellung verbesserter Frauenkleidung. Der sehr rührige junge Verein hatte zu dieser Ausstellung ein Preisausschreiben erlassen: für eine starke Dame im Alter von 30—50 Jahren sollte ein Frühjahrskleid möglichst ohne Fischbeineinlagen und mit fußfreiem Rock auf verbesserter Unterkleidung (kein steifes Korsett) gearbeitet werden. Nähere Auskunft über alle Vereinsangelegenheiten, Bezugsquellen für die Reformkleidung 2c. erteilt die Vorsitzende, Frau Oberstlieutenant von Pochhammer, Berlin W., Lützowufer 13.

Der Frauenbildungsverein zu Breslau,

Vorsitzende: Frau Anna Simson, hat seinen Bericht für das letzte Vereinsjahr herausgegeben, der ein Bild seiner umfassenden und ausgedehnten Thätigkeit gewährt. Schon äußerlich wirkt die vom Verein geschaffene Anstalt höchst imponierend. Sie umfaßt 52 miteinander verbundene Lehr- und Schlafsäle, Wohn- und Wirtschaftsräume, in denen sich die zahlreichen Unternehmungen des Vereins, vom Kindergarten bis zur photographischen Lehranstalt, Haushaltungsschule, Kochschule, Handelsschule, Kindergärtnerinnenseminar, eines gedeihlichen Wachstums erfreuen. Der Frauenbildungsverein ist von seiner Gründung im Jahre 1866 an auch ein Verein der Propaganda gewesen. Er hat sich darum auch lebhaft an der Förderung der Frauenbewegung beteiligt; er trat energisch in die Bewegung für die vom Bunde deutscher Frauenvereine beantragten Änderungen des Familienrechts im neuen bürgerlichen Gesetzbuch ein und beteiligte sich auch sonst an sozialen Bestrebungen.

Der Verein Frauenwohl in Königsberg i. Pr.

hat sich auch im vergangenen Jahre erfreulich weiter entwickelt.

In mehreren Versammlungen wurde durch Besprechung der auf die Rechte der Frauen bezüglichen Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuchs und auf Abänderung derselben abzielenden Petitionen das Interesse der Mitglieder für diesen, für die Frauen so wichtigen Gegenstand angeregt.

Die Handelslehranstalt des Vereins erfreut sich unter der ausgezeichneten Leitung des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Babucke eines immer steigenden Ansehens, man beschäftigt die jungen Damen gern in den Comtoiren der Stadt. Es nahmen 34 Schülerinnen an dem 6. Jahreskursus teil.

Die beiden hauswirtschaftlichen Fortbildungsschulen nehmen einen erfreulichen Fortgang; die jungen Mädchen lernen mit Vergnügen und erweisen sich später nach dem Verlassen der Schule in den Familien, in denen sie Stellungen annehmen, als brauchbar. Trotz der großen Schwierigkeit der Unterhaltung der Schulen hofft der Verein, daß es ihm durch weitere Zuwendungen gelingen wird, dieselben zu erhalten. Vorsitzende des Vereins ist Frau Prof. Bohn, stellvertretende Vorsitzende Frau Friederike Behrend.

Der Schwäbische Frauenverein

giebt in seinem 23. Jahresbericht einen Überblick über seine ausgedehnte Thätigkeit. Die zahlreichen Anstalten des Vereins: die Frauenarbeitsschule (Leiterin Frl. Bertha Rieß), der Fröbelsche Musterkindergarten, die Unterrichtskurse zur praktischen Erlernung des Fröbelschen Erziehungssystems, die Kochschule, die Haushaltungsschule, die Stellenvermittelung sind in erfreulicher Entwicklung begriffen. Der Kursus in der einfachen Buchführung soll demnächst in eine Handelsschule umgewandelt werden, in der alle für die Handelswissenschaft erforderlichen Fächer gelehrt werden sollen. Der Verein besteht nunmehr 23 Jahre; mit Recht wird darauf hingewiesen, daß die Zahl der Mitglieder (691) eine verhältnismäßig geringe sei und auf eine beklagenswerte Gleichgiltigkeit der Frauen gegenüber den ernsten Zwecken des Vereins schlußen lasse, wie sie sich leider auch anderswo noch vielfach findet. Vorsitzende des Vereins ist Frau Präsident v. Weizsäcker.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Die Tochter des preußischen Kultusministers,** Frl. Eva Bosse, Schwester des Johanniterordens, unterzog sich im Verein mit zwei anderen dem Hedwigskrankenhause angehörenden Pflegeschwestern der zur Führung einer Hausapotheke vorgeschriebenen Prüfung. Die drei Damen bestanden das vor der Berliner Apothekerprüfungskommission abgelegte Examen mit bestem Erfolg. Ihre Ausbildung wurde von dem Vorsitzenden des deutschen Apothekervereins, Herrn Froelich, geleitet.

* **Die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt** hatte im November 1895 eine Preisfrage ausgeschrieben: „Wie läßt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmäßigsten gestalten?" Darauf sind 28 Arbeiten eingelaufen, darunter 20 von Frauen. Den Preis von 300 Mark erhielten je zur Hälfte die Schriftstellerin Luise Hagen-Berlin und die Lehrerin Anna Beyer-Forst.

* **Ueber das ärztliche Frauenstudium** in den Kulturländern gibt die „Soziale Praxis" folgende Zusammenstellung: Der preußische Unterrichtsminister hat am 16. Juli 1896 die Universitätskuratoren ermächtigt, selbst über die Zulassung von Frauen zu den Vorlesungen zu bestimmen, aber die Frauen dürfen nur Hospitantinnen sein, nicht vollberechtigte Studierende. Ähnlich ist es in Oesterreich. In Nordamerika ließ das „Oberlin College" bereits 1833 Frauen zu. 1886 gab es bereits 266 Frauenkolleges und 263 gemischte Kolleges. In Frankreich erhielt zum ersten mal im Jahre 1861 an der Universität Lyon eine Dame den Doktorgrad, dann 1869, und seit 1870 nahm die Zahl der in Frankreich studierenden Frauen ständig zu. In England werden seit 1878 die Frauen zu allen Prüfungen und Graderteilungen zugelassen (mit Ausnahme bestimmter Grade der Universitäten Oxford und Cambridge. D. Red.). Die Universitäten stehen den Frauen offen in der Schweiz seit mehr denn einem Menschenalter, in Schweden seit 1870, in Dänemark, Finnland, Holland und Indien seit 1875, in Belgien und Italien seit 1876, in Australien seit 1878, in Norwegen seit 1884, in Island seit 1886, in Ungarn seit 1895. Von dem Rechte zu hospitieren machten an den deutschen Universitäten im Wintersemester 1895/96 153 Frauen Gebrauch, und zwar in Berlin 70, Breslau 14, Freiburg 10, Göttingen 32, Greifswald 5, Halle 1, Heidelberg 4, Marburg 3, Rostock 13, Tübingen 1; an den österreichischen 18, nämlich in Czernowitz 5, Krakau 8, Lemberg 1, Prag 4, Wien 0. In Rußland hatten sich in den achtziger Jahren aus den Hebammenkursen medizinische Kurse für Frauen entwickelt, an denen 1091 weibliche Personen teilnahmen, von denen 700 das Doktordiplom erlangten. 1882 wurden diese Kurse aus politischen Gründen geschlossen. Zar Nikolaus II. eröffnete sie nach seiner Thronbesteigung wieder und verlieh den Ärztinnen das Recht, nicht allein, wie bisher, an Hospitälern als Staatsärztinnen angestellt zu werden, sondern auch bis zum Chefarzt avancieren zu können und pensionsberechtigt zu sein, ebenso dürfen die Semstwo (Gemeinden) weibliche Ärzte anstellen. — In England haben von 1877—1895 von Studentinnen der „London School of Medicine for Women" und des „Royal Free Hospital" 183 das medizinische Staatsexamen bestanden, in ganz England 260. In Amerika bestand 1849 der erste weibliche Arzt sein Examen. Die Zahl der studierten Frauen wird dort heute auf 60 000, die der studierenden auf 65 000 veranschlagt.

* **Aus Belgien** wird gemeldet: Die Gemeindebehörden des Hennegauschen Ortes Ghoy haben Fräulein Dhanoine an Stelle ihres verstorbenen Vaters zum Steuereinnehmer der Gemeinde gewählt, und diese Wahl ist von der Provinzialdeputation bestätigt worden. Jetzt haben schon drei Hennegausche Gemeinden, Ecaussines-Lalaing, Erguelinnes und Ghoy Gemeinde-Steuereinnehmerinnen.

* **Zur Frauenfrage in Rußland.** Nach dem derzeitigen Gerichtsgebrauch in Rußland dürfen Frauen keine Zeugnisse erhalten, die sie zur Aus-

Digitized by Google

übung der privaten Advokaturpraxis berechtigen. Wie jetzt verlautet, ist ein Teil der Mitglieder der „Kommission für die Gerichtsreform" dafür, daß diese Bestimmung aufgehoben und den Bezirksgerichten anheimgestellt wird, Frauen nach ihrem Ermessen zur Ausübung der Funktionen eines privaten Sachwalters zuzulassen. Der „private Sachwalter" braucht in Rußland nicht die juristische Fakultät absolviert zu haben, muß aber vor dem Bezirksgericht ein gewisses Maß von juristischen Kenntnissen nachweisen und erhält dann die Berechtigung, Prozesse vor dem Friedensrichter respektive dem Friedensrichterplenum zu führen. Die russische Presse zeigt sich über den Plan, den Frauen eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen, im allgemeinen sehr befriedigt.

Bücherschau.

„Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts." Von Georg Brandes. Jubiläums-Ausgabe. Fünfte, nach den neuesten dänischen Originalen gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Vollständig in 6 Bänden oder 25 Lieferungen à 1 Mark. Jeder Band ist abgeschlossen und einzeln käuflich. Band 1: Die Emigrantenlitteratur. (Barsdorf, Leipzig Mark 4,50.) Brandes' „Hauptströmungen" sind unzweifelhaft eines der glänzendsten Erzeugnisse unserer Litteratur. Als Vorlesungen an der Kopenhagener Universität wurden sie zum erstenmal dem Publikum geboten und erregten jenen beispiellosen Sturm gegen Brandes, den wir uns an der Hand der Lektüre nur erklären können, wenn wir bedenken, daß der eigentliche Geist des Buches: Gedankenfreiheit, Aufklärung, vorurteilsloses Selbstdenken, der romantisch-reaktionären Richtung, die in Dänemark Litteratur und Leben beherrschte, als der Geist der Auflehnung gegen göttliche und sittliche Gebote erscheinen mußte. Um so mehr ist dieser Geist gesunder und schöpferischer Kritik, die Grundlage der modernen Entwicklung, im Auslande verstanden worden. Brandes' Werk hat besonders in Deutschland einen Siegeszug angetreten — es gehört zu den Büchern, die gekauft werden. Denn hier hilft kein gelegentliches Nachschlagen; man ist von dem Geist gefesselt, der durch die Blätter weht, und begierig, wie er dieses und jenes Problem, das uns bisher vielleicht unvermittelt dastand, aus seinem Gesichtswinkel auffassen und darstellen wird. Die Einheitlichkeit der Anschauung ist neben der glänzenden Sprache der packendste Reiz dieser Bücher.

Ihren Inhalt kennzeichnen wir am prägnantesten mit den eigenen Worten des Verfassers: er will durch das Studium gewisser Hauptgruppen und Hauptbewegungen in der europäischen Litteratur den Grundriß zu einer Psychologie der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geben. Der zentrale Gegenstand dieser Schrift ist daher die Reaktion, die das 19. Jahrhundert in seinen ersten Dezennien gegen die Litteratur des 18. ins Werk setzte, und die Überwindung dieser Reaktion. Der vorliegende 1. Band behandelt die bahnbrechenden Werke an der Jahrhundertwende: Chateaubriands Atala, Rousseaus neue Heloise, Goethes Werther, Constants Adolphe, Frau von Staëls Schriften. Überall eröffnet Brandes überraschende neue Perspektiven, sucht und findet Beziehungen — darin Hettner vergleichbar, dessen Werk er in gewisser Weise fortsetzt, den er aber an Glanz der Darstellung überragt. —

Wir werden den fünf weiteren Bänden der „Jubiläumsausgabe" (vor 25 Jahren wurden die zu Grunde liegenden Vorlesungen in Kopenhagen gehalten) an dieser Stelle eingehende Beachtung schenken.

„Unser Heldenkaiser." Festschrift zum hundertjährigen Geburtstage Kaiser Wilhelms des Großen von Geh. Hofrat Dr. Wilhelm Oncken. Herausgegeben von dem Komitee für die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche zum Besten des Baufonds. Mit zwanzig Vollbildern und zahlreichen Illustrationen. Prachtband mit reicher Goldpressung. Preis 5 Mark. (Berlin, Schall und Grund.) Unter den zahlreichen Veröffentlichungen zur Hundertjahrfeier nimmt die Onckensche Festschrift unzweifelhaft einen hervorragenden Rang ein. Schon ihre äußere Ausstattung würde ihr Beachtung sichern, da sie eine große Anzahl interessanter, künstlerisch ausgeführter Reproduktionen bringt. Ihre Hauptanziehungskraft besteht aber in einer Reihe bisher nicht veröffentlichter Briefe Kaiser Wilhelms an seine Gemahlin, die wie eine Art Tagebuch die Kriegsaktionen von 1870/71 begleiten und aus denen sich u. a. zur Evidenz ergiebt, daß die im Auslande aufgebrachte Version, als ob der Krieg von Preußen provociert worden sei, jeder Grundlage entbehrt. Man mag über manches in dem Buch ausgesprochene Urteil anderer Meinung sein, manches vermissen, manches zwischen den Zeilen lesen, einem Eindruck wird man sich nicht verschließen können: aus der Darstellung und ganz besonders aus den erwähnten Briefen tritt uns eine Gestalt von einer schlichten, die ausdrückliche Bezeichnung abwehrenden Größe, einem bescheidenen Heldentum entgegen, wie sie nicht leicht wiedererstehen möchte. Schwerlich ist soviel Kriegsruhm je so ohne Phrase, solch berauschendes Glück je mit solcher Demut getragen worden wie von dem Schreiber jener Briefe. Oncken hat seine Aufgabe richtig erfaßt, indem er auf die Herausarbeitung der Gestalt des Kaisers das ganze Gewicht legte und den Hintergrund in gedämpften Farben hielt.

Digitized by Google

„Anna Karenina." Von Leo Tolstoi. Erste vollständige autorisierte Ausgabe in deutscher Übersetzung von Helene Mordaunt. 3 Bände. (Berlin, August Deubner. Preis 10 Mark.) Der große Roman Tolstois hat in den zwanzig Jahren, die seit seinem ersten Erscheinen verstrichen sind, nichts von seiner Anziehungskraft eingebüßt. Die große Lebenswahrheit seiner Gestalten hat, wenn auch manche davon echt russische Typen sind, dem Verfasser auch in Deutschland zahlreiche Freunde gewonnen, so daß das Erscheinen einer vollständigen Ausgabe mit Freuden begrüßt werden wird. Die bis jetzt umfangreichste Ausgabe umfaßte 46 Bogen, während die vorliegende bei gleicher Zeilenzahl 74 Bogen umfaßt. Wenn nun auch die breite Detailmalerei, die Tolstoi liebt, das Herausschneiden ganzer Partien aus dem Buche zur Not gestattete, so litt doch die psychologische Motivierung stark unter diesem Verfahren, und manche Charaktere machten einen zerstückelten und unwahren Eindruck.

Wenn bei einer neuen Auflage noch einzelne stilistische Unmöglichkeiten, gewaltsame Infinitivsätze ꝛc. getilgt und die unerträglichen: „derjenige, diejenige, dasjenige" ausgemerzt werden, wird der Besitz einer vollständigen Ausgabe des Tolstoischen Werkes noch an Wert gewinnen.

„Einführung in den Sozialismus." Von Richard Calwer. (Leipzig, Georg H. Wiegand, Preis 3,50 Mark.) Es ist heute für jeden tiefer Gebildeten unerläßlich, das Wesen des Sozialismus kennen zu lernen und sich mit ihm auseinander zu setzen; darauf weisen schon die verschiedenartigen Formen hin, in denen der Sozialismus heute mitten in das bürgerliche Leben hineingreift, als Staatssozialismus, christlicher Sozialismus ꝛc. In den Köpfen vieler spukt aber die sozialistische Theorie nur entweder in der Form, die sie in den Köpfen ungebildeter Radausozialisten oder in den Utopien à la Bellamy annimmt. Der Versuch des Verfassers, die sozialistische Theorie ohne polemische und parteipolitische Färbung — soweit das möglich ist — darzustellen, ist daher dankenswert. Wenn auch der subjektive Charakter nicht ganz zu vermeiden war, so hat sich der Verfasser doch überall in den Linien bewegt, die die Auffassung des Sozialismus durch den denkenden und gebildeten Mann kennzeichnen, der sehr wohl weiß, daß Revolutionen alten Stils für immer ausgespielt haben und ökonomische Entwickelungsphasen nicht künstlich übersprungen werden können. Die Darstellung ist durchweg diesem Standpunkt entsprechend; selten kommt einmal eine Geschmacklosigkeit (wie z. B. S. 146) vor. Das Buch dürfte seinem Zweck, die sozialistische Theorie zu möglichst ungefärbter Darstellung zu bringen, durchaus entsprechen.

„Fridtjof Nansen." 1861 — 1896. Von Brögger u. Rolffen. Deutsch von E. v. Enzberg. 3. Auflage. (Berlin, Fußingers Buchhandlung.) Während wissenschaftlich gehaltene Darstellungen über Nansens bedeutsame Expeditionen den Männern vom Fach und „arktisch" gebildeten Laien geboten werden, ist in dem Buch von Brögger u. Rolffen der heranwachsenden Jugend und allen den Freunden Nansens, denen Zeit und Gelegenheit zum Studium umfassender Werke fehlt, eine von Liebe und Begeisterung für diesen modernsten Helden getragene Darstellung geboten. Sie erstreckt sich ausführlich über alles, was der letzten Expedition vorhergeht; besonders die Kapitel über Nansens Jugend dürften lebhaftes Interesse erregen. Bedauerlich ist die teilweise recht mangelhafte Ausführung der Illustrationen, der hoffentlich in einer nächsten Auflage abgeholfen wird. Über die letzte Expedition, die hier nur noch kurz zusammengefaßt wird, berichtet ein im gleichen Verlag erscheinendes Buch: Nansens Erfolge von Eugen v. Enzberg.

„Der internationale Kongreß für Frauenwerke und Frauenbestrebungen" in Berlin 1896. (Berlin S.W. Hermann Walther. Preis 4 Mark.) Das Buch enthält eine Sammlung der auf dem Kongreß gehaltenen Vorträge und Ansprachen. Wenn diese — bei der Kürze der für den einzelnen Gegenstand zur Verfügung gestellten Zeit — auch mehr Anregungen als Abhandlungen sind, so gewähren sie doch eine Übersicht über alle Gebiete, auf denen die Frauenbewegung bereits eingesetzt und zum Teil Erfolge erzielt hat. Wir heben aus dem Inhalt hervor: Der Stand der Frauenbewegung in verschiedenen Ländern. Volksunterhaltungsabende. Schulwesen. Obst- und Gartenbau. Kunststudium. Die Sittlichkeitsfrage. Deutsches Familienrecht. Das Universitätsstudium der Frau. Volkserziehung und Arbeiterinnenfrage. Die Frage der weiblichen Übervölkerung. Frauenwirken in häuslicher und öffentlicher Gesundheitspflege. Die Frau in der Armenpflege. Die Frau im Kampfe gegen den Alkoholismus. Beteiligung der Frauen an der Litteratur. Friedensfrage. Reform der Kleidung.

„Lehrbuch der Allgemeinen Psychologie." Von Dr. Johannes Rehmke, Professor der Philosophie zu Greifswald. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. Preis 10 Mark.) Das Buch ist nicht für Laien, die sich einen ersten Überblick verschaffen wollen, bestimmt. Es erfordert vielmehr eine Stellungnahme zu der Frage: physiologische oder philosophische Psychologie. Der Verfasser stellt sich auf letzteren Standpunkt und führt dementsprechend auch eine Anzahl von technischen Ausdrücken ein (gegenständliches, zuständliches und ursächliches Bewußtsein für Denken, Fühlen, Wollen), die, wie die vielen übrigen der philosophischen Kunstsprache entnommenen Beziehungen ein philosophisch geschultes Publikum voraussetzen. Der Standpunkt des Verfassers führt ihn zu einer starken Polemik gegen die Hypothese des Parallelismus der Erscheinungen, mit der man gegenwärtig das Verhältnis der physiologischen und psychischen Erscheinungen zu einander zu erklären sucht. Diese Polemik, die sich häufig gegen einen von der genannten Hypothese ausgehenden Forscher, Professor Harald Höffding, richtet, scheint uns nicht immer mit Glück geführt. — Als besonders hervorragend erscheint uns das Kapitel über Freiheit und Notwendigkeit, ein Gebiet, auf dem ja die philosophische Grundlage der physiologischen gegenüber im Vorteil ist. Was die Lektüre des Buches im ganzen schwer macht, ist die fast völlige, heute auf diesem Gebiete nicht mehr gewöhnliche Abwesenheit konkreter Beispiele.

Digitized by Google

„Wie leitet man eine Versammlung?" Geschäftlicher Handweiser für Vorsitzende. (Berlin W. 57, J. J. Heine, Preis 1 Mark.) Da in unserer Zeit täglich Vereine entstehen oder Versammlungen einberufen werden, so wird sich das handliche kleine, von einem Mitglied des deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses zusammengestellte Büchlein sicherlich eines regen Absatzes erfreuen. Wenn auch der echte Vorsitzende geboren wird, so ist ihm doch die Kenntnis der unzähligen Einzelheiten, die er in seiner Geschäftsführung wissen muß, nicht angeboren, und er wird sich des hier gebotenen Rats um so lieber bedienen, als man ihm anmerkt, daß er von durchaus sachverständiger Seite kommt.

Kleine Mitteilungen.

Die Ferienkurse in Jena beginnen am 2. August. Es werden geboten: a. Allgemeine Fortbildungskurse für Damen und Herren, und zwar 1. über allgemeine Physiologie, Physiologische Psychologie, Hygiene, Philosophie und Pädagogik, vertreten durch die Professoren Dr. Verworn, Ziehen, Gaertner, Erhardt, Rein u. a. 2. Sprachkurse und Litteraturgeschichte für Ausländer, Religionsgeschichte, Kulturgeschichte und Kunstgeschichte. b. Besondere Fortbildungskurse für Lehrer der Naturwissenschaften an höheren Lehranstalten. Nähere Auskunft erteilt das Sekretariat: Hugo Weinmann, Jena, Spitzweidenweg 4.

Die unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich stehende **Viktoria-Fortbildungsschule** in Berlin, Tempelhofer Ufer 2, eröffnet Anfang April ihre neuen Kurse. Die Anstalt bezweckt, der erwachsenen weiblichen Jugend eine über den Rahmen der Gemeindeschule und höheren Mädchenschule hinausgehende allgemeine und praktische Fortbildung zu geben. Der Unterricht umfaßt die Lehrfächer für den kaufmännischen, gewerblichen und praktischen Beruf. Wie sehr die Einsicht in die Bedeutung des weiblichen Fortbildungsschulwesens wächst, haben die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses vom 10 Dezember 1896 (über den Antrag des Herrn

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Denken Sie sich, aus einem

Pfund Mondamin zu 60 Pfg. lassen sich 10 Flammris für 4 bis 6 Personen herstellen. Möchte der Preis auch etwas hoch erscheinen, so ist doch wiederum der Artikel dermaßen ergiebig, daß sehr wenig zu einem Pudding gehört, außerdem ist der durch Mondamin erlangte reine und köstliche Geschmack unvergleichlich für diese Zwecke. Hausfrauen sollten dessen eingedenk sein, daß es weder Zeit noch Mühe erfordert und die Zuthaten nicht mehr kosten, als wenn Mondamin statt des gewöhnlichen Mehles gebraucht wird. [29

Die Modenwelt

Gegründet 1865.

Maßgebendes und reichhaltigstes Blatt für Moden, Handarbeiten ꝛc.

Jährlich **24 Nummern,** enthaltend gegen 2000 Abbildungen von Moden und Handarbeiten, **24 Unterhaltungsblätter** mit Novellen ꝛc., **24 extragroße Beilagen** mit etwa 500 Schnittmustern, 400 Muster Vorzeichnungen und über 50 naturgroßen Vorlagen für Handarbeiten und kunstgewerbliche Arbeiten, **12 große, farbige Modenbilder** und endlich **12 große farbige Moden-Panoramen** mit jährlich etwa 75 Figuren.

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf. = 75 Kr.** (Auch in Heften zu je 25 Pf = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf. = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche unsern alteingebürgerten Titel sich zulegten. — Probe-Nummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen: Berlin W., Potsdamerstr. 38. — Wien I, Operngasse 3. [25

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,

versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende.
Berlin W., Mauerstr. 85. [19

Das herrlichste Naturgeschichtswerk I. Band, Vögel

wird **gratis** abgegeben von jedem Verkäufer des

echten Hausen's Kasseler Hafer-Kakao

von

Hausen & Co., Kassel. [22

Das nach D. R. P. hergestellte Präparat ist nur in Cartons *à 27 Würfel* — ca. 40—50 Tassen — in Stanniol à 1 M. in Apoth., Drogen- und besseren Colonialw.-Gesch. erhältlich. ***Magenleidende, Nervöse, schwächliche*** Personen u. Kinder können nichts besseres geniessen als ***Hausen's Kasseler Hafer-Kakao,*** wer denselben einmal genossen hat, geht nicht mehr davon ab.

Digitized by Google

Berndorfer Alpacca-Silber!!

Vollkommenster Ersatz für echtes Silber.

Essbestecke, Kaffee- und Thee-Service, Schüsseln etc.

Das Berndorfer Alpacca-Silber besteht aus dem von den Berndorfer Werken eigens erzeugten **silberweissen Nickelmetall,** genannt **Alpacca,** und aus garantiert **reinem Silber.** Die garantierte Silberauflage beträgt 90 Gramm pr. Dtzd. Esslöffel und Gabeln. Gravierungen von Wappen, Monogrammen etc. können jederzeit angebracht werden, denn das Metall ist durch und durch silberweiss.

Die Berndorfer Alpacca-Silber-Service sind dem praktischen Bedürfniss angepasst und für den **täglichen Gebrauch** berechnet; sie geniessen als sogen. **Hôtelsilber** einen Weltruf und sind **für grosse Hôtelbetriebe, Kasinos** etc. **unentbehrlich.**

Der Werth der Berndorfer Alpacca-Silber-Geräthe ist unvergänglich, da man sie immer wieder neu versilbern kann, und da Löffel und Gabeln mit beistehender Garantie-Marke jederzeit im abgenutzten Zustande um $^2/_5$ des Fabrikpreises gegen neue Ware zurückgekauft werden.

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Engros-Niederlage für Deutschland **BERLIN SW.,** Leipzigerstrasse 43, II. [20

Prospekte gratis. | *Verkaufsstellen befinden sich in allen grösseren Städten. Nähere Anfragen beantwortet die Engros-Niederlage.* | *Prospekte gratis.*

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Rüdesheimerstraße 60. [2

von Schenckendorff) gezeigt. Auch in der Viktoria-Fortbildungsschule ist das gesteigerte Interesse der Eltern an einer zeitgemäßen Fortbildung ihrer Töchter in erfreulichster Weise erkennbar. Nachdem sich die Abendschule während des ersten Jahrzehnts ihres Bestehens — von 1878 bis 1888 — in steter Entwicklung gefestigt hatte, nimmt die seit 1888 gegründete Vormittagsschule immer größere Dimensionen an und ist bereits zu einer Tagesschule geworden, in der an den meisten Tagen von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr nachmittags unterrichtet wird. Die Gesamtzahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden beträgt 175, wovon auf die Tagesschule 119, auf die Abendschule 56 fallen. In diesem Wintersemester wurde die Schule besucht von 441 Schülerinnen, die an 2262 Kursen teilnahmen. Obgleich die Viktoria-Fortbildungsschule den Namen einer Fachschule vermieden hat, fanden die stellensuchenden Schülerinnen in jedem der letzten Halbjahre gute Anstellungen, je nach ihrer erworbenen Vorbildung für den kaufmännischen, gewerblichen oder häuslichen Beruf. Nähere Auskunft über demnächst abgehende Schülerinnen wird erteilt im Amtszimmer, Vordergebäude III, von 12—1 Uhr. Anmeldungen nimmt entgegen Herr Rektor Krause, Schulgebäude Hof rechts, 11—12 Uhr.

Mädchen-Gymnasium zu Bremen.

Eröffnung im Oktober 1897.

Vierjähriger Kursus.

Frühestes Eintrittsalter das vollendete sechzehnte Lebensjahr.

Honorar 125 M. für das Halbjahr.

Pensionsvermittlung übernimmt das **Comité.**

Auskunfterteilung und Anmeldungen bis zum 1. Mai bei

Fräulein Dr. M. Plehn,
Bremen, Kohlhökerstr. 4.

Das Comité für das Mädchengymnasium. [51

Künstlerinnen-Verein München.

Damen-Akademie. [52

Sommersemester 1. April bis 31. Juli. — Ausbildung im Figurenfach, Landschaft und Stillleben. Illustrieren unter bewährten und hervorragenden Lehrkräften.

Anmeldungen zu adressieren: Sekretariat des Künstlerinnen-Vereins, Türkenstrasse 89. Rgb. Inskription 1. und 2. April von 9—12 Uhr ebendaselbst.

Kurort Bergzabern.

Bestbesuchtester Kurort der Rheinpfalz.

Prachtvolle Lage am Fusse der Vogesen.

Gemässigtes Naturheilverfahren. — Kneipp'sche Kuren.

Vorzügliche Referenzen. - Frequenz stetig steigend.

Gesamtkosten 32—42 Mk. pro Woche.

Prospekte frei durch den langjährigen Anstaltsleiter ED. TISCHBERGER, Verfasser von „Im Wasser eins" und „Kneipen-Kneippen", bewährtes Handbuch über das gesamte Naturheilverfahren, leichtverständlich beschrieben, nebst 400 erprobten Kochvorschriften für Kranke. Sämtliche Anwendungsformen in 100 vorzüglichen Abbildungen.

Preis 2 Mk. (Porto 20 Pfg.) -- Durch den Verfasser und **G. Schuhr's** Verlag, Berlin S.W., Wilhelmstr. 119.20.

TRITON begiesst den Körper gleichzeitig und gleichmässig in *voller Breite,* hebt den Patienten in die Wanne und aus der Wanne, entleert sich durch einfaches Aufdrehen, bedarf keiner Abwasserleitung. Vereinigt alle *Vorzüge einer vollständigen Bade-Einrichtung* für sämtliche Wasser- und Dampf-Anwendungen.

Prospekte durch **Schlichtherl's Buchhandlung und Triton-Niederlage Bergzabern** (Pfalz.)

Digitized by Google

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallescheſtraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen beſſ. Stände. Penſionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorſteherin.

Familienpenſion Nordland
München, Schellingſtraße 10 I.
Ruhige vornehme Lage, Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügliche Küche, mäßige Preise. [50

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten **Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften.** [7

Das **Placierungsbureau**
von Frau Joh. Simmel,
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkſtr. 16
vermittelt die Beſetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellenſuchende mit mehrjährigem, tadelloſem Zeugnis empfohlen.
Vakanzen ſind ſtets zahlreich vorhanden. Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts. **Keine Einſchreibegebühr.** [12

Triumph-Accord-Zither!
patent., hocheleg. u. solides Instrument, v. Jedem sofort spielbar, sechs Accorde, 25 Saiten, prächtig., voller Klang, mit sämtlichem Zubehör u. fünf Notenheften zus. ca. 100 Stücke enth., **nur Mk. 13,75** mit Verpackung gegen Nachn. Tägl. ungefordt. Belobigung. Richard Kox, Musikw., Duisburg.

Familienpenſion
von Fr. Kreisrichter Haaſe, [35
Berlin S.W., Halleſche Straße 14 pt.
Gut empfohlen.

Singer Nähmaschinen
bisheriger Verkauf über 13 Millionen.
Unerreicht in Leiſtungsfähigkeit und Dauer, und deshalb die verbreitetſte Nähmaſchine ſowohl für den Hausgebrauch, Kunſtſtickerei, wie für alle induſtriellen Zwecke.
Durch eigene Geſchäfte unſerer Geſellſchaft an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes zu beziehen.
Singer Co., Hamburg, Act.-Ges.
(vormals G. Neidlinger.)
Gratis-Unterricht auch in der Modernen Kunſtſtickerei.

Butterick's Modenblatt
das brauchbarste und billigste der Welt!
Monatlich ca. 70 neueste Modelle
v. Kleidungsstücken all. Art für Damen u. Kinder
Jahresabonnement 1 Mark
bei jeder Agentur f. Butterick's Schnittmuster, bei allen Buchhandlungen, Postämtern u. durch jed. Briefträger (No. 1345a d. Post-Zeitungsliste)
Verlangen Sie per Postkarte **Gratis-Probenummer** von Ihrer Buchhandlung, von obigen Agenturen, od. von **Blank & Co.'s Verlag, BARMEN.**

Familien- u. Haushaltungs-Penſionat v. Fr. Paſtor Selß u. Tochter, Godesberg a. Rh.
Häusl. u. geſellſchaftl. Ausbildung franz. und engl. Konv. Beſte Geſundheitspflege. Ref. von Eltern ehemaliger Zöglinge. Erholungsbedürftige finden Aufnahme. [45

Handelsinſtitut für Damen
von Frau **Elise Brewin,** [1
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalſtr. 2 II.
Ausbildung zur Buchhalterin, Korreſpondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klaſſen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung. Penſionsnachweis.

Wilhelmshöhe bei Cassel. **Gossmann's Naturheilanstalt.**
Idyllische, geschützte Lage, unmittelbar am Habichtswald, anschliessend an den Königl. Park. Das ganze Jahr geöffnet. Aerzte: Dr. med. Missmahl, Dr. med. Walser, Dr. med. (in der Schweiz prom.) Sophie Gumberg, Gossmann, Direktor. Zur Belehrung empfohlen: **„Handbuch der Naturheilkunde"** von Dr. med. **Walser** (Verlag **Ensslin, Reutlingen**). Für bescheidenere Ansprüche: Zweiganstalt **„Schweizerhaus".** Wochenpreis für ärztliche Behandlung, Kur, Wohnung und Verpflegung von M. 35. an. **Prospekte** der Anstalt und des Walser'schen Werkes kostenfrei durch die Direktion von [37
Gossmann's Naturheilanstalt.

Mit vorliegendem Heft beginnt das (3.) Quartal: April bis Juni 1897

unserer Zeitschrift. Die verehrten Abonnenten, welche die **„Frau"** durch eine **Postanstalt** zu beziehen wünschen, aber erst **nach** dem 1. April bestellen, wollen die Lieferung des April-Heftes ausdrücklich fordern **unter Zahlung der festgesetzten „Nachlieferungsgebühr" von 10 Pfennig.**
Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel **2,—** Mark, bei direkter Zusendung: In Berlin **2,—** Mark. Im Inland **2,30** Mark. Nach dem Ausland **2,50** Mark.

☛ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

4. Jahrg. Heft 8. Mai 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Kinderpsychologie.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Einzelne Augenblicke unsres Kinderlebens stehen uns mit merkwürdiger Klarheit vor der Seele.

Ich finde mich an einem seligen Sommernachmittag in einer „Torfkiepe“ schaukelnd auf dem Rasenplatz unsres Gartens — so wenigstens würde der objektive Beschauer die Situation gekennzeichnet haben. Daß ich in der That auf schwankendem Boot mitten im wilden Ocean trieb, wußte nur ich; höher und höher gingen die Wogen, stärker brauste der Sturm, so daß ich mich anklammern mußte, um nicht über Bord geweht zu werden; der Schiffbruch war nahe — da fühlte ich mich plötzlich von rauher Hand in die Höhe gehoben und dann mitten in den Ocean niedergesetzt. Es war das Schicksal in Gestalt unsrer Köchin, die im Torfstall brummend ihre „Kiepe“ vermißt hatte, und, dem bekannten dunklen Drange folgend, der gute Menschen den rechten Weg führt, dem Kinderspielplatz zugesteuert war, wo sie mir nun durch einige Handgreiflichkeiten klar machte, daß Torfkiepen kein Spielzeug seien, besonders nicht, wenn man ein frischgewaschenes Kattunkleid anhat.

Mir aber wurde, als ich still schluchzend im grünen Ocean saß, noch etwas andres klar: der ungeheure Unterschied zwischen der Welt der Erwachsenen und der der Kinder. Und, wenn auch nicht in bewußter Formulierung, so doch als dumpfes Gefühl zog es durch meine Seele: wenn du einmal groß bist, willst du nicht vergessen, wie Kindern zu Mute ist.

Digitized by Google

Daß es so etwas wie Kinderpsychologie geben könne, daß die kreuz und quer fahrenden Einfälle des dummen kleinen Gehirns Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung und künstlerischer Darstellung sein könnten, das wäre mir freilich ein schwer faßbarer Gedanke gewesen. Erst als ich, ziemlich verfrüht, mit glühenden Wangen über „Les misérables" gebeugt saß und mich in die phantastische Welt der kleinen Cosette hineinlas, ging mir eine Ahnung davon auf.

Heute hat die Kinderpsychologie ein immer wachsendes Publikum. Die Geheimnisse der Kinderstube, die bisher von ihren Vestalinnen, Müttern und Kindermuhmen, in treuer Seele gehegt wurden, werden erforscht, analysiert, registriert, systematisiert; Männer wie Darwin und Preyer haben versucht, nach historisch-genetischer Methode die menschlichen Lebensäußerungen bis zu den Anfängen zurückzuverfolgen, in denen sie ihre charakteristischen Formen anzunehmen beginnen.

Die Aufgabe ist keine leichte. Denn das kindliche Denken folgt, nach Rudyard Kipling, seinen eigenen Pfaden, „die denen unbekannt sind, welche die Kindheit schon hinter sich haben".

Die streng systematische Darstellung solcher Untersuchungen wird ihren Leserkreis vorzugsweise unter den Gelehrten finden. Ich kenne manche Mutter, die Preyers „Seele des Kindes" enttäuscht aus der Hand gelegt hat. Sie findet in diesem vivisecierten Objekt ihr Kind nicht wieder.

Mit menschlicherer, weniger systematisch formulierter Teilnahme hat sich neuerdings ein Engländer dem Gegenstand zugewendet. Die „Untersuchungen über die Kindheit" von Dr. James Sully[1]), dem Vorsitzenden des Londoner Zweiges der British Association for Child-Study, werden auch in Deutschland ein dankbares Publikum finden. Die Untersuchungen sind mit dem warmen Interesse einer Mutter und dem wissenschaftlich geschulten Auge des Fachmannes geführt.

Mit besonderer Anteilnahme verfolgt er zuerst die Äußerungen des Alters, in dem die Phantasie überwiegt und die noch unbekannte Welt mit den lebhaftesten Farben schmückt, was sich merkwürdigerweise mit einer zu andren Zeiten geübten überaus nüchternen Beobachtung der Wirklichkeit ganz gut verträgt. Wie der kindlichen Menschheit, so lebt dem Kinde alles; das betaute Gras hat geweint, die still liegenden Steine auf der Landstraße trägt es an eine andre Stelle, damit sie sich an etwas Neuem erfreuen können, über die herabfallenden Blätter kann es bitterlich weinen, wenn es auch in andrer Stimmung munter drauf herumtrampelt. Ziffern und Buchstaben selbst haben Farbe und Leben. Seine Bettdecke wird ihm zum Tummelplatz bunter, luftiger Gestalten, wie sie Stevenson in seinem Kinderlied: „Das Land der Bettdecke" aufmarschieren läßt, und die Sofalehne muß sich die mannigfaltigsten Umwandlungen als Pferd, Kutsche, Schiff ꝛc. gefallen lassen. Was das Kind nicht verwandeln kann, entbehrt des tiefinnersten Reizes. „Es macht," sagt Ruskin, „aus einer mechanischen, über den Fußboden laufenden Maus nicht seinen Liebling . . das Kind verliebt sich vielmehr in ein still liegendes Ding — in ein häßliches — ja sogar in

[1]) Deutsch von Dr. J. Stimpfl (Leipzig, Ernst Wunderlich). Es ist schade, daß die Übersetzung vielfach zu wünschen übrig läßt. Der Verfasser klebt am Englischen: er hat — abgesehen von direkten Inkorrektheiten — nicht die Fähigkeit, Kinderenglisch in Kinderdeutsch zu übertragen. Vielleicht ließe sich dem in einer folgenden Auflage durch freiere Behandlung des Originals abhelfen. Das Buch ist eines tadellosen deutschen Gewandes wert.

Digitized by Google

eines, das für uns gänzlich bedeutungslos ist. Das Bedürfnis des Glaubens geht dem Bedürfnis der Liebe voraus."

Am liebsten aber gestaltet die Phantasie das eigene Selbst um; das eigentliche Wesen des kindlichen Spiels besteht in der Darstellung einer Rolle, in dem Hineindenken in eine neue Lage. Als Kohlenträger oder Dienstmann läßt sich der Knabe, als Dienstmädchen oder Köchin das Mädchen zu Handreichungen gern bereit finden, die es als sein eigenes Selbst nur ungern geleistet hätte. Es genügen dem kleinen Phantasiemenschen geringfügige äußere Andeutungen, um ihm das Vollgefühl der neuen Lage zu geben. War man nicht der Beduine im Zelt, sobald man sich unter zwei Stühle mit darübergebreiteter Decke oder unter den Tisch mit lang herabhängendem Tischtuch zurückgezogen hatte?

Und nun erst, wenn die Welt der Märchen und Geschichten sich aufthut! Merkwürdig, so unermüdlich in diesem Alter der erwachenden Vernunft das Warumfragen geübt wird, so selten erstreckt es sich auf die Phantasiegestalten, die die kindliche Welt bevölkern. Kinder lesen eigentümlich. Sie verschlingen ihre Bücher. Was ihnen davon bleibt, ist die Stimmung, und eben die wollen sie sich nicht nehmen und nicht analysieren lassen. Eine allerliebste Geschichte berichtet da Sully. Eine Mutter, die ihrem sechsjährigen Knaben ein Gedicht vorliest und zu bemerken wagt: „Ich fürchte, du kannst es nicht verstehen, mein Liebling," erhält die verblüffende Antwort: „O ja, ich kann es sehr gut, wenn du es mir nur nicht erklären würdest." — O Herbart und alle formalen Stufen: Analyse, Synthese, Assoziation, System und Methode! O du Seminarweisheit mit dem hundertfältig variierten: Zachäus saß auf dem Maulbeerbaum. 1. Wer saß auf dem Maulbeerbaum? 2. Wo saß Zachäus? 3. Was that Zachäus auf dem Maulbeerbaum? u. s. w.

Aber die Phantasiethätigkeit hat ihr Gegengewicht: die wirklich intelligenten Kinder sind, wenn sie sich auch, halb verschämt und im verborgenen, eine schönere Welt zu formen suchen, doch unbefangene und scharfe Beobachter der wirklichen. Diese Gabe muß, wie Sully nicht ohne Bitterkeit bemerkt, eine wunderbare Lebenskraft besitzen, wenn sie „allen Bestrebungen unseres Schulsystems widersteht, aus dem Garten des Geistes alles auszurotten, was so uneinträglich wie die Beobachtungsgabe ist."

Ungefähr auf das Ende des dritten Jahres meint Sully den Beginn des Fragealters, die erste Fragestellung, legen zu sollen. Das wahre Alter der Wißbegierde, in dem Frage auf Frage mit einer für die Umgebung oft geradezu aufregenden Beharrlichkeit losgelassen wird, scheint aber erst mit dem vierten Jahre einzutreten. Dem „Was" folgt das „Warum", ein Warum, das bei begabten Kindern häufig metaphysischen Charakter annimmt, d. h. kühn bis zu den letzten Gründen der Dinge vordringt. Wer machte Gott? Was war vor Gott da? Giebt es keine Frau Gott? Warum bin ich nicht meine Schwester und meine Schwester nicht ich? Wenn ich die Treppe hinaufgegangen bin, kann Gott dann machen, daß ich es nicht gethan hätte? (eine Frage, deren sich kein mittelalterlicher Scholastiker zu schämen gehabt hätte). Wohin ist „gestern" gegangen? Woher wird „morgen" kommen? Das alles sind wirkliche Kinderfragen, denen jede Mutter geweckter Kinder ähnliche an die Seite stellen könnte. Gewiß sind nicht alle solche Fragen ernsthaft zu nehmen, gewiß wird das zwanzigste und dreißigste Warum eines fragelustigen Kindes häufig das mechanische Gepräge tragen, das uns sagt, nun ist's Zeit, das Kind praktisch zu beschäftigen, um dem lebhaften kleinen Geist und uns selbst Ruhe zu schaffen. Aber gegen die unter

Digitized by Google

Müttern und Wärterinnen viel verbreitete Ansicht, daß das Fragen der Kinder ein vorsätzliches Belästigen sei, legt der Verfasser mit Recht Protest ein.

Wie Kinder geborene Fechnerianer sind, wie ihnen alles lebt, nicht nur die organische, auch die anorganische, ja selbst die technische Welt, so sind sie auch geborene Gottgläubige. Hinter all dem Geheimnisvollen, das sie umgiebt, ahnen sie die unsichtbare Macht. Und sie stehen mit ihr auf dem denkbar besten Fuß, — so lange die Schuldogmatik ihnen nicht nahe tritt. Daß der liebe Gott, wenn das Kind auf kurze Zeit das Zimmer verläßt, gebeten wird, auf die Spielsachen zu achten, ist nichts Seltenes. Jenes siebenjährige Mädchen, dessen Großvater gestorben war, vertraut seinem Gott an, daß die Thüren im Himmel wohl zugehalten werden müssen, da der alte Mann keinen Zug verträgt; der Knabe, den man warnt, sich mit dem Messer, mit dem er spielt, die Finger nicht abzuschneiden, meint vertrauensvoll, Gott würde sie wieder wachsen lassen; da er ihn gemacht habe, würde er ihm auch die Finger ausbessern können.

Interessante Erörterungen bringen die Kapitel über die kindliche Sittlichkeit.

Sully ist ein liebevoller Beurteiler der Kinder. Von der Lombrososchen Theorie, nach der im Kinde in den ersten Lebensjahren „normaler Weise" alle schlechten Instinkte, die den moralischen Wahnsinn und das Verbrechen kennzeichnen, lebendig sind, würde er entschieden nichts wissen wollen. Freilich sieht auch er in den ersten Jahren viel vom Tier in ihm. „Nach der Geburt ist das Kind eine Zeitlang nur wenig mehr als eine Verkörperung der Eßlust, welche keine Beschränkung kennt und sich bloß die zwingende Gewalt der Sättigung gefallen läßt . . . Wie wir wissen, kann die Wegnahme der Saugflasche vor Erlangung vollständiger Befriedigung zu einer der eindringlichsten Äußerungen des kindlichen ‚Willens zu leben' und seines Grolles gegen alle menschlichen Hemmungen seiner angeborenen Triebe Anlaß geben." Auch die Wutausbrüche der Kinder mit ihren bekannten Symptomen gehören hierher. Aber hier wie in der oft hervortretenden Grausamkeit des Kindes findet der scharfe Beobachter mildernde Züge: Liebe zur Macht, Wißbegierde und eine gewisse Reaktion gegen den unaufhörlichen Zwang, der am Kinde geübt wird. Das sind ihm die Faktoren, aus denen die kindliche Gewaltthätigkeit entspringt.

Ein eingehendes Studium hat Sully dem Kinde als Künstler gewidmet. Eine planmäßig angelegte Sammlung kindlicher Zeichnungen von der ersten Kritzelei bis zur zusammengesetzten Gruppe hat es ihm ermöglicht, eine Reihe von typischen Zügen festzustellen, die uns neue Einblicke in die Kindesnatur gewähren. Das erste Zeichnen verrät durchaus nicht die Absicht, die Natur auf das Papier zu bannen; der kleine Künstler ist noch viel mehr Symboliker als Naturalist; die völlige Ähnlichkeit kümmert ihn wenig, er bedarf nur einer Andeutung. Daher die abstrakte Behandlung des Gesichts durch ein paar Punkte und Linien. Auch tritt beim Zeichnen dieselbe launenhaft wählerische Beobachtung der Gegenstände hervor, die Kinder an den Tag legen, wenn sie über alltägliche Gegenstände gefragt werden. Sie kennen ein paar charakteristische Züge; für die übrigen sind sie blind. Was ihnen nun interessant erscheint, das eben ist so charakteristisch. Der ganze Rumpf pflegt bei den ersten Zeichnungen menschlicher Figuren zu fehlen; ein Mondgesicht mit zwei stützenden Linien, das ist ihnen der Mensch. Später wird der kleine Zeichner genauer. Durch die Beschreibung weiß er, was alles zum menschlichen Gesicht gehört, darum läßt er es sich auch nicht nehmen, in seine Profilzeichnung sauber beide Augen einzusetzen;

Digitized by Google

will er doch vermittelst seines Zeichenstifts aufzählen, was er über das Ding weiß. Auch bei der Kleidung imponieren ihm gewisse Einzelheiten besonders; dem kleinen Urheber von Figur 1 waren — ein stets wiederkehrender Zug — die Knöpfe so interessant, daß er den ganzen Rumpf damit bedeckt; die kleine Zeichnerin des daneben stehenden Bildes legte — kein besonders gutes Omen — einen wesentlichen Nachdruck auf den mit Federn geschmückten Hut und den verzierten Sonnenschirm. Die charakteristische kindliche Unbekümmertheit um Größenverhältnisse und Perspektive zeigt das dritte Bild. Die Verbindung des Reiters mit seinem Pferd pflegt eine außerordentlich lose zu sein; bald schwebt er, bald steht er, wie in Bild 4, das wieder alle charakteristischen Merkmale des aufzählenden Zeichnens zeigt: zwei Augen beim Profilbilde, die sehr deutlich hervortretenden Zähne und die sorgfältig gezählten zehn Finger.

1 2 3 4

Einen ganz anderen Charakter als Sullys Untersuchungen trägt ein gleichzeitig erschienenes Buch: „Ernste Antworten auf Kinderfragen" von Rudolph Penzig. (Berlin, Ferd. Dümmler.) Zwar ist es aus demselben Boden erwachsen. Liebevolle Beobachtung der Kinderwelt hat es gezeitigt. Während aber das erste Buch nur Grundlinien zieht, pflanzt dieses Wegweiser auf; es bietet „ausgewählte Kapitel aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus." Und damit wird es zu einer Art von Ergänzung für die „Untersuchungen."

Wie begegnet man dem Was und Wie, dem Wozu und Warum, mit dem das Kind von dem in seinen Augen allwissenden Erwachsenen Lösung heischt für die vielen Rätsel, die es von allen Seiten umdrängen — darauf versucht Penzig in seinem Buche Antwort zu geben. Und in vielen Fällen führt er uns sicher. Er will — und will mit Recht — daß wir auf alle Fragen, die Kinder mit heiligem Ernst an uns stellen, auch mit heiligem Ernst antworten.

Was ihn selbst bei diesen Antworten in eine eigenartige Lage bringt und was daher auch das eigentlich charakteristische Moment des Buches ausmacht, ist seine Stellung zur Religion. Sein Buch will, wie er selbst sagt, „die positive Weltanschauung, die Tausende jetzt im Herzen tragen, nach ihrer pädagogischen Verwertungsmöglichkeit beleuchten". Gewiß ein höchst nützliches Unternehmen. Denn daß Tausende des Verfassers Anschauungen teilen, ist unzweifelhaft wahr. Um Penzigs Versuch richtig zu würdigen, müssen wir uns gleichfalls auf seinen Standpunkt stellen. Welches ist er?

Digitized by Google

Der Verfasser selbst bezeichnet ihn als „frommen Atheismus". Ich muß gestehen, daß ich mit dem Begriff nicht recht etwas anzufangen weiß. Er kommt mir vor wie das „vernünftige Christentum", von dem Lessing meint, man wisse nicht recht, wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christentum sitze.

Aber das Wort ist auch nur eine Formel. Und wie mir vorkommen will, keine glücklich gewählte. Wenn das Wort „fromm", das doch den mechanischen Naturvorgängen nicht gelten kann, die Stimmung bezeichnen soll, die Schleiermacher „Gefühl des Universums" nennt, die Goethe meint, wenn er es zum höchsten Glück des denkenden Menschen rechnet, das Unerforschliche ruhig zu verehren, wenn sich ferner Penzig der durch Männer wie Spinoza, Fechner, Lotze, Höffding vertretenen Einsicht nicht verschließt, daß „Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung die notwendigen beiden Doppelingredienzien des Universums waren, sind und sein werden" (Goethe an Knebel); wenn er es direkt ausspricht, daß Kraft nicht ein plötzliches, unbegreifliches Ende erfahren könne, daß das Gesetz der Erhaltung der Kraft dazu zwinge, „auch kein Tüpfelchen von allen idealen Bestrebungen, die je auf der Erde menschliches Handeln bewegt haben, verloren zu geben"; wenn er sich ausdrücklich einen Nichtmaterialisten nennt: so scheinen mir alle Kriterien einer pantheistischen Weltanschauung so durchaus gegeben, daß der Verfasser mit Goethe sagen könnte: „Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich euch nicht den Gefallen thue, mich mit euren Worten auszudrücken."

Es ist nun freilich jedes einzelnen Sache, wie er für sich selbst die Überzeugung formulieren will, „daß der innerste Kern der Wirklichkeit, die innerste Kraft der Weltentwicklung dem nicht fremd sein kann, was sich in den menschlichen Idealen hervorarbeitet". (Höffding.) Name ist freilich Schall und Rauch. Und wer an das Weltmysterium rührt, das durch praktisch-verständige Auslegung, durch den Nachweis des Kausalzusammenhanges in der Erscheinungswelt nicht weniger mysteriös wird, in dessen Seele zittert das Wort nach: „wer darf ihn nennen?" Aber das ist nicht das Gefühl des Kindes und kann für die Kindererziehung nicht gelten. Der dies Wort sprach, hat als Knabe in symbolischer Handlung, in ganz individuell gefärbter Verehrung dem höchsten Wesen sein Opfer dargebracht. Die schwankenden, feinen Linien, mit denen der philosophisch gebildete Erwachsene seine Weltanschauung zu fixieren sucht, sind dem kindlichen Auge überhaupt nicht sichtbar zu machen; es will feste Konturen, es will nicht Psychophysik, es will „den lieben Gott". Penzig bemerkt in dem Kapitel „Das Kind und die Natur" in Bezug auf solche Erörterungen, die über das kindliche Verständnis hinausgehen, mit Recht: „Was hindert uns denn, sie in die Kindersprache zu übersetzen und dem Kinde, wenn es einmal nachdenklich die Frage nach dem Wozu der Natur und des Menschen, wenn auch unbeholfen, ausspricht, unsere Weisheit mit einem kindlichen Worte zu geben? Das Wort heißt: ‚Besser werden', und es paßt in der Unbestimmtheit seines überreichen Inhalts vortrefflich zu einer Antwort, die jeden Fragenden herausnehmen läßt, was er verstehen kann." Warum soll denn diese vortreffliche pädagogische Anschauung nur auf das religiöse Gebiet nicht übertragen werden?

Daß nicht unbedenkliche Konsequenzen aus solcher Einseitigkeit erwachsen, zeigt die in dem Buche gegebene Unterhaltung zwischen Eltern und Kindern über den Tod eines lieben Familiengliedes. Was darin an idealen Momenten gegeben wird, tritt durchaus zurück hinter den Gedankengang, der die geliebte Verstorbene oder vielmehr die Stoffe, aus denen sie bestand, auf ihrer Wanderung durch Pflanzen- und Tierleiber verfolgt. Wenn sich Eltern, welche die Überzeugungen des Verfassers teilen,

Digitized by Google

nicht entschließen können, der erregten Kinderphantasie durch ein einfaches: „das Schwesterchen ist bei Gott," das doch auch ihnen wenigstens als eine symbolische Wahrheit gelten dürfte, einen Ruhepunkt und zugleich eine weite Perspektive zu schaffen, wenn sie also die oben aufgestellte pädagogische Regel auf dieses Gebiet nicht anwenden wollen, so wäre es sicher am besten, gar keine Erklärung zu versuchen. Denn manches Kind möchte bei einer Erklärung, wie der Verfasser sie giebt, auch dem Geheimnis des Todes gegenüber die Empfindung haben: „Ich verstehe es wohl, wenn du es mir nur nicht erklären wolltest."

Ernst Friedrich Haupt erzählt in seinen Aufzeichnungen, wie er als Fünfjähriger beim Anblick eines kleinen toten Hundes im Stadtgraben den Lehrer gefragt habe, was aus den Tieren nach dem Tode werde, und wie die Antwort: „Mit den Tieren ist's aus" ihn zu bitterem Weinen gebracht habe. Eine selige Stunde dagegen nennt er die, wo ihm zum erstenmale gesagt wurde, daß die Sterne vermutlich ein Schauplatz lebender Wesen seien. Und ein so weiches kleines Kindergemüt, das überall Leben ahnt, will man auf den Gedankengang bringen, der da endet: „Der große Cäsar, tot und Lehm geworden, verstopft ein Loch jetzt vor dem rauhen Norden?" Denn man irre sich darin nicht, das ist — wie auch im Einzelfalle das Experiment ausgefallen sein möge — der Restbestand, der den meisten Kindern von einer Unterredung bleiben wird, in der die physische Seite des Todes in den Vordergrund tritt. Kinder simplifizieren sich Vorgänge des wirklichen Lebens stets, bis sie auf die nüchternste Formel gelangen, und nicht: „die Schwester lebt fort in unsren Gedanken, ihren Thaten" ꝛc., sondern „die Schwester zerfällt in Atome, die ruhelos durch andere Lebensformen wandern," ist der dauernde Niederschlag in ihrem Gedächtnis.

Schleiermacher antwortet einmal auf eine Bemerkung von Eleonore Grunow über männliche Kindererziehung: „Übrigens haben Sie sehr recht, daß die Männer gewöhnlich den Himmel leer lassen, nämlich die Phantasie, aus welcher die Liebe und der Himmel hervorgehen müssen. Sie haben's nur immer mit der Vernunft, und zwar mit der auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichteten, in welchen allein sie leben, weben und sind; auch alle Sittlichkeit, welche sie anerziehen möchten, ist nichts anderes als dieses. Darum ekelt mir so unmenschlich vor ihren pädagogischen Büchern und ihrem Thun; einmal habe ich schon mein Herz darüber ausgeschüttet, es wird aber noch öfter kommen."

Nun „ekelt es mir" durchaus nicht vor dem Penzigschen Buch; ganz im Gegenteil. Es hat vortreffliche Kapitel; die Erörterungen über die Schule — der Verfasser tritt energisch für die Einheitsschule ein — über das „Petzen" der Schüler, über das Kind und die Gesellschaft, kurz über die „bürgerlichen Verhältnisse", enthalten ganz Vorzügliches, das ich jedem warm zur Lektüre empfehlen möchte. Und auf allen Seiten des Buches giebt es zu lernen, weil der Verfasser überall selbst gedacht und sich nirgends mit den abgenutzten Schablonen begnügt hat, mit deren Hilfe pädagogische Bücher fertig gestellt zu werden pflegen. Auch eine wohlthuende Toleranz spricht aus jeder Zeile. Aber das „sie haben's nur immer mit der Vernunft" gilt freilich dem Verfasser auch und den Himmel im Kindergemüt läßt auch er leer! Denn was er nach dieser Richtung bietet, in schöner, schwungvoller Sprache bietet, ist die rein ethische, fein durchgebildete, von einem dem Schönen und Edlen zugewandten Sinne zeugende Weltanschauung eines philosophisch denkenden Erwachsenen; dem Kinde, das aufschauend lieben und verehren will und soll, fehlt dafür das Organ.

Digitized by Google

Die Frau in Rußland.

Von

Olga Wohlbrück.

Nachdruck verboten.

II.

Der im Oktober 1896 in der Frau erschienene Artikel „Die Frau in Rußland und ihre geschichtliche Entwicklung" deutete am Schluß schon mit wenigen Worten auf den Umschwung hin, der sich besonders in den 40er Jahren in der Stellung und den damit verbundenen Bestrebungen der russischen Frau vollzogen.

Wie bereits bemerkt, war die Aufhebung der Leibeigenschaft ein mächtiger Faktor in der Entwicklung der Frauenfrage. Am empfindlichsten waren dadurch die kleinen Gutsbesitzer getroffen, kleine Beamte, kurz das kleine Bürgertum, das bis dahin in sattem Behagen auf Kosten fremder Arbeit gelebt. Ein paar Hände waren gleichbedeutend mit einer Summe Geldes. Man verheiratete seine Töchter, indem man ihnen eine Mitgift „von so und so viel Seelen" gab.

Plötzlich sahen sich wohlhabende „Bräute" (wie in Rußland alle heiratsfähigen Mädchen bis auf den heutigen Tag genannt werden), ihrer Mitgift beraubt und hiermit zugleich der Aussicht zu heiraten. Ratlos stand die junge weibliche Generation den veränderten ökonomischen Verhältnissen gegenüber, ratlos der daraus resultierenden Veränderung ihrer sozialen Position.

Einzelne hatten sich wohl in müßigem Dilettantismus schon früher für wissenschaftliche Fragen interessiert, angeregt durch die Romane der Georges Sand und durch einige einheimische Streiter für die Frauenfrage, wie den Journalisten Mackaroff u. a. Ja, in den zwanziger Jahren lud sogar die Moskauer Universität „Liebhaber und Liebhaberinnen" zu den in ihren Räumen stattfindenden öffentlichen Vorlesungen ein, und 1823 fanden sich unter den Hörern des Physikers Scherrer, der in deutscher Sprache über Physik, Chemie und Mineralogie Vorträge hielt, zehn Damen — aber was für einen praktischen Wert hatte dies Gelegenheitsinteresse?

Was für einen praktischen Wert hatte überhaupt die ganze bis dahin allein gebräuchliche Institutserziehung, in der, völlig abgeschlossen von der Welt, den jungen Damen Tanzen, Singen, Knixen, Architektur, Skulptur, Heraldik und Französisch beigebracht wurde? Zu Hunderten strömten alljährlich aus diesen Instituten gezierte Modepuppen mit verschrobenen Ideen, von grenzenloser Welt- und Menschenunkenntnis, und überfluteten die Salons ihrer Eltern mit sentimentalen Romanzen, Gedichtbüchern, Heiligenbildern, wunderthätigen Medaillons und Rosenkränzen, denen sie schon im Laufe ihres ersten Freiheitsjahres heimlich frivole französische Romane hinzufügten.

Ihre Hände waren zu weiß, um zu arbeiten, ihr Kopf war zu schwach, um zu denken. Ein Mann, nur ein Mann, sei er wie er sei, war ihr Ideal, eine glänzende Heirat ihr Streben.

Und nun plötzlich, ohne Übergang und Vorbereitung hieß es: du bist arm, dein Ideal ist unerreichbar, dein Streben nichtig. Das gab ihnen einen Ruck. Sie wollten es erst nicht glauben, daß weder Romanzen, noch Gedichtbücher oder Heiligenbilder ihnen zu ihrem Glück verhelfen konnten. Sie konnten sich nicht zurechtfinden in der Welt, in der es nicht mehr hieß: laß dich leben, sondern: lebe.

Digitized by Google

Ja, lebe aktiv mit jeder deiner Empfindungen, mit deinen Gedanken, deinen Handlungen! Raffe dich empor aus der schlaffen Trägheit zum Bewußtsein deiner Menschenwürde! Arbeite!

Arbeite! Dieses Wort riefen Männer den aus ihrer Ruhe aufgescheuchten Frauen entgegen.

Von Anbeginn nahm die Frauenfrage in Rußland einen anderen Charakter an als im westlichen Europa, d. h. sie fußte auf einem durchaus praktischen Boden; nicht die Emanzipation vom Manne, sondern die von der Unwissenheit und der damit verbundenen Unmöglichkeit selbständiger Berufsthätigkeit erstrebte die russische Frau.

Einen besonderen Einfluß auf die Verbreitung der Bildung unter den Frauen hatte der Vorsitzende der im Jahre 1844 gegründeten Schulkommission, Prinz Peter von Oldenburg. Ihm verdankt Rußland seine ersten öffentlichen weiblichen Bildungsanstalten, die jetzt allerwärts in russischen Städten verbreiteten Mädchengymnasien, deren Unterrichtsprogramm — mit Ausnahme der klassischen Sprachen — dasselbe wie an den Knabengymnasien ist.

Die Aristokratie verhielt sich — wie immer in solchen Fällen — ablehnend gegen diese Neuerung, und die jungen Aristokratinnen wurden (wie dies auch heute der Fall) nach wie vor in den klosterähnlichen Instituten interniert. Das Bürgertum jedoch ergriff freudig die in den sechziger Jahren gebotene Gelegenheit, seinen Töchtern für einen verhältnismäßig geringen Preis eine ziemlich umfassende, gediegene Bildung geben zu können.

Um dieselbe Zeit äußert sich auch in der russischen Frauenwelt das Bestreben, an der Universitätsbildung teilzunehmen, und man sieht einzelne Frauen bei den Vorträgen auf den Universitätsbänken. Um wenigstens scheinbar den sich immer lauter und intensiver äußernden Wünschen der strebenden weiblichen Jugend entgegenzukommen, fragte der damalige Kultusminister i. J. 1863 durch ein Rundschreiben bei den Universitäten des russischen Reiches an, ob die Frauen zugleich mit den Studenten als Hörerinnen zu den Vorträgen und als Kandidatinnen zu den Staatsprüfungen zugelassen werden könnten, auch welche Rechte ihnen nach bestandenem Examen eventuell zugesprochen werden dürften.

Auf alle diese Fragen gaben die Moskauer und Dorpater Universitäten (erstere mit 23 Stimmen gegen 2) einen scharfen verneinenden Bescheid. Die Universitäten von Petersburg und Kasan wendeten nichts dagegen ein, daß Frauen als Hörerinnen zu den Vorlesungen zugelassen würden, und nur die südlichen Universitäten (von Kiew und Charkow) waren dafür, die Frauen den Studenten völlig gleichzustellen, sie zu den staatlichen Prüfungen zuzulassen und ihnen nach bestandenem Examen dieselben staatlichen Anstellungen zu geben wie den Männern — wie sich denn der Süden von jeher in Rußland auf die Seite des Fortschritts überhaupt und der Frauenbewegung insbesondere gestellt hat, im Gegensatz zum nördlichen Rußland.

Aber das war, wie gesagt, eine ganz platonische Anfrage, die keinerlei praktische Folgen nach sich zog und im Grunde wohl nur gestellt worden war, um die Stimmung zu erkennen, die im Lande für und gegen die Universitätsbildung der Frau herrschte.

Nun fand eine förmliche Auswanderung der enttäuschten strebsamen weiblichen Jugend statt, der die Pforten der heimatlichen Universitäten für lange, wenn nicht für immer verschlossen sein sollten. Die russische Gesellschaft aber, ja die russische Tageslitteratur, die sich mit wenigen Ausnahmen der Frauenfrage sympathisch gegenüber gestellt hatte, ließen sie nun ganz fallen, ja, schwiegen sie tot.

Erst im Jahre 1867 erhob sich wieder öffentlich eine Stimme für die höhere Frauenbildung — die Stimme einer Frau: E. Konradi, und ein Jahr später erhielt der Rektor der Petersburger Universität ein von 400 Frauen unterzeichnetes Gesuch, in dem sie um Gründung höherer Kurse für Frauen einkamen. Gleichzeitig bildete sich in Moskau eine Gesellschaft energischer Frauen, die das angestrebte Ziel mit allen Mitteln zu erreichen suchten und Geld und Verbindungen in den Dienst der guten Sache stellten.

Digitized by Google

Endlich am 2. Januar 1868 wurden im Gebäude des Ministeriums des Innern in Petersburg die ersten höheren Kurse für Frauen und Mädchen eröffnet. Die naturwissenschaftlichen und litterarhistorischen Vorträge trugen durchaus den Charakter von Universitätsvorlesungen und umfaßten für jedes Fach die Dauer von zwei Jahren.

Natürlich standen die Hörerinnen, von denen die wenigsten erst das Gymnasium absolviert hatten, nicht alle auf der gleichen Bildungsstufe, und so wurden denn in allen größeren Städten Vorbereitungskurse eröffnet, die den Zweck hatten, die Bildungslücken auszufüllen.

Diese Kurse wurden durch einzelne aus ihrer Mitte heraus gewählte Hörerinnen verwaltet, boten aber in der Zusammensetzung ihrer Lehrkräfte kein organisches Ganzes, und es dauerte viele Jahre (bis 1872), ehe diese Kurse durch den Eingriff eines Moskauer Professors Gerrier das wurden, was die Frauen von ihnen von Anbeginn an erwartet hatten. In allen Städten wurden von jetzt an die höheren Frauenkurse nach dem System des Prof. Gerrier umgestaltet. Überall waren nun Universitätsprofessoren die alleinigen Lehrkräfte, und sie selbst bildeten auch zugleich den pädagogischen und finanziellen Rat, sie schafften auch meistens das Geld, indem sie durch ihre Privatmittel die Kurse unterstützten. Ihr Honorar war in den meisten Fällen ein illusorisches, da sie es fast immer der Anstalt überließen, die ihr prekäres Leben allein von dem Hörerinnenhonorar (50 Rubel jährlich) fristete.

Bände ließen sich schreiben über die trostlose Stellung der Frauenkurse in den sechziger und zu Anfang der siebziger Jahre. Selten wohl haben strebende Frauen mit so großen, besonders materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, um so *mehr*, als die Regierung sich den Kursen gegenüber stets mehr ablehnend als fördernd zeigte. Dieses unfreundliche Verhalten äußerte sich deutlich bei Gelegenheit einer von hochherzigen Frauen geplanten Gründung einer „Gesellschaft zur Hebung und Unterstützung der höheren Frauenkurse", — indem die Regierung ihre Bewilligung zur Gründung dieser Gesellschaft versagte.

So waren die Kurse stets auf Privatmittel und Spenden angewiesen, die am reichlichsten den Petersburger Kursen zuflossen, die daher auch am glänzendsten gediehen. Die besten Lehrkräfte der Universität wurden zu Vorträgen herangezogen, und allmählich bildeten sich aus den ehemaligen Hörerinnen selbst Lehrkräfte heraus. So wurden zehn ehemalige Hörerinnen als Assistentinnen und Leiterinnen der praktischen Arbeiten angestellt. Ein nicht geringes Verdienst erwarb sich Frau Stassoff als Leiterin der Kurse, in denen nach Ablauf weniger Jahre die Zahl der Hörerinnen die stattliche Höhe von 1026 erreichte.

Im Jahre 1879 ließ sich das Kultusministerium endlich zu einer Subvention von 3000 Rubeln jährlich herbei und stellte die Kurse zugleich unter größere staatliche Kontrolle.

Als erstes — fand eine Begrenzung der Zahl der Hörerinnen statt. Inspektorin und Direktor wurden von der Regierung, d. h. staatlich angestellt; auch die Kontrolle über die Hörerinnen selbst ward geschärft; so durften sie nur im Internat der Anstalt oder aber bei Eltern und Verwandten wohnen, unter keinen Umständen aber allein in Privatwohnungen.

Das Hauptkontingent der Hörerinnen fiel von Anbeginn auf die medizinischen Kurse. Diese waren 1870 auf Ansuchen einiger Professoren gegründet, die über die äußerst mangelhaften wissenschaftlichen Kenntnisse der Hebammen klagten, von denen sie sagten, „sie seien völlig überflüssig bei normalen Geburten und zeigten sich grenzenlos hilflos bei allem, was von der Norm abwiche." Ursprünglich hatten diese Kurse nur den Zweck, den sich zum Hebammenberuf Vorbereitenden etwas ausgedehntere Kenntnisse zu geben und zugleich die Möglichkeit, im gegebenen Falle Frauen- und Kinderkrankheiten zu behandeln.

Der Andrang der Studentinnen und ihr Eifer war ein so großer, daß man (bei Gelegenheit der Verlegung der Kurse in das Gebäude des Kriegsministeriums) bei der Regierung ansuchte, den Frauen eine vollkommene medizinische Bildung zu geben, der der Studenten gleich. Das Gesuch ward bewilligt, und als man während des russisch-

Digitized by Google

türkischen Krieges im Jahre 1877 Studentinnen auf den Kriegsschauplatz schickte, war man so überwältigt von der wahrhaft heroischen Art, mit der die Frauen ihrer schweren neuen Pflicht nachkamen, so überrascht von dem gründlichen Wissen, das sie überall an den Tag legten, daß die Regierung den Hörerinnen der medizinischen Kurse das Recht zusprach, nach abgelegter Prüfung den Titel „Arzt" zu führen und ihnen ein Abzeichen verlieh mit den Buchstaben J. V. (Jenski Vratsch — weiblicher Arzt).

Im Jahre 1887 erklärte der Kriegsminister, das Kriegsministerium sei nicht der geeignete Ort für medizinische Kurse und schlug verschiedenen Behörden vor, die medizinischen Kurse unter ihre Ägide zu nehmen.

Die Behörden verhielten sich jedoch ablehnend, teils wegen Geldmangels, teils weil sie keine Hospitäler zur Verfügung hatten, und — so wurden denn die Kurse geschlossen. Die Professoren wendeten sich an das städtische Rathaus mit dem Gesuch, die Kurse unter seiner Fahne wieder zu eröffnen. Die Stadt willigte ein — unter der Bedingung, daß sie die Verwaltung der Krankenhäuser bekäme. Daran war nicht zu denken.

Lax und unwillig waren Regierung, Stadt und Behörden da, wo es sich um das Wohl und Wehe Hunderter von Frauen und Mädchen handelte, und wieder sahen die Frauen, daß sie nur auf sich selbst, auf ihre eigene Energie bauen durften. Unermüdlich waren sie in ihren Aufrufen, Sammlungen, lauter und stiller Propaganda, und endlich war die Summe beisammen, die für ein eigenes Grundstück und ein eigenes Haus, für das Heim ihrer Lernstätte erforderlich war.

Mit großem Pomp wurden in diesem Herbst die medizinischen Frauenkurse in Petersburg wieder eröffnet, glänzende Reden hielt der Kultusminister, offizielle Persönlichkeiten brachen in begeisterte Toaste aus: man hätte meinen können, die Regierung habe auf eigene Kosten den medizinischen Kursen ein Heim geboten — doch nein, ausschließlich aus Privatmitteln ist das „Petersburger medizinische Institut" gegründet, und nur der Direktor ist „staatlich" angestellt.

Auf diese Art gewährt die Regierung dem Institut eine Art Subvention und sichert sich selbst zugleich eine größere Kontrolle, was ihr jedenfalls das wichtigste ist.

Wenn man hier den sogenannten Kursistinnen im allgemeinen nicht sehr freundlich gesinnt ist, so finden die Medizinerinnen jedenfalls größere Sympathie, schon allein darum, weil ihr Studium ein mehr praktisches ist und seine Resultate für die Frauenwelt belangreicher sind.

Während die Gegner der Ärztinnen anthropologische, physiologische und soziale Bedingungen geltend machen, denen zufolge die Frauen dem ärztlichen Beruf nicht so erfolgreich, wie der Mann, nachgehen können, schöpfen die Verteidiger der Frauenemanzipation gerade aus diesen Bedingungen, indem sie sie anders beleuchten, ihre Beweise dafür, daß die Frau mehr noch als der Mann für diesen, die vollständigste Selbstaufopferung erheischenden Beruf geschaffen sei.

Gegenwärtig giebt es über 600 weibliche Ärzte in Rußland, von denen die meisten die Petersburger medizinischen Kurse absolviert haben. Die meisten dieser Ärztinnen wohnen in den größeren Städten. In Petersburg allein kommt auf das Ärztekontingent 25 Prozent weiblicher Ärzte. Etwa 250 Ärztinnen sind staatlich angestellt: an Hospitälern, Ambulanzen, Erziehungsanstalten, als Assistentinnen in der Klinik und an den Laboratorien, als Leiterinnen von Geburtsanstalten u. s. w. Nicht wenig Ärztinnen findet man auch an großen Fabriken, wo ihr Wirken besonders segensreich ist.

So hat denn die Frau als Ärztin in Rußland eine höchst günstige Stellung, wenn ihr auch als Studentin manche Schwierigkeiten bereitet werden. Der ärztliche Beruf bietet hier somit für die Frau ein reiches Feld der Thätigkeit, und es ist kein Wunder, daß sich die meisten studierenden russischen Frauen der Medizin widmen.

Aber es sind hier der Frau auch manche andere Erwerbsmöglichkeiten geboten, und man sieht Frauen in gewissen Abteilungen der Postämter, als Schreiberinnen im Rathause, Kassiererinnen an Zeitungsexpeditionen, als Angestellte an städtischen Adressen-

Digitized by Google

büreaus, kurz überall — wo kein spezielles Vorstudium mit den daraus resultierenden speziellen Prärogativen erforderlich ist.

Dieser Tage kam in einer Provinz Großrußlands sogar folgender kurioser Fall vor: Der neuangestellte Gouverneur erfuhr, daß das Amt eines Bezirksschreibers seit vielen Jahren von einer Frau verwaltet worden und zwar zur größten Zufriedenheit ihrer nächsten Vorgesetzten und all derer, die mit ihr zu thun hatten. Nun besteht aber keine Verordnung, laut welcher der Posten eines Bezirksamtsschreibers von einer Frau besetzt werden dürfte. Solange die hohe Obrigkeit „offiziell" von dieser seltsamen Thatsache nicht in Kenntnis gesetzt worden war, konnten die Dinge so weiter gehen, jetzt aber war der neue Gouverneur gezwungen, dem weiblichen Bezirksamtsschreiber seine Entlassung zustellen zu lassen, jedoch mit dem Vermerk, „den Posten eventuell noch ein halbes Jahr zu behalten, falls sie nicht schon früher einen passenden neuen Wirkungskreis gefunden."

Offiziell und offiziös ist eben nicht dasselbe, und zum Glück bietet selbst die Regierung den russischen Frauen offiziös mehr, als sie ihnen offiziell zugesteht.

Von Frauen und über Frauen.

Ich will leben, will mich als thätiger Mensch unter Menschen fühlen, mit arbeiten am Gesamtwohl und von dem, was die Gemüter der vielen bewegt, mein vollgemessen Teil haben. Das bedarf ich meiner innersten Natur nach. Gott schuf mich mit einer Menge von Kräften und dem Trieb, sie auszuleben. Aber Menschensatzung spricht: bezwing' und unterdrücke sie! Deine Lebensaufgabe sei, das, was du ersehnst, nicht zu suchen, was du möchtest, nicht zu thun, was du denkst und fühlst, *nicht* auszusprechen, kurz: deiner ursprünglichen Natur so lange Zwang anzuthun, bis der Zwang zur zweiten Natur und der Mensch zur Puppe geworden ist.

Aber die Lebendigkeit der Frauen läßt sich nicht so leicht tot kriegen; sie verprasselt nur gewöhnlich im unnützen oder sogar schädlichen Spiel mit dem Überschuß ungeleiteter Empfindungen und in Geschwätz.

Wenn ich allein spazieren gehe in der Stadt oder in den städtischen Anlagen, höre ich oft ein paar Worte der Unterhaltung der Vorübergehenden. Oft verstehe ich auch nicht die Worte, aber immer trifft der Tonfall, mit dem sie gesprochen werden, mein Ohr, und der ist so beredt, daß es deutlicher Worte kaum bedarf.

Die Männer unterhalten sich meist über Sachliches in ruhig nüchternem Ton.

Die Frauen immer über Personen, fast immer erregt, lebhaft, voll Empfindung. Sie betonen stark, heben einzelne Worte heraus, gebrauchen Superlative und Hyperbeln, um ihrer Rede Nachdruck zu geben. Zuweilen klingt, was man so im Vorbeigehen hört, wie ein Romanbruchstück. Ich weiß, es sind fast immer kleine unwichtige Erlebnisse, aufgebauscht zu Romanen durch die Vehemenz des in sie hineingelegten Interesses. Die ganze aufgestaute, brachliegende Leidenschaftlichkeit der Beteiligung an den großen Lebensfragen kommt dabei in komischer Weise zum Ausdruck, weil der Gegenstand dem Aufwand an Ereiferung gewöhnlich so wenig entspricht.

Männer lachen über diese Art zu reden. Aber sie ist eher zum Weinen. Ich empfinde in alledem die den Frauen aufgezwungene geistige Hungersnot, die die einen kindisch bleiben läßt und andere hysterisch macht oder verbittert.

*

Der eigentliche Beherrscher der menschlichen Gesellschaft ist die Furcht. Alles Epochemachende, alles Außerordentliche ist dadurch entstanden, daß einer mal ein bißchen mehr Mut gehabt hat. Natürlich sind die Unterdrückten die Furchtsamsten. Wir Frauen sind aus lauter Furcht zusammengesetzt. Der Salonname dafür heißt Rücksicht. Nur in der Liebe sind wir stärker und darum auch mächtiger als die Männer.

Aus: „Einsame Frauen" von Frieda von Bülow.

Digitized by Google

Ins Leben verirrt.

Roman

von

Maria Janitschek.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 405 und Schluß.)

XIII.

Er nahm seinen Weg über Wien und kehrte im „Anker" ein. Dort bekam er sein altes Zimmer wieder, setzte sich an den Tisch, stützte den Kopf in die Hände und dachte nach.

Was hatte er in den kurzen paar Sommerwochen nicht alles erlebt, in sich durchgemacht! Eine schwere Verantwortung lag auf seinen Schultern. Aber das Bewußtsein, verständig gehandelt zu haben, verscheuchte die tiefe Mißstimmung seiner Seele. Es würde sich ja alles ausgleichen; nur nicht zu zweifeln beginnen. Vor allem galt's jetzt, mit Mut und Frische in die neue Stellung hineinzuspringen, die ihm der alte Herr angeboten hatte. Sein Beutel war in Somogyi nicht voller geworden. Illona hatte, wohl aus Zartgefühl, seine Honorierung unterlassen. Er lächelte in sich hinein. Dieses dumme, dumme Zartgefühl.

Er selbst hatte ihr gegenüber nichts vom Gelde erwähnen wollen. Es war keine Habgier, die ihm jetzt die ausbedungene Summe als wünschenswert erscheinen ließ, sondern die Ebbe seiner Geldbörse. Nun, es würde auch so gehen. Bis Kis-Szibet reichten wohl noch seine paar Gulden.

Er schrieb sofort an Farkas, daß er sich auf dem Weg zu ihm befände, um sich die Verhältnisse dort selbst anzusehen und um eventuell, wenn Farkas und er sich einigten, gleich dort zu bleiben. Er sehne sich ja leidenschaftlich nach Bethätigung, nach Arbeit. Nachdem er diesen Brief in den Postkasten geworfen, ergriff er abermals die Feder, um Illona einen Gruß zu senden, wie er es versprochen hatte.

„Kopf hoch!" schrieb er ihr; nichts weiter.

Als sie die zwei Worte erhielt, brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen. Ja, sie wollte ihn hochtragen, ihren armen Kopf, obwohl er sich am liebsten in ihre Hände gesenkt hätte, um nichts hören und sehen zu müssen.

Nachdem sie zwei Tage ihr Zimmer nicht mehr verlassen hatte, ging sie mittags wieder hinab nach dem Speisesaal. Als Semler ihr die Suppe gereicht hatte und nach ihrer neuen Anordnung sich entfernen wollte, winkte sie ihm, dazubleiben. Er sah sie an wie ein treuer Hund, der trotz der Prügel, die er von seinem Herrn erhielt, bereit ist, diesen weiter zu lieben.

Sie errötete über diesen Blick; sie verstand ihn.

Dann schritt sie nach ihrer Bank, warf einen Blick auf die Rosen, die Lorenz so geliebt hatte, und sagte sich: Mein Gott, ist mir denn im Grunde etwas Übles geschehen? Die Blumen blühen, und die Sonne scheint wie ehedem. Und ich weiß, daß ein edler Mensch mir gut ist. Weshalb bin ich nicht glücklicher als früher, da es so leer und stumm in mir war! Dies sagte sie sich, aber sie fühlte es anders. Hatte sie das Glück nur kennen gelernt, um es zu verlieren? War sie nur erweckt worden, um dies bedauern zu müssen? Hatte sie ihr Herz nur sich regen gefühlt, um es lebendig begraben zu müssen?

Sie beging die Thorheit, in den Saal zu treten, in dem sich früher die Bibliothek befunden hatte. Beim Anblick dieser leeren, kahlen Wände, die ihr als Bild ihres gegenwärtigen Lebens erschienen, brach sie fassungslos zusammen.

Digitized by Google

Kopf hoch! Ja, wer das sagt, der hat es zu thun nicht nötig. Sie würde diese kühle Lehre niemand geben. Sie würde mitleiden, mitweinen mit einem, der ihr nahe stand. O, er war hart, erbarmungslos. Und plötzlich, in ihrer Anklagelust, fielen ihr alle die Worte ein, durch die er sie gedemütigt, verletzt hatte. Zum Beispiel: mehr kann ich dir nicht versprechen. Dabei aber sprach er von zu ihm Kommen, mit ihm Zusammensein. Als was? Kamerad hatte er gesagt. Ein guter Kamerad kann einem auch ein Hund, ein Pferd, eine Pfeife sein.

Sie fühlte brennende Schamröte in ihr Gesicht steigen. O, wenn sie sich doch von ihm befreien könnte! Die Beleidigung, die er ihr durch jene Worte zugefügt, würde sie ihm doch nie, ihr Lebtag nie vergessen. Wenn es ihr durch Thätigkeit gelänge, ihn aus ihrer Erinnerung zu bannen!

Sie ließ anspannen und fuhr nach Nagy-Faludy. Sie wollte den Pfarrer bestimmen, daß er sie zu einigen armen Familien führte. Da sah sie Neues, da hörte sie Neues, das sie vielleicht ihren Kummer vergessen ließ.

Und während sie, in ihrem Wagen zurückgelehnt, dem Dorfe zurollte, war ihr plötzlich, als hörte sie eine Stimme in sich sagen: du willst ihn vergessen, indem du seinen Wünschen entgegenkommst, seine Ratschläge befolgst. Und da wußte sie, daß es die Liebe zu ihm war, die sie trieb, die Spuren zu gehen, welche er ihr gewiesen hatte; die Liebe, nicht der Wunsch sich seiner zu entledigen. —

XIV.

Jetzt, da sie allein erschien, kam der Pfarrer ihr mit gerührter Freude über ihren Wohlthätigkeitsdrang entgegen.

Er führte sie sofort in die Hütte des Wegmachers. Er, Vater von acht Kindern und Gatte einer schon seit Jahren gelähmten Frau, bewohnte mit seiner Familie eine Stube, oder vielmehr, wie Illona dachte: ein elendes Loch. Die schauerlichsten Gerüche herrschten darin. Das jüngste Kind, erst ein Jahr alt, krabbelte bei der ächzenden Mutter im Bett herum.

„Wie ist dies möglich," rief Illona entsetzt, „das kleine Kind —"

Der Pfarrer wollte etwas entgegnen, unterdrückte es aber und zuckte die Schultern. „Es giebt hier noch mehr Elend."

In dem unsauberen Hof stand ein brauner Bretterverschlag ohne Fenster und Thür, mit einer kleinen Öffnung, durch die kein Mensch aufrecht schreiten konnte.

„Was meinen Frau Baronin, wer dort haust," fragte der Pfarrer, hinüber deutend.

„Nun, das ist doch der Schweinestall."

„Nein, Frau Baronin, dort leben die Eltern des Wegmachers. Sie genießen da ihren ‚Altenteil'. Er hat ihnen einfach gedroht, sie auf die Gasse zu setzen, falls sie sich nicht mit diesem ‚Stübel', wie er es nennt, begnügen wollen. Im Armenhaus nahm man sie nicht auf, weil sie für wohlhabend gelten."

„Die Unglücklichen," sagte Illona ergriffen.

Der Pfarrer machte eine beschwichtigende Handbewegung.

„Nehmen Sie sich's nicht zu sehr zu Herzen, Frau Baronin; vor vierzig Jahren haben sie an ihren Eltern genau so gehandelt."

Illona zog schauernd die Schultern empor. „Was für Menschen!"

„Wollen Sie ihnen einen Gnadenpfennig da lassen? Sonst können Sie nichts für sie thun. Man wird der armen Gelähmten eine neue Matratze dafür kaufen; die alte ist ganz durch. Das Weib liegt auf dem bloßen Stroh."

Illona reichte dem Pfarrer eine Geldnote, die er dem ältesten Knaben für die Mutter übergab. Von den erschöpfenden Danksagungen der Lahmen und ihrer Kinder begleitet, verließen sie die Hütte.

„Wollen Sie noch mehr kennen lernen?" fragte der Priester.

„Bitte," antwortete Illona.

Er führte sie zu einem alten, halbblinden Mann.

„Er hat vor siebzehn Jahren in der Trunkenheit seine Gattin erwürgt, als sie sich weigerte, ihm Geld zu Schnaps zu geben. Als er alt und gebrochen aus dem Gefängnis kam, nahm ihn die Gemeinde ins Armenhaus. Aber die Einleger duldeten ihn nicht und warfen ihn wieder heraus. Es entstanden

Digitized by Google

Prügeleien und Spektakel seinetwegen. Er ging betteln. Da griffen ihn die Gensdarmen und brachten ihn wieder hierher zurück. Er lebt hier in der Kammer — das Haus gehört dem Abdecker, — er steht aber fast beständig davor, am Hungertod zu sterben."

Der alte, blöde Mensch in seinen aus hundert Flicken bestehenden Kleidern glotzte die beiden verständnislos an.

Illona legte einige Silbergulden neben ihn auf die Holzbank, auf der er kauerte, und schritt eilig hinaus.

Draußen ergriff sie den Arm des Pfarrers. „Es ist schauderhaft."

Er lächelte mild. „Sie haben wohl schon genug?"

„Nein, nein," sie bemühte sich, energisch auszusehen, „vielleicht können wir noch zu einem Armen, der weniger — ekelerregend ist. Sagen Sie, Hochwürden, wie ertragen Sie den oftmaligen Anblick dieser Menschen. Sie besuchen sie doch wiederholt, wie Sie sagen, fühlen Sie sich nicht nach solchen Besuchen krank, elend?"

Er schüttelte den Kopf.

„Die Liebe hilft stark sein."

„Ach!" Sie schloß die Augen. „Ich will mich bemühen, diese Liebe zu erlangen. Glauben Sie, daß ich es können werde?"

„Ich hoffe es," sagte der alte Mann gütig; aber in seinen Zügen war zu lesen: Armes Kind, wer die nicht hat, kann sie nicht erwerben.

Dann führte er sie noch in ein kleines Häuschen, das neben den anderen, die sie besucht hatte, wie ein herrlicher Palast aussah. Ein altes Ehepaar bewohnte es. Die Frau schien um vieles älter als der Mann, aber rüstiger zu sein. Sie waren Knopfmacher. Er schneeweiß, freundlich, immer mit ängstlichen Blicken an seiner Ehehälfte hängend wie ein unmündiges Kind.

„Es ginge uns ganz gut," sagte sie, mit ihrer Schürze zwei Stühle abwischend und sie den Herrschaften anbietend, „wenn nur Sandor nicht so faul wäre! Manchen Tag bohrt er die Löcher schief in die Knöpfe und macht alles verkehrt. Er ist eine träge Bestie."

Illona sah das runzelige, große, starke Weib mit heimlichem Grauen an.

„Na, was stehst du da und hältst Maulaffen feil? Sage der gnädigen Frau, daß ich recht habe."

Der Pfarrer strich dem alten geduldigen Kinde über das weiße Haar.

„Er ist schon brav, der Sandor, recht brav, nur ein bißl alt. Aber der liebe Gott hat ihn doch gern, gelt Sandor?"

Der Greis lächelte mit seinem zahnlosen Munde und sah seine Frau fragend an, was er darauf erwidern solle.

Illona drückte ihm mit einem teilnehmenden Blick ihrer schönen Augen Geld in die Rechte und ging.

Draußen sagte sie: „Die, Hochwürden, waren mir beinahe die Unheimlichsten. Dieser arme Alte."

„Nun," beruhigte sie der Pfarrer, „das ist nicht so arg, Frau Baronin. Sie kommen doch miteinander aus. In seiner Jugend war er es, der sie oft mißhandelte; nun ist sie rüstiger als er geblieben und —"

„O, schrecklich!"

„Ja, das Leben," meinte der alte Geistliche.

Er ist gefühllos geworden inmitten all dieser Menschen, dachte Illona. Kein Wunder. Mein Gott, werde ich das bewältigen können? Werde ich mich in ein Verhältnis zu diesen Leuten setzen können?

Auf der Straße, um gleich den ersten Schritt auf der neuen Bahn zu beginnen, näherte sie sich einigen Dorfkindern und streichelte ihnen die Wangen. Die Kinder sahen verschämt und halb erstaunt zu ihr auf. Sie blickten in ein paar scheuer, ernster Augen, in denen Abscheu mit Willensenergie kämpfte und hörten auf zu lächeln. Diese Menschen, Halbwilde mit lebhaft entwickeltem Instinkt, spürten das Erzwungene der Herablassung dieser Frau und gaben ihr nur kühle Dankbarkeit, aber nicht Liebe zurück.

XV.

Müde, zweifelgequält, kehrte sie nach Hause zurück. Dann wollte sie sich hinsetzen, um an Lorenz zu schreiben; aber sie wußte ja nicht, wo er sich aufhielt. Er hatte versprochen, sobald er irgendwo Wurzel gefaßt, ihr seine Adresse mitzuteilen. Dieses folternde Gefühl der Unruhe, des Bangens! Sie warf sich

Digitized by Google

wie ehedem vor das Kreuz. Aber das Beten fiel ihr schwer. Eine liebende Frau betet nur zu einem: dem Mann ihrer Liebe. Vor Gott verstummt sie. Was sollte sie ihm sagen, da sie nur einen Namen, einen Wunsch, ein Geständnis kennt?

Ruhelos erhob sich Illona wieder. Sie ging von Gemach zu Gemach, durch das ganze Haus. Selbst zu Semlers schritt sie hinab. Die Wirtschafterin küßte ihr die Hände. Nein, die Ehre! Illona sah mit Vergnügen ihre schöne, saubere, freundliche Wohnung.

„Bei euch ist's behaglich."

„Ja, das verdanken wir der Gnade der gnädigen Frau."

„Möchten Sie nicht lieber in der Stadt wohnen?"

„Gott bewahre! In dieser Luft, dem Trubel. Bei uns ist's so herrlich."

„Ja, nicht wahr?" sagte die Baronin erfreut.

Dann lauschte sie und meinte: „Seit wann haben wir Hühner? Da krähte eben ein Hahn."

„Wir haben immer Hühner gehabt, Frau Baronin."

„So, wahrhaftig?" Illona errötete; wo war ihr Geist nur all die langen Jahre gewesen? Sie hatte nichts gehört, nichts gesehen, sich um nichts bekümmert. Sie hatte geträumt, nicht wehe-, nicht lustvolle Träume.

„Werden wir bald mit dem Umbau des frühern Bibliothekſaals beginnen?" erlaubte sich die Verwalterin zu fragen.

„Ja, wir werden bald beginnen," antwortete Illona versunken. Dann schritt sie wieder hinauf nach ihren Gemächern. Eine fremde Sprache kann man erlernen, sagte sie, oben auf- und niederschreitend; kann man auch die Sprache des Lebens erlernen? Mich dünkt, es seien harte, holperige Laute, voll Mißklang. Man muß eine rauhe Kehle haben, um sie aussprechen zu können. Aber Lorenz behauptet das Gegenteil. Und er ist so klug. Er muß wohl recht haben. Ich will diese Sprache lernen, ich will es.

Sie fuhr allein nach Wien. Sie kaufte verschiedenes ein. Die schöne, unendlich vornehme Erscheinung, die in Gedanken versunken dahinschritt, erregte Aufsehen. Die Männer blieben stehen und sahen ihr nach. Einer verfolgte sie bis in ihr Hotel. Seine aufgeregten, deutlich redenden Augen machten sie fast ohnmächtig.

In ihrem Zimmer im Gasthof zählte sie ihr Geld nach. Sie entdeckte, daß man ihr zu viel abgenommen, sie betrogen hatte. Sie überdachte nochmals all die Läden, in denen sie war. Sollte sie in jeden einzelnen zurückkehren, sich mit diesen Leuten, die sie mit ihrer Suada betäubten, herumstreiten? Mit einem Seufzer der Erleichterung bestieg sie den Zug, der sie wieder in ihre heimische Gegend brachte.

Ihre Zofe übergab ihr einen Brief. Sie schrie fast auf vor Freude, und eilte in ihr innerstes Gemach, um dort ganz ungestört zu sein. Der Brief war von Lorenz.

Walzwerk Kis-Szibet.

Meine teure Frau, wie hast Du die ersten einsamen Tage überwunden? Arbeitest Du etwas? Kommen die Kinder zu Dir? Willst Du nicht anfangen, gute, lehrreiche Bücher zu lesen? Etwa Rankes Weltgeschichte, Buckles Geschichte der Civilisation Englands, die prächtige Kunstgeschichte von Schnaase? Findest Du schon etwas Freude an Dir? Fängst Du an, mit dem Leben auf Du und Du zu kommen? O, ist das Leben groß und herrlich! Der Dir das sagt, steht mitten drinnen in diesem wunderbaren, wogenden Leben. Ich habe hier eine Stellung gefunden, wie ich sie mir augenblicklich nicht besser wünschen könnte. Der alte Herr behandelt mich nicht als Angestellten, sondern als Vertrauten, auf dessen Schultern er manche Last seines großen Unternehmens lädt. Ich lerne unausgesetzt und komme aus dem Erstaunen über die großen technischen Erfindungen unserer Zeit, einfach Wunderwerke, nicht heraus. Ich fange an, mir mancherlei Kenntnisse auf diesem Gebiete anzueignen.

Aber zu Dir zurück! Schreibe mir, wie es Dir geht, was Dein Herz bedrückt, damit ich Dich auslachen kann, denn es giebt gar nichts, das einen quälen könnte auf dieser mächtigen, starken Welt.

Dein aufrichtiger Freund

Lorenz Zellner.

Digitized by Google

Seine deutliche, ausdrucksvolle Schrift, deren Buchstaben wie ausgesprochene Worte wirkten, sein frischer, fröhlicher Ton übten auf sie einen Einfluß, wie die volle Sommersonne auf einen Frierenden. Sie lachte und weinte vor Glück. Sie suchte gar nicht nach einem Wort der Liebe von ihm; sie war selig, daß er nur an sie dachte, ihr noch gut war. Und wie gut würde er ihr erst sein, wenn er wüßte, was alles sie um seinetwillen schon versucht hatte, wie sie sich bemühte, seinen Winken zu gehorchen.

Sie schrieb ihm sofort. Und alles schrieb sie ihm in ihrer Kinderehrlichkeit.

Er antwortete lange nicht. Sie verging fast vor Elend; sie weinte die Nächte durch und vergaß sich so weit, selbst vor ihren Dienstboten ihren Kummer zu zeigen.

Als einstmals der Postbote kam, eilte sie ihm entgegen und riß ihm den Brief aus der Hand. Er war vom Abt der Cistercienser in Preßburg, der ihr für die Bücher dankte. Sie brach in Thränen aus und verschmähte von dem Tage an fast jede Nahrung.

Ihre Leute, die sehr an ihr hingen, waren ratlos.

„Sie wird den Verstand verlieren," sagte Semler zu seiner Frau, „und das alles wegen dieses —" er ballte die Fäuste und murmelte einige unverständliche Fluchworte.

Endlich kam Nachricht von Lorenz.

Liebe Illona, schrieb er, Du zwingst Dich ja zu thun, was ich Dir riet. So war mein Rat nicht gemeint. Du sollst aus eigenem Erkennen handeln, wie Du handelst. Du sollst Deine krankhafte Scheu vor der Wirklichkeit ablegen. Diese Wirklichkeit ist weder zum Erschrecken, noch zum Verachten, sie ist ein Brunnen unerschöpflichen Reichtums.

Ich verbringe, antwortete sie ihm unter anderm, die halben Nächte im Freien. Die Rosen beginnen zu welken. Neulich mußte ich hell auflachen, als ich unter ihnen stand. Weißt Du, was Du mir einmal dort sagtest? „Was für herrliches Rosenöl könnte aus ihnen gewonnen werden," meintest Du, „ein schöner Ertrag für Deine Börse, verkaufe sie doch an einen Händler." Meine Rosen! Dagegen wehren hätten sie sich freilich nicht können. Aber wie brächte ich so etwas übers Herz. Sie sollten für mich, für mich und zu ihrer eignen Freude blühen, nicht für einen Zweck. Und sie hatten ja doch den liebsten. Sie blühten auch für Dich. Du liebtest sie, weißt Du es noch?

Er schrieb ihr etwas hart zurück, sie solle nicht zu viel in diesem verhexten Garten träumen. Sie solle lieber mit Menschen als mit Blumen reden, und Ähnliches.

Er traf sie ins Herz. Sie grämte sich, gleichzeitig aber empfand sie eine bis zum Wahnsinn gesteigerte Sehnsucht nach ihm.

Das reife Weib mit seiner souveränen Rücksichtslosigkeit begann in ihr seine Rechte zu fordern. Sie erschrak vor sich selbst. Sie betete, aber in ihr lachte etwas dabei. Sie warf sich auf das Grab ihres Gatten, aber eine Stimme in ihr sagte: lüge nicht. Sie ertrug es nicht länger.

Eines Abends, es dunkelte bereits und die beginnenden Herbststürme umbrausten das Haus — sprang sie von ihrem Sessel auf und eilte die Treppe hinab. Sie klopfte an Semlers Thür. Sie hatte vergessen, daß sie die Frau Baronin von Somogyi war. Frau Semler kam ihr bestürzt entgegen.

„Morgen früh um fünf Uhr anspannen lassen, bitte; ich muß zum ersten Zug in Nagy-Faludy sein."

Die Augen der Wirtschafterin wurden feucht, als sie in das weiße, leidverzehrte Gesicht ihrer Herrin blickte. Sie wollte eine Bemerkung machen, wagte es aber nicht. Mit leichterem Herzen schritt Illona die Treppe hinauf.

Morgen früh, morgen früh! Morgen um diese Zeit! O Gott, da hörte sie schon seine Stimme, hielt schon seine Hand in der ihren. Morgen um diese Zeit! Ein Grauen, gemischt mit Seligkeit, schüttelte sie.

Sie sank vor ihrem Kreuze nieder.

XVI.

Als sie im Coupé saß und der Zug hinaus fuhr in die ihr unbekannte Gegend, begann ihr die Tragweite ihres Schrittes aufzudämmern. Sie demütigte sich vor dem Mann ihrer Liebe, riß sich den letzten Schleier von der wunden Seele, daß er sie sah in ihrer Blöße. Sie lief ihm nach, sie, die Baronin

Digitized by Google

von Somogyi. Mochte er sie für selbstvergessen, für zudringlich halten. Mochte er. Wenn sie nur wieder in seiner Nähe war, seine Kraft, seine Frohheit, seinen Lebensmut einatmen durfte! Wenn sie nur wieder seine Stimme hörte!

Sie drückte sich in eine Ecke des Coupés und weinte still vor sich hin. Plötzlich erwachte ein neuer Kummer in ihr: wie, wenn sie ihn nicht zu Hause traf, wenn er irgend eine Reise im Interesse seiner Stellung zu machen hatte! Warum hatte sie ihm ihre Ankunft nicht angezeigt? Viel sicherer wäre es gewesen.

Sie kämpfte eine Zeitlang mit sich; es schien ihr kaum möglich, ihm zu telegraphieren: Ich komme zu dir, erwarte mich. Aber endlich siegte die Furcht, ihn nicht anzutreffen, über ihre Bedenken.

Auf der ersten Station, wo der Zug einige Zeit lang anhielt, eilte sie ins Telegraphenbüreau und kündigte ihm ihre Ankunft an. Als sie auch dieses Opfer gebracht hatte, schloß sie die Augen und versank in eine Art wohlthätiger Betäubung.

Sie erwachte nach längerer Zeit. Fremde Ebenen, durch die der Zug dahinschoß, umgaben sie von allen Seiten. Einzelne, in den Feldern verstreute Ziehbrunnen streckten ihre dürren Arme zum Himmel. Graue Schafherden zogen mit einförmigen Schritten über die öde Landstraße dahin, neben der der Schienenstrang lief. Eine ungeheure Einsamkeit lagerte über dieser Landschaft.

Illona zog schauernd ihre Uhr heraus. Noch drei Stunden hatte sie zu fahren. Sie würde gleich nach Tische, etwa um ein Uhr, in Kis-Szibet ankommen.

Wie würde er sein, wie würde er sein? Würde er nicht sagen: Aber liebe Frau, weshalb erregst du dich und mich? Weshalb wirfst du dich nicht auf einen Beruf, der deine Zeit ausfüllt, dich auf andere Gedanken bringt?

Sie würde seine Hände in die ihren nehmen und ihm antworten: Sieh', Lorenz, ich bemühe mich ja, aber ohne deinen ermunternden Zuspruch kann ich mit mir und dem Neuen nicht fertig werden. Dulde mich neben dir, ich bitte dich.

Sie malte sich seine und ihre Worte aus; bei der Überlegung über das Ergebnis ihres Schrittes angekommen, hielt sie jedoch jedesmal inne.

Was für eins würde es sein? Was für eins? Was für eins?

Draußen wurde es indes dunkler und dunkler. Schwere Regenwolken schoben sich in dichten Massen heran und begannen in langsamen, eisigen Tropfen niederzufallen. Illona zog den Schleier vors Gesicht. War das traurig da draußen! Zum Sterben traurig . . .

Der Zug ging weiter und immer weiter in seiner lautlosen, fliegenden Eile, und doch schien er nicht vom Fleck zu kommen. Es war wie in jenen unheimlich bangen Träumen, wo der Wille die Leiblichkeit nicht zu bewegen vermag und der Träumende mit gefesselten Füßen zu laufen meint.

Illona sank abermals in einen fieberhaften Schlummer. Sie sah lauter gelbe und rote Flecke vor sich, die sie umkreisten und zu bedecken drohten. Sie wehrte sich dagegen, aber plötzlich hatte sie ein großer, roter Fleck mit seiner schreienden Glut überfallen . . . Sie ächzte vor Entsetzen; da schlug ein donnernder Schall an ihr Ohr. Sie fuhr empor. Der Schaffner riß die Thür ihres Coupés auf. „Kis-Szibet."

Taumelnd raffte sie ihren Mantel zusammen, ergriff ihr kleines Ledertäschchen und trat auf den Perron.

Es war ein kleines, hölzernes Bahnhofsgebäude. Dahinter starrte ein Wald rauchender Schlote zum Himmel. Eine schrille Glocke läutete irgendwo.

Einige Männer mit berußten Gesichtern hafteten gleichgiltig an ihr vorüber. Sie stand ratlos da. Der schreckliche Traum lastete noch auf ihr und das neue Hier ließ sie sich nicht zurechtfinden.

Eben als sie sich fragend an einen Bahnhofbediensteten wenden wollte, trat ihr eine Frau entgegen.

„Um Entschuldigung, Baronin von Somogyi?"

„Die bin ich," antwortete Illona der schlanken, älteren Frau.

„Und ich bin Frau Zellner, Lorenz' Mutter."

„Ah!"

Digitized by Google

Illona starrte sie halb freudig, halb betroffen an.

„Er sandte mich Ihnen entgegen, da er selbst viel zu thun hat."

Sie sah mit ihren durchdringenden grauen Augen auf die zitternde Frau, deren Geschichte ihr Lorenz mitgeteilt hatte.

„Bitte, kommen Sie; wir haben nicht weit zu gehen."

Der Regen floß in Strömen, und der Weg war doch nicht allzu nahe, wenigstens nicht für die Begriffe der vor Frost bebenden Baronin.

„Ich bin noch nicht lange hier," sagte Frau Zellner, die Illona beständig heimlich beobachtete, „er bat mich neulich, zu kommen, um ihm etwas Ordnung in seiner neuen Wohnung zu schaffen."

„Deshalb schrieb er mir auch noch nichts von Ihrer Ankunft", versetzte Illona.

„Möchten Sie nicht Ihr Kleid etwas lüpfen? Sie ziehen es durch den Schmutz."

„Mein Kleid?" Die Baronin warf einen Blick hinter sich und raffte achtlos ihre Schleppe zusammen.

„Nun, hier sind wir," bemerkte Frau Zellner.

Es war ein Chaos von roten Ziegelbauten, deren einige die Wohnungen der Beamten, andere die Fabriksräume enthielten. Das Haus, in das sie traten, war hoch und schmal, wie ein aus der Erde emporgeschossener Pilz.

„Bitte, hier."

„Wie geht's eigentlich Lorenz?" fragte Illona, die Treppe emporsteigend, um das wahnsinnige Klopfen ihres Herzens zu beruhigen.

„O, meinem Sohne geht es immer gut." Mit diesen Worten stieß Frau Camilla eine Thüre auf, und Illona stand ihm gegenüber.

„Sei nicht böse," stammelte sie, die Augen voll Thränen.

Er drückte ihr freundlich die Hand.

„Nicht im geringsten, liebe Illona, bitte, nimm nur Platz."

Er schob ihr einen der hell polierten hölzernen Stühle hin, die an den Wänden aufgestellt waren.

„Mein Arbeitszimmer," sagte er mit scherzhafter Feierlichkeit, auf den nüchternen Raum mit dem hellen Schreibtisch deutend.

Frau Camilla ließ sich neben der Baronin nieder. Sie beobachtete sie unausgesetzt. Lorenz schien sehr ruhig zu sein.

„Wie geht's dir, was machen die Rosen und Semler, und vor allem: die Kapelle. Hast du den Umbau schon beginnen lassen?"

Er stützte die Arme auf den Schreibtisch und sah ihr lieb und gutmütig ins Gesicht.

Illona rang nach Fassung.

„Es geht ganz gut. Den Umbau habe ich noch nicht begonnen. Es ist wohl zu spät dazu."

„Wie so?" fragte er mit leichtem Stirnrunzeln.

„Ich meine, die Jahreszeit sei zu weit vorgerückt."

„Ah so; nun dann laß es bis zum Frühling."

„Ja, bis zum Frühling, das wird das Beste sein," sagte sie mit immer schwächer werdender Stimme.

„Wollen Sie nicht ablegen?" fragte Frau Zellner, Illona das Täschchen, das sie krampfhaft festhielt, aus der Hand nehmend.

Lorenz warf seiner Mutter einen Blick zu.

„Wir gehen ja gleich hinüber. Und wie gefällt's dir hier bei mir?"

Sie schaute unsicher umher.

„Hast du schöne Aussicht?"

„Nun, für meine Bedürfnisse ist sie schön genug", meinte er heiter.

Sie trat zum Fenster. Ein weiter, von hohen, roten Backsteinwänden umgebener Hof lag unten. Kleine Wasserlachen, die der Schornsteinruß dunkel gefärbt hatte, blickten wie schwarze, trübe Augen herauf. Illona zog den Kopf zurück.

„Dir gefällt's wohl nicht sehr."

Ein ironisches Lächeln umspielte seine Lippen.

Sie senkte die Blicke, dann sah sie ihn mit dem Ausdruck unendlicher Zärtlichkeit und Trauer an.

Einen Augenblick stand er regungslos mit geneigtem Kopf vor ihr; dann atmete er tief auf und klatschte in die Hände.

„Frau Baronin, nun freuen Sie sich, nun will ich Ihnen das Herrlichste zeigen, was es hier giebt. Bitte mir zu folgen."

Er nahm seinen Hut vom Kleiderrechen und ging den beiden ihm nachfolgenden

Digitized by Google

Frauen voraus. Sie mußten durch den Hof mit seinen schwärzlichen Wasserlachen. Illona fühlte die Nässe ihre dünnen Schuhe durchdringen.

„Heben Sie doch Ihr Kleid auf," flüsterte Frau Zellner.

„Ach ja, das Kleid."

Ein heißer, öliger Geruch schlug ihnen aus der Riesenhalle entgegen, in die sie traten. Ein ohrenzerreißendes Getöse. Große, blanke, wunderlich geformte Ungetüme arbeiteten da in unheimlicher Hast.

„Meine geliebten Maschinen," sagte Lorenz, „aber du siehst ja ganz erschreckt aus, Illona, fürchte dich nicht vor diesen Intelligenzen, ich sag dir, es sind prächtige Kerle. Sieh dir hier die an, wie sie die glühenden Träger walzt, oder jene dort, wie sie sie durchschneidet."

Er hatte Illona an der Hand gefaßt, und führte sie umher. Männer mit nackten Armen, Schweißtropfen auf der rußigen Haut, bedienten die fauchenden Ungeheuer.

Illona war kreideweiß im Gesicht.

Der penetrante Geruch, das Getöse, die neugierigen Blicke der Arbeiter machten sie schwindeln.

„Gefallen dir meine Lieblinge nicht?" fragte Lorenz.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte mich vor ihnen. Sind sie nicht trotz ihrer Lebendigkeit Tote? Und dieses blanke, harte Eisen, und diese rasende Schnelligkeit, sie gleichen häßlichen, hungrigen Raubtieren."

„Aber ich bitte dich!" Seine Augen folgten mit fast schwärmerischer Bewunderung den brausenden Treibrädern.

„Was du hier siehst, ist die Zukunft, die herrliche, große Zukunft in ihrer stolzesten Äußerung."

„Ich dachte, die Zukunft stelltest du dir in den Menschen und ihrer Vollendung vor, nicht in der Ausstattung ihrer mechanischen Hilfsmittel."

„Dieses hier, Liebe, ist die erste Stufe zu ihrer Vollendung. Diese herrlichen Maschinen werden gemach dem arbeitenden Teil der Menschheit seine Last abnehmen. Sie werden für diese schaffen und wirken und ihr viel, viel kostbare Zeit ersparen, die sie früher mit der mühseligen Arbeit ihrer Hände und Arme verlor. Diese Zeit wird der menschliche Geist zu seiner Ausbildung gewinnen, zu seiner Erholung, Veredlung, Erweiterung. Nicht die Maschine selbst, der Nutzen, den sie uns schaffen wird — ist sie erst zu ihrer höchsten Vollendung gelangt — ist ein hochzuschätzender, bewundernswerter."

Illona entgegnete nichts. Ihr Kopf drohte ihr hier zu zerspringen; sie hätte gerne gebeten hinausgehen zu dürfen; aber Frau Zellners Augen, die jetzt lauschend an Lorenz' Munde hingen, ließen sie ihren Wunsch nicht ausdrücken.

„Sind Sie wirklich eine so erbitterte Feindin des Fortschritts, der Neuzeit, Frau Baronin?" scherzte Lorenz. „Sehen Sie sich doch nochmals den Mechanismus dieser herrlichen Maschine hier an." Er stellte sich vor das dahinsausende Treibrad. „Das malt Zukunft; bald wird es nicht mehr der Dampf treiben, sondern die Elektricität, konzentrierte Sonnenwärme, heute noch ungeahnte Kräfte."

In diesem Augenblick kam ein Arbeiter mit einer großen Oelkanne. Er goß vorsichtig in einige Bohrlöcher des Hebels etliche Tropfen. Illona prallte vor dem üblen Geruch zurück und zog ihr Taschentuch heraus.

„Rosen riechen besser, Fräuleinchen," meinte der Arbeiter.

Lorenz sah sie lächelnd an. Wahrhaftig, man konnte sie für ein Mädchen halten. Der Kummer hatte ihr ihre frauliche Fülle geraubt. Sie war hager und schlank geworden.

„Hast du gehört, wie er dich nannte?" fragte Lorenz. Sie vernahm seine Worte nicht. Ihre Augen wanderten träumend zu der ungeheuren, berußten Decke empor. Ein Bild der Vergangenheit stieg vor ihr auf. Wie sie ihn einst gesehen hatte, unter den purpurnen Büschen ihres Rosenwaldes, die Augen voll Entzücken vor sich hin gerichtet. Damals und heute! Mein Gott! und es war doch garnicht so lange her. . .

„Illona, was ist dir?" Seine Hand legte sich auf ihren Arm. „Komm zu dir; hier ist kein Ort zum Träumen."

Warum bist du hier? wollte sie fragen; aber Frau Camillas Augen machten sie ver-

Digitized by Google

stummen. Weshalb mußte sie nur dabei sein, jetzt, in der ersten Stunde ihres Wiedersehens? Lag es in seiner Absicht, diese kühle, beobachtende Mutter gleichsam als Schild zu gebrauchen, den er Illonas Zärtlichkeit entgegenhielt?

„Warum hast du mich hierhergeführt?" fragte sie schüchtern; „was gehen mich diese Maschinen, diese fremden Leute, das Ganze hier an?"

„Ich wollte meinem Gast etwas zeigen, wovon ich voraussetzen mußte, daß es ihn interessiere. Es giebt sonst nichts Sehenswertes hier."

„Aber ich kam ja zu dir!"

„Keine Scene hier, Illona. Um das zu vermeiden, habe ich dich hierhergeführt. Du sollst vor allem deine Erregung niederkämpfen. Hörst du? Ich bin erst seit kurzem hier, ich möchte jedes Aufsehen vermeiden."

Wie war er hart geworden! Wie das Eisen der Räder und Hebel, die er so bewunderte.

„Ruhe dich erst aus; morgen wollen wir uns weiter unterhalten. Wirst sehen, es geht schon, Liebe. Halte dich an meine Mutter, sie ist eine vortreffliche Frau und weiß alles."

Die Baronin fühlte einen schmerzlichen Stich durch ihr Inneres gehen. War es möglich? Er hatte sie verraten, verraten an diese Frau mit den kühlen, ungläubigen Augen. Die Röte der Scham stieg ihr in die Wangen. Hätte auch ein Kavalier das gethan? Sie hatte oft ihren Gatten sagen gehört, ein Mann erzähle rücksichtslos im Kreise seiner Freunde seine galanten Abenteuer, nur — selbstverständlich — die Dame, die er liebe — nun, darüber brauche man kein Wort zu verlieren. Er würde sich mit seinem eigenen Vater schlagen, wenn dieser es wagte, eine intime Frage in Bezug auf sie an ihn zu richten.

„Hast du sie sehr, sehr lieb, Lorenz?"

Illonas Stimme klang wie die eines traurigen Kindes.

„Wen?" fragte er.

„Deine Mutter."

„Gewiß, sie ist sehr klug. Aber gieb acht, du wirst mir gleich in die Speichen eines Rades hineinlaufen in deiner Verträumtheit; komm, wir wollen uns lieber entfernen."

Frau Camilla schritt hinter den beiden hinaus. Sie kamen wieder durch den viereckigen Hof mit seinen trüben Wasserlachen. Illona blieb stehen. An ihren Wimpern hingen zwei große Thränen.

„Ich weiß nicht," begann sie stammelnd.

Lorenz wandte sich zu seiner Mutter und blickte sie an.

Sie ergriff den Arm der Baronin.

„Nicht wahr, Sie möchten jetzt ausruhen? Sie sind müde, aufgeregt durch die Reise. Gehen Sie mit mir. Ich bringe Sie nach dem Gasthof. Er liegt gleich nebenan. Das Zimmer, das wir für Sie bestellten, ist einfach, aber das beste im Hause. Sie nehmen ein gutes, kräftiges Nachtessen, bei dem wir, Lorenz und ich, wenn Sie wünschen, Ihnen Gesellschaft leisten, dann legen Sie sich hübsch zu Bett und schlafen bis morgen. Ich werde Ihnen meine Wärmflasche schicken; es wird gut für Sie sein, denn Sie müssen ja kalte Füße haben bei diesem dünnen Schuhwerk. Vielleicht kann ich Ihnen auch den Koffer — oder was Sie sonst für Gepäck haben — besorgen."

„Gepäck? Ich habe nichts als das Täschchen bei mir."

„Wie? Sie reisten ohne Nachtzeug, ohne zweites Paar Schuhe?"

„Ach —"

„Ja Mutter, es sind nicht alle Frauen so praktisch wie du," mischte sich Lorenz lächelnd ins Gespräch. „Also, ihr geht nach dem Schwan? — Adieu indessen, Illona!" Er reichte ihr freundlich die Hand.

„Und — und ich sehe dich dann heute nicht mehr?"

„Warum nicht? wenn du es wünschest, komme ich herüber. Aber, offen gestanden, fände ich es besser, du bliebst heute allein; du bist so erregt, morgen —"

„Ja, ja, er hat recht," fügte Frau Camilla hinzu, „ihr würdet euch heute kaum verstehen; morgen früh frühstücken Sie mit uns — aber jetzt vorwärts, es beginnt stärker zu regnen."

Sie faßte Illona energisch beim Arm und zog sie mit sich fort. „Sehen Sie, da ist schon Ihr Gasthof. Sehr sauber, bloß riecht's noch ein bißchen nach Farbe."

Digitized by Google

Es war ein neues, schmales, hohes Gebäude mit eisernen Balkons vor den Fenstern. Ein junger Mensch, der sich als Wirt vorstellte, erschien unter der Thür. Er geleitete Illona hinauf und nahm Frau Camillas Anweisungen entgegen, die sie ihm in Betreff seines neuen Gastes gab.

„Soll ich noch bei Ihnen bleiben?" Die Baronin dankte.

„Möchten Sie, daß ich später herüber komme?"

„Sie sind sehr liebenswürdig, aber —"

„Nun also, dann schlafen Sie recht wohl."

Illona reichte ihr apathisch die Hand. Frau Zellner, vom Wirt begleitet, entfernte sich. Ein Stubenmädchen erschien.

„Ich brauche nichts," sagte die Baronin. „Sie können gehen."

„Wann darf ich das Essen herauf bringen?"

„Essen? Ich — wenn ich Appetit bekomme, klingle ich."

Das Stubenmädchen stand einen Augenblick zögernd auf der Schwelle des Zimmers, dann machte es einen Knix und ging.

Illona schloß die Thür, verriegelte sie und warf sich auf das Sofa. Und dann brach ein Strom heißer, brennender Thränen aus ihren Augen. Also das war der Empfang in Kis-Szibet! Statt sie an seine Brust zu ziehen, will er sie „zerstreuen"; um ihre Bewegung niederzuhalten, zeigt er ihr den Maschinensaal. Statt ihr ein liebes Wort zu sagen, verweist er sie an die Mutter. Statt mit ihr beisammen zu sein, schickt er sie in einen Gasthof. Sie möge ruhen, schlafen.

Ihre müden, nassen Augen glitten durch das frisch gestrichene, öde Zimmer. Es befanden sich neue, blanke Möbel darin, alles in gutem Zustande, „sauber." Alles so physiognomielos wie nur möglich; kalt, fremd.

Eisige Schauer, die Illona zu rütteln begannen, erinnerten sie daran, sich ihrer feuchten Kleider zu entledigen.

Sie that es und legte sich in das schmale, kühle Bett. Mein Gott, wenn sie hätte schlafen können! Aber daran war ja nicht zu denken. Bilder der Vergangenheit und der Gegenwart stiegen vor ihr auf.

Wie hatten die kurzen Wochen hier sein Wesen verändert! War das neue Amt oder die Mutter die Ursache davon? Diese Mutter! Illona mochte sie nicht.

Sie war wie aus Holz geschnitzt, keine einzige weiche Linie war an ihr zu entdecken. Wie mochte er sie nur lieben? Er war ja im Grunde nicht so hart; er *wollte* es nur sein, weil er es vernünftig fand. Eins hatte sie nun wohl erkannt. Er besaß keinen Funken Liebe für sie, keinen Funken. Ihr ganzer Körper zuckte vor Weh. Und nun, in diesen Stunden erkannte sie, daß ihre Seele eine Bettlerin geworden war.

Jetzt wünschte sie sich sein Mitleid. Wenigstens das. Nur nicht ganz verwerfen sollte er sie, *nicht* ganz. Denn — ohne ihn weiterleben? Lieber seine Magd, als ihm nichts sein. Ja *lieber*, lieber — Morgen würde sie sich ihm ruhig nahen und ihm das vor der Mutter sagen.

Er liebte diese Mutter, folglich würde sie sie auch lieben. Sie würde sich zwingen *dazu*, später ging's dann vielleicht von selbst. So tröstete sie sich, um nicht zu verzweifeln *in* dieser langen, endlosen Nacht.

Am nächsten Morgen, lange vor Tagesgrauen, erhob sie sich, zog achtlos ihre ungetrockneten Kleider an, und ging etliche Stunden in ihrem Zimmer auf und nieder. Endlich, endlich wurde es neun. Sie verließ das Haus und ging zu Zellners. Lorenz war nicht anwesend. Seine Mutter lächelte.

„Bis jetzt geschlafen, das lob' ich mir."

Dabei glitten ihre Augen über Illonas zerknitterte Kleider. „Warum haben Sie das nicht aufbügeln lassen?"

„Ich dachte nicht daran. Ich bin schon seit langen Stunden auf."

„Wirklich? Warum kamen Sie denn nicht herüber?"

„Ich wagte nicht so früh —"

„Aber nein, sind Sie eine seltsame Frau." Frau Zellner schüttelte den Kopf. „Setzen Sie sich doch. Mein Sohn ist unten bei den Maschinen. Er kommt bald herauf. Gefällt's Ihnen in Ihrem Hotel? Ist das Essen leidlich?"

„Ich weiß nicht . . . ."

„Ich meine, ob Sie zufrieden mit der Kost sind?"

„Ich habe nichts gegessen."

„Wie, nicht zu Nacht, nicht gefrühstückt?"

Digitized by Google

„Nein.“

Frau Zellner stand auf.

„Bitte, bitte, bleiben Sie; ich könnte nichts genießen, die Kehle ist mir wie zugeschnürt.“

„Ach was; Sie müssen.“

Sie verschwand durch eine Thür. Illona trat zum Fenster und sah in den Hof hinab. Ob er denn nicht ahnte, daß sie da war? Ob sie hinab zu ihm sollte — denn die Mutter würde ihn nicht holen, gewiß nicht. Frau Zellner kehrte mit ein paar Butterbroden und einer riesigen Tasse Kaffee zurück.

„So, nun aber frisch zugegriffen. Es ist Java. Ich brenne immer selbst Kaffee, das kann keine, auch die beste Köchin nicht, gut machen. Finden Sie nicht auch? Aber trinken Sie doch, Sie müssen einfach, sonst sag' ich's Lorenz,“ setzte sie scherzend hinzu, „der putzt Sie tüchtig herunter; er ist ein kluger Mensch. Essen hält Leib und Seele zusammen.“

Illona faltete die Hände. „Frau Zellner!“

Einen Augenblick sahen die beiden Frauen einander in die Augen; dann sagte die ältere: „Was wollen Sie eigentlich hier? Weshalb fühlen Sie sich so unglücklich? Es ist Ihnen doch nichts passiert? Mein Sohn hat Ihnen nie mehr versprochen als er gehalten hat. Da kenne ich ihn zu gut.“

„Aber mein Gott — — ich kam ja auch nicht mit Forderungen hierher. Ich kam, um ihn zu begrüßen, ihn zu sehen.“

„So begrüßt man nicht,“ versetzte Frau Zellner hart. „Sie sind ja seit Sie ankamen bis jetzt ein Bild der Verzweiflung.“

„Vielleicht wäre ich es nicht, wenn ich hier ein herzliches Wort erhalten hätte.“

„Mein Gott, wir aus dem Norden führen nicht so viel herzliche Worte im Mund wie die Österreicher. Aber wir meinen es ehrlich.“

In diesem Augenblick trat Lorenz herein. Er warf einen betroffenen Blick auf Illona.

„Was habt ihr, was ist, Illona? Du siehst ja so angegriffen aus.“

„Lorenz,“ sagte sie plötzlich selbstvergessen und lächelte ihn an.

Er ergriff ihre beiden ihm hingestreckten Hände.

„Sei doch klug, Illona! Weshalb bist du so traurig? Hier ist augenblicklich der Spätherbst, da ist es düster. Komm im Frühling herüber, dann hat auch die Pußta ihr Festtagsgewand an. Verzage doch nicht. Thue etwas, mache eine große Reise —“

„Wenn ich nun aber bei dir bleiben wollte,“ entgegnete sie, seine Hände umklammernd.

„Das geht nicht,“ rief Frau Zellner.

„Was solltest du hier?“ meinte er ruhig. „Du siehst, ich habe zu thun. Wenn Herr Farkas anwesend wäre, könnte er dir allerlei interessante Punkte in der Umgebung zeigen und etwas zu deiner Unterhaltung beitragen. Aber er ist leider verreist. Lektüre könnte ich dir auch keine geben.“

„Man ist auch nicht zur Unterhaltung auf der Welt; der Mensch, und ganz besonders die Frau, hat Pflichten.“

„Lorenz,“ rief Illona, alles vergessend, „kann ich dich heute nicht für eine Stunde allein sprechen? Drüben bei mir. Ja? Ich bitte dich darum.“

„Ich sehe die Notwendigkeit einer solchen —“

„Laß Mutter,“ rief er ihr zu, „ja, Illona, ich will hinüber kommen. Gleich, wenn du es wünschest.“

Sie stammelte etwas und verließ hastig das Zimmer.

Nach einer kurzen Weile stand er vor ihr im Gasthof. Seine Augen blickten sie hart, beinahe finster an.

„Was verlangst du von mir?“

„Daß du mich neben dir duldest.“

Sie wollte seine Hände ergreifen; er stieß sie zurück.

„Ich habe dir ja einmal gesagt, nur wenn du dich ganz änderteſt, könnte —“

„Habe ich mich nicht geändert? Meinst du, ich hätte es früher über mich gebracht, aller Schicklichkeit, allem Anstand zum Trotz, einem Manne nachzueilen? Bin ich dir noch zu stolz, Lorenz? Sieh mich doch an, ich bin ja eine Bettlerin geworden aus Liebe, ist dir das noch zu wenig?“

„Das habe ich nie verlangt,“ sagte er hart. „Ich will mit Bettlerinnen nichts zu thun haben. Du brauchst auch meinetwegen keine auffallenden Schritte zu thun.“

„Wenn vornehme Menschen solche Schritte thun, werden diese Schritte geadelt,“ warf sie

Digitized by Google

mit einem letzten Rest von Stolz hin. „Ich dachte immer, du wärest ein Edelmann, wie ich eine Edelfrau bin. Wir diktieren die Gesetze des Erlaubten —"

„Oho, euere Diktate sind längst wertlos geworden; die Vernunft allein ist's, die diktiert."

Da war es ja wieder, das Unüberbrückbare, sie Trennende . . .

Illona zwang sich zur Ruhe.

„Mag sein, daß du recht hast; lassen wir das, habe nur etwas Geduld mit mir, augenblicklich —"

„Was verlangst du eigentlich von mir?" wiederholte er seine Frage.

Sie wußte nicht, was sie entgegnen sollte. Das, was ihr Herz ihr eingab, wagte sie nicht auszusprechen. So sagte sie mit erzwungener Fassung:

„Wie gesagt, augenblicklich bloß etwas Nachsicht; es wird schon besser mit mir."

Er schüttelte den Kopf. „Das sagst du dir. Ich glaube nicht recht an deine Verwandlung, besonders nicht seit dieser letzten Thorheit, die du begangen hast."

„War sie denn so groß, Lorenz?"

„Gewiß war sie das. In einem solchen Aufzug zu kommen, wie eine durchgegangene Theaterprinzessin, würde nie einer vernünftigen Frau einfallen. Jedenfalls keiner aus bürgerlichen Kreisen."

„Du denkst an deine Mutter. Die allerdings —"

„Ich halte sehr viel von ihr, merke dir das," sagte er scharf.

„Nein, es wird doch nicht gehen," rief sie unter hervorstürzenden Thränen, „es kann nicht gehen, trotz allem."

Sie warf sich auf das Sofa und vergrub das Gesicht in den Händen.

Er verließ ohne ein Wort zu erwidern das Zimmer.

* * *

Aber fortzureisen vermochte sie doch nicht. Die Hoffnung, dieses Irrlicht gläubiger Sehnsucht zauberte ihr allerhand Möglichkeiten vor.

Vielleicht ging es doch, wenn sie ihre ganze Willensstärke zusammennahm.

Sie würde versuchen, sich Verhältnissen anzupassen, die der ganzen Richtung ihres Wesens entgegengesetzt waren. Um seinetwillen. Ihm zuliebe!

Vorerst ließ sie sich etliche Kisten Kleider vom Hause kommen, um Gnade vor Frau Camillas Augen zu finden.

Die Sendung kam; aber Illona mußte abermals erfahren, daß sie sich einer Täuschung hingegeben hatte.

Frau Zellner äußerte sich nichts weniger als billigend über die Toiletten.

„Wozu dieser Aufwand an Pracht und Luxus?" meinte sie kopfschüttelnd, „für wen?"

„Für Lorenz," erwiderte Illona sanft; „er liebt diese Kleider an mir."

Dann faßte sie sich zusammen und bat Frau Camilla, ihr doch irgend eine Beschäftigung zu nennen, sie möchte sich gerne nützlich machen.

Die alte Frau versprach darüber nachzudenken, was am besten für sie zu beginnen wäre.

Als Illona ihr am nächsten Tag in einem langen, hellgrünen Seidengewande entgegentrat, lachte sie und sagte: „Da haben wir ja gleich die erste Beschäftigung. Machen Sie Ihre Kleider kürzer." Und als die Baronin sie verständnislos anblickte, versetzte sie: „Schneiden Sie alles überflüssige Zeug herunter; hier in Kis-Szibet sind Schleppen schlecht angebracht."

Lorenz mußte seiner Mutter recht geben. Was ihn in Somoghi an Illona entzückt hatte, taugte nicht für die hiesigen Verhältnisse. Auch ihre schweren alten Spangen und die köstlichen Perlen waren nicht recht am Platze hier.

„Ich wollte mich für dich schön machen," sagte sie kleinlaut zu ihm.

Er nickte gutmütig. „Aber du siehst, hier wirkt der Luxus nicht anmutig, eher komisch."

Eines Tages erschien Frau Zellner mit einer Schneiderin bei Illona. Die Baronin widersetzte sich anfangs den Zumutungen, die Lorenz' Mutter an ihren Geschmack stellte.

Die alte Frau wurde gereizt.

Die Frau Baronin wünschte doch Beschäftigung. Auch hätte sie versprochen, sich

Digitized by Google

der Sitte hier zu fügen. Und sie hätte ja etwas Nützliches zu thun begehrt. Die Veränderung ihrer Kleider sei augenblicklich das Nützlichste, das sie vornehmen könne.

Sollte an solchen Geringfügigkeiten Illonas Wunsch, Lorenz näher zu kommen, scheitern? Sie überwand ihren Widerwillen gegen diese Frau und ihre trivialen Ansichten und winkte der Schneiderin, frisch an die Arbeit zu gehen. Als diese später die Schere ergriff, erhob sich Illona und sah zum Fenster hinaus.

Lorenz brach in ein schallendes Lachen aus, als er sie zum erstenmal in einer dieser veränderten Roben sah.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Ich hab's nicht so bös gemeint," entschuldigte er sich. „Du siehst nur so überaus komisch aus in deiner Verwandlung."

„Ich glaube, die Frau Baronin kann anziehen, was sie mag, sie wird niemals in den Rahmen der hiesigen Umgebung passen; ihre ganze Erscheinung protestiert dagegen," meinte Frau Camilla.

Illona sah sie vorwurfsvoll an, und Lorenz runzelte die Brauen.

Beständig schwebte ein Unbehagen über diesen drei Menschen. Selbst ihr Schweigen war eine verhaltene Ablehnung.

Einmal, als Illona traurig sich zwei Tage in ihr Zimmer eingeschlossen hatte, kam Frau Zellner auf Lorenz Veranlassung zu ihr. Sie lachte etwas gezwungen.

„Nun, was ist los mit Ihnen? Was thun und treiben Sie immer? Langweilen Sie sich nicht? Ich hab' eine Ueberraschung für Sie ausgedacht. Wollen Sie mit mir in die Küche kommen? Das Kochen ist Ihnen gewiß eine fremde Kunst."

Illona konnte dies nicht leugnen. Sie dankte Frau Camilla für ihre Freundlichkeit und folgte ihr in die Küche. Aber als sie einmal Zeuge wurde, mit welcher Gelassenheit ihre Lehrerin einem zappelnden Huhn den Kopf abschnitt und die Blutstropfen in ihrem Suppennapf auffing, blieb sie wieder aus.

Eines Abends, als sie zufällig mit Lorenz allein war, sagte sie zu ihm:

„Glaubst du, daß es notwendig sei, daß die Frau Fertigkeit in nützlichen Arbeiten besitze? Kann sie nicht durch ihr bloßes Dasein dem Manne Freude und Schönheit geben? Zum Beispiel, wenn ich mich schmücke, daß dein Auge Gefallen an mir findet, oder wenn ich meine Hände pflege, daß sie so weich wie Sammet werden, um dich lind zu streicheln, ist das nicht auch eine Thätigkeit, eine Aufgabe? Willst du nicht mit mir nach Somogyi kommen, gefällt es dir noch immer hier?" Sie sah ihn flehend an. „Du wolltest doch, ich solle Orgelspielen lernen; soll ich jetzt damit beginnen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Hier, Liebe? Hier giebt's weder eine Orgel noch einen Lehrer. Möchtest du nicht doch lieber etwas Praktisches thun? Sieh dich doch mal nach den Kindern um, die hier zu Dutzenden verwahrlost herumlaufen. Nimm dich ihrer an. Lehre sie etwas. Nicht die Größeren. Die besuchen ja die Schule drüben in Wandorf. Die Kleinen, die Kleinsten . ."

Sie versprach seinen Rat zu befolgen.

„Wirst du immer hier bleiben?" fragte sie zum Schlusse schüchtern.

„Keine so thörichten Fragen." Er blickte sie strenge an. „Wo sollte ich mich zufriedener fühlen als hier, wo ich das beste Arbeitsfeld fand."

„Möchtest du nicht in deine Heimat gehen? ich zöge mit dir."

„Meine Heimat," lächelte er, „ist dort, wo ich meine Beschäftigung habe. Ein anderes Heimatsgefühl kenne ich nicht. Das wäre Sentimentalität, Gefühlsduselei, nichts weiter."

* * *

In ihren mißstalteten Kleidern trieb sie sich draußen im Weiler herum und knüpfte Gespräche mit den Kindern an, die ihr begegneten. Einmal sah sie ein Kleines, das an einer harten Brodkruste knabberte. Sie reichte ihm eine Silbermünze.

„Kaufe dir Obst zu deinem Brod."

Das kleine Mädchen eilte strahlend davon. Es erzählte sein Glück den anderen Kindern. Seit diesem Tage folgte Illona auf Schritt und Tritt eine Schar kleiner Bettler.

Manchmal streute sie eine Hand voll Münzen unter sie. Dann gab's ein Gejohle, einen Jubel, daß die blasse Frau lächeln

Digitized by Google

mußte. Sie erzählte es Lorenz. Er wurde sehr ernst.

„Du begehst damit ein Unrecht," sagte er. „Kindern giebt man kein Geld; sie vernaschen es, und das ist der Beginn späterer Laster. Du wirst das nicht mehr thun, hörst du?"

„Nein, nein," entgegnete sie bestürzt; „Böses wollte ich ja nicht anstiften, ich freute mich bloß ihrer Freude."

An diesem Abend schied sie traurig von ihm. In ihrem Zimmer kniete sie vor ihrem Bette nieder und versenkte das Gesicht in die Hände. —

Eine tiefe Sehnsucht nach Orgelklang, nach den milden Worten ihres alten Geistlichen in Somoghi überkam sie. Wie war er doch so sanft und gütig gewesen! Gott war noch gütiger. O, möchte er seine Vaterhände nicht von ihr zurückziehen!

Manchmal wurde es ihr so seltsam zu Mute. Ihre Gedanken jagten wie vom Sturm getriebene Flammen davon; plötzlich wurde es ganz Nacht in ihrem Kopfe, sie konnte sich auf sich selbst nicht besinnen und versank in einen Zustand gefühlloser Apathie. Und diese quälende Erscheinung wurde verstärkt durch den Zwang, den sie ihrer Natur auferlegte. Der Wunsch, neben Lorenz zu sein, ließ sie das Natürliche in sich mit dem Erkünstelten verwechseln.

Indes sie so grübelte und dazwischen betete, legte sich eine Hand auf ihre Schulter.

„Nun aber! Was haben Sie denn? Was ist Ihnen?" Frau Camilla stand neben ihr. „Ich wollte einiges mit Ihnen besprechen. Was fehlt Ihnen?"

„Mir? Nichts. Ich habe gebetet."

„Gebetet," wiederholte Frau Zellner gedehnt, „beten Sie so auf dem Boden liegend?"

Illona nickte. „Ich bin katholisch. Bei uns kniet man meist, wenn man betet."

„Ja, es ist viel Fanatisches bei den Katholiken mit ihren aufgeputzten Kirchen und ihrer Opernmusik."

„Wir wollen Gott eben mit dem Schönsten ehren," meinte die Baronin, „mit allem Aufwand von Pracht, den wir besitzen."

Frau Zellner lächelte. „Ein kahles Bethaus, in dem man sonntags seine paar Verse herabsingt, ist vernünftiger als ein gotischer Prachtbau, auf den Millionen verschwendet wurden. Vor Gott, wenn man an einen solchen glaubt, ist ja doch alles eitel."

Sie blieben noch eine Zeitlang bei ihrem religiösen Thema; dann kam Frau Zellner auf die eigentliche Ursache ihres Besuchs: wie lange Illona noch hier zu bleiben gedenke. Sie hätte sich eben vorhin entschlossen, in einigen Tagen heim zu reisen und ihre Möbel zu holen, um sich dann für immer bei Lorenz anzusiedeln.

Die Baronin antwortete gedrückt, heute könnte sie noch nichts Bestimmtes sagen; es würde sich wohl bald alles ergeben. Dann schieden sie.

Am andern Tage bat Illona Lorenz, doch ein oder das anderemal mit ihr an die Luft zu gehen. In diesen winzigen Zimmern sei es schrecklich, und er wäre ja auch früher oft und gern ins Freie mit ihr gewandert.

Sie gingen mit einander hinaus in die gelblichen, kahlen Felder. Auf ihm lag's wie unterdrückte Ungeduld. Farkas war noch immer nicht gekommen, und es gab einige Posten in den Rechnungsbüchern, bei denen er sich nicht allein zurecht fand. Illona hätte ihm gern ihr Herz ausgeschüttet; aber sie wagte nicht von sich zu sprechen. Auch sollte alle Augenblicke Frau Zellner zu ihnen stoßen, die nachzukommen versprochen hatte.

In der Nähe von Wandorf begegnete ihnen ein kleines Mädchen. Es lief auf Illona zu und streckte ihr lächelnd die Hand hin. Die Baronin griff mechanisch, ohne zu überlegen nach ihrer Börse.

In diesem Augenblick hatte Lorenz die Kleine gefaßt und ihr eine schallende Ohrfeige versetzt.

„Ich werde dich lehren, fremde Leute auf der Straße anzubetteln! Wenn du hungrig bist, soll dir deine Mutter Brod geben."

Illona blieb wie erstarrt stehen. Sie vermochte die Füße nicht zu regen. Die Kleine lief weinend davon.

„So werde ich es künftig mit jedem machen, dem du etwas schenken willst. Merke dir's."

Seine Augen trafen zürnend die ihren. „Das heißt doch systematisch die Leute verderben."

Digitized by Google

„Aber ein Kind — ein kleines Mädchen ins Gesicht zu schlagen, das ist doch —"

„Das ist gar nicht: ‚doch'. Wenn alle zu Tollheiten aufgelegten Menschen in ihrer Jugend Schläge erhalten hätten, wären sie später vernünftig geworden. Ich bin sehr für die Prügelstrafe auch bei Erwachsenen."

Sie blickte ihn entsetzt an. Er faßte heftig ihre Hand. „Ja, sieh mich nur an; entweder du fügst dich oder —"

Sie stieß einen Schrei aus, wandte sich um und eilte nach Hause. Er folgte ihr kopfschüttelnd.

Mein Gott, was war nun schon wieder? Er war einen Augenblick lang erzürnt gewesen, weil sie Dummheiten machte.

Ein Stück weiter begegnete ihm die Mutter.

„Sie ist an mir vorbei gerast, laß sie jetzt. Sie soll zur Besinnung kommen. Es ist ja eine Qual für alle."

Er biß sich in die Lippen und schritt stillschweigend neben der Mutter hin. — —

Indessen sank Illona mit krampfhaftem Schluchzen auf ihr Bett.

Sie glaubte noch immer zu fühlen, wie er ihre Hand fest umspannt hielt; sie sah seine flammenden Augen, sie hörte sein drohendes: oder — Hatte er nicht auch sie — schlagen wollen? Gewiß, ebenso wie das Kind, das sein Händchen ihr harmlos entgegengestreckt hatte. Ein eisiger Schauer glitt ihren Rücken herab. Jene unheimliche Gedankenflucht begann wieder in ihr, der immer nachher die tiefste Erschlaffung folgte. Plötzlich wußte sie nicht mehr weshalb sie weinte, wo sie sich befand. — — —

* * *

Die bleiche Herbstsonne schien bereits in das Gemach, als sich die Thür öffnete und Frau Zellner hereintrat.

„Sie sind noch nicht aufgestanden? Fehlt Ihnen etwas? Sind Sie krank?" Ihre Hand glitt prüfend über Illonas Stirn. „Keine Spur von Fieber. Kommen Sie doch. Frisch heraus. Wer wird denn so lange im Bette bleiben. Nun?"

„Lassen Sie mich!"

Illona kehrte sich nach der Wand.

„Aber so seien Sie doch kein Kind. Kommen Sie mit mir."

„Lassen Sie mich!" kam es nochmals zurück.

„Nun, dann gut. Wie Sie wünschen. Aber ersuchen Sie mich auch nicht mehr, mich Ihrer anzunehmen. Entweder Sie hören auf mich, oder Sie gehen Ihre eigenen Wege."

Frau Zellner schritt hinaus.

Erst nach mehreren Stunden verließ Illona ihr Lager. Mechanisch kleidete sie sich an. Dann ging sie hinunter, rasch an den paar Häusern vorüber, um ins Freie zu kommen.

Bald befand sie sich mitten in der Einsamkeit der schweigend und leer daliegenden Felder. Ein in hoffnungsloses Grau gehüllter unendlicher Himmel wölbte sich über ihr. Nirgends eine Ritze in der einförmigen Wolkenschicht, nirgends ein hellerer Punkt, der auf das Dasein einer Sonne schließen ließ!

Illona ging weiter und weiter. Das Herz war ihr wie zugeschnürt, sie hätte sich niederwerfen und die kühle schwarze Erde mit ihren Fingern durchwühlen mögen, um einen grünen Keim, ein Insekt, ein Lebendiges zu finden.

Es war so beängstigend öde um sie. Die Einzelhaft, zu der eigentlich jede Kreatur auf Erden verdammt ist, die sie von den übrigen Geschöpfen trennt, war ihr noch nie so fühlbar geworden wie heute. Nur wenigen Kraftvollen ist es gegönnt, die Mauer zu zertrümmern, die den Zweiten umgiebt, der ja wieder eine Welt für sich allein ist. Sie, Illona, hatte ihren Zweiten gefunden, den sie hätte mögen als Herrscher in ihr eigenes Reich führen. Aber der Weg zu ihm war ihr durch kaum zu überwindende Hindernisse erschwert. Hatte sie noch etwas unversucht gelassen, Lorenz zu gewinnen? War die Kluft, die sie von einander trennte, wirklich so unüberbrückbar? War der Zwischenraum, der das Heute von dem Gestern trennte, nicht nur ein geringer? Ließ er sich nicht überspringen?

In schmerzlicher Aufregung schritt sie weiter. Ach, die Ursache ihrer seelischen Getrenntheit lag noch tiefer. Es kam der Unterschied ihres Blutes hinzu. Sie die warm empfindende, großherzige Aristokratin,

Digitized by Google

er der Sohn einer Frau des dritten Standes, dem der Norden das Leben gegeben hatte. Sie die schönheitsdurstige Katholikin, er der in der Nützlichkeit sein höchstes Ideal erblickende kühle Protestant.

Illona ließ sich auf einem halbverwitterten Feldstein nieder und legte das Gesicht in die Hände. Ließ sich gar nichts thun, um einen Vergleich zwischen ihnen beiden herbeizuführen? Hatte sie vergebens alle ihre Opfer gebracht?

Etliche eiskalte Tropfen, die ihre Stirn trafen, gaben ihr eine wenig trostreiche Antwort von oben.

Sie erhob sich wieder und schritt weiter. Überall dasselbe eintönige Grau, oben, unten. Es schien ihr, als ob der Himmel — sie lächelte bitter bei diesem Begriff — näher herabrückte und sie ersticken wollte in seinen undurchsichtigen Nebeln. Der Atem drohte ihr zu versagen. Es war eisig, und doch hing irgend etwas Heißes, Glühendes, Verhängnisvolles in der tonlosen Luft.

Vielleicht wäre es da drüben besser? Aber wo war: drüben? Der Kirchturm von Wandorf lag verschwunden im Grau. Selbst die dürren Holzarme der Ziehbrunnen, die in den Feldern verstreut lagen, waren unsichtbar. Die Welt schien im Nebel, in der Trostlosigkeit dieses ins Unermeßliche gehenden Grau's ertrinken zu wollen. Und über diesen Finsternissen des Spätherbstes lag eine Ruhe, die kein Feiern zu sein schien, sondern ein Aufhören alles Lebens, Tod, Tod, Tod.

Illona zog ihren Mantel enger um sich. Sollte sie umkehren? Sie begann sich zu fürchten.

Diese Natur glich einer ungeheuren Leiche mit leeren Zügen.

Und sie war allein mit dieser Leiche. Es begann ihr zu gehen, wie denen, die viel im Dunkeln zu thun haben und die zuweilen eine Art geheimnisvollen Wahnsinns ergreift. Sie begann allmählich zu zweifeln, daß sie sich auf festem Boden befinde. Das feuchte Grau, in dem sie sich fortbewegte, schien ein Meer voll tückisch falscher Tiefen zu sein. Mit ausbrechendem Entsetzen wandte sie sich um und lief zurück. Aber eigentlich wußte sie nicht, ob es ein Zurück oder auf Umwegen ein Vorwärts war. Kalter Schweiß begann ihre Stirn zu bedecken. Sie lief und lief.

Und um sie herum blieb es immer gleich. Zuletzt erlahmte ihre Kraft; sie warf sich nieder und preßte das Gesicht auf den feuchten Boden.

Da vernahm sie ein Grollen wie von unten herauf. Sie lauscht. Erwacht etwa der ungeheure Leichnam und beginnt er zu zürnen? Jetzt merkt sie erst, daß die Dämmerung herangeschlichen ist, und das Grau sich in stickiges Schwarz zu verwandeln beginnt.

Illona springt auf. Sie eilt weiter. Ein Fieber hat sie ergriffen. Ihr Denken ist in jenen Zustand geraten, der sie in jüngster Zeit öfter überfiel. Ihre Vergangenheit zerrinnt in flüchtige Schatten; die Gegenwart hat ihre natürlichen Größenverhältnisse verloren und wächst zu gigantischen Formen an. Illona erinnert sich der einzelnen Begebenheiten kaum mehr, sie fühlt nur das Ergebnis der letzten Zeit, ein ungeheures Elend in sich. Ein bis zum Himmel dringendes Elend. Zorniges Leid über das, was sie in sich wühlen fühlt, ergreift sie.

Da tauchen aus dem Dunkel der anbrechenden Nacht rote Flammen. Sie fliegen aus schwarzen hohen Schloten.

Das Walzwerk! das Walzwerk! Das Sausen seiner Maschinen war der grollende Ton gewesen, den sie vorhin vernahm. Das Walzwerk! Dort weilt er, Lorenz! Weshalb liebt er sie nicht, nachdem er ihr gezeigt hat, wie selig seine Liebe macht.

Sie preßt die Zähne zusammen und eilt vorwärts. Weshalb liebt er sie nicht? Eine Stimme in ihr antwortet: Weshalb? Weil er in die Zukunft verliebt ist. Die Zukunft! Sie, Illona, ist ihm das Gestern, und er liebt das Morgen. Das Morgen, die Zukunft ist ihre Nebenbuhlerin.

Ist sie schön, diese Nebenbuhlerin?

Sie weint weder noch lacht sie. Sie ereifert sich über nichts, haßt nicht und könnte niemals vor Liebe sterben. Sie glaubt nichts, denn sie ist überzeugt alles zu wissen; sie strebt nur. Nach Mehr strebt sie, sie will alles in ihren Besitz bringen, alles, nicht das kleinste Körnlein, keinen Schuhbreit Erde will sie unbenützt lassen. Sie will sparen, Zeit sparen, Gefühle sparen, Menschenleben sparen,

Digitized by Google

Kraft sparen, selbst mit dem Herrgott will sie sparen und ihn einstweilen in einen Schrank legen zu den Festgewändern, die sie fast nie anzieht, zu den paar kalten Edelsteinen, mit denen sie sich einigemale im Leben herausschmücken wird. An der Stelle des Herzens hat sie ein schwingendes eisernes Rad.

Hahaha. Illona lacht vor sich hin. Das Rad, das Rad! Es mahlt Zukunft, hat Lorenz zu ihr gesagt. Nein, es mahlt sie nicht, es ist ihr eigen Herz, es ist ihr Pulsschlag, ihre Triebkraft.

Illona ist vor dem langen Gebäude angelangt, aus dessen offen stehenden Thüren ihr heißer Brodem entgegenschlägt. Ihre Augen blicken flackernd. Sie tritt in die Halle ein und vor eine Maschine hin, vor die größte, deren erzene Zähne die Träger durchschneiden. Ihre Hand streckt sich gebieterisch nach dem dahinsausenden Rad aus. Es muß stehen bleiben, damit die Nebenbuhlerin nicht den Sieg gewinnt.

Ein herbeieilender Arbeiter will die Wahnwitzige zurückreißen; aber schon hat sie voll lachender Wut und übermenschlicher Kraft die Speichen umklammert. Und die Zukunft nimmt sie zwischen ihre eisernen Arme, hebt sie hoch und schleudert sie der Vergangenheit hin, die den Schleier wohlthuenden Vergessens über ihr Kind breitet. — — —

Auf den Spuren des Lichts.

Von

Paul Scheffler.

Nachdruck verboten.

Wenn Dubois-Reymond, der kürzlich Verstorbene, in seinem berühmten Montags-Publikum auf den gewaltigen Unterschied zwischen den antiken und den modernen Kulturerrungenschaften zu sprechen kam, versäumte er es nie, jene aus Bronze oder gebranntem Ton gefertigten Öllämpchen der Alten zu schildern, die zwar wundervolle Formen aufwiesen, aber in beleuchtungstechnischer Hinsicht das Dürftigste und Primitivste gewesen wären, was man sich denken könne: ein flaches, vasenartiges Kännchen mit einer Öffnung in der Mitte oben und einer zweiten an einem seitlichen Schnabel; durch die erstere wurde das Öl eingegossen, in die zweite ein Docht in Gestalt eines Flachsfadens oder eines Endes Schilfrohrmark gesteckt, der nun ölgetränkt ein armseliges Lichtlein verbreitete — bei seinem kärglichen Schein hat, wie Dubois nie zu erwähnen vergaß, noch ein Horaz seine unsterblichen Lieder gewiß mühsam genug niedergeschrieben. Ein primitiverer Beleuchtungsapparat als diese Nachtlämpchen war höchstens noch der ohne jede besondere Vorrichtung brennende Kienspan, der freilich unsern eigenen Altvordern bis ins neunte Jahrhundert hinein das Nachtdunkel erhellte. Da waren die Römer sogar schon um ein beträchtliches weiter gewesen, denn im zweiten Jahrhundert n. Chr. erwähnt Apulejus bereits den Unterschied zwischen Wachskerzen und Talgkerzen, die anscheinend schon fast nach Art unserer Kerzen bereitet waren: mit Wachs oder Talg umgossene Flachsschnüre; während die Kerzen der Alten nur in wachs- oder pechgetränkten Schnüren oder Binsenstreifen bestanden. Die Zeit der Christenverfolgungen war der Entwicklung der Kerzentechnik merkwürdig günstig:

Digitized by Google

die grausam Verfolgten, die in Höhlen und Katakomben zur finstersten Nachtzeit ihre frommen Versammlungen abzuhalten gezwungen waren, hatten allen Anlaß, über eine zuverlässigere Methode der Beleuchtung ihrer schauerlichen Andachtsorte nachzusinnen. Und als sie später sich nicht mehr zu verbergen brauchten, als das Kreuz allerorten siegreich errichtet ward und stolze Basiliken und Kathedralen die Gläubigen zur Versammlung luden, da bekamen die Kerzen, die einst ihrer Not geleuchtet hatten, schier etwas Symbolisches, ja etwas Rituelles, als wären sie nunmehr ein notwendiges, ausdrücklich eingesetztes Attribut des heiligen Dienstes. Und das waren schon regelrechte, in Formen gegossene, mit kunstvoll gedrehtem Docht aus Werg versehene Lichter.

Es war eine kostspielige Sache, diese stattlichen Altarkerzen aus reinem Wachs. Sind doch heute noch Wachskerzen die teuerste Art der Beleuchtung, doppelt so teuer wie Talg- oder Stearinlichte, 12 Mal so teuer wie elektrisches Licht, 20 Mal so teuer wie Gas, 40—50 Mal so teuer wie Petroleum und gar 75 Mal so teuer wie Gasglühlicht. Denn um einen Lichteffekt von hundert Normalkerzen eine Stunde lang hervorzubringen, verbraucht man Wachskerzen für 308 Pfennige, Stearinkerzen für 166, Talglichte für 160, elektrisches Glühlicht für 25, (Bogenlicht — das billigste! — nur für 3 Pfennige!), gewöhnliches Gas für 7—15 (je nach der Konstruktion des Brenners), Petroleum für 6—8, Gasglühlicht nur für 4 Pfennige.

Aber die Kirche ist schon in frühester Zeit schwer reich gewesen, und so konnte sie bereits seit dem vierzehnten Jahrhundert, als sich die vornehmsten Fürstenhöfe nur erst sehr sparsam der Wachskerzenbeleuchtung zu bedienen begonnen hatten, förmliche Lichtorgien aufführen.

Es wird berichtet, daß z. B. in der Schloßkirche zu Wittenberg zu Luthers Zeit in einem Jahre 35 750 Pfund Wachskerzen verbrannt worden sind. Viel später erst eiferten die Höfe diesem Lichtluxus der Kirche nach. In Dresden haben bei einem einzigen Hoffeste im 18. Jahrhundert 14 000 Wachskerzen gebrannt. Für die gewöhnlichen Sterblichen war unterdessen das billigere Talglicht gewissermaßen neu entdeckt worden, denn seit dem fünfzehnten Jahrhundert kam es als ein ordentliches, rechtschaffen gegossenes, mit einem kunstgerechten Docht versehenes Licht allgemein in Gebrauch. Die Neuzeit mußte anbrechen, mehr als ein Jahrtausend seit den ersten primitiven Talgschnüren vergehn, ehe der Menschheit das richtige Talglicht in genügender Dicke aufging! So lange hat sie im Finstern getappt!

Das Lampenwesen gar war noch immer nicht über das Stadium jener Ölnäpfe der Alten hinausgekommen.

Zwar der berühmte italienische Mathematiker und Arzt Hieronymo Cardano, der Erfinder der bekannten Cardanischen Formel zur Auflösung kubischer Gleichungen, konstruierte hundert Jahre später, als der Talglichterglanz in alle Hütten drang, nämlich um 1550, eine neue Lampe, die erste wirkliche Lampe, die das Resultat eines nachdenklichen Technikers war, indem er sich klar machte, daß das Niveau des Leuchtmaterials während der Benutzung der Lampe sich möglichst unverändert in einer bestimmten Entfernung vom brennenden Dochtrande erhalten müsse, wenn anders die Flamme gleichmäßig fortbrennen und der Docht nicht zu kohlen anfangen soll. Cardanus konstruierte eine Lampe mit einem besonderen in einer gewissen Höhe angebrachten Oelreservoir, aus dem das Oel fortdauernd gleichmäßig hinab in den tiefer gelegenen Docht floß und darin vermöge des Drucks ununterbrochen bis zur Flamme aufstieg. Noch aber vergingen wieder mehr als zwei Jahrhunderte, ehe einem

Digitized by Google

erleuchteten Kopfe beifiel, daß die alte Oellampe außer einer verbesserten Oelzufuhr auch ganz gut noch ein paar neue Ideen vertrüge. Diese neuen Ideen gab Argand an, ein Schweizer Techniker, der 1789 den hohlen Runddocht erfand, den „Rundbrenner", und zugleich mit Quinquet das „Zugglas", wie es damals seiner Bestimmung entsprechend hieß, unsern Lampenzylinder. Beide Erfindungen bezweckten, der Flamme Luft zuzuführen und sie dadurch heller brennend zu machen, der Zylinder beseitigte außerdem das Flackern der Flamme. Durch Benkler erhielt er noch die Verengerung über dem Docht, wodurch die Luftzufuhr eine noch gleichmäßigere und zweckentsprechendere wurde.

Und merkwürdig, jetzt, nachdem die Frage nach besserem Licht endlich einmal ins Rollen gekommen war, da wurde Schlag auf Schlag ein Beleuchtungsproblem nach dem andern gelöst. Im Anfang unseres Jahrhunderts tauchten die Neuerungen auf den verschiedensten Gebieten des Beleuchtungswesens dutzendweise auf, es war, als wenn endlich ein Lichthunger die Leute erfaßt hätte, nachdem man sich die drei Jahrtausende lang, die die europäische Kultur alt war, mit der Nachtlampe und dem Talgstümpfchen begnügt hatte. Konstruktionen, die eine noch zuverlässigere Oelzufuhr ermöglichten als die Cardanosche Flaschenlampe, wurden fortwährend bekannt gegeben. Die Geschichte der Oellampentechnik nennt vorzahlreichen anderen die Grossesche Pumplampe, die Carcelsche Uhrlampe, die Franchotsche Moderateurlampe, die Astral- und die Sinumbrallampe, die alle im ersten Drittel unseres Jahrhunderts aufkamen. Ebenso erfuhr in diesem Zeitraum der Docht eine Neuerung: Cambacérès erfand 1834 den kunstvoll geflochtenen und gewebten Baumwollendocht, der das Oel ganz anders auffog, als die einfach gedrehten Flachs- und Wollenschnüre. Zugleich hatte die Kerzenindustrie ganz neue Anregungen bekommen, das Talglicht erhielt 1818 durch Braconnot und Simonin die Konkurrenz der Stearinkerze, 1825 durch Chevreul und Gay-Lussac die der Stearinsäurekerzen, 1839 durch Seligue in Paris und durch Young in Manchester die der Paraffinkerzen. Milly gelang die billige Verseifung der Fette durch Kalk anstatt der teueren Alkalien, und er rief nun Stearinkerzenfabriken großen Stils in Paris, Wien und Berlin ins Leben.

Inzwischen arbeiteten erfindungsreiche Köpfe bereits mit stetig steigendem Erfolg an etwas ganz anderem, um dem erhöhten Lichtbedürfnisse nachzukommen. Die Straßenbeleuchtung durch Gas, im kleinen bereits 1792 durch den Engländer Murdoch in Redruth (Cornwall) versucht, der seine Werkstätte mit Leuchtgas erhellte, und 1801 durch den Amerikaner Henfrey in Baltimore, der einen großen Saal mit Gas beleuchtete, im größeren Maßstabe 1807 durch den Deutschen Winzer unternommen, der einzelne Kaufläden und sogar eine Straße Londons mit dem neuen Licht versah, gelangte jetzt zur dauernden Einführung: 1811 in Freiberg in Sachsen durch den Chemieprofessor Lampadius, 1814 in London und 1815 in Paris noch durch Winzer, 1825 in Hannover durch eine von Winzer begründete englische Gesellschaft, 1826 in Berlin, 1828 in Dresden und Frankfurt a. M., 1833 in Wien, 1838 in Leipzig. Und dazu findet man gleich zu Anfang der zweiten Jahrhunderthälfte das Petroleum. Der Amerikaner Silliman soll 1855 die erste Petroleumlampe konstruiert haben. Fort nun mit all den schwerfälligen und kostspieligen Rüböllbrennern, den Pumpen- und Uhrwerkkonstruktionen, das Petroleum braucht keine Hebewerke, um in den Docht zu gelangen und stets unverändert in gleicher Niveauhöhe darin zu verharren, es steigt vermöge seiner Leichtflüssigkeit in den Docht, so hoch es soll, der poröse Docht saugt es unaufhörlich und unaufhaltsam in die Höhe bis zur Verbrennungsfläche — es geht jetzt alles ganz ohne Apparate!

Digitized by Google

Die alten Ölfunzeln werden beiseite gestellt, als Alt-Messing verkauft oder für den Petroleumbetrieb umgearbeitet; und wer nun noch nicht zufrieden ist, der richtet sich eben mit Gas ein. Allerlei Patentbrenner-Konstruktionen erhöhen noch die Helligkeit der Petroleum- wie der Gasflamme um ein beträchtliches. Nun giebt es auf diesem Pfade kein Weiter mehr, es müßte denn wieder etwas ganz Neues, etwas ganz anderes kommen.

Und das ganz andere kam: Ende der siebziger Jahre, in Gestalt der elektrischen Glühlampe Edisons, die einen alles Dagewesene überstrahlenden Lichteffekt erzielte und gegen deren schönes, reinweißes, ruhigmildes Licht die gepriesene Gasflamme, allenfalls die des großen Siemensschen Regenerativbrenners ausgenommen, als eine rötliche Dunkelheit erschien. Da außerdem das elektrische Licht noch so viele hygienische Vorzüge besaß, nicht die Stubenluft verdarb, wie die übelriechende, ungesunde, ja giftige Gase ausströmende Gasflamme, nicht den Platz vor der Lampe unerträglich heizte, so begann man bereits dem Gaslicht den Garaus zu prophezeihen: — am Jahrhundertende würde gewiß alles elektrisch erleuchtet sein — als es wieder ganz anders kam. Der Wiener Chemiker Dr. Auer von Welsbach erfand das Gasglühlicht, ein Licht, das, dem der elektrischen Glühlampe an Helligkeit gleichkommend, ja es übertreffend, wiederum ein ganz neues Prinzip in die Beleuchtungstechnik einführte, und das gleich mit solchem Glück, mit so glänzendem Gelingen, daß die Elektrizität in ihrer Eigenschaft als bisher unübertreffbare Lichtspenderin vor dem neuen Konkurrenten zu zittern allen Grund hatte. Das Prinzip ist inzwischen so bekannt geworden, daß es genügt, es in zwei Worten zu rekapitulieren. Nicht das brennende Gas leuchtet, im Gegenteil, es wird durch Luftbeimischung entleuchtet, erhitzt aber dafür einen durch Imprägnierung eines Baumwollgewebes mit den Stickstoffverbindungen der seltenen Elemente, namentlich des Thor und des Erbium, hergestellten Glühkörper, den sogenannten Strumpf, zu blendender Weißglut. Was den Siegeslauf des Glühlichtes so rapid beschleunigte, war die Billigkeit dieser Beleuchtungsmethode, die die Kosten der bisherigen Gasbeleuchtung auf den vierten bis fünften Teil reduzierte, ihre Leuchtfähigkeit aber um ebensoviel steigerte. Zumal als die aller Enden erwachende Konkurrenz das Auersche Patentmonopol brach und die Glühkörper fast mit jeder Woche mehr verbilligte, da ging die Glühlichtbeleuchtung nächst der mit elektrischen Bogenlampen bald als die wohlfeilste hervor.

Die Erfindung des Gasglühlichts, jetzt erst ein paar Jahre alt, hat das Lichtbedürfnis unserer Tage geradezu ins Fieberhafte gesteigert. Es hat ein förmliches Wettrennen um das hellste und billigste, wenigstens verhältnismäßig billigste Licht begonnen, das für unser Jahrzehnt und das Jahrhundertende überhaupt geradezu charakteristisch ist. Wir leben recht eigentlich im Zeitalter des Lichts, die Lichttrunkenheit unserer Väter, als Gas und Petroleum in Aufnahme kamen, ist ein kleines Räuschchen im Verhältnis zu dem Lichttaumel, der uns gegenwärtig gepackt hat. Das Licht, das wir heute noch als Licht der Zukunft begrüßt haben, kann morgen eine überwundene Sache sein, in des Wortes wörtlichstem Sinne in den Schatten gestellt durch ein Licht der jüngsten Gegenwart.

Und alle Anzeichen sind dafür vorhanden, daß auch das Gasglühlichtsystem übertroffen werden wird durch ein anderes Beleuchtungsmittel, das vor ihm soviel voraus zu haben scheint, wie das Glühlicht vor dem gewöhnlichen Gaslicht. Die chemische Wissenschaft hat es schon lange nachgewiesen, daß das eigentlich Lichtgebende

Digitized by Google

im Leuchtgas ein Stoff ist, den schon der alte Davy, der Entdecker des Lachgases, des Kalium- und des Natriummetalls, kannte. Der Stoff, natürlich ebenfalls ein Gas, ist das Acetylen. Der französische Chemiker Berthelot hat sich schon in den sechziger Jahren mit dem Acetylen beschäftigt, ohne viel Bemerkenswerteres an ihm zu finden, als daß es ein wichtiger Bestandteil des Leuchtgases sei, unangenehm nach Knoblauch rieche, und am leichtesten rein darzustellen sei, wenn man Äthylenbromid mit alkoholischer Kalilauge erhitzt. Nur in unserm lichtgierigen Zeitalter konnte der Gedanke auftauchen, dieses Gas in großem Maßstabe darzustellen, und so gleichsam einen Leuchtstoffextrakt zu gewinnen. Aber die Methode, es aus Äthylenbromid zu erzeugen, mußte als unergiebig sogleich von der Hand gewiesen werden. Da fanden gleichzeitig ein französischer und ein amerikanischer Chemiker, Moissan, der Diamantendarsteller, und Willson, Chemiker einer Aluminiumfabrik in Spray, Vereinigte Staaten, einen Stoff, der das Acetylengas ohne weiteres, schon beim Feuchtwerden entwickelte; es war das das Calciumcarbid, ein schwarzer, harter, kristallinischer Stoff, der aus einem Atom Kohlenstoff und zwei Atomen Calcium besteht, daher die chemische Formel hat: CaC_2 (Ca ist die Abkürzung für Calcium, C die für Kohlenstoff, weil der lateinische Name dafür Carboneum heißt). Da ferner Wasser in der chemischen Formelsprache H_2O geschrieben wird (nämlich zwei Atome Wasserstoff oder Hydrogenium, daher die Bezeichnung $_2H$, und ein Atom Sauerstoff oder Oxygenium, abgekürzt durch O), so ergiebt sich folgende Gleichung, welche den chemischen Vorgang darstellt, der bei dem Hinzutreten von zwei Teilen Wasser zu einem Teil Calciumcarbid stattfindet:

$$Ca\ C_2 + 2\ H_2\ O = C_2\ H_2 + Ca\ O_2\ H_2$$

Davon ist aber $C_2\ H_2$ (d. h. also ein aus 2 Atomen Kohlenstoff und 2 Atomen Wasserstoff bestehender Körper) eben das Acetylengas; und der zweite Körper, der durch die Formel $Ca\ O_2\ H_2$ (also ein Atom Calcium, 2 Sauerstoff und 2 Wasserstoff) bezeichnet wird, ist unser gewöhnlicher Kalk. Moissan, der wie gesagt sich viel damit beschäftigt, auf künstlichem, d. h. chemischem Wege Diamanten herzustellen, hat bei diesen Versuchen das Calciumcarbid gefunden, indem er 12 Gewichtsteile reinen gebrannten Kalk mit 7 Gewichtsteilen Zuckerkohle im elektrischen Ofen auf mehr als 3000 Grad während 12 Stunden erhitzte. Das so gebildete Carbid übt, wie schon erwähnt, auf Wasser eine ganz außerordentliche Anziehungskraft aus. Schon aus der Luft zieht es lebhaft die Feuchtigkeit an, und gar mit Wasser begossen, braust und zischt es auf, ganz ähnlich wie gebrannter Kalk es thut. Dabei entwickelt sich ein Gas, das Acetylen, während eine weiche, nach dem Trocknen staubige Masse zurückbleibt: gewöhnlicher Kalk. Das sich entwickelnde Acetylengas kann ohne weiteres entzündet werden und brennt mit einer so hellen, intensiv weißen Flamme, daß deren Licht unbedenklich als dem elektrischen gleichkommend bezeichnet werden kann. Schon eine ganz kleine Flamme von Acetylen entwickelt so viel Leuchtkraft wie 20 gewöhnliche Gasflammen. Dabei ist von einem Flackern und Summen nicht die Rede, ruhig und gleichmäßig, und absolut geräuschlos strahlt sie ihr intensives Licht aus, noch dazu ohne den dunklen Flammenkegel, den die Gasflamme zeigt. Außerdem entzieht sie der Luft sehr viel weniger Sauerstoff als diese, ist somit bedeutend gesünder.

Die Hauptsache aber ist, daß durch die Möglichkeit, dieses neue wunderbare Leuchtgas aus einem festen steinartigen und daher aufs leichteste transportablen Körper, wie es das Calciumcarbid ist, herzustellen, es nicht nötig ist, wie bei der Leuchtgasbereitung eine Centrale, eine Gasanstalt zu errichten, von der aus mittels eines kostspieligen Röhren-

Digitized by Google

leitungssystems das Gas an die Stellen gebracht wird, an denen es
Es genügt vielmehr, daß sich jeder in seiner Wohnung einen k
apparat aufstellen läßt, der etwa alle 3—4 Tage mit Car
wird und nun, ohne daß man sich in der Zwischenzeit weiter
Acetylengas für mehrere Tage entwickelt. Für 50 Flammen
in einer gewöhnlichen Kiste Raum hat. Die besten und z
sind die Butzkeschen in Berlin. Sie bestehen aus einem
Gasentwickler, der also das Carbid enthält, einem Wasse
einem automatischen Ventil versehen ist, und einem Gassa
Gasometer en miniature darstellt und das Ventil regulirt,
genug Acetylen im Gasometer enthalten ist, und setzt einen H
den weiteren Wasserzufluß zum Carbid absperrt, so daß sich
entwickeln kann, bevor nicht der im Gasometer angesammelte

Im kleinen kann man diesen Vorgang an einer gewöhnl
flasche zeigen. Solche Flaschen sind mit einem doppeltdurchbo
durch das eine Loch geht eine Glasröhre bis zum Boden, du
ganz kurze mit zugespitzter Öffnung. Wird nun in eine solche F
die Flasche geschlossen und in das lange Rohr Wasser hineingegos
sofort Acetylen, das an der Spitze des kurzen Rohres austritt und
kann. Es hat einen intensiven Knoblauchgeruch, der die Anwesenhe
Mengen des Gases verrät. Daher ist das Acetylen, trotzdem es g
ganz ungefährlich, weil man's sofort merkt. Überdies ist es für di
resp. das Blut, dessen Hämoglobin es zersetzt, höchstens so, wahrs
bedenklich wie Leuchtgas, das ja erst recht vergiftend wirkt, wenn man
Mengen einatmet. Explosiv aber ist es nur halb so wie Leuchtgas
explodiert bereits, wenn es mit 6 Volumen Luft gemischt ist, indem es
Knallgas bildet, das Acetylen dagegen wird erst, mit 12 Volumen
explosiv, und inzwischen hat man's eben am Geruche längst gemerkt,
nicht in Ordnung ist.

Wenn unlängst in Berlin eine heftige und folgenschwere Acetylenex
fand, so geschah dieses Unglück nicht etwa, weil der Experimentator mit ge
Acetylen arbeitete, sondern Versuche mit dem komprimierten Gase machte. Ko
Gase aber sind immer gefährlich, flüssige Kohlensäure nicht minder als flü
Man ist seit jener Explosion in Berlin sehr eingeschüchtert, und die Polize
Acetylendarstellung unter ihre besondere Obhut nehmen zu müssen geglaubt.
dagegen werden bereits Eisen- und Pferdebahnen und Geschäftslokale mit
erleuchtet, und sogar der Hofzug des Präsidenten Faure hat die neue Bele
eingeführt. Eine Pariser Kommission, die ein Gutachten über die Explosionsg
lichkeit des Gases abzugeben hatte, äußerte sich dahin, daß Acetylenbeleuchtung,
sie vorschriftsmäßig angemeldet sei, ohne jegliches Bedenken erlaubt werden kö
Des ferneren hat die ungarische Staatseisenbahn bereits auf der Station Palota
Acetylenbeleuchtung probeweise seit sieben Monaten eingeführt; 25 Acetylenflamme
erhellen die Station, und noch ist nichts passiert, was zu Bedenken
geben können.

An Orten, wo dynamoelektrische Maschinen ohne erh
getrieben werden können, z. B. durch genügende

Digitized by Google

ivität verträgt? Darauf, daß wir
ir weit eher stolz sein!"

lagenswerte Los der sogenannten

. Du wirst mir wieder beweisen,
gen, daß es für solch unreifes,
sten Alter der Leitung und Aufsicht
st sagen, daß, wenn mein Traum
reits von Staatswegen verlangt
Lehrmethode verfallen könnte, als
n der Bezahlenden, in Wahrheit
ndt werde — du kannst ferner

sten Wäschebuch — es ist so
bürzen und Kochmützen ein
Mann weder Metzger noch
rschürzen" das folgende:
die Überschrift zu diesem
, welch eine unglimpfliche
usfrau meistens erdulden
sich unsere eleganten
Erziehung und gründ-
als ein gewöhnliches
bendlichen Ausgänge
der der mehr oder
Haarband ebenso
nten Gesangbuch-
u seiner Herzens-
ältesten Kinder.

oll erschienen,
s, daß meine
leichgiltigkeit

Wendung!

emel in
Wochen
Außer-
sichert
dieser
Er
ten
n!
r

Digitized by Google

leitungssystems das Gas an die Stellen gebracht wird, an denen es verbraucht werden soll. Es genügt vielmehr, daß sich jeder in seiner Wohnung einen kleinen Gasentwicklungsapparat aufstellen läßt, der etwa alle 3—4 Tage mit Carbid und Wasser beschickt wird und nun, ohne daß man sich in der Zwischenzeit weiter um ihn kümmert, genug Acetylengas für mehrere Tage entwickelt. Für 50 Flammen genügt ein Apparat, der in einer gewöhnlichen Kiste Raum hat. Die besten und zugleich billigsten Apparate sind die Butzkeschen in Berlin. Sie bestehen aus einem luftdichten, verschlossenen Gasentwickler, der also das Carbid enthält, einem Wasserbehälter darüber, der mit einem automatischen Ventil versehen ist, und einem Gassammler, der einen richtigen Gasometer en miniature darstellt und das Ventil regulirt; dieses hebt sich, wenn genug Acetylen im Gasometer enthalten ist, und setzt einen Hebel in Bewegung, der den weiteren Wasserzufluß zum Carbid absperrt, so daß sich kein neues Gas mehr entwickeln kann, bevor nicht der im Gasometer angesammelte Vorrat aufgebraucht ist.

Im kleinen kann man diesen Vorgang an einer gewöhnlichen Gasentwicklungsflasche zeigen. Solche Flaschen sind mit einem doppeltdurchbohrten Kork verschlossen; durch das eine Loch geht eine Glasröhre bis zum Boden, durch das andere eine ganz kurze mit zugespitzter Öffnung. Wird nun in eine solche Flasche Carbid gethan, die Flasche geschlossen und in das lange Rohr Wasser hineingegossen, so entwickelt sich sofort Acetylen, das an der Spitze des kurzen Rohres austritt und angezündet werden kann. Es hat einen intensiven Knoblauchgeruch, der die Anwesenheit schon allerkleinster Mengen des Gases verrät. Daher ist das Acetylen, trotzdem es giftig ist, eigentlich ganz ungefährlich, weil man's sofort merkt. Überdies ist es für die Atmungsorgane resp. das Blut, dessen Hämoglobin es zersetzt, höchstens so, wahrscheinlich weniger, bedenklich wie Leuchtgas, das ja erst recht vergiftend wirkt, wenn man es in größeren Mengen einatmet. Explosiv aber ist es nur halb so wie Leuchtgas. Denn dieses explodiert bereits, wenn es mit 6 Volumen Luft gemischt ist, indem es das sogenannte Knallgas bildet, das Acetylen dagegen wird erst, mit 12 Volumen Luft vermengt, explosiv, und inzwischen hat man's eben am Geruche längst gemerkt, daß da etwas nicht in Ordnung ist.

Wenn unlängst in Berlin eine heftige und folgenschwere Acetylenexplosion stattfand, so geschah dieses Unglück nicht etwa, weil der Experimentator mit gewöhnlichem Acetylen arbeitete, sondern Versuche mit dem komprimierten Gase machte. Komprimierte Gase aber sind immer gefährlich, flüssige Kohlensäure nicht minder als flüssige Luft. Man ist seit jener Explosion in Berlin sehr eingeschüchtert, und die Polizei hat die Acetylendarstellung unter ihre besondere Obhut nehmen zu müssen geglaubt. In Paris dagegen werden bereits Eisen- und Pferdebahnen und Geschäftslokale mit Acetylen erleuchtet, und sogar der Hofzug des Präsidenten Faure hat die neue Beleuchtung eingeführt. Eine Pariser Kommission, die ein Gutachten über die Explosionsgefährlichkeit des Gases abzugeben hatte, äußerte sich dahin, daß Acetylenbeleuchtung, wenn sie vorschriftsmäßig angemeldet sei, ohne jegliches Bedenken erlaubt werden könne. Des ferneren hat die ungarische Staatseisenbahn bereits auf der Station Palota die Acetylenbeleuchtung probeweise seit sieben Monaten eingeführt; 25 Acetylenflammen erhellen die Station, und noch ist nichts passiert, was zu Bedenken irgend hätte Anlaß geben können.

An Orten, wo dynamoelektrische Maschinen ohne erheblichen Kostenaufwand getrieben werden können, z. B. durch genügende natürliche Wasserkräfte, also besonders

Digitized by Google

am Niagara in Nordamerika und auch schon am Rheinfall bei Schaffhausen haben sich seit kurzem Carbidfabriken aufgethan, die den interessanten Stoff in großen Massen darstellen. Da aber diese paar Fabriken noch nicht viel Konkurrenz haben und die Zahl ihrer Aufträge kaum ausführen können, so ist es begreiflich, daß das Calciumcarbid noch ziemlich hoch im Preise steht, genau so wie unlängst noch die Glühstrümpfe, solange die Aktiengesellschaft Auer das unbestrittene Monopol hatte; wie diese jedoch jetzt auf ein Viertel des früheren Preises gesunken sind, so ist zu erwarten, daß in Bälde auch der Preis des Carbids bedeutend fällt, und damit der des Acetylens. In Amerika kostet der Centner Carbid nur noch 8—9 Mark, in den Fabriken zu Bitterfeld und Neuhausen aber noch einige sechzig Mark. Ein Kilo Carbid entwickelt bis 300 Liter Acetylen, die nach dem heutigen Preisstande etwa 17 mal so teuer kommen wie Leuchtgas, dafür aber die zwanzigfache Leuchtkraft besitzen, so daß der Preisunterschied schon jetzt kein erheblicher mehr ist, aber in nächster Zeit wohl schon bedeutend zu Gunsten des Acetylens sich verschieben wird.

Dagegen ist es ganz zwecklos, das Acetylen in flüssiger Form herstellen und verwenden zu wollen. Denn ein Kilo komprimiertes Acetylen giebt 370 Liter gasförmiges, während ein Kilo Calciumcarbid wie erwähnt 300 Liter giebt. Wegen der 70 Liter lohnt sich aber weder der Energieaufwand, um das aus dem Carbid entwickelte gasförmige Acetylen zu komprimieren und dann bei der Verwendung wieder zu verflüchtigen, noch lohnt es sich, dieser 70 Liter wegen sich der Explosionsgefahr auszusetzen, die beim gewöhnlichen Acetylen garnicht vorhanden ist. Also die nächste Zukunft unseres neuesten Lichts ruht auf der verbilligten massenhaften Darstellung von Calciumcarbid, und eben erfahre ich, daß sich in Berlin eine Gesellschaft zu diesem Zwecke gegründet hat. Sie wird wohl, um die Acetylenbeleuchtung einzuführen, die Preise für Carbid wesentlich herabsetzen, so daß auch schon aus diesem Grunde das Acetylen mit dem Gas nicht nur, sondern auch mit dem um so vieles billigeren Gasglühlicht wird konkurrieren können. Es wird mit diesem wie mit dem elektrischen Licht vor allem eben darum in lebhafte Konkurrenz treten, weil es ohne Zentralstationen, ohne Leitungen, kurz ohne den ganzen großen, ebenso schwerfälligen wie kostspieligen Apparat zur Anwendung kommen kann, mit dem Elektrizitäts- und Gasbetrieb arbeiten müssen. Das ist die Stärke des Acetylens und seine Zukunft.

Aber während es morgen allgemein eingeführt wird, ist übermorgen vielleicht schon wieder ein anderes Beleuchtungssystem aufgetaucht, nach dem letzten das allerletzte Licht der Zukunft. Wer weiß, wohin wir, noch lange nicht lichtsatt, treiben, Kinder des Lichts in eine Zukunft voll Licht und Glanz!

Digitized by Google

Mein „Fräulein“.

Offener Brief einer Familienmutter an die Herausgeberin dieser Blätter.

Berlin W., 1. April 1897.

Hochverehrte Freundin!

Das ist die rechte Stimmung zum Schreiben! Soeben habe ich mein Fräulein zur Thür hinausgeworfen und nun bin ich so voller Selbstbewunderung, daß ich ganz gewiß etwas Gescheites zustande bringe! — —

„Etwas Material zur Hausbeamtinnenfrage“ wollten Sie haben. Warum nicht? Ich hatte so meine ganz bestimmten Ansichten darüber: „die armen zwischen Herrschaft und Dienstboten gestellten Wesen werden in dieser Zwitterstellung von beiden Teilen ausgebeutet, von den Kindern viel gequält, von den Männern oft verfolgt, von der Gesellschaft über die Achsel angesehn: es ist hohe Zeit, daß hier Wandel geschaffen werde. An die Frauen Deutschlands ergeht der Appell — — und so weiter — — und so weiter — —“

Mein Artikel war im Kopfe ziemlich fertig, als ich den etwa halbstündigen Weg von Ihrer Wohnung zu der unsrigen zurückgelegt hatte. Natürlich sollte die Einleitung die Hausfrauenthätigkeit der Griechinnen und Römerinnen behandeln. Ich weiß zwar herzlich wenig darüber, aber ich wollte etwa schreiben, daß wir nicht fürchten fehlzugehen in der Annahme, einzelnen erfahrenen Sklavinnen sei die Leitung des Hauswesens und die Beaufsichtigung der jüngeren Sklavinnen anvertraut gewesen — dann ein paar Namen — Eurykleia konnte als erste und bekannte „Stütze der Hausfrau“ gepriesen werden, dann ein Punkt, ein Absatz und gleich darauf, nach der erprobten Taktik sämtlicher deutschen Schriftsteller mit einem neuen Satze frisch hinein ins deutsche Mittelalter. Die Anknüpfung an das deutsche Frauengemach ergab sich dann von selbst; recht geschickt wollte ich mit Schlagworten wie Schaube, Kemenate und Gürtelmagd um mich werfen, dann bloß noch ein kühner Übergang von der Spindel zur Nähmaschine, von der heiligen Flamme des deutschen Herdes zum modernen Gaskochapparat, und gelang der, so mußte auch der letzte glücken: von der „vieltugendlichen Schaffnerin“ zum „gebildeten Fräulein“, das sich in unseren Tages- und Wochenblättern als Stütze der Hausfrau empfiehlt.

Beim Schlafengehn entwickelte ich diese Ideen meinem Manne und war doch ein wenig enttäuscht, als er mich schonend darauf vorbereitete, daß sie nicht grade durch Neuheit verblüffen würden. „Und wie gedenkst du die Sache denn weiter zu behandeln? Für oder gegen die Fräulein?“

„Dafür, natürlich dafür,“ rief ich voll Wärme.

„Dann schreib' deinen Artikel doch lieber, ehe unsere neue Stütze einrückt.“

„Du scheinst anzunehmen, daß ich nach dem einen Fall die ganze Angelegenheit beurteilen werde! Als ob ich nicht in unserem Bekanntenkreise Erfahrungen genug gesammelt hätte!“

„Die sollst du ja gerade verwerten, liebes Kind! Objektiver bist du jedenfalls, solange du versuchst, ruhig und unpersönlich — —“

„O, ihr Männer mit eurer Objektivität! Zum Glück habt ihr nicht halb so viel wie ihr meint; denn das Beste am Menschen ist gerade, daß er mit seinem ganzen Ich für eine Sache eintritt, daß er seine ganze Persönlichkeit für ein großes Ziel ein-

Digitized by Google

setzen kann. Glaubst du, daß sich das mit Objektivität verträgt? Darauf, daß wir Frauen so viel subjektiver sind als ihr, könnten wir weit eher stolz sein!"

„Ich dachte, du wolltest über das beklagenswerte Los der sogenannten Fräulein — —"

„Ja, ja, ich weiß schon, was du sagen willst. Du wirst mir wieder beweisen, daß sie gar nicht zu bedauern sind. Du kannst sagen, daß es für solch unreifes, junges Ding geradezu ein Glück ist, im bildungsfähigsten Alter der Leitung und Aufsicht einer erfahrenen Frau unterstellt zu werden, du kannst sagen, daß, wenn mein Traum erfüllt und die häusliche Ausbildung der Mädchen bereits von Staatswegen verlangt und organisiert wäre, man schwerlich auf eine bessere Lehrmethode verfallen könnte, als die jetzt in Praxi befolgte, die nur scheinbar zum Nutzen der Bezahlenden, in Wahrheit aber weit eher zum Frommen der Bezahlten angewandt werde — du kannst ferner sagen — —"

Mein Mann sagte nichts. Er schlief fest.

Da riß ich das letzte Blatt aus meinem gedruckten Wäschebuch — es ist so wundervoll praktisch eingerichtet, daß auch für Schlächterschürzen und Kochmützen ein paar Seiten vorgesehn sind — und schrieb, da mein Mann weder Metzger noch Küchenchef ist, auf das Blatt mit der Überschrift „Schlächterschürzen" das folgende:

„Das Herz blutet — (klingt das nicht, als habe mich die Überschrift zu diesem Anfang inspiriert?) — das Herz blutet uns, wenn wir sehen, welch eine unglimpfliche Behandlung das ‚Fräulein' von der sogenannten gebildeten Hausfrau meistens erdulden muß. Für ein Gehalt nicht höher als das der Köchin möchten sich unsere eleganten Salondamen ein Wesen kaufen, das vermöge seiner besseren Erziehung und gründlicheren Ausbildung zugleich anspruchsloser und zuverlässiger ist, als ein gewöhnliches Dienstmädchen, ein Wesen, das keine freien Sonntage, keine abendlichen Ausgänge kennt, das tagein, tagaus die mehr oder minder unerzogenen Kinder der mehr oder minder pflichtlosen Mütter überwachen soll und für ein fehlendes Haarband ebenso sicher zur Rechenschaft gezogen wird, wie für einen mangelhaft gelernten Gesangbuchvers, ein Wesen, das den Zahnschnupfen des Kleinsten ebenso innig zu seiner Herzenssache machen soll, wie das ‚glatte Ensemble-Spiel' der beiden ältesten Kinder. Empörend, geradezu empörend!"

Hier machte ich drei Ausrufungszeichen, die mir besonders wirkungsvoll erschienen, legte mich zu Bett und kostete vor dem Einschlafen noch den Triumph aus, daß meine Mahnung die deutschen Frauen wachrütteln würde aus der dumpfen Gleichgiltigkeit gegen ihre dienenden Schwestern.

„Dienende Schwester," überlegte ich weiter: das ist eine hübsche Wendung! Vielleicht nehme ich sie als Titel für meinen Artikel.

Mit drei Koffern, zwei Hutschachteln, einem zusammenklappbaren Reiseschemel in gesticktem Etui, mit Plaidrolle, Schlummerpuff und Schirmhülle rückte drei Wochen später meine neuengagierte „dienende Schwester" bei uns ein. Sie war eine „Außerhalbsche", wie mir die Vermieterin, durch die ich sie bezogen, achtungsvoll versichert hatte. Schade ich mir auch sehr in Ihren Augen, wenn ich Ihnen gestehe, daß dieser unverfälschte Berliner Ausdruck allein schon vertrauenerweckend auf mich gewirkt? Er that meinem Herzen so wohl nach all der Bildung, die ich in den letzten Tagen während meiner Fräuleinsuche hatte kosten müssen. Das war ja haarsträubend gewesen! Dabei wird's mir nachträglich schwer, festzustellen, wo es denn eigentlich gebildeter herging, im Vorderhause bei den Damen, bei denen ich Erkundigungen einzog, oder im Quergebäude, genannt Gartenwohnung, vier Treppen, in dem „schlichten, aber traulichen Heim", in dem ich die jungen Stellungsuchenden selber aufsuchte.

„Und hier ist Tonas kleines Paradies," versicherte mir eine bejahrte und geradezu unheimlich gebildete Tante, indem sie mir die Thür zu meines präsumtiven Fräuleins bisherigem Zimmer öffnete. „Hier werden Sie ihre eigenartige Individualität am besten verstehen!"

Digitized by Google

Mir fiel zuvörderst auf, daß in diesem Paradiese sämtliche Möbel „über Eck" standen, daß allüberall verstaubte Makartwedel dahinter hervorlugten und daß die Wände mit Bildern europäischer Bühnengrößen buchstäblich tapeziert schienen.

„Sie würden uns geradezu einen Dienst leisten, edle Frau (das gnädige Frau war ihr gewiß zu banal), wenn Sie Tonas gefährlichen Hang zur Bühne völlig ignorieren wollten. Denken Sie nur, das eigentümliche Kind hat eine ausgesprochene Begabung für Heldenrollen, und wenn Sie den Mortimer von ihr hören, so gewinnen Sie sicherlich ein ganz neues Verhältnis zu Schiller."

Wie komme ich hier wieder heraus! dachte ich voll Sorge. Die dünne kleine Alte hatte die Thür hinter sich zugezogen, die Klinke in der Hand behalten und ließ von dieser gedeckten Stellung aus eine wahre Philippika gegen die „gefahrbringenden Unterströmungen in unserer Litteratur" über mich ergehen, die immer wieder eine ganz reine Wiedergabe unserer gewaltigen Meisterwerke in Frage stellten, wenn nicht gar unmöglich machten. „Tona denkt in litterarischen Fragen genau so wie ich," fügte sie beruhigend hinzu. War das nun der geeignete Augenblick, um zu fragen, ob Tona Feinwäsche plätten könne? Auf dem Treppenflur — auf den ich doch schließlich wieder gelangt war, weil ein altdeutsches Bauernstühlchen, das wie die ganze Zimmereinrichtung aus einem Fünfzig-Pfennig-Bazar zu stammen schien, krachend unter mir zusammenbrach und weil ich den Moment, in dem die Litteratin seine Bestandteile zusammenlas, geschickt zur Flucht benutzte — also auf dem Treppenflur wurde mir noch mitgetheilt, daß Tona für Chopin leider noch die rechte verve fehle, daß aber den intimen Reiz Schumanns nicht so leicht jemand besser erlauscht habe als gerade sie, und welche genußreichen musikalischen Abende sie uns nach den „immerhin stümperhaften Klavierversuchen der süßen Kleinen" gewähren würde.

Erst als ich eine Treppe tiefer war, getraute ich mich, ihr zu antworten, daß mein Mann leider absolut unmusikalisch sei, höchstens das Preußenlied pfeifen könne, und daß er bis auf den heutigen Tag weder sein Verhältnis zu Chopin noch das zu Schumann völlig klargestellt habe.

Ach, die Männer, die vielgeschmähten! In solch kritischen Augenblicken lassen sie sich doch prachtvoll verwerten! Wenn ich bedenke, mit welch schönem Erfolg ich den meinen, grade auf dieser Fräuleinsuche, als letzten Trumpf ausgespielt habe, wenn ich gar nicht mehr wußte, wie ich loskommen sollte! Je nach Bedürfnis betonte ich entweder mit Nachdruck, daß er entschieden gegen ein Fräulein mit sächsischem Dialekt sei, oder ich ließ durchblicken, daß er keinesfalls mehr als 275 Mark Jahresgehalt bewilligen würde oder daß er eine Achtzehnjährige für gänzlich ungeeignet halte, unsere wilden Buben in Schach zu halten.

Aber was sollte ich der letzten Bewerberin sagen, gegen die sich wirklich nichts Stichhaltiges einwenden ließ, außer daß sie zu jener Sorte weiblicher Wesen gehörte, die eine vernünftige Frau und Söhnemutter nie ins Haus nehmen sollte, weil auf sie das Wort paßt: „pas belle, mais bien pire que belle." Das konnte ich ihr doch nicht so bar und französisch sagen, als sie mich mit verschämtem und verschleiertem Blick anlächelte?

„Können Sie einen Hasen ausbalgen?" fragte ich deshalb resolut. Gottlob schien sie gar nicht zu wissen, daß Hasen mit einem Balg in der Welt herumlaufen, stellte sich vielmehr in ihrer Eigenschaft als Kinderfräulein unter Balg und Balgen etwas ganz anderes vor und stotterte irgend eine unzusammenhängende Antwort.

Mein Mann sei ein großer Gourmand, stellte ich ruhig fest — er kann in Wahrheit kaum Rindfleisch von Kalbfleisch unterscheiden — und lege ungeheuren Wert darauf, daß das Fräulein die Köchin zur Not ersetzen könne; denn es kämen doch Fälle vor . . . aber ich brauchte nicht weiter zu orakeln — das kokette kleine Ding war schon zur Thür hinaus, ehe ich geendet. — — Sehen Sie, verehrte Freundin, so bin ich auf meine Außerhalbsche gekommen. Weil alle, die ich gesehen, mir nicht gefallen hatten, engagierte ich nun eine, die ich nie gesehen, von der ich aber um so mehr Gutes gehört hatte. Sie servierte mir außerdem in ihren Briefen ein paar so

Digitized by Google

wundervolle grammatikalische und orthographische Schnitzer, daß ich schon dadurch für sie eingenommen war. „Hoffendlich" beharrlich mit einem d.

„Das ist doch beruhigend?" fragte ich meinen Mann. „Die wird doch ‚hoffendlich' Silber putzen wollen?" Aber mein Mann fand diesen Schluß übereilt; erst als ich ihm auch einen Brief von der Mutter der jungen Reflektantin in die Hand gab und er die wiederholte Versicherung las: „ich glaube ohne weiteres, daß meine Else Ihnen zufriedenstellen wird" hellten sich seine Mienen auf und er sagte: „Versuch's einmal mit der. Die ist wenigstens von bescheidener Herkunft!"

Wissen Sie, ahnen Sie, worüber wir bei der ersten Mahlzeit unaufhörlich mit ihr sprachen? Sie hatte ihr Rakett im Koupee liegen lassen, und mir war's nur ein schlechter Trost, daß sie den Ton regelmäßig auf die zweite Silbe legte, während sie uns einmal über's andere versicherte, daß sie für ihr Rakett natürlich ein Futteral mit ihrem Monogramm habe, daß sie aber doch lieber gleich schreiben wolle und an wen sie sich wenden müsse.

Nicht wahr, nun hätte ich gleich ganz trocken bemerken sollen: Sie werden Ihr Rakett hier kaum vermissen, aber dazu fehlte mir der Mut. Ich bin leider Gottes keine Herrennatur. Bin angekränkelt von der modernen Humanität wie wir alle.

Gott allein weiß, wie oft ich mir schon gewünscht habe, meine Großmutter zu sein! Natürlich nicht meine Großmutter mit Haube und Brille, sondern als blutjunge Frau im Empirekleid, mit einer Rose im Gürtel und dem Bildnis des Geliebten an einer feinen Kette um das schlanke Hälschen.

So hängt ihr Portrait über meinem Schreibtisch, eine Freude für jeden, der es sieht. „Wie poetisch!" sagen die Leute, und alle Männer verlieben sich in das Bild.

„Solche Frauen giebt's gar nicht mehr," seufzen sie und schelten auf die modernen gelehrten Weiber und die bleichsüchtigen unverstandenen Individualitäten, in die kein rechter Mann sich verlieben könne. „Aber das blühende, schöne Geschöpf da, à la bonne heure! Zum Fortschleppen reizend! Welch ein Ausdruck von Hingabe und Weiblichkeit in den Augen! Und dann dies natürliche Lockengerieſel!"

Schön natürlich, denke ich. Die Familienlegende erzählt, daß ihr das Mädchen an jedem Abend achtundvierzig Lockenwickel habe eindrehen müssen, und daß sie einmal noch gegen Mitternacht ein schnippisches junges Ding knall und fall entlassen habe, weil es sich geweigert habe, an Waschtagen so lange aufzubleiben. Aber das hübscheste an dieser wahrhaftigen Geschichte ist, daß das Mädchen in der Frühe des anderen Morgens heulend und zähneklappernd am Thore stand und himmelhoch bat, die Frau Amtmann möchte sie doch man bloß wiedernehmen, sie getraue sich ja nicht nach Hause; denn sie kriegte „natierlich" Dresche, weil sie so „ungebierlich" gewesen wäre, und ihr Vater sagte so schon immer, was das für ein Glück wäre für ein armes Mädchen, in so einem Hause dienen zu dürfen. Sie bekam vierzehn Thaler Lohn jährlich und zu Weihnachten regelmäßig drei Hemden und einen Lebkuchen. Aber die Leute fanden, daß Frau Amtmanns Mädchen sich „reineweg" eine Mitgift und eine Aussteuer ersparen könnten; denn andere Hausfrauen gaben nur zwölf Thaler Lohn und zwei Hemden. Und dabei glaube ich, daß ohne Kenntnis des Wortes der „Achtzehnstundentag" ziemlich allgemein eingeführt war und daß jene altmodischen Hausfrauen in ihrem Unfehlbarkeitsgefühl weder laut noch heimlich mit all den humanen Bedenken zu kämpfen hatten, die uns armen „Modernen" das Befehlen so sehr erschweren. Mein Vater hat die Geschichte „wie Mutter die neue Gouvernante für uns sechs Rangen eingelernt" so oft erzählt, daß mir ist, als hätt' ich sie selbst erlebt.

Die stattliche Gutsfrau mit der schimmernd weißen Schürze in der Milchkammer unter ihren Mägden — vor ihr das verschüchterte junge Pfarrerstöchterchen, die gestern angekommene Erzieherin, die um sieben Uhr früh mit dem Unterricht beginnen soll, ihre Zöglinge aber nicht aus den Himbeer- und Stachelbeersträuchern herauslocken kann.

„Es ist eben Ihre Aufgabe, liebes Kind," sagt die Frau Amtmann und schöpft dabei die Sahne von einer Satte Milch, „Ihre Zöglinge an eine geregelte Thätigkeit zu gewöhnen. Wie Sie's anfangen, ist Ihre Sache. Punkt zwölf wird gegessen —

Digitized by Google

dann sprechen wir uns wieder. Ich hoffe, daß Sie dann Ihre fünf Stunden gewissenhaft gegeben haben; nachmittags bloß noch zwei. Schlag vier erwarte ich Sie zum Gardinenstopfen in der Nähstube; dann brauchen die Kinder ihre Freiheit. Den Klavierunterricht geben Sie den beiden Ältesten wohl am besten nach dem Abendbrot. Das ist ja das reine Vergnügen."

Diese Gouvernante bekam dreißig Thaler im Jahre, ein Gehalt, das meine Großmutter „aus freiem Antriebe" um fünf Thaler erhöhte, als das junge Mädchen sich bereit erklärte, ihr abends vor dem Einschlafen ein paar Stunden vorzulesen. „Zuerst verstand sie 's gar nicht," erzählte Großmutter, „und es war eine rechte Plage; wohl hundertmal mußte ich rufen: ‚ein bißchen monotoner!' aber mit der Zeit hab' ich's ihr doch beigebracht. So hat sie eine Menge schöner Bücher durch mich kennen gelernt: Zschokke, den ganzen Klopstock und Jean Paul. Das wird sie mir noch manchmal gedankt haben."

Lang hab' ich gezögert, ob ich diese Gouvernanten-Erlebnisse meiner kleinen Tennisspielerin zum besten geben solle — als ich mich endlich dazu ermannte, trat eine andere Wirkung ein als die beabsichtigte. Sie lese ja auch so schrecklich gern nachts, gestand sie, natürlich nicht laut, und wenn ich schöne Bücher hätte, möchte ich sie ihr doch leihen. Von Sudermann habe sie zum Beispiel noch lange nicht alles gelesen.

„Jetzt gilt's," dachte ich, und sagte ziemlich scharf: „Ja, liebes Fräulein, wenn Sie nachts lesen, ist's freilich kein Wunder, daß ich Sie morgens nicht herausbringen kann."

Lächelnd gab sie zu, daß das späte Aufstehn ein Familienfehler sei und daß „Mama" sie in der Hoffnung nach Berlin geschickt habe, unter Fremden werde sie ihn schon ablegen, ebenso wie ihre schlechte Haltung, über die „Mama" sich auch ewig ärgere. — —

Da haben wir's! Wenn in einer deutschen Kleinstadt eine töchterreiche Beamtenfamilie nicht mehr weiß, wo aus noch ein, wenn für das Lehrerinnenexamen keine Begabung und für Mädchenpensionen kein Geld vorhanden, wenn weder auf den jungen Provisor noch auf den ältlichen Apotheker, die man beide ein Jahr lang wie ernstliche Prätendenten behandelt, mehr zu rechnen, so entschließt sich „Papa" zur Abfassung des üblichen Inserats, in dem der Mitwelt verkündet wird, daß das hochgebildete junge Mädchen zugleich in allen Zweigen des Haushalts erfahren ist, daß sie ebenso musikalisch wie kinderlieb ist, daß sie aber weniger auf hohes Salair als auf „familiäre" Behandlung sieht, daß sie ebenso gut befähigt ist, mutterlosen Kindern die Mutter zu ersetzen (man denke!) wie der Hausfrau selbst zur Seite zu stehen, daß sie ebenso gern erbötig, ganz kleine Kinder nach Fröbelscher Methode zu beschäftigen, wie ganz alte hilflose Damen nach dem Süden zu begleiten und daß sie schließlich auch im „Fris. Näh. u. Pltt." (das heißt Frisieren, Nähen und Plätten) nicht ungeübt ist.

Warum macht uns Hausfrauen diese Vielseitigkeit nicht bange? Warum besinnen wir uns nicht auf unsere eigenen achtzehn Jahre mit ihren Glücksträumen, ihrer frohen Erwartung „des Wunderbaren", die sich so ausgezeichnet gut mit all den tastenden, stümperhaften Anfänger-Leistungen in „allen Zweigen des Haushalts" vertrug? Heut ein wenig gebügelt: dabei eine Manschette verbrannt und ein Faltenhemd versengt; morgen ein wenig geschneidert: dabei die Nähmaschine in Unordnung gebracht und den halben Vormittag mit dem Studium der Modenwelt verloren; übermorgen der Mama beim Backen geholfen mit einem unendlichen Aufwand von Eiern, Zucker und — Steinkohlen — —

Ich weiß wohl, ich übertreibe! Ich weiß wohl, daß es seither besser geworden ist in deutschen Landen, weiß, daß die Hälfte unserer heranwachsenden Töchter jetzt redlich bestrebt ist, eine Sache gründlich zu lernen. Aber das, was wir „Fräulein" nennen, rekrutiert sich immer noch zum weitaus größten Teil aus den Kreisen völlig unerfahrener Haustöchter aus der Provinz und ist nur zu geneigt, die Stellung in einem feinen Hause in Berlin als unentgeltliche „Pension" anzusehn.

Digitized by Google

„Lampenreinigen? Ich kann den Petroleumgeruch wirklich nicht aushalten und wie soll ich mit den Händen nachher Weißsticken?"

„Heut ist Wäsche; könnten Sie da nicht einmal die Kleine im Sportwagen in den Thiergarten fahren?"

„Aber gnädige Frau haben doch ausdrücklich geschrieben, ich brauchte nicht mit dem Kinderwagen hinaus."

Ach ja, das, was sie nicht thun wollen, stipulieren sie immer ganz genau: das, was sie thun, ist wirklich schwer festzustellen.

Ja richtig, etwas thun sie täglich und gründlich: sie „brennen sich's Haar". Oder hat der Himmel grade mir und meinen Bekannten stets Fräulein mit einer unendlichen Löckchenfülle auf Stirn und Schläfen beschеert? Und war die, von der ich hier rede, lediglich nach Berlin gekommen, um ein „Sans-Gêne-Haar-Wellen-Eisen" zu erstehen und auszuprobieren?

Ob ich ihr zu einem mit „einer Welle" oder mit „doppelter Welle" riete? fragte sie mich. Die Anschaffung sei ja an und für sich so sehr praktisch, daß die kleine Mehrausgabe dabei keine Rolle spiele, und ob sie's nicht gleich heut besorgen dürfe? Zum Zahnarzt müsse sie ja ohnehin, „denn Mama hat wieder geschrieben, ich soll erst meine Zähne in Ordnung bringen lassen, ehe ich Geld für's Theater ausgebe."

So hatte sie denn an zwei aufeinanderfolgenden Vormittagen stundenlange Sitzungen beim Zahnarzt, und bei Tisch bildeten ihre Zähne unausgesetzt den Gegenstand der Unterhaltung und des Mitleids. Unser neunzehnjähriger Neffe aus New-York, der sich unter meines Mannes Leitung auf's Abiturium vorbereitet, stellte mit der Miene eines Sachverständigen fest, daß es Fräulein ganz gut stehe, wenn sie ein wenig blaß sei, und diese Bemerkung imponierte unserem ältesten Jungen wiederum so über die Maßen, daß er ihr beistimmte, allerdings ohne von seinem Teller aufzusehn. Fräulein benützte die Gelegenheit, um in geziertem Tone zu erklären, daß sie jetzt aber wohl aussehn müsse, denn sie wolle sich zu Papas Geburtstag photographieren lassen und habe sich heut morgen schon bei Bieber angemeldet. Bieber sei nur für weiße Kleider. Was ich dazu meine?

Aber in mir begann sich jetzt leise Großmutters „Herrennatur" zu regen: „vorige Woche Friseur, diese Woche Zahnarzt — ich denke, wir lassen einmal vierzehn Tage verstreichen, ehe Sie wieder vormittags fortgehn," sagte ich und triumphierte innerlich über die Festigkeit meiner Stimme, die mein Herzklopfen so wenig verriet, daß ich sogar riskierte, der Gescholtenen mit Gelassenheit noch ein wenig Braten anzubieten.

„Ich danke, ich habe keinen Appetit."

Da erklärte Parcival, unser Neffe — der sonst über einen Appetit verfügt, der an König Artus Tafelrunde vielleicht weniger aufgefallen wäre als an der unsrigen — plötzlich ebenfalls: „ich mag nichts mehr" und seufzte dabei.

Ich schmunzelte und mein Mann auch; denn eben wurde ein warmer Reispudding — des jungen Gralsritters Leibgericht — aufgetragen.

„Nun, Parcival, nimmst du nicht noch ein Stückchen," fragte mein Mann wohlwollend — das Diminutiv braucht er nur aus Gewohnheit, es ist wahrhaftig nicht anwendbar auf seines Neffen Portionen — aber Parcival blieb fest und mußte erleben, daß ich seinen Teil und Elsas unseren fünf Kindern zum Abendbrod anwies.

Nicht wahr, das sah doch einem Siege gleich? Ich war auch wirklich in ganz gehobener Stimmung nach Tisch, ertappte mich darauf, daß ich meinem Spiegel einen freundlichen Blick zuwarf, weil ich fand, daß er das Bild einer zielbewußten, auf sich selbst beruhenden Frau zurückstrahlte, und entwickelte meinem Manne so lebhaft, als mache er mir Einwendungen, daß eigentlich nur solche Frauencharaktere wie ich zur Leitung eines so vielgestaltigen Hauswesens wie des unseren und insonderheit zur Ausbildung von naseweisen Abiturienten und anspruchsvollen Kinderfräulein geeignet seien. — —

Haben Sie Goethes „Braut von Korinth" einmal deklamieren hören, verehrte Freundin? ich meine, so recht voll Feuer deklamieren? War es der Fall, so saßen Sie wahrscheinlich in irgend einem hell erleuchteten Saal unter lauter geputzten Damen

Digitized by Google

und Herren, und oben auf dem Podium stand der Rezitator in Frack und weißer Binde und tragierte die Sache. Dann lasse ich sie mir auch gefallen. Mein Gott, wir Modernen sind ja alle so gut dressiert, werden nicht mehr blaß und rot, um nicht für prüde zu gelten, hören alle möglichen Stücke, begucken uns die allerunmöglichsten Bilder — immer unter der Devise: l'art pour l'art. Meinetwegen. Von meinem persönlichen Standpunkt will ich nicht reden; ich meine nur, je mehr Menschen dabei sind, um so besser erträgt man's. Unter Hunderten ist man auch allein.

Nun denken Sie sich aber einen sehr langen, sehr schmalen und sehr dunkelen Korridor, so einen richtigen Berliner „hinteren Korridor", wissen Sie: mit einem Eisspindchen, an dem man sich stößt und Schwebeturnvorrichtungen, die einem hin und wieder ins Gesicht schlenkern. Über so einen Korridor gehe ich neulich abends mit einem Lichte in der Hand, um vorm Schlafengehn die übliche Runde zu machen.

Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht,
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht.
Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

höre ich da plötzlich deklamieren, und da meine abendliche Streiferei doch wirklich sehr an die herumspionierende Mutter in der Goetheschen Ballade erinnert, so fühle ich, daß ich rot werde wie ein Backfisch. Die Stimme klingt mir ganz fremd, weil sie offenbar zu einem künstlichen Pathos heraufgeschraubt ist. Aber sie kommt aus dem Zimmer der Jungen. Parcival natürlich! Einen Moment zaudere ich und man ist schon bei „Venus heiterem Tempel" angelangt, als ich mich entschließe, leise — sehr leise die Klinke aufzudrücken.

Das Erste, was ich beim Eintritt sah, ist ein ungeheures Gähnen unseres fünfzehnjährigen Anton, der es als Zuhörer offenbar nicht länger hatte unterdrücken können. Gott sei Dank, sage ich mir, in dem Jungen steckt was — — das nenne ich mir eine gesunde Natur — der ist so leicht nicht zu verderben. Und aus lauter Freude beschließe ich milde zu sein gegen den eigentlichen Attentäter. Mein Gott, man liest Goethesche Gedichte vor — was ist da weiter? und vorsichtig wage ich einen Schritt in das nur von einer kleinen Schreiblampe beleuchtete Zimmer. Niemand hört mich. Das Deklamieren geht unaufhaltsam weiter. Aber was ist das Helle, das sich da bewegt? Ich schwanke noch heute zwischen Frottiertuch und Frisiermantel, aber was es auch sein mochte, daß es nicht ohne malerische Intentionen drapiert war, konnte ich gleich feststellen. Muß ich Ihnen erst sagen, wer hier, als Griechin verkleidet, stand?

Es steht geschrieben, daß wir Menschen stets nur durch unsere stärksten Eigenschaften triumphieren. Nun, das Beste an mir ist unstreitig ein sehr geschärfter Blick fürs Komische. Als ich mein kleines Fräulein dastehen sah in ihrem roten Blouschen, dessen linken Ärmel sie hoch aufgestreift hatte, um ihr „Bettelarmband" am entblößten Oberarm anzubringen, als ich sah, wie das weiße Peplos — es war doch wohl ein Frottiertuch — an dem anderen Arm mit Hilfe einer Hutnadel befestigt war, als ich das strubbelige Haar, das gezierte Mienchen sah — da mußte ich lachen. 's war kein fingiertes Hohngelächter, das die drei hätte verletzen können — nein, es war ein wirklich von Herzen kommendes, ehrliches, befreiendes Lachen, das auf den einen der Jünglinge — meinen Schlingel Anton — sofort ansteckend wirkte, das aber den anderen jäh verstummen ließ, noch ehe die letzte Bitte an die Mutter, „einen Scheiterhaufen zu schichten" ausgesprochen worden. Meine, im Ton herzlichster Unbefangenheit geäußerte Bitte, Fräulein möge doch noch die Knöpfe an Hänschens Schulhose annähen, war vielleicht minder tragisch aber — recht wirkungsvoll.

„Soll ich ihr nun kündigen?" fragte ich meinen Mann, der sich schon schlafen gelegt hatte. Aber der fand die Sache „völlig harmlos". Man müsse doch die Jugend jung sein lassen, sagte er und erzählte, wie er in Parcivals Alter einmal die

Digitized by Google

Schwelle einer hübschen Putzmacherin mit Vergißmeinnicht bestreut habe, ohne daß sein Abiturium, sein Ruf oder seine Karriere darunter gelitten habe. Sogar mich habe er noch erobert und nun möge ich ihn um Gotteswillen schlafen lassen. Er sei ja immer gegen ein „Fräulein" gewesen und werde es bis an sein Ende bleiben.

„Das Kleinchen muß doch beschäftigt werden," wandte ich ein, „sie hat ihm wirklich schon eine gewisse Handgeschicklichkeit im Falten und Flechten — —"

Aber er fing entsetzlich an zu lachen: „ehret die Frauen, sie flechten und kleben" deklamierte er. „Nun sage noch, daß sie den Sinn für deutsche Poesie in den Kindern geweckt, und du hast gewonnen."

Da war ich still.

Fräulein verfügt nach ihrer eigenen Versicherung über einen sehr großen Liederschatz, und darum ist es mir unerfindlich, weshalb sie zum Gebrauch für unsere jüngsten Kinder grade ein paar Strophen ausgewählt, die eigentlich alle anderen Lieder entbehrlich machen, weil sie mit der entsprechenden Variation cum gratia in infinitum können gesungen werden. So lauten sie:

Ich stell' mir eine Droschke vor,
Schöner als wie du.

Als ich das Verschen zum erstenmale hörte, war ich ganz beleidigt; ich konnte nicht gleich einsehen, weshalb die Droschke so viel schöner sein sollte als ich. Aber als mein Annchen fortfuhr und mir nach der Reihe versicherte, daß es sich Maikäfer, Schuhknöpfer und Müllschippen „schöner als wie ich" vorstellte, da ward ich inne, daß sich der verletzende Komparativ lediglich auf das Vorstellungsvermögen der Sängerin im Vergleich zu dem meinigen beziehen sollte — eine Wahrnehmung, der ich, thörichter Weise, vor dem ziemlich vollzählig versammelten Kinder-Auditorium Ausdruck gab. Nun war ich verloren. All' die Dinge zwischen Erd' und Himmel, von denen sich ihre Schulweisheit nur jemals träumen ließ, werden in diesen unseligen Versen aufgeführt, und widerspruchslos muß ich's über mich ergehen lassen, wenn sie behaupten, daß sie sich nicht sowohl Helenas Stirnband und Barbarossas Bart, sondern auch Cäsars Glatze „schöner als wie ich vorstellen." Fräulein sitzt dabei und lächelt so zierlich bescheiden, als habe sie mit dem Liede zugleich diese ganze stupende Schulbildung bei uns eingeführt.

„Ich stell mir auch ein Fräulein vor, schöner als wie du," sang Anny eines Abends plötzlich, und jubelnd fiel der ganze Chor ein. Fräulein war tödlich beleidigt, beherrschte sich aber und sagte: „ich will gnädige Frau nicht vorgreifen".

Erwartungsvoll umkreiste sie mich dann während des ganzen Abends, würdevoll und mit der Miene einer still duldenden Märtyrerin, die aber der göttlichen Gerechtigkeit vertraut, verrichtete sie ihre Obliegenheiten — als aber das Abendbrod mit Bratäpfeln zum Nachtisch, eine Laterna-Magica-Vorstellung und sogar fünf Gutenachtküsse vorübergingen, ohne daß ich auch nur eine einzige dieser schönen Gelegenheiten „zu strafen und zu richten" beim Schopf gefaßt hätte, da — kriegte Fräulein einen Weinkrampf und zwar einen so hartnäckigen und so hörbaren, daß ich sowohl von Parcival wie von der Köchin mit stummer Verachtung behandelt wurde. Aber ich blieb fest. Erst als die Waschfrau, während ich sie ablohnte, mit einem behaglichen Schluck aus ihrer „Weißen" bemerkte: „En junget Ding is et ja, un Heimweh nach Muttern wird se woll auch haben", regten sich christlich-soziale Bedenken in mir. Ich fing an (Großmutter, drehtest du dich nicht im Grabe herum?) meine Handlungsweise vor den Leuten in der Küche zu rechtfertigen, in der heimlichen Hoffnung, ich werde nun zu hören bekommen, daß ich ja wirklich eine gute und milde Herrin sei und daß ich das immer lauter schluchzende Fräulein nur verwöhnt habe. Statt dessen versicherte mir Frau Nattge, die Waschfrau, während sie circa ein halbes Dutzend belegter „Stullen" zusammenschichtete und eine Flasche Wein für ihren kranken Mann in ihrem riesigen Korbe verschwinden ließ, daß sie ja „soweit nich über jnädje Frau klagen könne, aber unsereiner hat sich auch schon wat versucht in der Welt — aber so en junget Mächen! Davon kann ja keene Rede niche sinn, dat se et so kriegt wie bei Muttern mank

Digitized by Google

Fremde, un jnädge Frau solle man mal an Nelly un Annychen denken, un dat wüßte man ja ooch nich, ob 't immer so bliebe, wenn Vater un Mutter mal nich mehr sorjen däten. Mir sollte det man bloß leid dun um Annychen, wenn die mal so in der Welt rumjestupst wird," sagte sie herzlich beim Abschied.

Einen Augenblick später saß ich in der dunklen Kinderstube bei dem zerfließenden Fräulein und that das Dümmste, was ich thun konnte: ich hielt eine Rede, eine richtige Rede. Gott allein weiß, über was alles ich gesprochen habe: über die Jugend, über die Fremde, über das wahre Glück, über Kinderlaunen und Kinderlieder, über Selbsterziehung — ich glaube, schließlich auch über sittliche Hoheit. „Dafür ist Papa auch so sehr," meinte sie, sich heftig schneuzend und die Thränenspuren abtupfend. Ich fing schon an, mich an dem Erfolg meiner Worte zu berauschen und war nur zu geneigt, die Sache für definitiv erledigt anzusehen, als mich ihre Bitte um einige Briefbogen mit passendem Couvert so kurz vor Schlafengehn doch noch stutzig machte. Sie habe nur altdeutsches Monogramm-Papier, und das sei für die Mama zu schade. So lieferte ich denn das Material für meine eigenen Anklageakten.

Drei Tage später erhielt ich folgenden Brief:

Gnädige Frau!

Sie werden entschuldigen, daß ich Ihnen beläftige; denn ich bin eine schlichte Frau. Nun werden Frau Rätin aber wohl selber am besten wissen, daß man eine sehr einfache und unwissende Frau sein kann, aber doch eine treusorgende Mutter. Dieses ist nämlich ganz mein Fall. Ich habe meine sämtlichen Kinder zur Gottesfurcht angehalten und nicht zu Äußerlichkeiten, und auch mein Mann sagt zu seine Töchter: „Seht eure Mutter an, Schönheit vergeht, Tugend besteht." Dieses ist unsere Gesinnung, gnädige Frau. In Berlin mag es ja anders sein, weil schon so kleine Mädchen wie Ihre Anny von Schönheit sprechen. Unsere Elsa darf sich wohl sehen lassen. Sie schlachtet zwar nach ihrem Vater, aber auch etwas nach meine Familie. Die Sonnenflecken hat sie bloß im Tiergarten gekriegt, gnädige Frau, und darum ist es grausam von Ihr kleines Töchterchen zu sagen, daß andere Fräuleins schöner sind. Wir haben uns nicht selbst gemacht. Dieses werden gnädige Frau auch wohl wissen, und Elsachen schreibt, Ihre Nelly hätte auch eine sehr große Nase und würde keine Schönheit. Ich hoffe, Sie nehmen mir dieses nicht übel, denn darum können Sie doch noch viel Freude an das Kind erleben, was ich Ihnen aufrichtig wünsche. Meine Elsa opfert sich für Sie auf mit unserer Bewilligung, aber sie paßt wohl nicht in Ihr geschätztes Haus, und darum ist es für alle Teile besser, sie sucht sich zum ersten April eine andere Stelle. Hauptmann Barnikows in der Kurfürstenstraße nehmen ihr gleich, wie mir die Mutter von der jungen Frau Hauptmann (was unsere Bürgermeistersfrau ist) gestern sagte. Lieber weniger Gehalt, sagt mein Mann (der vielmals grüßen läßt) und familiäre Behandlung.

Indem ich, gnädige Frau, nicht wünschen will, daß Sie Ihre Kinderchens einmal zu fremde vornehme Leute schicken muß, zeichnet mit Ehrfurcht

Marianne Kaddelmann, geb. Biesterfeld.

Jetzt hilf, Großmutter, betete ich leise, und laut, sehr laut sagte ich:

„Fräulein, packen Sie sofort ihre Sachen, sofort, verstanden!"

„Bloß noch bis übermorgen," schluchzte sie. „Morgen ist Fastnachtsball bei den Zahntechnikern, und ich möchte so gerne hin."

Statt aller Antwort brachte ich mit fliegender Hand folgendes Telegramm zu Papier:

Frau Marianne Kaddelmann, geb. Biesterfeld

Birkenwalde i. d. Mark.

Ihre Tochter trifft 540 bei Ihnen ein.

Digitized by Google

Und nach zwei Stunden rollte eine Gepäckdroschke mit drei Koffern, zwei Hutschachteln, einem Reiseschemel mit Plaidrolle, Schlummerpuff und Rakett, einem weinenden Fräulein und einer resoluten Familienmutter nach dem Stettiner Bahnhof.

Und wieder vierzehn Tage später (so lange habe ich an diesem Briefe geschrieben) begegnete mir meine mütterliche Freundin — die mit dem weißen Haar und den jungen Augen, die Sie auch kennen und lieben — in der Leipzigerstraße.

„Nun, haben Sie schon Ersatz gefunden für Ihr Fräulein?"

„Gewiß, noch am selben Tage."

„Und sind Sie gut angekommen?"

„Bis jetzt bin ich ganz zufrieden."

„Wieder ein Fräulein?

„Nein, diesmal eine Frau."

„Sehn Sie einmal an! Gebildet?"

„Wenigstens nicht ungebildet."

„Überwacht sie die Schularbeiten?"

„Ganz ordentlich."

„Wie ist es mit dem Wäscheausbessern?"

„Brillant, und dabei erzählt sie den Kindern Märchen."

„So habe ich's auch gehalten. Und Anny, mein Patchen?"

„O, das Kleinchen ist ihr Abgott, muß nachts in ihrer Stube schlafen; sie thut's nicht anders."

„Das scheint ja ein Unikum?"

„Gott, sie hat natürlich auch ihre Fehler — aber die werde ich ihr schon noch abgewöhnen — —"

„Nun, nun, verlangen Sie nur nicht zu viel. Die Hauptsache scheint mir, daß sie die Kinder lieb hat."

Da wurde ich warm und sah ihr tief in die Augen:

„Ja, das hat sie." Und als sie immer noch nicht verstand, flüsterte ich rasch und schon im Fortgehn, denn ich sah meinen Pferdebahnwagen ankommen:

„Und denken Sie nur, auch den Vater der Kinder liebt sie über alle Maßen. Auf Wiedersehn!"

Mit diesem Gruß verabschiede ich mich auch von Ihnen, verehrte Freundin! Seien Sie nicht böse, daß die „Randglossen zur Hausbeamtinnenfrage", die Sie bei mir bestellt, so ganz anders ausgefallen sind als wir beide damals gedacht.

In herzlichster Ergebenheit

die Ihrige

B. Henri-Moor.

Digitized by Google

Die Hausbeamtinnen.

Von

Marie Hecht.

Nachdruck verboten.

Das etwas ungewöhnliche Wort „Hausbeamtinnen“ deckt auch einen verhältnismäßig neuen Begriff. Anfangs nur vereinzelt tauchte „unser Fräulein“ in kinderreichen Familien auf, um bald ein unerläßlicher Artikel in einem feinen Haushalt, ein notwendiges Übel überall da zu werden, wo die Hausfrau kränklich oder verwöhnt, oder zu sehr von ihren gesellschaftlichen Pflichten in Anspruch genommen ist. Ein weiblicher Proteus in mancherlei Gestalt, nimmt das meistens junge Wesen eine schwer bestimmbare Mittelstellung zwischen der Familie und den Dienstboten ein; sie soll sich dem Haushalt organisch eingliedern und bleibt doch eine Fremde darin.

Es wird viel über „unser Fräulein“ geklagt und nicht ohne Grund; die Hausbeamtin wiederum fühlt sich nur selten auf ihrem Arbeitsfelde ganz zufrieden; auch ihre Klagen sind nicht ohne Berechtigung. Im besten Falle bedrückt sie die Unsicherheit und Unklarheit ihrer Stellung, und, wenn die Jugend mit ihren Hoffnungen auf eine Heirat vorüber ist, der Ausblick in die Zukunft. Ein alterndes Fräulein findet nicht leicht mehr eine Stelle; dem Versicherungszwange sind nur Kindergärtnerinnen dritter Klasse und einfache Wirtinnen unterworfen. So ist die Hausbeamtin für die Tage des Alters und der Erwerbsunfähigkeit auf ihre Ersparnisse angewiesen; nun erspare einmal eine genug bei einem jährlichen Gehalt von 150—300 Mark.

Der Weg der Selbsthilfe schien auch diesen Stiefkindern des Geschicks offen zu stehen. Durch festes Zusammenschließen konnten sie einander stützen, durch Prüfung und Darlegung der bestehenden Verhältnisse eine Besserung ihrer Lage herbeizuführen suchen. Aber schon bei der Gründung des Vereins für Hausbeamtinnen (i. J. 1894; vergl. im übrigen den Bericht im Aprilheft, S. 442) zeigte es sich, daß sie — wenigstens für sich allein — diesen Weg nicht gehen konnten.

Aus ihren Reihen war der Ruf nach Hilfe, nach Zusammenschluß gekommen, aber von denen, die ihn erhoben, und denen, die ihn mit eifriger Zustimmung vernommen, war je eine einzige Dame in der vorbereitenden Versammlung in Berlin zur Stelle. Die Hausbeamtin ist nicht in der Lage, größere oder kleinere Reisen zu unternehmen, nicht in der Lage, Urlaub dazu zu erbitten und zu erhalten, sie ist gänzlich an das Haus, in dem sie arbeitet, gefesselt. Wenn auch nicht alle Prinzipale auf die Frage (des gedruckten Fragebogens): „Welchen Urlaub gewähren Sie?“ die schneidige Antwort geben: „Keinen; Nordlandsreisen ist nicht,“ so erscheint doch den meisten von ihnen die bescheidene Bitte, die in jener Frage liegt, um einen noch so kurzen, fest gesicherten jährlichen Urlaub für „unser Fräulein“ als eine so extravagante, daß sie mit einem Strich darüber hinweggehen. Daß dieser Urlaub sich allerdings immer nach den Bedürfnissen der Familie, in der die Hausbeamtin wirkt, richten müßte, also nicht von vornherein gleichmäßig für eine bestimmte Zeit des Jahres verlangt werden könnte, liegt auf der Hand. Es ist folglich auch für die Zukunft ausgeschlossen, daß die Hausbeamtinnen in größerer Zahl zu einer Beratung ihrer Angelegenheiten sich versammeln könnten. Ebenso stellte es sich schon bei der ersten Besprechung heraus und hat sich seitdem bestätigt, daß von den in diesem Beruf stehenden Frauen keine je imstande sein wird, eines der Vereinsämter zu verwalten, irgend eine Vereinsarbeit zu übernehmen, die Zeit der Hausbeamtin gehört gänzlich — häufig noch mit Einschluß von Nachtstunden — ihren Arbeitgebern; nur in Ausnahmefällen sind ihr bestimmte,

Digitized by Google

gering genug bemessene Freistunden zum Instandsetzen ihrer Garderobe u. s. w. garantiert.

Bei dieser Lage der Dinge mußten demnach andere für die eigentlichen Mitglieder des Vereins als Arbeiterinnen eintreten, und solche Frauen fanden sich — aber der Charakter des Vereins wurde dadurch verändert. Er wurde ein Verein für Hausbeamtinnen, nicht von Hausbeamtinnen. Nun kann aber erstens niemand wissen, wo den andern der Schuh drückt, und nur zu leicht konnte der Verein unter diesen Umständen einen Beigeschmack von Wohlthätigkeit erhalten. Man hatte folglich von vornherein bei der Leitung und Entwicklung des Vereins mit besonderen Schwierigkeiten zu rechnen. Dazu kommt, daß bei der gedrückten, unfreien Lage der Hausbeamtinnen der ideale Sinn bei vielen von ihnen — vorausgesetzt, sie haben ihn überhaupt gehabt — nicht standgehalten hat; sie erhoffen und verlangen auch von dem Verein nur materielle Hilfe.

Diese aber ist nicht so leicht zu schaffen. Darlehns-, Kranken- und Hilfskassen — von Pensionskassen ganz zu schweigen — müssen erst wohl fundiert werden; Altersheime wachsen nicht aus der Erde. Nur eins konnte sogleich mit voller Kraft in Angriff genommen werden, eine geordnete, von Vereinsmitgliedern geleitete Stellenvermittlung. Durch diese konnte man nicht nur hoffen, die Klagen hüben und drüben etwas zu stillen, indem man die geeigneten Persönlichkeiten in die passende Stelle zu bringen sucht, sondern auch eine Verbindung der ohne Fühlung mit einander lebenden Hausbeamtinnen herzustellen und durch den Verkehr der Leiterinnen der Agenturen mit Auftraggebern und Stellensuchenden einen Überblick über die bestehenden Verhältnisse und Mißstände zu gewinnen, die sich in ihrer privaten Natur der Öffentlichkeit ganz entziehen.

Schon in der kurzen Zeit, in der die Stellenvermittlung arbeitet, hat man erkannt, daß diese Hoffnungen nicht vergeblich gewesen sind. Es ist klarer hervorgetreten, wo der Hebel einzusetzen sei, um den Stand der Hausbeamtinnen zu heben, um den Familien bessere Hilfskräfte, den fremden Hausgenossen eine freundlichere Heimstätte zu sichern.

Die Klagen der Hausfrauen über die Unzulänglichkeit der sogenannten Stützen haben sich in der That als in vielen Fällen nur allzu begründet herausgestellt. Wenn die Väter und Mütter der stellensuchenden Mädchen auch nicht wissenschaftlich — wie manchmal sehr kluge und gelehrte Leute es thun — darzulegen unternehmen, daß dem weiblichen Geschlecht die Fähigkeit zu seinem speziellen Beruf, zu wirtschaftlicher Tüchtigkeit, zur Pflege der Kinder ganz von selbst anfliege, so handeln sie doch häufig nach dieser löblichen Ansicht. Lustig und unbekümmert lebt die Tochter in den Tag hinein. Mütterchen versorgt die Wirtschaft, bessert die Kleider und Wäsche der Familienglieder aus; Väterchen ist der Meinung, daß die Töchter dazu da seien, als Blumen seinen Daseinsgarten zu schmücken. Und dann schließt er die Augen oder verfällt in schweres Siechtum, muß sein Amt aufgeben, und die arme Blume kann nicht von Tau und Sonnenschein leben. Auf einen Beruf vorbereitet ist sie nicht, Reelles gelernt hat sie nicht, so kann sie ja Stütze oder Kinderfräulein werden.

Da meldet sich denn solch ein unerfahrenes Mädchen bei der Leiterin einer Agentur: „Ich möchte Sie bitten, mir eine gute Stelle zu besorgen." „Welcher Art soll sie sein?" „Ach, das ist ganz egal; wenn es nur eine leichte, recht hübsche Stelle ist." „Nach welcher Richtung hin sind Sie denn ausgebildet, Fräulein?" „Ausgebildet! Ist denn das nötig? Wenn es viel zu thun gab, habe ich Muttchen sehr gern einmal in der Küche geholfen." „Haben Sie jüngere Geschwister? Sind Sie vielleicht mit der Pflege kleinerer Kinder vertraut?" „Nein, garnicht, aber das ist ganz egal. Ich will auch sehr gern eine nette Stelle bei Kindern annehmen; ich denke mir das reizend." Und so geht es fort. — Hie und da ist wohl ein Anfang zu besserer Ausbildung gemacht worden. Die Aspirantin hat schneidern gelernt, aber auf die Frage, ob sie es übernehmen würde, die Kindergarderobe anzufertigen, kommt die Antwort: „Ach, es ist schon so lange her, daß ich schneidern lernte, und ich hatte nie Zeit, mir meine Kleider selber zu machen, ich habe es wohl verlernt." — Einer anderen

Digitized by Google

geht es ähnlich mit dem Nähen auf der Maschine, eine dritte bringt mit Stolz das Zeugnis über absolvierte Haushaltungskurse bei. Aber auch diese ist in die Haushaltungsschule eingetreten, weil es Mode war, ohne praktische Vorkenntnisse, ohne vorher sich verständig umschauen, klar kombinieren und energisch zugreifen gelernt zu haben; so ist das Resultat ihrer wirtschaftlichen Ausbildung gleich Null. Auch bei ihr kann es vorkommen, daß sie als „Stütze" den Salat mit Fleischextrakt statt mit Essig anrichtet, und auf die Erkundigung, warum das frische Fleisch zur Bouillon noch nicht aufgesetzt sei, etwas betreten antwortet: „Ich dachte, wir würden die Schinkenbrühe essen." — Selbstverständlich giebt es Ausnahmen. Tüchtige Mädchen stellen sich vor, die schon im Hause ordentlich arbeiten gelernt, dann in Fortbildungsschulen oder in ihrer ersten Stellung die Augen offen gehabt und die Hände wacker gerührt haben, aber sie sind leider noch als weiße Raben und seltene Perlen zu bezeichnen.

Eben so wenig ausreichend wie die Vorbereitung auf den Beruf ist bei vielen der Hausbeamtinnen die allgemeine Bildung. Ich gehöre nicht zu denen, die eine scharfe Grenze zwischen Gebildeten und Ungebildeten nach den äußeren Verhältnissen ziehen, die da meinen, zu der Klasse der ersteren wären nur die mit „Höherer Mädchenschulbildung" Versehenen, die aus einem feinen Milieu Kommenden zu rechnen. Mädchen, die nur eine Gemeindeschule besucht haben, sprechen oft korrekt und gut, schreiben allerliebste Briefe und zeigen regen Trieb zur Weiterbildung, während andere, die selbstbewußt schreiben: „Mein Vater war ein höherer Beamter, . . . ich habe die Höhere Töchterschule in X. zum Teil durchgemacht," originelle Ideen über Orthographie und Grammatik bekunden und ihre Lebensmaximen aus seichten Romanen geschöpft zu haben scheinen. Aber an einem gewissen Niveau der Bildung müßte für die in so schwieriger Stellung Arbeitenden festgehalten werden, und die Stellenvermittlung ist leider nicht in der Lage es zu thun, da die Zahl der Stellensuchenden, die die nötige, ernste, vertiefte Bildung des Geistes und des Herzens besitzen, eine zu geringe ist. Ein Kriterium dafür geben auch die geforderten Lebensläufe. Da sind die schwülstigen und die sentimentalen, die witzig sein sollenden und die trockenen, unzureichenden; selten, sehr selten ist einer darunter, der da zeigt, die Schreiberin habe verstanden, worauf es ankommt und sei imstande, klar zu denken und ihren Gedanken eine präzise und einfache Form zu geben. Und Frauen, die geneigt waren, ihr Fräulein mehr an sich heran zu ziehen, erklären, daß sie mit einer Hausgenossin nicht in ein näheres Verhältnis treten könnten, die nur ein „geistloses Pflanzenleben führen", „zweideutige Romane lesen und Gassenhauer pfeifen" wollen, oder — wenn es nicht so schlimm ist — doch ein ernsteres Gespräch zu führen, ein wissenschaftliches Buch zu lesen außer stande seien.

Daß es zumal unter den Hausbeamtinnen höherer Kategorieen auch viele feingebildete Damen giebt, braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden.

Ebenso groß wie der Mangel an allgemeiner Bildung und zum Teil durch diesen hervorgerufen ist bei den jüngeren „Fräulein" der Mangel an Selbstzucht. Wer in ein fremdes Haus treten, sich in fremde Verhältnisse schicken, fremden Menschen sich unterordnen und dabei die eigene Würde in rechter Weise wahren will, muß über einen reichen Schatz von Lebenstakt, von Selbstbeherrschung und Selbständigkeit, von Geduld und Festigkeit verfügen, und wie oft giebt wohl die Erziehung unsern Töchtern auch nur die notwendigste Aussteuer an solchen Eigenschaften mit. — Wenn dann auf der neuen Stelle nicht alles so „reizend" ist, wie man es sich vorgestellt hat, so heißt es sofort: „Natürlich kann ich hier nicht bleiben; ich habe bereits gekündigt und bitte Sie, mir eine bessere Stelle zu besorgen." — Eine junge Dame, die mit voller Kenntnis der Verhältnisse in eine polnische Familie eingetreten ist, beklagt sich darüber, daß die Hausgenossen sich untereinander ihrer Muttersprache bedienen und erklärt, da sie — nach den ersten vier Wochen — die Sprache noch nicht beherrscht, sie werde dieselbe „partout nie begreifen," müsse daher sofort die Stellung aufgeben. Sehr herzbeweglich schildert eine junge Stütze ihre traurige Lage, wie sie ohne alle geistige Anregung, gleichsam auf „öder Insel im Weltmeer" vegetiere, um dann hinterdrein zuzugeben,

Digitized by Google

daß ihr abends zwei Zeitungen zum Lesen hingelegt würden, sie Klavier spielen könne und der Inhalt eines wohlgefüllten Bücherschrankes ihr zur Verfügung gestellt sei. — Das Mädchen nun gar, das — leider muß man fast sagen — aus einer besonders liebevollen Familie stammt, in der viel Streicheln und Schonen Sitte ist, hat selten Rückgrat genug, um das Heimweh und eine härtere Behandlung zu überwinden.

Nur wenige giebt es, die nicht jedes schnelle, unbedachte Wort als tödliche Beleidigung, jedes gleichgiltige Übersehen als beabsichtigte Kränkung auffassen, die es für eine Ehre halten, auf einem besonders schwierigen Posten auszuharren, die da sagen: „ich beiße die Zähne zusammen; ein Jahr wenigstens muß und werde ich aushalten," oder: „ich kann alles ertragen, wenn nur die Kinder an mir hängen, wenn ich fühle, daß ich etwas nützen kann." —

Es ist demnach wahr, die Hausbeamtinnen sind in vielen, vielen Fällen nicht genügend vorbereitet auf den Beruf, den sie ergriffen haben, nicht geschickt genug, ihre Pflichten zu erfüllen, aber sehen wir uns nun diese, das heißt die Anforderungen, die an die „Fräulein" gestellt werden, etwas genauer an, und ebenso — da werden wir freilich eine sehr scharfe Brille brauchen — ihre etwaigen Rechte.

Häufig ist es absolut nicht zu erlangen, daß diese Pflichten genau präzisiert werden. Man nimmt eben ein „Mädchen für alles" in der jugendlichen Helferin ins Haus und erwartet von ihr eine geradezu phänomenale Vielseitigkeit. In andern Fällen werden die Ansprüche, welche die Auftraggeber an die zukünftige Hausgenossin stellen, klar dargelegt; ihr Alter, Körperbeschaffenheit, Charakter werden bestimmt. Nur schade, schade, daß die Natur diese Idealgebilde sehr selten in Fleisch und Blut verkörpert und als Stellensuchende sich nahen läßt. Und erst die geforderten Leistungen! Da wird eine Dame gesucht, die den Haushalt selbständig leiten soll, weil die Frau des Hauses keine Zeit dazu habe, — ferner die Schularbeiten der ältesten Töchter zu beaufsichtigen — Kenntnis der französischen Sprache daher notwendig — dem jüngsten Mädchen, die sehr schwach begabt ist, den ersten Unterricht zu erteilen und die Wartung und Pflege des einjährigen Kindes zu übernehmen hat. — In einem andern Fall wurden hauswirtschaftliche Kenntnisse — auch zwei Zimmer sind in Ordnung zu halten — Fertigkeit im Schneidern, Maschinenähen, Glanzplätten verlangt und — eine gute musikalische Ausbildung, so daß der Musikunterricht der ältesten Kinder von dem Fräulein übernommen werden könnte. Bei dem gebotenen Gehalt von 150 Mark jährlich keine schlechte Spekulation, nur — daß feinere Stubenmädchen in der Regel nicht musikalische Ausbildung auf Konservatorien erhalten. In Provinzen, in denen das Konzessionswesen oder vielmehr Unwesen herrscht, wird es immer mehr Sitte, an Stelle der „geprüften" Erzieherinnen, die nicht ohne ein Gehalt von 450 Mark die Stelle annehmen würden, Kindergärtnerinnen erster Klasse, die Konzession zum Unterrichten haben, für, wenn es hoch kommt, 300 Mark zu engagieren. — Man schlägt da so hübsch verschiedene Fliegen mit einer Klappe. Die schulpflichtigen Kinder werden von dem Fräulein unterrichtet, die drei- und vierjährigen nach Fröbelscher Methode beschäftigt und unterhalten, das Kleinste gelegentlich gewartet und im Kinderwagen spazieren gefahren. —

Das sind vereinzelte Fälle unerhörter Ausbeutung, wird man sagen. Doch nicht. In der Regel ist die Liste der Forderungen eine so große, sind der Pflichten, die der jungen Hausbeamtin auferlegt werden sollen, so viele, daß man sich fragt, wie die Kraft eines einzelnen Menschen dazu ausreichen soll. — Und das Gehalt, das für diese völlige Hingabe von Kraft und Zeit geboten wird, ist häufig sehr gering; es reicht kaum für die notwendigsten Bedürfnisse und schließt die Möglichkeit aus, etwas für die Tage der Stellenlosigkeit, der Krankheit und des Alters zurückzulegen. —

Es begegnen uns auf dem Arbeitsmarkte häufig Anerbietungen von Stellensuchenden, in denen es heißt: „Gehalt nicht erforderlich," oder „Gehaltsansprüche gering, wenn nur freundliche Behandlung zugesagt wird". — Das sind ungesunde Anschauungen. Jede Arbeiterin ist ihres Lohnes wert; sie muß Gehalt verlangen und es ist thöricht, etwas Selbstverständliches, wie freundliche Behandlung, besonders zu

Digitized by Google

betonen. Aber diese Sorge wegen der Behandlung ist doch vielleicht nicht so unbegründet. Vereinzelte, wenn auch nicht allzu seltene Fälle von Brutalität und Roheit dürfen freilich nicht als typisch gelten, und nur vor einigen Häusern muß eine Warnungstafel aufgerichtet werden, die die unschuldige, unerfahrene Hausbeamtin zurückscheuchen soll, Häuser, in denen der eine Prinzipal das „Fräulein" energisch abküßt und auf ihren empörten Ruf: „Wie können Sie es wagen, mir das zu bieten," die höhnische Antwort hatte: „Es muß Ihnen doch eine Ehre sein, von Ihrem Herrn geküßt zu werden," der andere ohne jedes Liebeswerben der weißen Sklavin einfach befiehlt: „Lassen Sie heute Nacht Ihre Zimmerthür offen." — Nur müßten solche Vorkommnisse von der sogenannten guten Gesellschaft mehr als es bisher geschieht als Schandflecken betrachtet werden, an deren Austilgung jeder mitzuhelfen hat. —

Aber wie steht es da, wo so abscheuliche Dinge nicht geschehen, um die „freundliche Behandlung"? — Es ist eigen, wie viele sich von der seligen Vorstellung nicht losmachen können, der Mensch — auch die junge oder ältere Hausbeamtin — werde durch den Eintritt in die Dienstbarkeit ein vollkommenes Wesen. — Wir können empfindlich und heftig, langsam und phlegmatisch oder hastig und unüberlegt sein; das ist ja unser Temperament und ist unser Recht. Aber wir stehen starr vor Verwunderung, wenn wir bei unsern Untergebenen diese Charakterfehler finden. Wie kommen die denn dazu? und wie ist es möglich, daß sie sie nicht aufs schleunigste ablegen, wenn wir selbst auch nach jahrelangem Kampfe noch nicht damit fertig geworden sind? — So ist vielleicht getäuschte Erwartung der Grund, warum so viele Hausfrauen es an Geduld, Rücksicht und Teilnahme für die neue Hausgenossin fehlen lassen. Da kommt solch junges Ding aus dem Elternhause oder auch aus einer Familie, in der es sich wohlgefühlt hat; es übernimmt eine Menge von Pflichten, die ihm in den ersten Tagen gleich Wogen über dem Kopf zusammenschlagen; wieviel können ein herzlicher Empfang, ein liebevolles Wort für sie thun! Die gütige Herrin, die den Lieblingsspruch der aus weiter Ferne zu ihr kommenden Hausgenossin erkundete und ihn — von ihrer eigenen Hand gemalt — ihr in das Zimmer hängte, gab der Zagenden damit Vertrauen und Kraft, das schwere Einleben im fremden Lande tapfer zu überwinden; der freundlich gesinnte Prinzipal, der nicht das schlechteste Gefährt — wie das gewöhnlich geschieht — zur Abholung des „Fräuleins" nach der Bahnstation schickte, sondern einen hübschen Wagen mit warmen Decken sorglich ausgestattet, hat nicht nur die Füße der vor Aufregung und Kälte Zitternden neu belebt und erwärmt.

Ein Wort auch noch über den so viel begehrten und so selten gern gewährten Familienanschluß. Es herrscht über die Bedeutung des Wortes auf beiden Seiten oft eine falsche Vorstellung, und da giebt es dann von vornherein Mißstimmung und Aerger. Die Stellensuchende, die da meint, der ihr zugesagte Familienanschluß garantiere ihr die Stellung einer Tochter vom Hause, Teilnahme an der Geselligkeit in und außer dem Hause und dergleichen mehr, denkt durchaus verkehrt. Darum hat ja die Dame des Hauses sie engagiert, daß sie die Kinder nicht so häufig den Dienstboten überlassen müsse, daß sie in Ruhe im Wohnzimmer die Gäste unterhalten könne, während draußen ihre Stellvertreterin waltet. Auch darf sie sich nicht gekränkt fühlen, wenn die Prinzipalin ihr offen sagt: „Sie würden mich verbinden, Fräulein, wenn Sie sich in der Regel nach dem Abendessen auf Ihr Zimmer zurückziehen wollten. Es ist die einzige Stunde, in der ich mit meinem vielbeschäftigten Mann eine vertrauliche Aussprache haben kann." —

Der Familienanschluß ist dagegen doch wohl ein zu loser, wo das Fräulein zwar am Tische mitißt, aber am untersten Ende sitzt, so daß ihr nach den Kindern die Speisen gereicht werden; wo die Hausfrau nur gelegentlich beim Durchschreiten des Kinderzimmers ein paar Worte an sie richtet und beim gemeinsamen Ausgang sorglich bemüht ist, immer drei Schritte vorauszugehen. — Die liebenswürdige, feingebildete Dame aber, die niemals von „unserm Fräulein" spricht, sondern seiner stets wie jedes andern Mädchens ihrer Bekanntschaft als des Fräuleins E. mit dem Familiennamen Erwähnung thut, deren Töchterchen Fräulein E. Tante nennt, die der Stütze, welche natürlich an ihrer Geselligkeit nicht teilnehmen kann, Abwechslung und Vergnügen zu bereiten

Digitized by Google

sucht, wo es nur möglich ist, und von Herzen die Sorgen und Kümmernisse der treuen Hausgenossin mitträgt: sie hat diese der Familie allerdings innig verbunden, und solcher Anschluß hält fest in Freud und Leid, in guten wie in bösen Tagen. —

Solch ein Verhältnis kann sich freilich erst im Laufe der Jahre herausbilden. Für den Anfang genügt auch das einfache, klare Vertragsverhältnis. Tüchtige, geschulte Leistungen müssen von der einen Seite geboten werden, von der anderen bei verständigen Anforderungen eine ausreichende Entschädigung für die Hingabe an Kraft und Zeit. Nicht nur die Gehälter müssen erhöht, sondern auch manches andere als gerechte Forderung anerkannt werden. Die Hausbeamtin muß ein eigenes Zimmer haben — selbst, wenn sie in der Nacht bei den Kindern schläft, — damit sie im Laufe des Tages, und sei es auf Augenblicke, allein sein kann, ihre Mienen nicht zu beherrschen, ihre Thränen nicht zurückzudrängen braucht; sie, die nicht einmal wie die kaufmännisch Angestellte die Sonn- und Feiertage frei hat, sollte in jedem Jahre einen Urlaub erhalten, eine Zeit der Ausspannung von Arbeit und Verantwortlichkeit. — Die Kündigungsfrist muß auch für sie festgesetzt werden, denn, wenn auch nicht viele so witzige Antworten auf die betreffende Frage in Bereitschaft haben, wie: „Wir sind nicht verheiratet; wenns nicht paßt, gleich raus,“ so handeln doch viele Prinzipale nach dieser Anschauung. Halten dann auch die Hausbeamtinnen an der gesetzlichen Kündigungsfrist fest, machen beide Teile sich mit der Natur eines gegebenen Wortes (man muß leider oft denken, daß sie dem weiblichen Geschlecht unbekannt sei) bei Engagements vertraut, so könnte eine sichere Grundlage für die Stellung „unseres Fräuleins“ leicht gefunden werden.

Auf dieser Basis wird dann mit Erfolg weiter gebaut, ein schönes, richtiges Verhältnis aufgerichtet werden, wenn man von beiden Seiten die rechten Bausteine herzuträgt, mit Ernst und Gerechtigkeit das alte Wort zu verwirklichen bestrebt ist: Jedem das Seine.

„Pech.“

Skizze

von

Tschechow.

Aus dem Russischen übersetzt von M. Beßmertny.

Nachdruck verboten.

Der Drechsler Gregor Petrow ist im ganzen Umkreise als vortrefflicher Handwerker, aber als liederlicher Bauer bekannt. Jetzt fährt er mit seiner schwerkranken Frau ins Bezirks-Krankenhaus. Er hat ungefähr dreißig Werst zu fahren, und der Weg ist entsetzlich. Kaum daß ein strammer Postkutscher sich durcharbeiten würde, geschweige solch ein schwerfälliger Bärenhäuter wie Drechsler Gregor!

Kalt und schneidig jagt der Wind ihm ins Gesicht. Wohin man blickt, nichts als Schnee, der in hohen Säulen aufwirbelt und stöbert, so daß man zuletzt nicht weiß, kommt der Schnee von oben oder von unten. Der schneeige Nebel verhüllt Wald und Feld und selbst die Telegraphenstangen. Ab und zu stürzt sich solch ein starker Schneewirbel auf Gregor, daß er sogar das Kummet am Schlitten aus dem Auge verliert.

Die hinfällige, altersschwache Stute kann sich kaum weiter schleppen. Alle ihre Kräfte sind erschöpft durch das mühsame Herausziehen der Beine aus dem tiefen Schnee und das beständige Recken des Halses. Der Drechsler eilt. Unruhig springt er ab und

Digitized by Google

zu vom Schlittenbock, steigt wieder auf und peitscht erbarmungslos den armen Pferderücken.

„Du, Matrjona, wein' nicht!“ brummt er — „gedulde dich noch ein Weilchen! So Gott will, sind wir bald im Krankenhaus, dann hört dein Leiden auch bald auf . . . Pawel Iwanowitz, der Doktor, giebt dir irgendwelche Tröpfchen, läßt dir zur Ader oder reibt dir mit Spiritus oder Salbe die Seite — kurz er zieht dir den Schmerz ab! Oho, wer kennt nicht Pawel Iwanowitz! Er schreit, tobt, stampft mit den Füßen, aber — bemühen wird er sich doch! Ein ganz prächtiger, herablassender Herr, Gott schenke ihm Gesundheit . . . Kaum sieht er uns aus dem Fenster kommen, so macht er den schönsten Radau. ‚Was, höre ich ihn schreien, warum kamt ihr nicht zur rechten Zeit? Bin ich dazu da, um mich den ganzen Tag mit euch herumzuplagen? Des Morgens empfange ich, jetzt schert euch zum Teufel!‘“

Immer heftiger peitschte der Drechsler auf das arme Tier los, und ohne nach seiner Alten sich umzusehen, setzte er brummend seinen Monolog fort: „Ich aber werde ganz unterthänigst sagen: Herr Doktor . . . Pawel Iwanowitz . . . so wahr ich mich vor Ihnen bekreuze, noch vor Tagesanbruch fuhr ich von Hause . . . aber wie kann eines zeitig kommen, wenn der liebe Herrgott und die Mutter Gottes in ihrem Zorn solch ein Schneegestöber heruntersenden? Geruhen Sie mal herauszuschauen — ein anständiges Pferd könnte nicht herauskriechen und meines — meines ist ja gar kein Pferd, es ist eine Schindmähre. Da schreit der Doktor wieder, die Augenbrauen zusammenziehend: ‚Wir kennen euch! Ihr findet stets Ausreden, und dich, Grischka, kenne ich nun längst! So etwa fünfmal bist du wohl an die Schenke 'rangefahren.‘ Aber, Euer Gnaden — antworte ich ihm . . . bin ich denn ein Spitzbube, ein Antichrist? Meine Alte stirbt mir schier unter den Händen, und ich werde Schnapsreisen machen? Hol' der Teufel die Schenken . . . Das überzeugt den Doktor, daß ich wahr gesprochen. Er befiehlt sofort dich ins Krankenhaus zu führen. Ich falle ihm zu Füßen . . . wir danken Ihnen gehorsamst, Herr Doktor. Da sieht er mich an, als wenn er mich umbringen wollte und brüllt: ‚Statt mir zu Füßen zu fallen, solltest du Esel keinen Schnaps saufen und lieber an deine Alte denken! Rädern sollte man dich!‘

Gewiß, rädern! Ganz wie Sie befehlen, Herr Doktor! werd' ich sagen, aber wie soll ich Ihnen nicht zu Füßen fallen, wenn Sie doch unser Wohlthäter sind! Eure Hochwohlgeboren . . . wahrhaftig . . . und . . . spuckt mir in's Gesicht, wenn ich lüge . . . sobald nur meine Alte gesund wird, dann haben Sie nur zu befehlen; alles mache ich für Sie! Ein Cigarrenhalterchen aus Königsbirke — Kugelchen zum Croquet — oder Kegel — ich kann es schön genug schnitzen, schöner wie man es im Auslande bekommen kann — und keinen Kopeken nehme ich von Ihnen! Für solch ein Cigarrenhalterchen würde man in Moskau Ihnen vier Silberrubel abnehmen, ich werde aber keinen Kopeken nehmen! Darauf wird der Doktor lachen und sagen: ‚Schön, schön, ich danke dir! Schade nur, daß du solch ein Trunkenbold bist!‘

Nun, mein Alterchen, verstehe ich mit Herrschaften umzugehen? Der Herr ist noch nicht geboren, mit dem ich nicht zu reden verstände! Wollte Gott uns erst aus dem Walde herausführen! Ach, wie das jagt und peitscht! Die Augen sind schon wieder ganz vollgestreut!“

So murmelt der Drechsler ohne Ende. Er plaudert und plaudert, er weiß selbst nicht recht was, nur um sein unbehagliches Gefühl zu betäuben. Der Mund ist voller Worte, doch in seinem Kopfe wühlen noch weit mehr Gedanken und Fragen. Das Unglück traf den Drechsler unerwartet und ungeahnt. Er kann noch nicht recht zu sich kommen, die Wirklichkeit begreifen und irgend einen Gedanken fassen. Ganz harmlos lebte er bis jetzt, grade wie im trunkenen Halbschlummer; er kannte weder Leid noch Freud, und jetzt fühlt er einen stechenden Schmerz im Herzen.

Der sorglose Faullenzer und Trunkenbold kam auf einmal in die Lage eines beschäftigten, sorgenvollen, eiligen Menschen, der selbst mit der Natur kämpfen mußte. Er verfällt in Gedanken und besinnt sich: sein Unglück begann gestern Abend. Als er nach Hause kam — natürlich betrunken — begann er mit der Kraft der alten Gewohnheit zu schimpfen, zu toben und mit den Fäusten um sich zu schlagen.

Digitized by Google

Da aber sah seine Alte ihn an, wie noch nie zuvor. Gewöhnlich hatten ihre altersschwachen Augen den Ausdruck eines Märtyrers, ganz demütig und ergeben, wie ihn Hunde auch manchmal zeigen, die geschlagen und schlecht gefüttert werden. Jetzt dagegen hatte sie einen unbeweglichen, finstren Blick, wie Heilige auf den Bildern oder Tote ihn haben. Da, da — mit diesem harten, vorwurfsvollen Blick begann aber sein Leid! Der heruntergekommene Drechsler erbettelte sich leihweise das Pferd des Nachbars und führte seine Alte ins Krankenhaus, in der Hoffnung, daß der Arzt durch Pulver und Salben ihr den früheren Blick wieder verschaffen werde.

„Hör, du, Matrjona, hm," murmelte er, „sollte der Doktor dich fragen, ob ich dich je geschlagen habe, so sage: niemals! Und ich werde dich auch sicher niemals mehr schlagen. Ich schwöre es dir beim Kreuz! Hab ich dich denn überhaupt je aus Bosheit geschlagen? Ich schlug ja nur so zum Zeitvertreib! Sieh, ich hab Mitleid mit dir — führe dich — plage mich um dich — wer weiß, ob ein anderer das thäte — Herrgott, und wie das wirbelt und stöbert! Gott verhüte nur, daß wir vom Wege abkommen! Nun . . . wie ist dir? Thut die Seite dir weh? Matrjona, ich frag dich doch, warum antwortest du mir nicht? Thut die Seite dir weh?"

Der Drechsler sieht sich rasch nach der Alten um.

Warum thaut der Schnee denn auf ihrem Gesicht nicht auf? denkt er und fühlt, wie es ihn eisigkalt überläuft über den Rücken und bis hinab zu den fast erfrorenen Füßen. Bei mir thaut der Schnee doch und bei ihr . . . hm — sonderbar! . . . Es scheint ihm wirklich sonderbar, daß der Schnee auf ihrem Gesichte nicht thaut und komisch, als ob ihr Gesicht sich in die Länge gereckt und eine weiß-graue, schmutzig-wächserne Farbe angenommen hat, und dabei sieht sie so streng und ernst aus.

„Weißt du, Matrjona, du bist dumm!" — brummt der Drechsler. „Ich bin zu dir heute so gut und du? . . einfach dumm! Bald kehr' ich aber um und führe dich gar nicht zum Doktor!"

Der Drechsler läßt die Zügel sinken und verfällt in Gedanken. Er will sich nach der Alten wieder umsehen — und kann sich unmöglich dazu entschließen. Schauerlich! Sollte er wieder eine Frage an sie richten und wieder keine Antwort erhalten? — Schauerlich! Schließlich faßt er Mut. Er will der Ungewißheit ein Ende machen. Er geht an die Alte heran und ohne sie anzusehen, befaßt er ihre Hand. Die erhobene Hand ist eiskalt und fällt wie ein welker Stengel herab.

„O, sie ist wohl tot! Das hat mir noch gefehlt!"

Und der Drechsler weinte. Er fühlte weniger Schmerz als Ärger. Wie schnell doch alles in dieser Welt zugeht! denkt er. Kaum daß er begonnen hat mit seiner Alten zu leben, sich mit ihr auszusprechen, sie zu bedauern, da ist sie auf einmal auch schon tot! Vierzig Jahre waren sie verheiratet gewesen, doch die vierzig Jahre vergingen wie ein Nebel. Vor steter Trunkenheit, Not und Schlägerei fühlte man kaum das Leben! Und gerade jetzt mußte seine Alte wie zum Possen sterben! Grade jetzt, wo er fühlte, daß er sie gern hat, daß er ohne sie nicht leben kann und daß er ihr schrecklich unrecht gethan hat! „Ja, ja, sie ging betteln!" entsinnt er sich. „Ich selbst schickte sie doch zu fremden Leuten Brot betteln! — Aber welch' ein Pech — hätte sie nur noch zehn Jährchen gelebt, sie hätte doch eingesehen, daß ich nicht solch . . . einer . . . bin!"

„Heilige Mutter Gottes! Wohin fahr' ich denn eigentlich? Jetzt gilt es nicht zu kurieren, aber zu begraben! Umkehren!" Er wendet um und peitscht mit aller Macht auf das arme Pferd. Der Weg wird mit jeder Minute schlimmer. Es stäubt ihm in die Augen, er sieht das Kummet nicht mehr; bald fährt er gegen eine junge Tanne, bald zerkratzt ein dunkler Gegenstand ihm die Hände. Es flimmert ihm vor den Augen, und das ganze Feld verwandelt sich in einen weißen Wirbel von Schneeflocken.

„Wer doch wieder von vorne das Leben anfangen könnte!"

Es fällt ihm ein, daß Matrjona vor vierzig Jahren ein junges, hübsches, munteres Mädchen von einem reichen Bauernhof war. Sie wurde an ihn verheiratet, weil man großes Vertrauen auf seine Tüchtigkeit setzte. Alles war dazu angethan, ein gutes, friedliches Leben zu führen

Digitized by Google

doch leider hat er nach der Hochzeit sich betrunken auf die Ofenbank geworfen und ist bis jetzt noch nicht erwacht! Das war das Unglück! Er entsinnt sich noch der Hochzeit — doch was nachher geschah — und wenn man ihn totschlagen sollte — er wüßte nichts mehr zu sagen, als daß er trank, schlief und sich herumprügelte. So vergingen vierzig Jahre und waren verloren!

Die weißen Schneewolken werden grau. Es tritt die Dämmerung ein.

„Wohin fahre ich? Ich muß doch zur Beerdigung — und fahre ins Krankenhaus! Bin ich denn ganz verrückt?“

Er wendet wieder um, und Hieb auf Hieb trifft das arme Pferd. Die Stute spannt alle ihre Kraft an und läuft wiehernd in mäßigem Trabe. Der Drechsler holt immer wieder mit der Peitsche aus; von hinten hört er deutlich ein Geräusch . . . er sieht sich aber nicht um . . . er weiß genau, es ist der Kopf der Toten, der an den Schlitten schlägt beim rascheren Fahren . . . Die Luft wird dichter und dunkler, der Wind kälter und schneidender.

„Wer doch wieder von vorn das Leben beginnen könnte! Hübsche neue Instrumenterchen wollt' ich kaufen, Aufträge annehmen . . . alles Geld meiner Alten abgeben . . . Das fehlt auch noch!“ Er verliert die Zügel, sucht sie, will sie aufheben, aber die Hände sind steif wie Holz, und er kann die Zügel nicht fassen.

„Ganz gleich!“ denkt er — „das Pferd wird auch so den Weg finden! Ich will mal ein wenig schlafen, ach ja, schlafen . . . bis zur Beerdigung oder bis zur Totenmesse!“

Der Drechsler schließt die Augen und schlummert. Bald merkte er, daß das Pferd stehen bleibt. Er öffnet die Augen und sieht etwas Dunkles, ähnlich einer Hütte vor sich. Er will absteigen und erfahren, wo er sich befindet — doch im ganzen Körper liegt solch eine Erschlaffung, daß er lieber erfrieren will, als sich von der Stelle rühren. Bewußtlos schläft er ein.

Er erwacht in einem großen Zimmer mit weiß gestrichenen Wänden. Durch die Fenster strömt helles Sonnenlicht. Er sieht Menschen vor sich und will vor allen Dingen sich als anständiger und umsichtiger Ehemann zeigen.

„Brüderchen,“ sagt er, „möchte dem Pfarrer Bescheid sagen, daß er eine kleine Seelenmesse lese“ . . .

„Schon gut, gut! Liege nur still!“ unterbricht ihn da irgend einer.

„Himmel, Doktor — Ihre Stimme! Wohlthäter — Euer Hochwohlgeboren . . .“ er will aufspringen und dem Doktor zu Füßen fallen, aber seine Hände und Füße bleiben regungslos.

„Eure Gnaden — wo sind denn meine Füße und Hände?“

„Verabschiede dich von deinen Füßen und Händen! Du hast sie abgefroren! Nun, weine nicht! Hast doch wohl schon deine sechzig Jahre gelebt!“

„O, welch ein Pech! Sagen Sie Herr Doktor, heißt das nicht Pech haben? Verzeihen Sie großmütigst . . . aber Täubchen, Doktorchen, — könnt ich nicht noch fünf, sechs Jährchen leben?“

„Wozu? —“

„Das Pferd gehört ja nicht mir, ich muß es dem Nachbarn abgeben . . . dann — meine Alte begraben . . . Herr Gott, wie rasch geht das alles in dieser Welt! Herr Doktor, ein Cigarrenhalterchen aus Königsbirke — wie's schöner nicht zu finden ist . . . und . . . Croquetkügelchen . . . das alles drechsle ich Ihnen . . .“

Der Doktor macht eine abwehrende Handbewegung und, langsam den Krankensaal verlassend, sagt er leise: „fahr' wohl, armer Drechsler!“

Digitized by Google

Ferienkurse in Jena.

Von

Margarethe Henschke.

Nachdruck verboten.

Soeben werden die Prospekte über die diesjährigen Ferienkurse in Jena veröffentlicht.[1])

Wie haben sich die Zeiten verändert! Noch im Jahre 1883 konnte Professor Lazarus in seiner Trauerrede für Miß Archer, die unvergeßliche Begründerin des Viktoria-Lyceums zu Berlin, die einzigartige Bedeutung dieser Anstalt etwa mit den Worten zeichnen:

„Was ist das Viktoria-Lyceum? Eine Oase in der Wüste!" Und so war es damals. Dort — man kann fast sagen: nur dort — wurde den durstenden, den geistig verschmachtenden Frauen der erfrischende und kräftige Trank aus dem Born der Wissenschaft gereicht. Ja, wie vereinzelt, wie dürftig ausgestattet waren damals die höheren Lehr- und Bildungsanstalten für das weibliche Geschlecht! Das ist inzwischen anders geworden. Die verschiedenartigsten Organisationen sind in den meisten größeren Städten Deutschlands entstanden. Da haben wir „wahlfreie Kurse" in unmittelbarem Anschluß an die Mädchenschule, da kommen Fortbildungs- und Jugendkurse aller Art dem Bedürfnis des nachschulpflichtigen Alters entgegen, da werden Vorbereitungskurse für soziale Hilfsarbeit eingerichtet, in denen dem weiblichen Geschlecht systematische Belehrung und Anweisung für die humanen Aufgaben der Zeit erteilt wird. Und neben all den Vortragscyklen für Damen, die in buntester Mannigfaltigkeit fast alle Gebiete menschlichen Wissens berühren, finden wir die langersehnten wissenschaftlichen Unterrichtskurse für Lehrerinnen mit festem Plan und festem Ziel. Frauen-Gymnasien und Gymnasialkurse werden in deutschen Städten gegründet; schon stehen die Pforten der Universität offen, um die Frauen, wenn auch leider immer nur noch als Gäste, nicht als gleichberechtigte akademische Bürgerinnen, in ihre Hörsäle aufzunehmen.

So erfreulich das alles ist, eine neue Schwierigkeit erwächst aus dieser neuen Situation. Hatten wir früher die „Wüste", so haben wir jetzt das Chaos. In diesem chaotischen Durcheinander ist es jedoch für den einzelnen nicht leicht, sich zu orientieren und das ihm Gemäße herauszufinden. Was aber den Lehrerinnen (und auch den Lehrern) vor allem not thut — mehr als alles Einzelwissen in Einzelfächern — *das ist eine vertiefte pädagogische Bildung*. Von dieser Überzeugung ausgehend, möchte ich mir gestatten, die Aufmerksamkeit unserer Lehrerinnen auf die *Jenenser Ferienkurse* zu lenken.

Nicht jede Lehrerin wird in der Lage sein, sich der mehrjährigen Vorbereitung zum Oberlehrerinnenexamen zu unterziehen oder von der endlich errungenen Erlaubnis zum Besuch der Universitätsvorlesungen Gebrauch zu machen; aber wohl jede Lehrerin ohne Ausnahme fühlt schmerzlich die Lücken ihres Wissens und Könnens und sehnt sich nach Anregung und Anleitung zu eigener wissenschaftlicher Arbeit. Doch gerade bei der Fülle der heutigen Bildungsgelegenheiten wird nicht immer das Richtige gewählt. Leicht kommen selbst die strebsamsten Lehrerinnen in die Gefahr, bald dies, bald jenes zu versuchen, einem gewissen Irrlichterieren auf geistigem Gebiet zu verfallen.

Im Gegensatz hierzu bieten die Jenenser Ferienkurse eine Auswahl von Lehrfächern, die für jeden Lehrer und jede Lehrerin, ohne Unterschied, die grundlegenden sein sollten. Der Pädagogik und den verwandten Disziplinen wird dort eine Pflege zu teil, wie an keiner anderen Lehrstätte Deutschlands. Steht doch auch an

[1]) Dieselben werden am 2. August eröffnet; Schluß am 14. resp. 21. August. Anmeldungen nehmen entgegen Herr Prof. Detmer und Herr Prof. Rein in Jena.

Digitized by Google

der Spitze des Unternehmens neben Professor Dettmer Professor Rein, auf dessen hervorragende pädagogische Wirksamkeit erst hinzuweisen wohl überflüssig sein dürfte. Sein Name ist nicht nur in den pädagogischen Kreisen Deutschlands, sondern auch des Auslandes wohl bekannt. Für die einzelnen Lehrfächer sind vorzügliche Kräfte gewonnen. Die Organisation ist ebenso einfach wie praktisch. Es wird in jedem Einzelfach täglich eine Vorlesung gehalten und zwar so, daß die Teilnahme an allen Fächern einer Gruppe möglich ist. Die pädagogische Gruppe umfaßt nach dem diesjährigen Prospekt folgende Fächer: Allgemeine Physiologie; physiologische Psychologie; Schulhygiene; Einleitung in die Philosophie; allgemeine Didaktik; spezielle Didaktik mit praktischen Übungen; Theorie des Handarbeitsunterrichts. Die planvolle Auswahl der einzelnen Unterrichtsfächer, ihre enge Zusammengehörigkeit, ihre Gruppierung um einen idealen Mittelpunkt: die erziehliche Aufgabe des Lehrers — das alles wirkt in einem Grade fördernd, wie man es von 14tägigen Kursen kaum erwarten sollte. Wenn irgendwo, so findet hier die Herbartsche Lehre von der Konzentration des Unterrichts, von dem gewaltigen Einfluß eines festgeschlossenen, einheitlichen Vorstellungskreises ihre glänzende Illustration. Wir werden hier unwiderstehlich in diesen Gedankenkreis hineingezogen, der uns auch nicht losläßt, lange nachdem wir die Kurse verlassen haben.

An sich nicht weniger interessant, nur nicht von so spezieller Bedeutung gerade für die Lehrerwelt, sind die anderen Kurse: Sprachkurse und deutsche Litteraturgeschichte für Ausländer, Religionsgeschichte, Kulturgeschichte, Kunstgeschichte. Nur für Männer (für Lehrer der Naturwissenschaften an höheren Lehranstalten) sind die Kurse in Astronomie, Botanik, Physik und Zoologie bestimmt.

Einem Bedenken möchte ich noch begegnen. Sollen die Lehrerinnen nach der anstrengenden Berufsarbeit des Jahres nun auch noch ihre Ferien oder mindestens einen Teil derselben einer neuen Arbeit opfern? Ist denn nicht vollkommene Muße, das freie Streifen in Wald und Feld ihr Recht, ja gewissermaßen eine Pflicht der Selbsterhaltung? Nicht jedes paßt für jeden. Gewiß wird für unzählige nach ihrer angreifenden Schulthätigkeit, nach aller trockenen Büchergelehrsamkeit das vollständige Ausspannen und Ausruhen an irgend einem stillen Fleck in Gottes schöner Welt ein unabweisliches Bedürfnis sein. Aber eben so gewiß werden andere, die während der Jahresarbeit vor allem den Druck empfinden, immer geben zu müssen, geradezu beglückt sein, auch einmal wieder empfangen zu dürfen; nach der Verantwortlichkeit des Lehrens fühlen sie doppelt freudig die Lust des Lernens; nach der Anstrengung, sich immer zu dem Niveau des Schülers herabzulassen, ist es ihnen eine Wohlthat, selbst zu einem höheren Niveau emporgehoben zu werden, und die geistige Erfrischung, die ihnen hier zu teil wird, wirkt belebend und erfrischend auf ihren ganzen Organismus ein. Dazu kommt der anregende Verkehr mit den Kursisten, Lehrern und Lehrerinnen aus aller Welt, dazu kommen die gemeinsamen Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung der anmutigen Saalestadt, die tausend lieben und interessanten Eindrücke, die dieser erinnerungsreiche Boden uns auf Schritt und Tritt gewährt — so ist neben dem Ernst wissenschaftlicher Arbeit auch für körperliche Erholung, für seelische Erfrischung und Erhebung die reichste Gelegenheit geboten.

Wo aber die Ferienzeit mit den Jenenser Kursen nicht zusammenfällt, wie in unsern östlichen Provinzen, da sollte von den Schulleitungen den sich darum bewerbenden Lehrerinnen ein 14tägiger Urlaub nicht versagt werden. Kommt doch jede gesteigerte Berufstüchtigkeit und Berufsfreudigkeit der Lehrenden der Schule selbst zu gute!

Auch auf einen praktischen Punkt sei mir gestattet hinzuweisen. Bei 10 Mark wöchentlicher Miete oder 25 Mark wöchentlich für volle Pension ist man in Jena trefflich aufgehoben. Die kleinstädtische Gemütlichkeit zeigt sich hier von ihrer besten Seite. Von allen Teilnehmerinnen der vorjährigen Ferienkurse wurde das liebenswürdige Entgegenkommen ihrer Wirtinnen rühmend und dankbar hervorgehoben.

Möchten recht viele unserer deutschen Lehrerinnen in diesem Sommer der freundlichen Einladung nach der stillen Musenstadt an der Saale, nach der kleinen Stadt mit ihren großen Erinnerungen, Folge leisten. Sie werden es nicht bereuen.

Digitized by Google

Erwerbsthätigkeit.

Erwerbsmöglichkeiten für Frauen.

Nachdruck verboten.

Unter diesem Titel ist vor kurzem bei Franz Ebhardt u. Co. (Berlin W. 50, Preis 2,60 M.) ein Buch von Frau Eliza Ichenhäuser erschienen, mit dem weiten Kreisen ein wirklicher Dienst geleistet ist. Es ist in der That, was es zu sein verspricht: ein praktischer Ratgeber für erwerbsuchende Frauen in allen Angelegenheiten der Vorbildung, der Anstellung und der sozialen Selbständigkeit. Frau Ichenhäuser kennt ihr Gebiet gründlich und hat keine Mühe gescheut, ihre Angaben in Bezug auf Vorbereitung ꝛc. zuverlässig zu machen, was bei dem steten Wechsel auf allen Erwerbsgebieten keineswegs leicht war. Das Buch führt nicht weniger als 140 Einzelberufe auf, trotzdem die Arbeiterin, die Handwerkerin und die Unternehmerin summarisch behandelt werden. Um einen Begriff von der Behandlung und Anordnung der einzelnen Berufe zu geben, bringen wir mit gütiger Erlaubnis der Verfasserin einen der Artikel hier zum Abdruck.

Die Krankenpflegerin.

Werdet Krankenpflegerinnen! ist ein Ruf, der an die große Anzahl berufloser Frauen oft ergeht und zwar gerade von jener Seite, die mit diesem Rat gleichzeitig die Thüre anderer Berufe vor den Frauen fest verschließen möchte.

Daß die Krankenpflege ein schöner, ja erhabener Beruf ist, wird allseitig anerkannt, die Erkenntnis jedoch, daß gerade weil er dies ist, unmöglich der oder die erstbeste dafür auch geeignet ist, ist den wenigsten aufgegangen.

Wer sich der Krankenpflege widmen will, muß sich doppelt und dreifach prüfen, ob er für dieses Amt auch geeignet ist. So gut man zur Kunst Talent, zur Schriftstellerei Geist, zum Lehrberuf pädagogische Anlagen haben muß, so gut müssen zum Krankenpflegerberufe ein echtes Samariterherz und große Opferfähigkeit vorhanden sein. Ja, sie sind hier vielleicht unentbehrlicher, als das Talent zur Kunst u. s. w., weil man in Kunst, Schriftstellerei und anderen Berufen nur sich selbst schädigt, wenn man den unrichtigen Beruf gewählt hat, indem man einfach in demselben nicht vorwärts kommt, in der Krankenpflege aber nicht allein sich selbst, sondern auch die große Zahl jener armen Patienten schädigt, die dem Betreffenden in Pflege übergeben wurden. Sie, die Unschuldigen, müssen darunter leiden, daß jener oder jene sich über sich selbst getäuscht haben.

Ganz besonders nahe lag die Gefahr dieses Irrtums in der bisher üblichsten Form der Krankenpflege, nämlich in der Krankenpflege in den bezw. durch die Diakonissenhäuser. So unendlich großen Segen sie auch verbreitet haben, seit Pastor Fliedner das erste derselben im Jahre 1836 in Kaiserswerth am Rhein begründete, — aus dem über sechzig Mutterhäuser hervorgegangen sind, die über ganz Deutschland und zum Teil sogar im Ausland verstreut sind, — so ist es doch nicht zu leugnen, daß ihre Organisation, bezw. ihre Bedingungen, manche erhebliche Fehler aufweisen. Das Vorbild der Mutterhäuser ist die Familie, aber der Zwang, den das Oberhaupt der Familie gewöhnlich ausübt, erstreckt sich heute meistens nur bis zu dem Alter, in dem die Kinder majorenn werden, bei den Mutterhäusern jedoch währt er stets; die Diakonissen bleiben in steter Abhängigkeit von demselben, sie dürfen weder über sich selbst, noch über sonst etwas bestimmen, und das entspricht nicht mehr ganz den modernen Anschauungen über das Selbstbestimmungsrecht. Einer der wundesten Punkte scheint mir der folgende, auf den ich oben bereits anspielte, zu sein: Nach einer kurzen Probezeit muß die Betreffende, die sich zur Diakonisse ausbilden will und nicht eine Kaution zu stellen in der Lage ist, sich dem betreffenden Mutterhause auf eine Reihe von Jahren (etwa 6) verpflichten. Das ist insofern nicht richtig, als erstens jeder Zwang der richtigen liebevollen Berufsausübung hinderlich ist, und ferner als derjenigen, die sieht, daß sie sich getäuscht und den für sie falschen Beruf erwählt hat, eine rechtzeitige Umkehr unmöglich gemacht wird.

Digitized by Google

Diese und andere Fehler der Organisation der Mutterhäuser sind auch von anderer Seite längst erkannt worden, und man hat verschiedentlich andere Formen gesucht. Die letzte grundsätzlich neue Gestaltung der weiblichen Diakonie ist die des Evangelischen Diakonievereins. Der Begründer desselben, Dr. Friedrich Zimmer, hat die Bewegungen unserer Zeit erfaßt und will durch den Diakonieverein den Versuch machen, vermittelst der Diakonie an der Lösung der Frauenfrage mitzuarbeiten. Dies unterscheidet ihn von den anderen Organisationen der weiblichen Diakonie, die zwar indirekt, aber doch wohl niemals grundsätzlich an der Lösung der Aufgabe mitgeholfen haben, dem weiblichen Geschlecht als Ganzem zur wirtschaftlichen Selbständigkeit zu verhelfen.

Der evangelische Diakonieverein vermittelt zunächst die technische Ausbildung (dieselbe findet in Krankenhäusern statt und zwar kostenlos) und überläßt grundsätzlich die Form, in der die von ihm ausgebildeten Mitglieder Diakonie treiben wollen, ihrer eigenen Wahl; er leitet die Ausführung der Diakonie nicht selbst, wie die Fliedner'schen Diakonissenhäuser, sondern stellt dafür nur die technisch vorgebildeten Personen und überläßt es diesen ganz, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten, wenn sie wollen, zum Erwerb zu benutzen, oder wenn sie in die Diakonie, die geordnete Liebesthätigkeit einer christlichen Gemeinschaft eintreten wollen, sich ganz nach ihren Wünschen unter die Leitung eines Mutterhauses oder unter die kirchlichen Organe einer Einzelgemeinde (nach der Form von Pastor Rinck) oder einer Provinzialkirche (Mecklenburgische Organisation) zu stellen. Sein Unterschied von den übrigen Formen der Diakonie ist aber die volle Selbständigkeit der Berufsarbeiterinnen. Dabei schafft er in seinem Schwesternverband, in welchem die Schwestern sich gegenseitig stützen und durch Hilfs- und Pensionskassen ihre Zukunft sichern sollen, den ideellen und materiellen Rückhalt einer Berufsgenossenschaft[1]).

Während die Fliedner'schen Diakonissenhäuser und der Evangelische Diakonieverein kirchliche Gemeinschaften bilden und auf positiv kirchlicher Grundlage bauten, bilden die Schwestern vom roten Kreuz eine interkonfessionelle Gemeinschaft, die auf das Bekenntnis keinen Wert legt. Sämtliche Anstalten, die das rote Kreuz im weißen Felde führen, haben allerdings den äußeren Charakter und die Einrichtung der Diakonissenhäuser, auch die Ordenstracht, unterscheiden sich von jenen aber, wie gesagt, durch den interkonfessionellen Charakter; eine Ausnahme hierin macht das Clementinenhaus in Hannover, das auf Wunsch seiner Begründerin ebenfalls der Kirche seines Distriktes angegliedert ist.

Zum Eintritt in eines der Diakonissenhäuser ist durchschnittlich das Lebensalter zwischen 18 und 35 bis 40 Jahren erforderlich. Man hat an den Vorstand des betreffenden Diakonissenhauses — Name ist nicht erforderlich — ein versiegeltes Sittenzeugnis des Seelsorgers, ein Gesundheitsattest des Arztes, einen kurzen, selbstverfaßten Lebenslauf mit Angabe des Standes der Eltern, sowie ihre oder des Vormundes schriftliche Einwilligung in den Entschluß der Tochter und einen Tauf- und Konfirmationsschein einzusenden.

Einige Tüchtigkeit in Handarbeiten und anderen weiblichen Beschäftigungen ist erforderlich, auch muß die Aspirantin richtig deutsch sprechen und lesen, gut schreiben und rechnen können.

Jede in der Berufsarbeit unfähig gewordene Diakonisse wird von ihrem Mutterhause verpflegt. Jedes Mutterhaus erwartet von einer Diakonisse, daß dieselbe bei einem etwaigen Heiratsantrag den Rat ihres Vorstandes einhole „doch bleibt ihre Freiheit gewahrt, und das Mutterhaus entläßt die Schwester, wenn sie sich zur Ehe entschlossen hat, im Frieden mit seinem Segen".

In die Diakonieseminare des evangelischen Diakonievereins sind aufnahmefähig evangelische Jungfrauen, Frauen und Witwen im Alter von 20—35 Jahren, welche Mitglieder des evangelischen Diakonievereins sind. Persönliche Voraussetzungen der Aufnahme sind: christliche Gesinnung, ehrenhafter Charakter, unanstößiges Vorleben, Neigung und Begabung zum Diakoniedienst, körperliche Rüstigkeit, allgemeine Bildung, gemessen an der Fähigkeit, eigene Gedanken klar und geordnet in deutscher Sprache niederzuschreiben, und für die Pflegediakonie gründliche praktische Kenntnis der gesamten Hauswirtschaft. Die Anmeldungen sind für alle Abteilungen an den Vorstand des evangelischen Diakonievereins, Prof. Dr. Zimmer in Herborn, Bez. Wiesbaden, zu richten. Dem Gesuch ist außer Rückporto beizufügen: eine selbstverfaßte Lebensskizze, ein ärztliches Gesundheits- und ein pfarramtliches Sittenzeugnis, die Zeugnisse über etwaige frühere Stellungen und die Photographie der Bewerberin. (Schluß folgt.)

[1]) Siehe Näheres in „Der Evangelische Diakonieverein" von Prof. Dr. Zimmer, Verlag des Evangelischen Diakonievereins, Herborn.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* Frau **Anna Schepeler Lette** hat am 23. April d. J. auf eine 25jährige Thätigkeit als Vorsitzende des Lette-Vereins zurückblicken dürfen. Da die Fertigstellung dieser Nummer schon vor diesem Tage erfolgen mußte, so ist es uns leider nicht möglich, einen Bericht über seinen Verlauf zu bringen. Auf die hohen Verdienste hinzuweisen, die sich die Jubilarin um die Erwerbsthätigkeit der Frau und damit um die ganze Frauenbewegung erworben hat, würde völlig überflüssig erscheinen, wenn nicht vieles von dem, was sie zuerst in die Wege geleitet hat, heute, wo auch die kleinste Stadt irgend welche Ausbildung für Frauenerwerb zu schaffen sucht, ganz selbstverständlich und in das Gemeinbewußtsein übergegangen erschienen. So sei immer wieder darauf einmal hingewiesen, was wir dem Letteverein und seiner Leiterin, die in seltener Pflichttreue, Selbstaufopferung und mit klarem Verständnis ihrer Aufgaben fünfundzwanzig Jahre hindurch in Vollkraft gewirkt hat, verdanken. Sie wird diesen Dank aber auch an ihrem Ehrentage voll empfunden haben.

* **Die Eröffnung der Ausstellung des Vereins für verbesserte Frauenkleidung** in Berlin fand am 11. April, Leipzigerstraße 102, statt. Die Vorsitzende des Vereins, Frau Oberstlieutenant Pochhammer, wies in einer kurzen Ansprache auf das schnelle Anwachsen des Vereins hin und das Interesse, das er in weiteren Kreisen erregt habe, da er einem dringenden Bedürfnis der heutigen Frauenwelt entgegenkommt. Die Versammelten besichtigten sodann die Ausstellung, in der sich sämtliche zur Frauenkleidung nötigen Stücke vertreten fanden. Da war die Reformunterkleidung, die Hemdhose in stärkerem, sowie in äußerst feinem und weichem Gewebe, das Leibchen, der Brustgürtel als Ersatz des Korsetts (von Frau Prof. Albrecht konstruiert), die Rockhose und der kurze Rock, hier in einfacherer, dort in hocheleganter Herstellung. Zwei Radfahrerinnenkostüme seien erwähnt, die der Röcke nicht entbehrten und dadurch einen besonders ansprechenden Eindruck machten. Ebenso anmutend waren einige nach neuer Façon gearbeitete sehr hübsche Haus- und Straßentoiletten. Jedenfalls bewies schon diese beschränkte aber recht interessante Ausstellung, wie sich bei einer verbesserten Frauenkleidung hygienische und praktische Rücksichten sehr wohl mit Zierlichkeit und Ausprägung eines individuellen Geschmacks vereinen können.

* **Die Rechtskommission des Bundes deutscher Frauenvereine** hat dem Reichstag folgende Petition, betreffend den Entwurf eines Handelsgesetzbuches eingereicht. Der Reichstag wolle beschließen:

1. Daß in das Einführungsgesetz zum Handelsgesetzbuch eine Bestimmung aufgenommen werde, dahin gehend, daß die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches im § 1354 auf eine Handelsfrau keine Anwendung finden, wenn der Mann stillschweigend oder durch Unterlassen der Einspruchs-Eintragung in das Güterrechtsregister seine Einwilligung zu dem Handelsbetrieb der Frau beim Beginn desselben oder beim Beginn der Ehe gegeben hat, oder seine Zustimmung auf Antrag der Frau durch das Vormundschaftsgericht ersetzt worden ist.

2. In § 57 sind die Worte: „soweit die Natur des Betriebes es gestattet" zu streichen.

3. Dem § 64 Nr. 4 ist hinzuzufügen: wenn sich der Prinzipal, sein Stellvertreter oder ein sonstiger mit der Aufsicht betrauter Angestellter Thätlichkeiten, Ehrverletzungen oder unsittliche Zumutungen gegen den Handlungsgehilfen zu Schulden kommen läßt.

* **In Nürnberg** hat sich ein Komitee von 36 Damen, unter der Vorstandschaft der Pflege- und Krippenanstalt stehend, freiwillig der Aufgabe unterzogen, die vom Stadtmagistrat gesetzlich angeordnete Bewachung solcher Personen zu übernehmen, die sich mit der Pflege sogenannter Kostkinder befassen. Sie werden sich dauernd von dem Ergehen, der Verpflegung ꝛc. der ihnen nach Bezirken zugeteilten Kleinen überzeugen. Es ist leicht ersichtlich, welcher Segen auf diesem Gebiet durch das thatkräftige Eingreifen erfahrener, scharfblickender Frauen in einer so dicht bevölkerten Fabrikstadt, wie Nürnberg, geschaffen werden wird.

Digitized by Google

Hoffentlich findet das Beispiel in andern Großstädten Nachahmung.

* **Die Baronin Possauer von Ehrenthal** promovierte vor kurzem in Wien als erste Frau, welche den Doktortitel in Österreich erlangt hat. Sie hatte schon in Zürich den Titel eines Dr. med. erworben, mußte aber das Examen wiederholen, um auch in Österreich bestätigt zu werden.

* **Die Petersburger „Frauen-Gesellschaft zur gegenseitigen Unterstützung"** entfaltet ein sehr reges Leben. Die Unterstützung ist als materielle und intellektuelle im weitesten Sinne aufzufassen. Die Frau Dr. Schabanowa hält Vorträge über die „erste Hilfe bei Ohnmachten und verschiedenen Unglücksfällen", Mme. Litwinowa, Dr. phil., liest über die „Moralphilosophie" und Mme. Schepkina „über das Eindringen der Schulbildung in Rußland." Diese ersten neun Vorträge sollen fürs nächste Jahr zu einer Organisation im größern Stile führen und den Charakter von Kursen tragen zum Nutzen derjenigen lerneifrigen Frauen, die nicht die Möglichkeit haben, Universitätskurse oder sonstige höhere Bildungsanstalten zu besuchen.

* **Paris.** Zwei weibliche Assistenten des Fabrikinspektorats sind vom Generalrat des Seine-Departements neu angestellt worden. Über die Frage ihres Gehalts entspann sich eine lebhafte Debatte, bis schließlich ein Antrag, in Bezug auf die Remuneration keinen Unterschied der Geschlechter gelten zu lassen, mit schwacher Mehrheit durchging.

* **Totenschau.** Unerwartet starb am 23. April die Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar, die sich weit über ihr Land hinaus durch die großherzige Förderung, die sie der Litteraturforschung zu teil werden ließ, ein dauerndes Andenken gesichert hat. Obwohl eine niederländische Prinzessin, ist sie doch in Weimar zu einer ganz deutsch empfindenden Frau geworden, die den regsten Anteil an der Pflege der großen Überlieferungen des Weimarer Hofes nahm. Unermüdlich war sie auf dem weiten Gebiet der Wohlfahrtsbestrebungen thätig; allgemein war die Verehrung, die sie in Weimar genoß; ebenso allgemein die Trauer. Ihr Tod bedeutet für zahlreiche Anstalten, denen sie ihre thätige Teilnahme zugewandt hatte, einen unersetzlichen Verlust. — Am 1. April starb in Dresden, 87 Jahre alt, Thekla von Gumpert, in weiten Kreisen durch ihre Jugendschriften bekannt. Besonders „Herzblättchens Zeitvertreib" und das „Töchteralbum" sind in unzähligen Exemplaren verbreitet worden. Wenn sich auch mancherlei gegen die darin gegebene Lebensauffassung sagen läßt, so wird doch eins der Verfasserin nicht bestritten werden können: ein idealer Sinn und ein auf ernste Ziele gerichtetes Streben, das sie auch ihren jungen Lesern einzuflößen sucht. — Thekla von Gumpert wurde am 28. Juni 1810 in Kalisch geboren, war längere Zeit Erzieherin bei der Fürstin Luise Radziwill und beim Fürsten Czartoryski und verheiratete sich 1856 mit dem Legationsrat Franz von Schober, mit dem sie nach Dresden übersiedelte.

Bücherschau.

„Mia Holms Mutterlieder", illustriert von Adolf Münzer. (München, Albert Langen.) Jedes Blatt, daß sich ernsten Frauenbestrebungen, sowie solchen Frauenleistungen, die den Dilettantismus weit hinter sich lassen, zuwendet, sollte auch bedeutenden Arbeiten auf dem Gebiete der Kunst seine Beachtung zuwenden und die Öffentlichkeit von einem Ereignis auf diesem Gebiete in Kenntnis setzen.

Die Lyrik ist ja eigentlich der Dornenacker unserer heutigen Litteratur, der selten etwas anderes trägt, als Unkraut und Disteln. Deshalb möchte ich es als ein Ereignis bezeichnen, wenn die blaue Blume echtester Poesie sich gerade hier einmal erschließt.

Mia Holms Mutterlieder rühren und entzücken menschlich, fesseln künstlerisch und werden noch dazu mächtig unterstützt durch die hochmodernen, geradezu meisterhaften Illustrationen. Was für ein Wunder der Technik ist nicht allein die zarte Wiedergabe dieser stets dem Texte sich anschmiegenden, wuchtig ergreifenden, oder auch kaum hingehauchten Bilder.

Ich habe irgendwo gelesen, diese Lieder seien fromme, aber viele werden das nicht finden; denn nur an einer Stelle findet der Mutterschmerz den Weg zu der Gottesmutter, die das Schwert im Herzen trägt. Sonst ist Tod und Leben, Lust und Leid im edelsten Sinne menschlich aufgefaßt. Hie und da gesellt sich dazu ein tief bohrender, mehr sinnender als religiöser Mystizismus, namentlich in den visionären Erscheinungen des verstorbenen Kindes. Gerade hier, wo die Worte der Lieder zu den höchsten Flammen der Leidenschaft werden, schließt sich, wie ein diskret begleitender Klavierspieler, der Zeichner der Dichterin am zartesten an.

Ueberhaupt sind die sämtlichen Lieder durch und durch musikalisch und könnten, entsprechend komponiert und vorgetragen, erst den höchsten Genuß gewähren, den die Lyrik überhaupt zu bieten vermag. Adine Gemberg.

Digitized by Google

„Das Museum" (W. Spemann, Berlin und Stuttgart, Preis pro Lieferung 1 Mark), das zu Weihnachten schon seinen ersten Band zu 20 Lieferungen vollendet hatte, erobert sich mit jeder Nummer ein weiteres Publikum. Ganz Hervorragendes bietet wieder die zuletzt erschienene (fünfte) Lieferung des neuen Jahrganges. Das Lenbach'sche Bild von Kaiser Wilhelm I., die liebenswürdige Schadow'sche Marmorgruppe der Königin Luise und ihrer Schwester Friederike, sowie das Böttner'sche Bild der Königin Luise, das sich in Cassel im Schloß Bellevue befindet, sind Konzessionen an die Jahrhundertfeier, die in dieser geschmackvollen Auswahl sicher willkommen geheißen werden. Das Heft bringt außer einer Figur vom Tempel zu Aegina und der Reiterstatue Konstantins von Lorenzo Bernini (Rom, Vatikan) noch ein vorzüglich ausgeführtes Doppelbild des Murillo: die unbefleckte Empfängnis, und eine höchst stimmungsvolle Landschaft von Jan Hackaert: die Eschenallee, die in der Reproduktion die reizvollen Kontraste von Licht und Schatten mit Naturtreue wiedergiebt.

„Jugenderinnerungen." Von Sonja Kowalewska. Aus dem Russischen übersetzt von Louise Flachs-Fokschaneanu. (Berlin, S. Fischer, 3 Mark.) Wenn die Jugendgeschichte einer hochbedeutenden Frau schon an und für sich rege Anteilnahme weckt, so kommt bei Sonja Kowalewska hinzu, daß sie in der That etwas aus ihrer Jugend zu erinnern hat. Die Schilderung ihres Kindheitslebens in einem großen russischen Haushalt, die Darstellung der sechziger Jahre, in denen in Rußland der Kampf der „Alten" mit den „Jungen" begann und so manche Scene, in der das frühreife, erregte Kind die leidenschaftliche Frau vorahnen läßt, müssen lebhafte Anziehung üben.

„Gedanken eines Japaners über die Frauen," insbesondere die japanischen. Aus dem Japanischen übersetzt vom Verfasser Dr. Riotaro Hata. (Wien, A. Hartleben, Preis 2,25 Mark.) Das kleine Buch berichtigt unsere Gedanken über die Lebensweise japanischer Frauen in vielfacher Beziehung. Im ganzen zeigt es uns merkwürdig viel Vergleichspunkte mit Europa: ein Satz wie: „dreimal mußte die Frau Nachgiebigkeit üben, als Mädchen gegenüber ihren Eltern, als Frau gegenüber dem Manne und als Witwe gegenüber ihren Söhnen, und ihr ganzes Leben war damit erschöpft", klingt uns garnicht so seltsam, so wenig wie: „die Vergnügungen beanspruchten die Männer für sich allein, den Frauen überließen sie nur die Unannehmlichkeiten des Lebens." Der Verfasser ist modernen Gedanken durchaus nicht unzugänglich; der Ausspruch: „eine Frau sollte stets imstande sein, ihren Erwerb selbst zu finden, selbst wenn sie eine hohe Stellung einnimmt und mit vielen Glücksgütern gesegnet ist", erhebt diesen Japaner über manchen Europäer.

„Blätter für Haus- und Kirchenmusik", herausgegeben von Professor Ernst Rabich. (Langensalza, Beyer u. Söhne. Monatshefte. Preis 3 Mark pro Semester.) Diese neue musikalische Zeitschrift vornehmen Stils, die sich schon durch ihre hochbedeutenden Mitarbeiter empfiehlt, wird sich voraussichtlich schnell einbürgern. Sie bringt kritische, biographische, methodische und musikgeschichtliche Abhandlungen, eine Fülle kleinerer Mitteilungen, Besprechungen neuer Musikalien, sowie wirklich wertvolle musikalische Beigaben. Die bis jetzt erschienenen drei Nummern machen einen sehr gediegenen Eindruck sowohl dem Inhalt als der Ausstattung nach.

„Frauengestalten in der Geschichte der Pädagogik." Kulturgeschichtliche Skizzen zur Frauenfrage von Karl Supprian. (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, Preis 4 Mark.) Das Buch enthält eine Reihe von Skizzen aus dem Frauenleben, soweit es mit der Geschichte der Pädagogik zusammenhängt, beginnend mit Vorchristlichem und Biblischem und mit den Hohenzollernfrauen schließend. Besonders eingehende Kapitel sind den wirklichen und erdichteten Frauen um Heinrich Pestalozzi und den Männern und Frauen aus der Zeit der religiös-sittlichen Erneuerung vor und nach den Freiheitskriegen gewidmet. Sie bringen manches treffende Urteil. Befremdend wirkt unter der Rubrik: „Schriftstellerisches" die Empfehlung des Buches von Albert Goerth, das so vielfache und gerechte Verurteilung erfahren hat.

„Meister der Tonkunst." Ein Stück Musikgeschichte in Biographieen. Von Elise Polko. (Wiesbaden, Lützenkirchen und Brücking.) Nach dem Einleitungswort der Verfasserin soll das Buch, das in kurzen, lebendig geschriebenen Skizzen Mozart, Beethoven, Weber, Kreutzer, Marschner, Lortzing, Schubert, Mendelssohn, Schumann und Wagner behandelt, keinerlei musikalisch-kritische Analyse, kein streng chronologisches Aufzählen der verschiedenartigen Werke geben, sondern „ein einfacher Hinweis aus warmem Frauenherzen" sein auf die Fülle von ernster Arbeit, die jene Meister hervorgebracht und die heilige Pflicht der Dankbarkeit. Als solcher dürfte er besonders im Kreise junger Mädchen einer günstigen Aufnahme sicher sein.

„Münchener Porträts." Nach dem Leben gezeichnet von Louise von Kobell. (München, C. H. Beck, Preis 2,50 Mark.) Es ist eine Reihe feiner Federzeichnungen, welche die Verfasserin uns bietet. Max von Pettenkofer, Franz von Lenbach, Franz Defregger, Hermann Lingg, Karl von Voit, Björnstjerne Björnson und andere, denen München Heimat ist oder Gastfreundschaft geboten hat, erfahren eine liebevolle und feinsinnige Würdigung.

„Krankenpflege." Handbuch für Krankenpflegerinnen und Familien von Dr. Julius Lazarus. Mit zahlreichen Abbildungen. (Berlin N., Julius Springer, Preis gebd. 4 Mark.) Das aus unmittelbarer Praxis hervorgegangene Buch soll für die Pflegerinnen ein Nachschlagebuch bilden für das, was sie in ihrer Lehrzeit theoretisch und praktisch gelernt haben, sowie für die Familien ein Handbuch, wenn es sich darum handelt, den Anordnungen des Arztes im Falle von Krankheit im Hause das nötige Verständnis entgegenzubringen. Es ist sehr übersichtlich angeordnet; unter die großen Abteilungen: Beschaffenheit des menschlichen Körpers, allgemeine Krankenpflege und Krankenbehandlung ist alles gebracht, was das Verständnis der Krankenpflege fördern und der praktischen Krankenpflege dienen kann. Die Abbildungen erleichtern das Verständnis wesentlich.

Digitized by Google

„Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert." Von Werner Sombart, Professor an der Universität Breslau. (Jena, Gustav Fischer, Preis 50 Pf.) Sombarts vielbesprochene Schrift trägt das Motto: „Je ne propose rien, je ne suppose rien, j'expose." Und sie trägt es mit Recht. Sie bringt eine außerordentlich klare Darlegung der historischen Entwickelung des Sozialismus; sie lehrt die Bewegung begreifen „in ihrer notwendigen Bedingtheit, in ihrer kausalen Verknüpfung" und zeigt, daß sie nicht gemacht, sondern geworden ist. Eine interessante Chronik der sozialen Bewegung von 1750—1896 ist der Schrift beigegeben.

„Der häusliche Beruf und wirtschaftliche Erfahrungen." Von Lina Morgenstern. 5. Aufl. (Berlin, Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung). Von der verdienten Begründerin der Berliner Volksküchen erscheint hier schon in 5. Auflage ein praktisches Handbuch, aus dessen reichem Inhalt wir folgende Kapitel hervorheben: Die Frau in der Familie. Der häusliche Beruf. Buchführung. Einkauf. Warenkunde. Kredit. Wert geregelter Hausordnung. Erleichterung der Arbeit. Gute und schlechte Gewohnheiten. Der Einfluß der Jahreszeiten auf die Hauswirtschaft. — Unsere Wohnungen; sehr speziell ausgearbeitet ist hier die Einrichtung der Zimmer und Wirtschaftsräume. — Ueber Feuerungsanlage, Geschichte und Wert des Brennmaterials. Sehr eingehend sind die Kapitel über Kleidung und Behandlung der Wäsche. Neu hinzukamen: der Beruf der Landwirtin, Molkereibetrieb, Geflügelzucht, Aufzucht und Mästung der Haustiere, Obst und Gemüsegarten, Bienenzucht.

„Der Evangelische Diakonieverein." Seine Aufgaben und seine Arbeit. Von D. Dr. Friedrich Zimmer. 4. verm. Auflage. (Herborn, 1897, Verlag des Evang. Diakonievereins. Preis 1 M.) Daß das kleine, von uns bereits besprochene Büchlein innerhalb Jahresfrist die 4. Auflage erlebt, ist der beste Beweis für das mächtige Anwachsen des Vereins und die große Teilnahme, die er in weiten Kreisen zu gewinnen vermocht hat. Die neue Auflage bringt wesentliche Erweiterungen.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Unsere Lieblinge essen es gern.

Ein nahrhaftes und liebliches Gericht läßt sich leicht durch einfaches Kochen der Milch mit Mondamin bereiten. Eine solche Nahrung ist leicht verdaulich und reizt durch den eigenen Wohlgeschmack des Mondamin Kinder und Kranke zu weiterem Genuß. Es ist so ergiebig, daß nur wenig Mondamin zu nehmen ist und stellt sich daher nicht teurer als gewöhnliches Mehl. Bei Nahrung für Kinder und Kranke ist dieser Vorteil besonders gut angebracht. Mondamin ist überall zu haben in Packeten à 60, 30 und 15 Pfg. [39

Die Modenwelt

Gegründet 1865.

Maßgebendes und reichhaltigstes Blatt für Moden, Handarbeiten ꝛc.

Jährlich **24 Nummern,** enthaltend gegen 2000 Abbildungen von Moden und Handarbeiten, **24 Unterhaltungsblätter** mit Novellen ꝛc., **24 extragroße Beilagen** mit etwa 500 Schnittmustern, 400 Muster-Verzeichnungen und über 50 naturgroßen Vorlagen für Handarbeiten und kunstgewerbliche Arbeiten, **12 große, farbige Modenbilder** und endlich **12 große farbige Moden-Panoramen** mit jährlich etwa 75 Figuren.

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf. = 75 Kr.** (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf. = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche unsern alteingebürgerten Titel sich zulegten. — Probe-Nummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen: Berlin W., Potsdamerstr. 38. — Wien I, Operngasse 3. [25

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung, versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [18

Berlin W., Mauerstr. 85.

Das herrlichste Naturgeschichtswerk I. Band, Vögel

wird **gratis** abgegeben von jedem Verkäufer des **echten Hausen's Kasseler Hafer-Kakao** von **Hausen & Co., Kassel.** [21

Das nach D. R. P. hergestellte Präparat ist nur in Cartons *à 27 Würfel* - ca. 40—50 Tassen — in Staniol à 1 M. in Apoth., Drogen- und besseren Colonialw.-Gesch. erhältlich. *Magenleidende, Nervöse, schwächliche* Personen u. Kinder können nichts besseres geniessen als *Hausen's Kasseler Hafer-Kakao,* wer denselben einmal genossen hat, geht nicht mehr davon ab.

Digitized by Google

„Die Königin Hortense." Nach den Aussagen ihrer Zeitgenossen von Joseph Turquan. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Zwei Bände à 3,60 Mark. (Leipzig, Schmidt u. Günther.) Wie die übrigen napoleonischen Werke des Verlags wird auch dieses gern gelesen werden, da es in feuilletonistischer Weise, also nicht ohne Zuhilfenahme der ausgestaltenden Phantasie, jene große weltgeschichtliche Epoche zeichnet, die immer noch lebhaftes Interesse erregt. Das Studium des intimen Lebens der Königin Hortense hat den Verfasser zu der Ueberzeugung gebracht, daß der so vielfach über sie ausgegossene Hohn und Spott berechtigter erscheint, als das Bedauern über ihr herbes Geschick, das sie doch zum großen Teil selbst verschuldete.

„The Doings of Raffles Haw". By Conan Doyle. (Leipzig, Heinemann u. Balestier, M. 1,60.) Conan Doyle liebt es, unsre Phantasie ungewohnte, bisweilen unmögliche Wege zu führen. Ein Mann, der auf elektrischem Wege aus Blei Gold fabriziert, und eine Gouvernante indischer Abstammung, die einer Art Assassinen-Orden angehört, ist wahrlich genug für einen Band. Aber man muß ihm lassen, daß er zu spannen versteht, wenn auch von tieferer Charakteristik nicht die Rede ist.

Kleine Mitteilungen.

Wer seine Töchter für eine Zeitlang ins Ausland schicken will, um sich in fremden Sprachen zu vervollkommnen, ist häufig in Verlegenheit um die Wahl eines Pensionats. Uns wird warm die Pension einer Frau Pastorin Virieux in Crassier bei Nyon (Canton de Vaud, Schweiz) empfohlen, in der gründliche Kenntnisse, besonders im Französischen und Englischen erworben werden können und nebenbei — was in der französischen Schweiz nicht eben häufig der Fall ist — ein wirkliches Familienleben mit den Zöglingen geführt wird. Näheres unter der angegebenen Adresse.

Verlangen Sie den Katalog [14
des
Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,
sowie der Reformunterkleider.

Wegen einiger neu erhaltener Gebrauchsmuster, die einen Zusatz von 4 Seiten erforderten, werden auch die Damen gebeten den Katalog zu verlangen, die den früheren besitzen. Für Ausführung des **Reformkorsets** dessen Vorzüge vor dem alten Panzerkorset, bereits bekannt sind, spricht das endstehende Schreiben, eins von hunderten herausgegriffen.

Frau Ferdinande Proskauer
in Firma **J. Proskauer,**
Leipzig-Lindenau, Merseburgerstr. 41.

Frau Nico Petersen-Flensburg schreibt am 20. 3. 1897: „Mit Sitz und Ausstattung des Reformkorsets bin ich sehr zufrieden, möchten Sie in derselben Weise nach beifolgendem Maße eins anfertigen und an Frau Harry Jepsen, hier senden.

Mädchen-Gymnasium zu Bremen.
Eröffnung im Oktober 1897.
Vierjähriger Kursus.
Frühestes Eintrittsalter das vollendete sechzehnte Lebensjahr.
Honorar 125 M. für das Halbjahr.
Pensionsvermittlung übernimmt das **Comité.**
Auskunfterteilung und Anmeldungen bis zum 1. Mai bei
Fräulein Dr. M. Plehn,
Bremen, Kohlhökerstr. 4.
Das Comité für das Mädchengymnasium. [51

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallescheстraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen beff. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Eine Dame,
welche über Haushalt und häusliche Einrichtungen in moderner und unterhaltender Form zu schreiben vermag, wird behufs Mitarbeiterschaft an einer Monatsschrift um Aufgabe ihrer Adresse unter D. J. 200 in der Expedition dieses Blattes gebeten. [54

Butterick's Moden-Revue
Einmal benutzt — immer verlangt!
Monatlich über 250 Abbildungen
nebst Beschreibungen der neuesten Moden, sowie 1 farbiges und 3 Tondruck-Modenbilder, ferner die neuest. Hüte, Handarbeiten, Modenberichte, Novelle.
Jahresabonnoment 3 Mark
bei jeder Agentur für Butterick's Schnittmuster, sowie bei allen Buchhandlungen und Postämtern.
Verlangen Sie per Postkarte **Gratis-Probeheft**
von Ihrer Buchhandlung,
von obigen Agenturen,
oder von **Blank & Co.'s Verlag, BARMEN.**

Digitized by Google

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

W. SPINDLER
Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.
Färberei und Reinigung [3
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.
Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.
Reinigungs-Anstalt für **Gobelins**, Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.
Färberei und Wäscherei für **Federn und Handschuhe.**
Färberei.

Liebig Company's FLEISCH-EXTRACT
NUR ÄCHT, J. Liebig
wenn jeder Topf den Namenszug in blauer Farbe trägt

Kurort Bergzabern, Pfalz.
Prachtvolle Lage am Fusse der Vogesen.
Gemässigtes Naturheilverfahren. — Kneipp'sche Kuren.
Vorzügliche Referenzen. - Frequenz stetig steigend.
Gesamtkosten 32—42 Mk. pro Woche.
Vereinsmitgl. des Deutsch. Lehrerinnen-Vereins Berlin und der Association of German Governesses London, geniessen in der Anstalt 25% Rabatt. **Prospekte frei** durch den langjährigen Anstaltsleiter **ED. TISCHBERGER.** Verfasser von **„Im Wasser eins"** und **„Kneipen-Kneippen"**, bewährtes Handbuch über das gesamte Naturheilverfahren, leichtverständlich beschrieben, nebst 400 erprobten Kochvorschriften für Kranke. Sämtliche Anwendungsformen in 100 vorzüglichen Abbildungen.
Preis 2 Mk. (Porto 20 Pfg.) — Durch den Verfasser und **G. Schuhr's** Verlag, Berlin S.W., Wilhelmstr. 119/20. [48

Dr. Charles Pecnik, prakt. Arzt, Alexandrien (Aegypten), schrieb an den Verfasser: „Ihr Werk vereinigt Klarheit in der Darstellung und Anschaulichkeit, mit praktischer Handlichkeit, verdient also ein Volksbuch in der weitesten Bedeutung des Wortes zu werden. Und es wird es auch werden — weil es eins der Besten ist, die wir diesbezügliches besitzen.
(In ähnlich. Weise lauten all die zahlreichen freiwilligen Urteile d. Leser.)

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel,** geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [12

Triumph-Accord-Zither!
patent., hocheleg. u. solides Instrument. v. Jedem sofort spielbar, sechs Accorde, 25 Saiten, prächtig., voller Klang, mit sämtlichem Zubehör u. fünf Notenheften zus. ca. 100 Stücke enth., **nur Mk. 13,75** mit Verpackung gegen Nachn. Tägl. ungeford. Belobigung.
Richard Kox, Musikw., Duisburg.

Familien-Pension Kniesche
(I. Ranges). [53
Inhaberin: E. Joachimsthal u. A. Eckert,
Potsdamerstraße 35 II.
Beste Pferdebahnverbindung. Solide Preise. Empfohlen durch Konsistorialrat Saenger und Sanitätsrat Dr. Settegast.

Handelsinstitut für Damen
von Frau **Elise Brewitz,** [1
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung. Pensionsnachweis.

Familienpension Nordland
München, Schellingstraße 10 I.
Ruhige vornehme Lage, Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügliche Küche, mäßige Preise. [50

Wilhelmshöhe bei Cassel. **Gossmann's Naturheilanstalt.**
Idyllische, geschützte Lage, unmittelbar am Habichtswald, anschliessend an den Königl. Park. Das ganze Jahr geöffnet. Aerzte: **Dr. med.** Missmahl, Dr. med. Walser, Dr. med. (in der Schweiz prom.) Sophie Gomberg, Gossmann, Direktor. Zur Belehrung empfohlen: **„Handbuch der Naturheilkunde"** von Dr. med. **Walser** (Verlag Ensslin, Reutlingen). Für bescheidenere Ansprüche: Zweiganstalt **„Schweizerhaus".** Wochenpreis für ärztliche Behandlung, Kur, Wohnung und Verpflegung von M. 35.— an. **Prospekte** der Anstalt und des Walser'schen Werkes kostenfrei durch die Direktion von [37
Gossmann's Naturheilanstalt.

Abonnementsbedingungen:

Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel 2,— Mark, bei direkter Zusendung: In Berlin 2,— Mark; im Inland 2,30 Mark; nach dem Ausland 2,50 Mark.
(„Die Frau" ist in der Postzeitungsliste eingetragen unter Nr. 2437.)
Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiber-Straße 34—35.

☛ **Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Die häusliche Erziehung der Volksschulkinder.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten.

Seit es in unserm Vaterlande eine Verbrecherstatistik giebt, ist es erwiesen, daß die Zahl der jugendlichen Verbrecher von Jahr zu Jahr eine absolute Steigerung erfährt. Die Bedauernswerten stammen mit kaum nennenswerten Ausnahmen aus dem vierten Stand. Daraus geht hervor, daß der vierte Stand den Erziehungsaufgaben, die er an seinen Kindern zu erfüllen hat, nicht nachkommt oder nicht nachkommen kann. Individuelle Eigenart der Eltern aber, besondere Verhältnisse schaffen Gradunterschiede auch bei den Genossen des vierten Standes, wie es bei den höheren Ständen auch der Fall ist; im allgemeinen aber gilt der Satz: je trauriger die wirtschaftliche Lage einer Familie ist, um so schlimmer ist es mit der Erziehung der Nachkommenschaft bestellt. Der Kampf um das nackte Dasein, dieses blinde, hastende, ängstliche Durch-dick-und-dünn eines gehetzten Wildes, das um den Preis seines Lebens rennt, erzeugt eine ungeheure Unterbilanz in der geistigen und sittlichen Entwicklung. Wo diese Unterbilanz schon ein Erbe der Eltern war, verdient die Erziehung der Kinder ihren Namen nicht mehr, sie geht in einem bewußten oder unbewußten Abwärtsziehen unter. Diese Familien stellen das größte Kontingent zu den jugendlichen Verbrechern. Wer viel mit ihnen zu thun hat, legt bald das Richtergewand beiseite und tritt leise auf wie in einer Krankenstube. Eine Furcht begleitet ihn: die Krankheitserscheinungen könnten überall chronische werden, vielfach sind sie es schon. Chronische Zustände stumpfen nach zwei Seiten hin ab. Der Leidende paßt sich seinem Leiden an, er kämpft nicht mehr, er degeneriert, und seine Umgebung, in diesem Falle die Gesellschaft, ermüdet an dem passiven Widerstand, der die Erfolglosigkeit einzelner

Digitized by Google

Heilversuche als vorbildlich für alle Zeit erscheinen läßt. Nur zuweilen, wenn aus dem Grau ein Schwarz wird, wenn der unheimliche Nebelballen aufwärts dringt, wenn er höhere Regionen mit seinen Miasmen bedroht, entsteht der gesunde Gedanke, nach den Krankheitserregern zu fragen.

Sich in den Dienst dieser Forschung zu stellen ist der Zweck nachfolgender Zeilen. Sie beschäftigen sich mit der Volksschicht, die, auf der tiefsten Ebene wohnend, zu versinken droht, führen aber nicht in die Abgründe des fertigen, vollendeten Verbrechertums.

Die Mehrzahl der Eltern der Volksschulkinder lebt aus der Hand in den Mund. Meist ist's ein bitteres Muß. Was die Hand erwirbt, reicht eben nur hin für den Tagesbedarf, es erweist sich als unzulänglich, sobald Außergewöhnliches seine Ansprüche geltend macht. Die traurige, harte Notwendigkeit, aus der Hand in den Mund zu leben, wird aber oft auch zur süßen Freiwilligkeit dem Zuviel eines Tages zu Liebe, das sich so herrlich verjubeln läßt. Die materielle Zwangslage des Nicht-anders-könnens erzeugte den geistigen Zwang, der auch fast ein Nicht-anders-können ist, den abzuschütteln geschwächte, unterbundene Kräfte außer stande sind. Der Ausblick in die Zukunft ward von der Not versperrt. Nun versank die Zukunft hinter dem engen, düstern Tageshorizont. Selbst wenn die Not entweicht, steigt sie nicht wieder herauf. Wer jahrelang ohne Zukunft lebte, verlernt sie in seinen Gedankenkreis zu ziehen, und wer das Vorwärtsschauen verlernt, verlernt allmählich auch das Rückwärtsblicken. Jeder Tag steht für sich da, herausgedrängt aus dem Zusammenhang der Erscheinungen; was ihn füllt, was er bringt, ist weder Folge noch Anbahnung, weder Ernte noch Saat. So wandern Millionen des deutschen Volkes unter dem Hochdruck der Not durch eine Wirrnis von Thatsachen, für die ihnen die Deutung fehlt; kein Gesetz schafft Ordnung, kein Gesetz offenbart die Kontinuität der Geschehnisse, kein Gesetz bringt Erkenntnis, kein Gesetz läßt Grundsätze entstehen, die führen und trösten könnten. Diese Blindheit gegen das Gesetz, dieses Dunkel, diese Hirtenlosigkeit prägt sich auch in der Erziehung aus. Auch hier heißt die Losung: Aus der Hand in den Mund. Der Augenblick entscheidet; was er erheischt, geschieht, was er nicht verlangt, unterbleibt. Die häusliche Erziehung der Volksschulkinder trägt daher ein Zufallsgewand. Es ist aus tausend Flicken und Lappen von buntester Verschiedenheit an Farbe, Stoffen und Mustern zusammengesetzt.

Viele Kinder müssen selbst diesen fragwürdigen Schutz aus fremden Händen empfangen oder ihn völlig entbehren. Ihre Eltern gehen in der Arbeit um das tägliche Brot auf und unter. Sie müssen es. Sie können für ihr Kind nichts weiter thun, als die Bühne herrichten, auf der es sich bewegen soll; ist das geschehen, dann kehren sie ihm den Rücken, nur ein Notsignal ruft sie herbei. Sie überlegen einen Scenenwechsel und entscheiden sich dafür oder dawider, oft nach recht unverständlichen Beweggründen. Lichtgewohnten Augen, die in der dicken Finsternis dieser Daseinsverhältnisse noch nicht sehen gelernt haben, will es scheinen, als gäbe es hier keinen Wechsel, sondern immer nur wüste Steppen ohne Leben und Lebensverheißung.

Es giebt Kinder, die nur Schlafgänger ihrer Eltern sind; sie waren es von der Wiege an. Kaum wieder zur Arbeit erstarkt, trägt die junge Mutter am frühen Morgen den Säugling zu einer Nachbarin. Gegen eine geringe Vergütung übernimmt diese die Aufsicht, d. h. sie bettet das Kleine auf irgend ein Lager, gestattet ihm zu schlafen, zu schreien und reicht ihm, wenn es not thut, die mitgebrachte Flasche.

Digitized by Google

Das Reinmachen gehört nicht zu ihren Pflichten; man würde auch im Elternhause wenig Wert darauf legen. Aus dieser kleinen Tageseinquartierung wird unglaublich schnell nur ein Kostgängertum. Kaum vierjährig, oft schon dreijährig hat das Kind Pflichten zu erfüllen. Es muß ein jüngeres Kind bewachen, das ihm die Möglichkeit verdankt, sich im Elternstübchen ausschreien und ausschlafen zu können und das aus seinen kleinen Händen die morgens gefüllte Flasche empfängt. So verdient das Kind sich einen Teil seines Mittagsbrots und gilt als Zahl beim Erwerb. Die Zahl steigt an Wert, sobald sich Nachwuchs einstellt. Was die Älteste von vier Jahren konnte, kann die Zweite als Vierjährige auch, sie übernimmt das Kinderwarten; die Sechsjährige ist überflüssig im Hause, sie kann größeren Anforderungen genügen. Die Nachbarin kennt eine Frau mit drei kleinen Kindern. Sie brauchen Aufsicht, nur Aufsicht. Die Frau ist ganz zufrieden mit den schulfreien Stunden, sie giebt Kost: Mittag, Kaffee, Abendbrot für diese geringe Leistung. Jetzt beginnt die Zeit der Notsignale und der Scenenwechsel.

Hier sind die Kinder zu ungezogen, dort hat die Kleine sich verhoben, hier bekommt sie nicht satt zu essen, dort verbraucht sie zu viel Kleider. Sie wächst allmählich aus der bloßen Beaufsichtigung, aus der halb spielenden Thätigkeit heraus, sie muß mit den Kindern spazieren gehen, das Jüngste spazieren tragen, im Hause helfend eingreifen, und damit wächst sie zugleich in einen Monatslohn hinein, der sich sachte bis zu einer Mark steigert. Jetzt ist sie elfjährig vielleicht, ein bleiches, mageres Geschöpf mit einer Menge ungeordneter Erfahrungen. Sie hat eine gewisse Routine mit Kindern umzugehen, meist eine recht verkehrte und falsche. Zu Hause hat sich die Kinderzahl beträchtlich vermehrt, die Not ist größer denn je. Wenn sie um zehn oder halb elf heimkehrt, empfängt sie Murren und Klagen. Ihre Kleider kosten so viel — und die Schulbücher. Da wohnt eine Schneiderfrau zwei Häuser davon auf dem Hof, ihr Mann trinkt, aber sie ist gut, die will sie schon gern aufnehmen zu ihren fünf kleinen Kindern für eine Mark den Monat, und „ab und zu kriegt sie auch was geschenkt." Die Elfjährige wandert dahin mit ihrer Schultasche und ist fortan Dienstmädchen und Schulkind zugleich. Wenn sie als Eingesegnete von der Polizei ein Dienstbuch empfängt, hat sie schon Jahre des Dienstes und der Dienste hinter sich; jung genug könnte sie ihr fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum feiern.

Diese Unerzogenen bleiben unfertig und unentwickelt, selbst auf ihrem „eigensten Gebiet", auf dem sie sich seit ihren Babytagen schon bewegen. Sie kommen ihr Lebelang nicht aus diesem halben Können und halben Wissen heraus, sie sind zu schwerfällig. Die Schwerfälligkeit verdanken sie der niederziehenden Last erstorbener Fähigkeiten, erstickter Triebe, die sie wie tote Glieder mit sich herumschleppen müssen. Das Abwelken hat weh gethan, und manchmal noch zuckt es schmerzlich mit einem Schein von Leben unter dem Verdorrten. Auch das sittliche Unterscheidungsvermögen liegt im Halbschlaf, alles ist graue, trübe Dämmerung ohne Morgenröte. Ob ein Stückchen fruchtbares Ackerland, ein freundliches Hausgärtchen oder eine Pfütze voll Kot und Unflat das Ziel, sie lassen sich treiben. Die Handschrift dieser Kinder ohne Kindheit ist charakteristisch. Sie zeigt nie einen Grundstrich, der Aufstrich ist zittrig.

Zu einem kräftigeren Ich entwickelt sich eine andere Reihe von Kindern, die jedes unmittelbaren Einflusses der Eltern entbehren. Sie gehört den Vaterlosen an, den Kindern von Witwen und Unverheirateten. Die Mutter hat eine Stellung

Digitized by Google

angenommen und bringt ihr Kind in irgend einer Familie unter. Die Kosten sind zu bedeutend für den geringen Verdienst. Die Unterkunft wird beständig gewechselt, aus Mißtrauen, das als Lebensklugheit und darum als Pflicht gilt. Leistungen und Zahlung werden immer zu Ungunsten der ersteren gegen einander abgewogen. Endlich ist das Kind elf Jahre alt. Es hat gelernt, sich als eine Einnahmequelle für Fremde und somit als eine Person von großer Wichtigkeit zu betrachten. Es hilft beobachten und berechnen, es wittert überall Übervorteilung. Es klagt und klatscht, mündlich oder schriftlich, und Mutter und Tochter beschließen endlich, sich dieser unwürdigen Ausbeutung zu entziehen. Fortan wohnt die Elfjährige irgendwo zur Miete, sie wird „Einlogiererin" — und beköstigt sich selbst. Dieses auf Gütertrennung beruhende, wunderliche Nebeneinander eines Kindes und einer Familie schafft die unglaublichsten Situationen. Von früh bis spät giebt es heiße Kämpfe um den Vortritt und um allerlei Rechte. Um den Vortritt handelt sich's in der Küche, am Herde; bei den Rechten spielt die Lieferung kochenden Wassers, der Verbrauch von Geschirr eine große Rolle. Jede Mahlzeit hat ihre Komik. Aufregung ist vorangegangen, jetzt kommt das Vergleichen, hier Triumphieren über das „vornehmere" Gericht, dort Mißgunst, hier mitleidiges Achselzucken, dort Entrüstung über die Verschwendung. Das Kind sitzt wie auf einem Verteidigungsposten vor seinem Kaffeetöpfchen und dem Gebäck, vor seinem Fleischgericht und den Kartoffeln mitten an der Familientafel. Es schließt die Reste sorgfältig ein, macht Zeichen an Butter und Schmalz und ist doch argwohngeplagt, wenn es das Haus verläßt. Es gleicht einem Hunde, der einen Knochen im Stich lassen muß, obgleich er in der Nähe bellen hört.

Es giebt auch freundschaftliche Zeiten gemeinsamen Einkaufens und gegenseitiger Aushilfe. Aber in ihnen werden die Drachenzähne der Zwietracht am eifrigsten gesäet; jeder erblickt auf dem eigenen Felde eitel Großmut und Wohlwollen und auf dem andern schwarze Undankbarkeit. Bei der ersten Gelegenheit spielt man Vorwürfe gegen Selbstlob und Selbstlob gegen Vorwürfe aus. Werden die gütlichen Ausgleiche gar zu selten, fällt die zweite Hälfte des Sprichworts: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich" allzuoft an einem Sonntage aus, so daß das grollende Kind nicht mit auf das „Vergnügen" geht, an dem die ganze Familie teilnimmt, dann führt die Mutter einen Aktschluß herbei. Ihr Kind hat sich zu viel gefallen lassen, das ist klar, aber jetzt hat es Erfahrung, es wird seine Selbständigkeit zu behaupten wissen in einem neuen Verhältnis.

Diese Unerzogenen sind wie ewig kläffende kleine Köter, leicht gereizt, lauernd, mißtrauisch, rechthaberisch, dazu voll Krämersinns und voll Klatschsucht. Alles vereinigt sich, sie zu keifenden kleinen „Frauen" zu machen, auch die irrationelle Ernährung, die Überbürdung mit Arbeit und Sorge tragen dazu bei. Mit einem kleinen Kostgeld sollen die Unerfahrenen reichen. Das kostet Kopfzerbrechen, guter Rat wird verschmäht. Ein paar Hungertage giebt's doch am Schluß des Monats. Die persönliche Bekanntschaft mit dem Pfandhaus wird eingeleitet. Die Aufbewahrung des Geldes wird zur Marter. Die Mädchen sind zum Mißtrauen erzogen, nun geht es ihnen wie Johann, dem muntern Seifensieder. Manche tragen ihr Beutelchen mit Geld immer bei sich; die Hände fahren oft in die Tasche, ob es noch da sei. Morgens, mittags herrscht wilde Hast und Überstürzung: Einkaufen, Vorbereiten, Zubereiten, oft zorniges Warten dazwischen. Dieses unpraktische Zusammendrängen aller erforderlichen Arbeit auf knapp bemessene Zeit entspringt wieder dem unseligen Mißtrauen. Vorräte könnten angegriffen werden,

Digitized by Google

darum wandert alles vom Markt sofort in die Küche, auf die Pfanne und dann auf den Tisch. Der langweilige Kochtopf kommt nur in Betracht, wenn für einen neuen Kartoffelvorrat zu sorgen ist. Suppen und Gemüse stehen nie auf dem Speisezettel, dieser wechselt zwischen vier, zeitweise nur drei Gerichten: Bratfischen, Bratklops, Bratwurst, gebratenem Speck. So geht es durch Jahre. Kommen diese Bratkünstlerinnen in einen Dienst, dann müssen sie erst essen lernen, sie wollen, was sie nicht kennen, nicht anrühren und kennen eigentlich nichts. Sie bleiben recht lange Schmälende und Besserwisser. Ihre Zufallserziehung hat Kopf und Herz ziemlich leer gelassen, ja manches niedergetreten, was keimfähig war, ihnen dafür aber ein paar tüchtige Hörner aus Unvernunft, Starrsinn, Dünkel, Eigennutz aufgesetzt. Diese Hörner werden fleißig gebraucht; ihr Stoß richtet sich gegen ihre Arbeitgeber, Höhergestellte, ältere Leute.

Kein Wunder — Gehorsam und Respekt wurden mit Stumpf und Stiel ausgerottet bei dem täglichen Kampf, der täglichen Selbstüberhebung und Auflehnung eines Kindes einem Familienhaupt gegenüber. Die Schule erzwang sich beides nur mühsam. Kleine Mädchen aber, die aus Schüchternheit oder Gutherzigkeit jedes Mißtrauen unterdrückten, engen Anschluß suchten und fanden und auf freundschaftlichem Aushelfefuß mit ihren Wirten standen, verbrauchten allemal viel mehr, wenn sie „sich selbst kochten", als eine Vollpension kostete. Ihre Mütter enthoben daher die dummen Närrchen ihrer verfrühten Selbständigkeit.

Noch eine dritte Kategorie von Volksschulkindern fällt einem häufigen Wechsel unerfreulicher Umgebung und unerfreulicher Eindrücke anheim, die fast ihre einzigen Erziehungsfaktoren bilden. Es sind dies diejenigen, deren Eltern, beziehungsweise Mütter, dann und wann Zuflucht im Arbeitshause suchen oder auch nur ihr Kind dort unterbringen. Natürlich hat das Arbeitshaus seine Hausordnung, das Leben ist ein geregeltes. Doch dieser Vorteil wird durch Gefängniseintönigkeit und Gefängnisgefahren aufgehoben. Die Mittel reichen nicht aus, eine eigene Wohnung zu mieten, nun findet ein Zusammenschluß mit Gleich-Armen, Gleich-Unsichergestellten statt. Das Elend reibt sich am Elend, das giebt keine Wärme, nur Neid, Streit, verzehrendes Mißtrauen. Eine dieser kläglichen Existenzen bricht zusammen, nun stürzt das ganze wacklige Gefüge ein. Ein neues „Heim" ähnlicher Art wird gegründet. Es trägt keine Spur von Frische an sich trotz seiner Neuheit. Andere Finger spielen dieselbe dürftige Melodie, sie spielen sie ebenso unbeholfen, sie greifen oft falsch, und plötzlich versagt das Instrument mitten im Takt. Nun giebt man sich in Kost und Logis; nach einigen Wochen liegen die Schulden wie Sperrgut überall im Wege. Jetzt kommt das Arbeitshaus. Ihm folgt ein neuer Versuch geteilter Selbständigkeit, und so geht es ad infinitum durch Jahre und abermals Jahre.

In ihrer häuslichen Erziehung ganz auf Beobachtung und Erfahrung gestellt, verlieren diese Kinder durch ihr Nomadenleben jeden Familiensinn. Die Vorstellung einer Menschengemeinschaft ist bei ihnen so eng mit der Vorstellung leichter Loslösung bei Versagung des materiellen Vorteils verknüpft, daß ihnen das Verständnis für jede Gemeinschaft höherer Art völlig abgeht.

Zwar drängt sich ihnen die Schule als eine solche auf, aber sie glauben nicht an ihre Nützlichkeit, an ihr Wohlwollen. Das Leben der Gemeinde verkörpert sich ihnen in dem nicht immer erfreulichen Wirken der Polizei, das Leben des Staates in Volkszählung und Verteilung von Steuerzetteln. Das Wort Vaterland weckt weder Stolz noch Zuversicht, es ist ihnen ein leerer Schall ohne Inhalt. Die

Digitized by Google

Schule bringt ihnen sehr wenig Aufklärung. Bei ihrem beständigen Umherziehen sind sie nur Gäste, bald in diesem, bald in jenem Bezirk. Sie leben sich nirgends ein, sie empfangen überall nur Brocken, aus denen sie nichts Ganzes bilden können und die sie achtlos beiseite werfen. Durch das Heimatlose, Herdlose verarmt ihr Inneres.

Sie bewegen sich stets in Gesellschaft, sie lernen eine Anzahl Menschen kennen und besitzen nicht einen Freund. Freundschaft und Vaterland sind ihnen gleich unbekannte Begriffe. So wird der Grundton ihres Seins Gleichgiltigkeit gegen alle ideellen Güter. Sie verwandelt sich leicht in bewußte Abkehr. Denn all diesem Negativen steht etwas Positives gegenüber. Genuß, der nicht erdient, erarbeitet, erdarbt zu werden braucht, wenn man sich nicht scheut, dem Beispiel rechts und links und überall zu folgen.

Auch unter den Kindern, denen ein eignes Heim zu jeder Tageszeit offen steht, giebt es elternfremde. Das Heim ist leer, die Eltern arbeiten außerhalb, oder es ist freudenleer, die Mutter geht in Hausarbeit und drückenden Sorgen unter, oder liebeleer ist es, Not und Elend haben Herz und Gemüt verhärtet, oder es ist völlig vernunftleer, es entbehrt jeden leitenden Willens, jeder starken Hand und zeigt nichts als Schwäche, Gleichgiltigkeit, Stumpfsinn. Das Kind erträgt diese Leere nicht, es verlangt nach Leben, nach einer Umgebung, die ihm etwas entgegenbringt. Es flüchtet auf die Straße.

Die Straße hat schon manchen erzogen, nicht alle gingen unter. Die Straßen der Straßenkinder sind Schaubühnen, auf denen der Vorhang nur selten fällt. Hochdramatische Szenen spielen sich ab; überall fast siegt das Unrecht über das Recht, die Roheit über die erbarmungswürdige Schwäche. Es sind Augenblicksbilder ohne Abschluß. Das Kind aber nimmt sie als ein Fertiges, sie spiegeln ihm das Leben. An seiner scheinbaren Ungerechtigkeit, an seiner Grausamkeit erwacht und erstarkt das Gegensätzliche, sein Gerechtigkeitsgefühl und sein Mitleid. Das sind ein paar treffliche Grundpfeiler, wohl fähig, einen festen Bau zu tragen. Aber nicht immer findet sich ein Baumeister. Auf der Straße findet er sich nicht. Doch immer bleibt die Rettung nicht aus. Es gilt nicht nur vom Teufel, daß er die ganze Hand nimmt, wenn man ihm den kleinen Finger reicht, es gilt auch von den Mächten des Lichts. Und Gerechtigkeit und Mitleid sind wahrlich mehr als ein kleiner Finger.

Um so tiefer sinken die Straßenzöglinge, die gar keine Neigung haben, je gegen den Strom zu schwimmen, denen „Mitthun" Bedürfnis und Freude ist. Die Gelegenheit mitzuthun bietet sich überreich auf allen Gebieten. Sie leben dem „Genuß", ihn vorbereitend, ihn durchsetzend, ihn auskostend auf gleich entsittlichende Weise. Sie betteln, die Lüge ist ihre willkommene Dienerin, sie stehlen, sie ersingen sich Geld, sie bieten sich zu müheloſen Diensten an, sie verfertigen um die Weihnachtszeit allerlei leicht Herstellbares und treten in Wettbewerb mit weniger straßenlaufenden Kindern. Dieser Wettbewerb ist ein höchst unlauterer; er ist Vorwand und Deckschild für manche Diebesthat.

Es giebt Kinder, die im Sommer die Kirchhöfe plündern und die Blumen verkaufen, ja, die Damen Blumen aus der Hand von der Brust reißen und sie zu Geld machen, Kinder, die auf den Märkten lungern und selten ohne Beute heimkehren. Die verschiedenen Stadtgegenden und die Vorstädte haben ihre Diebesspezialitäten, und daraus ersieht man, daß die Jungen nur zwitschern wie die Alten sungen, und daß die Alten an diesem Gezwitscher ihre helle Freude haben, selbst wenn sie scheinbar

Digitized by Google

das Lied ihrer Jugend in Acht und Bann erklären. In ihrer Freude helfen sie ein wenig: Mädchen erhalten — nicht selten — Diebestaschen unten, am Saum des Kleides, Knaben dunkle Säckchen. Und nicht selten führen sie auch Messer bei sich, um Säcke und Kisten schwerfälliger oder steckenbleibender Lastwagen zu öffnen. Auf diese Weise versorgt sich mancher Haushalt mit Kartoffeln, frischen Heringen, Holz u.s.w. In einer unserer Vorstädte[1]) bezieht, sagt man, eine stattliche Zahl von Häuslichkeiten Kohlen, die Knaben und Mädchen abends von den Waggons stehlen. Gestohlene Waren, die der ganzen Familie zu gute kommen, gelten kaum noch als unrecht Gut; ihre Einlieferung bürgert sich als etwas Selbstverständliches ein. Die jungen Diebe gelten als Miterwerbende; sie sehen sich täglich nach Arbeit um, ihr Stolz wächst mit ihrem Eingebrachten. Leicht Verkäufliches versorgt sie mit Taschengeld, es wird in Näschereien, Cigarren, Schnaps und Karten angelegt. Man ahmt den Großen nach, natürlich. Es entwickelt sich eine lebhafte, anregende Geselligkeit; das Tagesprogramm ist reich. Man ist erfinderisch beim Spielen, Erlebtes dient als Vorbild. Man jagt zu jedem Auflauf, hetzt und johlt und schaut der Roheit ohne Graus ins Auge. Man heckt dumme Streiche aus, singt wüste Lieder, trägt schlimmes Wissen vor und treibt Tauschgeschäfte. Das fesselt auch die Nicht-Diebe, die um der „großen Freiheit" willen die Straße wählen. Sie werden Eingeweihte und schreiten rüstig auf dem Wege zur Verrohung vorwärts.

Die Straße ist eine treffliche Vorschule für das Verbrechen. Rudyard Kipling läßt seine Matrosen singen:

Wir alle sind Lügner,
Zur Hälft' sind wir Diebe.

Das Geständnis klingt lustig, es ist frei von dem Ballast eines schwächlichen Gewissens. Viele unserer Volksschulkinder würden gleich leichten Herzens miteinstimmen. Sie marschieren tagtäglich nach dem Text dieses Liedes und fühlen sich durchaus wohl dabei. Die Matrosen wissen sich in ihrem Liede noch anderer Thaten zu rühmen, die Gassenbuben und Gassenmädchen auch; sie halten Schritt mit den Erwachsenen. Da giebt's junge Trinker und Trinkerinnen, da sind elf-, zehn-, ja achtjährige Mädchen, der Schrecken der Lehrer, von denen man weiß, daß sie sich gegen § 361[6] des Strafgesetzbuches vergangen haben. Sie seien der „Schande anheimgefallen", heißt's in den Berichten. Die Knaben treiben Gleich-Schändliches, ohne daß sich für sie der Begriff der Schande daraus entwickelt. Dennoch setzt sich an ihnen ein Gesetz durch, das nicht nach dem Geschlechte fragt; ihre Zukunft zeigt, daß sie gerichtet sind.

An dieser trostlosen Verwilderung ist die Straße allein nicht schuld. Noch ein anderes kommt hinzu, das geradezu zersetzend wirkt. Diese Kinder haben kein Heim oder meiden ihr Heim am Tage, sie suchen es nur zur Schlafenszeit auf. So sind ihnen die Eltern, und wer sonst noch von Erwachsenen bei ihnen wohnt, nur tagfremd, nicht nachtfremd.

Zu den seltneren, aber eigenartigsten Erscheinungen gehören Kinder, die ihr Herumstreifen auch auf die Nacht ausdehnen. Sie zählen fast nie zu den schlechtesten, sie halten sich von der großen Schar fern; das bewahrt sie. Das Rätsel ihrer Existenz ist nie ganz zu lösen, noch weniger das Rätsel ihres Seelenlebens. Sie wandern, trollen, traben durch die Straßen, stehen vor den Häusern, an den Ecken,

[1]) Verfasser lebt in einer größeren Provinzstadt.

Digitized by Google

gucken, schauen, lauschen, einsam, schweigsam. Sie tauchen bald hier, bald da auf, nächtigen unter Brücken, unter Beischlägen, in Ställen, in dunkeln, versteckten Winkeln großer Plätze. Oft bleiben sie tagelang fort und müssen gesucht werden. Niemand erfährt je recht, wo sie essen, wo sie ruhen, wie sie sich durchschlagen. Weder Regen noch Frost hält sie zurück. Es ist ein melancholischer Freiheitsdrang, der sie treibt. Oft genug müssen sie freilich bitter büßen. Ein kleines Mädchen, freilich eine Näscherin, ward vom Frost gefällt. An einem bitterkalten Abend, der einem kaum minder kalten Tage folgte, erfroren ihm beide Füße und die rechte Hand. Man fand es bewußtlos auf dem Schnee eines windigen Kirchplatzes. Nun haben Wandern und Freiheit und Einsamkeit ein Ende, der kleine Krüppel muß das Doppelelend der Armut und Hilflosigkeit durchkosten.

(Fortsetzung folgt.)

Das zweite Los.

Zu Jol, dem Weisen, trat der Großvezier:
„Nun, Freund, wie trägst Du dieses Daseins Bürde?“
‚Allah sei Dank! denn er vergönnte mir,
Daß auf der Welt das „zweite Los“ mir würde!‘

„Das zweite Los? Was heißt das, Alter, sprich!
Wie sollen wir dein Rätselwort verstehen?“
‚Sprich selbst, wer wagte auf der Welt für sich
Das erste Los von Allah zu erflehen?

‚Das dritte Los! In Gram und Elends Schoß
Hat Allah es versenkt, in Siechtums Schranken.
Sieh', Allah schenkte mir das zweite Los —
Wie? sollt' ich ihn nicht preisen und ihm danken?‘

Julius Lohmeyer.

Digitized by Google

Gustel.

Roman

von

E. Doly.

Nachdruck verboten.

Blauschwarz heben sich am Horizont die Zickzacklinien der Berge ab; die Tannen und die Buchenwaldungen, die sie bekleiden, wallen wie grüne Mäntel bis in die Thäler hinab. Auf einzelnen Blößen leuchten Matten; dort oben erkennt man einen Bretterpavillon und die Ruinen einer im siebenjährigen Kriege zerstörten Burg.

Links, hart am Fluß, steht auf einer vorspringenden Felsennase das Schloß Otzenstein mit stattlichem Turm, Söllern und großen Seitenflügeln, und in der Niederung zieht sich das Städtchen Otzen hin mit roten Dächern und ein paar großen Fabrikschornsteinen.

Unter den uralten Eichenbäumen beim Schützenhause lärmt und knallt es, und Musik erklingt; es ist Schützenfest. Unweit davon liegt der Bahnhof; ab und an hört man das Keuchen der Maschine — ein Zug rangiert. Der Kirchhof mit weißer, ziegelbedachter Mauer ist von Pappeln umstanden; kein Luftzug bewegt ihre Wipfel.

Es sieht ziemlich verwahrlost hier aus. Viele Hügel sind zerfallen und mit wucherndem Grase bedeckt; einige zeigen ein paar kümmerliche Blumen, ungepflegte Rosenstöcke stehen hie und da. Die Gräber der Honoratioren tragen wohl Kreuze oder Tafeln mit Namen, aber nur wenige zeugen davon, daß man mit liebender Sorgfalt nach ihnen sieht. An der unteren Mauer liegen ein paar sogenannte Erbbegräbnisse in Trümmern; man hat die kleinen schlichten Häuschen nicht wieder aufgebaut; die Familien, in deren Besitz sie waren, sind auch wohl gestorben.

Dorette Kramer, die an einem Hügel steht, auf dem ein paar verregnete Kränze aus künstlichen Blumen mit Papierschleifen und aufgedrucktem „Ruhe sanft", und ein frischer aus Tannenreis und weißen Rosen liegen, meint, es habe sich hier in Otzen nichts verändert, trotzdem sie einige Jahre nicht dagewesen ist. So hat sie die Gegend in ihren Kinder- und ersten Mädchenjahren gesehen, so den Kirchhof, nur daß einige Gräber mehr da sind, in denen Leute ruhen, die sie persönlich oder von Ansehn gekannt hat.

Sie ist blond, blauäugig und kräftig, mit frischen Farben; sie hat starke, schöne Haare und trägt ein schlichtes schwarzes Kleid und einen runden Strohhut, den sie jetzt, weil ihr so heiß war, abgenommen hat und in den Händen hält. Die sind rot, verarbeitet. Sie wischt mit dem Taschentuch über die Stirn und zerstört damit das feine goldige Gekräusel, das hinein fällt. Wie sie so umher blickt nach den Bergen und dem Schloß, denkt sie, daß sie das alles nun wohl nicht wieder sehen wird; sie hat ja keinen Menschen mehr hier, um dessentwillen sie zu kommen brauchte.

Noch einmal sieht sie auf den Grabhügel hinunter, nickt leise mit dem Kopfe, wie zum Abschiednehmen, und schlägt dann den Weg ein, der zum Ausgang führt, einem Gitterthor, das halb offen steht und schwer zu bewegen ist, rostig in den Angeln.

Bumm! Bumm! tönt es von den Scheiben herüber.

Ganz gleichgiltig sieht sie über die sogenannte „Rabatte" hin, den Platz, auf dem die Honoratiorengräber sind. Da hält an einem der Gräber eine Ranke ihr Kleid fest. Sie wuchert an einem großen Strauch weißer Rosen, eine verrostete Metalltafel liegt unter dem Busch. Und wie sie sich, die Dornen mit spitzen Fingern aus dem Stoff

Digitized by Google

löſend, weiter herabbeugt, lieſt ſie: „Anna Engelke.“

Ach, nun weiß ſie — Anna — die hübſche, blonde, blauäugige, luſtige Anna, zu der ſie als ganz kleines Mädchen Sonntags kommen durfte, um mit ihr zu ſpielen. Nur 14 Jahre iſt ſie alt geworden. Und dann gewahrt ſie auch den Vers, den die trauernden Eltern unter den Geburts- und Todestag haben ſetzen laſſen; ſie hat ihn früher auswendig gekonnt:

„Zu gut für dieſe Welt voll Mängel
Schwebſt du, ein frühverklärter Engel,
Dem Himmel, deiner Heimat, zu.“

Ach, der hat ihr ja immer ſo gut gefallen, daß ſie weinen mußte. Und an das Begräbnis erinnert ſie ſich auch noch genau. Sämtliche Mitkonfirmanden waren dabei geweſen, und der Herr Superintendent hatte eine ſo ſchöne Rede gehalten.

Die kleine luſtige Anna! Sie war ein einziges Kind, und ſie hatte immer ſagen hören, daß die Eltern ſich gar nicht tröſten könnten, Als ſie beide größer geworden waren, hatte ſie der Standesunterſchied getrennt; Anna ging in das kleine Penſionat, das zwei Fräulein in Otzen hielten, und ſie in die Volksſchule — ein Amtsrichterkind und das einer Näherin paßten nicht zuſammen.

Ein paar Jahre nach Annas Tode war die Frau Amtsrichter einmal vor ihr ſtehen geblieben; ſie hatte ſchon ihren erſten Dienſt bei Kaufmann Müllers, wo vier unartige Kinder waren. „Sind Sie nicht Kramers Dorette? — Ja, ja — ſo groß und kräftig wäre meine Anna nun auch wohl.“ Und mit traurigem Lächeln ihr zunickend, war ſie müde und langſam weiter gegangen.

Sie hatte ihr nachgeſehen, der feinen Frau, die wie unter einer ſchweren Laſt ging, und dann auf die grünen Bäume und in den warmen Frühlingsſonnenſchein geblickt, die friſche Luft einatmend mit vollen Zügen. Wie war es doch köſtlich zu leben — und dann hatte ſie an das dunkle Grab gedacht, in das die luſtige Anna gelegt war; wie eine kalte Hand hatte es ſie im Genick berührt, und ein Schauder war ihr über den Rücken gelaufen.

Heute? — ſie fährt wie liebkoſend über eine der Roſen, da fallen die Blätter ab, hinunter in das Immergrün, das die Tafel umrankt. Dann ſeufzt ſie und geht weiter.

Am Thor ſetzt ſie ihren Hut auf und tritt hinaus auf den grünen Wieſenplan, der ſich zwiſchen Kirchhof und Schützenplatz ausdehnt. Sie ſieht deutlich das Gewimmel da drüben vor den buntbeflaggten und bekränzten Zelten. Bumm! Bumm!

„Ja, da geht's freilich luſtiger zu, als hier!“ ſagt eine Stimme hinter ihr. Sie ſchrickt zuſammen und wendet ſich um. Ein kurzer, wohlbeleibter Mann ſteht da, den Hut in der Hand, mit einem großen Taſchentuch ſein Geſicht abwiſchend. Sie kennt ihn nicht, es ſind ihr ja viele von den Otzener Leuten aus dem Gedächtnis gekommen; es iſt vielleicht auch ein Fremder.

„Ja,“ antwortet ſie gleichgiltig und überlegend, welchen Weg ſie einſchlagen ſoll — rechts oder links um den Platz mit den vielen luſtigen Menſchen, nach dem Städtchen zu, in dem es heute öde iſt.

„Und die —“ der Fremde deutet mit dem Daumen rückwärts, „freut und ärgert es nich mehr. Wer erſt ſo weit is!“ Dann folgt ein kurzes, gutmütiges Lachen: „Aber dahin kommt einer ja immer noch früh genug. Das kann man abwarten.“

„Ja,“ ſagt Dorette Kramer wieder in ihrer gleichgiltigen und zögernden Art.

„Haben wohl wen da drinnen?“ fragt er, und wie ſie nur nickt, fährt er mitteilſam fort: „Ich eigentlich nich, aber weil ich mal hier war — ich bin nämlich als junger Burſche hier bei 'nem Leineweber in der Lehre geweſen. Und da dachte ich, kannſt dich ja mal umſehen, irgendwo liegt der alte Meiſter Lehzen auch. Hab'n natürlich nich gefunden. Sind Sie von hier, Fräulein?“

„Ja,“ ſagt Dorette Kramer, „ich bin im Ort geboren und in die Schule gegangen. Jetzt aber geh' ich wieder fort und habe keinen mehr da.“

„So — hm!“

Sie ſieht nach dem Schloſſe hin, auf deſſen Schieferdach — ſie weiß noch, früher hatte es rote Ziegel — die Sonne helle Lichter aufblitzen läßt. Dort oben wohnte Anna, und ſie in dem kleinen Hauſe hinten am äußerſten Ende des Städtchens. Wie es kam, daß ſie

Digitized by Google

die große Treppe hinanstieg, die zu dem stolzen Thorbogen führt, auf dem das uralte kurfürstliche Wappen prangt? Früher hat sie nie darüber nachgedacht; jetzt weiß sie es ganz klar — ihre Mutter hat oben bei Amtsrichters, die in der vornehmen Dienstwohnung hausten, genäht. Und da wird sie wohl mitgedurft haben, um mal zum Zeitvertreib zu dienen. Wie ein Traum aus einem Märchen ist's ihr noch Jahre lang im Gedächtnis gewesen: die großen Zimmer, der schöne Garten, die hübschen Spielsachen, das lustige Lachen des blondköpfigen Kindes.

„Wenn Sie 'n Otzener Kind sind, Fräulein, dann haben Sie den alten Lehzen doch auch gewiß gekannt?"

„Ja!"

„Das war spaßig, wenn der sang:

Schucks rüber, schucks über, schucks nicht daneben,
Das is dem Leineweber sein lustiges Leben.

Na, ich bin nich bei der Leineweberei geblieben, war 'ne zu sitzende Arbeit für mich. Denn habe ich's mit dem Tischler versucht; sagte mir auch nicht zu. Bin in große Städte gegangen und Hausdiener gewesen, und wie so der Mensch weiter kommt, das was ihm paßt, wie ein richtiger Rock, das muß er finden. Na, nu habe ich es schon en Jahrener fünfe getroffen. Nu bleibe ich dabei."

Er sieht so freundlich und gutmütig aus; das stille Mädchen kann nicht anders, als ihm mit einem Versuch zu lächeln seine Zustimmung geben. Drüben erklingt ein Tusch und Hochrufe; es muß ein besonders guter Schuß abgegeben sein.

„Ja, wem das nu Spaß macht," meint der Fremde. „Ich bin nicht so einer. Kost't bloß Geld! Sehn Sie, ich wär' ja auch nich auf die Reise gegangen und hätte mein gutes Geschäft — Grünkram, Fräulein, und bürgerliche Nahrung, wie man das so in Berlin nennt — ohne Herrn gelassen. Aber 's hilft mir wer aus. Was nämlich mein Bruder is, der hat in Warfeld geheiratet und 'ne große Hochzeit gehabt. Die dritte Frau schon! Was? dazu gehört Kurasche? Na, sie hat aber 'n Stück Geld und 'n Haus von ihrem ersten Mann. Ein paar Jahre älter is sie wie er, aber er kann es riskieren. Da sind wir denn recht lustig gewesen, und nu habe ich über hier retour gewollt. Schön is es hier, was?"

„Ja!" seufzt Dorette, „mir hat es immer gefallen und andern auch wohl. Ist ja auch meine Heimat."

„Ich bin aus Warfeld — da sind wir doch so zu sagen Nachbarn."

Dann kneift er die kleinen grauen Augen zusammen.

„Schon auf dem Schützenhof gewesen?"

„Nein!"

„Na, denn kommen Sie mal mit mir rüber, was?"

Sie schüttelt den Kopf. „Ich — habe noch — Besorgungen."

„Hm! woll'n wohl nich —?" Er blinzelt wieder. „Denn nichts für ungut, Fräulein! En Wolf bin ich nich, gefressen hätt' ich Sie nich."

Er schwenkt seinen Hut und geht mit trippelnden Schritten vorwärts, geradeaus.

Dorette guckt ihm nach, er hat etwas, worüber sie lachen möchte; sie bringt es aber doch nicht fertig, es ist soviel Gutmütigkeit in seinem Gebahren.

Sie schlägt den oberen Weg ein, am Teich vorbei, von dem sie erzählen, daß ein altes Schloß darin versunken sei. Einige tiefe Erdlöcher sind in der Gegend, die winters voll Wasser stehen; an jedes knüpft sich eine Sage, die sie kennt. Ihre Mutter hat sie ihr an stillen Winterabenden erzählt, wenn sie fleißig bei der Lampe nähte. Ach, das blasse, schmale, immer traurige Gesicht der Mutter und der quälende Husten, den sie hatte! Immer Kummer, immer Sorge! bis sie ihnen endlich erlegen war. Nicht einmal in der Heimat — in einem entfernten Dorfe, wo sie auf Arbeit bei einer reichen Bäurin war. Das ist ihr immer nachgegangen, daß die Mutter so fremd und allein hat daliegen müssen. Und als sie später, als erwachsenes Mädchen nach Steinbach gekommen ist, den Platz einmal zu sehen, hat man ihn ihr nicht mit Sicherheit zeigen können. Ein Brand hat die Liste vernichtet; der alte Totengräber war gestorben — um das Grab der Fremden hat sich niemand gekümmert.

„Arme Mutter!"

Sie ist damals zu der Schwester der Verstorbenen gekommen und hat harte Jahre ge-

Digitized by Google

habt, und wenn dann und wann einmal eine Nachbarin gesagt hat: „Wedemeiern, Sie is aber auch gar zu scharf mit dem Mädchen!" dann hat die Tante mit kurzem, herbem Auflachen gesagt: „Muß sein! meine Mutter is zu gut gewesen mit der Jüngsten — hat's denn dafür auch erlebt, daß sie zu zweien nach Haus gekommen is."

Ach, ihr haben sie ja schon auf den Schulbänken gesagt, daß sie keinen Vater hatte. Zartfühlend ist man nicht in den Schichten, aus denen sie stammt.

Sie beißt die Zähne zusammen, und ein trotziger Zug fliegt über ihr Gesicht. Das Gutsein und das Hartsein nutzt nichts, Schicksal ist so was — sie weiß es wohl.

Fast jedes Haus hier draußen hat einen Garten, das macht Otzen so freundlich. Auch das kleine, vor dem sie endlich anlangt, steht mitten im Grünen. Es hat nur zwei Stockwerke; Blumentöpfe stehen überall an den Fenstern. Die hat die Tante selber noch vor einem Monat gepflegt; die alten Myrten und den Gummibaum kennt sie.

So hart Lotte Wedemeier war, einen rechtschaffenen Sinn hatte sie; davon gab ihr ja die Zuschrift Zeugnis, daß sie nach Otzen kommen solle, eine Erbschaft zu erheben. Wie hatte sie darauf je rechnen dürfen nach allem, was vorgefallen war. Nie wieder wollte die alte Frau sie sehen, und sie hielt es — aber im Tode hatte sie vergeben. Wie herzlich hat sie ihr dafür am Hügel draußen gedankt.

Da ist der alte Lattenzaun, an dem sie immer herumgeklettert ist. In dem knorrigen Birnbaum schreien die Spatzen, wie sonst auch; seitwärts läuft der kleine, schnelle Bach, der hier außen oft abgedämmt wird, um die Gärten zu bewässern. Im Nachbarhause schreit die alte, taube Mahnkopfen ganz wie früher ihren Mann an — jede Kleinigkeit ist wie sonst, nur die strenge Pflegemutter ist aus dem Leben gegangen — und sie selber ist eine andere geworden da draußen in der Welt.

Auf einem Stuhl vor der Thür sitzt eine junge Frau. Sie ist dunkelhaarig und hat scharfe, forschende Augen; ein paar Kinder stehen auf den Stufen.

„Guten Abend, Lisbeth!"

„Da bist du ja wieder," sagt die andere, ohne sich zu rühren.

Dorette Kramer lehnt sich an den Stamm des Fliederbaumes, der vor kurzem ausgeblüht hat.

„Ja — und morgen in der Frühe gehe ich nun fort."

Lisbeth antwortet nicht gleich, sie streicht glättend über ihre blaue Schürze, guckt nach dem nächsten Dach, als sei das eine besondere Sehenswürdigkeit, und meint dann, so halb verloren: „Meinetwegen konntest du ja noch 'nen Tag bleiben."

„Was sollte das!"

Dann beugt Lisbeth den Kopf vor.

„Hast's überlegt? Willst absolut das Geld nich bei uns stehn lassen?"

„Ich habe doch ein Recht dran."

„Aber Johann wird es schwer — er muß es doch aufnehmen."

„Dafür hast du die größere Erbschaft gethan, das Haus und den Garten!"

„Wenn du mir das vorwirfst!" sagt die andere scharf. „Ich hätte es mir doch auch gefallen lassen müssen, wenn du alles gekriegt hättest — und bin ebenso gut ein richtiges Schwesterkind, wie du. Hätte mir ja ganz den Mund wischen können — wenn du — na ja, wenn du —"

„Halt!" ruft das blonde Mädchen und richtet sich straff auf, „das geht dich so wenig an —"

Liesbeth lacht. „Soll's auch nich! Wissen doch aber die Menschen — und die Tante hat's gewußt und hast ihr doch nich kommen dürfen, hat dich wieder fortgeschickt — und wenn sie dir nu auch das Geld vermacht hat, an ihr Sterbebett hat sie mich kommen lassen."

„War ja dein Vorteil."

Sie haben sich schon als Kinder nicht leiden können, sie und die Lisbeth. Wenn die mit ihrer Mutter aus dem Nachbarstädtchen herüber kam, gab's allemal Streit unter ihnen. Lisbeth aß die unreifen Stachelbeeren, rupfte die Blumen ab, verlangte die größten Butterbröte, und sie bekam die Schelte und Schläge, wenn man jene kreischen hörte. Und die Mutter Lisbeths hatte immer spitzfindige Redensarten über „Lottens Liebling", das

Digitized by Google

fremde Blut, in dem doch Schlechtes von Haus aus wäre, von dem pflichtvergessenen Menschen, der ihre Mutter nicht ehrlich gemacht.

„Wie man sich bettet, so liegt man!" meint Lisbeth spöttisch lachend; dann springt sie plötzlich auf und reißt das eine Kind in die Höhe. „Willst du wohl, schmierst dich ja ganz voll. Dein neues Kleid!" Und ein paar Schläge fallen klatschend auf die Patschhändchen. Das kleine Mädchen erhebt ein bitterliches Geschrei. Dorette eilt herzu, nimmt es auf, sucht es zu beruhigen und wischt die Thränen aus den großen, blauen Augen und streichelt die roten Bäckchen. „Nicht weinen, Kind, nicht weinen! Husch, da fliegt ein Vögelchen hoch, das weint auch nicht, das singt: Tirilirili! Wie singt's?"

Und das Kind schaut in die Höh, und der rote Mund, der eben noch schmerzlich gezuckt hat, lächelt, und das dünne, helle Stimmchen spricht nach „Tirilirili!"

Und dann zum Bach und versucht, die Flecken, die das Musbrot gemacht hat, zu vertilgen.

Lisbeth reckt die Arme ein wenig, gähnt und sagt: „Wenn man bloß erst 'n Käufer für das Haus da wäre."

„Wollt ihr's denn nicht behalten?" fragt Dorette.

„Als ob wir uns hierher setzen wollten, in das Nest! Johann hat doch seine Fabrikarbeit in Langenberg und ich meine Kostgänger. Und hier in der Fabrik erst um Arbeit ansprechen? I bewahre, haben wir nich nötig."

„Er hat doch hier gelernt," meint Dorette. „Und Dr. Eisle nimmt gewiß gern einen guten Arbeiter auf — das Haus — ach, das soll nu in ganz fremde Hände kommen? Das thut mir ordentlich leid!"

Lisbeth schlägt nach einer Mücke. „Wenn er auch wollte, ich will nich! In Langenberg is es lustig; so viele Arbeiter, und an Feiertagen und Sonntags, da geht es zu! Immer man getanzt und getrunken. Und was Rappke is, unser einer Kostmann, der sagt, man lebt bloß einmal, und nur zum Schinden allein wäre der Mensch nich auf der Welt. Und der hat recht!"

„Tirilirili!" singt das kleine Mädchen, und der Junge hält sein Brot hoch, nach dem der Hund schnappen will, und springt immer über das Bächlein hin und her. Und der alte Karo bellt ganz vergnügt und reckt seine steifen Beine.

„Das Vieh da haben wir auch auf'm Halse. Zu dumm! Wenn es auf mich ankommt, so kriegt es der Schinder."

„Der arme, gute Karo!" Und wie das alte Tier, das ruppig aussieht, seinen Namen hört, kommt es schweifwedelnd an.

„Ich werde wohl nicht wieder nach Otzen kommen," Dorette sagt es mehr zu sich selber, als zu der andern.

„Na ja — wenn die Leute was von einem zu sagen haben," meint Lisbeth, „das is doch auch schenierlich —"

Es funkelt etwas auf in Dorettens Augen, ein glimmendes Licht.

„Wenn du's absolut hören willst," sagt sie mit gedämpfter Stimme, „du bist hinter allen Hecken und Zäunen mit dem Johann gestanden, — das wußten die Leute auch."

„Hab'n aber doch gekriegt, hab's durchgesetzt." Sie lacht und zeigt spitze, weiße Zähne. „Denn sind allemal die Mäuler stille. Du," sie neigt sich ein wenig vor, „sei auch man schlau, in so 'ner großen Stadt kommt einem doch mancher in den Weg. Wenn's richtig anfängst, kannst du noch immer einen kriegen. Mußt's nur nich gleich jedem von vornherein aufhängen, mit der Geschichte. Da is ein Mädchen in Langenberg, unserm Werkmeister seins, das hat wahrhaftig noch 'nen ordentlichen Menschen gekriegt. Ganz toll war er hinter ihr her geworden, und denn sind ja die Männer komisch, denn fragen sie nach gar nichts mehr. Nu is se Frau Werkmeister Müller und kann die schönsten Blumenhüte aufsetzen, und Geld hat er auch. Und was da mal gewesen is, danach fragt keiner. Ich wollt's auch niemand raten, denn der Werkmeister läßt sich nich an'n Wagen fahren. Und hat ein paar Fäuste!" Und wie Dorette nicht antwortet, sondern ganz verloren nach den Tannenwipfeln hinüber sieht, die drüben am Bergeshang stehen, lacht Lisbeth und fragt: „Berlin möcht' ich auch mal sehn. Rappke singt doch immer: Berlin is schön, Berlin is groß, und manchmal is der Deibel los. Ach, dieser Rappke, nich aus'm Lachen kommt man

Digitized by Google

raus, wenn der was erzählt. Johann läuft in allen Kneipen rum, und Rappke is zuweilen zu Hause — er sagt, er is'n schewalleresker Mensch und kann nu mal nich anders, als die Damens Gesellschaft leisten. Hihihi!"

Dorette steht noch immer so traumverloren — da giebt es ein neues Unglück, der Junge läßt sein Brot in den Sand fallen, brüllt und bekommt auch einen Puff.

„Schindet man sich dafür mit Waschen und Bügeln ab!" schreit die Mutter, hochrot vor Zorn im Gesicht und bereit, noch einige Schläge auszuteilen.

„Solche Kinder — das Leben verleiden sie einem — überall sind sie einem im Wege! Schlaflose Nächte und Ärger am Tage!" Und ein paar derbe Schimpfworte fallen noch von ihren Lippen.

Nur ein Blick von Dorette trifft sie, aber der fordert eine Antwort heraus: „Sind doch meine Kinder — laß sie gehn!"

Dorette streicht dem Mädchen über den Kopf und will es niedersetzen. „Komm, Fränzchen, spielt mal artig mit den Klötzchen. Das Brot, siehst du, das schmeckt dem Karo gut. Fränzchen kriegt hernach ein anderes."

Die kleinen Geschöpfe beruhigen sich schnell. Das Mädchen schlingt seine Arme um Dorettens Hals, legt das Köpfchen mit der Bewegung eines duckenden Täubchens gegen ihre Brust und drückt sie so fest, so fest, als es die Händchen nur vermögen. Und Dorette Kramer wird ganz blaß unter dieser Liebkosung, und feuchte Tropfen dringen ihr in die Augen. Schnell befreit sie sich von der Umarmung, läßt das Kind sanft hinabgleiten und murmelt mit bewegter Stimme: „Nun ist's gut, nun ist's gut!"

„Wie du dich man bloß mit Kindern haben kannst!" sagt Lisbeth. Dorette wird dunkelrot, seufzt und sagt nichts.

Nach einer Weile wirft ihre Cousine hin: „Warum hast du eigentlich Mahnkopfs Heinrich nich genommen, der wollte dich doch; ne, mußtest nach Hannover — mußtest absolut hin. Ist ja denn auch danach geworden. Die Tante hat's noch 'ne Stunde vor ihrem Tode gesagt, sie war nich mehr ganz helle. Das Dorettchen kriegt Mahnkopfs Heinrich, hat sie immer gemeint und gedacht, ihr beide ständet da."

Dorette giebt keine Antwort.

Vom Turme schlägt's sieben Uhr. Lisbeth zählt und brummt:

„Der treibt sich den ganzen Tag auf dem Schützenhof rum und verbringt's Geld, und ich muß hier sitzen. Meinst du nicht, wie gerne ich auch draußen wäre? — man bloß der Leute halber muß man zu Hause bleiben!"

„Wenn's dir so ums Herz ist, was fragst du nach den Leuten?" sagt Dorette. Lisbeth lacht schrill auf:

„Na, mir is es nich einerlei, was die von einem sagen. Manche setzt sich ja drüber weg — ich nich!"

Dorette wendet sich ab und geht ins Haus.

Die roten Fliesen der Hausflur sind nicht so sauber, wie die alte Frau sie gehalten hat; Körbe, Säcke, Grünzeug liegen umher; ein paar Kartoffeln, mit denen die Kinder Ball gespielt haben, rollen ihr vor die Füße. Die Hinterthür ist offen, und die Hühner laufen mit leise glucksenden und krähenden Tönen hin und her. Sie meint immer, die eifrige Hausfrau müsse wie sonst aus der Küche kommen, um die kecken Eindringlinge scheltend zu verjagen. Sie faßt hinter den Schrank; richtig, da steht der Besen noch — und dann säubert sie die Steine damit und scheucht das Völkchen fort. Aber sie kommen gleich wieder herangehüpft, sie begehren ihr Futter. Sie wirft eine Hand voll aus dem Korbe hin und sieht zu, wie die Tiere eifrig darüber herstürzen. „Das Vieh will sein Recht haben!" hat die Wedemeier immer wichtig gesagt. Aus dem Kuhstall klingt auch ein mahnender Ruf — da kann sie aber nicht helfen, da muß Lisbeth schon kommen. Sie stützt sich auf die in der Mitte geteilte Hofthür und blickt über die Steine hin, über die ihre Kinderfüße so oft gelaufen sind. Es ist ihr, als gingen die Geister der Vergangenheit über die schmale Treppe, durch die Zimmerchen mit den Balkendecken, in denen die großen eisernen Öfen mit den ungeschickten Bildern aus längst vergangenen Zeiten stehn. Simson unter den Säulen des Philisterhauses und David, vor der Bundeslade

Digitized by Google

tanzend, sind darauf dargestellt. Auf der Platte hat ihr die Tante zuweilen einen Apfel gebraten — sie glaubt den Duft zu spüren. Niemals ist ihre Mutter aus der kleinen Mietswohnung am Fuße des Otzensteiner Schlosses hier mehr über die Schwelle gekommen; erst sie, die Waise, hat die strenge Frau aufgenommen — und auch sie — — Ach — die Kinderzeit, wie köstlich ist sie gewesen in dem grünen Thal, bei dem Wasserrauschen, dem Sonnenschein, dem Winterschnee. Sie hat eine wahre Sehnsucht nach der Vergangenheit — und kann doch nie, nie mehr zurück.

Und daß hier ihre Heimat ist und daß sie es hätte bleiben können — wenn — — Sie beißt die Zähne aufeinander, sie hat ein würgendes Gefühl am Halse, als wenn eine fremde Hand sie packt.

Sie hört wieder Lisbeths scheltende Stimme; Thüren schlagen hinter ihr.

„Wenn du was essen willst!"

Sie sitzen einander am Tische gegenüber und sprechen wenig, Dorette löffelt die saure Milch mechanisch aus.

„Schmeckt dir wohl nich?" fragt ihre Cousine. „Ja, Lampreten, die haben wir nich auf'm Lande, die giebt es bloß in der Stadt. Aber Rappke sagt, es schmeckt ihm alles bei mir."

Dorette hat an ganz andre Dinge gedacht. Sie schreckt wie aus einem Traum auf, als Lisbeth mit der Faust gegen die Kammerthür schlägt, um die Kinder darin ruhig zu machen.

„Der Butzemann kommt!"

Jede Bewegung der jungen Frau hat etwas Trotziges; sie stößt gegen die Stühle, rafft die Teller zusammen.

„Willst du für deinen Mann nichts hinsetzen?" fragt Dorette.

„Der? zusehn soll er, wo er was kriegt. Der wird genug Geld draußen gelassen haben und denkt nicht an die vielen Münder hier."

Dorette zieht ihr Geldtäschchen heraus und legt zwei Markstücke hin.

„Das ist für meine Verköstigung."

Lisbeth langt mit einem Blick nach der Thür danach und steckt das Geld ein.

„Na ja, wo 'ne große Familie is, da kann man nich so ins volle greifen."

Dann setzen sie sich wieder ins Freie. Dorette strickt trotz der einfallenden Dämmerung, Lisbeth erzählt von ihren Bekannten in Langenberg, was für Kleider sie haben und wie sie sich unter einander beklatschen und daß Rappke sagt, ihr könnte es keine gleichthun.

Dann werden in der Ferne ein paar johlende Stimmen laut.

„Wenn er nich dabei is, der liederliche Kerl, denn laß ich mich hängen!" ruft Lisbeth.

Nach einer Weile kommen denn auch tappende Schritte über den Steg; dann sieht man eine lange Gestalt an dem Zaun vorbeischwanken.

„Gu'n Abend, gu'n Abend!"

„Hast'n Weg nach Hause noch finden können?"

Der hagere Mensch lacht. „Bin doch 'n Otzener Kind. Un' der Schützenhof, der is noch grade so schön wie früher — ne, wirklich! Un' Lude Bruckmüller is noch das alte, fidele Haus. Huh, und kann der's — dem läuft das Bier nur so in die Kehle. Un' Anton Bruns war auch da und Nettchen Seidler, der ich mal nachgegangen bin; is das 'ne Maschine geworden!"

Er nimmt seinen Hut ab und wischt mit dem Rockärmel über die Stirn. „Uff! heiß! uff!"

Lisbeth verschränkt die Arme, guckt nach dem Mond, der eben hinter den Wolken vorkommt und sagt:

„Behalt's man für dich!"

„Was?"

„Deine Liederlichkeiten!"

„Nu aber —" sagt Johann, dessen sonst blasses Gesicht rot und heiß ist. „Sei doch gemütlich!"

„En Bierfaß bist du —"

„Alte!"

„En Saufaus!"

„Zum Donnerwetter!"

„Fluch man zu, wahr is es doch!"

Da faßt Johann Martens nach einer Latte am Zaun, als will er sie losreißen.

„Weib! sag ich!"

„En Familienvater willst du sein, du? Schämen sollst du dich —"

Digitized by Google

Nun fuchtelt ihr seine Faust vor dem Gesicht herum.

„Noch'n Wort! Man bloß noch eins und sollst mal sehn! Schämen soll ich mich? Das thu du man. Un' den Rappke, den werf' ich sicher raus! Den Kerl, der sich an alle Schürzen hängt. Un' daß sie mich zum besten haben in der Fabrik, das leide ich nich mehr. Der Kostgänger, der soll mir raus, raus."

Lisbeth lacht höhnisch auf; Dorette geht still hinein und die leise krachende Treppe hinauf. In dem Kämmerchen hat sie schon als Kind geschlafen. Lisbeths kreischende Stimme tönt noch herauf; sie bekommt das Übergewicht über die des Mannes. Dann poltert es auf den Stufen; endlich wird es still.

Dorette legt den Kopf auf die blauweiß gewürfelten Kissen; aber der Schlaf will nicht kommen. Sie hat an so viel zu denken. Und Stunde um Stunde hört sie schlagen und den Nachtwächter rufen: „Bewahrt das Feuer und das Licht!" Und dann beginnt der Morgen zu grauen, und sie steht auf und kleidet sich an.

Als sie nach der Treppe geht, steckt Lisbeth ein verschlafenes Gesicht aus ihrer Kammerthür.

„Du, willst du auch, daß ich Kaffee mache?"

„Nein, ich danke."

Die junge Frau, ihre lila-kattunene Nachtjacke zusammenhaltend, kommt etwas weiter mit dem Oberkörper aus der Thür.

„Wenn ich'n aufwecke, denn macht er Skandal —"

„Laß nur!" Dorette will ihr die Hand hinreichen.

„Willst du wirklich das ganze Geld auf einmal haben?"

„Ja! Wie's schriftlich gemacht ist — so müßt ihr's schicken!"

„Das kann dir doch gestohlen werden."

„Ich will schon aufpassen."

„Thust, als ob du deinen Verwandten nich traust."

Dorette antwortet nicht.

„Er — Johann is doch'n rechtschaffener Mensch und meint es gut mit dir!"

Lisbeth hat einen lauernden Blick.

„Die Kinder —" sagt Dorette.

„Ach, laß man, daß die aufwachen und schreien —"

„Denn laßt es euch gut gehn."

Schnapp, schlägt die Kammerthür ins Schloß; sie hört, als sie auf der untersten Treppenstufe ist, einen lauten Fluch von Johann und einen aufkreischenden Ton von Lisbeth, und als sie beim Fliederbaum anlangt, unter dem die Bank steht, die nun schon recht wackelig geworden ist, ruft ihr jene nach: „Uns brauchst du auch nich wieder zu kommen, für so eine haben wir keinen Platz — hahaha!" Und klirr! schlägt das Fenster zu.

Die Mahnkopfen steckt den grauen Kopf, auf dem die Nachtmütze noch sitzt, über den Zaun, sie will wohl schwatzen, aber Dorette geht schnell weiter. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Dorothea Christiane Erxleben, geb. Leporin.

Eine promovierte und praktizierende Ärztin des vorigen Jahrhunderts.

Von

Helene Höhnk.

Nachdruck verboten.

Vor hundertfünfundfünfzig Jahren erschien eine kleine Schrift mit dem etwas umständlichen Titel: Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studieren abhalten, darin deren Unerheblichkeit gezeiget und wie möglich, nötig und nützlich es sei, daß dieses Geschlecht der Gelahrtheit sich befleiße, umständlich dargeleget wird! Die Verfasserin derselben war Dorothea Christiane Leporin, die als Tochter des Arztes Christian Policarpus Leporin am 13. November 1715 in Quedlinburg geboren wurde.

Dorothea Christiane Leporin war, wie sie in ihrem Lebenslauf mitteilt, in ihrer Kindheit zart und kränklich, ein Umstand, der die nächste Veranlassung gab, daß sie von Jugend auf mit ihrem ältesten Bruder zusammen im Hause unterrichtet wurde. Da sie sich fleißig und geschickt im Lernen erwies, kam es bald dahin, daß nicht allein ihr Vater, sondern auch dessen gelehrte Freunde sie ermunterten und in jeder Weise zu fördern und unterstützen suchten. Als sich mit zunehmenden Jahren ihr Gesundheitszustand besserte, mußte sie sich vielen häuslichen Geschäften unterziehen und weigerte sich dessen nie, obwohl ihre Studien und die Wissenschaft ihr die Hauptsache waren.

„Ich fand", sagt sie, „daß es sehr wohl möglich sei, bei verschiedenen häuslichen Geschäften sowohl ein Buch mit Nutzen zu lesen, als auch den Unterricht des Lehrenden anzunehmen; daß aber auch dasjenige, was durch andere Geschäfte und Zerstreuungen wirklich im Studieren versäumt werden müsse, sich wieder einbringen lasse, wenn man seiner Bequemlichkeit etwas abzubrechen sich nicht verdrießen lasse. Ich beschloß daher ernstlich, mich durch nichts vom Studieren abhalten zu lassen und zu versuchen, wie weit ich in der Arzneigelehrtheit es bringen könnte."

Aber wenn gleich dieser Entschluß von ihrem Vater und ihren nächsten Angehörigen und Freunden gebilligt und unterstützt wurde, so fehlte es auch nicht an Angriffen von solchen „die das Studieren des Frauenzimmers nicht nur tadeln, sondern auch auf eine recht niederträchtige und Gelehrten schlecht anstehende Weise durchziehen." Sie antwortete auf diese Angriffe mit der oben erwähnten kleinen Schrift, auf die ich am Schluß ausführlich zurückkommen werde.

„Nachdem ich in den litteris humanioribus einen ziemlichen Grund gelegt hatte", erzählt sie weiter, „machte ich den Anfang, der mir jederzeit so angenehm gewesenen Arzeneiwissenschaft mich zu befleißigen. Daher machte ich mir den Unterricht meines seligen Vaters fleißig zu nutze, wenn er, meinen Bruder zu seinen akademischen Studiis vorzubereiten, sowohl die theoretischen als praktischen Teile der Medizin mit ihm durchging. Er bediente sich zu dem Ende sonderlich des unsterblichen Stahlii Theoria medica vera; ingleichen des Herrn Hofrat Alberti Introductio in universam medicam, wie auch des hochberühmten Herrn Dr. Joh. Junkers Conspectus Physiologiae, Pathologiae, Therapiae generalis und specialis, und des Herrn Dr. Heisters Compendium Anatomiae; er unterließ auch nicht, die von ihm vorgetragenen theoretischen und praktischen Lehren durch Exempel, die in seiner Praxis vorfielen, zu erläutern und zu befestigen. Kaum hatte mein geliebter Vater die sämtlichen Teile der Arzneigelehrtheit solchergestalt zu Ende gebracht, da mein lieber Bruder, der nunmehr Land- und

Digitized by Google

Stadtphysikus zu Nienburg an der Weser ist, die hochlöbliche Friedrichsuniversität bezog, seine Studia daselbst fortzusetzen. Er wurde dadurch des Glücks teilhaftig, sowohl die bereits namhaft gemachten, als auch andere große Lehrer selbst zu hören. Wie oft habe ich gewünscht, mit ihm gleiches Glück zu genießen, und diejenigen Lehrer hören zu können, welche ich jederzeit mit so großer Hochachtung verehret hatte! Allein mein Wünschen war vergebens, und ich mußte damit zufrieden sein, daß mein um mich so sehr verdienter Vater unermüdet fort fuhr, mir mit fleißigem Unterricht beizustehen und dafür zu sorgen, daß ich auch in Abwesenheit meines Bruders an Studiis zunehmen möchte. Er that solches um so viel emsiger, da er mit Vergnügen sabe, daß seine bisherige getreue Unterweisung in der Medizin bereits so viel bei mir gefruchtet hatte, daß ich nunmehro auch zum Nutzen anderer gar leicht weiter angeführt werden könnte. Er setzte daher meinen Unterricht auf das fleißigste fort. Zuweilen mußte ich zu meiner Übung verschiedene schwere in seiner Praxi vorgefallene casus ausarbeiten, auch, wenn er krank oder abwesend war, seine Patienten besuchen und abwarten."

Als Friedrich der Große sich nach seiner Thronbesteigung in Quedlinburg huldigen ließ, wurde Dorothea Christiane Leporin ihm vorgestellt. Der König war sehr huldvoll und machte ihr aus eigenem Antriebe das Anerbieten, sie wegen vorhabender Promotion der medizinischen Fakultät der Universität Halle zu empfehlen. Indessen kam es erst später zu der Promotion, denn vorerst „ging die Vorsehung andere Wege mit ihr." Sie heiratete im Jahre 1742 den Johann Christian Erxleben, Diakonus an der St. Nikolaikirche in Quedlinburg. „Ob ich gleich durch die Erfahrung überzeugt wurde", sagt sie, „daß der Ehestand das Studieren des Frauenzimmers nicht aufhebe, sondern daß es sich in der Gesellschaft eines vernünftigen Ehegatten noch vergnügter studieren lasse, wurde dennoch die vorgehabte Promotion durch meine Heirat vorerst verzögert, da die mir obliegende Sorgfalt für die Erziehung fünf annoch unerzogener Kinder, deren Anvertrauung ich als das erste Pfand der Liebe meines Mannes anzusehen hatte, meine Abwesenheit nicht wohl verstattete."

Zu den fünf Stiefkindern schenkte sie ihrem Gatten noch vier eigene Kinder, und man kann sich wohl denken, daß ihre Zeit zum Studieren knapp genug bemessen war. Auch gewinnt es den Anschein, als ob ihr Mann mit der Promotion und Ausübung des ärztlichen Berufes nicht einverstanden gewesen. Erst als sie ihn aus einer gefährlichen und langwierigen Krankheit errettet hatte, scheint er seine Zustimmung gegeben zu haben. Frau Erxleben wandte sich nun sofort an den König von Preußen und erinnerte ihn an sein Versprechen, daß sie sich der medizinischen Fakultät zu Halle zum Examen darstellen durfte. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Sie lautete zustimmend, und Frau Erxleben reichte ihre Inauguraldissertation ein, die über das Thema handelte: Quod nimis cito ac ineunde curare, saepius fiat caussa minus tutae curationis. Die Arbeit liegt mir mit dem beigefügten Lebenslauf der Frau Doktorin in deutscher Übersetzung unter dem Titel vor: „Akademische Abhandlung von der gar zu geschwinden und angenehmen, aber deswegen öfters unsichern Heilung der Krankheiten. Vor einiger Zeit als ein Specimen Inaugurale der hochlöblichen medizinischen Fakultät zu Halle übergeben, jetzt aber auf Verlangen ins deutsche übersetzt, und hin und wieder vermehret von Dorotheen Christianen Erxlebin, der Medizin Doktor." Halle, bei Johann Justinus Gebauer 1755. Sie ist der Herzogin Marie Elisabeth zu Schleswig-Holstein, Äbtissin von Quedlinburg, gewidmet.

Ob diese Dissertation von irgend welcher Bedeutung für die Medizin gewesen ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Nach der Vorrede zu schließen, hat sie indessen nicht allein Beifall gefunden, sondern sogar Aufsehen erregt, und es zeugt immerhin von einem gewissen Fortschritt, daß die Verfasserin gegen die vielen damals angewandten Medikamente auftritt und ihnen die Fähigkeit, „gründlich und sicher zu heilen", abspricht.

Das Examen der Frau Erxleben fand am 6. Mai statt. Über den Verlauf berichtet ihr Examinator Prof. Juncker in den Halleschen Anzeigen vom Jahre 1754. „Es hat die Frau Kandidatin in einem zweistündigen Examine alle quaestiones theoreticas und practicas in lateinischer Sprache, mit einer solchen gründlichen

Digitized by Google

Akkuratesse und modesten Beredtsamkeit beantwortet, daß alle Anwesenden damit vollkommen vergnügt waren und glaubten, eine alte Römerin in ihrer Muttersprache reden zu hören. Ob nun schon die löbliche medizinische Fakultät, nach geprüftem und gut befundenem specimine inaugurali, zur Promotion hätte schreiten können, so hat dieselbe doch lieber der Frau Kandidatin im Examine befundene Geschicklichkeit nach der Wahrheit an Se. königliche Majestät allerunterthänigst berichten, und in einem solchen seltenen Casu königliche allergnädigste Approbation erfragen wollen. Hierauf hat es Sr. Königl. Majestät allergnädigst gefallen, in einem höchsteigenhändig unterschriebenen Reskript vom 18. Mai die hiesige Fakultät allergnädigst zu autorisieren, dieser Kandidatin gewöhnlichermaßen den gradum in unserer Fakultät nach ihrem petito zu erteilen.

Es hat sich hierauf die Frau Kandidatin wieder bei uns eingefunden, und ward der 12. Juni angesetzt, die Promotion zu vollziehen, an welchem Tage in meiner, als des Decani, Behausung, in Gegenwart einer nicht geringen Anzahl, mehrenteils von selbst sich einfindender ansehnlicher Personen beiderlei Geschlechts und Anwesenheit mehrerer Studiosorum, nach Inhalt derer kaiserlichen und königlichen Privilegien, und besonderer im letzten allergnädigsten Reskript geäußerten allerhöchsten Genehmhaltung, mehrgedachter Frau Kandidatin der Gradus Doctoris Medicinae und die Freiheit zu praktizieren, von mir erteilt, und der gewöhnliche Doktoreid aufgenommen worden. Diese Handlung hat die neue Frau Doktorin mit einer kurzen, wohlgesetzten Rede beschlossen und die wohlgemeinten Glückwünsche der Anwesenden entgegengenommen. Worauf dann auch das gewöhnliche Doktordiplom ausgefertigt worden." Leider erlebte ihr Vater die Promotion nicht mehr; er war schon 1743 gestorben.

Selbstverständlich erregte diese ungewöhnliche Promotion Aufsehen in ganz Deutschland, und viele Stimmen erhoben sich für und wider das Studieren des weiblichen Geschlechtes. Prof. Juncker suchte ihnen in der oben citierten Abhandlung „Reflexion über das Studieren und die akademischen Würden des Frauenzimmers" in den „Hallischen Anzeigen" zu begegnen und erwies sich dabei als ein verständiger Anwalt der Frauensache wie als aufrichtiger Freund und Verehrer der neuen Doktorin. Und es fehlte derselben auch nicht an fernerstehenden Bewunderern, die sie in lateinischen und deutschen Versen feierten. Johann Joachim Lange, Prof. der Mathematik in Halle, besang sie als „Schmuck und Wunder unserer Jahre". Bedeutungsvoll heißt es in der Hymne:

„Olympia[1]) ward der Ferrarer Zier,
Und lehrte, daß in jüngern Zeiten
Der Weiber Geist auch denken kann, wie wir,
Ja, daß er mit uns könne streiten.
Nur Deutschland sah bisher dies traurig an;
Der Doktorhut war stets nur für den Mann."

Und daß auch Friedrich der Große eine bewundernde Teilnahme für die Doktorin Erxleben bekundet haben muß, geht aus einem anderen Lobgedicht des pommerschen Gymnasiallehrers Rahn hervor, dessen erste drei Strophen lauten:

„Du Schmuck der Frauen, Deutschlands Ehre!
Dir baut die Nachwelt einst Altäre!
Schon seh' ich wie dein Muster reizt.
Muß mich nicht Friedrichs Beifall treiben,
Dein klugverdientes Lob zu schreiben,
Um das die beste Schöne geizt?

Nach dir wird froh dein Enkel fragen,
Und deinen Ruhm den Enkeln sagen;
Froh nennt er dich, mein Halle, mit,
Dein Geist und Fleiß und Reiz, o Schöne!
Erweckt den Neid der Musensöhne;
Und zwingt zum Wettlauf ihren Schritt.

[1]) Es ist wohl Olympia Morata gemeint.

Digitized by Google

Du zeigst, daß auch der Schönen Geister
So groß zu Kränzen weiser Meister,
Als zu dem Ruhm der Wirtschaft sind.
Dich sieht dein reizendes Geschlechte,
In dir auch seine Größ' und Rechte;
Du raubst dem Wahn manch schönes Kind."

Es bleibt mir nun noch übrig, etwas näher auf die oben angeführte Schrift einzugehen, die 1742 bei Andreas Rüdiger in Berlin herauskam und wohl als die erste der Frauenemanzipationsschriften bezeichnet werden kann. Sie scheint daher auch nicht allein Beifall und Aufsehen erregt, sondern in gleichem Maße Absatz gefunden zu haben, denn sie wurde 1749 als „Vernünftige Gedanken vom Studieren des schönen Geschlechts", ohne Wissen der Verfasserin nachgedruckt, und 1754 verspricht dieselbe in ihrem Lebenslauf eine neue Auflage.

Die Ausgabe von 1742 ist mit einer langen Vorrede von dem alten Doktor Leporin versehen, die ihn als sachverständigen Verteidiger des Frauenstudiums kennzeichnet. Er widerlegt die These von der Inferiorität des Weibes, er bestreitet, daß die Schamhaftigkeit die Frauen vom Studieren abhält und schließt mit der Mahnung, daß alle „die Macht der Vorurteile hassen und bezwingen sollen".

Eifriger, gewandter, schlagfertiger als ihr Vater tritt die Verfasserin selbst für die Sache ein, und wir finden sie in ihren Ansichten und Forderungen schon ebenso weitgehend wie die modernen Vorkämpferinnen.

„Eine Sache, die nicht allen Menschen nötig und nützlich ist," sagt sie in der Einleitung, „sondern vielmehr dem größten Teil, kurz zu sagen, dem zahlreichsten Geschlechte, durchgehends nachteilig sein soll, die verdienet bei weitem nicht einen so hohen Preis als eine andere zu erwarten hat, deren Notwendigkeit und Nutzen allgemein heißt. Und aus diesem Grunde bin ich befugt, zu sagen, daß unser Geschlecht von den Studiis ausschließen, eine Bemühung ist, die zur Verachtung der Gelehrsamkeit gedeihen muß." Zwar will sie durchaus nicht alle Frauen zum Studieren überreden, denn dieses würde abermals viel Unordnung nach sich ziehen. „Ich behaupte nur, daß es höchst unbillig sei, fast alle und jede unseres Geschlechtes, ohne auf die Kräfte sowohl ihres Gemütes, als ihres Leibes zu sehen, schlechterdings häuslichen Geschäften widmen und denselben nicht mal verstatten zu wollen ihren Verstand nur so weit auszubilden, daß sie ihn im gemeinen Leben recht zu gebrauchen wissen."

Auf den Einwurf, daß das weibliche Geschlecht nicht für das Studieren und die Gelehrsamkeit tauge, antwortet die Leporin, daß zur Gelehrsamkeit die Kräfte einer vernünftigen Seele gefordert werden, und wer wollte diese dem weiblichen Geschlechte absprechen wollen? „Wer nicht wider alle Begriffe, die wir uns von dem Wesen der Seele machen können, einen Unterschied der Seelen in Ansehung des Geschlechtes behaupten will, der muß diejenigen Kräfte der Seele, die dem männlichen Geschlecht eigen, auch beim weiblichen voraussetzen." Mit denen aber, welche die Frauen aus den Reihen der Menschen ausschließen, will sie sich nicht einlassen, „denn sie verdienen nicht, daß man sich ihrethalben bemühe, bis sie selbst durch den Gebrauch der Vernunft werden bewiesen haben, daß sie sich des Namens der Menschen nicht unwürdig machen." Und wenn man sich weiter auf den geringen Nutzen beruft, insofern die Frauen in der Wissenschaft wenig leisten und geleistet haben, so sagt die Leporin sehr richtig: „Das ist ein sehr verkehrter Schluß, wenn man daraus, daß nur wenige des weiblichen Geschlechts studia treiben, schließt, es fehle allen, die dieses Geschlechtes sind, an dem zum Studieren erforderlichen Verstand." „Und," fährt sie fort, „es ist überdies zweierlei, Verstand empfangen und den empfangenen Verstand brauchen gelernt haben." Das eben fehlt beim weiblichen Geschlecht, und daher ist die Frage nach seiner Befähigung müßig. Es heißt hier Erfahrungen sammeln. „Wer demnach alles Zweifels frei zu werden sucht, der nehme eine gleiche Anzahl sowohl von dem männlichen als weiblichen Geschlecht, die alle von Natur mittelmäßigen Verstandes sind; er gebe ihnen gleiche Zeit und Gelegenheit ihren Verstand durch Studieren zu bilden, so wird er aus der Erfahrung überzeugt werden, daß der Verstand des weiblichen Geschlechtes

Digitized by Google

nicht so schwach sei, als man ihnen anschuldiget, und daß zwar eine verkehrte Gewohnheit, keineswegs aber ein natürliches Unvermögen den verkehrten Wahn ausgebrütet, es könne das weibliche Geschlecht in der Gelehrsamkeit nicht so weit als die Männer gelangen. Wollte man sich nur die Mühe nicht verdrießen lassen, so viel Zeit auf die Unterweisung desselben zu wenden als man der Unterweisung des männlichen Geschlechtes widmet, so würde sich zeigen, daß solche Arbeit nicht vergebens gewesen und daß die Schuld nicht am Verstande des weiblichen Geschlechts, sondern an dem Mangel der Unterweisung gelegen."

Auch dem Einwand des zu großen Gefühlsquantums als Hindernis im Studieren, weiß sie zu begegnen: „Wollte das weibliche Geschlecht sich gefallen lassen, wider diese gefährliche Krankheit eben dieses heilsame Mittel (das Studieren), anzuwenden, so würden vielleicht in kurzer Zeit die Herren Medici der Mühe können überhoben sein, das weibliche Geschlecht auch wegen der Heftigkeit ihrer Gemütsbewegungen als ein subjectum morborum speciale zu betrachten. Es sind demnach die Affekte des weiblichen Geschlechts nicht schlechterdings als Ursachen, welche den Verstand desselben zur Erkenntnis der Wahrheit unbrauchbar machen und nicht könnten gehoben werden, sondern vielmehr als Folgen anzusehen, welche daraus erwachsen, wenn die Besserung des Verstandes und die studia verabsäumt werden."

Die Art des Studiums behandelt sie mit einer gewissen Vorsicht; indessen sagt sie: „Was ist es anders als ein Vorurteil, wenn man glaubt, das weibliche Geschlecht von der Universität ausschließen zu müssen. Ebenso gut wie Männer und Frauen gemeinsam die Gotteshäuser besuchen, können sie auch die Lehrsäle besuchen; nur die Gewohnheit scheint hier Gefahren vorzumalen, die in Wirklichkeit nicht existieren."

Fast scharf führt sie die Feder, wo es das größte Vorurteil zu bekämpfen gilt: daß die Frau zuerst für die Haushaltung berufen sei. „Daß das weibliche Geschlecht nichts zu wissen brauche und nichts von ihm gefordert werde, als die Führung des Haushaltes, das ist ein Vorurteil, das man dem weiblichen Geschlecht von Jugend auf beibringt. Aber ebenso wenig wie die Eltern ihre Söhne vor ihrer Geburt einem besonderen Beruf widmen, ebenso wenig dürfen sie auch ihre Töchter a priori ausschließlich für den Haushalt bestimmen." Nichts destoweniger sollen die Töchter in der Haushaltung unterwiesen werden, „denn sie zu verstehen, ist eine Pflicht, welcher sich kein einziges Frauenzimmer entziehen darf, und es würde all ihr Wissen nichts sein, wo man sie in Ansehung der Haushaltung einer Unwissenheit beschuldigen könnte. Ich fordere daher keineswegs, daß das weibliche Geschlecht alle seine Zeit mit dem Studieren zubringen und sich um die Haushaltung nicht bekümmern sollte, denn dieses wäre unvernünftig; aber da ich auch einräume, was ihr von mir fordert, wird es billig sein, daß ihr mir wieder einräumt, was euch ohne Schaden ist. Wendet alle Mühe an, lauter gute Haushälterinnen zu ziehen und sparet keinen Fleiß, dem weiblichen Geschlecht alles, was zu dieser Absicht nötig ist, beizubringen, ja, gewöhnt dieselben auch selbst, wenn es nötig ist, Hand anzulegen und bringet ihnen von Jugend auf bei, daß arbeiten keine Schande sei. Hingegen gönnet ihnen diejenige Zeit zum Studieren, welche sie weder zu nötiger Arbeit, noch zum Begriff von der Haushaltung zu erlangen nötig haben, und ihr werdet finden, daß es gar wohl möglich sei, daß ein Frauenzimmer studieren und dabei einer Haushaltung vorstehen könne."

Übrigens meint sie, daß man die wenigsten Frauen die Regeln einer vernünftigen Haushaltung lehre, sondern gemeiniglich kleine und geringfügige Dinge, und sie eifert dagegen, wie auch gegen die unnützen Handarbeiten, den geschäftigen Müßiggang des weiblichen Geschlechts, Visiten und übertriebenen Luxus. Und daß sie die Frauen in Ausübung eines Berufes oder wissenschaftlichen Bestrebungen auch in der Ehe nicht gehemmt wissen will, das ergiebt schon ihr eigener Lebenslauf; sie weiß alle Schwierigkeiten mit einem gewissen Sarkasmus aus dem Weg zu räumen. „Der Hauptgrund", meint sie, „warum das weibliche Geschlecht an die medizinische Praxis sich nicht wagen soll, ist der, weil die Würde und Vortrefflichkeit der Herren Medicorum und der Medizin selbst nicht wohl verstatte, daß sie die Weiber, die des Spinnrockens und der Küche zu warten, geboren, in ihre Gemeinschaft und zu ihren Gehilfinnen aufnehmen

Digitized by Google

sollten, als welches dem ganzen Orden der Ärzte zur Schande gereichen würde. Was diesen Grund betrifft, will ich lieber das ganze männliche Geschlecht urteilen lassen als selbst entscheiden! Ob es dem männlichen Geschlecht eine Schande sei, mit unserm Geschlecht in einer so nötigen, nützlichen und billigen Bemühung in einem consortio zu stehen? Ist dieses eine so große Schande für das männliche Geschlecht, so ist zu bewundern, daß dasselbe durch Ehelichwerden sich dahin demütiget, aus dem weiblichen Geschlecht eine Gehilfin zu nehmen und mit derselben in ein consortium zu treten."

Endlich äußert sie sich noch über die Kosten des Studiums: „Wieviele Eltern werden gefunden, die ihr Brot kümmerlich verdienen müssen und dennoch willig und mit Freuden ihre Söhne studieren lassen? sie thun wohl! aber warum ist man nicht ebenso willig, den Töchtern ein gleiches widerfahren zu lassen? Ist euch die Wohlfahrt derselben nicht ebenso viel wert, als die Wohlfahrt eurer Söhne? Gewiß, wollte man alle Mittel anwenden, das Studieren des weiblichen Geschlechtes zu befördern, welche man dem männlichen Geschlecht in Ansehung des Studierens läßt angedeihen, so würde sich zeigen, daß die Unmöglichkeit oft nur in der Einbildung bestanden. . . Es giebt Menschen, die, wenn sie etwas an die Unterweisung ihrer Töchter wenden sollen, in Klagen ausbrechen und mit diesen in Stunden nicht fertig werden, die schweren Zeiten und großen Kosten, die das Studieren erfordern, zu beseufzen. Und eben diese sehen es mit Freuden an, wenn ihre Söhne oft nur unter dem Schein des Studierens auch dasjenige durchbringen, was die Töchter selbst kümmerlich müssen verdienen helfen."

Es sind anderthalb Jahrhunderte vergangen, seit diese Ausführungen niedergeschrieben wurden. Sie sind leider auch heute noch völlig am Platz.

Dr. Freiin Gabriele von Possanner.

Von

Regine Ulmann.

Nachdruck verboten.

An der altehrwürdigen Wiener Universität ist am 2. April d. J. die erste Doktorin creiert worden. Damit ist die Frauenbewegung für Österreich in ein neues Stadium getreten. Wie bekannt, haben alle Frauen, die in Österreich bisher den Doktorhut tragen, ihre Würde an Schweizer Universitäten erlangt; das dort erworbene Diplom berechtigt aber nicht zur Ausübung der Praxis in Österreich. Nur bei den beiden von der österreichischen Regierung in Mostar und Dulne-Tuzla angestellten Amtsärztinnen, Frl. Dr. Bohuslawa Keck und Frau Dr. Theodora Krajewska, wurde von dem Gesetze Abstand genommen. Notgedrungen, denn die weibliche mohamedanische Bevölkerung in Bosnien und der Herzegowina darf sich keinem männlichen Arzte zeigen und geht eher hilflos zu Grunde. Diesem jämmerlichen Zustand hat die österreichische Regierung durch die Berufung der beiden Ärztinnen in erfolgreicher Weise abgeholfen, denn sie erfreuen sich einer ausgedehnten Praxis und sind in civilisatorischer Weise thätig. Die andern Österreicherinnen, die sich dem medizinischen Studium widmeten, wie Frl. Dr. Anna Beyer, Frau Dr. Milica Tschawoff-Schwiglin, Frau Dr. Maria Vucetic-Prita u. a. üben ihren Beruf außerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle aus. Nur Frl. Dr. Georgine von Roth, die Tochter eines österreichischen Feldmarschalls, wurde vor zwei Jahren an das K. K. Offiziers-

Digitized by Google

Töchter-Institut in Wien (Hernals) berufen, um den Gesundheitszustand der Zöglinge zu überwachen. Doch hat sie den Eid als Unter-Vorsteherin, nicht als Arzt der Anstalt abgelegt, und sie ist auch angewiesen, in Krankheitsfällen einen solchen zuzuziehen, da sie nach dem Gesetze nicht das Recht hat Rezepte auszustellen.

Erst Frl. Dr. von Possanner gelang es, auch in Österreich als Doktor der

Dr. Freiin Gabriele von Possanner.

Medizin anerkannt zu werden. Gabriele Freiin Possanner von Ehrenthal ist die Tochter eines hochverdienten Staatsbeamten, des Sektionschef a. D. Baron von Possanner. In einem großen Familienkreise aufgewachsen, von einer liebenden Mutter erzogen, bereitete sich Gabriele im Verein mit ihrer Schwester Camilla, die sich seither mit Erfolg der Malerei zugewendet hat, auf den Lehrerinnenberuf vor, eine Karrière, die in Österreich viele Töchter hoher Beamten und Offiziere einschlagen. Im Jahre 1885 legte sie die Reifeprüfung an der K. K. Lehrerinnen-Bildungs-Anstalt in Wien ab, und schon zwei Jahre später sehen wir sie die Maturitäts-Prüfung am akademischen Gymnasium daselbst bestehen. Ihre medizinischen Studien betrieb Freiin von Possanner

Digitized by Google

in Zürich und Genf, nachdem sie, um an den dortigen Universitäten zugelassen zu werden, nochmals das Maturitätsexamen in der Schweiz abgelegt hatte. In Zürich machte sie die Staatsprüfungen und das Doktorat. So viel Geduld und Ausdauer Frl. Dr. von Possanner auch schon an den Tag gelegt hatte — erst nach ihrer Rückkehr in die Heimat wurden diese auf die härteste Probe gestellt. Denn nun begann der mühevolle und zu Anfang ganz aussichtslose Kampf um die Zulassung zur ärztlichen Praxis. Wie viele Eingaben, wie viele Wege die junge Ärztin, die mittlerweile an den Kliniken Neusser, Schauta und Widerhofer hospitierte, auch immer machte, sie fand überall verschlossene Ohren.

Vergeblich war die Berufung auf die Staatsgrundgesetze — man wies immer nur auf das noch nie Dagewesene, das Unerhörte hin, daß eine Frau als Arzt praktizieren wolle. Erst ein Majestätsgesuch brachte den gewünschten Erfolg. Es erfolgte am 19. März v. J. die berühmte Ministerial-Verordnung, nach welcher Frauen, die im Auslande und zwar an Universitäten, deren Einrichtungen den österreichischen gleichkommen, das Doktor-Diplom erlangt haben, zur Nostrifikation desselben, beziehungsweise zu den dafür erforderlichen strengen Prüfungen zugelassen werden können, falls sie die Matura an einem inländischen Gymnasium abgelegt haben. — Diese letztere Bedingung schloß alle Bewerberinnen, mit Ausnahme von Frl. Dr. von Possanner aus und macht die Verordnung nur für die gegenwärtig an den österreichischen Mädchen-Gymnasien Studierenden wertvoll. Die Verordnung verlangt ferner von den Ärztinnen die Ablegung sämtlicher strengen theoretischen wie praktischen Prüfungen, mit Ausschluß der naturhistorischen Vorprüfungen, eine Forderung, die in diesem Umfange an die männlichen Ärzte, welche ihr Doktor-Diplom nostrifizieren lassen wollen, nicht gestellt wird. Das aber schreckte die junge Doktorin nicht ab; sie legte im Juli 1896 die erste der geforderten und in der Zeit bis zum März 1897 weitere zwanzig strenge Prüfungen, einige darunter mit Auszeichnung, ab. Mit Recht wies bei dem Promotions-Bankett, welches der „Verein für erweiterte Frauenbildung" der Gefeierten gab, der Dekan der Universität, Prof. Dr. Max Gruber, auf diese einundzwanzig Prüfungen als auf eine unerreicht dastehende Leistung hin. — Mit ihr hat Frl. Dr. von Possanner, die sich seither in Wien als Frauenarzt niedergelassen hat, die Frauenbewegung ungemein gefördert, und die Freunde und Anhänger derselben beglückwünschen sich dazu, daß sie es war, welche ihrer Sache diesen hohen Dienst erwies. Denn die erste Doktorin der Wiener Universität verbindet mit ihrer hohen geistigen Begabung, mit der Energie und Standhaftigkeit, von der sie so glänzende Beweise gegeben, eine so echt weibliche Bescheidenheit und Anmut, eine so seltene persönliche Liebenswürdigkeit, daß ihr Wesen und ihr Wirken gewiß am geeignetsten sein werden, das Vorurteil siegreich zu bekämpfen, das sich heute noch hierzulande und anderwärts gegen das Frauenstudium erhebt.

Waldgang.

Wenn Dein ich denke, ist's, als gehe
Ich durch den abendstillen Wald.
Mein leisgewordner Tritt verhallt,
Und furchtlos stehn am Weg die Rehe.

Ein fremdes Sein, von mir geschieden,
Die Sehnsucht auf dem Wegstein hockt;
Doch was sie raunt, und wie sie lockt —
Es wandelt vor mir still der Frieden . . . .

Paul Scheffler.

Digitized by Google

Sommertage in Schottland.

Von

Therese Rösing.

Nachdruck verboten.

Schon zweimal hatte ich das wogenumspülte Albion besucht, aber mein Wunsch, auch Schottland und seine vielgepriesene Hauptstadt kennen zu lernen, war nicht erfüllt worden. Aber „was man kräftig hofft, das geschieht," — fast zu meinem eigenen Erstaunen bestieg ich mit einer rheinischen Freundin auf der Eustonstation in London den um 2 Uhr 30 Min. nach Edinburg abgehenden Schnellzug, im Publikum the Devil's train genannt wegen seines höllischen Tempos.

Mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 50 engl. Meilen die Stunde, die sich auf manchen Strecken bis zu 60 Meilen steigerte, durchsausten wir das schöne Land, dessen sonst unwahrscheinlich grüne Rasen die sengende Sonne ihrer samtenen Frische beraubt hatte. Seit siebzig Tagen war kein Regentropfen gefallen, und als aufsteigender Nebel sich zu Regen verdichtete, begrüßten unsere Mitreisenden das strömende Naß mit Enthusiasmus. Bald wurde es trotz des nordisch langen Junitages zu dunkel, um mehr zu unterscheiden, als die Silhouetten mäßig hoher Berge, und als wir um 10 Uhr 30 Minuten in Edinburg eintrafen, regnete es noch mit der gleichen Hartnäckigkeit.

Wir suchten das von Bädecker und unseren Reisegenossen empfohlene Windsor-Hotel in der Prince's Street auf und fanden dort ein gutes Unterkommen. Es kostete etwas Mühe, dem höflichen Wirt begreiflich zu machen, daß wir nicht nach englischer Sitte ein Zimmer mit einem riesengroßen gemeinsamen Bett wünschten, auch nicht eins mit zwei Betten, sondern jede ihr Zimmer für sich, nach seiner Ansicht anscheinend eine unberechtigte Forderung Wir beharrten aber dabei, suchten ermüdet unser mühsam erkämpftes Lager auf, und das eintönige Rauschen des Regens verfolgte uns bis in unsere Träume.

Am folgenden Morgen war die Situation unverändert, alles grau in grau. Strömender Regen, strömende Rinnen! — Welches Mißgeschick! Siebzig Tage Dürre, und wir bringen die Sündflut mit! — Was blieb uns aber übrig als gute Miene zu machen und zu versuchen, den Tag trotzdem so genußreich wie möglich zu gestalten. Noch vor dem Frühstück traten wir auf die Prince's Street hinaus, die von den Einwohnern der Stadt für die schönste Straße der Welt erklärt wird. In der That vereinigen sich hier Naturschönheiten und großartige Werke von Menschenhand zu Kontrastwirkungen von eigenartigem Reiz. Linksseitig eine Reihe vornehmer Gebäude, in dem hellgrauen Sandstein aufgeführt, der dem ganzen Lande das Baumaterial liefert; rechts, jäh abfallend, eine tiefe Schlucht, durch liebliche Anlagen in ihrer Wildheit gemildert. Jenseits derselben steil aufstrebender nackter Fels, den das alte Castle drohend krönt, von drei Seiten unersteigbar. Auf der vierten flacht sich der Hügelrücken ab und giebt einer Anzahl stolzer Bauten Raum. — Ergeben rüsteten wir uns mit Regenschirmen und Mänteln für die Entdeckungsreise aus, die uns zunächst in einen Gummiladen führen sollte. Meine Reisegefährtin gedachte sich als ersten Einkauf auf schottischem Boden ein Paar Gummischuhe zu erstehen; bei den augenblicklichen meteorologischen Verhältnissen das notwendigste Ausstattungsstück. Ein solches Geschäft war schon an der nächsten Straßenecke gefunden, und die Wahrnehmung, daß ein Laden mit Gummiartikeln und allen denkbaren Schutzmitteln gegen Nässe von oben und unten sich an den andern reihte, weckte die unbehagliche Ahnung in uns, ein derartig triefender Zustand sei für Schottland der normale.

Digitized by Google

Nach beendetem Handel gingen wir weiter, vorbei an dem großartigen Denkmal für Walter Scott, den die Schotten mehr noch wie Burns in Ehren halten. Den über dem Standbild baldachinartig aufstrebenden Turm bestiegen wir nicht — auf Fernblick war nicht zu hoffen.

Wenige Minuten entfernt liegen das Altertumsmuseum und die Nationalgallerie; schöne Gebäude in griechischem Stil, der hier bevorzugt wird und Edinburg den Beinamen „das schottische Athen" eingetragen hat.

Wir waren übereingekommen, uns hier zu Lande nicht mit dem Besichtigen von Gemälden zu befassen. Wir hatten deren hunderte und aber hunderte in London studiert und waren einigermaßen bildermüde. Aber was sind Pläne, was sind Entwürfe? — Mehr von dem Drange nach Trockenheit wie von Kunstbegeisterung getrieben, standen wir bald unter dem schützenden Dach der Nationalgallerie. Zu unserer Freude erwies sich diese als nicht sehr reichhaltig, aber in ihrer Auswahl vorzüglich. Außer vielen schottischen Meistern große Italiener, Tizian, Paul Veronese, Bellini, aber auch van Dyk und Greuze u. a.

Wir setzten unsern Weg fort, der uns in die Nähe des Castle und den Hügelrücken entlang durch die altertümliche High Street führte. Hier türmen sich Häuser bis zu zehn Stockwerken Höhe auf, während die hügelan gelegenen in der Straße dahinter deren nur drei bis vier haben und von der ärmeren Bevölkerung bewohnt werden.

Der sich immer mehr senkenden High Street folgend, gelangten wir, an John Knox' Hause vorüber, zu dem Palast von Holyrood, einem stattlichen Gebäude mit vorspringenden Flügeln, von altersgeschwärztem Sandstein, ohne architektonische Schönheit; trotz der ganz flachen Lage imposant durch die großartigen Verhältnisse. Daneben erhebt sich die Ruine der Königlichen Kapelle, von der nur wenige kahle Mauern und schmucklose Grabsteine erhalten sind; an die Rückseite schließt sich der baumlose Garten, the Queen's Walk.

Ein freundlicher junger Soldat in Nationaltracht bedeutete uns redseliger, als es bei uns einer Schildwache erlaubt ist, daß der Eintritt ohne Erlaubnisschein untersagt sei. Der High Commissioner habe hier residiert und für seine Festlichkeiten auch die historischen Räume benutzt, die erst am Montag dem Publikum wieder zugänglich wären. Sein Englisch verstanden wir merkwürdig gut; die schottische Aussprache ist dem deutschen Ohre verständlicher als die englische. Auch der schottische Typus spricht uns vertraut an; er gleicht dem deutschen, wenn auch nicht in vorteilhafter Weise. Wir sahen wenig hübsche Gesichter mit feinen Zügen, häufiger kräftige, hochgewachsene Gestalten.

Früher als wir wünschten, trieb uns der stärker werdende Regen heim. In den Salon des Hotels eintretend, wurden wir nicht unangenehm durch ein hellloderndes Kaminfeuer überrascht. Ein alter Amerikaner, der sich mit dessen schwieriger, kunstgerechter Behandlung beschäftigte, beklagte sich bitter über „the frightful Scotch climate" und schmiedete Rückzugspläne nach seinem sonnigen Massachusetts.

Wir beiden, sanguinischeren Gemüts, trauten dem alten Wort: „Auf Regen folgt Sonnenschein", dessen Erfüllung freilich eine Frage der Zeit ist! —

Schon der nächste Morgen zeigte ein freundlicheres Gesicht, wenn auch keinen Sonnenschein, und der mitleidige Portier, der sich für wetterkundig ausgab, prophezeite einen trocknen Tag. Wir beschlossen, diese bescheidene Gunst des Schicksals zu einer Fahrt ins schöne Land hinein auszunutzen und einen Ausflug nach der berühmten Kapelle von Roßlyn und dem lieblichen Hawthornden zu machen.

In anderthalb Stunden brachte uns die coach „the Favourite" nach Roßlyn, dessen Kapelle ihres Rufes wert ist; ihre fremdartige, reiche und phantastische Architektur bildet einen reizvollen Gegensatz zu der frischgrünen, wohlgepflegten Umgebung. Dies kleine Juwel von Steinhauerarbeit ist vor 400 Jahren von einem maurischen Meister mit seinen Gesellen errichtet, die hier im kalten Norden dieses Denkmal ihrer glutvollen südlichen Phantasie zurückließen. Ihre Meisterschaft in Behandlung des Sandsteins war groß, ein technisches Hindernis gab es für sie nicht. Sie formten das spröde Material zu den zierlichsten Ranken und Ornamenten, die

Digitized by Google

sich wie duftige Spitzengewebe um Pfeiler und Gewölbe schlingen. Kaktusblüten und andere exotische Pflanzenformen in geistvoller Stylisierung erinnern an den sonnigen Süden. Die Kapelle, einsam und weltabgeschieden auf einem Hügel gelegen, dient als Gruft für die Besitzer, die Grafen von Roßlyn, und vereinzelt zu gottesdienstlichen Zwecken. An den Bau knüpfen sich manche Sagen; man zeigt „the Apprentice's Pillar", den Pfeiler eines Schülers, der ihn heimlich verfertigte und durch die Schönheit seines Werks so sehr den Neid des Meisters erregte, daß dieser den allzu talentvollen Jünger erschlug.

Durch eine liebliche Schlucht führt der Weg nach Hawthorden. Die Abhänge sind mit schönem Laubwald und zahllosen Farnwedeln bestanden.

Der unebene und infolge der niedergegangenen Regengüsse schlüpfrige Pfad folgt den Windungen des ungestümen Esk und bietet manche kleine Beschwerlichkeiten, die wir nur mit Zurücklassung einiger Fetzen unsrer Kleidung überwanden. Nach Entrichtung eines kleinen Eintrittsgeldes überschritten wir auf schwankender Hängebrücke den Fluß und betraten die schönen grounds des Edelsitzes, wo ein biederer alter Gärtner die Führung übernahm. Auf senkrecht abfallender, rötlicher Felswand liegt hoch über dem Esk das altertümliche, einfache Haus, im Besitz der Familie Drummond, die ihren Stammbaum auf den Dichter dieses Namens zurückführt.

Höchst reizend ist der Blick von hier in die Schlucht, auf die wogenden Baumwipfel und den schäumenden Fluß. Die zerklüfteten Felsen sind von merkwürdigen Höhlengängen durchzogen. Hier barg sich Robert Bruce vor seinen Verfolgern, und hier wusch sich in unserm friedlicheren Jahrhundert sein Sproß, Königin Viktoria, in einem natürlichen Felsbecken die Hände. Diese königliche That, der Stolz des alten Gärtners, interessierte uns weniger als die eigentümliche Bildung einer dieser Höhlen, deren Wände aus einer Anzahl kleiner Nischen bestehen, die sie einem römischen Kolumbarium ähnlich machen. Man schreibt die Herstellung den Ureinwohnern dieses Landes, den Pikten zu, ohne zu wissen, welchem Zwecke diese Nischen dienten.

Mit beginnendem Regen, zu spät für die Table d'hôte, kamen wir ins Hotel zurück und, neue Enttäuschung! fanden das Café Edinburg geschlossen, dessen gute Küche uns gestern beim Lunch gemundet hatte. Von der letzten anwesenden Kellnerin wurden wir belehrt, daß jeden Sonnabend um 7 Uhr Schluß sei, nach kontinentalen Begriffen eine abnorme Solidität. Endlich entdeckten wir ein Restaurant, das für Nachtschwärmer unseres Kalibers bestimmt war und in dem man uns noch um $7\frac{1}{2}$ Uhr abends ein Mittagessen verabfolgte.

Der nächste Morgen begrüßte uns wieder mit allen Anzeichen eines bevorstehenden Regentages, und etwas niedergeschlagen berieten wir während des Frühstücks, wie wir unsern Sonntag am besten ausnutzen könnten; in Großbritannien ein schwieriger Fall, da fast alle Sehenswürdigkeiten geschlossen sind und der Eisenbahnverkehr auf das Notwendigste beschränkt wird. Ein menschenfreundlicher Reverend, der am benachbarten Tisch sein ham and eggs verzehrte, setzte sich zu uns herüber, um uns mit seiner Erfahrung beizustehen. Unsere gemeinschaftliche Beratung hatte das Ergebnis, daß wir uns trotz der drohenden Wetteraussichten zu einer Fahrt nach der berühmten Forth Bridge entschlossen, einer der kühnsten Brückenkonstruktionen Europas. Nicht lange darauf thronten wir hoch zu coach, die wir heute mit mehr Anstand erstiegen, als bei unserm gestrigen ersten Versuch. Es wurde uns aber wieder die Geduldsprobe auferlegt, länger als eine Stunde in langsamem Schritt die Prince's Street auf und ab zu fahren, bis unsere Ladung vollzählig war, und der Nebel war in Regen übergegangen, ehe wir die Stadt verließen. So weit wie möglich ignorierten wir diesen unerfreulichen Umstand und richteten unser Augenmerk auf die liebliche Gegend mit dem Kranze bläulich schimmernder Berge. Die weit ausgedehnten Parks, deren Besitzer meistens historische Namen tragen, schmückten Dickichte von Rhododendren und wilden Rosen, die heitere Farbeneffekte in der regenverschleierten Landschaft bildeten. Die Wohnhäuser dieser alten Edelsitze waren selbst von unsern erhabenen Plätzen nicht sichtbar; in England und Schottland hat jeder das Bestreben, sein Heim den Blicken Fremder zu entziehen.

Digitized by Google

Nach fast zweistündiger Fahrt waren wir in Queensferry, wo uns der großartige Blick auf die Forth Bridge überraschte. Der Forth, der bei Leith in die Nordsee mündet, ist hier noch von gewaltiger Breite und bot dem heutigen Sturme eine genügende Wassermenge, um sie in hohen schaumgekrönten Wellenbergen gegen die eisernen Pfeiler zu peitschen.

Trotz der riesigen Eisenmassen, die in diesem Bauwerk stecken, und trotz seiner enormen Dimensionen macht es einen, wenn auch imposanten, doch zugleich fast zierlichen Eindruck; mit so anmutsvoller Leichtigkeit schwingen sich die Brückenbogen in gewaltigem Sprunge von einem Ufer zum andern.

Bei dem gleichmäßig niederrauschenden Regen bot unser Vergnügungsprogramm wenig Abwechslung, und es galt eine ganze Reihe von Stunden totzuschlagen. Da uns die nasse Rückfahrt auf der ungeschützten coach nicht behagte, hatten wir sie ohne uns abgehen lassen; ein anderes Fuhrwerk war an dem heutigen Sonntag in dem kleinen Ort nicht aufzutreiben, und der nächste Zug ging dem Feiertage zu Ehren erst um 6 Uhr. Was also thun? Eine Fahrt auf dem Fluß, bei schönem Wetter lockend, scheuten wir in Anbetracht der Kleinheit des vorhandenen Dampfschiffchens und der Höhe der Wellen; so blieben uns nur Entdeckungsreisen auf festem Lande. Wir wendeten uns links und folgten der Uferstraße, die zwischen freundlichen Villen hindurch schöne Ausblicke auf den Fluß bietet und auf der die eingeborene Bevölkerung in sonntäglicher Kleidung ernst und gemessen lustwandelte. Eigentümliche Töne, denen die Bezeichnung Musik zu viel Ehre anthut, erregten unsere Aufmerksamkeit. Unbeirrt durch die schlechte Witterung und die spottenden Zurufe der Menge hielten 20—30 Mitglieder der Heilsarmee, Männer und Frauen, auf offener Straße ihren Gottesdienst ab. Nachdem sie mit Begleitung einer Ziehharmonika einige Hymnen von durchaus weltlich-fröhlichem Rhythmus abgesungen hatten, trat ein junger Mensch auf, offenbar den untersten Ständen angehörend. Er begann, die Hände in den Taschen mit gesenktem Haupte auf und ab schreitend, die Schilderung seiner gestern stattgehabten Erweckung. Er sprach in ungelenken, oft mühsam gefundenen Worten, aber mit dem Ausdruck innigster Ueberzeugung, unterbrochen durch die „glory, glory"-Rufe seiner Gefährten und spöttische Bemerkungen der Umstehenden. Das seltsame Schauspiel machte uns trotz lächerlicher Einzelheiten tiefen Eindruck durch die Hingabe und Begeisterung der dabei Beteiligten.

Beim Weitergehen lenkte dünnstimmiger Chorgesang unsere Blicke auf ein schmuckloses, stallähnliches Gebäude, die uralte romanische Kirche von Queensferry. Wir traten ein und wohnten einem Kindergottesdienst bei. Der lahme, kränklich aussehende Geistliche sprach liebevoll mit seinen kleinen Zuhörern, und zu unsrer Verwunderung verstanden wir jedes seiner stark dialektgefärbten Worte.

Durch den waldartigen Park von Dalmenny House wandernd, erreichten wir halb durchnäßt, aber ganz befriedigt die Station, von wo aus uns der Zug in einer halben Stunde nach Edinburg zurückbrachte.

Am Montag bot der Himmel einen hoffnungsvolleren Anblick, und wir brachen früh auf, neue Aussichten zu genießen, die bisher für uns nicht vorhanden gewesen waren. Wir bestiegen das Castle, das heute als Kaserne dient, und freuten uns, eine Anzahl Hochländer mit wehender Fahne und fliegenden Röckchen unter den Klängen eines Dudelsacks den Schloßberg heraufmarschieren zu sehen. Architektonische Sehenswürdigkeiten hat das Castle nicht, die kleine Kapelle der heiligen Margarete, Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von der dänischen Margarete, Gemahlin Jakob III. erbaut, ist ein kahler Raum; die Zimmer Maria Stuarts sind schmucklos und unwirtlich. Aber wie herrlich ist der Blick nach allen Seiten! — Hier das Häusermeer von Edinburg auf den Hügeln zu unsern Füßen, von bewaldeten Schluchten unterbrochen. Dort auf Calton Hill das stolze Denkmal Nelsons und die großartigen Mauerreste und Säulenreihen eines griechischen Tempels — das unvollendete Nationalmonument für Waterloo. Gegen Osten erhebt Arthur's Seat seine schroffen Hänge; weiterhin streckt sich das Meer in bläulichen Duft gehüllt.

Digitized by Google

Nachdem wir uns an all dieser Herrlichkeit satt gesehen, folgten wir der High Street bis Holyrood. Die den Fremden zugänglichen Räume beginnen mit einer langen Gallerie von Bildern schottischer Könige, blutdürstig dreinschauender, grotesk gemalter Ferguſſe und Malcolms, die, ihrer überraschenden Ähnlichkeit nach, alle demselben Pinsel ihre Entstehung verdanken. Darnleys Wohn- und Schlafzimmer, mit dem seiner Gemahlin durch eine Treppe verbunden, deren Ersteigen große Gewandtheit erfordert, sowie Maria Stuarts darüber liegende Gemächer sind öde und düster, mit wenigen Resten des früheren Mobiliars. Das dort hängende Bild der gefeierten Königin zeigt Züge, deren Zaubermacht über alle Gemüter wir staunend unerklärlich finden. Das Speisezimmer, nur durch das Schlafgemach zugänglich, ist nicht größer als eine geräumige Fensternische; ein dunkler Flecken auf dem Fußboden des Vorsaals soll von Rizzios Blut herrühren. Lange hielten wir uns mit der Besichtigung nicht auf, während andere Besucher ihr mit historischer Andacht oblagen. Es ist rührend, mit welcher Pietät die Schotten das Andenken ihrer unglücklichen Königin pflegen. Robert Bruce und Maria Stuart sind die beiden lokalgeschichtlichen Persönlichkeiten, deren Namen man ausschließlich nennen hört.

Auf bequemer Fahrstraße erstiegen wir Calton Hill, wo wir, hingerissen von der unvergleichlichen Aussicht, so lange verweilten, bis uns Regenströme ins Hotel zurücktrieben. Einigermaßen niedergedrückt durch die andauernd feuchte Stimmung der Wolken, entschlossen wir uns rasch abzureisen. Edinburg selbst hatten wir gesehen, so konnten wir versuchen, ob nicht jenseits der Berge ein freundlicherer Himmel uns lächeln würde. So packten wir unsere spärlichen Habseligkeiten, bezahlten die in Anbetracht der hohen schottischen Preise mäßige Rechnung und fuhren nach dem Bahnhof, von oben noch mit kräftigem nassen Abschiedsgruß bedacht. Im Kupee saßen wir uns gegenüber, mit Falstaff seufzend: „Und der Regen, er regnete jeglichen Tag!“ Da plötzlich — ein Sonnenstrahl, der erste, der uns in Schottland leuchtete, von uns mit zaghafter Freude begrüßt. Nach kurzem Kampf mit dem Gewölk brach siegreich die Sonne hervor, und von diesem Augenblick an ist uns das königliche Gestirn hold geblieben. Es zeigte uns Küsten und Hochland in voller Pracht, gekleidet in Gold und tiefstes Blau wie eine tropische Landschaft. So wird das schöne Land leuchtend in unsrer Erinnerung fortleben.

In gehobenster Stimmung erreichten wir Stirling, eine kleine, in der Ebene am Forth belegene Stadt, in weitem Kreise von Bergen umschlossen, in seiner Mitte der steile Schloßhügel. Das alte, wohlerhaltene Schloß, teilweise als Kaserne benutzt, zieht sich mit vielen Höfen bis zur Spitze des Hügels hinauf und besteht aus einer Reihe interessanter Gebäude, deren schönstes von Jakob I. erbaut ist. In Erinnerung an die herrliche Löwesche Ballade „Archibald Douglas“ blickten wir mit Interesse auf den Hof, wo Archibald den jungen König das Bogenspannen gelehrt; auf das Zimmer, wo Jakob II. 1452 William Douglas erschlug und den Douglas-Garten auf der Höhe, ein liebliches Idyll zwischen den düsteren Festungsmauern. Die Aussicht von den Wällen ist großartig und weitumfassend; man überblickt die vom Forth durchschlängelte Ebene, die Kette der Berge; bei klarem Wetter schimmert selbst Loch Lomond herüber. Beim Abstieg verweilten wir im ersten Hof bei dem überlebensgroßen, konventionell gehaltenen Standbild von Robert Bruce, der durch seine mit Walter Stuart vermählte Tochter Marjorie Stammvater des jetzt regierenden englischen Königshauses ist.

Wunderbar malerisch ist der am Schloßberge sich hinziehende Friedhof, unterbrochen durch wilde Felsgruppen, von deren Spitze man abwechslungsreiche Fernsichten hat. Auffallend für die kleine ärmliche Stadt ist die Menge stattlicher, wenn auch nicht künstlerisch wertvoller Grabmäler; darunter in stimmungsvoller Umgebung eine hohe Pyramide, dem Andenken der ermordeten Covenanter geweiht. Bei den Kreuzen fiel uns die eigentümliche, in Großbritannien und Irland gebräuchliche Form auf: ein hoher Fuß mit niedrigem Kopf und kurzen Querarmen, — eine Auffassung, an die man sich bald gewöhnt und die poetischer erscheint, wie die bei uns übliche.

Der folgende Tag begann für uns frühzeitig. Um 8 Uhr ging unser Zug nach Callendar, dem Endpunkt dieser Bahn, von wo wir zu Wagen und Dampfer die Fahrt

Digitized by Google

nach und über Loch Katrine und Loch Lomond fortsetzten. Am Bahnhof zu Callendar erwarteten zwei coaches die zahlreichen Reisenden; das Gepäck wurde in dem großen Raum unter den Sitzen verstreut, und heute gelang es uns, Vordersitze, stets heiß begehrt und viel umstritten, zu erobern. Die Freude über diesen Erfolg währte nicht lange! Da auf der Vorderbank neben dem Kutscher vier Personen zusammengepfercht werden, schweben die beiden an den Ecken ziemlich frei in der Luft, ohne Halt für die frei baumelnden Füße; eine gymnastische Leistung, deren nicht jeder fähig ist. Unsere gute Laune trübte das nicht, im Gegenteil! unsere Stimmung hob sich, je mehr die bläulichen Morgennebel sanken und die Landschaft sich uns im Sonnenglanz zeigte.

Die Fahrt ging durch ein schönes Thal, von lebhaften Bächlein durchplätschert, und bald schloß sich ein langgestreckter See an den andern, deren nördlichen Ufern wir folgten; Loch Vennachar und Loch Achray. Ihr ch wird mit zitterndem Klang aus der Tiefe des Halses ausgesprochen, schärfer wie unser ch-Laut, was einem deutschen Kehlkopf nicht schwer wird. — Der Weg wurde romantischer, ohne an Lieblichkeit zu verlieren; er führte durch Laubwald, der bis hart an das abschüssige Ufer des Loch Vennachar tritt, und wand sich hindurch zwischen höher ansteigenden Hügeln, deren dichter Rasen zahllosen Hochlandschafen Weide gewährt. Mit ihren schwarzen Köpfen und zierlichen schwarzen Beinen schauen diese Tiere ungleich klüger und behender darein, als ihre deutschen Vettern. Die Luft der Freiheit und der selbständige Kampf ums Dasein wecken ihre Intelligenz und entwickeln ihre körperlichen Fähigkeiten.

Nach zweistündiger Fahrt machten wir Frühstückspause in dem stattlichen Trossachs Hotel, herrlich gelegen am Ufer des Loch Achray, von schroffen Felsen und Wald umgeben. „The copsewood gray, that waved and wept on Loch Achray" — ein reizender Aufenthaltsort für einige Sommerwochen. Weiter ging es durch das romantische Thal the Trossachs, in dessen früher unzugänglichen Schluchten: „the deep Trossachs wildest nook", einst mancher Vervehmte ein lichtscheues Dasein führte. Die Kultur hat das düstere Dickicht gelichtet und Pfade geebnet; aber das Thal erschien in dem Glanze des Junimorgens in duftigster, wie von Menschenhand fast unberührter Waldpoesie. Durch die Zweige der herrlichen alten Bäume schimmerte vor uns Loch Katrine, ein silberner Spiegel in köstlichstem Rahmen. Ernst schauten die zackigen Gipfel des Ben Venue mit ihren dunklen Tannenwäldern hernieder: „The pine-tree blue, on the bold cliffs of Ben Venue!" dort die Goblin's Cave, wo einst der Berggeist Urisk sein Wesen trieb, und drüben, allen Lesern von the Lady of the Lake bekannt, Ellen's Isle, wo der unglückliche Douglas das geächtete Haupt vor seines Königs Zorn barg.

Ein schmucker kleiner Dampfer führte uns über den sagenumwobenen See. Jenseits begann die einsame, unfruchtbare Hochebene. Aber sie hüllte jetzt ihre Armseligkeit und Öde in einen goldig strahlenden Mantel, — unabsehbare, blühende Ginsterfelder, dazwischen ruhige, kleine Seen, ihr tiefes Auge zum Himmel aufschlagend, und überall Hochlandschafe, wie große, weiße Flocken über die Triften verstreut.

Die Glanzzeit für das Hochland ist der Spätsommer, der alle Hügel in Purpur kleidet, intensivstem Alpenglühen vergleichbar. Die Ursache dieses Farbenwunders ist das Haidekraut, größtenteils die großblumige Glockenhaide, Erica testatrix, deren Blüte dort lebhafter gefärbt ist als bei uns. — Nach der Wappenblume Schottlands, der stolzen Silberdistel, sahen wir uns vergeblich um; ihre plebejische Schwester, die gemeine rote Distel, brauchten wir nicht lange zu suchen. —

Der Weg senkte sich steil abwärts, die einzige Strecke, die ein ängstliches Gemüt allenfalls hätte beunruhigen können. Nach einer scharfen Wendung lag der Loch Lomond mit seinen majestätischen Uferbergen vor uns. Dem Laufe des schäumenden Flüßchens Snaid folgend, hielten wir vor dem großartig gelegenen Hotel Inversnaid. (Das häufig mit einem Namen verbundene Wort „inver", gälischen Ursprungs, bedeutet die Erdablagerung vor einer Flußmündung.) Dieser Platz soll viel besucht sein, wie alle die zahlreichen Ortschaften am Loch Lomond, die sich überall eingenistet haben, wo die hart an den See tretenden Berge Raum dazu lassen. Er hat gute Verbindung mit Glasgow und bietet Gelegenheit zu den verschiedensten Arten von Sport, für den

Digitized by Google

Engländer ein ausschlaggebender Umstand. Ein golf course[1]) sowie tennis grounds sind selbstverständlich. In dem fischreichen See ist das Angeln jedermann gestattet, und wer vom Alpinismus geplagt wird, findet in den Bergen Gelegenheit zu beweisen, wie gering er sein Leben schätzt.

Wir fanden Zeit, nach den hübschen Fällen des Snaid zu spazieren, der sich hier ungestüm in den Loch stürzt, und würden dort länger gezögert haben, wenn unser Dampfer nicht mit grellem Pfiff zur Eile getrieben hätte. Nach schöner Fahrt, vorüber an dem 3000 Fuß hohen Ben Lomond und hindurch zwischen lieblichen kleinen Inseln erreichten wir in Balloch den Zug nach Glasgow.

In bläulicher Ferne verdämmerte der See; trübe Schleier legten sich vor das strahlende Firmament, die Ausatmung von Tausenden von Schornsteinen, die uns jetzt, ein kahler, schwärzlicher Wald umgaben. Das hämmerte und stöhnte und klopfte; wir fühlten den eiligen Pulsschlag der modernen Kultur, den Berg und See uns vergessen ließen. — Wir waren in Glasgow.

Das Glück des Hauses Conried.

Von

Paula Faber.

Nachdruck verboten.

Unsere Straße war eigentlich sehr langweilig. Nur aus Einzelwohnhäusern bestehend, welche größtenteils halb vergraben in ihren ausgedehnten Gärten lagen, bot sie unsern nach Unterhaltung dürstenden jugendlichen Sinnen gar wenig Abwechslung. Viel lieber hätten wir in der langen, schmalen, die unsere durchschneidenden Seitenstraße unser Domizil gehabt. Die war viel weniger aristokratisch. Sie verfügte über eine ganze Reihe kleiner Häuser mit Läden im Erdgeschoß und einige Etagenhäuser zweiter oder dritter Güte, die von vornherein nur auf sogenannte kleine Wohnungen und dementsprechende Portemonnaies eingerichtet waren. Dort passierte immer etwas. Hochzeiten, viele, viele Kindtaufen, Beerdigungen, die der allgemeinen Schaulust sowie der angeregten Konversation der Umwohner im Grunde am meisten boten. Sie waren daher auch bei der wohlwollenden Herzensgüte, die die Menschen bekanntlich überall auszeichnet, eigentlich am beliebtesten. Hin und wieder machte auch jemand dort Bankerott, was dann die haarsträubendsten Vermutungen, — ob der Zahlungsunfähige „auskneifen" oder ob er sich was „anthun" würde, — hervorrief. Kurz, etwas fiel immer vor.

Es mußte wunderschön sein, dort zu leben, von lauter Interessantem umgeben. So waren wir leider, um all diese wichtigen Dinge zu erfahren, auf die nicht immer ganz lauteren Quellen von Milchfrau und Brotmann angewiesen. Die beiden Glücklichen hatten dort ihre Wohnung aufgeschlagen und steckten immer voll aufregender Neuigkeiten, die sie uns entweder direkt oder durch Vermittlung unserer Leute zukommen ließen. — Wie gern hätten wir auch einmal, mit andern Kindern auf der Straße, einen festlich angethanen Hochzeitszug zum Hause herauskommen und zur Kirche fahren sehen! Wie gern einmal mit den erwähnten, vielen, nicht gerade übertrieben salonfähig gekleideten Kindern dort

[1]) golf — sprich goff — ein altes Nationalspiel, das neuerdings sehr in Aufnahme gekommen ist; man treibt eine Kugel über eine lange Bahn voll natürlicher und künstlicher Hindernisse.

Digitized by Google

mitten auf der Straße Kriegen, Hinkefuß und dergleichen Herrlichkeiten gespielt! — Es wundert mich heut noch, daß dort nicht täglich mindestens ein Kind überfahren worden ist. Die Vorsehung mußte entschieden eine ganze Abteilung Engel zum Schutz der Kleinen kommandiert haben. Und diese, die Engel nämlich, hatten wahrlich keine Sinecure. Alle paar Minuten stob der ganze Schwarm im letzten Moment kreischend auseinander, um einen Wagen durchzulassen, dessen Führer in mehr oder weniger kräftigem, klassischem, niedersächsischem Plattdeutsch auf die „Gören", die ihm unter seine Pferde liefen, zu schimpfen pflegte. Wie gern wären wir einmal mitgelaufen, so recht im allerletzten Augenblick vor den Rädern weg! Es mußte wundervoll sein.

Aber meine Mama war darin leider anderer Ansicht. Es war uns strenge verboten, zum Spielen in die Nebenstraße zu gehen oder gar mit der nicht eben parlamentarisches Deutsch redenden Jugend Freundschaft zu schließen. Wir durften nicht einmal in unserer stillen Schillerstraße, die des Anregenden so sehr viel weniger und eine so sehr viel geringere Chance des Überfahrenwerdens bot, auf dem Fahrdamm spielen. Für solche Zwecke war uns unser großer Garten, den wir in- und auswendig kannten, bereitwilligst zur Verfügung gestellt worden. Ferner hatten wir Erlaubnis — Notabene wenn wir aufgefordert wurden, — zu unsern Nachbarn in die Gärten zu gehen. Das war aber auch alles.

Wir bemühten uns redlich, die gebotenen Privilegien auszunutzen. Aber die Straße bestand im ganzen nur aus sechzehn Häusern, von denen zwei obendrein leer standen, sechs bis acht weitere von Leuten bewohnt wurden, die das Alter erreicht hatten, in dem man seine Ruhe am höchsten schätzt und fremde Kinder gern außer Hörweite bewundert. So war unsere Auswahl naturgemäß etwas beschränkt. Mit den übrigen Familien verkehrten wir mehr oder minder, obwohl nur in zweien Kinder in unserm Alter waren. Und diese alle lebten so ziemlich dasselbe respektable, gleichmäßige, wohlerzogene Leben, wie wir es notgedrungen auf höheren Befehl thun mußten. Abgesehen von kleinen Streitereien untereinander, wenn etwa Müllers sich mit Schmidts — sie hießen wirklich so — wegen unliebenswürdiger beiderseits gebrauchter Ausdrücke erzürnt und den Verkehr miteinander abgebrochen hatten, geschah eigentlich garnichts. Das war dann doch wenigstens eine kleine Zerstreuung. Und wir verkehrten dann im Vollgefühl unserer exemplarischen Verträglichkeit und einwandfreien Ausdrucksweise so lange mit beiden feindlichen Lagern separat und rapportierten so lange getreulich: „Meta Schmidt hat von dir gesagt" und „Dora Müller hat darauf gemeint", bis das Kriegsbeil wieder eingegraben war. Manchmal kam es freilich anders. Dann versöhnten sich wohl die beiden kämpfenden Parteien, der Zwischenträgereien müde, auf unsere Kosten, um uns nun gemeinschaftlich für das, was sie unfreundlicherweise einfach als Hin- und Hergeklatsch bezeichneten, in Bann und Acht zu thun. Und wir hatten es doch immer so gut gemeint!

Lange pflegte solcher Zwist freilich nie zu dauern. Dann wurde große Versöhnung gefeiert und alles war wieder gut. Besonders zur Obstzeit herrschte eitel Friede und Eintracht. Wir wußten, weshalb. Fast jeder der großen Gärten hatte irgend eine besonders schöne Obstspezialität, der wir unsere Kundschaft angedeihen zu lassen wünschten. Um diese Zeit wurden auch die oben erwähnten älteren Herrschaften, die wir wohl sonst etwas links liegen ließen, von uns mit Liebenswürdigkeit gänzlich umgarnt, so daß diese uns schließlich, wenn auch, wie ich heute vermute, mit recht schwerem Herzen je auf einen Nachmittag in ihre schönen Obstgärten einluden, und zwar mit der mehr oder weniger aufrichtig gemeinten Aufforderung, uns einmal an Äpfeln, Birnen und Pflaumen ordentlich satt zu essen. Das feinere Obst, wie Aprikosen, Pfirsiche ꝛc. war leider, aus naheliegenden Gründen, meistens ausdrücklich ausgenommen. Alte Leute wissen nicht mehr, wieviel Obst in einen gesunden Kindermagen geht, und, gottlob, legen sie selbst nicht mehr soviel Wert auf rohe Früchte. Wir schalteten manchmal, um einen drastischen Vergleich zu gebrauchen, wie die Heuschrecken. Ich erinnere mich, daß ich öfter, wenn wir die Stätte unserer Thaten verließen, von Mitleid für die

Digitized by Google

beraubten Eigentümer erfüllt war und an ihrer Stelle über meine dezimierte Habe heiße Thränen geweint haben würde. —

Ein Haus war von diesem Brandschatzungssystem ausgenommen. Das war das Haus des Herrn August Conried, uns gerade gegenüber gelegen. Es war das größte Grundstück, mit dem am besten gehaltenen Garten der ganzen Straße, mit vielen alten Obstbäumen, die uns wahre Tantalusqualen ausstehen ließen. Das Haus selbst war weitaus das älteste unter den es umgebenden modernen Villen. Es mochte mit seinem großen, von griechischen Säulen getragenen Portikus noch aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts stammen. Wenn auch seine schmucklose Façade stark von den übrigen, mit Veranden und Erkern geschmückten Häusern abstach, machte es doch, — vielleicht eben darum — in seiner schlichten Einfachheit einen sehr vornehmen Eindruck. Es schien, ebenso wie der Garten, in vorzüglichem Stande zu sein. — Leider hatten wir darüber aus eigner Anschauung kein Urteil, denn uns waren Anfreundungen entschieden untersagt. Ja, wir sollten nicht einmal, wie wir es so gern thaten, vor dem hohen eisernen Staket stehen bleiben und in den Garten starren. Mein Vater hatte, als er meine Schwestern und mich einmal dort sah, uns sofort zu sich hinüber ins Haus gerufen und seine Wünsche in Bezug hierauf mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit ausgedrückt. Er hatte erklärt, sowie Herr Conried, den unsere scharfen Kinderaugen sogar noch von unserm Garten aus deutlich in seinem großen Wohnzimmer am Fenster sitzen sahen, uns einmal bemerken oder gar sich über uns beklagen würde, dürften wir uns für den Rest des Sommers überhaupt nicht mehr in unserm Vorgarten aufhalten. Der Gedanke, unsere Tage im Hintergarten mit der Aussicht auf die angrenzenden Stallungen und Gemüsegärten hinzubringen, lockte uns nicht. Wir wurden deshalb vorsichtiger, aber auch sehr viel neugieriger. Was sollten diese strengen Maßregeln bedeuten? Warum sollte in der ganzen Straße allein Herr Conried die Ehre unserer Bekanntschaft nicht genießen?

Wir hätten ihn unter gewöhnlichen Umständen wohl kaum beachtet, den alten einzelnen Herrn, der seine Tage so ruhig dahinzuleben schien. Jetzt wurde er für uns ein Gegenstand lebhaften Interesses. Irgend eine besondere Bewandtnis mußte es mit ihm haben, sonst hätte mein Vater sein Verbot nicht mit solch eindringlichem Ernst erlassen. Sein täglicher Lebenslauf wurde von nun an von uns mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Viel war dabei nicht zu sehen. Er erschien meist gegen neun Uhr morgens, tadellos gekleidet, an seinem Platz am Fenster seines Wohnzimmers. Dann servierte ihm Frau Göbel, seine dicke, freundliche Haushälterin, sein Frühstück, Chokolade und Bretzeln, behauptete meine Schwester Lotti, die, mit Dienstboten und Lieferanten am intimsten stehend, daher meist am besten unterrichtet war. Dann brachte der schlanke, ältliche Mann — oder Herr? — wir waren nicht recht einig, welche Bezeichnung Herrn Wentzel, dem von dem alten Herrn fast Unzertrennlichen, zukam, — ihm die Zeitungen und einige dicke Bücher. Herr Conried pflegte die Zeitungen flüchtig durchzusehen und sich dann in die erwähnten mächtigen Folianten zu versenken. Diese letztere Beschäftigung hatte uns, die wir persönlich noch nicht schlüssig waren, ob Johann Guttenberg mit seiner unvergleichlichen Erfindung der Welt im allgemeinen und uns im speziellen einen Dienst erwiesen hatte, zuerst gewaltig imponiert. Aber eines Tages hatte mein Bruder Edgar ein Fernrohr zu Hilfe genommen und scharf hinübergespäht. Er erklärte dann, die Bücher seien lauter alte Bände „Gartenlaube" und „Fliegende Blätter", und der alte Herr schlüge die Seiten so rasch um, daß er höchstens die Bilder betrachten, unmöglich aber den Text lesen könne. Das brachte ihn und seine Neigungen uns sehr viel näher. Wir teilten seinen Geschmack hinsichtlich illustrierter Zeitschriften vollständig, aber uns wurden sie nur selten und mit Auswahl in die Hände gegeben. Wir fanden, er müsse ein sehr schönes Dasein führen. Daher begriffen wir nicht, weshalb die Eltern, wenn sie seiner in ihren Gesprächen unter sich gelegentlich erwähnten, ihn stets „den unglücklichen Conried" nannten. In unsern Augen konnte jemand, der jeden Tag Chokolade und Bretzeln essen, und soviel „Gartenlauben" und „Fliegende Blätter", wie

Digitized by Google

er wollte, besehen durfte, überhaupt nicht unglücklich sein.

Später am Vormittag pflegte er meist auf der Terrasse vor seinem Hause auf und ab zu promenieren. Er war ein sehr schöner alter Mann, hoch gewachsen, nach unserer Kinderanschauung, der ja der Maßstab für Größe noch abgeht, beinah ein Riese. Aber auch für Erwachsene wird er eine imponierende Erscheinung gewesen sein. Manchmal fuhr er wohl auch am Vormittag mit dem bereits erwähnten Herrn Wentzel in einer hübschen, etwas altmodischen Equipage spazieren. Begegneten wir ihm dann, wie es zuweilen geschah, in Begleitung unseres Vaters, so pflegte er — Vater war sein Hausarzt — sehr höflich zu grüßen. Und selbst uns Kindern fiel schon damals der etwas leere Ausdruck seiner braunen Augen auf. — Nachmittags saß er meistens wieder an seinem Fenster; dann stellte Herr Wentzel ihm wohl ein Schachbrett hin und die Beiden spielten zusammen eine Partie Schach. Edgar behauptete allerdings, der alte Herr hantiere mit den Schachfiguren ebenso herum, wie man es in jüngerem Alter mit Zinnsoldaten zu thun pflegt.

Viel Abwechslung bot sein Dasein entschieden nicht. Ein Tag verfloß wie der andere, und unserm Forschungstrieb wurde im Grunde drüben fast nichts geboten. Den ganzen Hausstand bildeten, außer Herrn Conried, drei Personen: Herr Wentzel, der von meiner Schwester Frieda, die nicht immer genau über das nachdachte, was sie sagte, zu unserer großen Belustigung zuerst für den Lehrer des ihm ziemlich gleichaltrigen, wenn nicht älteren Herrn Conried gehalten worden war, die dicke Frau Göbel und ein niedliches Dienstmädchen, das, wie wir zufällig erfuhren, die Nichte unserer Köchin war. Wir nutzten diesen wichtigen Umstand sofort gründlich aus und suchten von unsern Leuten Näheres über das für uns so sehr interessante vis-à-vis zu hören. Viel erfuhren wir freilich nicht, da sie offenbar von „oben" Weisung erhalten hatten, über das Haus zu schweigen. Nur entdeckten wir, daß Herr Conried von dem Gesinde mit einer noch viel weniger schmeichelhaften Bezeichnung bedacht wurde. Unsere Dienstmädchen nannten ihn kurzweg den „püttjerigen Conried". Als wir uns nun einmal mittags bei Tisch nach der Etymologie dieses durchaus nicht zum akademischen Deutsch gehörigen und uns bis dahin unbekannten Wortes erkundigen wollten, kam bei dieser Gelegenheit heraus, wo und in Anwendung auf wen wir es gehört hatten. Meine Mutter wurde sehr ärgerlich und erklärte, wenn das Geklatsch mit den Dienstboten nicht aufhöre, würde sie uns den Zugang zur Küche überhaupt verbieten. Diese schreckliche Perspektive, die allen kleinen Privatkuchen und auszunaschenden Schüsseln ein jähes Ende zu bereiten drohte, schüchterte uns derartig ein, daß wir uns mäuschenstill verhielten und gänzlich darauf verzichteten, unserer Absicht gemäß zu fragen, ob Herr Conried das unschöne Adjektiv wirklich verdiene.

Einige Tage später allerdings, als uns das Conriedsche Dienstmädchen, die hübsche Line, auf der Straße begegnete, konnten wir der Versuchung, hier an der Quelle Auskunft zu erlangen, nicht widerstehen. Wir hatten gerade Frau Göbel mit geschwungenem Besen aus dem Hause stürzen sehen. Vor dem Gitter waren nämlich einige Straßenjungen stehen geblieben, die, ihrer Herkunft aus der plebejischen Straße Ehre machend, solange irgend etwas Liebenswürdiges in den Garten schrien, bis sie von der biederen Dame mit einem gewaltigen Aufwand von Entrüstung in der oben angedeuteten summarischen Weise verjagt wurden. Offenbar hatten die Reden jener Jünglinge auf Herrn Conried Bezug gehabt. Wir hatten deutlich seinen Namen vernommen.

„Line," fragte Frieda, die jüngste und vorlauteste von uns drei Schwestern, „ist es wahr, daß Herr Conried püttjerig ist?"

Line ließ vor Schreck fast ihren Einholkorb fallen.

„Herrje noch'mal, Kind, wer hat dich so was verzählt?"

Wir zogen vor, unser eigenes Personal nicht zu kompromittieren und verschanzten uns hinter den großen Unbekannten, hinter das allgemeine „man".

„Wo da doch gar kein Gedanke an is," fuhr Line indigniert fort, „ein bißchen swach in Kopf, das streit' ich garnich! Aber püttjerig!" sie blickte sich vorsichtig um, ob auch niemand in der Nähe wäre, um das böse Wort zu ver-

Digitized by Google

nehmen. „Ja, glaubt ihr denn, so 'n seinen Herrn, wie Herr Wentzel is, würd' bei ein püttjerigen Herrn bleiben?"

„Na," meinte darauf Lotti mit der Kindern zuweilen eignen Art, den Nagel auf den Kopf zu treffen, „das könnte doch sein Wärter sein!"

Line bekam ordentlich rote Backen vor Ärger. „Nee, so was! Ein Wärter! Hast 'mal ein wirklichen Wärter gesehen? Was der für'n grobe Art hat? Nee, Herr Wentzel is viel was Feiners. Herr Wentzel is ein Gesell-schaf-ter, ein gebildeten Mann." Line war noch nicht allzu lange aus ihrem holsteinischen Heimatsdorf fort und augenscheinlich sehr stolz auf ihre gewählte Ausdrucksweise. „Übrigens," fuhr sie fort, „und denn — meint ihr, was die Familje is, die würd' unsen Herrn so viel besuchen, wenn er so was wär? So'n vornehme Familje!"

Line hatte das letzte Wort. Diese Besuche hatten uns immer enorm imponiert. Wir konnten uns nicht denken, daß die „Familje" soviel zu unserm Nachbarn kommen würde, wenn er wirklich „so was" wäre. Drei, vier mal wöchentlich, zuweilen noch öfter, fuhren stattliche, aus der benachbarten großen Hansestadt kommende Equipagen vor der Conriedschen Besitzung vor, die dem Bewohner den Besuch seiner Brüder brachten. Jeder kam gewöhnlich allein und blieb meistens zwei bis drei Stunden, zuweilen auch den ganzen Rest des Tages dort. Wir kannten sie alle vier, dem Namen wie dem Aussehen nach, den Obergerichtspräsidenten, den Konsul, den Senator und, — last not least — den Ältesten, der Herr Conried kurzweg war, den vielfachen Millionär und Seniorchef der großen Exportfirma, dessen beide Junior-Partner der Konsul und der Senator waren. Sie sahen sich alle untereinander sehr ähnlich, wie auch August Conried vollkommen das Familiengesicht besaß. Nur trugen seine Züge den starren, leblosen Ausdruck eines, wie Line sagte, im Kopfe Schwachen, während die der vier anderen innerlich durchgeistigt waren, von Verstand, Energie und Klugheit leuchteten.

Es war hübsch zu sehen, mit welch liebevoller Güte jene vier dem Bruder begegneten. Der nahm das als selbstverständlich auf. Speziell verlangte er von dem Konsul und dem Senator, die beide jünger waren als er, als Älterer respektiert zu werden und wurde es auch. Hin und wieder wurde Herr Conried von seinem Sohn Oskar, dem „schönen Conried", wie er in seiner Vaterstadt hieß, und einzigen männlichen Nachkommen der fünf Brüder, begleitet. Dessen Kommen schien den alten Herrn immer am meisten zu freuen und ordentlich redselig zu machen. Die andern Brüder hatten nur Töchter. Auch diese besuchten den Onkel zuweilen. Ebenso kamen öfter die Gemahlinnen des Konsuls und des Senators mit zu ihrem Schwager. Herr Conried und der Präsident waren bereits verwitwet.

Wenn die Senatorin Conried ihren Gatten hinausbegleitet hatte, pflegte sie häufig bei meiner Mutter vorzusprechen. Sie war eine Jugendfreundin von deren Mutter gewesen. Da indes die liebenswürdige alte Frau keine Kinder mehr in unserm Alter besaß, — bei jedem Besuch, der uns die Ehre schenkte, pflegten wir uns zuerst danach zu erkundigen, — und es auch sonst der Berührungspunkte zwischen einer fünfzigjährigen Dame und uns nicht allzuviele gab, so ließen uns diese Visiten ziemlich kühl. Leute, deren Kinder die Schuljahre hinter sich hatten, waren für uns von sehr mäßigem Interesse.

Das wurde aber plötzlich anders. Eines Tages nämlich wurden wir, als die Frau Senatorin bei Mama war, hereingerufen und erstere lud uns ein. Sie lud uns wirklich, wie erwachsene Menschen, zu einem richtigen Mittagessen in ihrem schönen Hause in der Nachbarstadt ein. Ihre in Spanien verheiratete Tochter weilte mit ihren zwei kleinen Mädchen, die in unserm Alter waren, bei ihr auf einige Wochen zum Besuch. Da die alte Dame nun für ihre Enkelinnen passenden Umgang wünschte, und uns dafür hielt, — Mama hustete und zog die Augenbrauen in die Höhe — so wollte sie uns am nächsten Mittag mit ihrem Wagen herein zur Stadt holen lassen und am Abend wieder zurückschicken. Uns schwindelte, und wir wagten gar nicht, an soviel Ehre zu glauben. Als aber die Senatorin fort war, hielt uns unsere Mutter einen längeren Vortrag darüber, wie wir uns morgen zu benehmen haben würden. Zu unserem Schrecken sahen wir da,

Digitized by Google

daß es für uns durchaus kein ungemischter Genuß werden und der Wermut diesem Freudenbecher nicht fehlen würde. Wenn wir so entsetzlich auf unser Benehmen, unsere Manieren und Ausdrücke achten sollten, war ja das ganze Plaisir an der Sache dahin. Mama hatte uns so dringend beschworen, ihr keine Schande zu machen, daß wir am nächsten Tage in ziemlich gedrückter Stimmung abfuhren. Den vornehmen Kutscher, so wie Frieda es gewollt, zu fragen, ob wir abwechselnd neben ihm auf dem Bock sitzen dürften, war von vornherein unmöglich gewesen.

Als wir schließlich angelangt waren, war alles nicht so schlimm, wie wir gedacht hatten. Freilich, so lange wir uns bei den Erwachsenen in den schönen, vornehm eingerichteten Wohnräumen der Frau Senatorin befanden, benahmen wir uns von selbst so gesittet, wie es uns irgend glücken wollte. Aber als wir nachher mit Mercedes und Anita Lindner im zweiten Stock in den improvisierten Kinderzimmern allein waren und herausfanden, daß sie Kinder waren, wie wir auch, mit derselben Passion für Lärm und Toben, da wurde es wunderschön. Als der Wagen vorfuhr, um uns wieder nach Hause zu bringen, hatten wir Freundschaft fürs Leben geschlossen, und der Abschied fiel uns bitterlich schwer.

„Übermorgen sehen wir uns wieder," tröstete Anita, „dann sind wir draußen bei Onkel August zum Frühstück eingeladen. Großmama sagt, er wohnt euch gerade gegenüber. Vielleicht läßt er euch auch dazu bitten."

„Das glaube ich nicht," sagte ich etwas vorlaut.

„Warum nicht?" fragte Mercedes bedauernd, „kennt ihr ihn garnicht?"

„Doch," versetzte ich, „aber" — ehe ich etwas hinzufügen konnte, hatte ich von der immer bedachtsamen Lotti einen tüchtigen Puff weg. Der Schmerzenslaut, den ich ausstieß, konzentrierte für den Augenblick die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich, und von dem Frühstück war nicht mehr die Rede. Lotti erklärte, sie habe mich aus Versehen gestoßen, und damit war die Sache erledigt. Nicht für mich. Ich wußte sehr gut, daß Lotti mit vollster Absicht gehandelt hatte. Aber in dem vornehmen Hause konnte ich doch nicht so reagieren wie daheim und versparte mir die betreffende Repressalie auf später.

Später im Wagen gab Lotti die vorhanden gewesene Absicht bei Versetzung der erwähnten Handgreiflichkeit unumwunden zu. „Ich konnte ja nicht wissen, was du über den Onkel noch sagen würdest. Wahrscheinlich irgend eine gräßliche Dummheit. Dann wäre es ohne Frage mit dem Umgang mit den netten Kindern vorbei gewesen. Und wir wären doch alle so gern noch öfter mit ihnen zusammen." Wenn ich auch gegen die Worte „gräßliche Dummheit" scharf protestierte, in der Sache selbst konnte ich unserer Ältesten nicht so ganz Unrecht geben, und als sie nun fortfuhr: „Ach, wenn wir doch übermorgen dort auch eingeladen würden!" stimmten wir eifrig zu.

Ob die Vorsehung uns nun einmal auf unser Seufzen hin einen besondern Gefallen thun wollte, oder ob uns die Einladung von vornherein zugedacht war, — genug, am nächsten Morgen erschien bei uns zu unserm grenzenlosen Staunen Herr Wentzel von drüben mit einer Empfehlung von Herrn August Conried, er ließe die drei kleinen Mädchen für den nächsten Tag zum Chokoladenfrühstück einladen.

Meine Mutter schien wenig Lust zu haben, die Einladung für uns anzunehmen.

„Sie können es wirklich ruhig gestatten, Frau Sanitätsrat," redete Herr Wentzel mit gedämpfter Stimme zu, „die Frau Senatorin und Frau Lindner mit den beiden Kleinen sind doch auch da, und ich bleibe natürlich die ganze Zeit dabei. Seien Sie ganz unbesorgt."

„Ich fürchte auch nur, es ist für Herrn Conried zu viel Anstrengung," sagte Mama halblaut.

Herr Wentzel lächelte flüchtig. Was hatte der Mann für ein merkwürdiges, in sich gekehrtes, weltabgewandtes Aussehen! Wie jemand, an dem das Leben mit seinem Wogen und Treiben vorübergerauscht ist, ohne ihn je mit in dem vollen Strom schwimmen zu lassen!

„Das wollen wir schon verhüten," sagte er darauf, „also die Kinder dürfen kommen? Herr Conried wird sich sehr freuen." —

Digitized by Google

Wenn Herr Conried das am nächsten Tage wirklich that, so zeigte er es jedenfalls nicht. Oder vielleicht war er mit seiner Freude schon fertig. Wenn wir uns aber eingeredet hatten, wir würden, nachdem sich uns nun das Ziel unserer Neugier erschlossen hatte, dort etwas Besonderes zu sehen bekommen, so hatten wir uns gründlich geirrt. Das sehr schön, aber altmodisch eingerichtete Haus und sein Besitzer machten auf den oberflächlichen Beobachter denselben Eindruck, wie hundert andere. Herr Conried begrüßte uns gerade so, wie jeder andere alte Herr es gethan haben würde, und fragte, wie wir es auch einigermaßen gewohnt waren, wie alt wir wären, wie das Befinden der geschätzten Eltern wäre u. s. w. Die Senatorin und Frau Lindner führten uns dann freilich sofort in das Nebenzimmer, weil sie wohl fürchteten, der alte Herr möchte sich aufregen.

Über dem herrlichen Frühstück, das uns nun vorgesetzt wurde und das Frau Göbel alle Ehre machte, vergaßen wir fast, daß wir einen unserer sehnlichsten Wünsche erfüllt bekommen hatten. Das Zimmer, in dem wir uns befanden, war wunderhübsch im Empirestil eingerichtet. Heut würde es wieder hochmodern sein. Damals staunten wir die steillehnigen, dünnbeinigen Sophas und Stühle mit ihren glatten, hellseidenen Polstern, die bronzenen Sphinx- und Löwenzierrate an den Schränken mit unverhohlener Verwunderung an. Wir hatten bisher bei unsern Bekannten noch nie derlei Sachen erblickt. Mich fesselte am meisten eine Marmorbüste auf einer Konsole vor einem großen Pfeilerspiegel, deren schöne Züge unverkennbare Ähnlichkeit mit denen der Conriedschen Brüder aufwiesen. Die Senatorin war meinen Blicken gefolgt. „Du siehst dir die Büste an?“ fragte sie freundlich. „Das ist meine Schwiegermutter, Mercedes und Anitas Urgroßmutter. Es ist doch merkwürdig, Irmgard, wie die Kinder so ganz die Conriedsche Physiognomie geerbt haben,“ fuhr sie, zu ihrer Tochter gewendet, fort und machte dieselbe dann auf einzelne Züge, die die beiden Kleinen mit dem edel-schönen Marmorkopf gemeinsam hatten, aufmerksam.

Wir spielten nachher im Garten. Wieder sah ich, daß erfüllte Wünsche lange nicht so nett sind, wie man vorher glaubt. Wie eifrig war mein Sehnen dahin gegangen, in dem schönen Garten nach Herzenslust herumlaufen zu dürfen. Jetzt konnte ich das thun. Statt aber damit zufrieden zu sein, empfand ich die brennendste Begierde, den wunderbaren Marmorkopf dort im Gartensalon noch einmal ganz ungestört in der Nähe zu betrachten. Endlich ertrug ich es nicht mehr. Ich vergaß ganz, daß Mama uns extra eingeschärft hatte, nur dort uns aufzuhalten, wo uns die Frau Senatorin hinschickte, und unter keiner Bedingung, so wie ich es leidenschaftlich gern that, in dem fremden Hause herumzustreifen. Ich benutzte ein prachtvolles, höchst aufregendes Versteckenspiel, um mich leise davonzustehlen und stand gleich darauf, über meine eigene Kühnheit etwas entsetzt, vor der schönen Büste im Gartensalon und versenkte mich in deren Betrachtung.

„Gefällt sie dir?“ fragte plötzlich hinter mir eine tiefe Stimme. Erschreckt wandte ich mich um. Ich erblickte Herrn Conried. Seine gewöhnlich so glanzlosen Augen waren mit einer ihnen sonst fremden Innigkeit auf die Büste gerichtet. „Das ist meine Mutter, meine geliebte Mutter. Aber sie war noch viel, viel schöner. Damals gab es wirklich schöne Menschen, heut sind es alles,“ — er redete jetzt so undeutlich, daß ich ihn kaum verstehen konnte. Aber ich glaube, er gebrauchte die unhöfliche Bezeichnung „Affen“. „Jene auch,“ sprach er weiter und wies auf seine Schwägerin und Nichte, die, ohne zu ahnen, in wie respektwidriger Weise über sie geurteilt wurde, im Garten saßen, sich jetzt aber, als sie unsern Wirt mit mir im Zimmer sahen, rasch erhoben und auf uns zuschritten. „Sie ist schon lange fort, meine schöne Mutter,“ begann er wieder, „sie kommt nie wieder, nie, nie, nie! Ach, wer sie einmal wiedersehen könnte! Glaubst du, daß ich sie jemals wiedersehen werde?“ In seinem Ton lag eine so angstvolle Frage, daß es mich heiß und kalt überlief und ich innerlich meinen Vorwitz, der mich in diese Lage gebracht hatte, tausendfach verwünschte. Zum Glück wurde ich der Antwort überhoben, denn jetzt kam Herr Wentzel rasch aus dem Nebenzimmer und führte den alten Mann wieder auf seinen gewöhnlichen Platz zurück. Zu-

Digitized by Google

gleich ließ Frau Lindner mich durch Anita in den Garten zurückholen.

„Hast du dich erschreckt, Franziska?“ fragte Anita, als wir glücklich im Freien waren. „Du weißt doch, Onkel ist etwas so.“ Sie machte die entsprechende Pantomime nach der Stirn.

„Nein, garnicht,“ versetzte ich nicht ganz aufrichtig, „er war ja vollkommen ruhig!“

„Was hat er eigentlich zu dir gesagt?“

„Ach, nicht viel; nur, früher wären die Menschen schöner gewesen, oder etwas ähnliches. Sag' mal, Anita,“ fuhr ich neugierig fort, „war dein Onkel immer so? Oder ist er erst so geworden?“

Anita Lindner öffnete ihre blauen Augen weit vor Erstaunen. „Ja, wie sollte er denn sonst gewesen sein? Ach so, du meinst, ob er früher vernünftig war? Das weiß ich nicht. Aber ich glaube, nein. Woher sollte er denn später so geworden sein?“

„Na,“ — ich hatte in der letzten Zeit viele Kriegs- und Indianergeschichten gelesen, — „er hätte doch im Kriege am Kopfe verwundet worden sein können. Oder vielleicht ist er in Nordamerika gewesen und die Indianer haben ihn skalpiert. Darunter leidet, glaube ich, der Verstand.“

„Im Kriege war Onkel August nie,“ erklärte Anita bestimmt. „Das weiß ich sicher. Aber ob er in Nordamerika war, kann ich nicht sagen. Ich will Mama einmal fragen.“

„Bitte, thu' das nicht, Anita,“ sagte ich hastig. Der Gedanke, daß Frau Legationsrath Lindner in meine Hypothesen eingeweiht würde und dann vielleicht ihrerseits meiner Mutter davon Mitteilung machte, war mir durchaus nicht erbaulich. Ich sah mich bereits im Geiste vor dem elterlichen Vehmgericht stehen und nachher für den Rest des Sommers, nachmittags die Bohnenstangen des Schmidtschen Gemüsegartens als einziges Landschaftsbild vor Augen haben. „Bitte, sag' nichts davon; ich habe gelesen, wenn man skalpiert worden ist, kriegt man eine feuerrote Haut wieder. Und die hat dein Onkel doch nicht.“ Wir vertieften uns nun in das Problem, warum die neue Epidermis der unglücklichen Geschundenen die Farbe der Freude haben sollte, und darüber wurde Herr Conried gottlob vergessen.

Meiner Mutter war bei dem ganzen Besuch doch wohl nicht so recht behaglich zu Mute gewesen. Als wir nach einigen Stunden mit sehr hübschen Puppen, einem Geschenk der Frau Senatorin, wieder heimkehrten, begrüßte sie uns mit wahrem Enthusiasmus und einer Wärme, als seien wir von einer langen, gefahrvollen Reise zurückgekommen. Auch lieh sie ihrem Bedauern, daß mit unserer Heimkunft die Stille im Hause wieder dahin sei, und daß wir auf dem Fest unsere Prunkgewänder so wenig geschont hätten, diesmal keinen Ausdruck. Die letztere Bemerkung machte sie sonst, wenn wir aus einer Gesellschaft kamen, rein mechanisch, ohne sich vorher durch den Augenschein besonders von ihrer Angebrachtheit zu überzeugen. Aber recht hatte sie immer.

Wir hatten nun eigentlich geglaubt, durch diesen Besuch wäre die Schranke zwischen Herrn Conried und uns, oder richtiger, zwischen seinem Garten und uns, vernichtet worden. Aber das war leider eine Täuschung gewesen, wie das Schicksal sie ja den Menschen öfter bereiten soll. Wir hatten bereits mit der unbegrenzten Liberalität, mit der man in jenem Alter über Sachen verfügt, die einem nicht gehören, sowohl Müllers als Schmidts entzückende Nachmittage in dem uns neu erschlossenen Paradies in Aussicht gestellt. Es kam jedoch anders. Die Lindnerschen Kinder reisten bald wieder ab, und außer daß Herr Conried uns jetzt sehr freundlich zunickte, auch wenn wir ihm ohne Papa begegneten, hatte sich an unsern Beziehungen zu ihm nichts geändert. Eingeladen wurden wir nicht wieder. Im Herbst brachte Line einen großen Korb Obst mit einer Empfehlung ihres Herrn „für die Kinders“ zu uns herüber. Aber da die betreffenden Kinder nachher einen halben, schönen Septembernachmittag auf die Abfassung eines Dankschreibens, in dem weder geklert, noch ausgestrichen, noch radiert werden durfte, verwenden mußten, so hatte ihnen dies Geschenk keine ganz lautere Freude bereitet.

Im übrigen wurden wir nun jedoch nach und nach verständiger und begannen einzusehen, daß wir unsere Neugier, schon aus Mensch-

Digitized by Google

lichkeitsrücksichten, einem solchen Unglück gegenüber etwas zügeln mußten. Wir begriffen allmählich, daß alles irdische Glück doch nicht in unbeschränktem Genuß von Chokolade und Kringeln besteht. In dem Maße aber, als wir mit erwachendem Verständnis den armen alten Herrn bedauerten, bekamen wir vor seinen Angehörigen, die ihm so treu und andauernd Gesellschaft leisteten, einen gewissen bewundernden Respekt. Wie mein Vater, der zuweilen abends auf einige Stunden zu unserm einsamen alten Nachbarn ging, erzählte, verging selten ein Tag, der jenem nicht wenigstens den Besuch eines seiner Angehörigen brachte.

„Dabei ist Herr Conried durchaus nicht immer in einer Laune, die jene Besuche für die andern erfreulich macht, Rücksicht auf irgend jemand zu nehmen fällt ihm natürlich nicht ein. Das kann man ja auch nicht von ihm verlangen," hatte Papa einmal bei solcher Gelegenheit bemerkt. Indes, ob gut oder schlecht aufgenommen, die Brüder blieben sich immer gleich. Und alle vier Herren hatten doch im Grunde eigentlich außerdem noch einiges zu thun. Aber gleichviel, ob sie am Abend einige Stunden länger arbeiteten, oder am nächsten Morgen soviel früher ans Werk mußten, für August hatten sie alle, Herr Johannes Conried, wie der Präsident, der Senator, wie der Konsul, stets Zeit.

Ja, solange sie auf Erden weilten, hatten sie sich durch nichts zurückhalten lassen, ihrem Bruder an Aufmerksamkeit und Fürsorge zu widmen, was überhaupt möglich war. Aber dann rief sie ein Höherer zu sich, dessen Befehle keinen Aufschub zulassen, denen zu gehorchen man wahrlich erst recht immer Zeit haben muß. Der Gerichtspräsident, der Konsul und schließlich der Senator starben rasch nach einander im Verlauf von wenigen Jahren. August Conried erfuhr von allen diesen Trauerfällen nichts. Er stumpfte begreiflicherweise mit den Jahren auch noch mehr ab und wurde unempfänglicher gegen äußere Eindrücke. Wenn er aber einmal nach einem oder dem andern der Brüder fragte, so wurde ihm wohl erwidert, der wäre krank. Er pflegte dann meist zu erklären, er hoffe, ihn in der nächsten Woche wieder bei sich zu sehen, und hatte gewöhnlich gleich darauf alles vergessen. Nebenbei bemühte sich sowohl Johannes Conried, wie auch sein Sohn Oskar, durch noch häufigere Besuche die Lücke, die die Entschlafenen hinter sich gelassen hatten, nicht ohne Erfolg, zu verdecken. Der schöne Conried hatte sogar eines Tages eine ebenso schöne junge Frau mitgebracht. Und obwohl sein Onkel zuerst ihr gegenüber eine ähnlich herabsetzende Bemerkung, mit noch persönlicherer Spitze, über das Aussehen der Menschheit von heutzutage gemacht haben soll, wie damals mir gegenüber, so schien er doch an dem lieblichen Geschöpf zum Schluß herzliches Gefallen gefunden zu haben. Sie begleitete ihren Gemahl seitdem sehr häufig.

Im ganzen aber schien dort drüben die Zeit still zu stehen. Wir waren inzwischen lang aufgeschossene Mädchen geworden, Lotti rechnete sich schon zu den Backfischen. Bruder Edgar war bereits konfirmiert und bei dieser Gelegenheit von unserm vis-à-vis sehr schön beschenkt worden, was Lotti zu kühnen Erwartungen für sich selbst dereinst angespornt hatte. Eigentlich aber schämten wir uns jetzt solcher materiellen Gelüste. Wir waren eben mit den Jahren anders geworden, wie schließlich alles um uns herum. Nur der Greis dort drüben am Fenster war, mit seiner Umgebung, unverändert und sich gleich geblieben.

Dann fuhr eines Tages Oskar Conried in tiefe Trauer gekleidet vor der Besitzung seines Onkels vor. Wie sahen ihn aussteigen und nicht wie sonst den geraden Weg, der zum Hause heraufführte, einschlagen, sondern einen sich seitwärts durch den Garten ziehenden, meist von Lieferanten benutzten schmalen Gang betreten. Auf diese Weise konnte Herr Conried ihn von seinem Wohnzimmer aus nicht bemerken. Am Hause angelangt, schien der Besucher Frau Göbel herausgerufen zu haben. Als diese erschien, nahm er seinen, mit einem großen Trauerflor bedeckten Cylinderhut vom Kopf und Frau Göbel trennte mit einigen raschen Scherenschnitten den Flor von demselben herunter. Dann begab er sich, den Hut in der Hand behaltend, ins Haus.

Er kam nach fast zwei Stunden wieder heraus. Wieder ging er entblößten Hauptes. An der Seitenfront des Hauses erwartete ihn Frau Göbel, die ihm den nun wieder ganz mit dem Trauerflor bedeckten Hut einhändigte.

Digitized by Google

Ich sah, wie er der alten Frau, die sich die Thränen abtrocknete, dankend die Hand reichte. Als er durch den Garten gegangen und im Begriff war, in seinen Wagen zu steigen, erblickte ihn mein gerade heimkehrender Vater und eilte zu ihm hinüber. Die Herren sprachen einen Augenblick zusammen. Als dann der schöne Conried den Hut zum Abschied lüftete, und ich seine Züge deutlich erkennen konnte, erschrak ich fast über deren tiefernsten Ausdruck.

„Papa," fragte ich nachher, „um wen trauert Oskar Conried so tief?"

„Ja, liest du denn keine Zeitungen?", fragte mein Vater etwas verdrießlich. „Für gewöhnlich steckst du die Nase doch mehr hinein, als Not thut. Er hat vorige Woche seinen Vater verloren."

Herr Conried war tot! Ich widmete ihm, dessen gebietende Erscheinung mir stets am allermeisten imponiert hatte, ein flüchtiges Bedauern.

„Ach so! Und Herr August soll es wohl wieder nicht erfahren? Darum hat Herr Oskar sich für die Zeit, daß er dort drüben war, den Flor vom Hut trennen lassen?"

„So ist es. Sie wollen versuchen, ihm diesen Trauerfall ebenso zu verschweigen, wie bisher alle übrigen. Es steht freilich dahin, ob es diesmal, bei dem letzten Bruder durchführbar sein wird. — Von der ganzen blühenden Geschwisterschar ist jetzt nur noch der arme Unglückliche übrig."

„Nun, der arme Unglückliche hat es besser im Leben gehabt, als mancher im Vollbesitz seiner fünf Sinne," warf Edgar ein.

„Was Liebe und materielle Fürsorge anbetrifft, kannst du recht haben," erwiderte mein Vater gedankenvoll, „die vier Conried haben ihren Bruder gehalten wie einen Fürsten."

„Warum eigentlich, Papa?" fragte Lotti etwas unsicher. Es war bei Papa nie vorauszusagen, wie er dergleichen Erkundigungen aufnehmen würde. Als ihr aber diesmal keine Zurechtweisung zu teil wurde, fuhr sie, dadurch ermutigt, fort: „Sieh, was hat der alte Mann von dem großen Hause, dem schönen Garten? Ich möchte gewiß nicht hart erscheinen, aber ich meine, ihm wäre mit wenigerem ebensogedient gewesen. Was weiß er schließlich überhaupt von all dem Schönen, das ihn umgiebt? Er hat ja beinahe eine größere Besitzung, als der Senator gehabt hat. Warum haben seine Brüder das gethan?"

Mein Vater war ausnahmsweise zugänglich heut Nachmittag. „Das hat seinen besonderen Grund gehabt. Es ist eigentlich eine ordentliche Geschichte. Und zwar eine hübsche Geschichte, denn sie zeigt uns jene vier Verstorbenen in liebenswertestem Licht. Zugleich aber zeigt sie, daß es auch in unserer für materiell verschrienen und zuweilen so scharf getadelten Zeit Menschen gegeben hat und giebt, denen ihr einmal gegebenes Wort heilig war, auch wenn sie die Befolgung desselben hätten einschränken können, ohne daß jemand direkt davon Schaden gehabt hätte. Wenn ihr wollt, will ich sie euch erzählen."

Wir erklärten stürmisch unsere Bereitwilligkeit, zuzuhören. Papa begann: „Eine wie schwere Zeit zu Anfang unseres Jahrhunderts über Norddeutschland unter dem napoleonischen Regiment hereingebrochen war, das wissen wir Epigonen nicht mehr —"

„Du mußt nicht so gelehrt sprechen, Papa," rief Edgar dazwischen, „dann versteht Cissy nichts. Was „Epigonen" heißt, weiß sie überhaupt nicht."

Er hatte sich von mir heut Mittag meinen Schiller (Gesammelte Werke. Ein Band. Ich hatte diese Perle der deutschen Litteratur zum Geburtstage bekommen und noch überhaupt nicht angesehen.) leihen wollen, weil er sein Exemplar in der Schule vergessen hatte. Ich hatte ihm das meine jedoch verweigert, weil ich fürchtete, dann jedesmal, solange das Gymnasium Anforderungen hinsichtlich Übersetzungen 2c. aus unserm großen Klassiker stellt, für die gleiche Gefälligkeit in Anspruch genommen zu werden. Edgar war infolge dessen etwas bitter gegen mich gestimmt, und das war seine Rache.

„Bitte," sagte ich entrüstet, „Epigonen, zweiter Zug der Sieben vor Theben. Tydeus im ersten, sein Sohn Diomedes im zweiten Zuge." Daß ich das gerade zufällig gestern in der Schule gelernt hatte, hielt ich für überflüssig zu bemerken. — „Übrigens weiß ich auch, daß ich mir nie erlauben würde, Papa so zu unterbrechen, wie du es thust. Bitte Papa, erzähle weiter."

Digitized by Google

Mein Vater gebot Ruhe und fuhr dann fort: „Die Verhängung der Kontinentalsperre hatte nicht nur England, dem die Strafe zugedacht war, sondern auch den ganzen Kontinent schwer getroffen. Speziell in unserer großen Nachbarstadt lagen, ganz besonders nach der Einverleibung Nordwestdeutschlands in das französische Kaiserreich, Handel und Schiffahrt furchtbar darnieder. Es waren für die Kaufleute namenlos harte Jahre und viel Wasser ist ins Meer geflossen, ehe dieselben ganz überwunden waren.

Zu denen, die sich damals rechtschaffen quälen mußten, um von einem Jahr zum andern ehrlich durchzukommen, gehörte auch Herr Oskar Conried, der spätere Bürgermeister und Vater jener fünf Brüder. Damals jung verheiratet und seit wenigen Jahren etabliert, wollte es ihm bei der Ungunst der Zeiten in keiner Weise gelingen, geschäftlich vorwärts zu kommen. Er konnte sich grade über Wasser halten, aber mehr auch nicht. Sein und seiner tapferen, reichbegabten, wackeren, jungen Gattin Haupttrost in den trüben Zeiten, fast ihre einzige Freude inmitten aller ihrer Sorgen, bildeten ihre sich prächtig entwickelnden, schön heranblühenden, hochintelligenten Knaben. — Was war das nun für ein Jammer, als sich, da August, der dritte der Knaben, das zweite oder dritte Lebensjahr erreicht hatte, herausstellte, daß er nicht nur von der Natur nicht so glänzend ausgestattet war wie seine Geschwister, — nein er hatte nicht einmal von der Vorsehung das Quantum Verstand erhalten, das für jeden Menschen zur normalen Lebensführung unentbehrlich ist! — Die Mutter hatte es lange nicht glauben wollen. Als keiner mehr an der traurigen Thatsache zweifelte, war sie die einzige, die sie beharrlich leugnete. Ihre ganze Kraft setzte sie ein, um den schlummernden Geist ihres Kindes zu wecken, Tage und Nächte wurden ihm, ihm allein gewidmet, durch lange Jahre. Und wie stolz war sie auf jede Errungenschaft! Wie glücklich, als es ihr später zum Beispiel gelungen war, den Zehnjährigen endlich lesen zu lehren! Wie versuchte sie dann immer von neuem, sich und andern vorzuspiegeln, er entwickele sich nur langsamer und werde zum Schluß doch ebenso werden wie alle andern auch. —

Der Vater hatte wohl schon sehr früh darin klar gesehen und sich keinerlei Illusionen gemacht. Er hatte diese Sorgenlast schließlich in Ergebung hingenommen und sie tragen wollen, wie andere Sorgenlasten auch. Aber merkwürdig, von jener Zeit an, da Augusts unheilbarer geistiger Defekt unbestreitbar zu Tage getreten war, war Oskar Conried sen. geschäftlich alles geglückt. Pekuniäre Sorgen waren wie mit einem Schlage von ihm genommen. Was er begann, gelang, alle Unternehmungen schlugen ein, und der Segen, das Gedeihen, das Glück, wenn man von dem einen tiefen Schatten absehen will, kamen über das Haus wie über Nacht. Was überhaupt einem Menschen an Ehre und Auszeichnung zuteil werden konnte, es fiel ihm zu. Seine vier andern Söhne leisteten in jeder Hinsicht Vorzügliches und bereiteten ihm soviel Freude, daß dies für den nagenden Kummer, der jener Unglückliche den Seinen war, eine kleine Kompensation sein konnte.

Die Brüder waren alle von jeher sehr gut gegen ihn gewesen, gegen den armen August. Wieviel Püffe und Faustschläge haben sie ausgeteilt gegen jeden, der es wagen wollte, den Schwachsinnigen zu necken oder zu hänseln! Als die Knaben aber herangewachsen waren, hat sich der Bürgermeister Conried die vier einmal zusammen vorgenommen und hat ihnen gesagt: „Versprecht mir, daß ihr, so lange ihr lebt, für euren Bruder August arbeiten wollt wie für euch selbst, daß er stets eure erste Sorge sein wird. Mit ihm ist das Glück in unser Haus eingekehrt."

Sie haben es ihm alle vier mit Wort und Handschlag feierlich gelobt.

Wie sie dies Wort gehalten haben, ihr habt es selbst miterlebt. — Der Vater hatte August als stillen Teilnehmer in die Firma aufnehmen lassen, ich vermute, er ist das bis auf den heutigen Tag. Und Oskar Conried wird gerade so für ihn weiter arbeiten, wie es sein Vater, sein Onkel Senator und sein Onkel Konsul gethan haben. Er wird, da er ja nie etwas gebraucht hat, sogar beinahe der Reichste unter seinen Brüdern sein. Umso mehr als dieselben, wie es heißt, bei den unvermeidlichen Geschäftsverlusten sein Konto stets nur wenig oder garnicht belastet haben. So

Digitized by Google

nennt jener hilflose Greis wahrscheinlich Millionen sein eigen. Millionen, von denen er nichts weiß und nichts hat!

Die Mutter, die etwa ein Jahr vor ihrem Gemahl gestorben ist, hat von ihren Kindern gleichfalls ein Versprechen erhalten. Sie haben ihr zugesagt, in treuer Liebe, in innigem Zusammenhalten für August immerdar zu thun, was irgend in ihren Kräften stehe. Und wie sie dies Wort eingelöst haben, das kann vielleicht niemand so beurteilen, wie ich. Nur ein Arzt kann ermessen, wieviel Zeit und Geduld, wieviel Liebe und verständnisinnige Fürsorge, wieviel warmes, menschliches Gefühl und brüderliche Teilnahme von den Brüdern aufgewendet worden ist, um in August den schwachen Funken Intelligenz wachzuhalten, ihm an Lebensfreude zu verschaffen, was möglich war. Keiner kann das so gut verstehen wie ich, und etwa der alte treue Wentzel, der auch seinerseits das Gelöbnis, das ihm die sterbende Bürgermeisterin abgenommen hat, ihren Sohn auf Erden nicht zu verlassen, mit Aufopferung alles eigenen Glückes, gehalten hat sein Leben lang.

Nach dem Tode der Eltern hätten ihn die Brüder alle gern in ihrer eigenen Häuslichkeit aufgenommen oder ihm wenigstens eine Wohnung in ihrer unmittelbaren Nähe eingerichtet. Die sich mehr und mehr ausdehnende Stadt war August aber von jeher unbehaglich gewesen. Er äußerte den Wunsch, jenes Haus drüben, das früher einer Verwandten der Bürgermeisterin gehört hatte, und das er daher kannte, zu besitzen. So wurde es für ihn erworben und er dort installiert.

Das ist die Geschichte von Herrn August Conried. Ihr könnt mancherlei daraus lernen!“

Mein Vater schwieg. In für uns Kinder ungewöhnlich ernster Stimmung sahen wir nach dem großen Hause hinüber. Herr Conried saß auf seinem gewöhnlichen Platz am Fenster. Die Abendsonne fiel auf seinen weißen Scheitel, auf das vor ihm stehende Schachbrett, auf welchem seine Hände wie gewöhnlich zwecklos hin und herfuhren. Die scheidenden Lichtstrahlen verliehen dem ganzen Bilde einen friedlichen, milden Glanz.

Konnte man sagen, daß dieser Unglückliche, der niemals selbständig gewirkt und geschafft hatte, diese taube Blüte am Lebensbaum, vergeblich gelebt hatte? Konnte man das sagen, da andere durch sein Dasein zur Bethätigung der schönsten und edelsten Eigenschaften angeregt worden waren?

* * *

Wenn ich jetzt einmal in meine kleine Vaterstadt zurückkehre, gehe ich jedesmal auf den Kirchhof, auf dem ich leider schon so manchen suchen muß, der meinem Herzen im Leben nahe gestanden hat. Ziemlich in der Mitte des Totengartens fallen meine Augen auf ein großes Marmordenkmal, das an der Stirnseite die Kopie eines Reliefs auf dem Campo Santo in Genua, die Auferstehung darstellend, trägt. Das Grab ist das bestgehaltene des ganzen Friedhofs und zu jeder Jahreszeit entweder mit blühenden Pflanzen oder mit frischen Kränzen bedeckt.

Es ist das Grab jenes armen Einfältigen, der im Leben so von Liebe und Treue umgeben gewesen ist, wie kaum der Genialsten einer. Dort schläft er, von dem sein Vater einst gesagt hat, er habe den Seinen das Glück ins Haus gebracht, das Glück des Hauses Conried.

Digitized by Google

Das Frauenstudium vor dem Abgeordnetenhause.

Von

Ernst Heilborn.

Nachdruck verboten.

In der Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 3. Mai ergriff der Kultusminister das Wort zur Frage des Frauenstudiums. Er wies darauf hin, daß die reichsgesetzlichen Bestimmungen auch von den jungen Mädchen, die studieren wollen, das Abiturientenzeugnis fordern, und daß die Regierung keinen Anlaß habe, ihnen die Ablegung des Examens zu untersagen. Thäten das die Eltern oder Autoritätspersonen, so würde er es für sehr vernünftig halten. Davon aber, daß die Ablegung des Examens den jungen Mädchen nun auch die Berechtigung geben müsse, zum Universitätsstudium ohne Einschränkung zugelassen zu werden, sagte der Herr Kultusminister nichts. „Ich kann überhaupt in der ganzen Frauenfrage, obwohl ich so stehe, daß ich den Frauen gern ein weiteres Gebiet der Erwerbsthätigkeit einräumen möchte, doch nur davor warnen, sich zu überstürzen".

Ein Jahr ist vergangen, seit die ersten Schülerinnen des Berliner Frauengymnasiums ihr Reifezeugnis erlangt haben. Sie haben Abiturientenexamina gemacht, „vor denen man allen Respekt haben muß", wie der Herr Kultusminister sagte. Seither sind die jungen Mädchen von Vierteljahr zu Vierteljahr auf die Zulassung zur Universität als ordentliche Zuhörerinnen (mit der Berechtigung, Universitätsexamina abzulegen) vertröstet worden. Und jetzt ist die Aussicht auf Genehmigung ihres Gesuches oder sagen wir ehrlich, auf Gewährung ihres guten Rechtes, in fernere Ferne gerückt denn je. Der Herr Kultusminister warnt davor, sich zu überstürzen.

Der Gang, den die Debatten im Abgeordnetenhause nahmen, ist charakteristisch und wichtig. Der Abgeordnete Schall eröffnete sie mit der Klage über allzuhohe Anforderungen, die an die jungen Mädchen auf den Seminarien gestellt würden. Darunter litte ihre Gesundheit. Einer scharfen Kritik wurde vor allem das Oberlehrerinnenexamen unterworfen, dessen Bestimmungen zu unklar gehalten und zu hoch gestellt seien.(!) Der Abgeordnete Weber warf die Frage auf, was aus den jungen Mädchen werden solle, die ihr Abiturientenexamen gemacht hätten. Er forderte für sie das gleiche Recht, wie für die Männer. Dem gegenüber erklärte die Mehrzahl der Redner, daß für die Frauenbildung ein anderes, neues Ziel gesetzt werden müsse. Es sei durchaus wünschenswert, daß ihnen der Beruf als Lehrerinnen, Frauen- und Kinderärzte erschlossen werde, aber es sei unnötig, sie zu diesem Ziele genau denselben Weg zu führen, wie die männliche Jugend. Für sie sollten die Bestimmungen vereinfacht und erleichtert werden. Adolf Stöcker, der Unvorsichtige, meinte sogar, die Bedingung gymnasialer Bildung, sei, „wenn man richtig darüber nachdenkt", für Frauen unerfüllbar. Der Forderung nach einer eigenartigen Frauenbildung gegenüber aber verschanzte sich der Herr Kultusminister hinter die bestehenden Reichsgesetze. Er kann nur davor warnen, sich zu überstürzen.

Will man unter der geforderten speziellen Frauenbildung eine eigenartige, nicht minderwertige Schulung verstehen, so ist der Gedanke nicht schlechthin abzuweisen.

Digitized by Google

Ich glaube sogar, daß ihn eine späte Zukunft verwirklichen wird. Aber die Art, wie er im Abgeordnetenhause aufgeworfen und diskutiert wurde, ist im Grunde doch nur für die allgemeine Unklarheit über Unterrichtsfragen überhaupt charakteristisch. Ach: hinter den Reden über das „eigene" Ziel der Frauenschulung versteckten sich ganz andere Schmerzensfragen, und man dachte vielleicht mehr an die männliche Jugend und den Widerstreit zwischen Gymnasium, Realschule und Reformgymnasium. Es ist ja längst ein offenes Geheimnis, wie sehr man auf allen Seiten davon überzeugt ist, daß unsere Schulbildung umgeschaffen werden muß und daß für die Zulassung zur Universität neue Bestimmungen getroffen werden müssen. Die Gymnasialbildung ist eben nur eine Unbildung, was moderne Sprachen und Naturwissenschaften anbelangt, und doch gilt nicht ganz mit Unrecht die Einführung in die klassische Welt und die Denkschulung an der höchst logischen Grammatik der alten Sprachen für ein Ferment unserer Bildung. Und — dieser Gedanke lag allen Reden im Abgeordnetenhause latent zu Grunde — soll man nun die Frauen in dies Wirrnis zweifelhafter Schulung hineinziehen? — Aber giebt es denn einen Ausweg? Seit etwa hundert Jahren ist man sich klar darüber, daß wir einer Schulreform bedürfen, und wir sind in den hundert Jahren der Lösung der Frage kaum um einen Schritt näher gekommen, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß sich in absehbarer Zeit auch nur ein neues „Ideal", wie Adolf Stöcker sagt, werde bestimmen lassen. Und liegt ein eigenes Ziel für Frauenbildung nicht noch viel weiter hinaus? Worauf also sollen die Frauen sich vertrösten lassen? Der Herr Kultusminister meint davor warnen zu müssen, sich zu überstürzen.

Die Maske ab! Was hat denn die Verzögerung der ministeriellen Entscheidung in Sachen des Universitätsstudiums der Frauen verursacht? Wir glauben zu wissen, daß man im Kultusministerium durchaus die Überzeugung hegt, daß die Forderung der Frauen eine berechtigte ist, daß sie durch die Zeitumstände zu einer Notwendigkeit geworden und daß es unrechtmäßig und zwecklos ist, sich ihr entgegenzustellen. Nicht an dem Kultusministerium scheint es zu liegen, wenn die jungen Mädchen, die vor Jahresfrist ihr Reifezeugnis erworben haben, noch immer der Berechtigung einer vollgiltigen Zulassung zum Universitätsbesuch ermangeln. Die Lehrkörper der Universitäten, oder doch einzelne ihrer Mitglieder, sind es, die sich widersetzen. Lehrer der Medizin vor allen machen das alte Argument geltend, daß das Weib seiner körperlichen Anlage nach zum Studium ungeeignet sei. Mich erinnert das an ein Gespräch, das Georg Brandes einmal mit John Stuart Mill über dieselbe Frage geführt hat. Brandes erinnerte Mill an eben diesen ärztlichen Einwurf, und darauf zuckte Mill nur die Achseln und sagte: „es giebt keine vorurteilsvolleren Menschen als die Ärzte".

Aber selbst angenommen, sie hätten recht mit ihrem Vorurteil! Ich meine, man verwechselt hier zweierlei: nicht um eine medizinische Frage handelt es sich, sondern um eine rechtliche. Der Herr Kultusminister mag es persönlich für sehr vernünftig halten, wenn Väter ihren Töchtern zu studieren verbieten; das ist sein gutes Recht. Aber die Regierung hat moralisch kein Recht dazu, den Frauen die Universitäten zu verschließen, nachdem Frauen die Bedingung erfüllt haben, welche die Regierung an den Besuch der Universitäten geknüpft hat. Das Kultusministerium hat nicht die galante Pflicht, für das körperliche Wohlbefinden der Frauen in Preußen Sorge zu tragen. Verbietet es denn den Männern, sich zu überarbeiten? Es ist keine Frage, daß die jungen Mädchen, die Zeit, Geld und Arbeitskraft darauf verwendet haben, das

Digitized by Google

Gymnasialabiturium abzulegen, in ihrem Rechte schwer geschädigt werden, wenn man ihnen nun die Universitäten nicht ganz erschließt. Und diese Schädigung wird von Halbjahr zu Halbjahr eine schwerere. Sie ist im Verlauf von ein paar Jahren für die Betreffenden zu einer Rechtsentziehung geworden. Ihnen, die sich als erste in ehrlicher Arbeit gemüht und die staatlichen Forderungen erfüllt haben, nimmt man in Wirklichkeit das Zeugnis wieder ab, das man ihnen zum Schein ausgestellt hat. Der Herr Kultusminister aber warnt davor, sich zu überstürzen.

Ich glaube, man unterschätzt den Ernst der Lage. Die jungen Mädchen, die ihr Abiturientenexamen abgelegt haben, haben es nicht zum Sport gethan. Dazu ist das Examen denn doch etwas zu schwer. Es ist frivol, daran zu zweifeln, daß der Schritt, den sie damit gethan haben, für das Wohl und Wehe ihrer Zukunft ausschlaggebend ist. Seien es nun materielle Verhältnisse, sei es ideelles Streben, das sie dazu geführt hat, beides bedeutet gleichviel. Giebt man ihnen nicht das Recht, Universitätsexamina abzulegen und damit sich einen Beruf zu erschließen, so vorenthält man ihnen ihr bestes Recht; verzögert man die Genehmigung, so schädigt man sie damit pekuniär wie moralisch. Ich glaube auch, daß, wenn man die Gefahr einer körperlichen Gefährdung durch das Studium dem Raisonnement zu Grunde legen wollte, man sagen müßte: Gymnasial- und Universitätsforderungen bieten nur für Unbegabte Schwierigkeiten. Die Frauen, die in den nächsten hundert Jahren an ein Studieren denken werden, werden naturgemäß eine Elite der Begabten sein.

Auch erörtert man diese Frage in Deutschland immer, als handelte es sich darum, etwas unerhört Neues, Unerprobtes einzuführen. Vergißt man, daß Deutschland in Sachen des Frauenstudiums hinter fast allen Kulturländern zurücksteht? Oder will man es vergessen? Worüber man bei uns streitet, darüber haben in der Schweiz, in England, Frankreich, Skandinavien, Rußland und Amerika die Thatsachen längst gesprochen. Die Frauen haben sich nicht nur als Studentinnen bewährt, sie haben, vorzüglich im ärztlichen Beruf, der Menschheit Dienste geleistet. Eben jetzt hat sich Österreich dazu entschlossen, die Frauen als außerordentliche und ordentliche Zuhörerinnen zu den philosophischen Fakultäten zuzulassen; die gleiche Erlaubnis steht für die medizinischen bevor. Und Deutschland selbst hat, wie in diesem selben Heft der „Frau" ausgeführt ist, vor hundert Jahren an einer Ärztin, der Friedrich der Große die Genehmigung zur Promotion erteilt hatte — sie war Mutter von vier Kindern! — die besten Erfahrungen gemacht. In diesen hundert Jahren aber ist bei uns in dieser Frage kein Schritt vorwärts gethan worden, keiner.

Auch jetzt nicht, da die Frage durch Ablegung des Abiturientenexamens durch Frauen, eine drängende, entscheidende, eine Existenzfrage geworden ist.

Der Herr Kultusminister nämlich sagt: er müsse davor warnen, sich zu überstürzen. —

Inzwischen hat sich in dieser Prokrustestragödie des auf die lange Bank Ziehens einer drängenden Rechtsfrage eine neue Scene abgespielt. Die Petition des Berliner Frauenvereins[1]), die Gleichstellung der weiblichen Abiturienten mit den männlichen forderte, ist von der Unterrichtskommission des preußischen Abgeordnetenhauses abgelehnt worden. So ist es fürs erste zu einem Aktschluß gekommen. Mögen die Thoren klatschen.

---

[1]) Siehe „Frauenvereine".

Digitized by Google

Mehr als befremdend mußte auf den Kenner der Sachlage die Unkenntnis wirken, die in der öffentlichen Sitzung des Abgeordnetenhauses ziemlich alle Redner über diese Frage freundlich kokett zur Schau trugen. Sie hatten zwar ziemlich alle etwas davon gehört, daß es nun in Preußen Frauen gäbe, die das Gymnasialreifezeugnis erworben hätten. Wann das aber geschehen, und wieviel junger Mädchen dies Ziel erreicht hätten, bestimmten sie wohl deduktiv aus der „Idee", die sie sich über das Frauenstudium überhaupt gebildet hatten; mit den Thatsachen stimmte ihre philosophische Ansicht jedenfalls ganz und gar nicht überein. Ich selbst hätte diesen Umstand auch höflich unerwähnt gelassen, wenn es nach den Zeitungsnotizen nicht den Anschein gewönne, als ob eben diese liebenswürdige Unkenntnis bei Beratung des Frauengesuches in der Unterrichtskommission des Abgeordnetenhauses ihre Orgien gefeiert hätte.

Ich wiederhole: um was handelt es sich?

Es handelt sich um eine Rechtsfrage, nur darum. Indem man die Frauen zum Gymnasialabiturium zuließ, gab man ihnen moralisch die Garantie, daß ihnen das Examen die Universitäten vollgiltig erschließen würde. Entzieht man ihnen diese Erlaubnis jetzt, so ist das, zum mindesten moralisch, eine Rechtsentziehung. Eine Rechtsentziehung ist es auch, wenn man die endgiltige Lösung der Frage hinauszieht.

Der Unterrichtskommission des Abgeordnetenhauses lag das Gesuch des Berliner Frauenvereins vor, das in dieser Rechtsfrage das Recht für die Frauen „erbat." Daraufhin wurde darüber diskutiert, ob nicht zu fürchten stände, daß das Studieren der Frauen das Proletariat der gelehrten Stände vermehrte. Das ist bezeichnend. Nein, das ist richtend.

Von der Rechtsfrage krebste man zu einer politischen Frage, über die bessere Köpfe längst das letzte Wort gesprochen haben.

Und von der drängenden Entscheidung krebste man zu dem — man gestatte mir das ehrliche Wort — feigen Standpunkt des Abwartenwollens. Zwar fehlte es nicht ganz an Vertretern des Rechts: der Abgeordnete Wetekamp (fr. Vgg.) und der Abgeordnete Gerlich (freikons.) traten für das Gesuch des Frauenvereins voll und ehrlich ein. Aber der Abgeordnete Arendt hatte das zarte Bedenken, Zulassung zu allen Fakultäten sei verfrüht, und die Majorität sprach sich gegen jede Zulassung aus. Im übrigen klammerten sich die Volksvertreter an eine freundliche Zusage des Vertreters des Kultusministeriums an.

Man ging über den Antrag des Frauenvereins ohne weiteres zur Tagesordnung über.

Ein treuer Diener seines Herrn, sprach sich der Vertreter des Kultusministeriums über das Gesuch der Frauen recht wohlwollend aus. Prinzipiell, im allgemeinen, theoretisch ist er dafür, den Frauen ihr Recht werden zu lassen. Er ist den Rechtfordernden wohlwollend geneigt. Aber es schweben da Verhandlungen mit dem Reichskanzler über die Frage, ob die Hospitantinnen der Medizin unter Anrechnung der Semester, in denen sie hospitieren, zum medizinischen Staatsexamen zuzulassen seien. Und diese Frage müsse man erst ausschweben lassen. Überhaupt scheint ja das Schwebenlassen drängender Rechtsfragen heute Anfang und Ende aller politischen Weisheit zu sein. Ach! zumeist ist's ihr Ende.

Wie lange, frage ich, soll es noch dauern, bis man das Recht der Frauen Recht werden läßt? Wann endlich wird man zur Tagesordnung übergehen, nicht über Rechtsgesuche der Frauen, sondern über die krebsenden Philister, die ihnen ihr Recht vorenthalten?

Digitized by Google

Die verbesserte Frauenkleidung.

Von

Dr. phil. **Anna Gebser.**

Nachdruck verboten.

„Wir werden gewiß zu der Ausstellung des Vereins für verbesserte Kleidung kommen, meine Mutter und ich wollen uns für das Frühjahr reformieren," so sagte mir eine junge Dame. Sie kam zu der Ausstellung, und außer ihr erschienen noch viele, die sich auch „reformieren" wollten, viele aber auch, um erst zu sehen und zu erfahren, was denn an dieser neuen Kleidung sei, die im letzten Winter schon so viel besprochen worden war, von der man doch aber eigentlich noch nichts Rechtes gesehen hatte. Manche heftige, unversöhnliche Gegnerin hat wohl die neue Kleidung geringschätzig betrachtet.

Zweifelnd kamen Scharen von Männern und Frauen mit ganz falschen Vorstellungen.

„Die Reformkleidung ist ja nur für den Winter," sagte eine Dame, „warum machen Sie die Ausstellung im Sommer?" „Ich denke, sie ist nur für die Dünnen," rief eine starke Dame; ein überschlankes, junges Mädchen meinte, daß sie eben nur für die Dicken passe. „Nein," antwortete wohl eine der Damen des Vorstandes, „sie ist für alle Frauen, für alle Mädchen und Kinder, für Sommer und Winter, für Frost und Hitze. Damit Sie sehen, wie recht ich habe, folgen Sie mir, meine Damen, ich will Ihnen in der Ausstellung selbst zeigen, wie Sie sich bekleiden sollen."

In dem kleinen, aber geschmackvoll dekorierten Saale des Kleinen Journals in Berlin mit seinen dunkelroten Wänden uud seiner dunkelresedafarbenen Dekoration, an den in der Mitte des Saales und an den Fenstern aufgestellten Tischen, den Pavillons, dem rings an den Wänden herumlaufendem Podium mit der darauf aufgestellten Oberkleidung vorbei bewegte sich nun die kleine Schar wißbegieriger Frauen mit ihrer Führerin: „Beginnen wir mit der untersten Unterkleidung, meine Damen, betrachten Sie zuerst diese reiche Kollektion von Hemdhosen, wie sie Henel in Breslau ausgestellt hat, in Seide und Leinen, in weißer Baumwolle für den Sommer, in Maccobaumwolle und Wolle für den Winter; auch viele Berliner Firmen, so Max Kühl und Jordan u. a. haben diese Untersachen in vorzüglicher Ausführung. Sehen Sie dann hier, wenn Sie sich weiter bekleiden wollen, alle die verschiedenen Halbkorsetts und Leibchen. Da sind für Damen, welche nur ganz anschmiegende Sachen tragen wollen, die Trikotleibchen von Lindner und Kühl, für jugendliche und schlanke Gestalten die nur bis zur Taille reichenden Leibchen, wie z. B. Frau Professor Marie Albrecht eines konstruiert hat, das völlig nach hygienischen und anatomischen Grundsätzen aufgebaut ist. Da giebt es eine Fülle englischer Leibchen, unter denen das von Frl. Dr. Anna Kuhnow erfundene die erste Stelle einnimmt. Die Halbkorsetts sind mehr für starke Damen gedacht; die aus gitterartigem Stoff gefertigten und breit über den Magen gearbeiteten verdienen jedenfalls den Vorzug; die Stangen darin, wenn sie nur nicht auf innere Körperteile drücken, sind nicht so gefährlich, wie man wohl annimmt. — Die Beinkleider, die dann folgen, bietet Hertzog in allen Farben und Stoffen auf seinem großen Aufbau dar, ebenso Jordan und viele andere. Ein besonderer Luxus ist es, wenn zu jedem Kleide ein in Farbe und Stoff übereinstimmendes Beinkleid gewählt wird, das ja die vielen Röcke ersetzen soll. In Seide und Wolle, in Panamastoff und Alpaka, mit und ohne eingeknöpfte weiße Beinkleider sind sie zu haben. Darüber wird dann das Oberkleid gezogen."

Digitized by Google

„Daran ist nun eigentlich nichts Neues," bemerkt eine Dame. „O doch," antwortet die Führerin, indem sie eine Taille aufknöpft, „alle die Toiletten, die Sie hier sehen in den verschiedensten Stoffen, wie sie Gerson, Lüders, Hain und Krüger und die anderen ausstellen, sind zusammenhängend gearbeitet, d. h. Rock und Taille sind verbunden, damit die Last des Rockes mit von den Schultern getragen wird. Der Rock ist kurz, 10 Centimeter vom Boden entfernt, und an jeder Seite befindet sich ein Schlitz, der auf die im Beinkleid angebrachten beiden Taschen stößt. So sind Sie bekleidet nach den Grundsätzen der neuen Tracht, nun gehen Sie, bitte, sofort zu den Modistinnen und in die Geschäfte und „reformieren" Sie sich."

Befriedigt wollen die Damen schon den Saal verlassen, da werden sie noch aufmerksam gemacht, daß die am Eingang aufgestellten Statuen der Venus von Milo und der Hebe, die wirkungsvoll sich von kostbaren Teppichen abheben, mit denen die Wand dekoriert ist, auch zu den Ausstellungsgegenständen gehören. Den Statuen gegenüber standen nicht ohne Grund zwei Modellbüsten der Firma Baschwitz, welche die natürliche weibliche Figur zeigten; ihnen zur Seite war eine echte Korsettfigur zu sehen. Darüber waren Zeichnungen an die Wand geheftet, die von Herrn Dr. Spener herbeigeschafft worden waren. Es wurde die Venus von Milo gezeigt und daneben das Bild eines geschnürten Frauenkörpers; auf einem zweiten Bogen waren die Skelette der beiden auf den Bildern dargestellten Figuren zu schauen.

Was wollen diese antiken Statuen, was die Modellbüsten in der Ausstellung? Nicht ohne Absicht hatte der Verein für Verbesserung der Frauenkleidung aber gerade diese Statuen, diese Büsten an den Eingang seiner Ausstellung gebracht.

Denn die Grundlage einer wirklich gesunden und schönen Tracht ist der gesunde Körper, der frei und uneingeengt sich schön entwickelt hat. Die Modellbüsten, die Voraussetzung für unsere heutige Schneiderkunst, müssen nach den Gesetzen der natürlichen Schönheit gebaut werden. Die antiken Griechen haben in ihrem gesunden Schönheitsgefühl noch heute den Ruhm, die menschliche Gestalt in ihrer köstlichen Gesundheit und Vollkommenheit als das Ideal der Kunst festgesetzt zu haben. Den Körper so zu bilden, wie die Natur ihn in ihren herrlichsten Gestalten vor das schönheitsdurstige Auge stellt, das war ihre Absicht. Hinwiederum kam diesem Bestreben des Künstlers aber die Natur, in diesem Falle die Frau selbst, entgegen. Die Frauen des antiken Griechenlandes suchten ihren Körper so zu erhalten, wie er in der Jugendblüte sich entwickelt hatte. Diesen Körper bekleideten sie, oder drapierten ihn vielmehr mit leicht und lose fallenden Gewändern.

Der vollkommene natürliche Körper ist schön, das war der Grundsatz der Antike. Für uns schließt das Wort mit Bezug auf die Tracht einen neuen Schönheitsbegriff in sich. Die geschnürte Frau ist unschön, ja, ich wage zu sagen, die geschnürte Frau ist eine Mißgeburt unsrer heutigen Kultur. Die gesunde Frau, deren Leib nicht durch ein Korsett verbildet wurde, ist ganz anders, als unsre jetzigen Modebilder sie wiedergeben, als unsre heutige Mode sie will. Welcher Unterschied zwischen dem natürlichen und einem stark geschnürten Körper besteht, zeigten die Maße der von Herrn Paul Baschwitz ausgestellten Büsten. Bei der der Natur nachgebildeten Figur betrug der Brustumfang 94 Centimeter, der Taillenumfang 64; die Korsettfigur hingegen hatte 90 Centimeter Brustumfang, 47 Centimeter Taillenweite. Die Differenz zwischen Brustweite und Taillenumfang ist also bei der natürlichen Figur 30, bei der geschnürten unnatürlichen 43. So stark ist der Körper eingeschnürt worden, um das falsche Schönheitsideal darzustellen. Erst wenn die Frauen einsehen, daß die Natur schöner ist als die Verkünstelung, wird der neue Schönheitsbegriff sich bei ihnen Bahn brechen, und damit zugleich wird die neue Kleidung siegen.

Nicht allein die Frauen, auch die Männer müssen sich erst nach und nach an das Neue gewöhnen. Die natürliche Taille wird selbst bei einem jungen schlanken Mädchen stark wirken. Noch findet man heute die Einknickung in der Taille schön. Es fehlt eben der Begriff der Schönheit, weil man bisher nicht den natürlichen Körper bekleidete und ihn durch die Kleidung zu verschönern suchte, sondern weil man umgekehrt die weibliche Gestalt nach der jeweiligen Form des Kleides modelte. Auch den voll-

Digitized by Google

kommensten Körper zwang man in eine andere Form, und so ist die allgemeine Unnatur herrschend und Mode geworden.

Wenn man vielleicht hie und da aus Frauenkreisen hört, daß vereinzelte Damen nie ein Korsett getragen haben, so ist das eben die Ausnahme von der Regel. Diese Ausnahmen gelten dann aber im landläufigen Sinne nicht als „schön." — Da hört man wohl auch: „Ich trage zwar ein Korsett, aber geschnürt bin ich nicht; ich schnüre mich überhaupt nicht." Nun, meine verehrte Gnädige, Sie tragen ein Korsett und eine Taille darüber, die Korsettschnitt hat und Ihr weicher Körper bequemt sich doch diesen dauernden Einflüssen an. Beim Korsett liegt nämlich das besonders Schädigende und Häßliche in dem spitz nach der Taille zu sich verengenden Schnitt, zum Taillenschluß laufen alle Linien bei Korsett und Taille schräg, um den gewünschten Knick herauszubringen. Diese Linien sind der Natur durchaus zuwider. Wenn nun die Nähte an den Korsetts und Taillen noch durch Stangen unterstützt werden, so wirkt die Schnürung geradezu gefahrbringend auf den Körper. Taille und Korsett engen den Körper da ein, wo er sich nicht einbiegt, einen Knick, wie ihn die Mode will, hat überhaupt der menschliche Körper nicht, seine sanft geschwungnen Linien werden nicht plötzlich unterbrochen.

Die Bekleidung der Zukunft muß darauf vor allen Dingen Rücksicht nehmen. Wollte man nun aber gleich sagen, wie es besonders die Kleiderreform zum Teil in Amerika thut, daß das lose griechische Gewand zu empfehlen sei, weil es den Körper mehr drapiert, als bekleidet und ihm seine völlige Freiheit läßt, so verkennt man die Anforderungen der Gegenwart an das Leben der Frau. Man läßt auch außer Acht, daß die Industrie und die Technik des Schneiderhandwerkes heute andere sind, als damals; beides aber sind Mächte, mit denen eine Kleiderverbesserung jetzt zu rechnen hat. Den Schönheitsbegriff der antiken Welt können wir jedoch bei der menschlichen Gestalt gerade in der Tracht vielleicht mehr als in der Kunst festhalten. Wenn nämlich die naturalistische Kunst von heute auch das Häßliche, das Zufällige darstellt, so wird die Mode und die ihr unterthane Industrie immer nur ideale Normalkörper annehmen. Die Büstenfabrik wird vielleicht 12—18 Normalfiguren herstellen müssen, nach denen dann die Modistinnen arbeiten, wobei sie jedoch für ihre Kundinnen auf alle Zufälligkeiten der Körperbildung Rücksicht nehmen müssen. Dadurch aber, daß der Verein die Anregung zu diesen natürlichen Normalgestalten gab und auf die antiken Formengestalten hinweist, wird nach und nach der falsche Schönheitsbegriff schwinden, wenn erst das Auge unserer jetzigen Generation sich an die neue Form gewöhnt hat.

Man wird vielleicht einwenden, daß der Verein in seiner Ausstellung ja auch Korsetts vorgeführt hat, und damit eigentlich in Widerspruch mit sich selbst gerät. Doch nicht, denn alle diese sogenannten Korsetts waren zum weitaus größten Teil nach anatomischen Gesetzen erbaut. Korsettartige Gebilde stellen den Übergang vom Alten zum Neuen dar. Wie viele Damen, die vielleicht das Korsett 20—30 Jahre getragen haben, sagen: „Ich muß einen Halt haben, ohne Korsett bekomme ich Rückenschmerzen." Sie haben leider Recht, durch das Tragen des Korsetts sind die Muskeln des Rückens so erschlafft, daß sie bei ihnen nicht wieder zu früherer Elastizität und Kraft sich entwickeln werden. Sie bedürfen allerdings noch einer gewissen orthopädischen Schienung im Rücken. Sonst können aber auch sie nach den Anforderungen der Hygiene und der wahren Schönheit sich kleiden. Die mehr an das Korsett sich anlehnenden Formen mancher Leibchen sind doch schon so weit reformiert, daß sie den Körper nicht einquetschen, sondern nur einen besonders bei starken Damen nötigen Halt gewähren.

Die Damen aber, deren Korsettfigur sich nicht mehr zur natürlichen Form zurückbildet, können doch die Grundsätze der Reform anerkennen. Viele von ihnen werden bald einsehen, daß das Neue, das an die Natur sich anlehnt, schöner ist, als das Alte. Sie werden bei sich selbst anfangen und was mehr ist, sie müssen die Jugend anregen, daß sie sich gesund und schön kleide. Nur der völlig freigelassene Körper kann sich schön entwickeln, nur eine vollkommen körperlich ausgebildete Frau in voller Gesundheit und Schönheit blühen.

Digitized by Google

Wohl ist es gut, über den Begriff des Schönen zu theoretisieren, es ist auch leicht genug; schwer aber und besser ist es, die Theorie in die Praxis zu überführen. Das will der Verein. Wie er die Venus, die Hebe und die Normalbüsten an den Eingang seiner Ausstellung brachte, so möchte er auch mit der Umsetzung seiner Grundsätze ins praktische Leben vom Alleruntersten und Ersten anfangen. Allen Eltern möchte er zurufen: „Zieht die Kinder gesund an, gewöhnt die heranwachsenden Mädchen an die Begriffe wahrer Schönheit!“

Ja besonders sie, die Backfische, die so gern hinaufblicken zu den Damen der Gesellschaft! Sie machen alles nach, was die Erwachsenen thun, um aus der schwierigen Zeit des Überganges erlöst zu sein. Vielleicht schon mit zehn Jahren, manchmal auch früher oder später, hat das Schulkind ein Korsett erhalten. Bis dahin war es noch nicht gesundheitsgefährlich gekleidet, jetzt aber beginnt die Formung durch das Korsett. „Meine Tochter hat noch eine recht häßliche, dicke Taille,“ sagte mir lächelnd die Mutter eines fünfzehnjährigen Backfisches, — „sie muß jetzt endlich anfangen, sich etwas schlanker zu schnüren.“

Nun, das ist freilich sehr spät, und hoffentlich ist es für das junge Dämchen zu spät geworden. Nicht alle Fünfzehnjährigen gleichen leider dem ebengeschilderten jungen Mädchen und glücklicherweise nicht alle Mütter der Dame, aber wenn auch manchmal die Mutter Einhalt gebietet, das Töchterchen schnürt sich doch recht tüchtig, weil es eben so schön sein will wie andere. Die natürliche Schlankheit ist noch nicht genügend und es kommen ganz unglaublich niedrige Zahlen zum Vorschein, wenn man die Taillenweite solcher jungen eingepreßten Puppen übersieht. „Die Backfische sind die schlimmsten,“ sagte mir der Inhaber eines Modemagazins, „sie schnüren sich oft furchtbar.“ Deshalb gerade war in der Ausstellung Kinder- und Backfischkleidung vorgeführt, und Herr Arnold Müller, Leipzigerstraße 92, hatte Vorzügliches darin geleistet. Auch die Korsettgeschäfte hatten fast ohne Ausnahme Leibchen für Kinder und junge Mädchen vorgelegt. Merkwürdig und erfreulich war es auch, daß gegen das Ende der Ausstellung Kinder und ganz junge Mädchen in Begleitung ihrer Mütter dorthin kamen, um für sich „etwas auszusuchen.“ Mit dem Enthusiasmus der Jugend, die das Neue oft mit Feuereifer erfaßt, gingen sie umher, mit radikaler jugendlicher Schnelligkeit verwarfen sie ihre bisherige Tracht und baten die Mama, ihnen neue Reformsachen anzuschaffen.

Weich und enthusiastisch, leicht zu beeinflussen ist das Kind: gebt den Kindern das Schöne und sie werden es erfassen! In Schule und Haus sollte man sie lehren, was in Bezug auf die Tracht gesund und schön ist. Die heranwachsenden Mädchen müssen erfahren, wie schädlich das Korsett ist, sie müssen aufmerksam gemacht werden auf die wahre Schönheit.

Ja, ein neuer Schönheitsbegriff ist nötig, als die Grundlage einer bessern Tracht. Das retournons à la nature gilt auch hier. Ist dieser Begriff in unsrer Zeit nicht vorhanden, so müssen wir ihn wecken, ihn besonders bei den Kindern zur Wahrheit werden lassen. Eine schönere Zeit thut sich so auf, und mitten hinein ist die neue Frau gestellt. Sie soll natürlicher, schöner, gesunder den Aufgaben entgegengehen, die ihr geworden. Viel verlangt die Zeit von der Frau, sie muß geschickt gemacht werden, alle Aufgaben zu lösen. Viel, obgleich nicht alles, trägt zum Gesund- und Schönsein die Kleidung bei, und deshalb arbeiten jetzt mit Recht Köpfe und Hände so mancher an der Aufgabe: zu gestalten und zu vervollkommnen das neue schöne Kleid für die neue Frau.

Digitized by Google

Moderne Galanterie

aus den Essays of Elia, London Magazine, Nov. 1822.

Von

Charles Lamb.

Deutsch von Hedwig Minssen.

Der Verfasser dieses Essays ist seit sechzig Jahren tot, und seine „moderne Galanterie" müßte daher recht unmodern geworden sein. In der That mutet uns „Herr Dorimant" recht altväterisch an. Aber wenn wir ihm scharf ins Gesicht sehn, finden wir vertraute Züge, und der Herr Paice ist heute so selten wie damals. So dürfte der kleine Artikel auch heute noch seinen Platz verdienen. Und vielleicht mehr als je. Denn den furchtbaren Vorkommnissen bei dem Pariser Bazarbrande gegenüber möchte man fast glauben, daß nicht nur die spärliche Galanterie früherer Zeit, sondern auch jede wirkliche Ritterlichkeit, die dem Manne Schutz der Schwachen gebietet, den „Herren" von heute abhanden gekommen sei. D. Red.

Nachdruck verboten.

Wenn wir unsre heutigen Sitten mit denen des Altertums vergleichen, sind wir nur zu gern bereit, auf unsere Galanterie stolz zu sein, d. h. auf eine gewisse Unterwürfigkeit und ehrerbietige Achtung, die wir — sagt man — den Frauen als solchen erweisen.

Daß dieses Prinzip unser Handeln wirklich bestimme, werde ich glauben, wenn Herr Dorimant eine Fischfrau über den Rinnstein führt, oder einer Hökerin ihre über das Pflaster rollenden Äpfel aufleſen hilft, die ein ungeschickter Fuhrmann verstreut hat.

Ich werde es glauben, wenn die Dorimants der untern Stände, die in Bezug auf gute Lebensart in ihren Kreisen tonangebend sind, diese auch da beweisen, wo sie unbekannt sind oder sich unbeobachtet glauben; wenn ich nicht mehr sehe, daß eine Frau im Parterre eines Londoner Theaters stehen muß und vor Schwäche und Anstrengung fast ohnmächtig wird, während die Männer um sie herum behaglich dasitzen und sogar noch über ihre Qualen witzeln; bis einer, dessen Gewissen oder Erziehung vielleicht etwas feiner ist als die der andern, sehr bezeichnend sich dahin ausspricht, daß „er ihr gern seinen Platz abträte, wenn sie nur ein klein bißchen jünger und hübscher wäre."

Könnten wir aber denselben Herrn im Kreise seiner weiblichen Bekannten oder Freundinnen beobachten, wir müßten gestehen, daß wir nie einen höflicheren, besser erzogenen jungen Mann gesehen haben.

Endlich werde ich anfangen zu glauben, daß solch ein Grundsatz unser Benehmen beeinflußt, wenn die größere Hälfte all der Plackerei und groben Arbeit, die man den Frauen jetzt noch aufbürdet, ihnen abgenommen wird.

Bis aber dieser Tag kommt, werde ich nicht glauben, daß diese Höflichkeit, mit der wir uns so gern brüsten, etwas andres ist, als eine hergebrachte Fiktion, ein konventionelles Schauspiel, das zwischen den beiden Geschlechtern derselben Lebensstellung und gleichen Alters aufgeführt wird und bei dem beide ihre Rechnung finden.

Ich werde sogar versucht sein, sie unter die heilsamen Illusionen des Lebens zu rechnen, wenn ich nur erst sehe, daß in den gebildeten Klassen allen Frauen, alten und jungen, hübschen und häßlichen, dieselben Aufmerksamkeiten erwiesen werden und zwar weil sie Frauen sind, nicht weil sie Schönheit, Reichtum oder Rang besitzen.

Digitized by Google

Ich werde glauben, daß sie mehr ist als ein Name, wenn ein feingekleideter Herr in feiner Gesellschaft auf das Thema der alten Jungfern kommen kann, ohne ein höhnisches Lächeln zu erregen oder erregen zu wollen, wenn Ausdrücke wie „angejahrte Jungfrau“ oder „die hat den Anschluß verfehlt“ in guter Gesellschaft bei jedem Zuhörer, sei es Mann oder Frau, ein Gefühl der Empörung hervorrufen.

Der Einzige, bei dem ich wirkliche konsequente Galanterie gefunden habe, war Joseph Paice, Kaufmann in Bread Street Hill und Direktor der Südsee-Gesellschaft ... Das Wenige, das ich vom Geschäftsmann in mir habe, verdanke ich ihm. Er nahm sich früh meiner an, gab sich Mühe mit mir, und seine Schuld war es nicht, daß ich so wenig profitierte. Obgleich er als Presbyterianer und zum Kaufmann erzogen worden war, war er doch der feinste Kavalier seiner Zeit. Er behandelte alle Frauen mit der gleichen Ritterlichkeit, ob sie ihm im Salon, im Laden oder auf der Bühne entgegentraten. Ich will damit nicht sagen, daß er keine Unterschiede machte; aber er übersah nie ihr Geschlecht um der äußeren Stellung willen. Ich habe gesehen, daß er mit abgezogenem Hute — bitte, lacht nur, wenn ihr wollt — vor einem armen Dienstmädchen stand, das ihn nach dem Weg gefragt hatte, und seine Haltung war dabei so ungezwungen höflich, daß sie nicht verlegen werden konnte und er sich nichts vergab. Er war kein Verehrer des weiblichen Geschlechts im landläufigen Sinn des Worts, aber er ehrte und achtete Weiblichkeit, wie und wo er sie fand. Ich habe gesehen, wie er eine Marktfrau — nein, lacht lieber nicht! — die er im Platzregen getroffen hatte, ritterlich begleitete und seinen Schirm mit so rührender Sorgfalt über ihren ärmlichen Obstkorb hielt, damit das Obst nicht Schaden litte, als wäre sie wenigstens eine Herzogin. Aus Ehrfurcht für das Geschlecht machte er jedem weiblichen Wesen auf dem Trottoir Platz — und wenn es auch nur eine alte Bettlerin war — mit mehr Höflichkeit, als wir an unsre Großmutter zu wenden pflegen. Er war der Kavalier des alten Regime, der Sir Calidore oder Sir Tristan für alle die, die keinen Calidore oder Tristan haben, der sie beschützt. Für ihn blühten die Rosen noch auf den welken, gelben Wangen, die ihre Blüte längst vergessen hatten.

Er war unverheiratet geblieben, denn die schöne Susan Winstanley, um die er in seiner Jugend geworben hatte, war gestorben, als sie sich ihm eben verlobt hatte, und das hatte ihn zum hartnäckigen Junggesellen gemacht. Während der kurzen Zeit ihrer Brautzeit, so erzählte er mir, hatte er seine Geliebte eines Tages mit einer Flut von Artigkeiten und Komplimenten überschüttet, gegen die sie sonst nie etwas einzuwenden gehabt hatte, die sie aber diesmal ganz kalt ließen. Er erhielt nicht den leisesten Dank dafür, im Gegenteil, sie schienen sie eher zu kränken. Durch Launenhaftigkeit war ihr verändertes Benehmen nicht zu erklären, denn sie hatte bewiesen, daß diese Kleinlichkeit nicht in ihrem Charakter lag. Als er sie am nächsten Tage in besserer Stimmung traf, wagte er ihr Vorwürfe über ihre gestrige Kälte zu machen. Da gestand sie ihm mit ihrer gewohnten Offenherzigkeit, daß sie seine Artigkeiten durchaus nicht ungern höre, daß sie sogar ein paar übertriebene Komplimente vertragen könne, daß eine junge Dame in ihrer Lage ein gewisses Recht auf allerlei höfliche Redensarten habe und daß sie hoffentlich, wie die meisten jungen Mädchen, ein mäßiges Quantum von Schmeicheleien, wenn sie sich nicht allzu weit von der Aufrichtigkeit entfernten, vertragen könne, ohne ihre weibliche Bescheidenheit zu verlieren. Nun aber habe sie gestern, kurz ehe er mit seinen Artigkeiten angefangen habe, mit angehört, wie er ein Mädchen ziemlich rücksichtslos ausschalt, weil es ihm seine Kravatten nicht ganz rechtzeitig ablieferte. Da habe sie gedacht: weil ich Miß Susan Winstanley heiße, eine junge Dame bin und für schön und reich gelte, darf ich eine Blumenlese der feinsten und höflichsten Redensarten von diesem feinen und höflichen Herrn, der sich um meine Hand bewirbt, anhören; wäre ich aber die arme Mary So und So, und hätte ich seine Kravatten nicht zur rechten Zeit gebracht — wenn ich auch vielleicht die halbe Nacht daran genäht hätte, um sie fertig zu stellen — was hätte ich dann wohl für Komplimente zu hören bekommen? Und da erwachte mein weiblicher Stolz, und ich dachte, du hättest sie schon um meinetwillen freundlicher

Digitized by Google

behandeln können, weil sie ein Mädchen ist so gut wie ich. Darum wollte ich deine schönen Reden nicht anhören, denn die Frau in mir war beleidigt, und der Frau in mir gelten ja im Grunde doch deine Aufmerksamkeiten.

Ich finde, die junge Dame bewies durch diesen Verweis, den sie ihrem Verehrer gab, daß sie Herz und Kopf auf dem rechten Flecke hatte, und ich bilde mir ein, daß mein Freund die ungewöhnliche Höflichkeit, die er sein ganzes Leben hindurch unterschiedslos allen Frauen erwies, dieser Lehre seiner unvergeßlichen Braut verdankte.

Ich wünschte, daß alle Frauen über diese Dinge so dächten, wie Miß Winstanley. Dann würden wir erst eine Ahnung von dem Geiste wahrer Galanterie haben und nicht länger bei demselben Manne die seltsamsten Widersprüche beobachten, der sich gegen seine junge Frau als Ausbund wahrer Ritterlichkeit, gegen seine Schwester aber mit kalter Verachtung und rücksichtsloser Grobheit benimmt, der seine weibliche Geliebte anbetet, aber seine nicht weniger weibliche alte Tante oder unverheiratete Kousine verhöhnt und beschimpft. Die Achtung, die eine Frau einer Angehörigen ihres Geschlechts, sei sie auch in dienender oder abhängiger Stellung, entzieht, verdient sie selbst zu verlieren, und diese Erfahrung wird sie auch höchst wahrscheinlich machen, sobald Jugend und Schönheit und all die Vorzüge, die von ihrem Geschlecht nicht unzertrennlich sind, dahin gehen. Was eine Frau von ihrem Verehrer verlangen sollte, ist zunächst Achtung vor ihr als Frau, und dann erst Achtung und Liebe vor allen andren Frauen. Aber sie sollte zunächst auf ihrer Eigenart als Frau wie auf einem festen Fundament stehen, und die Aufmerksamkeiten, die ihr auf Grund individueller Vorzüge erwiesen werden, sollten nur hübsche Verzierungen und Zugaben am Hauptbau sein, die sich dann ja so mannigfaltig und so phantastisch gestalten können, wie sie will. Wie die liebliche Susan Winstanley soll sie ihren Geliebten zuerst lehren, ihr Geschlecht zu achten.

Frühlingsgleichnis.

Über die Gärten, über die Auen,
Lieblich zu schauen,
Schimmert weißrötlicher Blütenschnee,
Falter jagen sich und Libellen.
Über dem See
Wiegen und weben sie,
Fliegen und schweben sie,
Muntre Gesellen,
Kennen kein Weh!

Und in der Sonne goldenen Strahlen
Bunter sich malen
Seh ich des Waldes grünlaubiges Dach.
Farrenkräuter und Blumenglocken
Werden schon wach;
Ranken und biegen sich,
Schwanken und wiegen sich,
Und mit Frohlocken
Sprudelt der Bach.

Frühling, willst du ein Gleichnis geben
Menschlichem Leben
In der Blumen leichtwelkender Pracht,
In des Falters eintägigem Prunken?
Ohne Bedacht
Schweben im Tanze wir,
Leben im Glanze wir —
Und sind versunken
Morgen in Nacht!

Richard Zoozmann.

Digitized by Google

Erwerbsmöglichkeiten für Frauen.[1])

Die Krankenpflegerin.

Nachdruck verboten. Schluß von Seite 506.

Die Anstalten vom Roten Kreuz verlangen von den Aspirantinnen dieselben Papiere wie die Diakonissenhäuser, nur braucht das Sittenzeugnis nicht von einem Prediger ausgestellt zu sein und es findet keine kirchliche Einsegnung statt. Die Schwestern haben eine einjährige Lehrzeit durchzumachen und erhalten ein mit dem Dienstalter steigendes Taschengeld, 5 Prozent davon sind an eine Pensionskasse einzuzahlen. Bei Dienstunfähigkeit nach zehnjähriger Arbeitszeit erhalten sie eine Pension von 500 Mark jährlich, in Krankheitsfällen Verpflegung seitens der Anstalt.

Die selbständige Ausübung der Krankenpflege, wie sie der evangelische Diakonieverein für seine Diakonissen anstrebt und wie sie bereits gegenwärtig von sogenannten wilden Krankenpflegerinnen, d. i. Privatkrankenpflegerinnen ausgeübt wird, gewährt recht gute materielle Unabhängigkeit. Die Pflegerinnen werden gewöhnlich mit 2,50 bis 3 Mark pro Tag bezahlt, in Krankenhäusern mit einem festen Gehalt bis zu 1000 Mark; in letzterem Falle haben sie gute Pension in Aussicht.

Anstalten.

Preußen.

a) Diakonissenhäuser:

Altona: Diakonissenhaus, Berlin: Elisabethstift, Bielefeld: Diakonissenhaus, Breslau: Diakonissenhaus, Danzig: Diakonissenhaus, Elberfeld: Diakonissenhaus, Flensburg: Diakonissenhaus, Frankenstein: Diakonissenhaus, Frankfurt a. M.: Lutherstiftung, Frankfurt a. O.: Diakonissenhaus, Gnadenfeld: Heinrichsstift, Diakonissenhaus, Guben: Naemi-Wilke-Stift, Halle a. S.: Diakonissenhaus für die Provinz Sachsen, Hannover: Henriettenstift, Kaiserswerth: Diakonissenhaus, Königsberg: Haus der Barmherzigkeit, Kraschnitz: Diakonissenhaus des deutschen Samariter-Orden-Stiftes, Neu-Torney: Diakonissenanstalt Bethanien, Stift Salem, Posen: Diakonissenanstalt, Stettin: Diakonissenhaus, Sobernheim: Rheinisches Diakonissenhaus, Wehlheiden b. Cassel: Hessisches Diakonissenhaus, Witten a. d. Ruhr: Evangelisches Diakonissenhaus für die Grafschaft Mark und das Siegerland.

b) Diakonieseminare:

Cassel: Töchterheim des Evangelischen Diakonievereins, Erfurt, Elberfeld, Magdeburg-Sudenburg, Zeitz: Diakonieseminare für allgemeine Krankenpflege in den städtischen Anstalten.

c) Anstalten des Roten Kreuzes:

Altona: Helenenstift, Berlin: Augustahospital, Vaterländischer Frauenverein, Märkisches Haus, Breslau: Vaterländischer Frauenverein, Elberfeld: Kinderkrankenhaus, Frankfurt a. M.: Vereinskrankenhaus, Vaterländischer Frauenverein, Verein zur Pflege Kranker und Verwundeter, Cassel: Krankenhaus, Kiel: Anscharhaus, Köln: Antitalzum Roten Kreuz, Rote Kreuz-Schwesternheim, Magdeburg: Kahlenbergsche Stiftung, Wiesbaden: Sanatorium, Krankenverein.

Bayern.

a) Diakonissenhäuser:

Augsburg: Diakonissenhaus, Speyer: Diakonissenhaus, Neuendettelsau: Diakonissenanstalt.

c) Anstalten des roten Kreuzes:

München: Vereinshaus des roten Kreuzes.

Württemberg und Baden.

a) Diakonissenhäuser:

Karlsruhe: Diakonissenanstalt, Mannheim: Evangelische Diakonissenanstalt, Stuttgart: Diakonissenanstalt, Schwäb.-Hall: Evangelisches Diakonissenhaus.

c) Anstalten des Roten Kreuzes:

Karlsruhe: Krankenanstalt im Schlößchen, Stuttgart: Verband der Olgaschwestern.

Sachsen.

a) Diakonissenhäuser:

Leipzig: Diakonissenhaus.

c) Anstalten des Roten Kreuzes:

Dresden: Carolakrankenhaus.

Andere deutsche Staaten.

a) Diakonissenhäuser:

Arolsen: Waldecksches Diakonissenhaus, Braunschweig: Marienstift, Bremen: Diakonissenhaus Sarepta, Darmstadt: Diakonissenhaus, Eisenach: Diakonissenhaus, Hamburg: Diakonissenheim Beth-

[1]) Von Frau Eliza Ichenhäuser. (Berlin W. 50. Franz Ebhardt u. Co. Preis Mark 2,60.)

Digitized by Google

lehem, Ludwigslust: Bethlehemstift, Neuenburg zu Ingweiler: Diakonissenanstalt, Oldenburg: Diakonissenhaus, Straßburg: Diakonissenheim Bethesda.

c) Anstalten des Roten Kreuzes:

Bremen: Krankenhaus zum roten Kreuz, Braunschweig: Vaterländischer Frauenverein, Darmstadt: Alicekrankenhaus, Hamburg: Vereinshospital, Vaterländischer Frauenverein, Schwerin: Marien-Frauenverein.

Für Lehrerinnen.

Eine zuverlässige junge Lehrerin sendet uns von ihrem Pariser Aufenthalt folgenden Brief zu, der vielleicht mancher Kollegin, die sich in der französischen Sprache weiter auszubilden wünscht, einen willkommenen Wink giebt.

„Es ist bei uns ein ziemlich festgewurzelter Irrtum, daß man, um die französische Sprache gründlich kennen zu lernen, sich direkt in Paris selbst aufhalten müsse. Dem ist aber nicht so. Der Schwerpunkt liegt nicht in dem Aufenthalt in Paris. Die Vorlesungen und Konferenzen hervorragender Professoren, die Theater, wo das reinste Französisch gesprochen wird, alles das hat für die völlige Erlernung der französischen Sprache seine große Bedeutung und übt auf den Geist der jungen Lehrerin seine naturgemäße Anziehungskraft aus. Aber es birgt auch die Gefahr in sich, daß diesen Lerngelegenheiten die meist kurz bemessene Zeit des Pariser Aufenthaltes in zu ausschließlicher Weise gewidmet wird und darüber die nicht weniger bedeutsame andere Hauptsache, das heißt das Aufsuchen einer Gelegenheit zur Einführung in die gebildete Umgangssprache versäumt oder doch zum Schaden der Sache vernachlässigt wird.

Die jungen Mädchen reisen allein, und, da sie nicht in einem großen Hotel Wohnung nehmen können, gehen sie in ein sogenanntes Familienpensionat, oft einem Babel vergleichbar, in dem alle Sprachen gesprochen werden, ausgenommen die, welche sie lernen wollen. Dazu, denken sie, haben wir ja die Vorlesungen. Gewiß, aber diese Vorlesungen über Philosophie, Philologie, Geschichte und Litteratur würden für sie unendlich viel verständlicher und nutzbringender sein, wenn sie ihnen ein ernstes, praktisches Studium der französischen Sprache vorhergehen ließen. Hören ist noch nicht verstehen. Dasselbe gilt vom Theater; wenn sie Monnet Sully oder einen anderen Tragiker irgend ein Wort nach dieser oder jener Weise aussprechen hören, erlangen sie dadurch denn eine Kenntnis der Grundbegriffe der Sprache? Nein! Diese gewinnen sie nur durch beständige praktische Übung, durch den täglichen Verkehr mit gebildeten Franzosen, unter sprachlicher Anleitung von fachmännischer Seite, durch lautes Lesen von Poesie und Prosa, von klassischen und zeitgenössischen Dichtern, von Romanschriftstellern und Journalisten. Wo findet sich nun eine Gelegenheit zur Spracherlernung, die alle die obigen Vorteile in sich schließt? Im Familienleben. Hier hört man neben der Beschäftigung mit seinem Studium die verschiedensten Ausdrücke und Redewendungen, die Konversation des täglichen Lebens.

Man sollte also versuchen, in der Familie eines Pastoren oder Professors Aufnahme zu finden. In Paris ist dies leider sehr schwierig. Der Franzose ist seiner Natur nach wenig Kosmopolit. In seinem Heim will er sich wirklich „zu Hause" fühlen und gewährt deshalb nur ungern einem Fremden Zutritt. Es bleibt uns also, wenn wir in Paris selbst wohnen wollen, nichts anderes übrig, als das Hotel oder die Familienpension mit den oben erwähnten Nachteilen, die sich je nach der größeren oder geringeren Liebenswürdigkeit der Wirte mehr oder weniger fühlbar machen. Ein großes Glück nenne ich es, wenn man in schöner Umgebung eine Familie weiß, in der man die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Familienlebens genießen kann, in der man gleichzeitig fortwährende Gelegenheit zum Sprechen, Lesen und Lernen findet und dabei auf die Vorteile der Großstadt nicht zu verzichten braucht. Ich habe das Glück gehabt, in einer solchen Familie Aufnahme zu finden, bei M. le professeur de la Peine, professeur de la langue et de la littérature française. Es ist eine protestantische Familie französischer Abstammung, die während der Religionskriege zur Flucht nach der Schweiz gezwungen wurde, und die seit 20 Jahren wieder in respektive bei Paris weilt. Madame und Mr. de la Peine bewohnen mit ihrem 14jährigen Sohne einen der schönsten Punkte der Umgegend von Paris, in Saint-Mandé, Avenue de la Tourelle 8, am Rande des Bois de Vincennes, 1 km von der Metropole. Tramways, Omnibus und Eisenbahn ermöglichen äußerst schnelle und bequeme Verbindung, so daß ich täglich die Vorlesungen in der Sorbonne und im Collège de France besuche, die mir jetzt, da ich bei Herrn Professor de la Peine jederzeit die genaueste Auskunft finde über Stellen, die mir stofflich oder sprachlich unklar blieben, ganz anderen, nach jeder Richtung hin weit mehr Nutzen bringen.

Da ich aus Erfahrung weiß, daß junge Mädchen, die zu ihrer weiteren Ausbildung im Französischen nach Paris gehen, für jeden Rat und jeden Wink dankbar sind, will ich nicht zögern, ihnen meine hier gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen mitzuteilen, in der Hoffnung, dieser oder jener meiner Kolleginnen damit einen Dienst zu erweisen."

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Das Jubiläum von Frau Anna Schepeler-Lette** verlief, wie wir noch nachtragen möchten, in der würdigsten Weise. Die Feier war von einem Comité, an dessen Spitze Frau Professor Kaselowsky stand, vorzüglich vorbereitet worden. Eine Fülle von Ehrenbezeugungen wurden der Jubilarin zu teil. Als Vertreter des Kultusministeriums sprach Geheimer Rat Brandi, für das Handelsministerium Geheimer Rat Simon. Die zahlreichen Lehranstalten des Lettevereins überbrachten sinnige Gaben und Blumenspenden. Dann brachten die Vereine ihre Glückwünsche dar. Es waren vertreten: der Bund deutscher Frauenvereine, der allgemeine deutsche Frauenverein, der allgemeine deutsche Lehrerinnenverein (durch den Berliner Lehrerinnenverein), der Berliner Frauenverein, der Verein für unentgeltliche Erziehung schulentlassener Mädchen, der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen, der Berliner Volksküchen- und Hausfrauenverein, das Viktoria-Lyceum, der Berliner Verein für Volkserziehung, das Pestalozzi-Fröbelhaus, der Hausbeamtinnenverein, die Fortbildungsschulen von Berlin und der Verein technischer Lehrerinnen. Mancherlei festliche Veranstaltungen schlossen sich noch an. Die lebhafte Beteiligung bewies die hohe Bedeutung, welche die umfassende Thätigkeit der Jubilarin dem von ihr vertretenen Verein gesichert hat. Wir verweisen noch auf die Dezembernummer des Jahrgangs 1893/94 der „Frau", in der wir ein Lebensbild von Frau Schepeler-Lette (mit Porträt) und eine Skizze der Entwicklung des Lettevereins gegeben haben.

* **Der Bund deutscher Frauenvereine** hat an die Dozenten und Lehrer an Universitäten und Schulen einen Aufruf erlassen, in dem auf die schweren sittlichen Schäden hingewiesen wird, denen die männliche Jugend gerade in ihrem Schul- und Universitätsleben preisgegeben ist, und die Hilfe der Lehrer und Erzieher zur Verhütung und Beseitigung dieser Schäden angerufen wird. Dem Aufruf ist die vortreffliche Schrift von Alexander Herzen, Professor der Physiologie in Lausanne: „Wissenschaft und Sittlichkeit", beigegeben, in der auf die eindringlichste und überzeugendste Weise die immer weiter um sich greifende verderbliche Lehre von der Notwendigkeit der Unkeuschheit widerlegt wird. Die Schrift hat seitens verschiedener Universitätsprofessoren und Lehrer bereits eingehende Beachtung gefunden. Sie ist gegen Einsendung von 45 Pf. vom Bureau des Jugendschutz in Berlin C., Kaiser Wilhelmstr. 39 II., zu beziehen.

* **Der neuerrichtete Apothekerrat** tagt seit dem 31. Mai im preußischen Kultusministerium. Seine Beratungen gelten einem für den Apothekerstand und die Frauen besonders wichtigen Gegenstand. Minister Dr. Bosse wünscht durch die im Apothekerrat vertretenen Sachverständigen die Frage eingehend erwogen zu sehen, inwieweit und unter welchen Bedingungen sich weibliche Kräfte im Apothekerberuf verwenden lassen. Es wird hierbei hauptsächlich darauf ankommen, zu prüfen:

1. ob nach den bisher gemachten Erfahrungen anzunehmen ist, daß sich weibliche Kräfte überhaupt zur Erlernung und Ausübung des Apothekerberufs eignen; 2. ob und welche besonderen Anforderungen an dieselben bei der Zulassung zum Apothekerberuf zu stellen sind; 3. ob ihnen der Betrieb einer selbständigen oder doch einer Zweigapotheke, und unter welchen Bedingungen, gestattet werden kann; 4. ob es zu diesem Zweck des Erlasses neuer oder der Abänderung bestehender gesetzlicher oder administrativer Bestimmungen bedarf.

Es ist lebhaft zu hoffen, daß sich im Apothekerrat die nötige Unparteilichkeit zur Beantwortung der Fragen finde.

* **Der allgemeine deutsche Lehrerinnenverein** wird in den Pfingsttagen seine 4. Generalversammlung in Leipzig abhalten. Sowohl Montag den 7. wie Dienstag den 8. Juni finden öffentliche Sitzungen statt und zwar nachmittags 4 Uhr in der Höheren Schule für Mädchen, Schletterstraße 17.

Digitized by Google

* **Die Armendirektion von Charlottenburg** hat mit allen gegen eine Stimme die Beteiligung der Frauen an der Armenpflege abgelehnt!

* **Jena.** Vor kurzem durchlief die Zeitungen die Nachricht, die Frauen seien in Jena als ordentliche Hörerinnen an der philosophischen Fakultät zugelassen werden. Leider ist davon nicht die Rede; der Senat ist zwar in seiner Mehrheit dafür, aber der Rektor der Universität, der Großherzog von Weimar ist dagegen. Doch haben die Regierungen in formeller und feierlicher Weise ihre Zustimmung dazu erklärt, daß Frauen die Zulassung zur philosophischen Doktorprüfung unter denselben Bedingungen wie männlichen Bewerbern gestattet werde.

* **Frauen als Schildermalerinnen** kann man seit einiger Zeit in den Straßen Berlins in vollster Thätigkeit beobachten. Gleich ihren männlichen Kollegen tragen die Frauen graue Leinwandkittel zum Schutze gegen abtropfende Farbenteile und den Kopf mit einer Kapuze bedeckt. Den Schildermalerinnen wird besonders aufmerksames und sauberes Arbeiten, den gleichfalls seit kurzem in der Stuben- und Dekorationsmalerei beschäftigten Frauen ein lebhaft entwickelter Schönheitssinn nachgerühmt. Die Malerinnen erhalten dieselben Löhne wie die Gehilfen.

* **Die Frauen** haben bisweilen doch etwas voraus. Die Zeitungen berichten, daß die Stadt Braunschweig beabsichtige, eine Fahrradsteuer einzuführen und zwar für ein Herrenrad 15, aber für ein Damenrad 20 M. Steuer zu erheben!

* **Der österreichische Minister für Kultus und Unterricht** hat eine Verordnung erlassen, nach welcher die Frauen als ordentliche und außerordentliche Hörerinnen an den philosophischen Fakultäten der Universitäten zugelassen werden sollen. Die Verordnung verlangt von den ordentlichen Hörerinnen den Nachweis der österreichischen Staatsbürgerschaft, das zurückgelegte 18. Lebensjahr und die Ablegung der Reifeprüfung an einem inländischen Staatsgymnasium. Als außerordentliche Hörerinnen können an den philosophischen Fakultäten Frauen künftighin dann aufgenommen werden, wenn sie mindestens die Lehrerinnenbildungsanstalt oder eine der Schulen für Mädchen, welche der Unterrichtsminister als gleichwertig bezeichnet, mit Erfolg absolviert haben. Außerordentliche Hörerinnen haben jedoch mindestens zehn Vorlesestunden per Woche zu inskribieren. Die Erlaubnis zum Besuch einzelner Vorlesungen kann künftighin Frauen nur ausnahmsweise auf Antrag des betreffenden Dozenten vom Professorenkollegium gestattet werden. Die neuen Bestimmungen treten mit 1. Oktober 1897 in Kraft. Über die Zulassung von Frauen zu den medizinischen Studien soll gleichzeitig mit der geplanten Reform der medizinischen Studienordnung entschieden werden. So wären wir denn glücklich die einzigen und letzten unter den Kulturvölkern, die ihren Frauen ein geregeltes, auf dem Rechtsboden stehendes Studium versagen!

* **Zur Geschichte einer Petition.** Unter diesem Titel macht der österreichische Frauenverein die Schicksale seiner Petition gegen die Errichtung öffentlicher Häuser bekannt. Der Sanitätsausschuß des Abgeordnetenhauses hat unter Antrag auf Übergang zur Tagesordnung darüber ein so seichtes Urteil abgegeben, daß Professor Forel in Zürich nicht ansteht, zu schreiben: „Peinlich und beschämend ist es für einen Arzt, gestehen zu müssen, daß die Petition des Frauenvereins weitaus sachlicher und wissenschaftlicher abgefaßt ist als der Bericht des Sanitätsausschusses." Die kleine Schrift ist im Verlag des Allgemeinen österreichischen Frauenvereins in Wien erschienen.

* **Auf dem Landtage Finnlands** wurde das Stimmrecht für unverheiratete Frauen gefordert. In den finnischen Landgemeinden haben die Frauen dieselben Rechte wie die Männer, und deshalb giebt man sich der Hoffnung hin, auch das politische Stimmrecht zu erlangen.

* **Eine merkwürdige Erscheinung** des norwegischen Touristenlebens sind die alleinreisenden Damen. Gruppen von zwei bis vier jungen Mädchen, oft kaum 20 Jahre alt, ganz allein mit dem Tornister auf dem Rücken umhermarschierend, oft drei, vier Wochen von der Heimat entfernt, fast ohne Postverbindung mit ihr, sind besonders in Jotunheim eine stehende, man kann sagen, alltägliche Erscheinung. Es sind Töchter der besten Familien, häufig Lehrerinnen oder junge Damen, die in andern Berufen sich selbständige Stellungen errungen haben, die in den Ferien im rauhen, weglosen Hochgebirge gewaltige Märsche unternehmen und in dieser kraftvollen Natur Erholung und Erfrischung suchen. Und man muß gestehen, gerade das Benehmen dieser jungen Mädchen und die Art, wie sie vom Publikum behandelt werden, muß die Hochachtung vor den Sitten und dem Charakter der Norweger nicht wenig steigern. Die Sicherheit des Auftretens der jungen Damen wird nur von ihrer Bescheidenheit und dem vollständigen Mangel jeder Koketterie übertroffen, der ihnen eigen ist; hier sieht man eine wirkliche Gleichstellung der Geschlechter, keine geschmacklose Emanzipation, sondern volle Freiheit auf Grundlage beiderseitiger guter Sitte.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Berliner Frauenverein

hat vor kurzem folgenden „Aufruf" erlassen:

Erfahrungsmäßig sind schwere Erkrankungen der Frau oder auch Wochenbetten oft die Ursache des wirtschaftlichen Niederganges oder Unterganges der ganzen Familie. Um diesen Gefahren nach Kräften in unserer Stadt zu steuern, hat der Berliner Frauenverein eine

Abteilung für Hauspflege

ins Leben gerufen, zu dem Zwecke, unbemittelten Familien in Zeiten, wo die Ehefrau durch Krankheit oder Wochenbett vorübergehend unfähig ist, ihrem Hauswesen selbst vorzustehen, thatkräftige Hilfe zur Aufrechterhaltung des Hausstandes zu gewähren.

Zur Erreichung dieses Zweckes sind ältere Frauen unbescholtenen Rufes angestellt worden, die in geeigneten Fällen gegen angemessene Bezahlung die Besorgung des Hauswesens übernehmen. Für SO. und NW. unserer Stadt ist die Organisation bereits mit dem bestem Erfolge in Thätigkeit getreten. Wir bitten herzlich, unsere Bestrebungen, die wir über ganz Berlin ausdehnen wollen, zu unterstützen, sei es durch persönliche Teilnahme an der Arbeit, sei es durch freiwillige Spenden, einmalige oder jährliche. Die Abteilung für Hauspflege ist eine von der Leitung des Berliner Frauenvereins durchaus unabhängige Organisation, d. h. der Beitritt und die Mitarbeit setzen keineswegs die Mitgliedschaft im Berliner Frauenverein voraus.

Die Unterzeichneten sind bereit, Beitrittserklärungen und einmalige oder fortlaufende Beiträge entgegenzunehmen.

Abteilung für Hauspflege.
Vorsitzende Frau Jeannette Schwerin, Schmidstraße 29. Schatzmeister Hermann Wallich, Bellevuestr. 18a. Stellvertretend. Schatzmeister Frau Mathilde Stettiner, Victoriastr. 5. Frau Minna Gusserow, Spenerstr. 33. Frau Natalie Samosch, Bülowstr. 19. Frau Anna Wallich, Bellevuestr. 18a.
Herr Dr. med. C. S. Engel, Wendenstr. 4.
Für den Berliner Frauenverein:
Helene Lange, Derfflingerstr. 23.

Wir brauchen auf die große Bedeutung einer solchen Hauspflege, die sich in Frankfurt a. M. schon so glänzend erwiesen hat (vergl. die „Frau" Heft 2 1895), kaum noch aufmerksam zu machen. Möge der Aufruf den gewünschten Erfolg haben und Herzen und Hände in weiten Kreisen öffnen; gerade in Berlin ist ein großes Bedürfnis nach der betreffenden Richtung vorhanden.

Der Berliner Frauenverein

hatte im vorigen Herbst dem Preußischen Abgeordnetenhaus folgendes Gesuch, die Zulassung der Frauen zu den preußischen Universitäten betreffend, eingereicht.

An das Hohe Haus der Abgeordneten richten die ergebenst Unterzeichneten die Bitte,

dahin wirken zu wollen, daß den Frauen, welche die vorschriftsmäßige Reifeprüfung abgelegt haben, der Besuch der preußischen Universitäten unter denselben Bedingungen wie den männlichen Abiturienten gestattet werde.

Im Laufe des vergangenen Jahres ist in 8 Fällen seitens des preußischen Kultusministeriums Frauen die Zulassung zur Reifeprüfung gewährt worden. In allen diesen Fällen (es handelte sich um 6 Schülerinnen der Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin und um 2 privatim vorbereitete Examinandinnen in Sigmaringen und Düsseldorf) ist die Prüfung mit gutem Erfolge bestanden worden. Trotzdem wurden die seitens der Examinandinnen eingereichten Gesuche um Immatrikulation abschläglich beschieden. Auch die von den Frauen erhoffte allgemeine Regelung der Angelegenheit ist bis heute nicht erfolgt, obwohl die betreffenden Abiturientinnen inzwischen bereits in das zweite Studiensemester eingetreten sind. Sie befinden sich daher, obwohl sie sämtliche für die Immatrikulation auf preußischen Universitäten erforderlichen Vorbedingungen erfüllt haben, nach wie vor in derselben Lage wie die nur gastweise zugelassenen Hörer und Hörerinnen, von denen die Erfüllung dieser Vorbedingungen nicht gefordert wird. Sie sind auf diese Weise in ihrem Studium gehemmt und können eventuell darin völlig lahm gelegt werden. In Berlin haben beispielsweise sowohl in der Philologie, als in der Medizin Professoren, die unentbehrliche Zweige dieser Wissenschaften vertreten, Frauen die Zulassung zu ihren Vorlesungen und Übungen versagt. Sie müssen daher entweder auf anderen preußischen Universitäten (auf denen vielleicht für den Augenblick die betreffenden Wissenszweige durch Professoren vertreten sind, welche dem Frauenstudium günstig gegenüberstehen) die Erlaubnis zum Hören nachsuchen — oder, wollen sie vor einer Störung ihres Studiums sicher sein, nach wie vor ihre Bildung im Auslande suchen, was ihnen aber wiederum die Ausübung ihres späteren Berufes im Inlande erschweren würde.

Die jungen Mädchen, die sich bisher bei dem Mangel an gebahnten und bewährten Wegen nicht eben leichten Vorbereitung auf die Reifeprüfung unterzogen haben, thaten es in dem

Digitized by Google

sicheren Glauben, daß die Zulassung zu dieser Prüfung auch die Gewährung der Immatrikulation, die sie für ihre logische Konsequenz hielten, zur Folge haben würde. Die Eltern gestatteten die Vorbereitung und brachten die erforderlichen, nicht unbedeutenden Opfer unter der gleichen Voraussetzung. In dieser sehen sie sich jetzt getäuscht. Die Sache des Frauenstudiums, die endlich durch die Zulassung zur Reifeprüfung auch in Deutschland zu dem Abschluß zu kommen schien, den sie in allen übrigen Kulturländern längst gefunden hat, ist damit aufs neue in Frage gestellt. Für ihre weitere Entwickelung ist die Zulassung zur Immatrikulation geradezu Vorbedingung, und wir bitten daher dringend, daß das Hohe Haus unser Gesuch der Königlichen Staatsregierung zur Berücksichtigung empfehle.

Der Vorstand des Berliner Frauenvereins.
gez. Helene Lange. Marie Mellien.

Die Unterrichtskommission des Abgeordnetenhauses befand für richtig, über diese Petition Übergang zur Tagesordnung zu beantragen!

Der Verein deutscher Lehrerinnen in England beging am 4. Mai sein 20jähriges Jubiläum. Die außerordentlichen Auszeichnungen, die dem Verein, seiner Begründerin und seinem Vorstand an diesem Tage zu Teil wurden, bewiesen, wie sehr seine gemeinnützigen Leistungen sich Anerkennung erworben haben. Die Königin von England, die Kaiserin Friedrich, die Kaiserin von Rußland sandten Glückwunschtelegramme, die deutsche Kaiserin ließ Lady Suffield, Mrs. Wagg und Frl. Helene Adelmann ihre schön gerahmte, mit eigenhändiger Unterschrift versehene Photographie durch den deutschen Generalkonsul in London überreichen; der Großherzog von Hessen übersandte Frl. Adelmann gleichfalls sein Bild und den Damen Lady Suffield, Mrs. Wagg und Frl. Gaudian die große silberne Alice-Medaille. Glückwünsche trafen ferner ein vom Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein für seinen treuen Zweigverein; zahlreiche Schwestervereine, alte Mitglieder und Freunde sandten gleichfalls Telegramme und Glückwunschschreiben. Eine größere Geldsumme zur Begründung einer Freistelle im Rekonvalescentenheim des Vereins unter dem Namen: Adelmann-Gaudianstiftung wurde vom Vereinskomité überreicht; ein kostbares Album für Frl. Adelmann gestiftet. Eine Rede von Mr. Wilkins, der neben Herrn Fuhrken von Anfang an für das Interesse des Vereins gewirkt hat, beschloß die schöne Feier. Er wies auf die seltene Organisationsfähigkeit und Arbeitskraft hin, die es Frl. Adelmann ermöglichte, den Verein zu schaffen und verfolgte die Jahre seiner stetigen, gedeihlichen Entwicklung, die hoffentlich noch lange nicht ihren Abschluß finden werden.

Der Verein Frauenwohl

in Danzig, Vorsitzende Frau Dr. Heidfeld und Frau Dr. Baum, hat mit seinen Fortbildungsabenden und Sonntagsunterhaltungen auch im Vereinsjahr 1896/97 gute Erfahrungen gemacht. Die Realkurse hatten einen regen Besuch — im ersten Quartal 97, im zweiten 107 Schülerinnen — aufzuweisen. Die beiden Mädchenhorte, über die ein besonderer vom Oktober 1891 bis April 1897 reichender, sehr interessante Einzelheiten bietender, Bericht erstattet wird, gehen in die Verwaltung des Vereins „Kinderhort" über, der sich die Ausbildung solcher Horte zur Spezialaufgabe gemacht hat. Die Weihnachtsmesse des Vereins hat einen guten Erfolg aufzuweisen gehabt.

Der Rechtsschutzverein für Frauen

in Dresden hatte im Jahre 1896 in seinen Sprechstunden 853 Fälle zu erledigen, davon 184 Wiederholungen. Auf die einzelnen Gruppen verteilen sich die Fälle folgendermaßen:

1.	Ehesachen inkl. aller Fälle, die aus dem Eherecht resultieren	166 = 25	pCt.
2.	Alimentationsforderungen für uneheliche Kinder, inkl. der Entschädigungsansprüche der unehelichen Mütter	46 = 6,8	„
3.	Testaments- und Erbschaftsstreitigkeiten	44 = 6,6	„
4.	Schuldforderungen	55 = 8,5	„
5.	Lohnstreitigkeiten	43 = 6,3	„
6.	Mietsstreitigkeiten	61 = 9,1	„
7.	Beleidigungen, thätliche und mündliche	39 = 6	„
8.	Vermischte Fälle	208 = 30,6	„
9.	Vermögensverwaltung	7 = 1,1	„
		669.	

In 72 Fällen unternahm der Verein direkte Interventionen, teils mündlich teils schriftlich, bei denen in 49 Fällen gütliche Einigung, resp. günstige Erfolge erzielt wurden.

Aus der aufgestellten Statistik erhellt, daß die bei weitem häufigsten Fälle diejenigen sind, die aus dem Eherecht resultieren, und immer wieder in der Praxis die oft gerügten Nachteile des Eherechts für die Frau bestätigen.

Vorsitzende des Vereins sind Frau Marie Stritt und Frau Adele Gamper.

Der Verein Frauenwohl

in Nürnberg, Vorsitzende Frau Helene von Forster, hat im vorigen Jahr seine Hauptkraft auf Vermehrung seines Kassenbestandes gerichtet, da das neue große Unternehmen des Vereins, die Errichtung eines Wöchnerinnenheims, bedeutende Geldmittel erfordert. Ein Bazar, der ganz besondere Anziehungspunkte bot, erbrachte einen Reinüberschuß von 25 604,98 Mark, eine Summe, die für die Verwirklichung des Ziels schon ins Gewicht fällt. — Die Lehrkurse des Vereins wurden von 797 Schülerinnen besucht. Darunter befanden sich 475 Mädchen und 22 Frauen, bei denen eine besondere Erwerbsthätigkeit vorliegt, 242 Mädchen und 58 Frauen, bei denen das nicht der Fall ist. Über die Ausstellung des Vereins Frauenwohl gelegentlich der Bayerischen Landes-Ausstellung in Nürnberg haben wir schon früher berichtet.

Im Kölner Frauen-Fortbildungsverein

wurde durch Frl. Clara Feist und Frau Schuch die Anregung gegeben, daß wenig beschäftigte Frauen die Blindenschrift erlernen sollten. Die beiden Damen unternahmen es auch, die der Anregung folgenden 23 Damen, in der Brailleschrift zu unterweisen. Von diesen wurde dann eine

Digitized by Google

ganze Anzahl von Schriften hergestellt und der Provinzial-Blindenanstalt in Düren überwiesen, darunter Gedichte von Goethe, Schiller, Uhland und Geibel; desgleichen eine ganze Reihe von Erzählungen und Novellen, die den blinden Kindern und Erwachsenen viel Freude gewährt haben. Frl. Clara Feist, Köln, Ursulaplatz 1, und Frau Regierungsrat Schuch, Köln, Jakordenstraße 9, werden auf mündliche und schriftliche Anfragen gern nähere Auskunft erteilen.

Die Mainzer Frauen-Arbeitsschule

hat ihren ersten Jahresbericht erstattet. Vor Jahresfrist auf Anregung von Fräulein Anne Nauheimer, 1. Vorsitzende des Mainzer Lehrerinnenvereins eröffnet, hat die Schule schon in diesem Jahre einen guten Besuch aufzuweisen gehabt. Insgesamt 155 Schülerinnen wurden im Stopfen, Flicken, Maschinennähen, Schneidern, Bügeln, in der Buchführung, Handelskorrespondenz, Stenographie und in der Handhabung der Schreibmaschine theoretisch und praktisch ausgebildet. Eine Koch- und Haushaltungsschule ist für später in Aussicht genommen. Vorsitzende der Schule sind: Fräulein Anne Nauheimer und Frau Präsident Lippold; Schriftführerin ist Frau Dr. Hesdörffer.

Der Frankfurter Frauenbildungsverein

berichtet über die Jahre 1894, 1895 und 1896, die wieder sehr gute Erfolge aufzuweisen haben. Die Zahl der die Vereinskurse besuchenden Schülerinnen belief sich 1894 auf 277, 1895 auf 315 und 1896 auf 309. Seit Bestehen des Vereins bildete er 4 630 Schülerinnen aus, die 11 916 verschiedene Kurse belegten. Die dort gebotenen Fächer umfassen die volle kaufmännische Ausbildung sowie die üblichen Handarbeiten. Auch Buchbinder- und Kartonnagearbeiten werden gelehrt. Neu aufgenommen sind in die praktischen Kurse Kunstwaschen und Chemisch-Reinigen. Auch die Kochschule erfreute sich eines regen Besuches. Vorsitzende des Vereins sind: Frau Rosalie Teblée und Frau Senatspräsident Diehl.

Der Neue Frauenverein

zu Lübeck, der vor kurzem zusammengetreten ist, erstrebt laut Satz 1 seiner Statuten: Förderung der Frau in geistiger und materieller Hinsicht; Heranziehung der Frau zu ausgedehnter, gemeinnütziger Thätigkeit; Hebung weiblicher Erwerbsfähigkeit. Der Neue Frauenverein besteht aus ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern. Erstere, Frauen und Mädchen über 18 Jahre, zahlen 3 Mark Jahresbeitrag und haben das Recht zum Besuch der Versammlungen und des Lesezimmers, sowie Wahlrecht. Außerordentliche Mitglieder zahlen 2 Mark Jahresbeitrag und haben die Rechte der ordentlichen Mitglieder mit Ausschluß des Wahlrechts.

Der Vorstand besteht aus: Fräulein Therese Rösing, erste Vorsitzende; Frau Konsul Meyer, zweite Vorsitzende; Frau Joh. Rodde, Fräulein Käthe Wohlert und Fräulein Martha Ave-Lallement.

Bücherschau.

„Kinder der Eifel", Novellen von C. Viebig. (Berlin W., F. Fontane u. Co. Preis 3,50 Mark.) Eine durchaus ungewöhnliche Gestaltungskraft spricht aus den vorliegenden Novellen. Sie weiß mit dem sprödesten Stoff fertig zu werden, der Eigenart eines bildungsfremden, herben Bauerngeschlechts, wie es droben auf der Eifel dem kargen Boden ein mühsames Dasein abringt. Wie die menschliche Leidenschaft sich hier gestaltet, wie sie unter der dünnen Decke oberflächlicher kirchlicher Kultur mit elementarer Gewalt hervorbricht, das ist das mit besonderer Vorliebe und sicherer Hand immer wieder behandelte Thema. Dazwischen ein paar rührende Bilder, wie „Margarets Wallfahrt", die einen idealistischen Zug verraten. Die Verfasserin hat ein eigenes Organ zum Sehen, das ist der Gesamteindruck dieser vielversprechenden Erzählungen.

„Kinder der Zeit", so betitelt Emil Roland ihren neuesten Novellenband. (Berlin W., F. Fontane u. Co. Preis 3,50 Mark.) Von dem selbständigen Backfischchen an, das mit keckem Selbstbewußtsein und sicherer Hand das Arrangement seiner Liebes- und Heiratsgeschichten in die Hand nimmt, bis zu dem blasierten Zauberer, dem Streber, dem Bergfex — lauter moderne Menschen. Dazwischen, wie ein Anachronismus, der Romantiker, der pietätkranke Maler. Das beste Stück der kleinen Sammlung ist den Leserinnen der „Frau" in gutem Gedenken: „Herr Philipp", der kulturmüde Großstädter, der in der Winter-einsamkeit der Tiroler Berge die ersehnte „Natur" in der Menschenwelt zu finden meint und, gründlich kuriert, von der Alm, auf der es „ka Sünd" geben soll, in die heißentbehrte Welt der Kulturmenschen zurückflieht.

„Leitfaden für Krankenpflegerinnen", im Krankenhaus und in der Familie. Von Dr. med. Witthauer. Mit 53 Abbild. (Halle a. S., Marhold, Pr. 3 Mark.) Der sehr lehrreiche und umfassende Leitfaden unterrichtet zunächst über den Bau des menschlichen Körpers und die Thätigkeit seiner Organe, dann über die Einrichtung des Krankenzimmers und die Wartung und Beköstigung des Kranken. Aber auch vorbeugend will er wirken, indem er wertvolle Winke für die Beobachtung des Gesunden und des Kranken giebt. Das interessante Kapitel der Bakterien und der Infektionskrankheiten findet gleichfalls Berücksichtigung. Weiter wird behandelt: die Hilfeleistung bei Unglücksfällen, die Verletzungen, Notverbände ꝛc., die Pflege der Wöchnerinnen und der Säuglinge. Sorgfältig werden die Grenzen festgesteckt, wie weit man ohne ärztlichen Rat in

Digitized by Google

der Behandlung der Krankheiten gehen kann. Die Darstellung ist klar und gemeinverständlich; gute Abbildungen kommen ihr noch zu Hilfe.

„Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele", von Wilhelm Wundt. 2. Auflage. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. Preis 10 Mark.) Die Bedeutung Wundts für das Gebiet der experimentellen Psychologie und der Erkenntnistheorie ist bekannt genug. Es ist aber nicht jedermanns Sache, sich an das Studium der umfassenden und schwierigen „physiologischen Psychologie" heranzumachen, in der die Hauptergebnisse seiner psychologischen Analyse ihren klassischen Ausdruck gefunden haben. Die „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele" können in gewisser Weise als Ersatz dafür, andererseits als Einführung und Ergänzung dazu gelten. In ihrer ursprünglichen Gestalt ein Jugendwerk Wundts, sind sie vom Verfasser einer tiefgreifenden Umarbeitung unterzogen worden, die sie auf die Höhe seiner fortgeschrittenen wissenschaftlichen Überzeugung hob, ohne ihnen die Frische der ersten Bearbeitung zu nehmen. So können sie, sowohl ihrem Umfange, wie der Natur der erörterten Probleme nach, als eine vorzügliche erste Einführung in den Ideenkreis eines Denkers betrachtet werden, der auf die Gestaltung und Abgrenzung jenes noch neuen Wissenschaftsgebiets, das man als Psychophysik bezeichnet, einen so maßgebenden Einfluß geübt hat.

„Die Erziehung der weiblichen Jugend vom 15. bis 20. Lebensjahre." Von Luise Hagen und Anna Beyer. (Erfurt, Karl Villaret.) Wie wir s. Z. schon berichteten, wurden die vorliegenden beiden Arbeiten von der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, die das betreffende Thema zum Wettbewerb gestellt hatte, preisgekrönt. Wir empfehlen die Lektüre unsren Leserinnen angelegentlichst; sie werden, auch wenn sie nicht in allen Fällen zustimmen können, manchen gesunden und erwägenswerten Gedanken in beiden Aufsätzen finden. Die Verfasserin des zweiten ist unsren Leserinnen schon aus ihrem trefflichen Artikel über Wilhelm Raabe (Heft 10 und 11 der „Frau", 1896) bekannt.

„Das ewige Licht", Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers von Peter Rosegger. (Leipzig, L. Staackmann.) Aus der Welt mit ihren Zweifeln und Kämpfen flüchtet ein junger katholischer Geistlicher, halb frembem Willen, halb der eigenen Friedenssehnsucht folgend, in das von allem Verkehr abgeschnittene, in hohem Bergthal auf sich selbst gestellte Sankt Maria im Thorwald. Aber die Welt, die er geflohen, kommt ihm nach; von Bergfexen wird Sankt Maria „entdeckt", die Spekulation schafft aus dem weltentlegenen Ort eine Sommerfrische, dann einen Industriebezirk. Einfachheit und Urwüchsigkeit verschwinden; die Kultur bringt nur ihre Schattenseiten hinauf; Zweifel und Verfall sind ihr Gefolge. Die tiefen Konflikte, die der Pfarrer von Sankt Maria in sich durchkämpft, bilden auf diesem bewegten Hintergrund den eigentlichen Inhalt der Erzählung. Sie sind so tief gefaßt, wie auf diesem besonderen Gebiet nur Rosegger zu greifen versteht; tragisch klingt dies Leben aus. Auf dem Sockel des Grabmals des Waldpfarrers aber stehen die Worte, die als Leitmotiv durch die ganze, tief ergreifende Erzählung klingen: „Die Liebe ist das ewige Licht".

„Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung", von Hedwig Bender. (Leipzig, Hermann Haacke. Preis 1,80 Mark.) Die Untersuchungen, welche die Verfasserin in klarer, bündiger Gedankenführung hier anstellt, beziehen sich auf das Wesen der Philosophie im allgemeinen und die Möglichkeit der Metaphysik als Wissenschaft und ihr Verhältnis zur naturwissenschaftlichen Forschung im besonderen. Sie führen sie zu dem Ergebnis, daß der Philosophie gerade heute wieder die Aufgabe zufällt, versöhnend die Gegensätze zu lösen, die sich zwischen Denken und Fühlen, Wissen und Glauben herausgestellt und die sich immer schärfer zugespitzt haben, seit die klare Erkenntnis vom rein mechanischen Verlauf der Naturvorgänge scheinbar der transcendenten Welt ein Ende machte. Beide, die physikalische und die geistige Welt, als zwei Erscheinungsformen desselben Prinzips mit einander in Einklang zu setzen, das ist die Aufgabe der Philosophie, deren Lösung übrigens Männer, wie Fechner, Lotze, Wundt, schon begonnen haben.

„Das ABC der Küche", von Hedwig Heyl. 4. völlig durchgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. (Berlin SW., Carl Habel, elegant gebunden 9 Mark.) Wenn der Titel bedeuten soll, daß hier von Grund auf eine Einführung in die Wissenschaft der Küche gegeben werden soll, so hält der Titel, was er verspricht und mehr als das. Denn nicht nur das Kochen selbst, sondern auch die Nebengebiete werden hier mit gründlichster Sachkenntnis, und, was besonders viel wert ist, voraussetzungslos behandelt. Besondere Sorgfalt ist dem wichtigsten Punkte des bürgerlichen Haushalts, der Kunst, mit dem Wirtschaftsgelde zu reichen, zugewandt worden; jedem Gericht ist ein genauer Kostenanschlag beigegeben. Und vom ABC führt uns die Verfasserin, eine Autorität auf ihrem Gebiet, bis zum Z; vom einfachsten Gericht bis zum „fein komponierten" Diner, sodaß die Hausfrau in dem stattlichen Bande von 916 Seiten einen stets bereiten, wohlunterrichteten Ratgeber besitzt, der seinen Preis durch praktische, geldersparende Winke in kürzester Zeit wieder einbringt. Die übersichtliche Anordnung des Stoffes erleichtert das Zurechtfinden ungemein.

„Erprobte Kochrezepte", herausgegeben von Hedwig Heyl. (Berlin SW., Paul Parey.) Die Berliner Kochkunstausstellung (1896) brachte so manches eigenartige Gericht aus Nord-, Süd- und Mitteldeutschland, das den kostenden Besuchern außerordentlich mundete und doch, dem Hausschatz einzelner Hausfrauen angehörend, in den landläufigen Kochbüchern nicht zu finden war. Frau Hedwig Heyl wird manchen Dank dafür ernten, daß sie die Herausgabe dieser erprobten Kochrezepte übernommen hat. Daß nur „Essenswürdiges" zur Aufnahme gelangte, dafür bürgt der Name der Herausgeberin.

Digitized by Google

„Mutter.“ Von Dora Duncker. (Berlin, F. Fontane u. Co. Preis 2 Mark.) Drei tragische Novellen bietet uns die Verfasserin, tragisch durch Konflikte, die mit der Mutterliebe zusammenhängen. Die Geschichten sind spannend erzählt, wenn auch die Lösung nicht immer überzeugend wirkt.

„Der gute Geschmack in weiblichen Handarbeiten.“ Eine Anleitung zu zweckentsprechender Wahl der Arbeitsweisen und Ornamente. Von Therese Dreibax. (Gera, Theodor Hofmann.) Die Verfasserin, Hauptlehrerin für Handarbeit an der höheren Töchterschule in München, bringt in ihrem Büchlein manch wertvollen Fingerzeig, um der Gedankenlosigkeit zu steuern, die das Gebiet der weiblichen Handarbeit geradezu beherrscht, wie der verblüffende Mangel an Geschmack zeigt, den Bazar- und Weihnachtsarbeiten aufzuweisen haben. Was sie fördern will und wird, ist die Einsicht, das Erfassen des ästhetischen Moments der Arbeit.

„Die gebildete Frau und die neue Zeit.“ Eine Gabe an die deutschen Frauen von E. von der Decken. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Preis 1 Mark.) Die kleine Schrift enthält nicht eben viel Neues — woher sollte das auch kommen? — aber allerlei Gutes. Auch sie trägt ihr Teil dazu bei, die immer lauter schallende Forderung der Frauen nach einer tüchtigen, zum Berufsleben wie zur Mutterschaft befähigenden Bildung zu unterstützen; auch sie weist ernst auf die Gefahren hin, die dem Volk erwachsen, wenn seine Frauen unter die von ihm erreichte Kulturhöhe sinken.

„Sklaven der Feder.“ Roman von Reinhold Günther. (Berlin NW., Carl Duncker. Preis Mark 4.) Es ist ein unbehagliches Treiben, in das uns der Verfasser führt. Eine innerlich verkommene Gesellschaft von Journalisten und Lebemännern, denen jede ideale Regung als Dummheit gilt und der gewissenloseste Lebensgenuß einziges Gesetz ist; daneben ein paar Kontrastfiguren. Die Fäden sind lose geknüpft und die Gestalten ohne künstlerische Vertiefung, aber die harten Konturen eines skrupellosen Großstadtlebens treten deutlich hervor.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau“ Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Nicht jeder verträgt

Milch, und doch läßt sich diese sehr nahrhafte Speise bedeutend leichter verdaulich machen, wenn mit Brown & Polson's Mondamin 5 bis 10 Minuten durchgekocht, eben nur so viel von diesem, daß sie ein wenig seimig wird. Mondamin besitzt den Vorzug, das Gerinnen der Milch im Magen zu verhindern und wirkt außerdem durch seinen eigenen Wohlgeschmack anregend zum Genießen. Zusatz von etwas Salz und Zucker, wie auch Citrone, Vanille ꝛc. je nach Belieben, erhöhen den Geschmack. Für die gute Qualität bürgt am besten das mehr denn 50jährige Bestehen dieser weltbekannten schottischen Firma. Mondamin ist überall zu haben in Packeten à 60, 80 und 15 Pfg. [29

Die Modenwelt

Gegründet 1865.

Maßgebendes und reichhaltigstes Blatt für Moden, Handarbeiten ꝛc.

Jährlich **24 Nummern**, enthaltend gegen 2000 Abbildungen von Moden und Handarbeiten, **24 Unterhaltungsblätter** mit Novellen ꝛc., **24 ertragroße Beilagen** mit etwa 500 Schnittmustern, 400 Muster-Verzeichnungen und über 50 naturgroßen Vorlagen für Handarbeiten und kunstgewerbliche Arbeiten, **12 große, farbige Modenbilder** und endlich **12 große farbige Moden-Panoramen** mit jährlich etwa 75 Figuren.

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf.** = 75 Kr. (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf. = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche unsern alteingebürgerten Titel sich zulegten. — Probe-Nummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen: Berlin W., Potsdamerstr. 38. — Wien I, Operngasse 3. [25

Damen-Pensionat.

Ruhige, gesunde Lage, gute Verpflegung, Familienanschluß. Gerettete Zimmer 50 Mark monatlich. Eigenes Zimmer von 60 Mark an. Empfohlen durch Fräulein Dr. Windscheid, Leiterin der Gymnasialkurse für Frauen.

Valeska Bandmann, An der Pleiße 2 d.

Das herrlichste Naturgeschichtswerk I. Band, Vögel

wird **gratis** abgegeben von jedem Verkäufer des **echten Hausen's Kasseler Hafer-Kakao** von **Hausen & Co., Kassel.** [22

Das nach D. R. P. hergestellte Präparat ist nur in Cartons *à 27 Würfel* - ca. 40—50 Tassen — in Staniol à 1 M. in Apoth., Drogen- und besseren Colonialw.-Gesch. erhältlich. ***Magenleidende, Nervöse, schwächliche*** Personen u. Kinder können nichts besseres geniessen als ***Hausen's Kasseler Hafer-Kakao***, wer denselben einmal genossen hat, geht nicht mehr davon ab.

Digitized by Google

„Werden und Wandern unserer Wörter." Von Prof. Dr. Franz Harder. (Berlin, R. Gaertners Verlag, H. Heyfelder. Geb. 3 Mark.) Das nützliche kleine Buch enthält gegen 2000 Worterklärungen, die uns über den Ursprung gerade solcher Wörter, die wir täglich gebrauchen, willkommenen Aufschluß geben und die nach sachlichen Gesichtspunkten (Kleidung, Nahrung, Haus, Stadt, Wege, Verkehr u. s. w.) zusammengestellt sind. Der Verfasser ist mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung völlig vertraut und bietet in leichter, angenehmer Darstellung durchweg nur zuverlässige Angaben.

„Industrie und Mutterberuf." Ein Vorschlag zur Errichtung obligatorischer Mädchenfortbildungsschulen in Fabrikgegenden. Von G. Bittrich und R. Huster. (Plauen i. V., A. Kell.) Die kleine Broschüre bringt ein wertvolles Material für ihren Gegenstand bei, und zwar in der Schilderung der Arbeiterinnenverhältnisse in Plauen. Die entsetzliche Verflachung des Geisteslebens der in der dortigen Industrie beschäftigten Mädchen, die Vergiftung der Phantasie der weiblichen Jugend sind zwei Thatsachen, die auf das beredteste für die obligatorische Fortbildungsschule zeugen. Die Vorschläge der Verfasser sind — wenn auch Einzelheiten zu beanstanden wären, der Beachtung sehr wert.

„Im Wasser eins." Von Ed. Tischberger. (Berlin S.W., Wilhelmstraße 119/20, Gustav Schuhr, Preis 2 Mark.) Der Verfasser, bekannt als Naturheilarzt in Bergzabern (Pfalz) giebt in dem Buch eine große Anzahl praktischer Anweisungen zur Wasserbehandlung ohne besondere Apparate sowie eingehende Vorschriften für Diät und Küche, die sich bis auf ein vollständiges kleines Kochbuch erstrecken.

„Laterna Magika". Allerlei bunte Lebensbilder von Helene v. Götzendorff-Grabowski. (Wiesbaden, Heinr. Lützenkirchen. Preis 2 Mark.) Die Verfasserin bietet uns darin eine Reihe harmloser, gut erzählter Geschichtchen.

Verlangen Sie den Katalog [14
des
Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,
sowie der Reformunterkleider.

Wegen einiger neu erhaltener Gebrauchsmuster, die einen Zusatz von 4 Seiten erforderten, werden auch die Damen gebeten den Katalog zu verlangen, die den früheren besitzen. Für Ausführung des **Reformkorsets** dessen Vorzüge vor dem alten Panzerkorset, bereits bekannt sind, spricht das endstehende Schreiben, eins von hunderten herausgegriffen.

Frau Ferdinande Proskauer
in Firma **J. Proskauer,**
Leipzig-Lindenau, Merseburgerstr. 41.

Frau Nico Petersen-Flensburg schreibt am 20. 3. 1897: „Mit Sitz und Ausstattung des Reformkorsets bin ich sehr zufrieden, möchten Sie in derselben Weise nach beifolgendem Maße eins anfertigen und an Frau Harry Jepsen, hier senden.

Kurort Bergzabern, Pfalz.
Prachtvolle Lage am Fusse der Vogesen.
Gemässigtes Naturheilverfahren. — Kneipp'sche Kuren.
Vorzügliche Referenzen. - Frequenz stetig steigend.
Gesamtkosten 32—42 Mk. pro Woche.

Vereinsmitgl. des Deutsch. Lehrerinnen-Vereins Berlin und der Association of German Governesses London, geniessen in der Anstalt 25% Rabatt. **Prospekte frei** durch den langjährigen Anstaltsleiter **ED. TISCHBERGER,** Verfasser von **„Im Wasser eins"** und **„Kneipen-Kneippen"**, bewährtes Handbuch über das gesamte Naturheilverfahren, leichtverständlich beschrieben, nebst 400 erprobten Kochvorschriften für Kranke. Sämtliche Anwendungsformen in 100 vorzüglichen Abbildungen.

Preis 2 Mk. (Porto 20 Pfg.) — Durch den Verfasser und **G. Schuhr's** Verlag, Berlin S.W., Wilhelmstr. 119/20. [48

Dr. Charles Pecnik, prakt. Arzt, Alexandrien (Aegypten), schrieb an den Verfasser: „Ihr Werk vereinigt Klarheit in der Darstellung und Anschaulichkeit, mit praktischer Handlichkeit, verdient also ein Volksbuch in der weitesten Bedeutung des Wortes zu werden. Und es wird es auch werden -- weil es eins der Besten ist, die wir diesbezügliches besitzen.
(In ähnlich. Weise lauten all die zahlreichen freiwilligen Urteile d. Leser.)

Familienpension Nordland
München, Schellingstraße 10 I.
Ruhige vornehme Lage, Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügliche Küche, mäßige Preise. [50

Familien-Pensionat, franz. Schweiz.
Gute Gelegenh. zur **gründl.** Erlernung der **französischen Sprache.** Auch **Ferienaufenthalt** bes. f. Lehrerinnen. Schöne Gegend. Mäßiger Pensionspreis. Näheres durch **Mlle. A. Rosselet, prof. de langues. Couvet (Neuchâtel).** [17

Internationales Heim,
Berlin SW., Halleschestraße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Familien-Pension Kniesche
(I. Ranges). [53
Inhaberin: E. Joachimsthal u. A. Eckert,
Potsdamerstraße 35 II.
Beste Pferdebahnverbindung. Solide Preise. Empfohlen durch Konsistorialrat Saenger und Sanitätsrat Dr. Settegast.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [18
Berlin W., Mauerstr. 85.

Digitized by Google

Neueste Verwendung von Liebig's Fleischextrakt.

Unechte Schildkrötensuppe auf flämische Art. Aus Fleischabfällen, Schinkenresten u. dergl, sowie aus Liebig's Fleischextrakt nebst den nötigen Gewürzen stellt man eine recht kräftige Fleischbrühe her, die man einige Stunden ziehen läßt, dann durch ein Sieb gießt und hierauf mit in Butter gebräuntem Mehl verdickt. Alsdann schneidet man Zunge, Haut und Fleisch eines recht weich gekochten Kalbskopfes in kleine Stücke und bringt diese nebst Klößchen aus Geflügelfarce in die Suppe, der man kurz vor dem Anrichten ein großes Glas Sherry, Cayennepfeffer und kleine gedämpfte Champignons beifügt und die man dann recht heiß serviert.

Neue Bahnen
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Herausgegeben von [40
Auguste Schmidt.
Das Blatt steht bereits im 29. Jahrgang und vertritt die Interessen der Frauen-Bewegung mit der gleichen Begeisterung und Treue und in demselben Verlag. Wie es für die Mitglieder des obigen Vereins ein unentbehrliches Bindemittel geworden, so ist es auch allen, die sich mit diesen die Gegenwart immer mehr erfüllenden Interessen des Frauenlebens beschäftigen wollen, zu empfehlen. —
Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. Moritz Schäfer.

Johannisbad * Eisenach Thüringen.
Muster-Naturheilanstalt. [55
Vorzüglich eingerichtete Anstalt Deutschlands. Den höchsten hygien. Anforderungen entsprechend. Direct am Walde. Ausserordentliche Erfolge bei allen chronischen Leiden, besonders Frauenleiden. Verbesserte Thure-Brandt-Massage. Arzt und Aerztin in der Anstalt. Bedeutung der Naturheilkunde, illustr. Prospecte, Kurbericht gratis.
Die Direction: Johann Glan.

W. SPINDLER
Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.
Färberei und Reinigung [3
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.
Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.
Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.
Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.
Färberei.

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorfstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W. Lützowstraße 60.

Handelsinstitut für Damen
[1] von Frau Elise Brewis, gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin, Berlin W., Blumenthalstr. 2 II. Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Das Placierungsbureau von Frau Joh. Simmel, geprüfte Lehrerin, Berlin W., Linkstr. 16 vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [1

Der Vereinsbote,
Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Wilhelmshöhe bei Cassel. Gossmann's Naturheilanstalt.
Idyllische, geschützte Lage, unmittelbar am Habichtswald, anschliessend an den Königl. Park. Das ganze Jahr geöffnet. Aerzte: Dr. med. Missmahl, Dr. med. Walser, Dr. med. (in der Schweiz prom.) Sophie Gumberg, Gossmann, Direktor. Zur Belehrung empfohlen: „Handbuch der Naturheilkunde" von Dr. med. Walser (Verlag Ensslin, Reutlingen). Für bescheidenere Ansprüche: Zweiganstalt „Schweizerhaus". Wochenpreis für ärztliche Behandlung, Kur, Wohnung und Verpflegung von M. 35.– an. Prospekte der Anstalt und des Walser'schen Werkes kostenfrei durch die Direktion von [37
Gossmann's Naturheilanstalt.

Unsere verehrten Abonnenten werden gebeten ihre Bestellung auf „Die Frau" für das IV. Quartal (Juli-September 1897) noch im Monat Juni zu erneuern; insbesondere ist zu beachten, daß die Post bei nicht rechtzeitiger Bestellung bereits erschienene Hefte **nur gegen eine Gebühr von 10 Pf.** nachliefert. Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel 2 Mark. Bei direkter Zusendung: In Berlin 2 Mark. Im Inland 2,30 Mark. Nach dem Ausland 2,50 Mark.

Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34 35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.**

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

4. Jahrg. Heft 10. Juli 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Maria Baschkirtscheff.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Maria Baschkirtscheffs Tagebuchblätter[1]) geben nicht, wie es von einer geistreichen, aber allzusehr ihres Konstruierens frohen Schriftstellerin behauptet wird, „die Tragödie des jungen Mädchens". Sie geben nicht so sehr Typisches als vielmehr die Kasuistik einer ganz speziellen Erscheinung. Sie entwerfen das Bild einer in manchen Zügen Frühreifen, in andern völlig Naiven; sie zeichnen eine Mädchengestalt, die in sich eine Fülle der Möglichkeiten trägt, mannigfache, vielseitige Begabung, die aber ohne feste Leitung, weder in sich noch außer sich, in Selbstunzufriedenheit sich zersplittert und aufreibt. Ein schiefes Produkt von Tantenerziehung; zu reich, um durch festen äußeren Zwang zur Konzentration getrieben zu werden; durch die Umstände ihrer äußeren Verhältnisse verwirrt und vom geraden, sicheren Entwicklungsweg abgelenkt. Ein Schauspiel voll Tragik ists, menschlicher Teilnahme wert, dies Leben an sich vorüberziehen zu sehn.

Und noch ein besonders Interesse bietet diese Gestalt. Sie steht schon mit dem einen Fuß auf dem Weg, der in das Neuland moderner Frauenselbstbestimmung führt. Doch ist sie keine Kämpferin; ihr Kopf dreht sich immer wieder zurück, und ihr Schritt haftet am Boden. Sie steht an der Schwelle, aber sie kann nicht hinüber. Und mit starker Selbstkritik hat sie eingesehn, woran es fehlt, freilich außer stande, sich zu

[1]) Tagebuch der Maria Baschkirtscheff. Uebersetzt von Lothar Schmidt. Breslau. Leipzig. Wien. Verlag von L. Frankenstein.

Digitized by Google

erobern, was not war. Sie beklagt den Zwang, der auf den Frauen liegt, der ihre freie Entwicklung hemmt. Sie wird ſich klar darüber (1879), die Frau müſſe, um dem Mann gleichberechtigt zu ſein, dieſelbe Erziehung genießen.

Maria Baſhkirtſcheff war eine arme, irrende, ſuchende Seele. Nicht ſtark genug, für ſich den Kampf der Gaſſenbahnung zu kämpfen. Sie kam zu früh, und die Zeit brach ſie.

Sie ſtarb als ein Opfer. Die Späteren, die glücklicher und ſtärker waren, mögen ihr Grab anteilsvoll grüßen.

I.

Alle Eigenſchaften, die ſich in dem kurzen Leben Maria Baſhkirtſcheffs entwickeln, ſind in ihrer frühen Jugend vordeutſam ſchon merkbar. Alle die Konturen, die ſpäter ausgefüllt werden, ſind ſcharf und klar vorgezogen. Ihr Tagebuch, das vom zwölften bis zum vierundzwanzigſten Lebensjahre reicht, giebt auf ſeinen erſten Seiten ſchon ein Bild, das ſich ſpäter nicht ſehr verändert. Eine entſchiedene Entwicklung iſt nicht vorhanden, nur wird von Jahr zu Jahr eine drängende, treibende Lebensangſt wachſend.

Dies Tagebuch iſt bewußt und abſichtsvoll geſchrieben. Der Gedanke war von den vielen qualvollen Gedanken Marias ihr der qualvollſte, vergeſſen, ohne Spur dahinzuſchwinden. Danach ſtrebte ſie mit allen Fibern, ihren Erdentagen ein bleibendes Denkmal zu ſchaffen. Und da ſie ihrem künſtleriſchen Ruhm nicht traute, der ihr doch im Luxemburgmuſeum zu Paris eine bleibende Stätte ſchuf und vor ihre Bilder eine andachtsvolle Gemeinde ſammelt, ſo ſchrieb ſie die Geſchichte ihres Lebens in täglichen Aufzeichnungen.

„Leben, ſoviel Ehrgeiz haben, leiden, weinen, kämpfen, und am Ende die Vergeſſenheit! — Vergeſſenheit, wie wenn ich nie exiſtiert hätte. Das hat mich immer geſchreckt.“

Faſt naiv iſt es dabei, wie ſie ſich bewußt bemüht, unbewußt zu ſein; ſcheinbar ruhig nur für ſich zu ſchreiben und dabei doch auf die Leſer, die da kommen werden, zu ſpekulieren: „Wenn ich nicht lange genug lebe, um berühmt zu werden, ſo wird doch dies Tagebuch die Naturaliſten intereſſieren. Es iſt immer etwas Merkwürdiges um das Tagebuch eines Weibes, das Tag für Tag geführt wurde, ohne Poſe, wie wenn niemand auf der Welt es jemals leſen ſollte und bei dem man doch zugleich die geheime Abſicht hatte, es möchte geleſen werden; denn ich bin ſicher, man wird mich ſympathiſch finden . . .“

* * *

Nicht die Jugend des zwölfjährigen Mädchens, in die uns ihre eigene Schilderung führt, ſondern ihre allerfrühſten Kindertage, die lange vor dem Tagebuch liegen, werden beſtimmend für Maria.

Sie ſtammte aus altem ruſſiſchen Provinzadelgeſchlecht, lernte früh unklare Familienverhältniſſe kennen. Ihre Mutter trennte ſich nach zweijähriger Ehe vom Vater. Schon als kleines Kind führte Maria das wechſelnde Reiſeleben, das ſie ſpäter nie zur Ruhe kommen ließ. Frühreife und Beobachtung mußte ſich dabei entwickeln; an den Stätten des großen Lebens in Paris, Rom, im Badetreiben von Nizza, Baden-Baden wuchs die angeborne ariſtokratiſche Neigung zum Luxus, zur Repräſentation, jener brennende Ehrgeiz der Weltdame, der immer aufs heftigſte in ihr mit dem Ehrgeiz der Künſtlerin rivaliſierte.

Digitized by Google

Dabei nie eine feste, erziehende Hand. Gouvernanten, die sich den Hof machen ließen. Eine verhätschelnde Großmama. Eine Tante, von der sie angebetet wird. Eine Mutter, die ihr die Zukunft prophezeihen läßt. So hört sie alle Tage, daß sie das schönste, das herrlichste, das glänzendste Geschöpf werden müsse.

In diesen Jugendtagen wird der Grund zu der tiefen seelischen Unzufriedenheit gelegt, der Marias Leben dann vergiftete.

Das Produkt dieser Tantenerziehung lag dauernd im Streit mit dem, was an Maria das Eigenste und Beste war, und unterdrückte es nur zu häufig.

Auf der Promenade von Nizza tritt uns die kleine zwölfjährige Dame in ihrer ganzen Frühreife entgegen. Ihr pscheartig geknotetes Haar hat rötlichen Schimmer. Sie trägt einen weißen wollenen Rock und ein Fichu von Spitzen um den Hals. Sie gleicht einem Bilde aus dem ersten Kaiserreich.

Und die ersten Worte, die sie spricht, die ersten Erlebnisse, die wir mit ihr haben, sind Leitmotive der beiden starken Bände des Tagebuchs.

Sie träumt von Ruhm und Berühmtheit, und sie will sich mit diesem Ruhm einen Mann erobern, den sie liebt, einen Mann, den sie bewundert. Das kleine Mädchen mit der lebhaften Einbildungskraft hat seine ganze Phantasie an einen eleganten Lebemann verloren, den es von weitem gesehen hat. Um ihn möchte sie berühmt werden, eine große Sängerin, die sich die Bewunderung erzwingt.

Es ist nicht nur ein Zug des Gefühls zu diesem Herzog, es ist in diesem Kinde schon jenes später so stark betonte Verlangen, durch einen Mann in großer Position zu der Höhe des Lebens aufzusteigen. Befriedigung des Ergeizes entweder hier oder in der Kunst! Welche ihr in Wahrheit lieber, um diese Erkenntnis hat sie ihr Leben lang geworben.

„Ich muß entweder die Herzogin von H . . . werden; das wünsche ich jetzt am meisten, oder ich muß eine Berühmtheit auf der Bühne werden; aber diese Karrière behagt mir nicht wie jene. Eine große Dame, eine Herzogin möchte ich lieber sein in der Gesellschaft, als die allererste Berühmtheit von der Welt".

Ein Lebensfieber tobt in ihr; sie hat den Wunsch „mit Dampf zu leben". Der Gedanke jagt sie: man muß sich beeilen. Das kostbare Leben vergeht. Sie möchte sieben Leben auf einmal leben. Sie jammert, daß ihre Erzieherinnen und ihre Lehrerinnen ihr die Zeit stehlen, die kostbare Zeit, in der sie vorwärts kommen will zu einem ihr selbst nicht klaren Ziel.

Maria ist auch kokett. Sie kann stundenlang vor dem Spiegel sitzen und ihre weißen, feinen Hände bewundern. Sie zieht sich mit feinschmeckerischem Vergnügen an. Sie macht sich eine Empirefrisur und legt ein weißes Kleid an, ein langes Kleid, wie es die Statuen anhaben, mit Ärmeln, die sie über den Ellbogen zurückstreift, vorn tief und hinten ein wenig ausgeschnitten, mit einem breiten, überfallenden Spitzenbehang. Sie ist von sich entzückt: „in dieser weißen Wolle, meine weißen, ach wie weißen Arme."

In diesen Toilettenschilderungen schwelgt sie. Sie ist ganz glücklich, wenn sie erzählen kann, daß sie sich nach der Art der Kapitolinischen Venus frisiert habe, oder daß sie, à la Baby gekleidet, der Infantin des Velasquez ähnlich gewesen sei. Aber das ist nicht die normale Koketterie, es ist Aestheticismus im Spiel, eine Freude am Verfeinerten, ein aristokratischer Kultus der eignen Person. Und Hand in Hand damit geht, was nicht von der Tantenerziehung stammt, ein starker Bildungsdrang. Maria

Digitized by Google

lieſt Plutarch, Horaz, Plato, Livius. Sie lieſt Shakeſpeare, Arioſt, Dante. Sie lieſt freilich auch Dumas.

Sie hat eigene, ſelbſtändige Anſichten über Kunſt, die nicht auf dem heimiſchen Familienboden gewachſen ſind und die ſpäter ihr lebenerhellende Wahrheiten werden. Im Palazzo Pitti ſpricht ſie mutig ihre Meinung aus: „Soll ich es ſagen? Nein, ich wag' es nicht; man würde entſetzt ſein über mich! Doch im Vertrauen: die Madonna mit dem Stuhle von Rafael gefällt mir nicht.“ Rubens und van Dyk ſind ihre Leute. Und ſie ſpricht als Vierzehnjährige das künſtleriſche Glaubensbekenntnis ihres Lebens aus, wenn auch in kindlicher Form: „Was am meiſten der Natur ähnelt, das gefällt mir auch am meiſten.“

* * *

Das Weſen der Maria Baſhkirtſcheff hat trotz aller Unſtäte etwas Konſtantes. Ihre weiteren Jahre bringen kaum einen neuen Zug hinein. Das, was an ihr bedeutend iſt, wird weiter entwickelt in deutlich vorauszuſehenden Bahnen; das, was an ihr klein iſt, wird nicht überwunden, es bleibt an ihr haften. Und dies Kleine ſtammt aus den Händen ihrer Erzieherinnen.

Die verſtandesſcharfe, feinfühlige Maria hat eine Religioſität, die an das Bildungsniveau einer Creolin gemahnt. Sie macht ſich einen lieben Gott zurecht, der ungefähr einem wohlwollenden Onkel gleicht. Und in ihrem Verhältnis zu ihm kommt ſie eigentlich nie über das Stadium heraus, in dem ſie um ein Croquetſpiel oder um Hilfe beim Engliſchlernen betete. Bei allen Angelegenheiten wird der liebe Gott bemüht. Fühlt ſie keine Befriedigung, ſo ſagt ſie ganz naiv: „es ſcheint, daß Gott mich nicht hört, ich rufe doch laut genug. Ich glaube, ich ſage dem lieben Gott noch Impertinenzen.“

Und als Erwachſene findet ſie es wie in den Kinderjahren ſehr originell und bequem ſich mit ihm zu unterhalten; ihm, wenn er willfährig iſt, dankbar zu ſein, oder wenn er nicht will „die Freundſchaft zu kündigen.“

Ihre Religion iſt eine Saloncauſerie. Als ſie einmal das neue Teſtament nicht finden kann, lieſt ſie Dumas.

Dieſe himmliſche Flirtation kann aber auch zur Exaltation werden. Sie zählt die Perlen des Roſenkranzes und kniet bei jeder Perle, im ganzen ſechzigmal, nieder und berührt mit der Stirn den Fußboden. Oder ſie ſchwelgt in den Stimmungen des katholiſchen Kultus in ihren Sehnſüchten:

„Es liegt ein unermeßlicher Reiz im Liebesſinnen mitten in einer Kirche. Ich erblicke den Prieſter, Bilder, den Glanz der Kerzen, welcher das Halbdunkel flimmern macht, und ich denke an Rom! O, göttliche Extaſe, himmliſcher Duft, entzückende Stimmung.“

Dazu kommt der unausrottbare, ſlaviſche Aberglaube, dem Maria gleich der Mutter, gleich der Tante blind verfallen war.

Somnambulen werden befragt; zerbrochene Spiegel bedeuten Unheil, alles wird als Vorzeichen aufgefaßt.

So bieten die frühen Kinderjahre das Schauſpiel tragiſcher Halbheit, einer geflickten Natur. Und ſie ſelbſt iſt ſich bei Aufzeichnung ihrer „Gedankenfetzen“ klar:

„Ich kann nicht leben, ich bin kein normales Weſen. Ich habe manche Eigenſchaften zuviel und manche zu wenig und einen unſteten Charakter. Wäre ich eine Göttin und läge mir die ganze Welt zu Füßen, ſo würde ich auch damit unzufrieden

Digitized by Google

sein. Man kann sich nichts Phantastischeres, Anspruchsvolleres, Ungeduldigeres denken!"

Und die Tragik dieses hochbegabten Wesens, das nicht die Kraft hatte, seine bedeutenden Eigenschaften ausreifen zu lassen und zu sich selbst zu kommen, klingt aus jenem Ausspruch:

„Eines nur macht mich untröstlich, nämlich das Gefühl, wie falsch manche Schlüsse sind, und daß ich weder die Zeit noch den Willen habe, zu finden, warum."

Maria Baschkirtscheff kam aus instinktivem Dumpfsein nie zu klarer Helle des Bewußtseins.

Sie ließ sich in ihrer lauen Schlaffheit treiben.

II.

Das Zusammenhanglose und Zerstückelte ihres Lebens, dieses Lebens, das nach ihrem eigenen bitteren Ausspruch „einpacken, auspacken, anprobieren, kaufen, reisen" ist, kommt Maria mit jedem neuen Jahr schmerzhafter zum Bewußtsein.

Ein Kind war sie ja nie. Jetzt ist sie auch äußerlich erwachsen. Ihre Gesundheit ist stark angegriffen. Sie hustet und ahnt ihren frühen Tod. Und nun wird die Angst, die sie damals schon gefoltert, immer peinigender. Die Angst, aus dem Leben gehen zu müssen, ohne eine Erfüllung gehabt zu haben.

Wieder wirbeln in ihrem Kopf Kunst- und Eitelkeitsehrgeize durcheinander. In dumpfen Wirrnissen flattern ihre Wünsche hin und her. Menschlich schmerzlich ergreifend, wie sie eben noch das Bild einer geistig reifen Persönlichkeit bietet und im selben Moment aus einem Angstgefühl, etwas zu versäumen, in gewöhnlichste Koketterie verfällt.

Ihre ganze Existenz ist ein unklares Sehnen. Aus Büchern hat sie sich ein romantisches Idol der Liebe zurechtgemacht. Und in ihrem leeren, unbefriedigten Dasein verspricht sie sich von ihr die Erfüllung. Doch die Desillusion jener ersten Kinderleidenschaft wird nicht überwunden. Maria ist auch in der Liebe halb.

Sie konstruiert zu viel mit dem Verstand. Sie will erzwingen. Und ihre bessere Seele errötet selbst über jene andere Maria, die im Flirt mit einem jungen Italiener aus hochadliger Familie Romanscenen aufführt, ihn über seine Gefühle mit wohliger Neugier interviewt, im Geständnis seiner Leidenschaft Eitelkeitsbefriedigung fühlt.

Ihre Schönheit hat etwas Unfruchtbares; sie liebt nie wirklich, aber sie verlangt fiebernd danach, angebetet zu werden.

Sie findet immer etwas Komisches an den Männern, fühlt sich ihnen unendlich überlegen, aber sie wärmt sich doch gern an dem Feuer, das sie bei ihnen erweckt. Sie verurteilt sich selbst: „Pfui, ich bin eine ganz gewöhnliche Kokette." Und ihr bleibt, trotz allem, ein Hauch unschuldiger Unwissenheit, der sie ungefährdet durch solch gefährliches Spiel gehen läßt.

Voll scheuer Sensibilität empfindet sie die Scenen ihres Lebens, in denen sie sich den Hof hat machen lassen, später wie eine Schmach. Und als es einmal einer wagt, sie zu küssen, starrt sie mit weiten, angstvollen Augen, als könne sie es nicht fassen. Wie ein unauslöschlicher Schimpf trifft diese Berührung ihre Jungfräulichkeit. Sie kommt nie darüber hinweg. Sie fühlt sich verworfen, beschmutzt.

Digitized by Google

Und nun verfällt sie in einen tiefen Widerwillen gegen sich selbst. Sie haßt alles, was sie gesagt, gethan und geschrieben hat. Sie verabscheut sich, weil sie keine ihrer Hoffnungen gerechtfertigt hat.

Mitleidlos hält sie Gericht über sich:

„Ich hätte seit drei Jahren ernstlich arbeiten können, aber schon mit dreizehn lief ich dem Schatten des Herzogs von H— nach. Traurig, daß ich dies eingestehn muß! Ich klage mich nicht an, denn ich habe wissentlich nicht meine Zeit vergeudet. Ich bedaure mich, aber ich mache mir keine Vorwürfe.

Die Verhältnisse im Verein mit meinem beständig irregeleiteten freien Willen, sowie meine Exaltiertheit, in der ich mich zu dem Skeptizismus eines vierzigjährigen Menschen berechtigt glaube, haben mich Gott weiß wie schwankend gemacht."

III.

Im „Greisenalter ihrer Jugend", im siebzehnten Jahre, führt ein glücklicher Stern die irrende Seele auf festen Boden. Wer ihr Leiden, Fehlen, Gleiten vielleicht nicht mit zu gütigen Augen sah, der erhält jetzt ein Schauspiel bewunderungswürdigen Ringens ernster, fast verzweifelter Thätigkeit, ein strebendes Sichbemühen, ein Kämpfen bis zum letzten Atemzug um das endlich als Ziel Erkannte; ein ruhmvolles Erreichen; ein verflackerndes, müdes Sterben auf eben erklommener Höhe mit dem Blick ins Land der Verheißung.

Maria Baschkirtscheff besinnt sich auf die Malerei. Sie geht in Paris ins Atelier Julian. Schon nach wenig Tagen macht ihr der Lehrer künstlerische Zukunftshoffnungen, die sie vor Freude erzittern lassen. Ihr großes, vorher nicht erkanntes, in schlechter Unterweisung verwahrlostes Talent kommt in die rechten Hände. Julian und Robert Fleury sind entzückt von ihrem Talent und erwarten Großes. Sie bewundern, wie sie weder die Hand, noch die Art, noch die Veranlagung eines Weibes habe, und sie wollten gern wissen, von wem in ihrer Familie sie soviel Talent, Kraft und sogar Brutalität geerbt hätte.

Und Julian sagt nach dem Platzbewerb:

„Sie können einen schlechten Platz bekommen, weil sie mit jungen Mädchen konkurrieren, die bereits drei oder vier Jahre Atelier hinter sich haben und sehr tüchtig sind. Ihr Kopf indessen ist, rund herausgesagt, einer der ähnlichsten. Was Sie leisten, ist phänomenal."

Ein brennender Eifer erfaßt jetzt Maria. Sie arbeitet neun Stunden und mehr täglich ohne zu ermüden. Sie treibt mit rastlosem Fleiß Anatomie. Die Schubladen ihres zierlichen Schreibtisches sind mit Knochen und Wirbeln gefüllt, eine seltsame Nachbarschaft für die eleganten Visitenkarten und die parfümierten Briefpapiere aus Neapel.

Maria Baschkirtscheff kann das achtzehnte Jahr ihres Lebens mit einer ruhevolleren Neujahrsbetrachtung beginnen, als je die früheren:

„Wie drollig! Die alte Maria Baschkirtscheff ist ein für allemale verschwunden. Fast nichts bleibt von ihr übrig; nur eine Erinnerung von Zeit zu Zeit, die an die Bitternisse der Vergangenheit gemahnt. Doch dann denke ich bloß an .... na, an was? An die Kunst? Das macht mich lachen. Ist das der Zweck des Daseins? Ich habe so lange und mit solcher Angst nach diesem Zweck und nach dieser Möglichkeit gesucht, ohne dabei mich und die Welt zu verwünschen, daß ich jetzt kaum glauben kann, daß ich gefunden, was ich suchte." — Ein für allemal freilich ist die „alte

Digitized by Google

Maria Baschkirtscheff" doch nicht verschwunden. Von Zeit zu Zeit tauchen aus der Tiefe der Vergangenheit, vor allem in den bitteren Stunden des Zweifels die alten Gedanken an eine reiche Heirat, an ein Leben des Glanzes auf. Dann wieder — so häufig bei verwöhnten Naturen — ein theoretisches Vergnügen in einem eingebildeten Glück der Bedürfnislosigkeit:

„Ich mache gar keinen Anspruch mehr auf Vermögen. Nur zwei schwarze Blusen will ich haben im Jahr und ein wenig Wäsche, die ich waschen würde am Sonntag für die ganze Woche; eine ganz einfache Nahrung würde mir genügen, vorausgesetzt, daß sie frisch wäre und keine Zwiebeln enthielte. Und außerdem möchte ich die Möglichkeit haben zu arbeiten. Keine Equipage mehr, bloß noch der Omnibus oder der Weg zu Fuß. Ich trage hackenlose Schuhe im Atelier."

Und auch jene gräßlichen Momente, wo die Gedanken an die Zwecklosigkeit des ganzen Lebens alles ertöten, kehren zurück:

„Manchmal habe ich Lust, Toilette zu machen, spazieren zu gehen, mich in der Oper, im Bois de Boulogne, im Salon, in der Ausstellung zu zeigen. Aber ich sage mir alsbald: Wozu das alles, und alles fällt in nichts zurück."

Jetzt aber entspringen diese Stimmungen anderen Gründen als vordem. Sie kommen nicht mehr aus der inneren Leere und hohlen Unbefriedigtheit, sondern aus den Pausen ihres abspannenden und zermürbenden Kampfes mit ihrer Kunst. Aus den Verzweiflungsstunden, wo ihr der Glaube an ihr Können schwindet.

Wie sie alles potenziert und gesteigert in sich durchfühlte, so natürlich auch die Qualen künstlerischen Ringens.

Sie zerwühlt und zermartert sich in Selbstpeinigungen; in Eifersucht auf das Können anderer; sie lechzt nach Anerkennung.

Sie fühlt sich in ihrer freien künstlerischen Entwicklung durch die kleinlichen äußeren Rücksichten auf ihr Geschlecht, auf ihre Familie gehemmt und gedrückt. Sie leidet an der Unfreiheit ihrer Zeit.

Sie möchte ein Mann sein!

„Ich weiß, ich könnte etwas werden; aber was soll man machen in Unterröcken? Die Heirat ist die einzige Karrière der Weiber, die Männer haben sechsunddreißig Chancen, das Weib hat nur eine," klagt sie 1878.

Und ein Vierteljahr später schreibt sie in stammelnden Wünschen:

„Ich beneide die Leute um ihre Freiheit, allein spazieren gehen zu dürfen, sich auf die Bänke des Gartens der Tuilerien und besonders des Luxembourg setzen zu dürfen und vor den Schauläden der Kunstanstalten stehen zu bleiben, in die Kirchen und Museen hineinzugehen und des Abends in den alten Straßen herumzulaufen. Ja, darum beneide ich sie, und das ist die Freiheit, ohne die man kein wahrer Künstler werden kann. Glaubt ihr vielleicht, man habe Nutzen von dem, was man sieht, wenn man immerfort in Begleitung ist, und wenn man, um in das Louvre zu gehn, auf den Wagen, auf seine Gesellschafterin oder seine Familie warten muß?

O verflucht! Dann rase ich darüber, daß ich ein Weib bin! — Ich werde mir bürgerliche Kleidung und eine Perrücke machen lassen, werde mir das Gesicht so verunstalten, daß ich frei sein kann wie ein Mann. Ja, an Freiheit fehlt es mir, und ohne Freiheit kann aus mir nichts Gescheites werden." —

„Selbst wenn man lauter verständige Dinge sagte, so wäre man doch dem landläufigen und hergebrachten Spotte ausgesetzt, womit man die Apostel der Weiber

Digitized by Google

überſchüttet. Übrigens glaube ich, man hat recht daran, zu lachen. Die Weiber werden immer nur Weiber ſein!

Indeſſen . . . wenn man ſie genau ſo erzöge wie die Männer, ſo wäre die Ungleichheit, über welche ich klage, nicht vorhanden, und es würde nur diejenige Ungleichheit übrig bleiben, welche in der Natur des Weibes ſelbſt liegt. Nun, was ich auch ſage, man muß Geſchrei machen und ſich der Lächerlichkeit preisgeben, um dieſe Gleichheit in hundert Jahren zu erlangen."

Dabei ſchreitet ihr Leiden vor. Die Lungen ſind angegriffen. Sie fühlt ſich zum Untergang gezeichnet. Doch ihr Todeskandidatentum (man denke an die pſychologiſchen Stimmungen in Arthur Schnitzlers „Sterben") bringt ihr neue Senſationen: ſie birgt in ſich ein Myſterium, der Tod hat ſie berührt, darin liegt für ſie ein eigenartiger Reiz.

Dabei immer raſtloſes Schaffen, Entwerfen von Plänen, Konzeptionen künſtleriſcher Ideen.

In dieſer Zeit malt ſie das Bild, das im Luxembourg ihren Namen bewahrt, die beiden Gaſſenjungen in grauflimmernder Luft. Und ſie verſucht ſich auch als Plaſtikerin.

Jetzt wo ſich ihr Leben neigt, tritt noch einmal ein Mann in ihre Sphäre: Baſtien-Lepage, der Maler dämmernder, in Luft und Sonne brütender Landſchaften.

Seine Bilder gleichen ſo der Natur, wie es einſt die kleine zwölfjährige Maria im Palazzo Pitti als ihr Kunſtideal gefordert hatte.

Das löſt etwas Verwandtes in ihr aus. Und die ſtille, ſichere Ruhe dieſes Mannes, das gütige, ungezwungene Wohlwollen ſchafft in ihr ein zärtliches Vertrauen, ein Anlehnen und Stützen.

Feine, keuſche Fäden weben ſich zwiſchen beiden.

Maria ſteht dem Tode nahe, und er iſt auch unheilbar leidend. Die beiden Kranken ſitzen nebeneinander. Es ſind Scenen, die an Heineſche Lazarusgedichte erinnern.

Ihre Ehrenmedaille für das Bild und die wehmütig-glücklichen Stunden des Beiſammenſeins ſind ihre letzten Freuden. Sie iſt immer um ihn. Seine Familie ſitzt an ſeinem Bett, auf der linken Seite. Maria ſetzt ſich an die rechte. Da dreht er den übrigen den Rücken und ſpricht mit ihr von Kunſt.

Dann ſchwindet er hin. Sie ſieht ihn ſchon ſterben. Aber ſie geht noch früher.

In Spitzen gehüllt liegt ſie auf ihrem Lager im Salon, und Baſtien läßt ſich täglich zu ihr tragen.

Und eines Tages löſcht leiſe ihr ſchwach flackerndes Leben aus.

Vierundzwanzig Jahre war Maria Baſhkirtſcheff alt, da ſie ſtarb.

Digitized by Google

Die häusliche Erziehung der Volksschulkinder.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten. Fortsetzung von Seite 520.

Diesen Kindern ohne jede häusliche Erziehung stehen diejenigen gegenüber, die nach Ansicht ihrer Eltern erzogen werden. Sie werden ab und zu von bestimmten Dingen fern gehalten, zu bestimmten Dingen angehalten, ob mit oder ohne Konsequenz, ob aus triftigen oder nichtigen, ob aus guten oder verwerflichen Gründen, das gilt ganz gleich. Ein System ist nicht zu erwarten, ebensowenig ein Ziel. Beidem widerstrebt nicht nur die Unfähigkeit der Eltern, es widerstreben auch die Umstände. Letztere sind so ausschlaggebend, daß trotz der unmittelbaren Willensäußerungen von Person zu Person die Erziehung der Kinder steuerlose Umgebungserziehung bleibt.

So machen die Verhältnisse eine Erziehung zur Sauberkeit und Ordnung unmöglich. Enge, bis zu abschreckender Häßlichkeit und Unsauberkeit, fast bis zum Verfall verwohnte Räume, unzulängliche Mittel, knappe Zeit verschließen ihnen die Thür. Uns erscheinen Ordnung und Sauberkeit als Helfer, hier gelten sie als anspruchsvoller, hinderlicher Überfluß, als ein Luxus, den man sich nicht leisten kann; er kostet viel und bringt nichts ein. Diese Ansicht ist begreiflich, ja verzeihlich. Um das Baby bei Nachbars sauber zu erhalten, müßte die Nachbarin waschen; das geschieht nicht umsonst, die Pension müßte also erhöht werden. Dazu reichen die Mittel nicht aus. Das Reinmachen des Kindes beschränkt sich daher auf ein nicht zu umgehendes Mindestmaß. Das kleine, festverpackte Bündel, aus dem nur Kopf und Hände hervorlugen, wahrt den Schein leidlicher Sauberkeit, damit begnügt man sich. Man würde sich auch im eigenen Hause damit begnügen. Die Ausstattung des Kindchens ist eine spärliche. Waschen kostet Zeit, Zeit ist Geld. Gerade um des Kindes willen braucht man mehr Geld, seine Erhaltung an sich ist schwer genug. Außerdem gilt es für ganz verkehrt, „so viel Umstände" mit dem kleinen Wesen zu machen, mit seinen Eltern hat man auch nicht viel Umstände gemacht, und das Leben wird es erst recht nicht thun. Verwöhnung ist nur für die Reichen, der arme Mensch muß Haut und Sinne abhärten gegen den Schmutz, wenn er nicht an Unbehagen zu Grunde gehen, an der Unschönheit seiner Existenz zur Verzweiflung gelangen will. Kinder, die das erste bäderlose Liege- und Sitzjahr, dem ein ungeheurer Prozentsatz erliegt, überwunden haben, sind als Gefeite zu betrachten; ihr Körper hat einen schweren Kampf um das Dasein siegreich bestanden, sein Anpassungsvermögen ist gewachsen, er hat sich acclimatisiert. Das unerzogene laufende Kind mit seiner völligen Gleichgiltigkeit gegen jede Verunreinigung widersteht der Erkältungsgefahr leichter.

Abhärtung erzeugt Unempfindlichkeit, meist aber führt die Abhärtung über diesen Nullpunkt hinaus zu ausgesprochener Neigung. So ist's mit der Abhärtung gegen den Schmutz. Der Schmutz ist ein Wärmespender oder Wärmeerhalter. Ihn zu entfernen bedarf es der Berührung mit kalter Luft, mit kaltem Wasser. Solche Kältezufuhr ist der schrecklichste der Schrecken aller Stickluft Gewohnten. Kaum aus dem Bündelzustand heraus, teilen die Kinder das Bett mit andern, das giebt schnelle und er-

Digitized by Google

höhte Wärme. Die Schlafstube wird sorgfältig vor Luftzutritt geschützt und ist übervoll; so erwacht man nachts und am Morgen in einer schweren, von Ausdünstungen fast bis zur Wägbarkeit durchsetzten Wärme. Dieses kostbare Gut darf nicht entschlüpfen, weder aus dem Zimmer, noch für den einzelnen. Ärzte und Lehrer, die Fensteröffnen und kalte Waschungen empfehlen, gelten als mißtrauenswerte Ignoranten. Was wissen sie von den Bedürfnissen derer, die in Luftlosigkeit groß geworden sind, deren Körper schlecht genährt, deren Kleidung unzulänglich ist?

Es klingt in der That, wenn auch aus andern Gründen, fast wie Ironie, wenn man diesen Kindern kalte Abreibungen oder wenigstens Waschungen des Oberkörpers am Morgen zur Pflicht macht. Ein enger Raum, sechs bis acht gleichzeitig aufstehende, eilige Menschen, eine Waschschüssel, ein Seifnapf, ein Handtuch, ein Kamm für die Fortsetzung der Toilette — erscheint da die Reinlichkeit nicht wirklich als eine recht anspruchsvolle Tugend, die nur ein Selbstsüchtiger auf Kosten der andern pflegen könnte? „Auf Kosten" — dieser Begriff des Übergreifens, des Verdrängens, des Bodenentziehens, wo Nährpflanzen wachsen müßten, haftet ihr da unten an. Sie ist die große Dame, sie erregt Neid und Argwohn, und weil sie nie die Hütte betritt, ohne für den Augenblick zu schädigen, siegt der Augenblick. Es kann bei der bittren Armut mancher Familien nicht anders sein. Der „Einheiten" sind zu viel bei jedem einzelnen: ein Paar Strümpfe — ein Paar Schuhe — ein Unterrock — ein Kleid — ein Hemde für Tag und Nacht — eine Untertaille, die zugleich die Stelle der Nachtjacke vertritt und wochenlang nicht vom Leibe kommt. Sollen im Winter, wo kein Barfußgehen die Sache erleichtert, die wollenen Strümpfe gewaschen werden, so kann es nur am Sonnabend abend geschehen, wenn die Kinder zu Bette gegangen sind. Die Röhre des Stubenofens wird über Nacht zur Trockenkammer. Nach solch einer Nacht voll betäubend widrigen Geruchs fühlen sich alle Stubeninsassen dumpf und benommen. „Das kommt von den reinen Strümpfen", heißt es. Die Erfahrung macht klug. Das ist ein Beispiel für viele.

Die Kinder, deren Waschlinie die Ohren ausschließt und von Schläfe zu Schläfe laufend längs der Rundung des Gesichts sich hinzieht, deren Füße mit ihrer Bekleidung die Luft verpesten, sind mehr bedauerns- als tadelnswert. Um nur ein wenig tiefer zu gelangen und den Hals bis zum Kleidausschnitt zu reinigen, müssen sie sich Eltern und Geschwistern gegenüber behaupten, brauchen sie einen festen Willen, und niemand ist da, der ihren Willen stählt. Oft hilft auch der Wille nichts. Dem Ungeziefer gegenüber z. B. ist der Einzelwille machtlos, jeder Kampf ist umsonst, wenn er nicht von der ganzen Familie gleichzeitig geführt wird. Und das geschieht nicht, kann kaum geschehen. Man nimmt das Ungeziefer hin als eine selbstverständliche Plage des armen Mannes. Die Plage nicht überhand nehmen zu lassen, gilt schon als achtungswerte Reinlichkeit und in vielen Familien als das äußerste Maß des Erlaubten. Man macht hier nämlich aus der Not eine Tugend. Ein wunderlicher Aberglaube soll, was an Selbstverschuldung vorhanden ist, rechtfertigen und zu bewußter Duldung erheben; der energische Kampf erscheint dadurch als ein Unrecht. Die verschiedenen Plagegeister haben ihre höhere Mission, sie sind Glücksbringer, Friedenshüter, Krankheitsverscheucher; sie vertilgen, hieße das Schicksal versuchen.

Der Verzicht auf Ordnung und Sauberkeit ist bei den meisten ein so vollständiger, daß die Namen dieser abwesenden Spröden nicht mehr das Zuständliche bezeichnen, das Umgebung und Person anhaften müßte, sondern die sonnabendliche Thätigkeit des

Digitized by Google

Waschens und Scheuerns, selbst wenn ihre Erfolge kaum sichtbar und am Sonntag schon völlig verwischt sind. Diese Anschauung prägt sich den Kindern fest ein; sie bildet ein Hindernis bei etwaiger späterer Erziehung nach Verlassen des Hauses. Das Auge sieht nichts, verlangt nichts, unterscheidet nichts, ob Rumpelkammer oder Schmuckkästchen, das gilt ganz gleich, ja die liebe Gewohnheit neigt sich mehr der Rumpelkammer zu. Eine Virtuosität, jeden Raum im Handumdrehen dahinein zu verwandeln, entwickelt sich aus dieser Gleichgiltigkeit und Abgestumpftheit und läßt es zu zeitersparendem, wohlthuendem Vorbeugen nicht kommen. Alles Unbrauchbare wird auf die Erde geworfen, jede Mahlzeit, jede Arbeit hinterläßt Spuren. Der Tisch ist groß und klein bekreist von all den nassen Gefäßen, die sich auf ihm trocken gestanden haben. Das Abwaschen des Küchengeschirrs ist unglaublich unvernünftig, diese Unvernunft ist ein teures, altes Erbe, das man den Kindern sorglich übermacht. Sein Leitsatz lautet: Spare Wasser, so sparst du Feuer. Alles Tischgerät wird in dem Gemüse- oder Fettwasser des Kochtopfes, der während der Mahlzeit gefüllt auf dem Herde steht, seiner Hauptreinigung unterzogen.

Ein Proletarierkind wird nicht in das Licht, sondern in das Dunkel der Welt hineingeboren, dieses Dunkel haftet ihm auch äußerlich an. „Jedes £ monatlich mehr hat mich zu einem besseren Menschen gemacht", behauptete einst ein Engländer. Jede Mark monatlich mehr würde etwas von dem Dunkel vernichten, würde zahlreiche Familien zu ordentlicheren, reinlicheren Menschen machen. Eine Volksschulklasse liefert handgreiflichen Beweis. Nach dem Sauberkeitsgrade der Schülerinnen lassen sich die Einnahmen der Eltern berechnen. Natürlich stimmt das Exempel nicht immer. Auch unter den Nabobs giebt es Schmutzfinken, und ein Krösus kann ein recht unordentlicher Mensch sein; aber im Durchschnitt wird man sich selten irren. Höhere Löhne und bessere Wohnungen, und ein Stück Erziehungsarbeit vollzieht sich mit Naturnotwendigkeit ohne fremdes Zuthun. Für den bleibenden Rest bieten sich Unterstützungspunkte, die Hebel anzusetzen. Dieser Rest ist noch groß genug, und macht tüchtig zu schaffen. Die Emporgekommenen sind nur halb flügge, sie tragen immer noch Eierschalen mit sich herum. Da spukt noch vielfach der Ungezieferaberglaube, da herrscht nur Sonntagsreinlichkeit, da gilt halbe Ordnung und halbe Sauberkeit bei Mädchen vor der Einsegnung als heilsame Sparsamkeit, das Ärmelloch am Ellbogen bleibt privilegiert und erfreut sich unerfreulichster Langlebigkeit, Wasser und Luft erwecken mehr Furcht als Vertrauen, aber ein Anfang ist da. Dieser Anfang ist der Eltern Stolz, sie leisten nicht Verzicht auf ihn in ihrem Kinde, sie geben dem Kinde so viel sie haben, und durch dieses Geben wird ihr Weniges mehr.

Ordnung und Sauberkeit sind im vierten Stande nur relative Begriffe, so verschieden von Haus zu Haus, von Familie zu Familie wie der Ehrbegriff der Gebildeten von Stand zu Stand ein anderer ist. Aber eine gemeinsame Erscheinung findet sich bei allen, bei den Elendesten wie bei den Bestgestellten. Kaum ist eine Tochter eingesegnet, dann werden für ihre Ausstattung Opfer gebracht; aus der Raupe wird plötzlich ein Schmetterling. Bei den Ärmsten ist's eine recht oberflächliche Verwandlung, sie beginnt und endet bei dem Sichtbaren, bei Hut und Kleid. Was darunter steckt, ist von dem alten Erbübel behaftet, es hat seine eigene Atmosphäre, die sich auch dem Neuen mitteilt. Bei Hut und Kleid beginnen auch die andern, doch sie bringen je nach den Mitteln weiter vor; Prinzip bleibt: denke zuerst an fremde Augen. Es ist zu neunundneunzig Prozent ein Eitelkeitsopfer, oft ganz unschuldiger

Digitized by Google

Natur, Nachahmungstrieb, nichts weiter, manchmal der Ausdruck einer dumpfen, stummen Sehnsucht nach Schönheit, oft Berechnung: die Schmetterlingsjagd hat ihr Verlockendes. Die Mädchen nehmen diese Opfer als ihr gutes Recht hin. Sie werden von Kindheit an zur Eitelkeit erzogen, dazu fand sich Raum und Lust bei aller Enge, bei allem schweren Druck. Die Ausnahmen sind so selten, wie Regen in der großen, grausamen Wüste, durch die Israel zog. Meist führen sie uns auch in so trostlos öde Verhältnisse; alles ist erstorben, selbst das Langlebigste, die kleinen Schwächen. Aber so lange eine Frau aus dem Volke noch nicht völlig zermürbt und zerrieben ist, findet sie etwas Schmückendes, etwas Kleidsames für ihre Töchter. Bei den Ärmsten muß das Haar, und das Haar allein, herhalten. Stirnfransen und Hängezöpfe, gebrannte Löckchen und aufgelöstes Haar, das zur Nacht fest geflochten war, bilden den schroffsten Gegensatz zu dem formlosen, schmutzigen Lumpenbündel, in dem das Kind steckt. Das Haar verträgt keine nähere Besichtigung, der Zopf ist eine gefährliche Brücke. Sind einmal ein paar Pfennige übrig, dann giebt's ein buntes Haarband. Noch in seinem garstigsten, fetten Alter gilt es als Zierde. Der Schönheitswert der Sauberkeit bleibt eben unbekannt. Auch die gehäkelte Spitze hilft das Auge betrügen und über die Armseligkeit der Kleidung hinwegtäuschen. Sie hat die Herzen der etlichen unteren Zehntausend im Sturm erobert und behauptet immer noch ihren Platz. Sie thront über Löchern und Flecken, für deren Fortschaffung sich durchaus keine Zeit findet. Durch sie und an ihr lernen und üben die Mädchen ein grundfalsches Werten, jene Verwechslung von groß und klein, wesentlich und unwesentlich, die ihr späteres Leben so traurig beeinflußt.

Die kleinen Mädchen sind gelehrige Schülerinnen. Eitelkeit lassen sie sich gern anerziehen, sie helfen selber nach. In der Schule erziehen sie sich gegenseitig mit so gutem Erfolg, daß ein ganzes Heer von Wünschen aufersteht, durchsetzt mit Neid und Mißgunst. Obenan auf dem Wunschzettel stehen Ohrringe. Welch einen Reiz sie auf die Mädchen ausüben, ersieht man daraus, daß die Schulentlassenen häufig von ihrem ersten Verdienst nicht nur für sich, sondern auch für die jüngeren Schwestern Ohrringe, billigste Ware kaufen, sie wollen den Schwestern das lange, verzehrende Warten ersparen. Einlogierer, Tanten, Großmütter, an Gedankenlosigkeit oder Schönheitshunger den Müttern gleich, nähren die Eitelkeit durch Geschenke. Es giebt so billigen Tand, mit dem sich prunken läßt.

Das Gedicht der Johanna Ambrosius: „Meiner Tochter", ist diesen Müttern aus der Seele gesprochen. Es beginnt:

Ich möchte kleiden dich in lauter Seide,
Ins Haar dir flechten blitzendes Geschmeide,
Mit Spangen schmücken deinen schlanken Arm,
Doch, liebes Kind, vergieb, ich bin zu arm.

Wie gern kredenzt' ich dir zu deinem Mahle
Den schönsten Wein aus silbernem Pokale,
Hüllt' dich zur Nachtzeit ein in Purpur warm,
Doch, liebes Kind, vergieb, ich bin zu arm.

Die Großstädterinnen wissen, daß man mit etlichen Nickelstücken in der Tasche all diese frommen Wünsche erfüllen kann, wenn man es mit der Echtheit der Herrlichkeiten nicht so genau nimmt, und sind unfromm genug, es zu thun. Aus dieser Erfüllung entsteht bei den Töchtern neue größere Begehrlichkeit. Diese Begehrlichkeit

Digitized by Google

macht sie schwach in der nicht ausbleibenden Stunde der Versuchung, ja macht sie versuchungslüstern. Ihre Hinfälligkeit, das schnelle, wie selbstverständliche Erliegen erscheint als Frucht der Eitelkeit, aber im Grunde genommen, ist das Verhältnis ein anderes, es sind Schwesterfrüchte, die nacheinander reifen, die Früchte eines Baumes, der nicht an Wasserbächen gepflanzt war. Vergessen wir nicht, daß die Lustgräber in der Wüste liegen, nicht im Lande Kanaan.

Einer ähnlichen ungesunden Wucherung, einem geilen Triebe in Wüstendürre begegnen wir auf einem andern Gebiete. Eine Proletarierfrau mit knappstem Einkommen, die sich und die Ihrigen nur mit schlechter, unzulänglicher Nahrung versorgen kann, verlernt das Sparen. Die Notzeiten überwiegen; es kann nicht nur nichts zurückgelegt werden, sondern die Pfennige wollen nicht reichen. Das Pfandhaus wird aufgesucht. Was dahin wandert, hat, wenn auch sonst kaum einen andern, doch Erinnerungswert. Wenn irgendeine Liebe auf diesem nacktesten, vom Alltagselend ausgebrannten Boden gedeiht, so ist es die Liebe zu Gegenständen, die festtäglich von dem übrigen, nüchternen Besitz abstechen. Nur nicht das Traukleid, das Einsegnungskleid der Tochter, das einzige gute Bett verfallen lassen! Diese Sorge erhebt sich bergehoch über die andern, sie gewinnt in ihrer Größe etwas von der melancholischen Poesie eines einsamen Schneegipfels. Und doch reicht auch ihre Macht nicht hin, Sparsamkeit zu erzwingen.

Acht Tage hindurch war Zurücklegen schiere Unmöglichkeit, der letzte Pfennig war fort, die Kinder waren noch nicht satt. Der neunte bringt eine unerwartete Mehreinnahme. Über der Freude an volleren Schüsseln und leckeren Bissen wird alles vergessen. Man schwelgt mit einer Hingabe, wie nur ein langes, langes Zuwenig oder Zuschlecht an Nahrung es erzeugen kann, mit der Gier der stets Halbgesättigten. Das Pfand wird vor Jahresschluß ausgelöst, aber dazu verkauft man Entbehrliches oder man macht Schulden oder man benutzt einen ganzen Wochenlohn, der mit irgendeiner Zufallseinnahme zusammenfällt. In allen Fällen steckt man nur allzuschnell wieder in der alten Verlegenheit. Der Rundlauf beginnt von neuem, Anfang und Ende verbinden sich zum Kreise.

Die Kinder traben durch alle Stationen mit. Sie lernen nur das Ausgeben kennen, nicht das Sparen. Sie sehen nie, daß in aller Geduld eins zu eins gefügt allmählich über die Einer und Zehner hinausführt, daß Kupfer und Nickel sich in Silber, Silber sich in Gold verwandelt, wenn man das Kleine ehrt. Natürlich ehren sie das Kleine nicht. Was ihnen als Geschenk oder als Trinkgeld neben dem den Eltern abzuliefernden Verdienst in den Schoß fällt, wird in Näschereien angelegt. Die Eltern haben selten etwas dagegen, sie gestatten es, ja sie ermuntern dazu, weil sie es natürlich finden. Sie haben erfahren, daß die Extreme einander berühren, aus einander hervorgehen, daß Darben und Schwelgen, Darben und Naschen einander verschwistert sind.

Wer nie auf einen grünen Zweig kommt, behängt den dürren Zweig mit Flittern. Die schwachen Mägen dieser Kinder verlangen Reizmittel, die Schwäche bedingt immer wieder neue Schwächung. Dutzende von Kindern kommen nüchtern zur Schule; ihr Magen will morgens nicht das Geringste annehmen, sie vertragen weder Milch, noch leichte Wassersuppen, aber so oft es angeht, stecken Bonbons, schlechte Schokolade, billigstes, grellfarbiges Konfekt, Johannisbrot u. s. w. in ihrer Tasche. Tanten, Großmütter und Einlogierer spielen auch hier wieder ihre gedankenlose Wohl-

Digitized by Google

thäterrolle. Selbstbeherrschung, Enthaltsamkeit werden im Keime erstickt; es giebt daher auf diesem Gebiete für die Kinder kaum eine Versuchung, sie sehen sich nie vor eine Wahl gestellt, sie kennen nur den einen Weg. Ihr Magen hält stets und überall die Mitte, sie folgen nur ihrem tierischen Instinkt, und manche werden genau so schlimme, garstige Esser wie ihre Väter Trinker sind. Mancher Tag in der Schule, der Montag besonders, legt beredtes Zeugnis davon ab. Die Familie war aus, man hatte Besuch, es gab besseres und reichlicheres Essen, nun geschah des Guten zu viel, das Kind ist krank. Das wiederholt sich, so oft es nur angeht.

Die Naschsucht schwächt den Willen in dem schwachen Körper bis zur Willensvernichtung; sie giebt das Kind einem Triebleben preis. So wirkt sie nach vielen Seiten hin demoralisierend, erzeugt Lügner und Diebe. Vor wenigen Wochen erschienen sechs Schulkinder auf der Anklagebank. Sie hatten allmählich an 100 Mark miteinander vernascht und verthan, die eins, ein dreizehnjähriges Mädchen, seinen Pflegeeltern in kleinen Beträgen im Lauf der Zeit entwendet hatte. Die Diebin wurde zur Unterbringung in einer Besserungsanstalt verurteilt. Ein Mädchen, das außer dem Naschwerk noch Geldgeschenke von 10 bis 50 Pf. von ihr angenommen hatte, obgleich es wußte, daß alles gestohlen war, erhielt drei Monate Gefängnis, die übrigen kamen mit einem Monat Gefängnis davon. Wer diese Kinder kennt und weiß, daß sie als Kranke anzusehen und zu behandeln sind, sieht in solchen Gerichtsverhandlungen mit ihren trüben Resultaten schlimme Feinde der eignen Bestrebungen.

Viele der Eltern, die ihren bleichen, elenden Kindern durch Zuwenden von Süßigkeiten eine Wohlthat zu erweisen glauben, lassen sich auch von dem Wahne nicht abbringen, ein Schlückchen Branntwein ersetze den Kindern das, was der Nahrung an Kraft gebricht. Die Kinder werden nach Schnaps geschickt, sie kosten unterwegs. Das ist ein Fingerzeig. „Der Schlingel weiß, was gut schmeckt —“ „das steckt schon so im Menschen drin, daß er weiß, was ihm gut thut.“ — Man giebt auf vieles Bitten noch ein Schlückchen ab, und das Erbe, das vielleicht lange noch tot geruht hätte, wird überreich verzinst und vermehrt. Knaben und Mädchen suchen heimlich Schenken auf; die Knaben sind in der Mehrzahl, aber wir haben auch acht- und neunjährige Trinkerinnen.

Die Mutter einer zwölfjährigen Trinkerin wurde kürzlich in die Schule beschieden.

„Wonach mein Kind so riecht?“ sagte sie, den Kopf in den Nacken werfend. „Nach Pfeffermünz“. — „Nä, das sind keine Zuckerplätzchen nicht,“ beantwortete sie die folgende Frage, „das ist Schnaps.“

„Sie geben Ihrem Kinde Schnaps?“ fragte der Lehrer weiter.

„Warum denn nicht, wenn's ihr schmeckt?“

„Aber das ist Gift für Ihr Kind.“

Die Frau zwinkerte belustigt mit den Augen.

„Herrje, thun Se man nich so, Sie nehmen's viel zu ernst. Wenn's ihr schmeckt und ihr wärmt, wird's ihr woll nich zum Schaden gereichen.“

Die Vierzehnjährigen mit eigenen Geldmitteln erliegen dann völlig. Doch stehen hier die bitteren häuslichen Erfahrungen mancher Mutter mahnend zur Seite, und sie gewinnt die seltene Kraft, ihrem Kind etwas abzuschlagen.

Die Genußverwöhnung der Kinder aus dem Volke, selbst der Ärmsten unter ihnen, erklärt sich zum Teil aus ihrer Frühreife. Die Frühreife ist das notwendige

Digitized by Google

Resultat der engen Wohnungen. Mit der Muttermilch, könnte man sagen, schlürfen diese Kinder nackte, trostlose Wirklichkeit, harte Sorge, tolle Lust. Vor den jungen Sinnen treiben Leidenschaften und Begierden unverhüllt ihr Spiel, überall hinein dringen ihre Augen, kein Wort gilt als unziemlich für ihre Ohren. Es wäre schwer zu sagen, seit wann die Kinder „alles" wissen, sie selber könnten darüber nicht Auskunft geben, es scheint ein angebornes Wissen. Fast ebenso schnell werden sie zu Helfern im Guten wie im Bösen, sie thaten und raten mit. Sie sind eben kleine Erwachsene und werden von den Eltern als solche genommen. Daher läßt man sie auch mittrinken aus dem Becher des Genusses, so oft er sich den eignen Lippen darbietet.

Wer ein Zehnpfennigstück monatlich erübrigen kann, gehört einem Vergnügungsvereine an, deren es außer den höher zu wertenden Sondervergnügungsvereinen, die aus den Zünften, den verschiedenen Berufsarten, selbst aus Vereinen mit ernstem Zweck in stattlicher Zahl hervorwachsen, eine ungeheure Menge giebt. Ungleiche Elemente finden sich da zusammen; nur das eine Interesse verbindet sie, sich zu amüsieren. Auch hier zeigen sich noch Abstufungen; doch die späte Nachtstunde nivelliert alles, ob mit Tanzen und Trinken, mit Aufführungen und Deklamationen oder mit Gesang begonnen wird. Zügellosigkeiten, Ausschreitungen aller Art füllen den langgereckten letzten Akt. Das ist selbstverständlich, es hat für die Beteiligten nichts Abschreckendes. Wer nicht mitspielt, ist als Zuschauer mit Leib und Seele bei den prickelnden Einzelheiten. Das unheilige Lachen tritt seine Herrschaft an.

Zu diesen Festen, Bällen werden die Kinder mitgeschleppt. Da ist eine ganze Orgelpfeifengalerie von Fünf- bis Sechsjährigen, ja Vierjährigen bis zu den Dreizehn- und Vierzehnjährigen. Sie bilden hier keine taufrische Oase mit reinen Brünnlein und lauteren Quellen, denn sie halten nicht zusammen. Zerstreut sitzen sie zwischen Männern und Frauen, lugen, lauschen, sehen viele Schleier fallen; die Thore der Sinne sind weit geöffnet, durch alle Poren flutet die Luft, die von dem unheiligen Lachen erfüllt ist. Das saugen sie auf, und es wird ein Teil ihrer selbst. Sie lernen es schnell, sie lachen es oft, zu Hause, auf der Straße, in der Schule, beim Bibellesen, sie lachen es, wo andern das Herz blutet vor Mitgefühl und Seelenqual und lachen es unentwegt, wo Ekel sie in die Flucht schlagen müßte. Sie lachen den letzten Rest kindlicher Scheu aus sich heraus, bis das unheilige Lachen zu ihrem Glaubensbekenntnis wird; für sie giebt es nichts, gar nichts Heiliges mehr, weder im Himmel, noch auf Erden. —

Im vollsten Umfang erfüllen sich diese Konsequenzen bei denen, die keinem Vorgang in den eignen vier Wänden entrinnen können, und die es längst über sich gewonnen haben, mit ihren Altersgenossen unverblümt darüber zu sprechen. Das Zusammenwirken trostloser Alltage und überschäumender Sonntage vergrößert die Gefahr.

In den besseren Vereinen fallen die schlimmsten Eindrücke fort, aber es bleiben noch genug Schadenreste für Leib und Seele der Kinder. Diese Schadenreste fallen den ersterwähnten Kindern auch noch nebenher in den Schoß. Eitelkeit, Putzsucht, Vergnügungssucht, Abenteuerlust, Hang zum Romaneträumen und Romaneerleben, Verdrießlichkeit, Trägheitsanwandlungen umranken und umkranken die gesunden Neigungen.

Solche Bälle und die dem gleichen Niveau angehörenden Tauf- und Hochzeitsgelage, die von den Kindern bis auf die Neige mit durchkostet werden, sind starke Beförderer der Klatschsucht. Die Anlage zum Klatsch ist in allen Kindern vorhanden; sie wird nur allzufrüh und allzukräftig entwickelt. Die Mutter klatscht. Sie ist der ursprünglichen Versuchung dazu mehr ausgesetzt, als ihr Mann. Die Häuslichkeiten

Digitized by Google

ihrer Nachbarn, ihrer Mitbewohner, ihrer Dienstherren geben nur allzuwillig manches Intime preis, zeigen anderes in halber Verhüllung. Alles um sie her klatscht, sie besitzt des Selbstbeobachteten genug, warum soll sie nicht mitthun? Sie zieht ihren Mann mit hinein, er ist ganz bei der Sache.

Der Klatsch ist nicht immer Ausfluß des Charakters, er ist in vielen Fällen Folge geistigen Hungers, geistiger Leere. Er ist das Surrogat, zu dem diese armen Menschen greifen, weil ihnen alles Echte versagt ist. Er muß Bücher ersetzen, Anregung bieten; er ist der Griff in das volle Menschenleben, der Arbeit und Muße kräftig würzt. Von dieser Würze genießen die Kinder ihr reichlich Teil, sie werden eben nie ausgeschlossen. Bald reden sie mit. Sie sind schlau, sie reden durch Zuträgereien zum Munde, sie schüren der Eltern Parteilichkeit, sie fügen sich in ihre Stimmung, die sie durch Stoffsammeln erhöhen und steigern, sich zum Vorteil und zur Wichtigkeit. Die Eltern dulden es nicht nur, sie begünstigen es. Wohl wird auch getadelt, ja gestraft, doch nur wenn der Pfeil, zurückgeworfen, einmal den Schützen trifft; sie verurteilen nicht die That, nur den Mißerfolg. War der Klatsch anfangs nicht Ausfluß des Charakters, so beginnt er doch sofort sein Zersetzungswerk, er verdirbt die Unverdorbenen. Er ist ein vollendeter Gewissensverdunkler. Dadurch erklärt sich die völlige Blindheit der Eltern der ungeheuren sittlichen Schädigung gegenüber, die ihre Kinder durch den Klatsch erleiden. Hier herrscht nicht die alte trübe, aus Müdigkeit, Mangel, Eintönigkeit und dumpfer Ergebung geborne Bequemlichkeit, die die Kinder gewähren läßt, sondern anspornende, treibende Beweglichkeit.

Königin Klatsch steht König Alkohol als würdige Gefährtin zur Seite. Die Kinder dienen ihr mit Leib und Seele. Sie werden zu Ohrenbläsern und Zwischenträgern, sie sorgen für Rohmaterial, das sich verweben läßt, sie lernen auch, aus nichts handfestes Garn drehen. Sie werden lüsterne, schadenfrohe Spürhunde, die den Wegen aller guten Freunde, Nachbarn und dergleichen eifrig nachschnuppern; sie haben ein feines Gewissen und ein zartes Ehrgefühl für ihre lieben Mitmenschen. Die Erziehung zum Klatsch ist die erfolgreichste, sie führt die Kinder früh schon in die Öffentlichkeit. Sie werden häufig als Zeugen vor Gericht geladen. Diese erfreuliche Thatsache verdanken sie weniger ihrer sprichwörtlichen Allgegenwart als ihrer Klatschsucht. Sie haben hier und da so viele Aussagen gemacht, bestimmte, feste, daß ihre Zeugenschaft unentbehrlich erscheint. Die Kinderverhöre sind wahre Versucher zum Bösen. Sie liegen von den Ereignissen, die dabei zur Sprache kommen, durch Wochen, ja Monate getrennt; da hat sich der nur zu wohlbekannte Prozeß vollzogen. Eine Handvoll Schnee, zu klein, ein Grashälmchen zu knicken, ist zur Lawine geworden. Um ein Körnchen Wahrheit haben sich unzählige Kristalle festgesetzt. Der Schönheit des Ganzen zu Liebe wird das unscheinbare Körnchen herausgelöst und geht verloren. Auch hier helfen die Eltern. Es ist ein Falschmünzerverfahren, das auf Selbstbetrug hinausläuft. Man lebt und denkt sich in das Falsche hinein mit dem Entrüstungseifer des Wahrheitsfreundes, und an diesem schönen, warmen Eifer zerschlägt sich der letzte Rest sittlichen Bewußtseins. Die Lüge erscheint als Wahrheit.

Solchen Umwandlungen der einfachsten Thatsachen steht man in der Schule täglich gegenüber. Sie gleichen einem Wespennest; man schüttet es zu, damit alles erstickt. Aber die Mütter dulden das nicht immer, und an den nun folgenden Auseinandersetzungen lernt man die tiefe innere Verlogenheit der Kinder verstehen, entschuldigen, als Wirkung eines Naturgesetzes erfassen.

Digitized by Google

Die Lüge ist in der That fast ein Teil ihres Selbst; sie ist die Anpassung an ihre Umgebung. Zu Hause gilt die Lüge als eine brauchbare Waffe in dem Kampf um das Dasein, ja als eine unentbehrliche. „Man kommt ohne Lüge nicht aus", lautet ein Erfahrungssatz Tausender von geplagten, gehetzten, schwerringenden Menschen. Sie lassen nicht von der Lüge; man könnte ihnen in Zukunft das bißchen Regenwasser, das sie durch sie aufgefangen haben, um nicht zu verschmachten, verwehren.

Eine kleine Lüge — und Liese bleibt von Schulstrafe verschont, von der Schulstrafe, die der Vater absitzen müßte, denn Geld ist nicht da. Und sitzt er, dann bebt die alte Not an, nur schwerer noch, weil alle erschöpft sind. Liese müßte wieder mit zum Flaschenspülen, wie diese acht Tage; das gäbe neue Schulstrafe. Also — Liese war krank, glaubwürdig ist's schon zu machen. Die Lüge hat geholfen, die Miete bezahlen; der kranke Junge konnte Milch trinken. Das war sie doch wahrhaftig wert!

Zu Weihnachten lügt man sich das Notwendige ins Haus; wenn's angeht, ein wenig mehr, dem schönen Fest zu Liebe. Eine bequeme, nicht allzuwählerische Privatwohlthätigkeit neben den Vereinen, zwischen denen eine Verständigung leichter herzustellen ist, bietet schlauen Müttern reichlich Gelegenheit, ihre Kinder vielfach beschenken zu lassen. Die Geschenke sind ihnen zu gönnen; daß aber ein Teil davon durch Lügen gewonnen wird, ist schlimm und schlimmer noch, daß die Lüge als eine Notwendigkeit, ja fast als Pflicht erscheint, angesichts der Thatsache, daß ohne sie manche Blöße unbedeckt, manche Lücke unausgefüllt geblieben, ja manche Arbeitskraft brach gelegt worden wäre.

Alle Tage fast läßt sich ein Linsengericht durch eine Lüge erkaufen, und so gewiß der Mangel täglicher Gast ist, so gewiß ist's auch die Lüge. Man lernt mit ihr rechnen. Sie ist ein hilfsbereiter Freund, ein treuer Helfer in der Not. Das begreifen die Kinder schnell. Sie unterstützen die Eltern bereitwillig und lügen mit zum allgemeinen Besten. Aber dabei bleiben sie nicht stehen. Sie führen auch ihr Eigenleben in Schule und Haus, haben ihre Sonderwünsche und Sonderansprüche, Sonderpflichten treten an sie heran. Verlegenheiten und Nöte stellen sich ein. Da machen sie ihre Privatanleihen bei dem gefälligen Freund, der nie versagt. Ungeschicktes Borgen kommt an den Tag und bringt Strafe. Die lügenden Eltern wollen nicht belogen werden, und die Schule versteht hierin keinen Spaß. Nun richten sich die Kinder geschickter ein, sie haben ihre erprobten Lügen und steuern vorsichtig durch alle Klippen.

Es ist beinah unmöglich, diesen Kindern den Wert der Wahrheit verständlich zu machen. Es ist etwas in ihnen unterbunden, das freies, klares Wägen und Prüfen hemmt. Die Fülle der Erfahrungen drückt, sie lastet auf einer Seite. Die andere Seite ist kraft-, farb-, wesenlos, voller Schemen und Schatten, die sich nicht halten, nicht erfassen lassen. Das Gedicht: „Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr, laß nie die Lüge deinen Mund entweihn", ist nichts als rhetorisches Wortgeklingel für Kinder, die, seit sie zu denken vermögen, mit der Lüge auf Du und Du stehen und ihr, ach, gar so viel zu danken haben. Sie sind nicht zu bekehren und nicht zu überzeugen. Eine ganze Erfahrungswelt müßte der ihrigen gegenübergestellt werden, ebenso anschaulich in Ursache und Wirkung, so greifbar in dem festen Verhältnis von That und Lohn. Strafen sind nicht beweiskräftig; sie fallen fort, wenn die Lüge unentdeckt bleibt, sind also keine unbedingt notwendige Folge, außerdem im Leben um neunundneunzig Prozent seltener, als in der Schule. Auf diesem trüben Gebiet feiert die häusliche Erziehung einen ihrer unbeschränktesten Siege. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gustel.

Roman

von

E. Vely.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 528.)

Im frischen Morgenthau wandert sie den Weg nach dem Bahnhof. Die Sonne blitzt in den Tropfen, die Luft ist frisch und klar, die Vögel singen — ach, wie das schön ist! Sie hat das lange nicht gesehn und gehört. Was wissen sie in der Stadt vom Sonnenaufgang und der Freude an einem Frühmorgen! Es ist doch gut, daß sie das noch einmal erlebt. Sie atmet weit und lang, und sie denkt an die Enge und die gepreßte Luft des Hängebodens in Berlin, wo sie gerade nur aufrecht stehen kann.

Die Hähne krähen auf den verschiedenen Gehöften, an denen sie vorbeikommt, lustig in den frühen Morgen hinein. Einzelne Stimmen werden laut; Ackerwagen knarren, eine Sense wird gedengelt, und da, auch das Horn des Kuhhirten tönt ganz in der Ferne. Alles noch wie sonst. Nun steht sie, ihre schwarze große Wachstuchtasche haltend, und sieht noch einmal nach den Bergen zurück, nach dem Schloß, nach der Kirchhofsmauer.

„Na, Jungferchen, auch schon so früh unterwegs?" fragt ein Hausierer und nickt ihr vertraulich unter seinem Pack her zu.

Auf der Landstraße, die sie nun überschreitet, kommen schwere Fuhrwerke heran in langsamer Fahrt. Drüben steht ein Schäfer auf seinen Stock gebückt; sein Hund umspringt klaffend die Herde. Aus dem Kornfeld drüben steigt eine Lerche auf.

Ihr dringen bei den hellen Tönen die Thränen in die Augen, sie kann sie nicht zurückhalten; dann wischt sie sie mit der flachen Hand von den Backen. Um das Stationsgebäude ist schon volles Tagesleben; ein Güterzug läuft eben ein, die Arbeiter sind in Bewegung. Der Wagen eines Gutsbesitzers hält da; sie kennt ihn auch noch von früher. Der Herr selbst steht in dem Wartezimmer zweiter Klasse am Büffet und spricht mit der schwarzhaarigen Gattin des Restaurateurs.

Dorette guckt in den Warteraum der dritten; da ist's leer. Sie tritt ein und läßt sich nach kurzem Zögern eine Tasse Kaffee und ein Brötchen geben. Der Tag ist lang und die Fahrt weit. Draußen vor dem Fenster sitzen ein paar Weiber mit den Mänteln über ihren Kiepen und schwatzen; ein Förster mit der Flinte auf dem Rücken geht vorbei. Dorette trinkt das dünne, heiße Getränk in langsamen Zügen. Die Thür hinter ihr wird geöffnet und wieder zugeschlagen. Sie sieht nicht um, schrickt dann aber zusammen, denn dicht neben ihr sagt eine Stimme: „Na, da sehn wir uns ja noch mal wieder! Schmeckt's?"

Es ist der redselige Mann, den sie gestern an der Kirchhofsthür getroffen hat. „Mamsell, mir auch 'ne Tasse!" ruft er zum Büffet hinüber. „Das kann allemal nich schaden. Nu — auch wieder fort? Wohin denn?"

„Nach Berlin!"

„Sieh mal an, denn fahren wir ja zusammen. Is gut, wenn man sprechen kann; denn vergeht die Zeit."

Sie blickt zu Boden; ihr ist es gewiß nicht darum zu thun. Aber ihn ficht das gar nicht an.

„Nämlich aber —" seine kleinen Augen gleiten forschend über sie hin — „stolz bin ich nich —"

Sie hebt ihre Blicke, es liegt wohl auf ihrem Gesicht eine Frage, die er gleich versteht.

„Hahaha — wo ich Geld sparen kann, thu ich es immer. Ich habe noch keinen

Digitized by Google

Extrazug vor mir selber, Fräulein, ich fahre fein vierter."

Sie zieht ihr Billet aus der Tasche.

„Ich auch."

„Na sehn Se woll, sehn Se woll! Wie alt sind Sie denn?"

„Achtundzwanzig!"

Er pfeift „Schier dreißig Jahre bist du alt", geht ans Fenster, in das hinein wie ein Wasserfall die schrillen, schwatzenden Frauenstimmen klingen, und kommt wieder zurück.

„Gestern war's ganz hübsch auf dem Schützenhof, man bloß, daß ich keine Menschenseele kannte. Warum sind Sie nu eigentlich nich mit gegangen? Sehe ich aus, wie'n Mensch?" — Er wirft einen Blick an sich herab. „Na, reputabel sieht Christian Netkow doch aus, was?"

Sie schiebt ihre Tasse zurück und sagt: „Ich war nicht aufgelegt; meine Tante ist gestorben, und deshalb mußte ich herkommen — das Gericht schrieb mir!"

„Ach so, hab'n ja auch 'n schwarzes Kleid. Meine Tante, deine Tante." Er lacht, wie über einen köstlichen Witz, dreht sich um sich selbst, klopft mit den Knöcheln der linken Hand gegen die Tischkante. „Alle Menschen müssen sterben, alles Fleisch vergeht wie Heu. Auf'm Gericht? Woll gar was geerbt?"

„Ja!"

„Sieh mal an. Ne lütje Million? Nich? Na, wissen Sie, Fräulein, ich thät's Ihnen gönnen. Wahrhaftig, so is Christian Netkow nich."

Die Thür öffnet sich: „Einsteigen in der Richtung Seesen, Braunschweig, Wolfenbüttel!" ruft der Portier.

„Das sind wir!" sagt Netkow und ergreift ein zusammengerolltes Packet. „Nu man schnell, daß wir'n Platz kriegen — denn Sitzgelegenheit haben wir uns wohl beide nicht mitgebracht."

Er bleibt an Dorettens Seite, als muß das so sein; sie schreiten hastig über den Bahnsteig. Vornehmes Publikum ist für diesen Morgen- und Bummelzug gar nicht auf der kleinen Station anwesend, nur Marktweiber und Männer in Arbeitstracht. Alle hasten nach dem stehenden Zuge; viele tragen große Körbe und Kisten.

„Rasch!" mahnt der Schaffner, dem das Geschleppe langweilig ist, an der offenen Thür eines Wagens.

Christian Netkow schwingt sich vor Dorette hinein, ist flugs auf der an der Längswand angebrachten Bank, setzt sich nieder und stemmt seinen Arm über den nächsten Platz.

„Nu kommen Sie man bloß," brüllt er vergnügt.

Dorette läßt sich auch nieder, ihr Gepäck auf den Knien haltend.

„Das können wir bequemer haben," sagt ihr Beschützen und legt die Tasche auf sein Päckchen, dicht vor seine Füße.

Auf den Bänken, den Körben, ihren Bündeln sitzen die Leute; es ist aber nicht gedrängt voll. Eine Frau hat drei kleine Kinder bei sich; zwei davon schreien, als der Zug sich in Bewegung setzt, das größere fürchtet sich vor den fremden Gesichtern.

Christian Netkow holt eine Pfeife aus der Tasche: „Nu will ich es mir erst mal gemütlich machen." Ein paar Arbeiter kommen gleich in einen lebhaften Streit über Löhne; der eine ist zufrieden, darum hänseln ihn die andern.

„Dusseltier! bist ja gar kein rechter Mensch! Ein rechter Mensch kann nich zufrieden sein."

„Die Weltordnung muß umgestoßen werden, sage ich! Das is eben keine Weltordnung mehr!"

Der Schüchterne bekommt rechts und links einen Stoß von den Ellbogen seiner Nachbarn, der ihn aufmuntern soll.

„Geh man bloß mal erst bei uns in die Schule!"

„Nu sehn Sie!" sagt Netkow zu Dorette. „Gemütlichkeit kennen solche Leute nich. En Elend is es man, sage ich. Hören Sie nur nich drauf. Wir leisten uns ja Gesellschaft. Wie heißen Sie denn eigentlich?"

„Dorette Kramer!"

„Sieh mal an. Und achtundzwanzig — und keinen Anhang mehr?"

„Ich bin — ich habe keine Eltern mehr."

„Und auch keine Geschwister?"

„Nein!"

„Also ohne Anhang! Das is 'ne gute Sache, Fräulein! Nämlich mal vor Ihren Zukünftigen. Hahaha!"

Digitized by Google

Sie sieht vor sich hin. Die Kinder drüben schrein noch immer; die Arbeiter hänseln jetzt die Frau.

„Werfen Sie die Bälger doch aus'm Fenster!"

Da steht das blonde Mädchen auf und geht zu der ärmlichen Person in dem abgetragenen Kleide.

„Ich will das Kind nehmen — zu mir gehn Kinder gern."

Die geängstigte Frau läßt ihr das Jährige ohne ein Wort; Dorette hebt es tänzelnd hoch, spricht zu ihm, läßt es auf den Knien reiten, und es wird ruhig.

„Sie sind gewiß kinderlieb?" fragt Netkow, der ihr ein Weilchen zugesehn hat.

„Ja!"

„Das merkt man. Und gucken Sie bloß, der Racker wird stille!"

„Es ist müde."

„Wo wohnen Sie denn in Berlin?"

„Ich bin im Dienst, in der Bülowstraße!"

„Ne aber, wie sich das trifft — ich wohne in der Ziethenstraße. Grünkram, Christian Netkow. Kennen Sie nich die Firma? Na, da können Sie nun in Zukunft einkaufen, was?"

Dorette nickt; das Kind hat das Köpfchen auf ihren Arm gelegt und schläft. Sie sitzt ganz still um es nicht zu stören.

„Ich hab'n kleinen Wagen un'n Pferd und hole meine Sachen selber aus der Zentralmarkthalle. Und feste Kunden habe ich genug. Auf mich können sich die Leute auch verlassen — das glauben Sie man, Fräulein."

Sie nickt und blickt auf das blasse Gesicht des kleinen Schläfers. Etwas Altes, Kummervolles ist darin.

Der Säugling drüben ist nun auch still geworden; der ältere Knabe sitzt am Boden und spielt mit seinen Schuhen. Das Loch an der großen Zehe macht ihm viel zu schaffen, er bohrt immer das Fingerchen hinein. Die Mutter erzählt einer alten Frau, die einen hochbepackten Gemüsekorb vor sich stehn hat, daß ihr Mann vor drei Wochen beim Bau verunglückt ist und im Hospital in Braunschweig liegt, und daß sie ihr geschrieben haben, er hätte solche Sehnsucht nach den Kindern und ihr. „Un nu will ich man hin," sagt sie mit stumpfer Miene; „er wird ja wohl nich wieder, wenn sie das schreiben!"

„Ach du meine Güte, was fangen Sie denn an, mit so vielen Kindern?" fragt die Alte.

Die Frau sieht vor sich hin; darauf hat sie ja selbst keine Antwort.

„Mein Pa—pa, mein Pa—pa!" kräht der älteste Junge auf dem Boden und schlägt in seine Hände.

„Ja, ja," nickt die Frau, „sei man stille, wir kommen ja hin — zum Papa!"

„Hottehüh!" jauchzt er.

Bei den Arbeitern kreist die Schnapsflasche, und der eine fängt an zu singen: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!" Und der zweite hebt die Flasche, nickt Dorette zu und ruft: „Prost, junge Frau!"

„So 'ne Menschen," sagt Netkow, „en Unterschied kennen sie gar nich. Ne, sehn Sie, da thu ich nun nich mit, mit solchen Witzen."

Und er setzt sich aufrecht und nimmt eine ganz ernsthafte Miene an.

„Du, der versteht auch keinen Spaß, das is so'n kleinbürgerlicher Angsthase," heißt es drüben.

„Na ja, so einer, der seine vier Groschen festhalten will."

„Hilft ihm alles nichts, wenn's mal losgeht, drehn wir alle Beutel um."

Dann ist es wieder für ein Weilchen still in dem Raum, in dem die Luft immer enger und gepreßter wird. Die Sonne dringt heiß und blendend ein, ein feiner grauweißer Staub erfüllt die Luft. Die blasse Frau bekommt einen heftigen Hustenanfall.

Netkow flüstert über das braune Köpfchen in Dorettens Arm hin: „Wobei steht denn Ihr Schatz?"

„Ich — habe keinen!"

„I doch? Das soll nu einer glauben? So'ne stattliche Person, die 'nem jeden gefallen muß?" Er schüttelt den Kopf und bläst eine ganze Tabakswolke vor sich hin.

Dann haben sie Seesen erreicht, und jeder strebt aus dem Wagen.

Dorette hält das Kind der Maurersfrau noch immer, und die kümmert sich kaum darum; sie klettert mit den beiden andern hinunter.

Digitized by Google

Auf dem einen Arm den Kleinen, in der Rechten die Tasche folgt das kräftige Mädchen.

„Nu fahren wir nicht weiter zusammen!" sagt sie der Mutter. Schweigend, apathisch faßt die blasse Frau nach dem Kinde.

„Ja," meint Netkow, „die Leute bedenken sich immer nich ordentlich, wenn sie heiraten. Das will zueinander, und denn setzen sie's durch. Ich habe es ja das erstemal auch so gemacht. Ich bin nämlich Witwer — schon über'n Jahr. Aber Christian, sage ich jetzt immer zu mir, jetzt machst du die Augen ordentlich auf. Man wird doch mit der Zeit klug. Meine Kinder sind übrigens ganz gut geraten; der Junge is so gescheit, der könnte Doktor werden, und das Mädchen, vierzehn Jahr is es, ich sage man bloß, das hantiert mit'm Besen wie 'ne Alte. Wahrhaftig en Spaß. Wirtschaftlich war ihre Mutter, aber'n Drache, en rechter Drache. Gott hab' se selig."

Sie sitzen auf einer Bank und erwarten den Abgang des Zuges, der sie weiter bringen soll. Die Sonne kommt höher und brennt heißer. Noch ist man nicht aus dem Berglande heraus; die Höhen sind hell beleuchtet, und jenseits des Bahnhofsgebäudes liegt das alte Städtchen freundlich im Gartengrün.

„Heiraten werden Sie doch auch mal wollen?" fragt Netkow. Sie preßt rasch die Lippen aufeinander und thut dann einen heftigen Atemzug; zwischen ihren Brauen bildet sich eine Falte. „Ich — ich glaube — nicht!"

„Nu aber — ach, das sagen immer alle! Mir machen Sie das nicht weiß! Ich kenne doch die Frauenzimmer, ich alter Praktikus!"

Es ist soviel Zeit, daß sie miteinander in den Ort gehn, sich Brot und Wurst zu kaufen, „denn", sagt der Händler: „So'ne Bahnhofswirtschaft ist wie 'ne Apotheke — das sind die reinen Neunundneunziger."

Dann fahren sie weiter. Sie sitzen beide aufrecht mit geschlossenen Augen, aber das Rütteln und Schütteln läßt sie nicht zum Schlafen kommen. Auf einmal lacht Netkow hell auf, und sie muß ihn ansehn.

„Ja — die Leute müssen doch eigentlich meinen, wir gehören zusammen." Wie sie keine Antwort giebt, fährt er fort: „Und machen uns doch auch ganz gut. Ich bin 'n bißchen größer noch wie Sie. Und was mir an Ihnen gefällt, Sie können doch mal schweigen, und man kann selber zu Worte kommen. Das litt meine Alte absolut nich! Un' wie sie nu da lag und stille war — ne, ich habe es gar nich glauben können!"

Sie trinken an dem nächsten Aufenthaltsort Bier.

„Mit'n Blitzzug möchte ich gar nich fahren," meint Netkow, „hier hat der Mensch doch seine Gemütsruhe." Dann, als Dorette ein wenig lange nach ihren Nickeln sucht, lacht er: „Sie halten die Groschen auch wohl gerne fest?"

„Sie zu verdienen, ist ja auch nicht leicht."

„Da sagen Sie'n wahres Wort, Fräulein, ein ganz wahres! Aber" — er stößt sie zum erstenmal etwas vertraulich an. „Sie haben doch nu 'ne Erbschaft? Wieviel denn?"

„Vierhundert Mark."

„En Stück Geld, en Stück, wenn man's in der Hand hat."

Nach einer Weile guckt er ihr wieder lächelnd ins Gesicht. „Nu suchen Sie sich man den Mann, der damit was anzufangen weiß."

Sie schüttelt den Kopf.

„Ach, was — so'n hübsches und gescheites Mädchen. Un' ich komme auf die Hochzeit. Meinen Walzer, den schiebe ich noch ab. Glauben Sie's nich? Wenn Sie mir'n gutes Wort geben, Fräulein, denn gehe ich mit Ihnen mal in'n „Schwarzen Adler" nach Schöneberg."

„Ich — habe lange nicht getanzt," sagt sie abwehrend.

„Wohin gehn Sie denn an Ihrem Ausgehsonntag?"

„Nach Charlottenburg — immer — da — da habe ich Bekannte."

„Ne, was Sie aber solide sind!"

Und endlich kommen sie in Berlin an, verstaubt, zerschlagen — in Potsdam sind sie noch einmal umgestiegen.

Als sie die Treppe des Potsdamer Bahnhofs herunterkommen, sagt der Grünkramhändler: „Nu könnte man mit der Pferdebahn, aber gehn is auch gut. Erstens behält man seinen Nickel in der Tasche, und denn werden die Knochen wieder geschmeidig."

Digitized by Google

Er lobt Berlin, wie sie durch das Gewühl auf der Potsdamerstraße gehn, die Läden, den Verkehr, die Menschen.

„Ich bin doch vom Lande, aber sehn Sie, ich kann's nich länger mehr wie zwei Tage aushalten, ohne daß ich das Gerolle und Gerassele um mich höre. Berlin kriegt man lieb, das is nu mal nich anders. Un' wie ich Sie taxiere, Fräulein, da möchten Sie auch nich wieder nach dem Nest, dem Dingsda, dem Ohen."

„Nein, dahin möchte ich auch nicht wieder," antwortet sie und denkt daran, wie wenig schwer man ihr den Abschied gemacht hat.

So kommen sie nach der Bülowstraße und dem Hause Nr. 8.

„Nun bin ich da!" sagt sie.

Er steht vor ihr, sie ein paar Sekunden lang betrachtend.

„Ja, ich brauche bloß um die Ecke und bin auch da." Dann hustet er.

„Un' eigentlich habe ich mich erst besinnen wollen, aber lang bedenken, kann auch kränken — warum soll ich es nich da auf der Stelle sagen: Wollen Sie mich? Mir gefallen Sie, und daß wir zu'nander passen, das habe ich gleich gesehn. Sie geben mal 'ne stille und tüchtige und sparsame Frau. Un' mit ganz leeren Händen kommen Sie ja auch nich! Wollen Sie?"

Sie ist erst sehr rot, dann völlig blaß geworden; der Atem scheint ihr zu stocken.

„Daß ich'n ehrlicher un' rechtschaffener Kerl bin, das können Sie glauben."

„Ja, ja!"

„Also?"

„Herr Netkow —"

„Na, was denn?"

„So — so schnell — ich" — murmelt sie.

„Ach was, ich brauche wen ins Haus, das geht nich so weiter mit dem Geschäft un' den Kindern — da kriegt das eine un' das andre sein Recht nich — un' ich am allerwenigsten. Un' habe die Augen schon lange aufgemacht, ob mir mal was in den Weg liefe. Sie passen mir."

Sie hat wieder die Falte zwischen den Brauen und einen ganz herben Zug um den Mund bekommen. Und dann hört sie plötzlich, was Lisbeth am vergangenen Abend gesprochen hat. Nun könnte das wahr werden. —

„Herr Netkow, — ich — ich —"

„Im Hausstand fehlt nichts!" spricht er mit der wunderlichen Geläufigkeit weiter, „die Kinder — ne, schlecht geraten sind sie nich, un' mit mir kann eine schon auskommen. Verträglich bin ich, un schlechte Tage hat meine erste Frau auch nich gehabt. Das weiß die ganze Nachbarschaft, un' was mein Hauswirt is, der sagt immer: ‚Netkow, wenn alle so gute Mieter wären un pünktlich zahlten, wie Sie.' Ich halte auf Reputation!"

Seine kleinen, grauen Augen funkeln und er gestikuliert vor Eifer.

Hinter ihnen auf dem Straßendamm gleiten die Wagen der elektrischen Bahn vorüber, klingeln die Pferdebahnen, rollen die Droschken. Unter den Bäumen in der Mitte spielen und jauchzen Kinder; vom Bürgersteig schallt das Gehaste schneller Füße vorüber und das bedächtig langsame Auftreten solcher, die viel Zeit haben. Der ganze Großstadtlärm umbraust sie doppelt eindringlich nach der Ruhe der vergangenen beiden Tage. Vielleicht, daß, während sie hier unten steht, Frau Mühlbach oben schon ungeduldig auf sie wartet. Die ist streng und nützt sie aus nach jeder Richtung, und manchmal hat sie schon gedacht, wie gut es die hat, kann befehlen und kennt keine Sorge.

Und nun bietet der Mann da an ihrer Seite ihr ein Heim, einen Unterschlupf — sie zupft mit unruhigen Fingern an ihrem Kleiderärmel. Es ist eine Hilflosigkeit in ihr, sie nimmt die Tasche aus der einen Hand in die andere. Rechts von dem Hause, vor dem sie stehen, ist ein Blumenladen; die herrlichsten Rosen sind im Schaufenster, und eine junge Dame, die ein Herr am Arme führt, kommt mit einem großen Strauß die Stufen herab. Das Paar sieht so glücklich aus; die müssen sich lieb haben.

Dann wischt sie über ihre Stirn — daß sie an andere Menschen jetzt denken kann —!

Netkow lacht. „Na, sehe wohl, daß Sie sich erst bedenken oder erkundigen wollen —" wie sie bei dem Wort den Kopf schüttelt: „also — bedenken. Haben so was noch nich durchgemacht. Auch gut. Ziethenstraße, Christian Netkow — denn bringen Sie mir die Antwort; können sich auch gleich mal um-

Digitized by Google

sehn. Das Sofa lassen wir denn neu überziehen, es hat es nötig, aber ich habe immer gedacht, wozu? Wenn mal 'ne neue Frau ins Haus kommt, denn is es Zeit. Die paßt denn auf, daß es die Kinder nich verunge-nieren. Und nu schlafen Sie man erst mal aus, müde sind Sie gewiß — ich bin auch'n bißchen zerschlagen. Ich bin den vollen Tag morgen zu Hause, un' so viel Zeit werden Sie wohl finden, daß Sie 'rum kommen können. Ja?" Sie nickt. „Dann machen wir alles ab. Sie haben doch auch gewiß vierzehn Tage Kündigung?"

Sie nickt wieder.

„Kann ich mir wohl denken. Unpraktisch is so eine wie Sie nich." Dann stößt er sie wieder an, wie vorhin im Wagen. „Un' in vier Wochen, da können wir schon aufs Standesamt."

Und lächelnd und siegessicher faßt er nach ihrer Hand und quetscht sie, schwenkt seinen Hut und ist davon mit seinen kurzen, behenden Beinen.

Dorette geht durch den Eingang für die Dienstboten und fühlt nach dem Schlüssel zur Küchenthür. Ihre Schritte klingen noch fest auf den Steinen im Hofe; als sie die Hintertreppe betritt, kommt ein Zittern in ihre Knie, sie muß sich am Geländer halten. Ganz langsam, wie eine gebeugte alte Frau klimmt sie empor; der Schweiß tritt ihr plötzlich auf die Stirn, es würgt sie wieder an der Kehle. Und endlich oben, schließt sie mit bebenden Händen auf und sinkt dann auf den Stuhl, der zunächst der Thür steht.

Wie fremd der Raum ihr vorkommt, und ist doch derselbe, in dem sie zu hantieren gewöhnt ist. Da sind die Kupfergefäße, das Blech, das Porzellan. Wie sonderbar ihr zu Mut ist! Es hat ihr einer gesagt, daß sie ein eigenes Heim haben soll, daß sie sich nicht mehr wie ein Wandervogel vorkommen darf, heute hier und morgen dort, bald gesucht und dann wieder fortgeschickt! Gewiß ein rechtschaffener Mensch, der es ehrlich meint. —

Einmal, da ist es anders gewesen, da hat auch einer zu ihr gesprochen, von Liebhaben und Gutsein — dem hat sie eine schnellere Antwort geben können, damals.

Sie stößt einen Wehruf aus. Ach, warum ist das gewesen, warum hat das so sein müssen? Und dann legt sie den blonden Kopf auf den Küchentisch. Sie hat ihre Heimkehr vergessen, ihre Herrschaft und Otzen — sie schluchzt bitterlich, daß Christian Netkow ihr nicht früher in den Weg gekommen ist.

* * *

Frau Antonie Mühlbach hat bereits zum drittenmale im Laufe des Tages Ursache gehabt, sich zu wundern. Sie hat ihren strengsten Blick, als sie vom Toilettentisch her, an dem sie ihren Hut aufsetzt, sagt: „Sie sind ja heute merkwürdig verträumt, Dorette. Die grauen Handschuhe, mit den schwarzen Nähten habe ich doch gesagt, und Sie bringen gelbe! —"

Sie ist über die fünfzig hinaus; eine Vorliebe für gute Kleidung und gutes Essen hat sie mit in ihren Witwenstand genommen. Das lila Foulardkleid heuchelt nach allen Änderungen mit Hilfe der gelblichen Spitzen eine ganz nette Taille, der Leichnersche Puder hilft ihrer Haut mildthätig nach. Sie ermahnt täglich ihre Friseuse, ihr die Stirnhaare recht kleidsam zu machen; sie hat mit ihren großen dunklen Augen einmal für hübsch gegolten, das ist eine Erinnerung, die sie verfolgt. Sie trägt recht hohe Absätze an ihren Schuhen und klappert trotz des Teppichs damit infolge ihrer hastigen Bewegungen. Zuweilen erinnert sie sich plötzlich bei diesem „Klapp klapp", daß es ihr verstorbener Mann gar nicht hat leiden können. War seine Sache — um seine Zu- oder Abneigung hat sie sich absolut nicht gekümmert. Er war ein fleißiger, wohlhabender Kaufmann, den sie nahm, weil er der erste war, der kam. Sie hat ihn dann hinterher wie eine Notwendigkeit ertragen und ihr ganzes Herz an ihren leichtlebigen und leichtsinnigen Sohn gehängt. Daß sie sich jetzt mehr einschränken muß, nur einen Dienstboten halten kann, daran ist er schuld.

Der Gang, den sie vorhat, ist auch nicht angenehm — zum Zahnarzt; so eine dumme Notwendigkeit, die sie immer nervös macht. Wenn sie in einem Munde eigene, gute Zähne sieht, hat sie stets ein Neidgefühl; sind dieselben regelmäßig und hübsch und blitzen, wie die Dorettens, so wird sie zornig. Und jetzt eben sieht sie, daß die Person vor sich hin-

Digitized by Google

lächelt, als komme ihr ein heitrer Gedanke in den Sinn, und die schönen Zähne leuchten hinter den frischen roten Lippen hervor.

„Und lassen Sie sich ein besseres Rumsteak geben, wie das letztemal. Bei der Geflügel-Koßmannen gehe ich selber vor. Das ist auch sicherer!"

Sie rückt an der Veilchenkrempe ihres Hutes, der noch nicht ganz gut sitzt; sie ärgert sich auch über ein paar verunstaltende Pickel in ihrer Haut, und dann dreht sie sich rasch um.

„Können Sie nicht antworten? wie soll ich denn wissen, ob Sie mich verstanden haben."

„Ja, gnädige Frau!"

Dorette trägt ein blaues Kattunkleid mit weißen, kleinen Blumen. Ihr goldfarbenes Haar hat einen seltenen Glanz, und eine gesunde Frische geht von der Person aus. Antonie Mühlbach beneidet auch alles Jugendliche. Sie hat sich gern den Hof machen lassen, und deshalb ist er ihr auch oft gemacht — die Leute haben sogar einmal recht viel geredet. Jetzt zieht sie die Stirn ein wenig kraus — das sind — mit einem Seufzer! verjährte Dinge!

„Überhaupt — immer spielt mir meine Gutmütigkeit Streiche; da habe ich Sie in Ihre Heimat gelassen. Zum Dank sind Sie heute ungeschickter und unaufmerksamer, als je."

„Gnädige Frau — ich —"

„Ach, lassen Sie nur — so geht es immer. Ich werde von allen Dienstboten mißbraucht. Sie sollten sich vor allen Dingen in Acht nehmen. Sie kriegen nicht leicht eine Herrschaft, die über — das fortsieht."

Glühende Röte schießt in das Gesicht des Mädchens. „Gnädige Frau, ich habe es Ihnen damals ehrlich gesagt."

Frau Mühlbach hat ein spöttisches Lächeln; sie sieht, wie wehe sie dem Mädchen thut, und das hat sie gewollt. Wenn sie schlechter Laune ist, wenn sie sich ärgert, so mag ihre Umgebung auch daran tragen.

„An den Tag kommt so was ja immer," sagt die Dame und greift nach dem Handspiegel, um mit Hilfe desselben ihre Rückansicht zu prüfen.

„Und dann," sagt Dorette leise, „habe ich es Ihnen gewiß gedankt, aber — ich höre es auch jeden Tag — und das kann einem Menschen auch nicht angenehm sein."

Frau Mühlbach schnellt herum; sie hat vorhin einen Brief ihres Sohnes gehabt, der Offizier war. Er ist auf Reisen unter dem Vorwand, daß er sich nach einem neuen, passenden Lebensberuf umsehen will. Das wird neue Opfer erheischen; ihr ahnt nichts Gutes. Wenn Bodo so nett „seinem lieben, guten Mamachen, das noch kürzlich jemand für seine Schwester gehalten hat," schmeichelt, dann weiß sie, was hinterher kommt. Der nächste Brief wird wohl die Summe fixieren.

Die Person da mit ihrer sanften Gelassenheit — hübsch ist sie. Bodo und der junge Stehle haben sich kürzlich, als sie bediente, bei Tische ganz bedeutungsvolle Blicke zugeworfen.

„Donnerwetter! alle Achtung! Du Schwerenöter!"

Bodo hat gelacht, und einen mythologischen Namen haben sie ihr gegeben. Welchen doch nur gleich? sie kommt nicht darauf. Na, sie weiß ja leider, daß Bodo einer kleiner Opernchoristin nachläuft, und sie kann von seinem distinguierten Geschmacke auch nicht annehmen, daß er sich gerade um ihr Mädchen für Alles kümmern wird.

„Schweigen Sie!" herrscht sie, nach der kleinen Pause. „Sie sind übermütig in meinem Hause geworden. Und Sie gerade? —" Der Blick Frau Antoniens gleitet an Dorette hinab. „Sie haben das wahrhaftig nicht nötig!"

„Übermütig — lieber Gott, dafür sorgen Sie doch wohl —" die Bitterkeit macht sich in dem Ton Luft, in dem das Mädchen antwortet. „Bei Ihnen ist ein Dienstbote doch kein Mensch!"

„Unverschämte! Sie können zum Ziel gehn!"

Dann rauscht sie hinaus und schlägt die Thür zu. Dorette räumt langsam die verstreuten Kleinigkeiten auf, die in dem Schlafzimmer herumliegen. Sie ordnet die Elfenbeinbürsten in Reih und Glied, rückt die Stühle zurecht, öffnet das Fenster, das geht alles mechanisch. Sie thut das schon elf Monate, und ebenso oft hat ihr Frau Mühlbach gesagt, daß sie gehen soll, um sie den andern Tag wieder zum Bleiben aufzufordern. Die Frau ist schnell wieder gut, wie sie heftig sein

Digitized by Google

kann. So wird es ja wohl morgen auch wieder kommen. —

Aber jetzt hebt sie trotzig den Kopf in die Höhe. Wenn sie nicht will, braucht sie sich all das nicht mehr bieten zu lassen. —

„Wenn ich nicht will," sagt sie laut, und dann geht es plötzlich wie ein Ruck durch ihre Glieder; sie schüttelt den Kopf, sinkt auf einen Stuhl und legt beide Hände vor das Gesicht.

Eine ganze Weile sitzt sie so, regungslos, nur leise atmend, da schlägt die Uhr in dem offenen Nebenzimmer — sie zählt nach — schon so spät! Als sie aufsteht, geht sie schwerfällig, wie unter einer Last. Erst über den Vorplatz, dann durch das Eßzimmer; überall hängen Familienbilder; ihr ist, als blickt jedes Gesicht spöttisch auf sie herunter. Was soll sie denn? Ja so, Besorgungen für den nächsten Tag machen und für das heutige Abendbrot. Sie muß sich sogar sputen. Sie öffnet die Thür, die zu der kleinen Treppe nach ihrem Hängeboden führt und steigt hinauf, um eine frische Schürze für ihren Ausgang zu nehmen. Gerade aufrecht kann sie dort stehen unter der niederen Decke; ein Bett befindet sich daselbst und ihr Reisekorb, der alle ihre Habseligkeiten birgt; hinter einer gelben Gardine hängen die Kleider, ein eiserner Ständer trägt die Waschschale. Sie darf sich nicht so lebhaft hier oben bewegen, wie Frau Antonie es in ihren Zimmern thut, sonst würde sie alles Gerät umstoßen. Mit ein paar Buntdruckbildern, die sie an Würfelbuden gewonnen hat, sind die weißgetünchten Wände geschmückt; ein etwas wackeliger und verschabter Stuhl steht nahe dem niederen Fenster, vor dem ein weißroter Kattunvorhang hängt und ein Blumenstock, ein abgeblühtes Geranium, prangt. Auf einem kleinen Seitenbord stehn eine blaue Wasserflasche und zwei ebensolche Gläser, die sind ihr aus dem Nachlaß der Mutter geblieben; daneben liegt ihr schwarzes Gesangbuch mit einem Kreuz in Goldpressung auf dem Deckel, und darunter die Bibel und ein abgegriffenes Exemplar des Wilhelm Tell; den hat ihr in dem vorletzten Dienst ein kleines Schulmädchen geschenkt, das eine bessere Ausgabe bekam.

Auch ein paar Photographien hängen über ihrem Bette; die Lisbeths ist darunter in einem blausamtnen Rahmen, und dann ist noch ein Spiegel da, der ehemals der Herrschaft gedient hat und wegen eines Sprunges degradiert worden ist.

Sie bückt sich, um in dem Korb zu kramen; da kommt ihr plötzlich ein Couvert in die Hand. Sie öffnet es, sieht ein Bildchen lange an, das darin liegt, und wie ihr die Thränen in die Augen dringen, verbirgt sie es wieder unter der Wäsche.

Dann steigt sie hinunter, geht durch die Küche, nimmt ihren Korb und schlägt den Weg über die Hintertreppe ein. Als sie im ersten Stock ist und den letzten Absatz erreicht hat, vertritt ihr jemand den Weg.

„Na — mein Kind?"

Sie sieht in das von Schmissen zerrissene Gesicht eines jungen Mannes. „Noch immer so spröde?"

„Lassen Sie mich vorbei, Herr Doktor!"

„Ja, warum denn so eilig? Und wann machen Sie mir denn mal ein freundliches Gesicht? Das kriegt wohl nur der Herr Lieutenant Mühlbach zu sehn, was?"

Sie giebt keine Antwort.

„Ich sage Ihnen, Dorette, Sie sollten doch endlich mal lernen Spaß verstehen. In ein paar Wochen lasse ich mich als Arzt nieder, die Wohnung habe ich schon, da brauche ich natürlich 'ne Haushälterin. Fällt mir garnicht ein, mich mit 'ner alten Schachtel zu belasten; ich will eine nette, hübsche Person. So'n Gesicht, was mir und den Leuten gefällt, wenn sie in die Thür kommen."

Was sie das nur angeht — sie hat ganz andre Gedanken im Kopf, mag dem sprudelnden Geplauder garnicht zuhören.

„Bei der Mühlbachen haben Sie doch gewiß viel Arbeit?"

„Ja, der Dienst ist nicht leicht."

„Und die Frau ist ein Drache, das sagt Lieutenant Bodo selber. Na, mit der übergroßen Süßlichkeit ins Gesicht! Und Sie sind jung und hübsch! — da haben Sie doch gewiß wenig vom Leben?"

Sie seufzt — aber über ganz etwas anderes, als was er da redet. Er ist ein gut aussehender Mensch, stattlich, mit einem braunen Krauskopf und lachenden Augen und einem Übermut im Wesen, der wohl mancher gefallen kann.

Digitized by Google

„Und man ist bloß einmal jung, Dorettchen-Klytia, merken Sie sich diese Lebensweisheit und gucken Sie mich ein bischen freundlicher an, nicht so philisterhaft. Sie können doch gewiß ebenso gut lachen, wie andere Mädchen auch."

„Ich habe keine Ursache dazu."

Er kommt ihr ganz nah mit seinem Gesicht. „Ernsthaft, sagen Sie mal — hätten Sie Lust, Dorettchen, es mal mit 'nem einzelnen Herrn zu versuchen?"

„Nein, Herr Doktor!"

Sie drängt mit ihrem Korbe gegen ihn, daß er ausweichen muß. Er spitzt die Lippen zu einem pfeifenden Ton, guckt ihr nach und schüttelt den Kopf.

Dann klopft er an die Hinterthür, um durch die Küche in die Wohnung seiner Mutter eingelassen zu werden. Es ist die verwitwete Oberregierungsrätin Stehle, eine Freundin von Frau Antonie. Sie haben sich nach langen Jahren, in denen sie nichts von einander gehört, in dem gleichen Hause getroffen, sich über den Zufall gefreut und klagen einander nun wöchentlich einmal ihre Haushaltungssorgen und ihre Nöte über den einzigen Sohn.

Bärbe, die grauhaarige Köchin, sieht den jungen Doktor mißbilligend an.

„Wenn ich man bloß wüßte, was Sie immer auf den Hintertreppen zu thun haben, Herr Ludwig?" sie kennt ihn aus frühester Kindheit und ist vertraulich, wenn's niemandhört.

Er lacht und schlägt ihr auf die Schulter.

„Ja, Bärbe, da kann ich immer im Heraufspringen gleich zwei Stufen nehmen, das schickt sich doch vorn nicht!"

„Wenn's man wahr is!"

Er lacht noch lauter und fährt in sein krauses Haar.

„Und dann, ja, dann will ich erproben, ob die Hand, die Samstags ihren Besen führt — — Sag mal Bärbe, hast du — jung bist du doch auch mal gewesen! hast du nie die feinen jungen Herren lieber gesehn, als die groben Hausknechte?"

„Dummes Zeug. Was soll so'n Schnack?"

„Bärbe, gern hast du doch auch gewiß mal wen gehabt? Besinne dich man, wenn's auch schon lange her ist."

Seine lustigen Augen haben ein Flimmern.

„Ach, Unsinn! Un' jetzt gehn Sie man zur Frau Oberregierungsrätin, die paßt schon lange auf Ihnen!"

Lachend, aber gehorsam, machte er ein paar Schritte; in der Korridorthür wendet er noch einmal den Kopf.

„Bärbe, das machst du mir nicht weiß! Diesen gewissen Schliff, den haben dir die Maurer und Schlosser aus deinem Krähennest nicht beigebracht. — Du hast gewiß auch lieber Eau de Cologne gerochen, gute Alte."

„Ne, Herr Ludwig, Sie können zu dumm thun, un' wenn Sie Waltershausen mit dem Krähennest meinen, was meine Heimat is, dann bin ich dort zwanzig Jahre nich gewesen, aber solch 'ne Titulation verdient es nich."

Er lacht wieder. „Spaß muß doch sein, Alte. Sag mal, hast du dich denn garnicht ein bischen mit der Klytia da über uns angefreundet?"

„Wer soll denn das sein?" Sie bekommt eine ganz nachdenkliche Miene.

„Na, denn laß man!" und damit ist er fort und die alte Köchin sucht in ihrem Gedächtnis vergebens. Es wird wieder ein Ull sein, der Name kommt im Vorder- und Hinterhause nicht vor. Dann faßt sie nach den Kirschen, die sie aussteinen will.

„So'ne Jugend is immer unverständig — die Gesetztheit, die bringen doch bloß erst die Jahre!"

* * *

Dorette steigt langsam die knarrenden Treppenstufen hinunter; sie ist nun schon seit Jahren in Berlin, aber diese großen Häuser mit ihren langen Seitenflügeln und den vielen Bewohnern, diese Höfe mit ihren schwarzweißen Fliesen, auf denen alle Schritte so schallen, die vielen Köpfe, die zu jeder Zeit aus den Küchenfenstern lugen, faule oder unbeaufsichtigte Mädchen, Offiziersburschen, Kinder, das hat noch immer etwas Fremdes, Beängstigendes für sie.

„Wo wollen Sie denn hin?" fragt unten im Hof die Frau des Portiers, die immer müßig an der Vorder- oder Hinterthür steht und wissen muß, was im ganzen Hause vorgeht. Dorette sieht sie an, sie muß sich selber ja erst besinnen.

„Ich" —

Digitized by Google

„Ich frage doch man bloß, weil Sie so in Gedanken versunken sind, Fräulein Dorette!“ sagt die kleine, magere Frau. „Haben Sie was auf'm Herzen? Er hat wohl nicht geschrieben; er muß wohl auswärts sein? denn mit einem von hier gehn Sie ja nich. Das hätte unsereins doch längst bemerkt. Un' wenn Sie klug sind —“ sie deutet mit dem Daumen über die Schulter — „Apothekers ihre — na, dies Gelaufe mit 'nem Pferdebahnkondukteur. J, das dauert solange, als es dauert. Wenn bloß die Mädchens klüger werden wollten! Sehn Sie mal, ich — ich habe auch gedacht, ich müßte gleich einen haben. Und was habe ich denn nu mit meinem Schuster? Wenn er gesoffen hat, haut er mich. Un' wenn er nüchtern is, dann zählt er mir die Pfennige zu. Ich sage Ihnen, bei der schlechtesten Herrschaft da is es noch immer besser, wie bei 'nem Mann.“

Sie fuchtelt in der Luft herum und bindet dann die Bänder ihrer blauen Schürze fester.

„Wenn die Mädchen man bloß erfahrenen Leuten folgen wollten! Ich könnte was erzählen! Und was man auf so 'nem Posten, wie unsrer, erlebt. Nich auf 'ne Kuhhaut geht's! — Was bei die feinsten Herrschaften vorgeht — meine Güte! Die im dritten Stock drüben, Künstlersleute, lassen sich auch scheiden — na, ja, was soll man dazu sagen? Unfrieden giebt's bei Hoch und Niedrig, und Männer sind Männer. Und en Dienst, wo man seine Spargroschen auf die Seite bringen kann, is noch immer nicht das Schlechteste! Da kann man ziehn, hat man seine rechtschaffene Kündigung.“

Dorette nickt und geht weiter. Die Portiersfrau zuckt die Achseln. „Die bleibt immer noch grün, die nimmt sich nicht mal die Zeit, ein paar Worte zu reden. Wer so dumm ist, nur auf den Vorteil seiner Herrschaft bedacht zu sein!“ Da sieht sie die Friseuse kommen, die bei der Frau Rechtsanwalt im ersten Stock gewesen ist, und schießt wie ein Stoßvogel auf sie zu. „Frau Grunewalten, wie geht's denn? lange nich gesehn! Haben Sie die dünnen Haare mal wieder brennen müssen? Ja, wer's haben kann!“

Ein Offiziersbursche aus dem vierten Stock, mit vielen Packeten im Arm, drängt sich an den beiden vorüber.

„So was! sagt nich mal die Tageszeit,“ brummt die Portiersfrau ihm nach. „Bild't sich was ein auf seine baumwollenen Handschuhe, mit denen er bei Tisch aufwartet. Zuviel is doch in seine Leutnantsschüsseln auch nich drin. Und müssen im vierten wohnen! Kennt unsereiner doch! Aber die Frau Rechtsanwalten, das is 'ne leutselige Frau — ja, die haben was einzubrocken. Die Leutnanten kann sich nich frisieren lassen, Frau Grunewalten.“

Dorette tritt aus der Thür und blickt gerade aus, sie muß zuerst zum Schlachter — also links.

Es ist das Treiben des sinkenden Tages in der Bülowstraße. Die Wagen der Lieferanten fahren hier und dort vor, Diener mit Packeten und Kartons begeben sich in die Häuser. Da liest man an einem Gefährt die Spindlersche Firma, jetzt kommt ein Wagen von Rosenthal — elegante Konfektion; drüben einer von einer Wäschefabrik. Ein Bierfahrer folgt einem Selterswasserverkäufer, Droschken rollen, die Ausstellungsausflügler füllen die Wagen der elektrischen Bahn. Die Menschen hasten, auch die Nichtsthuer; es ist der rasche Schritt der Großstadt, mit dem hier alles an einander vorüber gleitet; ein Geräusch übertönt das andere, die Pferdehufe klappern, das Rollen der Gummiräder hört man kaum. Eine Schülerabteilung kommt im Marschschritt von einem Ausflug nach Hause.

Da gleitet jemand ganz nah an ihre Seite und macht ein paar Schritte im gleichen Takt wie sie; sie hastet voran.

„Guten Abend, Fräulein!“

Sie schrickt zusammen; ja, die Stimme ist es. Und dann sieht sie auch Christian Netkows vergnügtes, rundes Gesicht.

Ein seltsames Gefühl kommt über sie; halb ist's Beklommenheit, halb Freude, daß er da ist, an den sie eben gedacht hat.

„Sie haben's ja wieder so eilig!“

„Ach ja.“

„Da kann ich mir wohl einbilden, daß Sie auf dem Wege zu mir sind? Habe den ausgeschlagenen langen Tag gewartet — 'ne gewisse Ungeduld, na, natürlich. Habe es mir aber wohl denken können. Sie haben nicht früher weg gekonnt. Und da sagte ich mir endlich: guck mal um die Ecke, Christian. Und

Digitized by Google

bin bis hier vors Haus und mal auf und ab und richtig, da sind Sie nu."

Er hält ihr seine roten, kurzen Finger hin und sie legt ihre Hand langsam hinein.

„Ja, kommen habe ich wollen, um — um Ihnen zu sagen —"

„Sehn Sie, verwandte Seelen treffen sich, zu Wasser und zu Lande!" Sein ganzes Gesicht glänzt förmlich vor Freude.

„Gut geschlafen? und ordentlich bedacht?" fragt er. „Wissen Sie, ich habe das garnich mehr nötig gehabt. Ich bin schon gestern Abend mit mir einig gewesen."

Er ist ein guter Mensch — Dorette denkt es mit voller Überzeugung, und es thut ihr beinah weh im Herzen; sie fühlt ein krampfhaftes Zusammenziehen darin.

„Das gefällt mir auch, daß Sie sich nich rausgeputzt haben," meint Netkow. „Wie 'ne nette lüttje angehende Hausfrau sehn Sie aus."

„Ich muß zum Schlachter."

„Na ja, erst das Geschäft und dann das Vergnügen!" und er geht an ihrer Seite hin und wartet vor der Thür bei Friedrich Müller und nickt ihr wieder zu, als sie herauskommt.

„Mir ist heute gewesen, als wäre den ganzen Tag Sonntag!"

Zum Bäcker schlüpft sie hinüber — in einen Materialladen — er macht die Zickzackwege mit ihr, immer geduldig, immer sie von neuem vergnügt ansehend. Und ein paarmal bewegt sie die Lippen, bringt aber keinen Laut hervor.

„Nu alle mit dem Geschäft?"

„Noch Salat."

„Der wird bei Firma Christian Netkow gekauft. So — rum um die Ecke." Und mit ausgestrecktem Arm weist er auf seinen Namen, der über einem Ladenfenster angebracht ist. Grünes Gemüse und Eier und Brot liegen zur Schau. „Hier kann gerollt werden," sagt ein Plakat, und ein anderes empfiehlt verschiedene Biere.

„Was? propper!" lacht Netkow mit seinen Augenzwinkern. „So weit hätten wir's gebracht und kommt ja noch immer besser. Im Keller habe ich angefangen." Und dann schlägt er leicht mit der Hand auf die Schulter des stattlichen Mädchens. „Wer weiß, wozu wir's noch bringen."

Hinter dem Ladentisch sitzt eine kleine, gebückte Frau, die den Eintretenden entgegensieht, und beide Ellbogen aufgestemmt, die Knie hochgezogen, hockt auf einem niedrigen Schemel ein langaufgeschossenes Mädchen. Es hat ein Buch auf dem Schoß und liest eifrig. Die Schritte und die Stimmen und das von der Straße hereindringende Geräusch stören sie nicht.

„Das ist meine Ält'ste, mein Pauleken! En gutes Kind, aber vor's Lesen is se! Ich sage man, ganz doll. Jeden Schnippel, auf dem was steht, den liest se. Ne, das hat se nich von Vatern."

Die Alte scheint fragen zu wollen, was die Fremde wünscht. Sie ist ein wenig langsam.

„Na, lassen Sie man, Eicken, ich kriege den Salat schon selber."

Auf Seitenborten, in großen Körben, auf Tischen und in Schränken ist die Ware verteilt. Landbrot und Butter und Heringe und Käse und Zwiebeln und Kartoffeln und Gemüse — Dorette hat das ja schon oft gesehn. Aber hier kommt ihr alles so nett und so verlockend vor. Es muß sich ganz vergnüglich darunter wirtschaften lassen. Und wie sie schnellen Blicks über alles hinsieht, kommt ihr der Gedanke, daß es noch gefälliger aufgekramt werden kann. Die Lilien z. B., die dort drüben in der Ecke in einem halbzerbrochenen Topf stehn, die würde sie besser ins Licht stellen, dann könnte mancher Eintretende seine Freude daran haben.

Netkow gewahrt, daß ihr sein Reich einen guten Eindruck macht; er wirft sich förmlich in die Brust.

„Ja, so ganz leicht is das nich, bis es einer so weit bringt," meint er und kratzt sich hinter dem rechten Ohr. „Einer hat'n Grips, und hundert haben ihn nich. Früh auf und am Platz und richt'gen Überblick und guten Einkauf. Un' immer heiter und freundlich mit der Kundschaft. So was, das würden Sie ja nu wohl gleich los haben. Un' nu stellen Sie Ihren Korb hin und kommen Sie rein!"

Er stößt die Thür links auf. „Da steht die Rolle. Bringt auch was ein! und da schläft Pauleken, ich bin mit dem Jungen hinten. Un drüben is die Küche. Ganz hübsch, was? Un' nun hier —"

Digitized by Google

Er geht nach rechts. Dorette zögert auf der Schwelle.

„Na, man zu.“

Die alte Frau sieht dem Paar mit einem mißtrauischen Blick nach.

„Pauleken, wer is denn das man?“

„Ich weiß doch nich, Tante Eicken;“ das Mädchen zieht, unwillig über die Störung, eine Grimasse und versenkt sich gleich wieder in das Buch, das ihr eine Mitschülerin geliehen hat: „Grimms Märchen“.

Ein Sofa, ein Schrank, Tische und Stühle, alles ein wenig eng, aber freundlich, und Spiegel und Bilder — etwas modrige, gepreßte Luft, der Dunst aus dem Grünkramladen. Aber das heimelt Dorette an; in dem kleinen Hause in Otzen roch es zur Sommerszeit auch so, wenn der Erdgeruch aus dem Garten hereindrang.

„Ja — sehr hübsch!“ sagt sie, sich mit einem langen Blick umsehend.

„Setzen Sie sich man aufs Sofa — gute Federn, aber's Beziehn hat's nötig. Na, zur Hochzeit, was?“ und er nähert sich ihr mit linkischer Vertraulichkeit. Da gleitet sie von ihm weg, weicht bis an die Wand zurück, ist ganz todesblaß und streckt beide Hände gegen ihn aus.

„Nein, nein, ich hätte garnicht mitkommen sollen. Es ist unrecht von mir. Ich wollte auch nicht — da traf ich Sie —“

Unzusammenhängend, stammelnd kommt das heraus; er hat es auch nicht ordentlich verstanden.

„Was woll'n Sie denn damit gesagt haben?“ fragt er.

Sie schüttelt den Kopf und hält sich an dem Schranke neben ihr.

„Ach, fragen Sie doch nur nicht — nur nicht.“

„Ja, was soll denn das? Woll'n Sie nich? ich meine, gestern, da hätten Sie doch gethan, als wenn Sie einverstanden waren.“

Sie schüttelt wieder den Kopf.

„Na, dann hören Sie aber mal!“ und ein ehrlicher Groll ist in seiner Stimme. „Einen rechtschaffnen Kerl, den narrt man nich so — ne —“ Und er faßt nach einem Stuhl und schiebt ihn mit einem Ruck zur Seite.

Ihre Augen scheinen plötzlich größer geworden, als sie ihn voll ansieht.

„Nein, Herr Netkow, das habe ich nicht thun wollen, Sie zum Narren halten. Sie sind ein guter Mensch, das weiß ich auch — das ist nur so gekommen, daß ich hier bin. Seien Sie mir nicht böse —“ ihre beiden Arme hängen schlaff herab. „Und lassen Sie mich gehn. Es giebt viele andre Mädchen.“

Er stößt einen zornigen Laut aus; dem sonst so Redseligen versagt die Sprache.

„Es giebt — auch viel bessere!“ setzt sie nach einem kurzen Zögern leise hinzu.

„Das — wäre ja nun meine Sache gewesen. Sie haben mir gleich gefallen.“ Und dann ballt er die Faust, als will er sich selber einen Zwang damit anthun, und öffnet sie wieder. „Ich habe Sie doch gleich gefragt, ob Sie einen andern hätten. Das konnten Sie doch ehrlich sagen.“

„Ich — habe keinen andern!“

Er sieht sie forschend an.

„Denn bin ich dumm! Denn is es ja gar zu albern. Sehn Sie mal, ich bin doch'n Mensch, der — ne, ne, bloß'n Dummerjahn soll ich sein Ihrer Meinung nach?“

„Bester Herr Netkow!“ ihre Augen füllen sich mit Thränen.

„Ach was!“ ruft er.

Da faltet sie die Hände fest, ganz fest, und es ist, als knirschen ihre weißen Zähne aufeinander.

„Ich — habe — ein Kind!“

Er bewegt die Lippen, als wiederholt er jedes ihrer Worte im stillen für sich, und dann starrt er das blonde Mädchen an, und endlich rückt er den Stuhl, den er vorhin fortgestoßen, heran und fällt darauf nieder, mit solcher Wucht, als wollten ihn die Beine nicht mehr tragen. Es ist sehr still in dem Zimmer; man hört nur die Atemzüge der beiden Menschen und das Ticktack der Schwarzwälder Uhr und von der Straße her das dumpfe Geräusch.

Einen Augenblick sieht Dorette den stummgewordenen Menschen an; dann streicht sie mit der einen Hand über die andre, wendet sich langsam und sagt:

„Adje auch, Herr Netkow!“

Er läßt sie bis zur Thür gehn, faßt nach dem Tischrand und glättet an der Decke.

„Dorette, Sie sind doch nich wie andre — wenn auch —“

Digitized by Google

„Doch — es muß wohl sein — es muß wohl!" antwortet sie, und ihre Lippen zittern. Und dann tritt sie mit einer raschen Bewegung an ihn heran. „Aber — die Hand können Sie mir doch geben. Das bin ich wert. Adje, Herr Netkow!"

Er erfaßt ihre Finger rasch und hält sie fest.

„Es — es thut mir so schrecklich leid. Das muß ein schlechter Mensch gewesen sein, der Sie — so hat sitzen lassen."

„Ja, das ist er."

„Lebt er denn noch?"

„Das wird er wohl."

„Thut er was — für —?"

„Nein. Aber — ich kann ja arbeiten für mein Gustel. Und das thue ich gerne."

Christian Netkow blickt in dem Zimmer herum, als ob er all die Gegenstände zum ersten Male sähe und seine Freude daran hätte.

„Hier hätte es Ihnen doch gefallen?"

Sie seufzt und nickt.

„Und ich — Sie haben gesagt — Ach, du lieber Gott!"

Sie will ihre Hand befreien.

„Es soll Ihnen gut gehn!" flüstert sie.

Er springt auf und reißt beinahe die Decke vom Tisch herunter; da muß sie hilfreich zufassen.

„Wollen Sie mir nich mal sagen" — dann stockt er.

Sie versteht ihn gleich.

„Ach, da ist nicht viel zu erzählen. Ich bin erst im Dienst in Otzen gewesen und dann nach Hannover gekommen. Und da war's bei einem Bäckermeister, und er war Bäcker, aus Wien, und lustig und besonders und hübsch auch, und ich war dumm und leichtsinnig. Nicht besser, wie andre. Ehe das Kind auf der Welt war, ist er dann fort nach seiner Heimat und sagte, er wollte mich auch holen und ich sollte in Rechtschaffenheit seine Frau werden. Hat aber nur einmal noch geschrieben, und denn weiß ich garnicht, ob meine Briefe angekommen sind. Und meine Tante in Otzen hat mich von der Schwelle gewiesen — und wie das Gustel da war, bin ich hin nach Berlin —"

Mit gesenktem Kopf hat er zugehört und beide Hände auf die Knie gestützt.

„Das Gustel habe ich in Charlottenburg, so kann ich es doch zuweilen sehn."

„Hm!"

„Adje, Herr Netkow!" Sie legt die Hand auf die Thürklinke, da steht er neben ihr.

„Wie — alt ist es denn?"

„Drei Jahre."

„Sie hätten ja klagen können!" meint Netkow, nachdem er ein paar Sekunden still gewesen ist.

„Ach du lieber Gott, so weit hin, in dem seine Heimat! Und dazu gehört auch Geld."

„Hm!"

Sie greift ihr Taschentuch heraus und wischt über ihre feuchtgewordene Stirn.

„Denn — haben Sie es aber nicht leicht gehabt!"

„Ach nein, aber es ging doch, und dem Gustel habe ich nichts abgehn lassen. Es ist gut aufgehoben und ganz kräftig!" sagt sie mit Mutterstolz.

Erst hustet Netkow, dann spricht er leise: „Dorette, das is doch nich wahr, was Sie gesagt haben — wie andre sind Sie nich. Sie haben Unglück gehabt."

Sie antwortet nicht; nur ein trauriges Lächeln zieht über ihr Gesicht.

„Sie — Sie sind nie wieder leichtsinnig gewesen, das weiß ich, Sie können es auch garnich wieder sein."

„Ich — habe viel abzubitten, beim lieben Gott — und viel gut zu machen an meinem Gustel, das keinen Vater hat," antwortet sie einfach.

Die breite Brust des kleinen Mannes arbeitet in keuchenden Stößen.

„Dorette — wenn Sie einschlagen, ich nehme Sie doch. Ich kann keine bessere Frau finden; ich will auch gar keine andre suchen. Und — ich bin doch auch'n Witwer. Ich kann ja denken, der — der Schuft is gestorben."

Sie weicht wieder bis an die Wand zurück.

„Das wollten Sie? Sie sind gut — aber —"

„Ach, machen Sie man bloß keine Worte. Soll ich's beim Standesamt melden? richtige Papiere haben Sie doch? Wir stehn nach Schöneberg zu."

Und alles um sie herum ist so traulich und heimatlich und lockend — sie kann nichts

Digitized by Google

sagen, sie reicht ihm still die Hand, und die Thränen laufen ihr über die Backen.

„Das weiß ich, daß ich mein Recht bei dir kriege und meine Kinder auch. Und das — das andre, das is ja ordentlich aufgehoben, wo es is. Nich wahr?"

„Ja — bei ganz guten Leuten," sagt sie leise.

„Na, denn," und schüchtern streicht er ihr übers Haar. „Das geht ja nur uns beide an und keinen andern, was gewesen is."

„Aber —" sie sieht ihm fest ins Auge, „vorwerfen ließe ich es mir auch nich, kein einzigmal!"

„I wo!" Und dann faßt er sie um und drückt ihr einen herzhaften Kuß auf die Lippen. „Nu sind wir Brautleute. Nu gilt's. Das habe ich aber gestern schon ganz genau gewußt, daß es so käme!"

Sie trocknet die Augen und sieht nach der Uhr.

„Herrje, schon so spät."

„Na — nu laß deine Herrschaft man schimpfen, nu kommt's nich mehr darauf an."

Wie sie aus der Thür in den Laden treten, guckt die alte taube Eicken das Paar forschend an.

„Ja," sagt Netkow, „wir sind nu miteinander einig. Eicken, auf die Hochzeit soll'n Sie auch!"

„Ach was, ich mache keine Hochzeit mehr, ich habe an einem Lüderjahn genug gehabt," grinst die Alte. „Ihre Witze lassen Sie man bloß."

Netkow lacht aus vollem Halse. „Ne, so war's nich gemeint. Die da und ich!"

„So?" Die Eicken zieht den zahnlosen Mund zusammen. „I, dann bin ich ja fortab überflüssig."

„Ja, dahin wird sich nu denn wohl die junge Frau stellen."

Wie das Paar miteinander auf die Straße getreten ist, ruft die Eicken, ein Bündel Zwiebeln unter den Ladentisch schleudernd: „Wenn alte Kerle verliebt werden. Das mag 'ne Schöne sein, die er sich da aufgelesen hat. Pauleken, Pauleken!"

„Was is'n schon wieder?" fragt das Kind und dreht den Kopf mit den schweren Zöpfen unwillig herüber.

„Dein Vater is'n Bräutigam, und da draußen steht er mit dem Fräulein Braut!"

„Ach — nee!"

„Wahrhaftigen Gott! kannst dich freuen. Nu giebt's großen Radau und Hochzeit. Nu wird's hier ganz, ganz anders; is keine geduldige Eicken mehr da, die fünfe grade sein läßt. Nu paß man Achtung." Und noch ein Bündel Grünzeug fliegt auf den Boden.

Paula Netkow hält ihr Buch mit dem zerrissenen Einband in der Linken und steckt den Zeigefinger der Rechten in den Mund. Sie denkt nach.

„Denn kriege ich ja eine Stiefmutter!" sagt sie endlich langsam.

„I freilich doch!"

„Die — sind aber schlimm. Das steht hier im Buche."

„Freilich sind sie das."

Paula hat ein rotbraunes, etwas kurzes Kleid an, unter dem ihre großen Füße hervorsehn. Ihre schwarze Schürze zeigt zahlreiche Flecke. Sie hat die volle Ungelenkigkeit ihres Alters, lange Arme, eckige Ellbogen.

„Ne — so was — von Vatern!" sagt sie ernsthaft und langsam.

Die Eicken bewegt ihr wackeliges Kinn hin und her; eine große Warze und ein paar einzelne Barthaare sitzen daran, das ist Paula immer spaßig.

„Auf Haue kannst du dir gefaßt machen und euer Robert erst. Das Unsal."

„Da is er!" sagt Paula. Ein frischer Junge stürmt über die Schwelle.

„Eicken, 'ne Stulle!"

Er sieht dem Vater ähnlich, ist auch kräftig und gedrungen.

„Aber man'n bisken plötzlich!" brüllt er.

„I sachteken, sachteken, Junge, bald kannst du hier nich mehr so großprotzig thun, denn is keine Eicken mehr da."

„Was soll'n das heißen?" Die runden Augen sehn die alte Frau erstaunt an, und dann springt er zu der Schwester hin und giebt ihr einen Stoß.

Sie versteht den Wink ohne Worte.

„Sie kann doch denn nich mehr aushelfen, wenn wir 'ne Stiefmutter kriegen!"

„Un' die haut euch!" setzt die Eicken mit Überzeugung hinzu, indem sie die Stulle mit Butter bestreicht.

Digitized by Google

„Denn hau ick ihr auch!“ sagt Robert mit Seelenruhe und beißt in das dargereichte Brot. Und Paula hockt sich wieder nieder und sucht nach einer Geschichte, in der recht Grauliches über Stiefmütter steht. Dann bohrt sie die Finger in die Ohren; nun mögen sie sagen, was sie wollen. Sie stört es nicht.

Langsam, allerhand ernstlich mit einander verabredend, sind Netkow und Dorette wieder nach der Bülowstraße gegangen und haben sich dann getrennt. Ganz anders ist dem Mädchen zu Mut, wie es jetzt leichtfüßig über den Hof geht. Ein Heim thut sich ihr auf; da ist ein Mensch, der an sie glaubt. Das ist ein wohliger Gedanke. Zum erstenmal seit Jahren weicht das Gefühl der Demütigung und Bedrückung von ihr. Da ist einer, der zieht sie herauf, ans Licht; es wird wärmer um sie her werden. Und er soll es nicht bereuen, das hat sie sich schon den ganzen Weg her gesagt — nie! Und an seinen Kindern will sie's gut machen, daß er keinen Anstoß daran nimmt, daß das Gustel da ist. Ganz gewiß.

Sie summt leise eine Melodie, als sie emporsteigt, schließt hastig auf und räumt ihre Vorräte aus dem Korb. Da öffnet sich die Küchenthür. Frau Antonie Mühlbach, bereits im Schlafrock, steht an der Schwelle und blickt ganz sanft.

„Sie kommen ein wenig spät, Dorette. Ich habe Sehnsucht nach meinem Thee. Und denken Sie nur, morgen muß ich wieder zum Zahnarzt.“

Dorette sagt nichts.

„Sie kennen freilich dergleichen nicht. Ach, das macht so nervös. Und in der Stimmung — wissen Sie, Dorette, mit der Kündigung, das habe ich nicht so ernst gemeint, vorhin!“

Zum erstenmal sieht das Mädchen jetzt von seiner Beschäftigung auf. „Aber — ich habe sie angenommen, gnädige Frau!“

„Ach — das ist ja nicht ernst gemeint,“ wiederholt Frau Mühlbach. Sie hat mit der Oberregierungsrätin und einer andern Bekannten auf dem Nachhausewege das Dienstbotenkapitel behandelt, und die Launen der alten Bärbe und die Ansprüche der Köchinnen sind sehr hell beleuchtet worden. Da ist sie zu der Überzeugung gekommen, daß sie nicht die Schlimmste hat und nicht das meiste zahlt.

Sie hebt die kurze Schleppe auf und kommt herein. Die Sachen blitzen, die da auf den Borten stehn; es gelingt ihr ja auch sonst schwer, irgend ein Stäubchen zu entdecken. Und sie lächelt und zupft die Spitzen an ihrem Handgelenk zurecht. „Wir kommen ja gut miteinander aus.“

„Ich heirate.“

„Sie?“ ein kurzes, nervöses Lachen, dann leichthin: „Ach, machen Sie doch keinen Spaß.“

„In einem Monat heirate ich, gnädige Frau.“

„So? Na — gratuliere. Dazu — um ein Mädchen wie Sie, das ‚das‘ hinter sich hat, zu nehmen, — dazu gehört was. Wer das kann —“

„Ein rechtschaffener Mann, gnädige Frau!“ Dorettens Augen blitzen und in ihre Wangen steigt Glut. „Und das — geht keinen was an. Nur den und mich!“

Mit einem lauten Knall fliegt die Küchenthür aus den Händen der Gnädigen ins Schloß. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Frau als Apothekerin.

Von

Marie Mellien.

Nachdruck verboten.

Als Odhin, der Göttervater, einst auf die Erde herabstieg, so erzählt die alte nordische Sage, um die schöne Königstochter Rinda von schwerer Krankheit zu heilen, da nahm er die Gestalt und Tracht einer alten Frau an. In dieser bereitete er den heilkräftigen Trank und verrichtete er alle notwendigen ärztlichen Funktionen am Krankenlager der Jungfrau. — Das war ganz selbstverständlich nach der Auffassung alt-germanischer Völker, denn Frauen allein beschäftigten sich mit der Krankenpflege und Arzneibereitung; war ja auch die Göttin Eyr die einzige Vertreterin dieser Kunst in Asgard. Die Götter, wie die Männer auf Erden, hatten mehr zu thun, als sich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben, sie mußten in unaufhörlichen blutigen Kämpfen mit ihresgleichen oder mit Riesen und Zwergen, Hammer und Schwert führen und ihren Feinden Tod bereiten oder doch „knochentiefe" Wunden schlagen. Solch Werk erschien allein als „des Mannes würdig". Das ganze erste Jahrtausend nach Christi Geburt hindurch ist es in den skandinavischen Ländern so geblieben; erst das Christentum schuf Wandel in diesem alten Brauch. Unter seinem milden Einfluß lernten allgemach die rauhen Helden des Nordens, daß es auch dem Manne nützlich und sogar ehrenvoll sei, der Heilkunst zu pflegen.

Bei unseren deutschen Vorfahren wird es nicht viel anders gewesen sein, denn allen Naturvölkern erschien Krankenpflege und Verfertigung heilender Salben und Tränke als ausschließliche Sache der Frauen. Wo auch immer in Sage und Dichtung der Vorzeit von diesen Dingen die Rede ist, werden sie allemal mit klugen Weibern in Verbindung gebracht, die freilich ihre Kunst zuweilen auch zum Schaden und Verderben ihrer Feinde gebrauchten und neben Arzneien auch Zaubertränke und tödliche Gifte zu brauen verstanden, wie die griechische Sage von Medea und Kirke, wie die Edda von Guta (Ute), König Giukis Weib, zu berichten weiß.

Selbst noch in Zeiten, wo die historische Überlieferung die märchenhaften Berichte der Urzeit verdrängt, begegnet uns diese Auffassung. Als die Kinder Israel der theokratisch-republikanischen Verfassung müde sind und von ihrem alten Führer Samuel einen König verlangen, „wie die Heiden haben," legt ihnen dieser auf des Herrn Befehl alle Rechte und Ansprüche eines solchen Alleinherrschers vor, und dazu gehört auch, „daß er ihre Töchter nehmen wird zu Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen". (1. Samuelis 8, 12 [1]) —

Apotheker in unserem Sinne hat es allerdings im Altertum nicht gegeben, d. h. Leute von Beruf, die im Vorrat Arzneimittel bereiteten und feilhielten; die Medikamente wurden jedenfalls immer nur ad hoc angefertigt, mit Ausnahme vielleicht ganz einfacher, weitverbreiteter Hausmittel, die man in größeren Mengen herstellte. Ebensowenig kannte man besondere Anstalten, wo dergleichen bereitet und verkauft wurde. Die pharmazeutische Thätigkeit war wohl ausschließlich privater Natur. Um so wahrscheinlicher ist es, daß die Frau und nicht der Herr des Hauses das Einsammeln der Kräuter und anderer Pflanzenstoffe selbst oder mit Hilfe besonders kundiger Sklavinnen besorgte, und daß an demselben Herde, wo die täglichen Speisen bereitet wurden, auch das Kochen und Mischen der Heiltränke und Salben unter ihrer Aufsicht stattfand.

[1]) Im hebräischen Urtext wörtlich: „Die den Salben etwas beimischen". So übersetzt die Vulgata richtig „Unguentariae".

Digitized by Google

Übrigens ist uns aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert auch der Name einer gewissermaßen staatlich anerkannten Ärztin und „Apothekerin" aufbewahrt. Die schöne und geistreiche Athenerin Agnodike hatte längere Zeit, als Mann verkleidet, die Vorlesungen des Philosophen und Arztes Herophilos mitangehört und sich in diesem Fach ein so bedeutendes Wissen angeeignet, daß die Archonten ihr die förmliche Erlaubnis erteilten, als Ärztin zu praktizieren und Arzneimittel zu bereiten; ja, dieses Vorrecht wurde damals noch einer bedeutenden Anzahl ihrer Landsmänninnen verliehen. Von den berühmten Königinnen des Ostens, Artemisia von Karien, der treuesten Gattin und der Erbauerin des Mausoleums, und von der ränkesüchtigen Ägypterin Kleopatra wird berichtet, daß sie sich eifrig mit Pflanzenkunde und Bereitung heilsamer Tränke beschäftigten. Ob nicht die eigentümliche Todesart, die letztere sich wählte, durch solche naturwissenschaftliche Liebhabereien zu erklären ist? —

Im alten Rom standen weder Ärzte noch Arzneikundige in besonderem Ansehen. Dem hochfahrenden, auf Staats- und Weltaktionen gerichteten Sinn der Römer mußte eine Kunst, die viel Handfertigkeit, viel Sorgfalt im kleinen, Geduld und langwierige Beobachtungen erforderte, bei der nur Privatinteressen in Frage kamen, unwürdig, krämerhaft erscheinen. Dazu kam eine echt römische, abergläubische Furcht vor der dämonischen Wirkung mancher Arzneimittel, die sich leicht auf deren Verfertiger übertrug. So wurden schließlich all die Pharmacopolae, Sagae, Medicae, — ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, als eine verachtete, ja, verworfene Klasse von Menschen angesehen, denen man die abscheulichsten Verbrechen zutraute und nachsagte. Die späteren Dichter geben uns haarsträubende Schilderungen von dem Thun und Treiben dieser Leute, besonders gewisser alter arzneikundiger Weiber — wie sie in schwarzen, stürmischen Nächten an allerhand unheimlichen Orten, unter fürchterlichen Beschwörungsformeln nach Kräutern und Wurzeln suchen und dabei Zwiesprach halten mit Lemuren und anderen Gespenstern, ohne deren Hilfe sie nicht imstande sind, ihre Tränke und Salben kräftig und wirksam zu bereiten. Waren ja auch diese weit seltener heilsam und schmerzstillend als verderblich, Tod und Wahnsinn bringend.

Einige von ihnen, wie Canidia und vor allem die verrufene Locusta, brauten ausschließlich Liebestränke und tödliche Gifte, wofür es ihnen unter der vornehmen römischen Gesellschaft nie an gutzahlenden und verschwiegenen Kunden fehlte. Wieviel gute und heilkräftige Mittel die Medicae doch auch im Laufe der Jahrhunderte angefertigt, wieviel Leidende sie gestärkt und geheilt haben, davon ist bei Dichtern und Historikern allerdings nicht die Rede. Haarsträubende, sensationelle Verbrechen und grauenhafte Verirrungen sind eben ungleich interessanter, in Rom wie in der übrigen Welt, als das stille, scheinlose, nützliche Wirken im Dienste der Menschheit, besonders der armen Kranken. Und so bleibt in der Geschichte das einseitig finstere und schreckliche Zerrbild von den römischen Apothekerinnen als Hexen und Giftmischerinnen, aere perennius für alle Zeiten bestehen. „The evil that men do lives after them; the good is oft interred with their bones."

Wer weiß, ob nicht ein Teil dieser abergläubischen Furcht, dieses Hasses gegen die heilkundigen kräutersammelnden Weiber mit den Resten der römischen Kultur zu den germanischen Völkern gewandert ist und als Unterströmung mitgewirkt hat bei den Greueln der Hexenverfolgungen der späteren Jahrhunderte.

Bei dem großen allgemeinen Zusammenbruch der antiken Civilisation und des weströmischen Reichs im blutigen Morgenrot des jungen Mittelalters flüchtete sich die Kenntnis heilkräftiger Pflanzen und die Kunst, äußere und innere Arzneien herzustellen, natürlich auch dorthin, wo geistige Arbeit und stilles Forschen allein noch ein Asyl und Schutz und Pflege fanden: in die Klöster. Mönche und Nonnen sind Jahrhunderte lang die einzigen Ärzte und Pharmazeuten. In jedem Kloster befand sich neben dem Würzgärtlein, wo aufs sorgfältigste einheimische und ausländische Pflanzen aller Art gezogen wurden, denen man heilsame Kräfte zutraute (Melde, Beifuß und Senf, Lauch, Thymian, Fenchel, Salbei und Minze, die römische Kamille und das Balsamkraut, aber auch die „Königinnen der Blumen" Rose und Lilie, die damals als besonders wirksame Heilpflanzen geschätzt wurden) ein gut eingerichtetes Labora-

Digitized by Google

torium, in dem die Arzneien für die Klosterleute wie für die Kranken des ganzen Bezirks von kundiger Hand bereitet wurden. Hier lernten auch die jungen Edelfräulein, die den Klosterfrauen zur Ausbildung anvertraut waren, neben der Anfertigung kunstvoller Stickereien, Gesang, Latein und heiliger Geschichte die Elemente der Pharmazie, wie die Einzelheiten der Wundenbehandlung und die ersten Anfangsgründe der inneren Medizin. Hatten sie doch später als Schloßfrauen auf ihren einsamen Burgen in Zeiten der Belagerung oder böser Seuchen reichliche Gelegenheit, die im Kloster gelernten Handgriffe und Fertigkeiten praktisch zu üben.

Unter diesen arzneikundigen Klosterfrauen steht eine obenan, die auch sonst als eine Leuchte der Wissenschaft, als Muster der Frömmigkeit, Tugend und christlicher Beredsamkeit, hoher, prophetischer Gaben teilhaftig, von ihren Zeitgenossen gefeiert und bewundert worden ist: die heilige Hildegard. Während ihres langen Lebens (1098—1179) hat diese herrliche Frau, zuerst in der bescheidenen Klause auf Disibodenberg, dann in dem reichen großen Stift auf dem St. Rupertsberge bei Bingen, durch die Kraft ihres Geistes und den Reichtum ihres Herzens einen schier unglaublichen segensreichen Einfluß auf ihre Mitbürger ausgeübt und Bischöfe und Fürsten, Kaiser und Papst unter den Bann ihres Wesens gezwungen — bei aller Milde und kindlichen Demut eine energische Streiterin für Recht und Wahrheit. Hier ist nicht der Ort, ihrer Bedeutung auf religiösem und politischem Gebiet gerecht zu werden, wohl aber möchte ich ihrer hohen Verdienste um die Naturwissenschaft gedenken. Hildegard ist die Verfasserin der ersten Naturgeschichte des Mittelalters, (die unter dem Namen „Physica" 1533 gedruckt worden ist) und nach den Worten ihres Biographen, R. v. Fischer-Benzon, überhaupt „eine der ersten, wenn nicht die erste, die zu dem überlieferten Wissen die Ergebnisse eigener Beobachtung hinzufügte, so daß mit ihr die wissenschaftliche Naturgeschichte in Deutschland ihren Anfang nimmt. Ihre Schriften lassen uns merkwürdige und überraschende Einblicke in das Kulturleben der Deutschen im 12. Jahrhundert thun." — Eine feine und tiefe Kennerin der Tier- und Pflanzenwelt ihrer Heimat, hat sie manche wertvolle botanische und pharmakognostische Entdeckung der neueren Zeit bereits angedeutet und ausgeführt, die sie in ihrer ärztlichen und pharmazeutischen Thätigkeit wohl auszunutzen wußte. Sie war eine Freundin möglichst einfacher Mittel, wodurch sie sich höchst vorteilhaft von ihren zeitgenössischen Kollegen unterscheidet; so empfiehlt sie häufig fleißige Anwendung von kaltem Wasser, sowohl innerlich als äußerlich. Echt weiblich ist die Rücksicht, wodurch sie dem Kranken die widerwärtig schmeckende Medizin durch Verbindung mit einem würzigen „Luterdrank" aus Wein, Honig und aromatischen Substanzen mundgerecht zu machen bestrebt ist, rührend die felsenfeste Zuversicht, mit der sie an die heilsame Wirkung der von ihr verordneten Arzeneimittel glaubt. Nie verfehlt sie ihren Rezepten hinzuzufügen: „et melius habebit" (und es wird besser mit ihm werden). „Das Vertrauen aber," bemerkt v. Fischer-Benzon, dem wir diese Mitteilungen verdanken, mit Recht, „das der Arzt in seine Heilmittel setzt, geht leicht auf den Kranken über, und in vielen Fällen ist dieses Vertrauen schon die halbe Heilung." — So war es denn kein Wunder, daß der Ruhm der heiligen Hildegard als Ärztin und Apothekerin sich weit über die Grenzen ihres Vaterlandes verbreitete, und daß selbst aus dem fernen Ungarn hilfesuchende Patienten zu ihr strömten oder sich schriftlich mit der Bitte um Rat oder ein Heilmittel an sie wandten. Dankbarkeit und Begeisterung steigerten diesen Ruf ins Wunderbare, so daß sich schließlich eine ganze Reihe von Legenden über die märchenhaften Erfolge ihrer Kuren und Arzneien bildeten, die sicherlich niemand mehr in Verwunderung gesetzt hätten, als die treffliche Frau mit ihrem bescheidenen Sinn und ihren überaus rationellen ärztlichen Grundsätzen.

Inzwischen hatte sich im fernen Osten ein ungeheurer Umschwung im Wesen der Heilkunst vollzogen, unter dem Einfluß der Araber, die seit dem achten Jahrhundert eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen begannen. In Bagdad wurde zur Zeit des Kalifen Al-Mansor die erste Apotheke errichtet, die diesen Namen verdient, und von dort verbreitete sich diese nützliche Einrichtung schnell über das ganze Gebiet des Islam, Kleinasien, Nordafrika, Spanien und über Sizilien nach Unter-Italien, wo nach-

Digitized by Google

weislich schon im 11. Jahrhundert in der berühmten Universitätsstadt Salerno eine Apotheke bestand, wahrscheinlich die erste in Europa. Kaiser Friedrich II., der geniale Hohenstaufe, erließ schon um 1230 eine förmliche „Apothekerordnung", — ein Beweis, wie früh die Regenten anfingen, diese Anstalten unter den Schutz und die Aufsicht des Staates zu stellen. Da nun die Apotheken überall unter muhamedanischem Einfluß gegründet wurden, so ist es natürlich, daß alle dabei beschäftigten Personen, vom Leiter herab bis zum Lehrling, ausschließlich dem männlichen Geschlecht angehörten. Diese orientalische Gepflogenheit hatte sich bereits so eingebürgert, daß, als die erste Apotheke auf deutschem Boden entstand (1267 zu Münster in Westfalen durch den Bürger Willekin) man gar nicht daran dachte, die Mithilfe der Frauen in Anspruch zu nehmen, ja, nur zu dulden.

Fortan blieb mit wenigen Ausnahmen (die interessanteste ist wohl die „Apothekerin" Margaretha Winkel, zu Ulm 1383 gestorben, deren Grabstein noch im Kreuzgang des dortigen Münsters zu sehen ist) die Frau von der zünftigen, offiziell anerkannten Pharmazie ausgeschlossen und ist es geblieben bis zum heutigen Tage. Wollte sie auch fernerhin noch sich auf einem Gebiet bethätigen, das Jahrtausende hindurch Sitte und Eigenart ihr zugewiesen hatten, so mußte sie es sich gefallen lassen, von den konzessionierten, privilegierten, zünftigen Apothekern als Eindringling betrachtet und mit höhnischen und verächtlichen Beinamen als Quacksalberin, Stümplerin, Kräuterweib, ja noch Schlimmeres bezeichnet und wegen unbefugten „Pfuschens in ihr Handwerk" bei einem weisen und fürsichtigen Rat — oder gar beim hohen Reichstag angeklagt zu werden. Mit bewunderungswürdiger Energie und Zähigkeit suchten die Frauen noch ein paar Jahrhunderte lang die bedrohte Position gegen den Ansturm der glücklicheren gelehrten Nebenbuhler zu verteidigen; zu fest wurzelte in ihnen der Glaube, es sei ihr gutes Recht, Heiltränke und lindernde Salben für die leidende Menschheit zu bereiten wie ihre Mütter und Urgroßmütter gethan seit Erschaffung der Welt. In vielen deutschen Reichsstädten, z. B. in Nürnberg setzten sie es auch durch, daß die „geschworenen Wasserbrennerinnen", d. h. von Ärzten vorschriftsmäßig geprüfte und vor dem Rat vereidigte, wenn auch nicht „gelehrte" und „zünftige" Pharmazeutinnen, eine gewissermaßen amtlich und öffentlich anerkannte Thätigkeit ausüben und mit einigen Einschränkungen Arzneimittel bereiten und verkaufen durften. Noch aus dem 17. Jahrhundert liegen uns Zeugnisse vor, daß diese „freien Apothekerinnen" nicht nur den eifersüchtigen und gehässigen Kollegen von der Zunft gegenüber ihre Stellung zu behaupten wußten, sondern auch, daß sie sich allgemeiner Achtung und Beliebtheit erfreuten. Die 1607 geborene, einer ehrsamen Bürgerfamilie entsprossene und mit einem hochangesehenen Nürnberger vermählte Frau Dorothea Buchnerin hatte sich durch ihre pharmazeutischen Leistungen einen so glänzenden Ruf verschafft, daß sie in Bild und Wort, sogar in gutgemeinten Versen als Wohlthäterin der Menschheit gefeiert wurde. Ein alter Kupferstich zeigt uns die würdige Dame in reicher Patriziertracht, mit Halskette und Haube, umgeben von den Attributen ihrer Kunst — Retorten, Flaschen, Büchsen, aber auch einer stattlichen Bibliothek.[1])

Aber Schritt für Schritt wurden die tapferen Vorkämpferinnen für das alte, gute Frauenrecht zurückgedrängt, bis sie endlich, wohl im vorigen Jahrhundert, vor der zünftlerischen Einseitigkeit und dem Brotneid der gelehrten Konkurrenten gänzlich das Feld räumen mußten. Mit siebenfachem Erz von Konzessionen und Privilegien aller Art umpanzert, steht, wie der berühmte Rocher de bronze, die Hochburg des Apothekerwesens da, unangreifbar, stolz und exklusiv, jedem Uneingeweihten die Pforten mit dem Riegel alter Vorrechte und Begünstigungen versperrend, — noch unerschüttert von dem Ansturm der Gewerbefreiheit, der unbeschränkten Konkurrenz.

Es erscheint deshalb wie eine Vermessenheit, wenn in allerneuester Zeit die Frauen, auf ihr altes Recht sich besinnend, Einlaß in dies festgefügte Gebäude begehren.

[1]) Siehe dazu die Abbildung S. 613, die dem höchst interessanten und lehrreichen Werk von Herrmann Peters: „Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort" (Berlin, Julius Springer) entnommen ist, dem ich, wie dem gelehrten Verfasser selbst, eine Fülle wertvoller Mitteilungen verdanke.

Digitized by Google

Die Wol Edle Viel Ehr und Tugendreiche Frau
Dorothea, des: Weyl: Wol Edlen, Gestrengen u. Vesten Herrn
Friederich Fuchsens Seel: des: Letzten seines Namens u. Stamens Ehe-
liebste, des: etc. Joachim Joschen und Testa seine Ehewürthin Ehelebl. Toch-
ter war gebohrn in Nürnberg A. C. 1608. den 28. Dec:

Diese ist die Edle Frau, so vortrefflich sich geübet,
In der Kunst der Artzeney: daher sie auch sehr beliebet;
Deren nimer-müden Fleiss, Lob, Ehr, Ruhm u. Tugend-licht
Bildet keine Künstlers-Hand, nur allein ihr Angesicht

Deiner geehrten Frau Schwägerin Mutter hat dieses
zu Ehren gesetzet.

P. Mulz. jun.

G C Eimart. delin. Johann Leonhard Heil. sc. Nor.

Digitized by Google

Schon zu Beginn der Frauenbewegung, in den fünfziger Jahren, erhob Luise Otto-Peters, die edle Vorkämpferin für Recht und Freiheit, ihre Stimme für Zulassung der Frauen zum Apothekerberuf — freilich damals ohne Erfolg. Im Jahre 1891 hielt die Verfasserin dieses Aufsatzes einen Vortrag über die Frau und den Apothekerberuf und arbeitete später eine Petition aus, die der Verein „Frauenwohl" an das Preußische Abgeordnetenhaus sandte. Man begegnete in parlamentarischen und Regierungskreisen diesem Wunsche der Frauen freundlicher, als den meisten ihrer Bestrebungen auf verwandten Gebieten, und als am 18. Juni 1896 dem Preußischen Landtage eine erneute Eingabe um Zulassung der Frauen zum pharmazeutischen Studium und Beruf durch den „Berliner Frauenverein" vorgelegt wurde, überwies er sie mit großer Stimmenmehrheit der Regierung „zur Erwägung". — Seit dieser Zeit hat man sich in maßgebenden Kreisen eingehend und, wie es scheint, auch wohlwollend mit dieser Frage beschäftigt; es sind von hervorragenden Fachmännern Gutachten eingefordert worden, und in diesen Tagen tritt hier in Berlin der Apothekerrat zusammen, um ernstlich darüber zu verhandeln, „ob nach den bisherigen Erfahrungen die Frauen sich zum pharmazeutischen Berufe eignen, ob, falls diese Frage bejaht wird, sie ohne weiteres zugelassen werden sollen und welche gesetzgeberische Maßnahmen in diesem Falle zu treffen seien." — Für uns Frauen ist freilich diese Frage längst entschieden. Der pharmazeutische Beruf ist ein echt weiblicher, nicht nur wie er in Urmütterzeiten in der Klosterzelle und im Burgfrieden ausgeübt wurde, sondern auch wie er am Rezeptiertisch und im Laboratorium der modernen Apotheke sich gestaltet. Er erfordert keine ungewöhnlichen Geistes- und Körperkräfte, kein überweibliches oder unweibliches Hinaustreten in die „Öffentlichkeit", keine besonders langwierige und kostspielige Lehrzeit; er kommt vielen echt weiblichen Instinkten und Anlagen entgegen, dem Sinn für das Kleine, Einzelne, — der Akkuratesse, Sauberkeit, Handgeschicklichkeit, der Geduld und Aufmerksamkeit, die so vielen Frauen eignen. Er appelliert endlich in seinem idealen Kern — der helfenden Sorge für die Kranken und Leidenden — an die schönste Tugend der Frau: ihr Mitleid, ihre liebreiche Dienstfertigkeit und Hilfsbereitschaft! —

Betrachten wir nun einmal im einzelnen den Lehrgang, den der Preußische Staat heut dem künftigen Apotheker vorschreibt.

Der Jüngling, der als Lehrling in eine Apotheke eintreten will, bedarf dazu des sogenannten Einjährigen-Zeugnisses, d. h. er muß die Reife für die Sekunda einer Lehranstalt erlangt haben, in welcher Latein gelehrt wird. Unter der Aufsicht und Anleitung des Apothekenbesitzers oder eines älteren Gehilfen tritt er nun, meistens 16—17jährig, in den praktischen Dienst der Offizin ein, während er zugleich in die Theorie seines Faches eingeführt wird. Selbständig darf er noch keine Arzneimittel bereiten, dagegen leistet er alle möglichen Hilfsarbeiten und macht sich mit den Eigenschaften aller Droguen vertraut, aus denen Medikamente bereitet werden. Zu diesem Zweck studiert er auch eingehend die Flora des Ortes und legt sich ein Herbarium vivum an, das alle in der Umgebung vorkommenden, für die Pharmazie in Betracht kommenden Pflanzen enthält. Außerdem ist er gehalten, ein regelmäßiges „Journal" zu führen über alle mit seiner Hilfe oder doch in seiner Gegenwart angefertigten pharmazeutischen Arbeiten.

Die Lehrzeit dauert drei Jahre (nur denjenigen Jünglingen, die das Reifezeugnis eines Gymnasiums besitzen, wird ein Jahr davon erlassen) und schließt mit der Ablegung der sogenannten „Gehilfenprüfung"[1]) vor einer aus einem höheren Medizinalbeamten und zwei Apothekern bestehenden Kommission. Die Prüfung umfaßt folgende Gegenstände: Physik, Chemie, Botanik, Pharmakognosie, spezielle Pharmazie und Kenntnis der einschlägigen amtlichen Bestimmungen. Sie besteht 1. aus dem schriftlichen Examen: drei Arbeiten über je ein Thema aus der Chemie, Botanik, Physik,

[1]) Zur Vorbereitung zu diesem Examen wird vielfach ein Werk von Schlickum, Gänge und Jehn „Die Ausbildung des Apothekerlehrlings, 8. Auflage, Leipzig 1896" benutzt, das alles Nötige enthält. Darin steht auch nicht ein Wort, das über das Verständnis eines normal veranlagten jungen Mädchens, das seine höhere Mädchenschule absolviert hat, hinausginge. —

Digitized by Google

— ohne Hilfsmittel unter Klausur anzufertigen. 2. dem praktischen Examen: der Prüfling hat zwei chemische Präparate auf ihre Reinheit zu untersuchen, drei Rezepte verschiedener Gattung zu lesen, anzufertigen und zu taxieren und endlich ein leichtes galenisches oder pharmazeutisches Präparat herzustellen. 3. der mündlichen Prüfung: er wird in den obenerwähnten Fächern geprüft und muß ein Kapitel aus der Pharmacopoea germanica übersetzen, um seine lateinischen Kenntnisse zu zeigen. Außerdem muß er das von ihm gesammelte Herbarium und sein „Journal" vorlegen.

Hat der Prüfling das Examen bestanden, so nimmt er nun die ganz einträgliche und meistens angenehme Stellung eines Apothekergehilfen ein und hat in dieser noch weitere drei Jahre sich der praktischen Thätigkeit zu widmen. Hierauf muß er drei Semester an einer Universität oder einem Polytechnikum, das Apotheker ausbildet (Braunschweig, Münster, Karlsruhe u. s. w.), pharmazeutische, chemische und botanische Vorlesungen, sowie ein Kolleg über Gesetzeskunde hören, und kann hierauf sein sogenanntes Staats- oder Pharmazeuten-Examen ablegen.

Sehr viele junge Leute benutzen aber diesen Zeitpunkt, um „umzusatteln", d. h. den Apothekerberuf mit dem des wissenschaftlichen Chemikers zu vertauschen. Andere wieder fürchten sich vor der Staatsprüfung, schieben sie von Jahr zu Jahr hinaus, bis es zu spät geworden ist, und bleiben dann die „ewigen Provisoren", die besonders in kleineren Städten ohne viel geistige Anstrengung im behaglichen Schlendrian, gewissenhaft aber mechanisch, ihren Beruf auszuüben pflegen.

Hat der junge Pharmazeut aber seine Lehrzeit und die dazu gehörigen Prüfungen ohne Hindernis und Zögerung glatt absolviert, so ist er oft schon im Alter von 24 bis 25 Jahren „ein gemachter Mann", der auf eigenen Füßen dasteht und daran denken kann, einen eigenen Hausstand zu gründen. Hat er Glück, so kann er die Konzession zur Gründung einer eigenen Apotheke erhalten, die bei verständiger Verwaltung stets ihren Mann ernährt, häufig sogar eine „Goldgrube" ist. — (Man lese die Preise, die in pharmazeutischen Blättern für Apotheken selbst in mittleren und kleinen Städten geboten werden. 150 000 bis 300 000 Mark Anzahlung ist nichts Ungewöhnliches.) Aber auch wenn er kein eigenes Geschäft gründen kann, so findet er als geprüfter Pharmazeut sehr leicht eine gute Stelle als Provisor, als Vertreter des Chefs oder als Verwalter einer Apotheke.

Wie gesucht und geschätzt solche „jungen Herren" sein müssen, lehrt uns ein Blick in eine größere pharmazeutische Zeitung. Die Nachfrage übertrifft in diesem Fach sehr bedeutend das Angebot von Arbeitskräften. Und, merkwürdig! jedes Gesuch ist in einem sirenenhaft lockenden Stil abgefaßt, ausgeschmückt mit allerhand lieblichen Verheißungen wie: „in reizender Gebirgsgegend, — in sehr gesunder Lage — bei hohem Gehalt, — leichter Arbeit und viel freier Zeit, — angenehmen geselligen Verhältnissen u. s. w. mit Grazie in infinitum! Selbst „nicht examinierte Herren" erhalten oft ein Gehalt von „120—180 Mark monatlich bei freier Station" zugesichert. Auch Lehrlingsgesuche sind nie in so nüchterner, geschäftsmäßiger Form abgefaßt, wie bei allen andern Berufsarten. „Suche einen Lehrling aus guter Familie; angenehme Häuslichkeit. Gewissenhafte Ausbildung garantiert. Wenn er nicht im Hause wohnt, wird auf Lehrgeld verzichtet." — Solche und ähnliche Annoncen kann man in jeder Nummer der „Pharmazeutischen Zeitung" lesen.

Was lehrt uns diese Lektüre? Daß trotz aller gegenteiligen Behauptungen, die in neuester Zeit besonders laut wurden, sobald von der Zulassung der Frauen zum Apothekerberuf die Rede war, noch keine Überfüllung auf diesem Gebiet herrscht, daß vielmehr jeder vollständig ausgebildete, tüchtige und intelligente Pharmazeut sicher sein kann, eine auskömmliche Stellung zu finden. Das lehrt auch die Statistik. Zwar ist die Zahl der Apotheken in Preußen seit 1887 von 2532 auf 2898 gestiegen, hat sich also um 366 vermehrt, — aber vor zehn Jahren herrschte auch ein offenbarer, oft sehr empfindlicher Mangel an Apotheken und Pharmazeuten, so daß die Regierung nur dem dringendsten Bedürfnis abhalf, wenn sie die sogenannten persönlichen Konzessionen etwas reichlicher austeilte als früher. Noch immer kommt eine Apotheke auf durchschnittlich 11 000 Einwohner, und das ist immerhin bescheiden genug.

Digitized by Google

Die Pharmazeuten haben sich in diesem Dezennium ebenfalls etwas vermehrt; es giebt deren jetzt 6942 (gegen 5893 im Jahre 1887), was freilich bei einer Gesamtbevölkerung von 32 Millionen noch nicht viel sagen will. —

Ich fürchte, meine Leser sind des trockenen Tones nun satt, — aber es schien mir notwendig, daß, wenn die Frauen einen neuen Beruf für sich in Anspruch nehmen wollen, sie denselben vorher von allen Seiten, auch von der wirtschaftlichen, sattsam beleuchten und so genau als möglich kennen lernen.

Zum Schluß bliebe mir nur noch ein Punkt zu erörtern: wie verhalten sich die Apotheker selbst der Frage gegenüber, ob die Frauen ihre Kolleginnen werden sollen oder nicht? —

Noch vor wenigen Jahren war ihre Haltung fast überall schroff ablehnend. Ein hervorragender Chemiker, Professor A. v. Hofmann, äußerte allerdings schon vor längerer Zeit, daß er die Frauen für vorzüglich befähigt und geeignet halte, den pharmazeutischen Beruf zu ergreifen (er nannte meine Bestrebungen, ihnen dies Fach zu eröffnen, „nicht genug zu loben"), wie er auch glaubte, daß sie besonderes Talent für die Chemie besäßen; aber solche Auffassung war in den Kreisen seiner Fachgenossen nur selten anzutreffen. Die Spalten der „Pharmazeutischen", mehr noch die der „Apothekerzeitung" wimmelten von mehr oder weniger scharfen oder geistreichen — oder doch gutgemeinten Ausfällen gegen „weibliche Apotheker". Die Gründe freilich, mit denen ihre Zulassung bekämpft wurde, waren nicht stichhaltiger oder eigenartiger, als die von den Gegnern der Zulassung der Frauen zu irgend welchem Berufe überall vorgebrachten und bis zur Ermüdung wiederholten; sie sind den Lesern dieses Blattes so wohlbekannt, daß ich mir ihre Aufzählung und ihre Widerlegung ersparen kann. Man fing mit der zärtlichen Fürsorge für „die armen, schwachen Frauen" an — und hörte mit den „schweren sittlichen und wirtschaftlichen Gefahren" auf; — ganz nach dem Formular!

Seit einiger Zeit aber hat sich der Ton besonders der Pharmazeutischen Zeitung bedeutend zu unsern Gunsten geändert. Es ist wohl nicht ohne Eindruck geblieben, daß man in den Ländern, wo man seit einigen Jahren Frauen diesen Beruf erschlossen hat, — in Holland, Belgien, Dänemark und Norwegen — durchweg günstige Erfahrungen mit weiblichen Apothekern gemacht hat. Es wäre doch zu sichtbarlich ungerecht, wenn man den deutschen Frauen weniger zutrauen wollte, als denen des Auslandes.

Von den beiden Sachverständigen, welche die Regierung in dieser Sache befragt hat, ist der eine, Herr Annatò aus Naumburg, rückhaltlos für die unbeschränkte Zulassung der Frauen eingetreten; der andere, Herr Engelbrecht aus Frankfurt a. M., hat nur bedingt sich dafür erklärt; er will die Frauen gewissermaßen als Apotheker zweiten Grades in Krankenhäusern und öffentlichen Anstalten mit allerhand Nebendiensten und Hilfsleistungen beschäftigen, will sie aber ausschließen von der eigentlichen pharmazeutischen Arbeit, von der gründlichen Vorbereitung dazu, sowie von allen Rechten und Pflichten, die sie eben nur durch jene erwerben und beanspruchen können. Solche bedingte Zulassung aber würden alle denkenden, nach selbständiger Berufsbildung und Thätigkeit strebenden Frauen hoffentlich als ein Danaergeschenk von höchst zweifelhaftem Wert energisch zurückweisen.

Als Hilfsarbeiterinnen in der Pharmazie ohne Selbständigkeit und Verantwortung sind in katholischen Krankenhäusern seit lange die Schwestern, seit 1853 auch in protestantischen Hospitälern Diakonissinnen angestellt. Wir aber wollen mehr: wir wollen dieselbe unverkürzte und nicht erleichterte Lehrzeit und dieselben Prüfungsbedingungen, wie die männlichen Pharmazeuten, aber auch dieselben sich daraus ergebenden vollen Pflichten und Rechte, mitsamt der großen, schweren Verantwortlichkeit, die grade dieser Beruf seinen Jüngern auferlegt, damit dieser keine sittliche und wissenschaftliche Einbuße erleide, zum Schaden der leidenden Menschheit. Wenn uns der Apothekerrat und die Regierung dies gewähren wollen — gut! wenn sie uns aber die Thür nur halb öffnen und in der bedingten Berechtigung und halben Zulassung ein Zwitterding schaffen, das uns auf das Niveau der alten Wasserbrennerinnen und

Digitized by Google

Quackſalberinnen herunterdrückt, in denen der „zünftige", vollgebildete Apotheker nur halb- oder unberechtigte Konkurrentinnen erblickt, dann wollen wir lieber noch ein Jahrzehnt, oder wenn es ſein muß, auch ein Jahrhundert warten, — wir haben dieſe Kunſt ja vortrefflich gelernt! — bis eine gerechtere Zeit kommt, die uns das Thor ganz aufthut und uns als vollberechtigte Bürgerinnen im Reiche Äskulaps willkommen heißt.

Bahnbrechende Frauen unter Victorias Regierung.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Die Magiſtrate verſchiedener deutſcher Städte haben ſich vor kurzem der Aufnahme von Frauen unter die offiziellen Armenpfleger widerſetzt. Die Teilnahme an Vereinen, die ſich mit „politiſchen" Angelegenheiten — (nach der Lesart vieler Behörden, fallen darunter alle „öffentlichen" Intereſſen) befaſſen, iſt den Frauen, wie den Schülern und Lehrlingen, verboten. Die Verwaltung des Vermögens der Ehefrau gebührt dem Ehemann. Deutſche Abiturientinnen können nicht immatrikuliert werden. Politiſch iſt die Frau eine Null. Zu gleicher Zeit aber ſetzt die Ironie der Weltgeſchichte auf den Thron eines der bedeutendſten Kulturvölker eine Frau, und dieſe Frau iſt ſein beſter Regent ſeit Jahrhunderten. Und dabei iſt ſie Frau, durchaus Frau im beſten Sinne geblieben. Sie hat ſogar verſtanden, was durchaus nicht alle Männer verſtehen, ihre Subjektivität hinter die Anforderungen ihres großen Amtes zurücktreten zu laſſen, deren weſentlichſte für einen Regenten unſerer Tage darin beſtehen möchte, ohne ſtörendes perſönliches Eingreifen den großen, zeitbewegenden Ideen Raum zur Entfaltung zu ſchaffen.

Dieſen Raum haben auch die Frauen gefunden. Ein lebendiges Zeugnis dafür legt ihr überall ſich rührendes emſiges Schaffen im Dienſt der Menſchheit ab. Einen kurzen Überblick darüber gewährt ein zum Jubiläum erſchienenes Buch: Pioneer Women in Victoria's Reign by Edwin A. Pratt (London, George Newnes), deſſen ſchlagendes Motto allein ſchon ſeinen Preis wert iſt: „Pioneers are always best until they become the fashion."

Das Buch will durchaus nicht erſchöpfend ſein; es will nur einen Überblick über die Pionierarbeit und die dadurch angebahnten Erfolge geben, vorzugsweiſe ſoweit es ſich um ſoziale Gebiete handelt. Es bringt in elf Kapiteln gedrängte, aber alles Weſentliche umfaſſende Überſichten über die bahnbrechende Arbeit, vornehmlich auf den Gebieten der Frauenerwerbsthätigkeit, der höheren Ausbildung der Frauen, der Medizin, der Kranken- und Armenpflege, über die Thätigkeit zum Schutz arbeitender Mädchen und Frauen, die Blindenpflege und die Fürſorge für Soldaten und Matroſen.

Was einen beim Studium des Buches beſonders frappiert, das iſt die innere Selbſtändigkeit dieſer Bahnbrecherinnen. Sie gehen thatſächlich ungebahnte Pfade. Sie brechen durch das dickſte Dickicht. Die Thätigkeit vieler unter ihnen iſt unſeren Leſerinnen bekannt. Was Florence Nightingale, Harriet Martineau, Elizabeth Blackwell, Mrs. Garrett Anderſon, Mary Carpenter u. a. geleiſtet haben, gehört der allgemeinen Kulturgeſchichte an. Die Gebiete, auf die ihre Thätigkeit ſich erſtreckt, liegen nicht außer Geſichtsweite, ſo ſchwer es auch war, feſten Fuß darauf zu faſſen. Weniger bekannt möchten deutſchen Leſerinnen einige andere Frauen ſein, die reine Menſchenliebe in das tiefſte Dunkel Licht tragen hieß, die der Roheit,

Digitized by Google

der Brutalität, mit der zwingenden Sicherheit gegenübertraten, die niemand kennt, als wer reinen Herzens reine Ziele verfolgt. Ihre Thätigkeit war in der eigenartigen Weise nur möglich in einem Nicht-Polizeistaat, der privater Initiative einen großen Spielraum läßt, allerdings mit privater Initiative vielfach auch da rechnet, wo energische Staatshilfe not thäte.

Da sind die Armen-Arbeitshäuser (workhouses), wahre Höhlen noch in den sechziger Jahren. Schon die „normalen" Bewohner, alte Männlein und Weiblein der allerärmsten Bevölkerung, haben es schlimm genug; unzureichende, unschmackhafte Nahrung, Schmutz und schlechte Behandlung bis zur Mißhandlung, das sind die unentrinnbaren Lebensbedingungen, unter die sie sich gestellt finden. Viel schlimmer geht es den Kranken, am schlimmsten den Unheilbaren. Jahr für Jahr siechen sie dahin, auf jämmerlichem Lager jeder Hilfe, jedes freundlichen Zuspruchs beraubt. Und ihrer schmachten 80 000 in englischen Arbeitshäusern. Überall fehlt die Frauenhand.

In diese Höhlen tritt Louisa Twining ein. Sie begegnet zuerst dem entschiedensten Widerstand mit all den haltlosen Argumenten, die wir so gut kennen. Man will ihr und ihren Helferinnen keinen Zulaß gewähren; „unbezahlte und freiwillige Hilfe sei von der Armenkommission nicht sanktioniert"; „die Disziplin des Armenhauses würde in Gefahr sein"; solch' ein Vorgehen „würde einen unbequemen Präcedenzfall schaffen". Hören wir nicht unsere Armenverwaltungen reden?

Miß Twining „flüchtete sich in die Öffentlichkeit". Ein 1857 veröffentlichter Essay: „Der Zustand unserer Arbeitshäuser", eine Anzahl im „Guardian" veröffentlichter Briefe über „Hauptstädtische Arbeitshäuser und ihre Insassen" und eine Reihe weiterer Veröffentlichungen führten zur Begründung einer „Workhouse Visiting Society", die, in der Überzeugung, daß viele Übelstände in den Arbeitshäusern auf die Abwesenheit weiblicher Armenpfleger zurückzuführen seien, vor allen Dingen in dieser Beziehung Wandel zu schaffen suchte. Wir hoffen unsren Leserinnen demnächst in einer eingehenderen Skizze über Louisa Twinings Lebensarbeit eine genauere Einsicht in die Kämpfe geben zu können, die sie zu bestehen hatte, ehe die große Arbeitshausreform durchgeführt werden konnte, die sich vorzugsweise an ihren Namen knüpft.

* * *

Eine Eisenbahnstunde von London, bei Aldershot, erstreckt sich weithin das Übungsfeld der englischen Armee mit seinen Zelten, Baracken, Lagerplätzen. Der Zusammenfluß großer Truppenteile schafft Zustände, die Mrs. Daniell im Jahre 1862 zu der brieflichen Äußerung veranlaßten: „Soviel ist schon über Aldershot geschrieben, daß es unnötig für mich erscheint, auf die schauerlichen Einzelheiten des schamlosen Lasters einzugehen, das das tägliche Leben des armen Soldaten verfolgt. Ein christlicher Offizier, der zwei Jahre lang dort lebte, sagte einem Freunde, daß nichts, was je von dem überhandnehmenden Laster gesagt wurde, die Wirklichkeit übertreffen könnte."

Gleiches galt von den Landungsplätzen. So schrieb Florence Nightingale: „Darf ich von meinem Krankenbett England um Hilfe anrufen für seine Soldaten in Portsmouth, dem großen Ein- und Ausschiffungsplatz? Wenn wir wüßten, wie die Truppen unmittelbar bei der Landung von Versuchungen zum Bösen aller Art heimgesucht werden, so würden wir uns beeilen, ihnen Einladungen und Mittel zu allem Guten darzubringen. Wenn wir uns klar machten, was die einzigen Plätze thatsächlich sind, die unseren Soldaten außerhalb der Kaserne zugänglich sind, Plätze nicht der Erholung, sondern des Trunks und Lasters, der tiefsten Erniedrigung für Männer, Frauen und Kinder, wenn ihr diese Dinge kenntet wie ich, so würdet ihr begreifen, daß ich euch bitten möchte, Miß Robinsons Werk zu unterstützen, Menschen aus ihnen in Portsmouth zu machen, dem Ort, der vor allen andren geeignet ist, sie zum Tier herabsteigen zu lassen."

Mrs Daniell, Miß Weston, Miß Sarah Robinson, das sind die Namen der drei Frauen, die mit warmer, auf religiöse Überzeugungen gegründeter Menschen-

Digitized by Google

liebe in jahrelanger, geduldiger, oft zurückgewiesener, aber nie ermüdender Arbeit hier Wandel geschaffen haben. Das Hundert Wirtshäuser, die dem Laster hauptsächlich als Schlupfwinkel dienten, ist heute verschwunden; Wirtshäuser „ohne Getränk," d. h. ohne Alkohol stehen an ihrer Stelle. Ein wirkliches Heim giebt den Soldaten Obdach, Erholung, gute Lektüre, gesunde Nahrung, Gelegenheit zu unterhaltenden Spielen; es bietet ihnen auch Vorlesungen und Unterrichtsstunden, sowie religiöse Unterweisung, aber ohne Zwang.

Diese beiden äußersten Stadien lassen den langen Kampf ahnen, die nimmer rastende Energie, die aus dem einen zum andern führte. Es ist von schwachen Frauen eine Herkulesarbeit hier geleistet worden; wenn das zu Tode gehetzte Beispiel vom Augiasstall irgendwo am Platze ist, so ist es hier.

Die originellste Gestalt unter den dreien ist wohl Miß Sarah Robinson. Gewiß ist das Wort „unweiblich" oft genug auf sie angewendet worden. Ein kleines Mädchen, deren Lieblingsheld Napoleon ist, die Bogen und Pfeile verfertigt, Kugeln gießt und Experimente mit Schießpulver anstellt; die mit Pistolen schießt und von einer ihr geschenkten Puppe keinen anderen Gebrauch zu machen weiß, als sie im Garten in feierlicher Exekution in Stücke zu schießen: was für ein Gegenstand trübster Familienahnungen und Prophezeiungen!

Und dies Kind voll queckfilberner Beweglichkeit liegt als junges Mädchen jahrelang durch ein Rückenmarksleiden an ihr Lager gefesselt; die heroischen Instinkte haben Zeit sich abzuklären; „der Duldung stille Lehre" bewährt sich auch an ihr.

Noch mit künstlicher Nachhilfe gehend, sucht sie echt weibliche Aufgaben zu erfüllen, Liebe und Frieden zu bringen. Ihre alte Lieblingsneigung läßt sie das Lager als Schauplatz des Handelns wählen. Eins ihrer ersten Erlebnisse ist charakteristisch: sie will eine kranke Frau besuchen und gerät in ein falsches Zimmer, das von Dieben, Deserteuren, Landstreichern und Gesindel aller Art eng besetzt ist. Ein wildes Geschrei empfängt sie; es scheint um ihr Leben geschehen. Mit schneller Geistesgegenwart ruft sie in den Schwarm hinein: „wenn ihr ruhig seid, will ich euch ein Lied singen, das ihr nie zuvor gehört habt." Das Erstaunen schließt den Leuten den Mund; in überraschtem Schweigen hören sie ein Auferstehungslied an. Dann erst erklärt sie, wie sie hierhergekommen ist; sie bittet um die Erlaubnis wiederzukommen, die gewährt wird. Sie wiederholt ihre Besuche, bis ihr einer der Bande das zweifelhafte Kompliment macht: „Why, miss, we reckons you quite one of ourselves."

Das Erlebnis ist typisch. Denn die Thätigkeit ihres Lebens kann nicht besser zusammengefaßt werden als in die Worte: sie hat den Elendesten und Verlassensten das Auferstehungslied gesungen.

* * *

Die Regentin eines großen Reiches kann und soll, wie gesagt, nicht überall persönlich eingreifen, persönlich regeln. Und doch ist ihre Macht, zu fördern und zu hemmen, so groß, daß mit Recht auch ihr zugeschrieben wird, was sie sich entwickeln und gedeihen läßt: der Kulturzustand eines Landes ist mit ihr Werk. Und so ist es gerechtfertigt, daß der Bund deutscher Frauenvereine der Königin Viktoria zu ihrem Jubelfest folgende Adresse sandte:

„Ew. Königlichen Kaiserlichen Majestät sendet der Bund deutscher Frauenvereine die ehrerbietigste, herzlichste Begrüßung zum Jubelfest.

Der Frau auf dem Thron, unter deren gesegneter Regierung allen berechtigten Frauenbestrebungen ein fröhliches Gedeihen ermöglicht wurde, gilt unser tiefgefühlter Dank und unsre warme Sympathie."

Digitized by Google

Die Mücke.

Psychologische Novelle

von

H. Vermont.

Nachdruck verboten.

Ich saß in Gedanken auf einer der von Oleandern umgebenen Bänke in der Kondamine zu Monako und sah einem deutschen Kohlendampfer nach, der, obwohl schon vor längerer Zeit abgefahren, immer noch durch die schwarzen Rauchwolken am Horizont seinen Kurs bezeichnete. Plötzlich hörte ich eine Stimme neben mir sagen:

„Monsieur, une moustique sur votre joue gauche!“

Mechanisch gab ich mir mit der Rechten eine kleine Ohrfeige auf die linke Backe und griff nach meinem Taschenspiegel, dann wandte ich mich zu dem Unbekannten, der neben mir Platz genommen hatte. Es war ein aufgeschossener, hagerer Mann mit sommersprossigem Gesicht und roten Haaren, der bei meiner Kopfwendung leicht grüßend an den Hut faßte. Ich erwiderte seinen Gruß und dankte höflich für seine Aufmerksamkeit. Er antwortete mir in deutscher Sprache mit österreichischem Accent:

„Bitte, würden Sie mir eine Zigarre geben?“

Überrascht reichte ich ihm meine Tasche und beobachtete, wie seine Mienen sich veränderten, als er mit zitternden Fingern nach einer „Londres“ griff. Unzweifelhaft hatte er lange nicht mehr geraucht, und mit unsäglichem Behagen sah er jetzt dem blau emporwirbelnden Dampf nach. Nachdem er ein paar Züge gethan, begann er wieder:

„Sind Sie schon lange hier?“

Ich nickte.

„Sie spielen, wenn ich fragen darf?“ fuhr er in seinem Inquirieren fort.

Etwas unwillig bejahte ich und erhob mich, denn ich hielt diese Anfragen, durch Erfahrungen gewitzigt, für das Präludium einer Anleihe, wie das ja in einem Spielort nicht selten ist.

Nachdem ich etwa hundert Schritte gemacht hatte, schielte ich bei der Krümmung des Weges nach dem Fremden hinüber. Er saß noch immer auf derselben Stelle, ohne sich zu bewegen; fast sah es aus, als schliefe er. Sicherlich war er ein heruntergekommener Spieler, der alles verloren hatte und nun hier von Almosen lebte. Trotzdem ich von dieser Sorte schon eine ganze Menge in der Riviera angetroffen hatte, ohne besonderes Mitleid für sie zu empfinden, regte sich doch in mir bei dem Anblick dieses einen so etwas wie ein gewisses Sympathiegefühl. Den ganzen Tag über mußte ich an ihn denken.

Am nächsten Morgen zog es mich, halb unbewußt, zu der betreffenden Bank hin. Es dauerte auch nicht lange, so erschien er, grüßte mich durch leichtes Anfassen des Hutes, sprach mich aber nicht an. Diese Zurückhaltung gefiel mir, und wie gestern, nur diesmal aus freien Stücken, bot ich ihm eine Zigarre an. Er schüttelte den Kopf, aber ich sah, wie er einen sehnsüchtigen Blick auf das braune Kraut warf. Ich wiederholte meine Offerte etwas dringender.

„Nein, nein, danke Ihnen vielmals, mir ist heute nicht recht wohl!“ In der That bemerkte ich, wie er zitterte, als er sich erheben wollte.

„Warten Sie, ich begleite Sie!“ rief ich ihm zu, aber ohne auf mich zu hören, schritt er wie ein Trunkener weiter. An der Quaimauer mußte er jedoch nach wenigen Schritten Halt machen und sich mit beiden Händen stützen, um nicht umzusinken. Ich faßte ihn

Digitized by Google

unter den Arm und führte ihn in ein nahe gelegenes Café, wo ich ihm fast mit Gewalt ein Glas Wein aufdrang. Wohl mit Recht seine Schwäche auf den Hunger zurückführend, bestellte ich am Büffet etwas für ihn zu essen und wandte mich dann leise unter einem Vorwande zu einer Gruppe bekannter Billardspieler, um ihn nicht in seinem Mahle zu stören. Als ich nach ein paar Minuten auf die Terrasse zurückkehrte, fand ich seinen Platz leer, die Speisen waren unberührt, nur das Brot hatte er gegessen. Neben dem geleerten Glase lag ein halber Frank.

Von da an sahen wir uns täglich, und seither schlug er niemals mehr die obligate Zigarre aus. Doch war er nie aus seiner Reserve herauszubringen, selbst seinen Namen erfuhr ich nicht. Eines Tages lud ich ihn ein, mich nach Mentone zu begleiten, um die neu hergestellte Straße kennen zu lernen. Er zauderte, suchte allerlei Vorwände, um die Partie abzuschlagen, und schließlich gestand er mir, daß er kein Geld besitze.

„Aber Sie sind ja mein Gast!" rief ich, etwas ärgerlich über die vermeintliche Prüderie. Statt aller Antwort zog er aus seiner Rocktasche ein kleines Packet hervor und hielt es mir hin, nachdem er es geöffnet hatte. Es enthielt ein einfaches Medaillon aus weißem Metall mit dem Bilde einer jungen Frau.

„Wollen Sie mir darauf zehn Franken leihen?" fragte er dann. „Es ist Platina, nicht Silber, wie Sie vielleicht denken! Freilich wohl kaum zehn Franken wert, aber für mich unbezahlbar! Wollen Sie?"

Ich schob seine Hand zurück und erwiderte:

„Machen Sie doch nicht derartige Dummheiten. Behalten Sie Ihr Medaillon, und hier haben Sie die zehn Franken so! — Hoffentlich genügen sie Ihnen für einige Zeit, und Sie geben sie mir zurück, wann Sie können!"

Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck sah er mir ins Gesicht; dann antwortete er in fast heiserem Tone:

„Herr! Kennen Sie mich denn? Wollen Sie mich beleidigen? Ich bitte Sie, nehmen Sie das Ding!" fuhr er leise fort. „Bei Ihnen ist's besser aufgehoben, als bei mir!" Es machte mir viele Mühe, ihn abzuwehren, denn fast mit Gewalt wollte er mir das eingewickelte Bijou in die Hände drücken.

Vor Erstaunen konnte ich zuerst kein Wort hervorbringen. Ein derartiger Charakter war mir in Monako noch nie vorgekommen; aber gerade dies machte mich mißtrauisch, fast gehässig gegen ihn. Nach ein paar Minuten erwiderte ich also trocken: „Sie scheinen sich in meiner Person geirrt zu haben; ich bin kein Pfandleiher!"

Jetzt fing er an zu lachen, was sein Gesicht übrigens keineswegs verschönte, und sagte:

„Lassen Sie uns aufbrechen!"

Schweigend waren wir eine Zeit lang neben einander gegangen; endlich begann er:

„Sie halten mich offenbar für einen merkwürdigen Kauz; ich halte Sie für einen noch merkwürdigeren, weil Sie einem Fremden gleich zehn Franken offerieren, ohne das „Wer? Wie? Wo? und Warum?" zu kennen. Wenn es Sie interessiert, will ich Ihnen die Historie meines Lebens erzählen. Sie erinnern sich, daß ich Sie, als wir uns das erstemal sahen, vor einem Moskito warnte?"

Ich nickte; er fuhr fort: „Ich weiß nicht, ob Sie je in Kärnthen waren, diesem den meisten Touristen unbekannten und doch so schönen Lande, dessen Poesie der Wälder, Seen und Berge sich nur fühlen, nicht beschreiben läßt. In einem der versteckteften Alpenwinkel, wo man alle Schönheiten der Natur vereinigt, aber leider Gottes verflucht wenig Geld findet, bin ich geboren. Meine Jugend will ich übergehen. Pardon! Ich bin kein geläufiger Erzähler; sind Sie abergläubisch?"

Ich verneinte erstaunt.

„Sehen Sie, ein wichtiges Moment aus meinen jungen Jahren hätte ich fast vergessen. Ich war 17 Jahre alt und über die Ohren in ein Frl. Rosa M., eine Pensionsfreundin meiner Schwester verliebt. Weiß der Himmel, wie es zuging — ich sah damals wohl jünger, aber keineswegs hübscher aus — kurz, sie verhielt sich durchaus nicht abweisend gegen mich. Im Gegenteil! Wir trafen uns heimlich, und bald — ich glaube an uns beiden lag die Schuld — war es mit dem Platonismus

Digitized by Google

vorbei. Einmal gingen wir zusammen nach einem freien Waldplatz, wo Zigeuner kampierten; Rosa bestand darauf, sich von einer unglaublich häßlichen Hexe wahrsagen zu lassen. Was sie hörte, erfuhr ich nicht; ich weiß nur, daß die Alte ihr verschmitzt lächelnd mit dem Finger drohte.

Nun kam an mich die Reihe. Als das Scheusal meine Hand lange betrachtet hatte und ich bereits erwartete, Glück und Reichtum in Fülle auf mich herab prophezeien zu hören, stieß die Hexe plötzlich einen lauten Schrei aus und schüttelte heftig den Kopf. Natürlich machte mich das neugierig, und ich drang in sie, mir alles zu sagen. Lassen Sie mich kurz sein: Schließlich erklärte sie mir aufs bestimmteste, ich würde durch eine Mücke sterben; von Glück und Wohlergehen sprach sie kein Wort.

Ich lachte darüber, selbstverständlich, und wandte mich zu meiner Geliebten, die mit fest aufeinander gepreßten Lippen, so bleich, wie ich sie niemals gesehen, der Scene beiwohnte. Ich glaubte damals in ihren Augen ein ähnliches Funkeln wie bei einem Raubtier wahrzunehmen. Vielleicht täuschte ich mich — doch lassen Sie uns hier in dieser Buvette ein Glas Wein trinken!"

Er wischte sich den Schweiß von der Stirne, that einen vollen Zug von dem starken Landwein und fuhr dann fort, als wir weitergingen:

„Ja! Das macht Leben! — Ich will die darauf folgenden vier bis fünf Jahre übergehen! Ich heiratete Rosa, hielt mich in meiner dummen Moral dazu verpflichtet, obwohl ich von verschiedenen Seiten gewarnt wurde. Mein Vater war tot; auf meine Mutter hörte ich nicht, und meine Schwester wollte natürlich nicht „nein" und nicht „ja" sagen.

Da meine Frau, ebenso wie ich, ein kleines Vermögen besaß, was zusammen zur Kaution ausreichte, wurde ich Offizier, was damals mit gar keinen Schwierigkeiten verbunden war, d. h. man brauchte nicht viel zu wissen. Dem Umstande, daß Rosa ein paar angesehene Verwandte besaß, habe ich es wohl zuzuschreiben, daß ich bald nach Pesth versetzt wurde — damals lag noch österreichisches Militär in Ungarn. Ich glaube, bis dahin hatte mich meine Frau, wenn auch nicht geliebt, so doch geachtet, aber als wir ein paar Wochen in dieser kostspieligen Stadt gelebt hatten und ich auf Einschränkung drang — wir hatten bis dahin alles mitgemacht —, da lachte sie mir höhnisch ins Gesicht, und wir hatten unsern ersten ernsthaften Streit. Einmal begonnen, passierte das öfter, schließlich fast alle Tage, wir sahen uns darum nur noch zu Mittag. — Nicht wahr, Sie wundern sich, daß ich Ihnen das alles so sans gêne erzähle? Weil ich einen Strich durch das Konto meines früheren Lebens gemacht habe! Der damalige Lieutenant Berger — mein Name — ist für mich jetzt eine wildfremde Persönlichkeit, die ich momentan nur nach der psychologischen Seite betrachte." — Dieser Satz warf ein helles Streiflicht auf den Charakter meines Begleiters, dessen Geist offenbar krankhaft überreizt war. Sicherlich war seine unverblümte, naiv-einfache Erzählung nicht ein Produkt der auf seine Sturm- und Drangperiode folgenden Reaktion, sondern der Reflex eines ihm angeborenen selbstverachtenden Pessimismus.

„Sie ersann," setzte er dann seine Schilderung weiter fort, „alle möglichen Listen und Tücken, um mich zu ärgern und zu kränken; sie war unerschöpflich im Ausdenken neuer Bosheiten, die sie selbst vor den Dienstboten nicht zurückhielt. Da ich stets kalt blieb, denn sie war mir zu gleichgiltig, um mich über sie aufzuregen, hatte ich dann eine Zeit lang ein wenig Ruhe; ja fast schien es mir, als ob sie mir jetzt nicht allein mit kühler Höflichkeit begegnete, sondern auch etwas Herzliches in ihr Benehmen legte. In dieser Zeit machte sie mir einmal den Vorschlag, eine Sommerwohnung am Plattensee zu beziehen. Da ich dachte, daß eine zeitweilige Trennung unser Verhältnis bessern würde, billigte ich ihren Plan in jeder Weise, und wir beschlossen, sie solle schon in den nächsten Tagen abreisen, während ich vorläufig bis zum Manöver alle Samstage kommen und bis zum Montage bleiben sollte.

Schon am nächsten Tage fuhr sie ab, und bald schrieb sie mir, daß sie ein kleines, aber sehr hübsches und, last not least, billiges Landhaus entdeckt hätte und schon mit Sehnsucht auf meine Ankunft warte. Wie ausgemacht, kam ich dann für einen Tag selbst

Digitized by Google

bin. Sie hatte in der That gut gewählt; die kleine Villa lag dicht am See, und es wäre alles sehr behaglich gewesen, nur gab es hier unendliche Schwärme von Mücken. Im ganzen Hause wimmelte es davon, aber vor allem mein Schlafzimmer schien das Paradies dieser tückischen Blutsauger zu sein. Ich konnte in der ganzen Nacht kein Auge schließen, und über und über zerstochen erschien ich zum Frühstück. Meine Frau dagegen trat rosig wie immer ein; ihr schienen die kleinen Dinger nichts anzuhaben. Sie lächelte, als ich mich beklagte, mit einem gewissen, heimtückischen Lächeln, und mit einemmal sah ich ihre wahrhaft teuflische Absicht vor Augen: es war die Erinnerung an die alte Prophezeiung, an die sie jedenfalls fest glaubte, die sie dieses Landhaus hatte wählen lassen!"

Ich sah dem Sprecher hier ins Gesicht; instinktiv fühlte ich, daß er ebenfalls daran glaubte. —

„Sie müssen wissen," fuhr er dann fort, „der Plattensee war durch seine Mücken früher geradezu berüchtigt! — Ich stellte mich, als ob ich nichts ahne, nahm mir aber vor, bei meinem Wiederkommen dem Ungeziefer ernstlich zu Leibe zu gehen, es wenigstens aus meinem Zimmer energisch zu vertreiben. Ich will Sie nicht langweilen, kurz, von jetzt ab entspann sich zwischen uns ein stiller, aber um so hartnäckigerer Kampf; ich qualmte zum Verzweifeln in meinem Kabinett — das hatte ich als das beste Mittel erprobt — während sie immer neue Scharen dieser unheilvollen Insekten hineinschleppte. Wie sie es machte, weiß ich nicht; in einer Zeit, wo sie draußen nur noch vereinzelt herumflogen, summte es in meinem Zimmer wie in einer Maschinenhalle — en miniature natürlich — sie muß eine ganze Kultur dieser schrecklichen Störenfriede hier angelegt haben!"

„Warum ließen Sie sich nicht scheiden?" unterbrach ich ihn.

„Sie kennen unsere damaligen Gesetze nicht. Wir sind nämlich beide Katholiken, und als solcher hätte ich alles quittieren müssen. Ich war aber in meinen derangierten Verhältnissen geradezu auf die Protektion der Regierung angewiesen und mußte jeden Skandal vermeiden — doch lassen Sie mich fortfahren.

In der Zeit erhielt ich verschiedene anonyme Briefe, die sich alle mit dem Leben und Treiben meiner Frau beschäftigten. In einzelnen wurde der Name eines meiner besten Freunde mit ihr in Verbindung gebracht. Ich eilte zu ihm, nachdem ich lange überlegt hatte, und zeigte ihm stumm die ihn betreffenden Stellen. Er lachte laut auf, keineswegs gezwungen, und sagte:

„Das wäre eine Nichtswürdigkeit, wenn es keine Dummheit wäre. Das hat sicher irgend so eine obskure Bedientenseele geschrieben! Zerbrich dir nicht weiter den Kopf darüber!"

Er sah mir fest in die Augen, und als ob eine Centnerlast von mir genommen wäre, eilte ich meiner Wohnung zu. Ich glaube, in diesem Augenblicke liebte ich wieder meine Frau, wenigstens hatte ich eine unbestimmte Sehnsucht nach ihr. Am andern Morgen besuchte mich P. und bat mich um tausend Gulden auf drei Monate. Da er mir früher ausgeholfen hatte und ich, wie gesagt, in etwas sentimentaler Stimmung war, gab ich ihm eine Anweisung an meinen Bankier. In dieser Woche konnte ich mich schon am Freitag dienstfrei machen, und mit der festen Absicht, durch fortgesetzte Güte meine Frau mir zurückzugewinnen, reiste ich nach dem Plattensee ab. Ich fand das Nest leer, später erfuhr ich, daß sie mit meinem Freunde durchgebrannt war!" —

Er schwieg und sah auf das in reinster Bläue schimmernde Meer herunter.

„Da die Verwandten meiner Frau," fuhr er dann fort, „natürlich mir alle Schuld zuschoben und die fortwährenden Duelle mich überaus nervös gemacht hatten, zog ich die Uniform aus, verkaufte meine Hypotheken und begann zu reisen. Es war auf Capri — Sie kennen ja die Insel wohl, die dieser Küste so seltsam ähnelt — wo ich ein Telegramm erhielt, das mich schnell zu meiner schwer erkrankten Mutter zurückrief. Ich fand sie bei vollstem Wohlsein; die Depesche war eine nichtswürdige Fälschung dieses Teufels in Menschengestalt gewesen. Ich ahnte nur zu gut, warum; jetzt wollte sie die Mücke in dem Schicksalsspruche spielen, um die drückende Ehefessel los zu werden. In der That, wenn Kummer und

Digitized by Google

geistige Depression den Menschen töten könnte, wäre ich bereits zehnmal gestorben, denn überall hin verfolgten mich ihre vergifteten Pfeile! Jetzt aber lassen Sie uns ein wenig in Cabbé-Ruquebrune ausruhen, das stete Sprechen macht müde!"

Wir traten in das wunderbar schön gelegene restaurant des touristes ein und setzten uns in eine schattige Laube. Der kleine Imbiß schmeckte uns vortrefflich, aber bald saßen wir wieder bei der duftenden Londres. Durch den kleinen Ausguck zwischen den Epheublättern sahen wir auf das dicht vor uns liegende Cap Martin, das mit seinen Pinien und Oliven gleichsam herübergrüßte.

„Man kann verstehen, warum so viele gekrönte Häupter hier leben," sagte ich nach einer langen Pause.

„Ja, man sollte meinen, in den heiligen Hallen der Olivenhaine wohne nichts als Frieden, nichts als Frieden," antwortete er, die letzten Worte wiederholend.

Wir brachen auf, unsere Schritte nach dem grünen Juwel lenkend.

„Kennen Sie Torbole?" begann er dann wieder, „dieses Fleckchen Erde, an dem der große Schwarm der Touristen meistens unachtsam vorübergeht. Freilich, früher war es noch bekannter, als die Landstraße nach Riva noch mehr benutzt wurde; jetzt fährt ja alle Welt mit der Eisenbahn dahin!"

Ich stimmte in seinen Enthusiasmus ein, denn ich hatte als Student die Gegend kennen gelernt.

„Sehen Sie, dort hielt ich mich vor einigen Jahren unter angenommenem Namen auf; ich hatte mir einige photographische Kenntnisse erworben und benutzte diese in meiner natürlich bald prekär gewordenen Lage. Ich stellte Bilder her, die ich später mit Ölfarben kolorierte. Die Tuscherei brachte freilich nicht viel, aber ich starb nicht dabei. Sie erinnern sich gewiß an den wunderbaren Olivenwald, den schönsten Schmuck des kleinen Dorfes? Eines Nachmittags war ich mit meinen Malutensilien an das Ufer des Sees gegangen — denn ich pfuschte den Künstlern bereits ins Handwerk — um eine herrlich gelegene Stelle, die ich schon unzählige Male von den verschiedensten Plätzen aus photographisch aufgenommen hatte, auf Leinwand zu skizzieren. Ich thronte auf einem steil abfallenden Felsen, einem ziemlich gefährlichen Sitze für einen mit Schwindel Behafteten. Ich freilich kannte dieses Übel nicht. Bei einer zufälligen Kopfwendung sah ich, wie ein kleines Boot mit einer Dame allein von der Mitte der kleinen Bucht aus in der Richtung nach Riva steuerte. Das sieht man freilich alle Tage, aber ich weiß nicht, wie es kam, kurz, ein geheimes Gefühl zwang mich, von Zeit zu Zeit den Kopf zu drehen und der ungeschickten Ruderin, die in dem zur Zeit hochgehenden See alle Besinnung verloren zu haben schien, nachzublicken. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß sie jetzt ihr Fahrzeug, indem sich allerlei Angelgerät befand, direkt auf Torbole los lenkte. Sie war dicht verschleiert und hielt ihr Gesicht zu Boden geneigt, so daß ich ihre Züge nicht wahrnehmen konnte, obwohl sie schließlich nur noch wenige Schritte von mir entfernt war. Ich wollte ihr zurufen, aber der Ton blieb mir in der Kehle stecken; in der höchsten Angst um die Verwegene, die sicher an den Klippen anlaufen mußte, wo ihr Tod unvermeidlich war, lief ich den steilen Pfad hinunter, mich mit der Linken an einem kleinen Felsenvorsprung haltend.

In demselben Augenblicke warf die Dame mir ihren Angelstock zu — vielleicht sollte ich sie hinaufziehen — ich fühlte einen stechenden Schmerz in der stützenden Hand, unwillkürlich ließ ich los und stürzte steil in den See hinunter!"

Er pausierte und atmete schwer.

„Erst nach einigen Tagen kam ich wieder in Riva zur Besinnung, wohin ich auf Veranlassung der seltsamer Weise Geretteten gebracht worden war."

„Ihre Frau?" fragte ich.

„Hören Sie nur weiter! Man überreichte mir im Spital ein Couvert, in dem sich eine Visitenkarte meiner Frau befand. Darunter war mit ungeübter Hand so ein Ding, wie eine langbeinige Mücke gemalt!"

Er wischte sich den Schweiß von der Stirne und schloß: „Da haben Sie meine Geschichte! Die Dame auf dem Boote war, wie Sie ahnen, meine Feindin gewesen!

Digitized by Google

Weiß der Himmel, was sie beabsichtigt hat! Ich will keine falsche Beschuldigung aussprechen — aber sehen Sie diese Narbe auf meiner linken Hand? Da fand man tief im Fleisch einen abgerissenen Angelhaken mit einer Metallmücke!"

„Sie hat sie gerettet!" entgegnete ich ernst. Während wir schweigend weitergingen, dachte ich lange über die merkwürdige Geschichte nach. Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß da noch ein vorläufig mir unbekanntes Etwas mitspielte, das er vielleicht selbst nicht kannte. In Mentone fragte ich noch: „Haben Sie sie wiedergesehen?"

„Nie mehr!" antwortete er. „Hierher kommt sie nicht so leicht, sie fürchtet sich vor ihren Verwandten, die zur Zeit in Nizza wohnen. Sehen Sie, wie sich alles ändert, ihre früheren Verteidiger sind jetzt ihre schlimmsten Feinde! Deswegen bin ich gern hier, nicht um zu spielen, wie Sie vielleicht geglaubt haben. Außerdem kann ich hier die herrlichsten Aufnahmen machen! Es bringt leider Gottes verdammt wenig; zu Zigarren reicht's nicht, wie Sie wissen; manchmal auch nicht zum Mittag!"

Mehrere Wochen lang sahen wir uns nicht wieder; der zigeunernde ehemalige k. u. k. Lieutenant war in Mentone geblieben. Endlich erhielt ich im April, als ich eben im Begriffe war, meine Sachen zur Abreise zu packen, einen Brief von ihm. (Weiß der Himmel, woher er meine Adresse kannte, die ich vergessen hatte, ihm mitzuteilen!) Er bat mich in seinem Schreiben, ihn doch im Café de Paris um eine bestimmte Zeit zu erwarten. Pünktlich stellte ich mich ein, herzlich froh darüber, daß es ihm, dem verabredeten Rendezvousplatz nach zu schließen, besser ging. Bald erschien er denn auch in demselben Anzuge, den er immer trug und überreichte mir feierlichst die geliehenen zehn Franken.

Dann bestellte er beim Kellner eine Flasche besseren Landweins und bat mich gewohnter Weise um eine Zigarre. Ich lachte. „Den Wein ich, die Zigarren Sie! Von Ihnen schmecken sie mir immer am besten. — Übrigens," rief er mit erhobener Stimme, „in dem Monat, wo wir uns nicht mehr gesehen haben, habe ich eine nicht unangenehme Nachricht erhalten. Sie ist tot, ihr Advokat hat es mir geschrieben, in Abbazia ist sie gestorben. R. i. p.! Das merkwürdigste ist, daß sie mich zu ihrem Erben eingesetzt hat. Die eine Rate habe ich schon erhalten. — Jetzt kann ich Ihnen auch gestehen, weswegen ich mich eigentlich hier herumtreibe. Weil ich trotz meines Schwabenalters den dummen Jungenstreich gemacht habe, mich zu verschießen —" Er zeigte mir die verblichene Photographie einer hübschen, jungen Dame. „Erst jetzt darf ich an Heirat denken; Scheidung hätte mir auch heute noch nichts genützt, so lange ich Österreicher bin!" Er sah vor sich hin.

„Nun will ich den ganzen Krempel von Photographien ohne weiteres verkaufen, denn dies Handwerk ist doch zu öde und zu wenig einträglich. Ich fühle mich so frei und froh gestimmt, als ob die Zeit des Elends jetzt für immer vorbei wäre! Lassen Sie uns ins Kasino gehen, ich will gewinnen!"

Ich mußte über den seltsamen Heiligen lachen, der damit sein neues Leben einweihen wollte.

In den Spielsälen wirkte das Stimmengewirr der zahlreichen Besucher, das Klingen der hin- und herfliegenden Silber- und Goldstücke sichtlich verwirrend auf ihn. Offenbar hatte er noch nie gespielt. Verschiedenemale trat er an einen Tisch, ohne ein Stück zu setzen.

Erst nach geraumer Zeit sah ich, wie er zögernd beim Trente et Quarante ein Zwanzigfrankenstück auf Rouge legte. Er gewann, zog hastig die beiden Goldstücke ein und kam zu mir.

„Auf so leichte Weise habe ich noch nie zehn Gulden verdient!" sagte er lächelnd, aber etwas verlegen, denn er schämte sich offenbar als Spieler zu gelten.

Seit der Zeit sah ich ihn — ich mochte kommen wann ich wollte — zu jeder Tagesstunde im Spielsaal. Mich interessierte die Beobachtung dieses seltsamen Charakters, und an Abreise dachte ich nicht mehr. Doch ich will nicht heucheln, insgeheim beabsichtigte ich auch, noch etwas meine Finanzen aufzubessern, die hier stark gelitten hatten. „Haben Sie Glück?" fragte ich ihn einmal. Er schüttelte den Kopf. „Die halbe Erbschaft ist bereits

Digitized by Google

weg! Macht nichts, ich weiß, daß ich später unfehlbar gewinnen werde, denn ich muß Geld haben!" Ich beobachtete, wie seine Augen fieberhaft glänzten und fragte ihn, ob er krank sei.

„Nein, nein! Ich habe nur ab und zu Visionen, dann kommt es mir vor, als ob eine riesige Mücke sich fest an meinen Kopf klammere und mir das Blut aussauge. Früher waren es beängstigende Träume, aber jetzt passiert es mir auch am hellen, lichten Tage. Ich sehe ungezählte Scharen von Mücken auf mich einstürmen, bis es mir vor den Augen dunkelt und die erwähnte Erscheinung eintritt!"

„Fast möchte ich glauben, daß Sie zu viel Absinth trinken!" antwortete ich in scherzendem Ton. Er hustete, erwiderte aber nichts. Ich muß hier bemerken, daß ich in unserm Verkehr noch nie ein unwahres Wort bei ihm entdeckt hatte; also hatte ich unwillkürlich das Richtige getroffen und das schmerzte mich. — Am andern Tage war er nicht im Kasino.

Eine Zeit lang blieb er verschwunden. Da, eines Abends, es mochte gegen sechs sein, sah ich ihn an meinen Tisch treten. Er reichte mir die Hand und bat mich zu einem anderen Tische herüberzukommen. Nachdem wir hier ein Weilchen zugesehen, setzten wir uns auf den benachbarten Divan.

„Ich hatte heute Nacht einen seltsamen Traum," begann er. „Denken Sie, dreimal ist mir die Zahl 7 erschienen jedesmal nach 36! Seitdem warte ich an diesem Tische auf die letztere Zahl, die den ganzen Tag lang noch nicht herausgekommen ist. Es war merkwürdig, wie die Sieben sich mir kund that. Einmal waren es Schwärme der verhängnisvollen Blutsauger, die alle eine 36 auf den Flügeln trugen, bis sie sich zu einer großen Zahl, der erwähnten, formierten. Dann war es wieder eine Axt in Form einer Sieben, mit der ich das schreckliche Gespenst auf meinem Kopfe erschlug. Als es zu Boden fiel, gruppierten sich seine Beine und Flügel zu einer riesenhaften Ziffer, der genannten 36. Ich erwachte, in Schweiß gebadet. Als ich wieder eingeschlafen war, träumte ich, ich läge auf einem grünen Rasenfleck und starrte unverwandt in die Sonne. Neben mir waren noch andere Wiesenflächen, alle ungefähr von der Größe eines Spieltisches. Plötzlich drang ein schwarzer Schatten mitten in das leuchtende Gestirn, und ich erkannte die scharfen Konturen der schon zweimal geträumten doppelstelligen Zahl. Fast in demselben Augenblick aber verwandelte sich alles in eine im hellsten Glanze strahlende Sieben. Dieser Tisch hier entspricht meinem Rasenabteil!"

Aufs höchste erschrocken sah ich ihm ins Gesicht; denn es war mir klar geworden, daß ich einen Geisteskranken vor mir hatte und der Wahnsinn jeden Augenblick bei ihm ausbrechen konnte.

Während wir schweigend dasaßen, drang vom Tische her der scharf hervorgestoßene Ruf: Trente-six, Rouge, Pair et Passe! zu uns.

Mit glühenden Augen stürzte mein Freund zu dem Tableau, zog mit zitternden Händen aus allen Taschen sein Geld hervor und setzte auf 7 die Transversalen, Karrees, Dutzende, Kolonnen und alle Chancen, die mit der geträumten Zahl in Verbindung standen, alles, was er besaß. Ich wußte, er war ruiniert, wenn er verlor und wollte ihn zurückhalten; er schüttelte mich ab. Lächelnd betrachteten ihn die Beamten, verwundert die anderen Spieler. Jetzt rollte die Kugel, anfangs in schnellem Tempo, dann immer langsamer und langsamer; jetzt sagte der drehende Croupier sein stereotypes: „Le jeu est fait, rien ne va plus!" In jedem Augenblick mußte das kleine Elfenbeinstückchen seinen Lauf beenden. Wie gebannt hafteten meine Blicke darauf; was sich in einer Zehntelsekunde abspielte, schien mir eine Ewigkeit zu dauern. Jetzt hielt die Kugel unmittelbar vor Sieben, aber die Scheibe drehte sich langsam weiter und weiter. Ich warf einen Blick in das leere Kästchen, das die verhängnisvolle Zahl enthielt und konnte kaum einen leisen Schrei unterdrücken —; hinten, fast am Rande, befand sich, beinahe nicht bemerkbar, ein kleiner Moskito. In der kürzesten Zeit beobachtete ich, wie er sich putzte, mit den langen Beinen über die Flügel strich, dann sich gelassen zum Fortfliegen anschickte, aber schließlich sitzen blieb. In diesem Augenblick fiel die Boule hinunter, prallte an dem glatten Messingkegel ab und suchte sich in

Digitized by Google

einem Fache ihr Ziel. Es war in der That die Nummer Sieben.

Die Schärfe meiner Sinne schien sich in diesem Momente verhundertfacht zu haben. Ich sah, wie die Kugel immer näher und näher an das fatale Insekt herandrang, jetzt hatte sie es erreicht, es umgeworfen, aber das so geringe Hindernis hatte genügt, sie abzulenken und aus der bereits gewählten Zahl herauszutreiben. Sie fiel nebenbei in 29.

Ein Seufzer entrang sich meiner Brust; ich dachte an den Österreicher und sah mich nach ihm um. Entsetzlich hatten sich seine Züge verändert, aber nicht das Roulette betrachtete er, sondern eine ihm gegenüberstehende Dame, die ihn ebenso gespannt beobachtete. Er stieß einen unartikulierten Schrei aus, wie ein zu Tode gepeinigtes Tier, und suchte sich mit Gewalt einen Weg zu ihr zu bahnen. Während die Kroupiers sein Geld einscharrten, hörte ich das Knacken eines Revolverhahns; ein dumpfer Knall folgte. Geheimpolizisten und Diener drängten die Leute fort, und nach fünf Minuten erinnerte nichts mehr an den Vorfall. Was geschehen war, habe ich nie erfahren, ich sah weder ihn noch die Dame je wieder. —

Zufällig kam ich zur Zeit der diesjährigen Ausstellung in Berlin mit einem österreichischen Hauptmann zusammen, dem ich die Geschichte erzählte. Er lachte erst, wurde dann aber plötzlich sehr ernst. „Den Mückerich," sagte er, „den kannte ich ganz gut! Der arme Teufel hat in seiner Jugend durch irgend einen Zufall, den man nicht kennt, einen „Stich" — Sie verstehen mich — wegbekommen. Mag man seiner Frau vorwerfen, was man will, jedenfalls hat sie ihn sehr geliebt und alles für ihn geopfert. Sie wissen, er litt an Verfolgungswahnsinn. Man brachte ihn zeitweise in eine Anstalt, und der Leiter derselben, ein berühmter Nervenarzt, kam auf die Idee, durch eine heftige geistige Erschütterung sein gestörtes seelisches Gleichgewicht wieder herzustellen. Man hat alles Mögliche versucht; da er immer eine höllische Scheu vor den Mücken hatte, wollte man ihm zeigen, wie ungefährlich die Dinger sind, und basierte später auf dem handgreiflichen Beweis dieser Unschädlichkeit das ganze Heilverfahren. Es wird Ihnen nun vieles in anderem Licht erscheinen. Später fing er an, sich seiner Furchtsamkeit zu schämen; vielleicht glaubte er sich auch nicht verstanden — er war ein wenig empfindlich — jedenfalls schwieg er. Man hatte ihn dann ein paar Jahre lang unter Kuratel gestellt, bis auch diese auf wiederholtes Verlangen seiner Frau aufgehoben wurde. Bald nachher soll er im Spiel an einem Abend — sicher dem von Ihnen erwähnten — alles verloren haben. Das Merkwürdigste ist, daß er seine Gattin gern hatte, sobald er sie nicht persönlich vor Augen sah. Er besaß von ihr eine alte Photographie aus den früheren Jahren, jedenfalls die Ihnen gezeigte, die er wie ein Heiligenbild verehrte. Er hat sie danach in den verschiedensten Stellungen gemalt, er war nicht ohne Talent! — Weiter weiß ich auch nichts. —"

Digitized by Google

Die Naturheilung und ihre praktischen Konsequenzen.

Von

Oberstabsarzt Dr. Hans Buch.

Die Natur heilt, der Arzt sorgt.
Hippokrates.

Nachdruck verboten.

In dem glanzvollen Perikleischen Zeitalter steht neben dem namengebenden Hauptvertreter, dem hochgebildeten Staatslenker Perikles selbst, neben den Geisteshoroen auf dem Gebiet der Weltweisheit wie Anaxagoras und Sokrates, der dichtenden und plastischen Künste wie Sophokles, Euripides, Aristophanes, Phidias, auch ein Arzt, der durch die Klarheit seines Verstandes, durch die Schärfe seiner Beobachtung, durch die Gefühle echter Menschenliebe als leuchtende Warte in dem Dunkel späterer Verwirrung immer wieder auf die rechte Bahn lenkt, es ist dies Hippokrates. Im feinen Verständnis für alle Vorgänge altklassischer, wie moderner Geschichte hat Curtius oft darauf hingewiesen, daß all unsere Tagesfragen mit denen Griechenlands in denkverwandtschaftlicher Beziehung stehen. „Alles, was aus Athen kommt," sagt er, „das sind keine trocknen Blätter für das Herbarium des Gelehrten, sondern frische Zweige und Blüten, die uns alle erfreuen, Zeugnisse eines vielseitig angeregten geistigen Lebens voll hoher idealer Ziele. Es berührt uns alle menschlich so nahe, wie eine Kunde aus der eignen Heimat." Dieses Wort findet auch seine Bestätigung bei Veranschaulichung der medizinisch-philosophischen Richtung, die damals zur Herrschaft kam und wohl verdient, in ihrer Einfachheit und Klarheit auch bei uns nach mancherlei Irrwegen durch das Labyrinth des Doktrinarismus zur vollen Anerkennung zu gelangen.

Hippokrates durchschneidet das Wunderknäuel der Hieromantik, das von Jahrhunderten zusammengerollt ist, und zeigt als dessen Inhalt die Thatsache, daß alle Heilungsvorgänge nicht von dämonischen Gewalten, nicht von technischer Kunstfertigkeit Eingeweihter, sondern von der Einwirkung ausgleichender Naturkräfte abhängig sind. Dadurch, daß er die Beobachtung und Unterstützung der Natur — physis — in der Krankenbehandlung zum eisernen Gesetz erhob, wurde er zum Vater der physiatrischen Schule, welche in jüngster Zeit so bedeutungsvoll geworden, aber nicht zu verwechseln ist mit jener Gruppe volkstümlicher Naturärzte, die durch schablonenhafte Benutzung gewisser Elemente, wie Luft und Wasser, den menschlichen Körper zu beeinflussen suchen. Der Hippokratismus wurde durch Plato in idealster Weise zum Abschluß gebracht, der das Leben als eine Wechselwirkung von Geist und Materie darstellte und die Krankheit als einen Vorgang in der letzteren und eine Freiheitsbeschränkung des ersteren auffaßt. In den Symptomen der Krankheit offenbart sich der Kampf der widerstrebenden Kräfte, die zweckentsprechende Reaktion gegen schädliche Einflüsse. Die Erscheinungen des Fiebers sah man dafür als beredten Ausdruck an. Hier trat das energische Ringen deutlich zu Tage: die Lebenskräfte waren bestrebt, den Organismus von fremdartigen, nachteiligen Stoffen frei zu machen; der Stoffwechsel vollzog sich in stürmischer Erregung; Herz, Puls und Atmung waren zur äußersten Thätigkeit gebracht, die Hautwärme verstieg sich zu brennender Glut, bis unter dem Bild einer Krise zugleich mit Schweißausbruch und dem Vollzug anderer, deutlicherer Ausscheidungen des Leibes der Kampf zum Abbruch gelangte und die vitale Thätigkeit einen ruhigen Verlauf annahm, der zur schließlichen Genesung führte.

Aus der Erkenntnis solcher wohlthätigen Kräfte im menschlichen Organismus entsprang eine tiefe Verehrung für das richtige Walten im Mikrokosmus, und in ehr-

Digitized by Google

erbietigem Vertrauen darauf wagte man auch in Krankheitsfällen nicht störend einzugreifen. Man betrachtete sich als Diener der erhabenen Meisterin Natur, ehrfurchtsvoll auf ihre Winke lauschend, um zur rechten Zeit ganz in ihren Erfordernissen mit selbstloser Opferfreudigkeit aufzugehen. Damit ist aber nicht gesagt, daß es eine Pflicht der naturalistischen Anhänger und deren Kennzeichen gewesen wäre, sich bei Erkrankungen in stille Beobachtung, Gleichgiltigkeit und Trägheit zu verlieren und alles von der Natur zu erwarten; im Gegenteil, ihre autoritative Richtung hat durchaus kein Bedenken vor energischen Eingriffen gehabt, nur mit dem unbedingten Gebot, daß sich alle Maßnahmen streng auf dem von der Natur eingeschlagenen Wege halten, in vollem Einklange mit deren Heilkraft stehen müßten. Vis medicatrix naturae. Die spätere Wissenschaft ist ehrlich bemüht gewesen, dem Wesen dieser Natur- oder Lebenskräfte auf die Spur zu kommen; aber es ist ihr damit gegangen, wie mit der Ergründung der andern mächtigen Triebkräfte, welche die große Welt durchfluten, wie Elektrizität, Wärmespannung, Körperschwere; sie weiß aus ihnen Vorteil zu ziehen, aber nicht sie zu erklären. Am nächsten wird man der Wahrheit vielleicht noch mit der Vorstellung kommen, daß sich in der kleinsten Bildungsform des Organismus, der Zelle, moleculare Vorgänge abspielen, welche auf Abstoßung und Anziehung hinauslaufen. Parallele Erscheinungen werden uns durch einen Blick auf die magnetischen Pole, auf positive und negative Elektroden verdeutlicht. Da die Zelle etwas Festes, Unbewegliches ist, so muß man annehmen, daß in ihren Säften chemische Prozesse verlaufen, die durch das Eindringen eines reizenden Medium eingeleitet oder verändert werden. Dieses Verhalten der Kleinwesen gegenüber anziehenden und abstoßenden Stoffen auf chemischer Basis ist mit dem von Pfeffer gebildeten Worte Chemotaxis belegt worden und gestattet plastische Veranschaulichung. Ein Bacillus wird auf seiner Laufbahn im Körper, je nachdem er auf gleichartige oder anderswirkende Substanzen trifft, beeinflußt, und so kann er in seiner Fortentwicklung hier zum Nachteil für die Gesamtheit des Organismus werden, dort aber nützlich, weil er andere Schädlichkeiten vernichtet. Für jede Krankheitserklärung ist die Einwirkung eines störenden Reizes, mag derselbe nun in einem von dem unbewaffneten Auge nicht wahrnehmbaren Pilze und dessen Ausscheidungen oder in einem unter die Haut gebrachten Splitter bestehen, unentbehrlich. Nach Einbringung des Störenfrieds tritt sofort an der Stelle, wo er sich befindet, eine lebhafte Zellenthätigkeit ein, welche darauf abzielt, den Eindringling hinwegzuschaffen. Es ist höchst interessant, unter dem Mikroskop zu betrachten, wie der Kampf verläuft.

Die regste Thätigkeit entwickelt sich in dem den Splitter umgebenden Gewebe. Dieselbe Geschäftigkeit, dasselbe Drängen, welches man in einer Ameisenkolonie wahrnimmt, sobald es gilt, ein in ihren Haufen geschleudertes Hindernis hinwegzuräumen, herrscht in der Umgebung des Fremdkörpers. Aus den durchrissenen Gefäßen drängen sich unendliche Scharen weißer Blut- und Eiterkörperchen, welche sich anhäufen und vermehren, das nicht hierher gehörige Holz umschließen und heben, bis es zur Oberfläche der Haut hinausgeschoben und freigelegt ist. Dann hört die Ausscheidung auf, Gefäßwärzchen wachsen sich entgegen und verbinden sich, und der entstandene Defekt wird durch eine schuppige Decke geschlossen, sodaß kaum eine Spur von der stattgehabten Verletzung zurückbleibt. Daß eine geschickte, helfende Hand diesen Verlauf, der immer längere Zeit erheischt, abkürzen kann, und mit welchem Erfolg, das beweist das allbekannte Histörchen von Androklus und dem dankbaren Löwen. So bessert die Natur Schäden aus in allen Gewebsteilen, in den Muskeln, Sehnen, Knochen und Eingeweiden. Die weichen Gebilde werden durch gallertige Massen verklebt, welche an Festigkeit zunehmen und zuletzt ganz das Gepräge des Stoffes erhalten, in welchem die Einbuße stattgefunden hat. Die gebrochnen Knochen werden durch einen kalkhaltigen Kitt wieder verbunden und gefestigt, und die einzige Aufgabe des Wundarztes besteht darin, das benachteiligte Glied in der normalen Lage zu erhalten, die notwendigen Ernährungsbedürfnisse herbei zu schaffen. Alles andere besorgt die gütige Mutter Natur.

Auch bei allen innern Krankheiten handelt es sich immer um die Einbringung eines giftigen Agens, welches der Körper mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln

Digitized by Google

hinauszuschaffen bestrebt ist. Selbstverständlich ist dieses Vermögen begrenzt und für den Erfolg oder Mißerfolg sind unveränderliche Gesetze maßgebend, an denen kein Gott etwas ändern kann, und um wieviel weniger Menschenkraft! Daß in solchen Augenblicken wirklicher, nicht scheinbarer Gefahr die menschliche Heilkunst ganz unzulänglich ist, nicht den mindesten Ansprüchen genügt, beweist jeder Tag und jede Stunde. Selbst den Beschwerden eines einfachen Schnupfens, eines sich bildenden Geschwürs stehen wir mit unseren therapeutischen Mitteln machtlos gegenüber, wenn es sich um eine sofortige Sistierung des Uebels handelt. Nur dadurch, daß wir die Natur in ihrem Heilbestreben unterstützen, können wir Vorteile erringen. Niemals zu schaden muß aber Grundmaxime bleiben.

Doch was muß sich manchmal die gütige Mutter Natur von Willkür und Unverstand gefallen lassen, um schließlich dennoch mit Meisterschaft ihr gutes Werk zu Ende zu führen. Man denke nur an den Unflat, mit welchem oft offene Wunden behandelt worden sind, an jene unheilvolle Zeit der Aderlässe, durch welche der Körper seines besten Nährsaftes, des Blutes, in unbarmherziger Weise beraubt wurde. Im 17. und 18. Jahrhundert, in der Epoche des Vampyrismus, wurden von den Aerzten unglaubliche Sünden gegen die Natur begangen. So steht fest, daß Ludwig XIII. in einem Jahre von seinem Leibchirurgen Bouvard 47 mal zur Ader gelassen wurde, ungerechnet 215 Brech- und Abführmittel und 312 Klystiere. Brousset, einst die gefeiertste Autorität in Paris, ließ im Hotel Dieu in jedem Krankensaal täglich durchschnittlich 400 Blutegel gebrauchen. Ein Dr. Frappart verordnete einem Kranken im Verlauf einer Krankheit, welche mit dem Tode endete, nicht mehr als 1 800 Blutegel. So berechnet sich der Gesamtverbrauch an Blutegeln für ein Jahr in den Spitälern von Paris damals auf sechs Millionen. Aber auch in den deutschen Baderstuben herrschte zur Herbst- und Frühjahrszeit ein wahres Blutvergeuden. Ohnmächtig und bleich ließen sich die bethörten Menschen hinwegtragen und mußten durch langes Siechtum für unsinniges Handeln büßen. Jeder Anlaß wurde zum Schröpfen benutzt: Schmerz und Freude, Blutarmut und Blutüberfüllung, Geburtstage und Hochzeitsfeste. Selbst die Tiroler Schützen, die Kinder der freien Berge, versäumten nicht, vor dem großen Scheibenschießen, wenn sie es recht gut machen und sicher ins Schwarze treffen wollten, vorher durch einen ergiebigen Aderlaß das Wallen ihres heißen Blutes zu beruhigen; selbstverständlich ohne gleichzeitige Beschränkung des Weingenusses. Bei allen unverzeihlichen Fehlgriffen hat sich allein die Natur als ausbessernde Kraft gezeigt, und sie bewährt sich als helfender Retter noch heute da, wo falsche Heilbestrebungen eingeschlagen werden, Quacksalberei und Pfuschertum auf Kosten der gutgläubigen Menge ihr ersprießliches, eigennütziges Gewerbe treiben. Leider hat auch die gegenwärtige Schulmedizin durch Verwendung nur die Symptome einschränkender Mittel und durch Adoption von Spezialitäten vielfach nachteiligen Einfluß geübt.

Professor Bock, der bekannte Verfasser vom „gesunden und kranken Menschen", hat vor Jahren zu der arzneilichen Richtung in der Medizin besonders scharf Stellung genommen und hat die Unzulänglichkeit ihrer Maßnahmen durch folgende Leitsätze zum Ausdruck gebracht, um die Gedanken seiner Leser zum eigenen Urteil über die Heilung von Krankheiten zu bringen. Ich lasse sie mit geringer Modifikation folgen, um die Bedenken gegen die medikamentöse Heilweise in kürzester Form zum Ausdruck zu bringen. 1. Seit Bestehen der Heilkunde sind kranke Menschen bei den verschiedensten Heilmethoden, Charlatanerie und Hokuspokus gesund geworden. Auch zur jetzigen Zeit genesen Kranke ebenso bei der allopathischen, homöopathischen, bei der hydropathischen, Prießnitz'schen, Schroth'schen, mystischen, gymnastischen, magnetischen, sympathischen und Naturheilkünstelei. 2. Bei ein und derselben Krankheit werden nach Behauptung verschiedener Heilkünstler die allerverschiedensten Mittel aus allen Naturreichen und Weltgegenden mit dem besten Erfolge angewandt. 3. Ein und dasselbe Heilmittel und ganz dieselbe Heilmethode (z. B. der Naturärzte) heilt angeblich die allerverschiedensten Krankheiten. 4. In den Apotheken sind eine Unmasse von Arzneistoffen aufgestapelt, die zur Zeit als ganz nutzlos gelten, früher aber als äußerst heilsam gepriesen wurden. 5. Die verschiedenen medizinischen Autoritäten behandeln ganz dieselben Krankheiten

Digitized by Google

auf ganz verschiedene Weise. 6. Dieselben medizinischen Autoritäten behandeln dieselbe Krankheit zu verschiedenen Zeiten ganz anders. 7. Charlatane mit Geheimmitteln, naturheilkünstelnde Schuster, Schneider und Handschuhmacher, Pfarrer mit Kaltwasser-Schrotbrotkur, Homöopathen mit Nichtsen haben bei Behandlung von Krankheiten ziemlich dieselben glücklichen Erfolge wie die gelehrtesten und geheimsten Sanitäts-, Hof- und Medizinalräte. 8. Medizinische Autoritäten greifen bei eigener Erkrankung selten zu den für andere verwandten Arzneimitteln. 9. Sehr viele Kranke werden ohne alle Arznei und ohne Arzt von selbst gesund.

Diesen skeptischen Erwägungen gegenüber wird die Annahme der Naturheilung zur unumstößlichen Wahrheit und das hippokratische, physiologische Verfahren zur absoluten Notwendigkeit.

Wenn wir nun mit Berücksichtigung dieses Ergebnisses prüfende Umschau halten, auf welchem Boden sich der schaffende Menschengeist in fruchtbarer Weise bethätigen kann, da liegt vor ihm das weite, noch ziemlich dürftig bestellte Feld der Hygiene, jene große Frage von anthropologischer und sozialökonomischer Bedeutung nach der Wohlfahrt des einzelnen wie der Gesamtheit, der besten Volksernährung, dem Schutz vor ansteckenden Krankheiten, der Stählung des Körpers gegen deren Einflüsse und schließlich der Vervollkommnung der Krankenpflege. Derartige praktische Sicherheitsbestrebungen sind nicht neu. Wir wissen, daß Moses im Interesse des jüdischen Volkes weitgehende Vorschriften über Reinhaltung von Luft, Wasser und Boden, über Speisen und Getränke, Wohnung und Kleidung, über Gesundheits- und Krankenpflege, kurz über alles, was unsere moderne Gesundheitsforschung beschäftigt, gegeben hat. Von den Aegyptern erfahren wir durch den Papyros Ebers, wie eingehend sie die persönlichen Schutzbedürfnisse erwogen und geregelt haben. Lykurgus hat für Sparta eine so vorzügliche Speiseordnung festzustellen gewußt, daß diese noch jetzt für gewisse Verhältnisse mustergiltig sein dürfte. Meister Hippokrates hat ein Buch veröffentlicht, in welchem sich die vortrefflichsten Lebensregeln finden. Das alte Rom erregt durch die Ruinen seiner Wasserleitungen, Bäder und Kloaken noch heute unser Staunen und unsere Bewunderung. Durch die Einführung des Christentums sind zwar alle Bestrebungen für das leibliche Wohl hinter dem Verlangen nach himmlischer Glückseligkeit zurückgedrängt, aber gleichwohl sind von der christlichen Liebe so viel Barmherzigkeit und so viel Wohlthätigkeitseinrichtungen ausgegangen, namentlich zur Zeit von Kriegen und Pestilenz, daß die Liebesthätigkeit für Hilfsbedürftige Musterbeweise bis auf die jüngsten Tage geliefert hat.

Aber trotzdem ist die Hygiene erst eigentlich durch die neusten Entdeckungen auf den Gebieten der Chemie und Physiologie gefördert worden. Ist doch die Beschaffenheit der Luft, des Wassers erst in unserm Jahrhundert durch Lavoisier, Priestley, Scheele und andere klargestellt worden und alle jene kleinen Lebewesen von Männern wie Ehrenberg, Pasteur und Koch entdeckt, welche so häufig die krankmachenden Potenzen unseres Organismus liefern. Die Schutzpockenimpfung Jenners, deren Centenarfeier wir vor kurzem begangen haben, hat uns von einer der schlimmsten Seuchen befreit und kann uns als Vorbild dienen für eine ergiebige Bekämpfung der übrigen Infektionskrankheiten. Die Assanierung des Bodens durch Beseitigung von Abfallstoffen des Gemeinwesens, die Regelung des Grundwassers ist von Pettenkofer und seiner Schule in bestimmte Normen gebracht worden; und die Umgestaltung großer Städte nach dieser Richtschnur ist von segensreicher Wirkung gewesen. Orte wie München, Halle, Danzig, welchen der Typhus und die Cholera zahllose Opfer kostete, sind zu Musterplätzen des Allgemeinwohls umgestaltet worden. Ebenso ist das Einzelwohl durch die Anwendung physiatrischer Grundsätze gefördert worden. Dadurch daß die Eigentümlichkeit des Menschen, seine Sonderlage, sein Treiben und sein Handeln, seine üblen Gewohnheiten, seine Beziehungen zur Umgebung, zu Ort- und Zeitverhältnissen, jene tausenderlei Einflüsse des sozialen Lebens für seine Entwicklung und sein Verderben in Erwägung gezogen wurden, sind nicht nur neue Gesichtspunkte, sondern auch neue Hilfsquellen zugänglich gemacht worden.

Digitized by Google

Die Berücksichtigung der Individualität kommt auch bei der Krankenpflege zur vollsten Geltung. Wenn auch für die Abwartung schwer Darniederliegender immer die persönliche Beanlagung des Pflegers von maßgebender Bedeutung bleiben wird, so sind doch auch darin in der Neuzeit Einrichtungen, wie die der Samaritervereine, getroffen worden, welche Vorzügliches leisten. Auch die Prinzipien der Diätetik sind durch streng physiologische Untersuchungen wesentlich gefestigt worden. Man weiß, daß nichts so geeignet ist, eine Umgestaltung der körperlichen Beschaffenheit herbeizuführen, als eine sachgemäße Ernährungsweise. Man betrachtet in den besser geleiteten Heilanstalten den Koch nicht mehr als nebensächliche Persönlichkeit, man erkennt an, daß von seiner kunstgemäßen Beihilfe sehr oft die Genesung des Kranken abhängig ist. Hier hat sich der süddeutsche Arzt Wiel ganz besondere Verdienste erworben, und es kann sein Buch mit dem Titel „Diätetisches Kochbuch" allen Familienmüttern nicht genug empfohlen werden.

Der moderne Hippokratismus sieht daher in der Stählung der Körperbeschaffenheit durch natürliche Mittel, in der Verbesserung der sozialen Verhältnisse, in der Hebung der Sittlichkeit, der Ausschaltung und Bekämpfung von en- und epidemischen schädlichen Einflüssen, der Förderung und Verallgemeinerung der Krankenpflege, der Aufklärung der Volksschichten über die einschlägigen Grundsätze und Erfahrungen seine wesentlichsten Aufgaben. Dadurch wird die Medizin zu einer wahrhaft anthropologischen Wissenschaft, und im Hinblick darauf durfte Virchow mit stolzem Selbstgefühl aussprechen, daß kein anderer Beruf wie der ärztliche so befähigt sei, in die Gesetzgebung einzutreten, um jene Gesetze, die in der Natur des Menschen schon gegeben sind, als die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung geltend zu machen. Aber für alle hygienischen Bestrebungen, welche mit denen der Humanität gleichbedeutend sind, darf wohl das Goethesche Wort gelten:

Nicht Kunst und Wissenschaft allein,
Geduld muß bei dem Werke sein.

Abendschein.

Zarte, zitternde Blumengestalten
Malt an die Wände des Abends Gold.
In der Gardinen schwankende Falten
Haben sich rötliche Streifen gerollt.

Und auf den Kissen, die schneeig bedecken
Mein in der Wiege schlafendes Kind,
Liegen zwei leuchtende Sonnenflecken,
Die wie zwei himmlische Hände sind.

Karl Vanselow.

Digitized by Google

Frauenerwerb durch Seidenraupenzucht.

Von Hildegard Jacobi.

Nachdruck verboten.

Haben die Maschinen die Frauenarbeit mehr und mehr aus dem Hause verdrängt, so muß sich die Frau zum Ersatz dafür solche Gebiete zu erringen suchen, welche sich der Hausindustrie neu erschließen.

Ein überaus wichtiger Fortschritt im Seidenbau sollte deshalb von Erwerbsuchenden mit Freude begrüßt werden, da er sicherlich einer gewinnbringenden Hausindustrie neue Bahnen ermöglicht. Es handelt sich um die wertvolle Entdeckung einer bei uns heimischen Pflanze, die den bei uns überaus schwer fortkommenden Maulbeerbaum zu ersetzen vermag, dessen Laub bisher das einzige den Seidenraupen bekömmliche Nahrungsmittel ist. Es sind dies die Blätter der Schwarzwurzel (Scorzonera hispanica), deren Wurzel bei uns längst als ein wohlschmeckendes Gemüse geschätzt wird.

Bekanntlich beklagte schon Friedrich der Große das bedeutende Kapital, das für den Ankauf von Seide ins Ausland wandern mußte, und um diese Summen dem eigenen Lande wenigstens zum Teil zu erhalten, war es sein sehnlichstes Bestreben, die Zucht der Seidenraupen in Preußen einzuführen. Er verschrieb selbst die besten und widerstandsfähigsten Eier und überließ sie kostenfrei den Züchtern. Doch alle Versuche scheiterten daran, daß die Futterpflanze der Raupen, der Maulbeerbaum, sich nicht genügend in unserem rauhen Klima entwickeln wollte und daß die erste Ernte seiner Blätter, da er kein früh treibender Baum ist, zu spät eingeheimst werden kann. So stockte immer wieder die allgemeine Einführung des Seidenbaues.

Vor etwa fünf Jahren gelang es nun Professor Harz in München, in den Blättern der Schwarzwurzel ein genügendes Ersatzfutter zu finden, das den Raupen außerordentlich bekömmlich ist. Die Versuche ergaben im Laufe der Jahre folgende Resultate. Im ersten Jahre waren dieselben noch ungünstig, da nur 1,1 Prozent der Raupen zur Verpuppung kamen, doch erst 54—62 Tage nach dem Ausschlüpfen. Im zweiten Jahre kamen schon 7½ Prozent nach 44—54 Tagen zur Verpuppung, im dritten 29 Prozent in 42—56 Tagen, im vierten Jahre schon 34 Prozent in 38—64 Tagen. Bemerkenswert ist bei diesen Versuchen, daß die Raupen sich einer äußerst niedrigen Temperatur anpaßten und dadurch auch gegen Krankheiten geschützter erschienen.

Neuerdings haben sich nun zwei Russen, Frau Professor Pichomiwna in Moskau und Herr Werderenski in Petersburg, erfolgreich mit der Züchtung von Seidenraupen bei Ernährung mit der Schwarzwurzel beschäftigt und überraschende Resultate erzielt, trotzdem die Schwarzwurzel in dem nördlichen Klima nicht im Winter in der Erde bleiben kann, während sie bei uns selbst in rauhen Gebirgsgegenden überwintert. Deshalb sollten unternehmende deutsche Frauen einen Versuch wagen, um diese wertvolle Kultur endlich nach so vielen Mißerfolgen auf neuer Grundlage als wohl geeignete Hausindustrie, wie dies schon in Rußland geschieht, auch bei uns einzuführen.

Es ist ein Versuch doppelt zu empfehlen, da durchaus kein großes Anlagekapital dabei riskiert wird. Das Land oder die kleineren Städte würden sich am besten dazu eignen, weil die Pacht eines Gartens oder Feldstückes dort noch nicht allzu kostspielig ist. Die Schwarzwurzel bedarf nicht einmal eines fruchtbaren Erdreiches und ist mit leichtem, sandigem Boden zufrieden, zumal die Erfahrungen lehrten, daß die Blätter der auf fruchtbarem Boden gewachsenen Pflanzen den Raupen als zu weich und saftig weit weniger zuträglich sind, als solche, die auf magerem Boden gewachsen sind; ebenso ist deshalb die Ernte der ersten Aussaat nicht zu verwerten. Zur Bepflanzung eines Ar (100 qm) genügen 50 gr Samen, für 50 Pf. käuflich. Diese Anpflanzung — nach dem ersten Jahre sind die Blätter zum Futter tauglich — liefert genügendes Futter für 40 000 Raupen; diese spinnen mindestens 32,5 kg frische Cocons. Da die Wurzeln bei be-

Digitized by Google

ständigem Schnitt den ganzen Sommer über Futter geben, so ließe sich ein dreifacher Ertrag erzielen, also drei Zuchten damit groß ziehen, die an 97,5 kg Gespinnste einbrächten. Die Zuchtanlage selbst ist höchst einfacher Natur: ein großes, luftiges, heizbares Zimmer, in dem man einige Stellagen aus Balken aufrichtet, die mit Bindfaden überspannt und mit Packpapier belegt werden. Diese Hürden, die in ca. 50 cm Abständen übereinanderliegen, sind die Futterplätze der Tiere. Sodann bereitet man ihnen aus Reisig, Stroh oder Hobelspänen eine sogenannte Spinnhütte. Das Hauptgelingen der Zucht hängt von gesunden Eiern ab (man wähle die japanischen, weil diese entschieden widerstandsfähiger als die chinesischen sind), ferner von der Temperatur des Zuchtraumes und der des Futters. Die Temperatur des Raumes richtet sich je nach der Altersstufe der Raupen und muß genau beobachtet werden (um 20° R.), da die gedeihliche Entwickelung der Raupen zumeist davon abhängt; von gleicher Bedeutung ist die Temperatur des Futters, welche dem des Zuchtraumes genau entsprechen muß. Das Futter muß am Tage vorher geschnitten, peinlich vom anhaftenden Sande befreit werden, Blatt für Blatt sorgsam abgerieben, dann in leinene Beutel gesteckt, die über Nacht im Zuchtraum aufgehängt werden, um dessen Wärme anzunehmen. Auch die Fütterungsmengen müssen genau inne gehalten werden. Die Tiere nehmen ein großes Quantum Futter täglich auf. Ist der Cocon fertig, der bekanntlich aus einem einzigen weißen schwefel- bis grünlich-gelben oder isabellfarbigen Seidenfaden besteht, so ist die Hauptarbeit erledigt. Die Puppe im Cocon wird durch Wasserdampf getötet, weil sie sonst bei ihrem Ausschlupf die Seide zerreißen und damit wertlos machen würde.

Diese verhältnismäßig so geringen Unkosten für einen durchaus lohnenden Ertrag sollten nicht gescheut werden, zumal — wenn der Versuch scheiterte — die Wurzeln der Aussaat noch als Gemüse verkauft werden können. Die Arbeit selbst ist eine sehr leichte; es handelt sich hauptsächlich um genaue Innehaltung der für die Wartung notwendigen Vorschriften. Die russische Regierung ist längst bestrebt, ihren Landbewohnern diese einträgliche Kultur als Hausindustrie zugänglich zu machen und läßt zu diesem Zwecke die Dorfschullehrer in der Behandlung der Seidenraupenzucht unterweisen.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Dem Deutschen Reichstag** ist seitens einer Anzahl von Frauen (Hanna Bieber-Böhm, Minna Cauer, Helene Lange, Marie Mellien, Sera Proelß, Marie Raschke, Rosalie Schönfließ, Jeannette Schwerin, Henriette Tiburtius) eine Petition, betreffend ein Vereinsgesetz, eingereicht worden. Dieselbe hat folgenden Wortlaut:

Wir Unterzeichneten beklagen lebhaft den am 31. Mai im preußischen Abgeordnetenhause gefaßten Beschluß, der die Frauen Preußens von neuem mit Minderjährigen auf eine Stufe stellt.

Wir beklagen dies aus Liebe zum Vaterlande, denn dieser Beschluß des größten Bundesstaates Deutschlands ist, da er dem Stande der heutigen Kultur nicht entspricht, geeignet, das Ansehen Deutschlands im Auslande herabzusetzen. Kein größerer Verfassungsstaat weist den Frauen eine so niedrige Stellung an, wie dies nach dem Vereinsrecht in Preußen, Baiern und einigen kleinen Bundesstaaten Deutschlands geschieht.

Die Stellung der Frau ist aber der Maßstab für die Kulturstufe des Landes.

Der Beschluß des preußischen Abgeordnetenhauses widerspricht auch den Reichsgesetzen. Diese anerkennen die Rechts- und Handlungsfähigkeit der Frau, anerkennen damit die Gleichwertigkeit der Urteilsreife von Mann und Frau. Das preußische Vereinsrecht dagegen drückt die Urteilsreife der Frau auf die Stufe der Minderjährigkeit hinab und stellt sich dadurch in Gegensatz zu den Reichsgesetzen.

Wir beklagen diesen Beschluß namentlich im Interesse aller arbeitenden Frauen, die durch die Beschränkung der vom Staate allen Bürgern gewährleisteten Vereinsfreiheit beruflich schwer geschädigt werden.

Wir wenden uns daher an die aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene Vertretung des gesamten deutschen Volkes, welches nach seiner Verfassung ein Recht auf ein einheitliches Versammlungs- und Vereinsrecht hat, mit der Bitte dahin zu wirken,

> daß baldigst die Bestimmung des Artikels 4 Nr. 16 der Reichsverfassung erfüllt werde, durch Schaffung eines der heutigen Zeit entsprechenden freiheitlichen deutschen Vereinsrechtes, das auch die gerechten Forderungen der deutschen Frauen berücksichtigt.

Digitized by Google

* **Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein hielt** vom 6. bis 8. Juni dieses Jahres seine **4. Generalversammlung** in Leipzig ab. Wer die **Entwicklung** des Vereins von Anfang an **verfolgt hat**, mußte darüber erstaunt sein, wie er sich **entfaltet** hat, wie die rednerischen Leistungen sich **vertieft** haben und das Bewußtsein der Aufgaben, **die in** erster Linie den Lehrerinnen zu lösen **obliegen**, ein immer klareres geworden ist, sodaß **man sagen** darf: das innere Wachstum hat mit **dem äußeren** Schritt gehalten. Vor sieben Jahren **mit 85** Lehrerinnen begründet, umfaßt der Verein **heute 10 236** Mitglieder, teils in seinen 60 Zweig**vereinen**, teils als direkte Mitglieder. Als Brenn**punkte der** diesmaligen Verhandlungen sind die **erziehlichen** und die sozialen Aufgaben zu bezeichnen. **Ersteren** galten die Vorträge von Frl. Margarete **Pochlmann**-Tilsit: Über die Pflichten der Privat**schulvorsteherinnen**; von Frau Henriette **Gold**schmidt-Leipzig: Fröbels Bedeutung für den **Erziehungs**- und Lehrberuf der Frau; von Frl. Helene Sumper-München: Die Kindererziehung **als** Unterrichtsgegenstand der weiblichen Fort**bildungsschule** und der Bericht der Vorsitzenden, Frl. Helene Lange: Über die Arbeit der Kommission für Oberlehrerinnenbildung. Beide Gebiete berührte der Vortrag von Frl. Anna Blum-Spandau: Die Behandlung des 6. Gebots in der Volksschule. Ganz auf sozialem Gebiet stand die Resolution, die der Verein auf Antrag von Frl. Marie Mellien-Berlin annahm und die wir der großen Wichtigkeit der betreffenden Frage wegen auch anderen Vereinen zur Nachachtung empfehlen möchten. Sie lautet:

Die in wahrhaft erschreckender Weise alljährlich steigende Zahl der jugendlichen Verbrecher schließt eine schwere Gefahr für den Staat und die Gesellschaft in sich. Wer es mit unserer Jugend und unserem Volk gut meint, hat daher die Pflicht, alles aufzubieten, um diese Gefahr zu verringern. In erster Linie sind dazu die Erzieher des Volks, die Lehrer und Lehrerinnen berufen. Sie können dazu helfen 1. indem sie in der Schule durch sorgfältige Überwachung besonders der sittlich gefährdeten Kinder vorbeugend zu wirken suchen; 2. indem sie für geeignete Maßregeln zur Rettung bereits dem Strafgesetz verfallener Kinder energisch mit eintreten.

Folgende Maßregeln scheinen nach den Erfahrungen einsichtsvoller Pädagogen und Kriminalisten dringend notwendig:

a) Die Gefängnißhaft der schulpflichtigen Kinder von 12—14 Jahren ist in einen Aufenthalt in einer Besserungs- und Erziehungsanstalt zu verwandeln, wo ernstlich erzieherisch auf die Kinder eingewirkt wird.

b) Solange die Gefängnisstrafe für Schulpflichtige besteht, ist Sorge zu tragen, daß das gefangene Kind den vollen Unterricht der Volksschule empfängt, und zwar die Mädchen durch Lehrerinnen. Die schulpflichtigen Kinder sind dabei von den übrigen „Jugendlichen" zu trennen.

c) Die weiblichen jugendlichen Gefangenen sollen während einer längeren (die Dauer von 4 Wochen überschreitenden) Strafzeit nicht mit mechanischen Arbeiten wie Häkeln, Tütenkleben u. s. w., sondern mit hauswirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt und, soweit angängig, durch hierzu angestellte erfahrene und gebildete Frauen für irgend einen Beruf, wie Putzmachen, Schneidern, Weißnähen u. s. w. vorgebildet werden.

d) Für die Unterbringung der entlassenen Kinder ist Sorge zu tragen. So lange sie einen Dienst oder eine sonstige Unterkunft nicht gefunden haben, sind sie in einer dazu eingerichteten Anstalt unter geeigneter Aufsicht und Beschäftigung unterzubringen.

Die Debatten, die sich an sämtliche Vorträge anschlossen, boten reiche Anregungen, die von den in stattlicher Zahl vertretenen Delegierten nun in alle Gegenden Deutschlands hinausgetragen werden. So erweist sich der Verein als ein Segen für die deutschen Lehrerinnen, und der rege Austausch der Ansichten und Erfahrungen aus Nord und Süd, Ost und West wurde auch diesmal wieder, wie auf früheren Generalversammlungen, als ein mächtiges Bindemittel empfunden. Daß dem Verein offizielle Begrüßungen seitens der Behörden zu teil wurden, darf als ein bedeutsames Zeichen dafür angesehen werden, daß der von ihm vertretene Grundsatz: die Erziehung der Frau muß in erster Linie durch die Frau geleitet werden, an Boden gewinnt.

* **Auf dem evangelisch-sozialen Kongreß** (der in Leipzig zu Pfingsten stattfand) ist auch diesmal wieder die Frauenfrage vertreten gewesen und zwar durch Frau Dr. jur. Kempin mit einem Vortrag über die „Grenzlinien der Frauenbewegung". „Die Zeit" spricht ihre Verwunderung darüber aus, daß gerade diese Rednerin, „die zwar nicht als evangelisch-sozial, wohl aber als ständige Mitarbeiterin der Stummschen ‚Post', als extreme Individualistin und ausgesprochene Gegnerin der deutschen Frauenbewegung bekannt war", hier zu Worte kam, eine Verwunderung, die wohl von vielen geteilt worden ist. Die bekannten reaktionären Anschauungen der Rednerin über das bürgerliche Gesetzbuch kamen denn auch, wie unvermeidlich, zum Ausdruck; außerdem traten eine Menge Widersprüche in ihrer Rede zu Tage. Wir können daher Frau Dr. Gnauck, der Vorsitzenden der evangelisch-sozialen Frauengruppe, nur Glück wünschen, daß sie im Anschluß an die Rede in nicht mißzuverstehender Weise Protest gegen die von Frau Kempin vertretenen Ansichten einlegte und das Tafeltuch zwischen der Rednerin und der evangelisch-

Digitized by Google

sozialen Gruppe glatt zerschnitt. Im weiteren Verfolg der Debatte traten für die Frauenrechte Rechtsanwalt Ginsberg, Professor Gregory, Herr von Gerlach u. a. ein, während Professor Sohm und Professor Gierke ihren bekannten reaktionären Standpunkt wieder kräftig zum Ausdruck brachten. Den tiefsten Eindruck aber brachten — wir entnehmen auch dies mit besonderer Freude der ‚Zeit' — „die Ausführungen der verdientesten Vorkämpferin der Frauenbewegung, Auguste Schmidt, hervor. Diese ausgezeichnete Frau, der nach ihrer Vergangenheit selbst die Gegner der Frauenbewegung Maßlosigkeit nicht vorzuwerfen wagen können, wies mit herzerfreuender Deutlichkeit die Frauenrechtsfeindlichen Auslassungen der Frau Kempin zurück."

Es darf wohl als eine höchst unerfreuliche Erscheinung bezeichnet werden, wenn eine Frau, die bisher für die Frauenrechte eintrat und sie für sich in Anspruch nahm, sich plötzlich gegen ihr eigenes Geschlecht wendet. Wenn Frau Kempin die neuerdings von ihr vertretene Anschauung, daß Frauenleistungen hinter Männerleistungen zurückstehen, aus persönlichen Erfahrungen gewonnen hat, so bedauern wir das im Interesse ihrer Klienten; zu einer Verallgemeinerung dieser Erfahrungen ist sie aber nicht berechtigt.

* **Die Begründung eines Mädchengymnasiums** ist von der Breslauer Stadtverordnetenversammlung nunmehr endgiltig beschlossen worden. Man stimmte zunächst dem Magistratsantrag auf Errichtung des Gymnasiums nach Reformschulmuster grundsätzlich zu. Die Beschlußfassung über die Lehreinrichtung im einzelnen, die Unterbringung und Ausstattung der zu gründenden Lehranstalt blieb vorbehalten. Die Annahme des Antrages haben die Frauen vor allen Dingen dem energischen Eintreten des Oberbürgermeisters Bender zu danken.

* **Frauenbewegung unter den Indianern.** Auch die Töchter wilder Indianerstämme sind jetzt nicht davon entfernt, ein Leben zu führen, wie man es früher in den beliebten Indianergeschichten las. In letzter Zeit hat Miß L. Singh, eine junge kupferfarbene Dame von echt indianischer Abstammung, in Newyork die medizinische Doktorprüfung mit bestem Erfolge bestanden; eine andere, die Tochter eines Pawnee-Häuptlings, Phoebe Wood, absolvierte ebendaselbst einen Kursus für Krankenpflege, wie ihn vor kurzem ebenfalls zwei Indianerinnen, junge Damen von Stamme der Ottawas und Wyandottes, durchgemacht hatten.

* **Gräfin Vilma Hugonnay,** Gemahlin des Rektors des Polytechnikums Dr. Vincenz Wartha, eine ältere Dame, die bereits in der Schweiz und in Deutschland das Doktorat abgelegt hat, wurde am 14. Mai als erste weibliche Ärztin in Ungarn promoviert.

* **Erlangen.** Die ersten weiblichen Hörerinnen an der hiesigen Universität haben sich Anfang Mai einschreiben lassen. Es sind zwei Volksschullehrerinnen und eine Sprachlehrerin aus Nürnberg, die mit Genehmigung des Kultusministers die Übungen im romanisch-englischen Seminar bei Professor Varnhagen besuchen.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Lette-Verein in Berlin hat in seinem 24. Rechenschaftsberichte wieder über sehr erfreuliche Resultate zu berichten. Die Zahl seiner Mitglieder beträgt jetzt 1166. Die Finanzen sind günstig; die letzte Weihnachtsmesse, die der Verein abhielt, ergab einen Ertrag von 11 546,98 Mark. Auf der Berliner Kochausstellung im März 1896 erhielt der Lette-Verein für seine Koch- und Haushaltungsschulen den ersten Preis, auf der Berliner Gewerbeausstellung ein Ehrenzeugnis für hervorragende Leistungen anerkannt geschmackvoller, künstlerisch ausgeführter Handarbeiten und für Bemühung um Hebung der weiblichen Erwerbsfähigkeit. Zwei neue Kurse traten im Lauf des Jahres zu den alten: für Haushaltungslehrerinnen und für Büreauarbeiterinnen. Zu den aus dem Vorjahr übernommenen Schülerinnen traten 796 neu ein; belegt wurden 2 040 Kurse und zwar in der Handelsschule 288, in der photographischen Lehranstalt 75, in der Gewerbeschule 1 677. Über die einzelnen Anstalten bringt der Bericht eingehende Nachrichten, die überall auf ein fröhliches Gedeihen schließen lassen.

Der Verein zur Förderung der Frauenbildung in Bonn a. Rh. hat seinen 2. Jahresbericht versandt. Der Verein umfaßt 4 Abteilungen: I. Vorträge für Frauen. II. Handelsschule für Frauen. III. Lesezimmer für Vereinsmitglieder und für Mitglieder des Lehrerinnenvereins. IV. Zweigverein für Hausbeamtinnen. Auf allen Gebieten hat er eine erfreuliche Rührigkeit gezeigt. Die Handelsschule giebt, was besonders Anklang finden dürfte, durch einen mehrwöchentlichen Kursus den Frauen Gelegenheit, sich die zu einer selbständigen Vermögensverwaltung wichtigsten Kenntnisse über Kapitalanlagen, Zins- und Kursberechnungen, Buchführung u. dergl. anzueignen. Für 16 Stunden wird ein Honorar von 10 Mark entrichtet. Im Mai 1896 hatten sich 21 Teilnehmerinnen zu diesem Kursus gemeldet. Der Vorstand des Vereins besteht aus Frau Geheimrat Hüffer, Vorsitzende, Frau Professor Krukenberg, Schriftführerin, Frau Verlagsbuchhändler Emil Strauß, Kassiererin, Frl. Marie Busch, Frau Bankier Carl Cahn, Frau Professor Gothein, Frau Mallmann-Neumeister, Frau Amtsgerichtsrat Riesenstahl, Frau Professor Wiedemann.

Digitized by Google

Bücherschau.

„Die Ausschließung der verheirateten Frauen aus der Fabrik." Eine Studie an der Textil-Industrie von Rudolf Martin. (Aus der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 1896, 1. und 3. Heft. Tübingen, H. Laupp.) Die kleine Schrift hat ein sehr umfangreiches, sorgfältig gesammeltes und gesichtetes einschlägiges Material in fünf Kapitel gebracht: 1. Die eheweibliche Arbeit zur Zeit des Hand- und Hausbetriebes. 2. Die Ausdehnung der Fabrikarbeit verheirateter und verheiratet gewesener Frauen. 3. Die Ursachen der Fabrikarbeit verheirateter und verheiratet gewesener Frauen. 4. Die Folgen der Fabrikarbeit verheirateter und verheiratet gewesener Frauen. 5. Die Ausschließung der verheirateten und verheiratet gewesenen Frauen aus der Fabrik. Sie kommt auf Grund ihrer Untersuchungen zu folgendem Endresultat: die Fabrikarbeit der verheirateten Frauen und derjenigen verheiratet gewesenen Frauen, welche Kinder unter 14 Jahren besitzen, ist als eine Krankheit des sozialen Körpers aufzufassen wie etwa die wirtschaftlichen Krisen. Durch ein einfaches Verbot der beanstandeten Fabrikarbeit vermag der Staat in der Gegenwart dieses Leiden nicht zu heilen. Vielmehr muß ein Eingreifen des Staates durch die Zeit, durch den allmählich vor sich gehenden sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt vorbereitet sein. Da dieser Fortschritt aber eine Entwicklung von unberechenbarer Zeitdauer zur Voraussetzung hat, so scheidet die Ausschließung der beanstandeten Fabrikarbeit zur Zeit noch aus dem Kreis der Fragen der aktuellen staatlichen Sozialpolitik aus. — Wir möchten die Broschüre zur Kenntnisnahme warm empfehlen.

„Lose Blätter." Von J. Schnakenburg. (Leipzig, Alfred Janssen.) Eine Reihe einfacher kleiner Skizzen, die von feinsinniger, poetischer Lebensauffassung zeugen, werden uns hier in vornehmem Gewande geboten. Die beiden ersten: „Anemonen" und „eine Kornähre aus Mecklenburg" möchten den Preis davontragen; auch „Pechnelke" spricht durch die gesunde Anschauung an.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Wie läßt sich eine wohlschmeckende geformte Speise aus Milch bereiten? Sehr leicht und schnell durch einfaches Kochen derselben mit Mondamin, dann in eine Form gestürzt und erkaltet mit Fruchtsaft oder Kompott, auch mit gekochten Früchten, Äpfel 2c. beigegeben. Der Vorzug einer solchen Speise liegt in dem großen Nährwert wie auch in der leichten Verdaulichkeit und ist außerdem besonders gern willkommen unsern lieben Kleinen, wie auch den Großen. Zusatz von Citrone, Vanille, Mandeln 2c. erhöht, je nach Wunsch, den Geschmack. Für die gute Qualität des Mondamin bürgt am besten das mehr denn 50jährige Bestehen der weltbekannten schottischen Firma. Es ist überall in Packeten à 60, 30 und 15 Pfg. zu haben. [29

Verlag von Otto Liebmann, Berlin W. 35.

Hermann Jastrow,
Amtsgerichtsrat.

Das Recht der Frau

nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch.
Dargestellt für die Frauen.

Preis eleg. gebunden **2 Mark 80 Pfg.**

Das Buch will den Frauen, welche sich für die rechtliche Stellung ihres Geschlechts interessieren, eine Anleitung zur Orientierung in allen Fragen geben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt vom Verlage (franko gegen Einsendung des Betrages).

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [18
Berlin W., Mauerstr. 85.

Digitized by Google

„Pflanzennamen." Erklärung der botanischen und deutschen Namen der in Deutschland wildwachsenden und angebauten Pflanzen, der Ziersträucher, der bekanntesten Garten- und Zimmerpflanzen und der ausländischen Kulturgewächse. Von Hermann Prahn. (Buckow [Mark], Robert Müller. Preis gebunden 1,50 Mark.) Dieses Werkchen wird von Botanik-Treibenden und -Lehrenden mit Freuden begrüßt werden, weil es einem wesentlichen Bedürfnis abhilft. Der Verfasser weist durch Erklärung der Pflanzennamen nach, daß sie keineswegs zufällig sind, sondern in engster Beziehung zu den Pflanzen stehen. H. Prahn teilt sein Werkchen in vier Teile. In den beiden ersten werden die wissenschaftlichen (lateinischen) Gattungs- und Artnamen erklärt und deren häufige Abstammung aus dem Griechischen, Lateinischen oder Keltischen nachgewiesen. Da aber seit Linné sorgfältige Untersuchung gelehrt hat, daß diese beiden Benennungen noch nicht zur Feststellung der Pflanze ausreichten, auch andere Botaniker dieselbe Pflanze anders benannten, so ist im 3. Teil ein Verzeichnis und einige wichtigste Notizen über die Botaniker gegeben, von denen und nach denen Pflanzen benannt worden sind. Überaus interessant ist für den Naturfreund der 4. Teil des Büchleins: die deutschen Pflanzennamen mit ihren Erklärungen.

Das Werkchen zeugt von eingehender Kenntnis und großem Fleiß und verdient vollauf die uneingeschränkte Anerkennung, die ihm schon von Seiten der verschiedensten Gelehrten und Fachmänner gezollt worden ist.

Anna Woycke.

„Die geistigen Fähigkeiten der Frau." Von Dr. Otto Dornblüth. (Rostock, Wilh. Werther. Pr. 90 Pf.) Der Verfasser unterzieht in der anregend geschriebenen kleinen Broschüre die landläufigen Urteile über die geistige und körperliche Konstitution und Befähigung der Frau einer eingehenden Kritik und nicht nur die landläufigen sondern auch die sogenannten Autoritäten. Daß er zu dem Resultat kommt, auch Frauen müssen sich eine gründliche Bildung aneignen, daß er die Bewegung nach einer freieren Entfaltung der Kräfte, einem tieferen Lebensinhalt als durchaus

Johannisbad * Eisenach
Thüringen.
Muster-Naturheilanstalt. [55
Vorzüglich eingerichtete Anstalt Deutschlands. Den höchsten hygien. Anforderungen entsprechend. Direct am Walde. Ausserordentliche Erfolge bei allen chronischen Leiden, besonders Frauenleiden. Verbesserte Thure-Brandt-Massage. Arzt und Aerztin in der Anstalt. Bedeutung der Naturheilkunde, illustr. Prospecte, Kurbericht gratis.
Die Direction: **Johann Glan.**

Soeben erschien:
Die geistigen Fähigkeiten der Frau.
Von Dr. Otto Dornblüth. [58
Preis 90 Pf.
Verfasser erachtet die geistige Befähigung der Frau der des Mannes für gleichwertig. Von großem Interesse für alle gebildeten Frauen und Männer. Durch jede Buchhandlung zu beziehen und direkt von **Wilhelm Werthers Verlag** in Rostock.

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallescheufer 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Die Modenwelt
Gegründet 1865.
Maßgebendes und reichhaltigstes Blatt für Moden, Handarbeiten ꝛc.
Jährlich **24 Nummern,** enthaltend gegen 3000 Abbildungen von Moden und Handarbeiten, **24 Unterhaltungsblätter** mit Novellen ꝛc., **24 extragroße Beilagen** mit etwa 500 Schnittmustern, 400 Muster-Bezeichnungen und über 50 naturgroßen Vorlagen für Handarbeiten und kunstgewerbliche Arbeiten, **12 große, farbige Modenbilder** und endlich **12 große farbige Moden-Panoramen** mit jährlich etwa 75 Figuren.
Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf. = 75 Kr.** (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf. = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche unsern alteingebürgerten Titel sich zulegten. — Probe-Nummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen: Berlin W., Potsdamerstr. 38. — Wien I, Operngasse 3. [2

Damen-Pensionat. [5
Ruhige, gesunde Lage, gute Verpflegung, Familienanschluß. Getrenntes Zimmer 50 Mark monatlich. Eigenes Zimmer von 60 Mark an. Empfohlen durch Fräulein Dr. Windscheid, Leiterin der Gymnasialkurse für Frauen.
Valeska Bandmann, An der Pleiße 2 d.

Das herrlichste Naturgeschichtswerk I. Band, Vögel
wird **gratis** abgegeben von jedem Verkäufer des **echten Hausen's Kasseler Hafer-Kakao** von **Hausen & Co., Kassel.** [2
Das nach D. R. P hergestellte Präparat ist nur in Cartons *à 27 Würfel* — ca. 40–50 Tassen — in Staniol à 1 M. in Apoth. Drogen- und besseren Colonialw.-Gesch. erhältlich. *Magenleidende, Nervöse, schwächliche* Personen u. Kinder können nichts besseres geniessen als *Hausen's Kasseler Hafer-Kakao*, wer denselben einmal genossen hat, geht nicht mehr davon ab

Digitized by Google

berechtigt anerkennt, fällt um so schwerer ins Gewicht, als er selbst Nervenarzt ist. Seine Erfahrungen führen ihn aber durchaus nicht zu den Schlüssen des Prof. Runge, aus denen so viel Kapital geschlagen wird. Wir empfehlen die kleine Schrift angelegentlichst.

„Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek" hat neuerdings den berühmten Lotischen Roman „Islandfischer" in ihre Sammlung eingereiht und damit einem Wunsch vieler Leser entsprochen. Auch die Ratsmädel- und Altweimarischen Geschichten von Helene Böhlau (Nr. 12 des 13. Jahrgangs) müssen als ein vorzüglicher Griff bezeichnet werden. Von den weiteren Veröffentlichungen des 13. Jahrgangs erwähnen wir: „Der Herr Stationschef" von Karl von Heigel, „Ein Reiseabenteuer" von Charles de Berkeley und „Die Hexe von Harlem" von Col. Richard Henry Savage (2 Bde). Für die Reisesaison wäre also durch die beliebten roten Bändchen wieder gesorgt.

„Frau Meseck." Eine Dorfgeschichte. Von Max Halbe. (Berlin, Georg Bondi. Preis 1,50 Mark.) Mit grausiger Naturtreue giebt der Verfasser die Geschichte eines jungen Mannes wieder, den Geldgier und Ehrgeiz an eine 45 Jahre ältere Frau geschmiedet haben, der Jahr um Jahr vergebens auf ihren Tod wartet und den Wut und getäuschte Hoffnung dem Selbstmord in die Arme treiben. Daß die Geschichte in allen einzelnen Zügen glaubhaft bleibt, stellt der Darstellungskunst des Verfassers kein geringes Zeugnis aus.

„Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau — Frauenwahlrecht." Von Helene Lange. (W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S. 14. Preis 60 Pf.) Die beiden in der „Frau" und in der „Cosmopolis" erschienenen Artikel sind vor kurzem in einer Separatausgabe erschienen, die durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung von 65 Pf. direkt vom Verlag zu beziehen ist.

Verlangen Sie den Katalog [14
des
Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,
sowie der Reformunterkleider.

Wegen einiger neu erhaltener Gebrauchsmuster, die einen Zusatz von 4 Seiten erforderten, werden auch die Damen gebeten den Katalog zu verlangen, die den früheren besitzen. Für Ausführung des **Reformkorsets** dessen Vorzüge vor dem alten Panzerkorset, bereits bekannt sind, spricht das endstehende Schreiben, eins von hunderten herausgegriffen.

Frau Ferdinande Proskauer
in Firma **J. Proskauer,**
Leipzig-Lindenau, Merseburgerstr. 41.

Frau Nico Petersen-Flensburg schreibt am 20. 3. 1897: „Mit Sitz und Ausstattung des Reformkorsets bin ich sehr zufrieden, möchten Sie in derselben Weise nach beifolgendem Maße eins anfertigen und an Frau Harry Jepsen, hier senden.

Kurort Bergzabern, Pfalz.
Prachtvolle Lage am Fusse der Vogesen.
Gemässigtes Naturheilverfahren. — Kneipp'sche Kuren.
Vorzügliche Referenzen. - Frequenz stetig steigend.
Gesamtkosten 32—42 Mk. pro Woche.

Vereinsmitgl. des Allg. Deutsch. Lehrerinnen-Vereins und der Association of German Governesses London, geniessen in der Anstalt 25% Rabatt. **Prospekte frei** durch den langjährigen Anstaltsleiter **ED. TISCHBERGER,** Verfasser von **„Im Wasser eins"** und **„Kneipen-Kneippen"**, bewährtes Handbuch über das gesamte Naturheilverfahren, leichtverständlich beschrieben, nebst 400 erprobten Kochvorschriften für Kranke. Sämtliche Anwendungsformen in 100 vorzüglichen Abbildungen.

Preis 2 Mk. (Porto 20 Pfg.) — Durch den Verfasser und **G. Schuhr's** Verlag, Berlin S.W., Wilhelmstr. 119/20. [48

Dr. Charles Pecnik, prakt. Arzt, Alexandrien (Aegypten), schrieb an den Verfasser: „Ihr Werk vereinigt Klarheit in der Darstellung und Anschaulichkeit, mit praktischer Handlichkeit, verdient also ein Volksbuch in der weitesten Bedeutung des Wortes zu werden. Und es wird es auch werden — weil es eins der Besten ist, die wir diesbezügliches besitzen.
(In ähnlich. Weise lauten all die zahlreichen freiwilligen Urteile d. Leser.)

Allgemeine Renten-Anstalt
Gegründet 1833. zu Stuttgart Reorganisirt 1855.
unter Aufsicht der Kgl. Württ. Staatsregierung.
Versicherungsstand: ca. 42 Tausend Policen.
Aller Gewinn kommt ausschl. den Mitgliedern der Anstalt zu gut.

Rentenversicherung.
Versicherte Renten ca. 2 Millionen Mark.
Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode des Versicherten oder bis zum Tode des längst Lebenden von zwei gemeinschaftlich Versicherten, sowie aufgeschobene, für spätereu Bezug bestimmte Renten.

Hohe Rentensätze. Alles dividendenberechtigt. Eintritt zu jeder Zeit und in jedem Lebensalter. Rentenberechnung vom Tage der Einlage ab.

Lebensversicherungen werden unter den günstigsten Bedingungen abgeschlossen.

Nähere Auskunft, Prospekte und Antragsformulare kostenfrei auf dem Bureau der Anstalt, Tübingerstraße Nro. 24/26 in **Stuttgart**, sowie bei den auswärtigen Vertretern. [59

Digitized by Google

Gesucht für 1. Okt. 1897 in eine schöne große Stadt Mitteldeutschlands

Neuphilologin

(Stenographin)

als Privatsekretärin für Korrespondenz, bibliothekarische und Redaktions-Arbeiten. Guter Gehalt, angenehme ev. dauernde Stellung. Familienanschluß.

Anträge unter **A. B. 224** an die Geschäftsstelle.

Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz,** [1
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung. Pensionsnachweis.

W. Moeser Hofbuchhandlung.

Berlin S. 14., Stallschreiberstraße 34. 35.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Schellfisch-Kochbuch,

fünfzig in der Praxis erprobte Rezepte

zur

Zubereitung des Schellfisches,

Kabliaus u. verwandter Fische,

von

Elise Hannemann,

Vorsteherin der Kochschule des Lette-Vereins in Berlin.

Preis 60 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Gegen franko Einsendung des Betrages an die Verlagsbuchhandlung erfolgt umgehend **portofreie Zusendung.**

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Herausgegeben von [40
Auguste Schmidt.

Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —

Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Familien-Pension Kniesche

(I. Ranges). [53
Inhaberin: E. Joachimsthal u. A. Eckert,
Potsdamerstraße 35 II.
Beste Pferdebahnverbindung. Solide Preise. Empfohlen durch Konsistorialrat Saenger und Sanitätsrat Dr. Settegast.

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [3

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für **Gobelins,** Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.

Färberei und Wäscherei für **Federn und Handschuhe.**

Färberei.

Familienpension Nordland

München, Schellingstraße 10 I.

Ruhige vornehme Lage, Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügliche Küche, mäßige Preise. [50

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten **Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften.** [7

Das **Placierungsbureau**
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.

Keine Einschreibegebühr. [14

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Wilhelmshöhe bei Cassel. **Gossmann's Naturheilanstalt.**

Idyllische, geschützte Lage, unmittelbar am Habichtswald, anschliessend an den Königl. Park. Das ganze Jahr geöffnet. Aerzte: **Dr. med.** Missmahl, **Dr. med.** Walser, **Dr. med.** (in der Schweiz prom.) Sophie Gomberg, Gossmann, Direktor. Zur Belehrung empfohlen: **„Handbuch der Naturheilkunde"** von Dr. med. **Walser** (Verlag **Ensslin, Reutlingen**). Für bescheidenere Ansprüche: Zweiganstalt **„Schweizerhaus".** Wochenpreis für ärztliche Behandlung, Kur, Wohnung und Verpflegung von M. 35.— an. **Prospekte** der Anstalt und des Walser'schen Werkes kostenfrei durch die Direktion von [37

Gossmann's Naturheilanstalt.

Mit vorliegendem Heft beginnt das (4.) Quartal: Juli bis September 1897

unserer Zeitschrift. Die verehrten Abonnenten, welche die **„Frau"** durch eine **Postanstalt** zu beziehen wünschen, aber erst **nach** dem 1. Juli bestellen, wollen die Lieferung des Juli-Heftes ausdrücklich fordern **unter Zahlung der festgesetzten „Nachlieferungsgebühr" von 10 Pfennig.**

Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel **2,—** Mark, bei direkter Zusendung: In Berlin **2,—** Mark. Im Inland **2,30** Mark. Nach dem Ausland **2,50** Mark.

Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

4. Jahrg. Heft 11. August 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Das Elend unserer Jugendlitteratur.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Wenn du für die Jugend schreibst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben — dieses Wort von Theodor Storm ist einem Buch als Motto vorgesetzt, das sich Beachtung erzwungen hat unter dem Wust schnellvergehender Tageserzeugnisse, dem Buch: „Das Elend unserer Jugendlitteratur" von Heinrich Wolgast.[1]) Und das Motto ist zugleich das unaufhörlich wiederklingende Leitmotiv, denn das Buch ist aus einem Guß, einer Auffassung, einer einheitlichen Anschauungsweise heraus geschrieben.

Das Elend unserer Jugendlitteratur! Das noch größere Elend ist, daß die breiten Schichten wohlwollender und gutdenkender Eltern nichts davon ahnen und die feinfühligeren sich mit einem Achselzucken damit abfinden. Die nötigen Kubikcentimeter Lektüre werden zu Weihnachten trotz alledem den im Buntdruck der Deckel immer verlockender gestalteten, vom Sortimenter vorgelegten Bücherbergen entnommen; die vorsorglich beigelegten „Waschzettel" der Verleger ermöglichen es dem Verkäufer, unter allen Umständen zu versichern, daß es sich um „ein gutes Buch" handle. Lesen werden es die Eltern in den seltensten Fällen.

Wie eine Fastenpredigt schlägt da Wolgasts Buch ein; ein Appell an das sittliche und künstlerische Gewissen der Gedankenlosen. Vielleicht wird man nicht ganz mit ihm gehen. Aber dem größten Teil seiner Ausführungen wird sich niemand ver-

[1]) Hamburg, Selbstverlag. In Kommission bei L. Fernau, Leipzig. Preis 2 M.

Digitized by Google

schließen können, und ein einheitlicher Standpunkt in dieser verfahrensten aller Fragen ist soviel wert, der Schund in der Jugendlitteratur schwillt so übermächtig an, daß kaum jemand etwas dagegen haben dürfte, falls eine scharfe Sichel auch hier und da ein harmloses Keimchen mit niedermähte, wenn sie dem wuchernden Unkraut an die Wurzel greift.

Es ist nicht meine Absicht, die Lektüre des Buches selbst zu ersparen. Es muß gelesen werden von allen, denen die Erziehungsfrage am Herzen liegt. Und so will ich nur andeuten, was die ersten Kapitel bieten.

In knappen Sätzen giebt der Verfasser eine schlagende Kritik unseres naturwidrigen Schulunterrichts, in dem das Lesen- und Schreibenlernen die erste Rolle spielt. Die natürlichen Verhältnisse werden dadurch auf den Kopf gestellt; was das Kind naturgemäß lieben sollte, Bewegung und Spiel, verliert gegenüber der Lektüre den Reiz. „Ein stiller Winkel — und das lesende Kind hat sein Paradies." Sein Kopf wird, wie die Dinge jetzt liegen, mit nichtigem Inhalt gefüllt. Eine ernste Pädagogik muß durchaus eine starke Einschränkung der Privatlektüre verlangen; die durch das forcierte Lesenlernen erzwungene einseitige Rezeptivität muß dem zurückgedrängten Thätigkeitstrieb einen Teil des angemaßten Feldes wieder einräumen. Die Bücher, die das Kind bekommt, sollen nicht der Ansicht so mancher Eltern entsprechen: „Die Jugend muß ja soviel Zeit totschlagen, sorgen wir, daß es auf möglichst gefahrlose Weise geschieht und so, daß wir dabei der Überwachung enthoben sind;" — die Jugendschrift in dichterischer Form soll vielmehr ein Kunstwerk sein, sie soll die Jugend zu litterarischer Genußfähigkeit erziehen. Litterarische Kunstwerke gehören aber der allgemeinen Litteratur an; die spezifische Jugendlitteratur hat daher keine Existenzberechtigung — nach jenem Wort Storms und nach einem andren von Lichtwark: „Erwachsene sollten eine Jugendschrift mit demselben, ja, mit noch größerem Interesse lesen können als Kinder."

An diesen Maßstab gehalten, zeigt die moderne Jugendlitteratur ihre ganze Erbärmlichkeit. „Die völlige Abwesenheit aller poetischen Wirkenskraft ist ihr Kennzeichen. Es ist alles elender Schein. Anstatt Brot zum Leben, täuschende Attrappe aus Papiermaché!" Von einer Erziehung zu litterarischer Genußfähigkeit ist nicht die Rede, wohl aber für jene Litteratur, bei der gemeiner Klatsch im Kleide der Dichtung einhergeht. „Hier kann die Muse ihre feinen Fäden nicht anspinnen, denn die entgegenkommenden Fühler der Seele sind ja breitgeschlagen und eingetrocknet. Ein wie fruchtbarer Nährboden könnte für die gute Litteratur erhalten bleiben, wenn die Jugend die Dichter lesen wollte, anstatt der bluttriefenden Hurraskribenten und frömmelnden Poesietanten. Die Jugendschriftsteller und die Familienblattschreiber sind in der That durch die Gemeinsamkeit ihrer litterarischen Fähigkeiten und durch die Solidarität des geschäftlichen Interesses mit einander verknüpft. Die einen bereiten den andern das Lesepublikum vor, und aus dem so vollendeten litterarischen Banausentum heraus wird dem Nachwuchs wieder sein Lesestoff ausgewählt."

Eingehende Ausführungen widmet Wolgast sodann den intellektuellen und moralischen Wirkungen der Jugendlektüre, sowie den Grundsätzen der bisherigen Jugendschriften-Kritik, wobei er besonders scharfe Lanzen gegen die Ritter der Tendenz bricht und auch von Alters her hochgehaltene Kämpen, wie Christoph von Schmid, W. O. von Horn, Gustav Nieritz und Franz Hoffmann hoffnungslos in den Sand streckt. Über die idealen Buch-Kinder ohne Fehl und Tadel, vollgepackt mit Tugenden

Digitized by Google

und Fähigkeiten, bricht er ebenso den Stab wie über die patriotischen Jugendschriften aus dem neuen Deutschen Reiche und die bluttriefenden Indianergeschichten; nur das wirkliche Kunstwerk nimmt er aus: „Cooper ist nicht gefährlich, wohl aber die Legion seiner Nachfolger."

Und dann eröffnet Wolgast einen Feldzug gegen die Jugendschriftstellerinnen. Auch hier fallen die Hiebe hageldicht, aber keiner daneben.

Von seinem Standpunkt aus, dem die dichterische Jugendschrift als Mittel litterarischer Geschmacksbildung gilt, ist eine besondere Lektüre für die weibliche Jugend ein Unding. „Die litterarische Bildung eines Volkes ist wesentlich von der Teilnahme des Weibes am litterarischen Interesse abhängig. Unsere Dichter kennen keine Poesie für den Mann und Poesie für das Weib. Da der Weg zum dichterischen Genuß nur durch die Dichtung führt, können Knabe und Mädchen nicht verschiedene Wege gehen." Mag die Verschiedenheit des stofflichen Interesses die Wahl aus dem Vorhandenen beeinflussen: ein Recht, eine eigens für die weibliche Jugend berechnete Litteratur zu schaffen, besteht nicht. Eine Rücksichtnahme auf das Geschlecht schließt wie die auf eine bestimmte Tendenz alles künstlerische Schaffen aus. „In der That ist in der Litteratur für die weibliche Jugend keine Spur dichterischer Triebkraft zu entdecken; es ist alles gemacht, nichts gewachsen. Die Lösung der Frauenfrage würde diese Quelle litterarischen Elends verstopfen. Die Frauen, welche jetzt, da sie ohne ernste Lebensaufgabe sind, für die ‚lieben Kleinen' schreiben, ohne Beruf und Talent, würden schwinden. Zugleich würde mit der Einordnung der Frau in den Ernst des Daseins die Nichtigkeit der Stoffe erkannt werden, und damit ein Gebiet, auf dem Talentlosigkeit so gerne ackert, für immer abgesperrt sein."

Seine Vorwürfe gegen die weiblichen Schriftstellerinnen richtet Wolgast an zwei bestimmte Adressen: Thekla von Gumpert und Clementine Helm. Es ist gut, daß sie ihr Verdikt nicht mehr lesen können; das „de mortuis nil nisi bene" darf freilich bei solchen Fragen nicht gelten. Über die Bücher, die Thekla von Gumpert alljährlich auf den Weihnachtstisch legte, heißt es: „Unter der die schlimmste Kontrebande deckenden religiös-patriotischen Flagge gehen die beiden Gumpertschen Publikationen alljährlich entnervend und verbildend, abstumpfend und verdumpfend in die Welt, und es ist nur ein Trost, daß wegen des hohen Preises nur besser situierte Kreise an den Segnungen dieser beiden Pandorabüchsen teilnehmen können."

Und nun Clementine Helms „Backfischchens Leiden und Freuden"! Es ist ein stilles Behagen, mit dem man seiner Brandmarkung an offenem Pranger beiwohnt. Denn es ist wahr, wahr in jedem Wort: „Wie die Indianergeschichte mit Glück auf die Abenteuerlust der Knaben in einem gewissen Alter spekuliert, so trifft Clementine Helm mit diesem Buche das Bedürfnis einer gewissen Entwicklungsperiode bei den Mädchen gebildeter Stände. Der Anstand, die Toilette, der Ball, die Freundschaft, Neckereien, theatralische Aufführung, Hochzeit, Aussteuer, Badereise, das alles sind Dinge, die in der Phantasie und dem Gedankenkreis der Backfische einen großen Raum einnehmen, und hier sind diese Dinge beachtet und betont, als wenn erst durch sie das Leben Wert und Inhalt bekäme." Und eben das ist das Bedenkliche, das macht dieses Buch gefährlicher, als die fernliegende Indianergeschichte. „Wie unsere Mädchenerziehung in Schule und Haus nun einmal ist, muß das Buch der Mehrzahl unserer Backfische gefallen; giebt es doch liebliche Auskunft auf alle die wichtigen Fragen, die das oberflächliche kleine Herz bewegen. Ebenso sicher aber ist es, wie unsere Mädchen-

Digitized by Google

erziehung in Schule und Haus nun einmal ist, daß es in ästhetischer Beziehung geradezu Verheerungen anrichtet. Hier ist eine Quelle gefunden all der Trivialität und Geschmacklosigkeit, mit der die große Mehrheit unserer gebildeten Mädchen und Frauen litterarische Dinge beurteilen und die Lektüre für ihren Genuß auswählen. Was den moralischen Fluch unserer spießbürgerlichen Kreise ausmacht, die stete Rücksichtnahme auf das, was die Leute sagen, ist in diesem Buch zum Lebensprinzip erhoben; . . . die entsetzliche Verelendung des litterarischen Geschmacks, das banausische Verhalten des größten Teils unseres gebildeten Publikums gegen die naturalistische Wahrhaftigkeit der modernen Epik und die feine Stimmungsschilderung der modernen Lyrik — in den zehntausenden von Exemplaren dieses Buches, die fortgesetzt wie ekle Raupen die deutschen Mädchenblüten anfressen, kann man die Ursachen widerwillig staunend erkennen."

Tabula rasa! Und was soll nun auf dem so gründlich geleerten Tisch, den doch so manches begierig leuchtende Auge sehnsüchtig überfliegt, serviert werden?

Nochmals betont der Verfasser, daß die spezifische dichterische Jugendschrift keine Existenzberechtigung habe. Auch die bloße Unterhaltungslitteratur der Erwachsenen sei der Jugend fernzuhalten; es bleibt also nur „die große Litteratur, die von unseren Dichtern geschaffene Kunst."

Aus dieser soll nicht etwa ein Kanon festgelegt werden. Wohl aber erscheint es wünschenswert, daß Kritik und Pädagogik gemeinsam aus der Fülle der Dichterwerke, die hier in Betracht kommen und die sich alljährlich mehren, eine beträchtliche Anzahl solcher namhaft machen, die unter Umständen zur Jugendlektüre geeignet sein können. Das individuelle Bedürfnis mag dann bei der engeren Auswahl entscheiden.

An der Hand einer Reihe von Selbstbekenntnissen bedeutender Männer — Goethe, Friedrich Hebbel, Leopold Ranke, Gervinus, Gustav Freytag — deren Jugend an großer Kunst sich genährt hat, deren geistige Leiter die griechischen Klassiker, die Bibel, unsere Dichterheroen waren, tritt Wolgast weiter für seinen Gedanken ein. Dem Einwand, daß solche Erfahrungen phänomenaler Geister für die Durchschnittsjugend nicht maßgebend sein dürften, will er wenig Bedeutung zugestehen, da der Unterschied in dem hier in erster Linie in Betracht kommenden Vermögen, der Phantasie, gering sei, so groß er auch in Bezug auf einzelne Schulfächer sein möge. Wenn daher auch die graduelle Verschiedenheit bei der Auswahl der Lektüre mit in Betracht zu ziehen sei, so sei eine artliche Verschiedenheit der Phantasiekreise der Kinder doch nie in dem Grade vorhanden, daß für die einen unsere Dichtungen, für die anderen die spezifische Jugendlitteratur der geeignete Stoff sei — für die einen die natürliche Blume, für die anderen die papierene!

Zur Voraussetzung aber hat die Durchführung dieses Gedankens die Durchführung einer Erziehungsreform überhaupt, welche die raffende Lesewut auf ihr richtiges Maß zurückbringt. Der Verfasser möchte das Kind erst vom 12. Jahre an der freien Lektüre überlassen wissen; wer seinem Kinde schon früher Bücher in die Hand geben will, dem rät er selbst, zunächst zu den Dichtern und ernst zu nehmenden Schriftstellern zu greifen, die sich mit Vorsatz zur Jugend herabgelassen haben: Robert Reinick, Rudolf Löwenstein, Hoffmann von Fallersleben, Julius Lohmeyer, Trojan, Julius Sturm u. a.; dazu kommt die reiche Märchenlitteratur.

Das sind die Gedanken, die das kleine Buch auf seinen 218 Seiten entwickelt. Man sieht, ein großes Morden, ein Blutbad, wie es seinerzeit Lessings Laokoon unter

Digitized by Google

den anakreontischen, malenden, lehrhaften, idyllischen Dichtern anrichtete. Der Grund ist, so wenig natürlich ein Vergleich sonst möglich oder beabsichtigt ist, in beiden Fällen der gleiche: inmitten der allgemeinen Kritik- und Gedankenlosigkeit wird ein Prinzip aufgestellt, ein Maßstab, dem sich alles bequemen muß; was nicht heranreicht, wird verworfen.

Ist das aufgestellte Prinzip berechtigt? Ist in der That die spezifische Kinderlitteratur — soweit es sich nicht um die Kleinsten handelt — verwerflich?

Wir alle haben uns in Bezug auf die Jugendlitteratur an Kompromisse gewöhnt. Der Markt ist von Schundware so überflutet, daß uns alles, was nicht direkt schlecht ist, schon gut vorkommt. Auch die Lehrerausschüsse thun mit; wollen sie überhaupt Einfluß gewinnen, so können sie es nur, indem sie die Ware zweiten Ranges von der dritten, vierten, xten Ranges sondern; etwas muß als Restbestand bleiben.

Wenn wir diesen Weg der Kompromisse verlassen, wenn wir uns an die Formulierung eines strengen Prinzips machen und an diesem messen, so scheint das Resultat, das Wolgast gewonnen hat, zunächst unvermeidlich. Und die Geschichte der Jugendlektüre bietet noch einen handgreiflichen Beleg für die Richtigkeit der hier gegebenen Antwort: alle Bücher, die — abgesehen von den Kleinkinderbüchern — jemals wirkliche Bedeutung in der Jugendlitteratur gewonnen haben, waren ursprünglich nicht für Kinder bestimmt. Das gilt vom Homer, vom Robinson, von den Volksmärchen, von Cooper, Gullivers Reisen, Schwabs Volksbüchern; die Beispiele ließen sich leicht vervielfachen.

Sollte aber nicht dennoch etwas von optischer Täuschung in dieser Aufstellung liegen?

Mich bringt darauf der Umstand, daß ein prinzipieller Grund, warum man sich nicht zu den Kindern herablassen soll, nicht ersichtlich ist. Wolgast durchbricht auch selbst sein Prinzip, indem er für das Alter unter zwölf Jahren Zugeständnisse macht, aus denen sich doch wohl nur die allgemeine Folgerung ziehen läßt, daß eine Anpassung an den geistigen Standpunkt gerechtfertigt erscheint, sobald darunter das Grundprinzip nicht leidet, nur künstlerisch Vollendetes zu bieten.

Nun wendet sich freilich der echte Dichter lieber an Erwachsene als an Kinder. Gaben ihm aber „die Götter das reine Gemüt, wo die Welt sich, die ewige, spiegelt" und zugleich die wenig komplizierte Auffassung, die dem einfachen Gegenwartsbewußtsein des historisch und litterarisch nicht gebildeten Volks entspricht, und die nur der Höchstgebildete wiederfindet, so lauschen begierig auch die Kindlein. Und da ihnen noch niemand etwas annähernd Gleichwertiges bot, das ihrem Gedankenkreise ganz sich anpaßt, so entsteht eben die optische Täuschung, als ob nur die Litteratur der Erwachsenen dem größeren Kinde geboten werden könne.

So werden wir wohl den Wolgastschen Satz etwas modifizieren dürfen: alles, was Kindern geboten wird, soll ein Kunstwerk sein, einerlei ob wir es aus der Lektüre der Erwachsenen für sie wählen, oder ob es besonders für sie geschrieben wird.

Daß der Katalog der zweiten Abteilung bis jetzt fast leere Blätter zeigt, ist richtig. Aber die Namen, die Wolgast selbst für die Kleinsten und Kleinen genannt hat, sind Bürgschaft dafür, daß auch echte Dichter sich zum Kinde herabzulassen verstehen, ohne läppisches, tendenziöses Zeug zu schreiben, wie weiland Felix Weißes Kinderfreund es

Digitized by Google

zuerst auf die Tagesordnung setzte zur Nachahmung für unzählige Skribenten bis in unsere Tage hinein. Vielleicht überzeugt uns auch ein Dichter, eine Dichterin unserer Tage, daß neben dem Kunstwerk großen Stils den Kindern auch ihre eigene Litteratur geboten werden kann. Bis dahin wird Wolgast freilich Recht behalten.

Etwas Küchenchemie.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

Bekannt ist der Scherz von der gelehrten Jungfrau, die die Knollen von Solanum tuberosum Linné nach Entfernung der Epidermis unter Zusatz von Wasserstoffoxyd auf 100° Celsius erhitzte, um die in ihnen enthaltenen Stärkekörner freizulegen und für die Umwandlung in Stärkezucker unter Einwirkung des Pepsins der Magenwand fähig zu machen. Ein weniger gelehrtes Menschenkind nennt dieses merkwürdige Experiment kurz und bündig — Kartoffelkochen. Der Scherz will die Bildungsprotzerei jener verdrehten Emanzipierten älteren Stils treffen, denen wir zu Beginn unserer Frauenbewegung in Witzblättern häufig, im Leben selten begegneten. Er würde zu Unrecht Bestrebungen geißeln wollen, die darauf abzielen, die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse unserer Zeit in die breitesten Kreise zu tragen, namentlich auch unter die Frauenwelt. Gottlob, daß wir soweit sind, die Bildung der Zeit auch unseren Frauen und Töchtern zu gönnen. Am Ende des Jahrhunderts der Erfindungen sollte jedermann, der auf den Ehrentitel eines denkenden Menschen Anspruch erhebt, über die chemischen und physikalischen Probleme aufgeklärt sein, die den alltäglichsten Lebenserscheinungen zugrunde liegen.

Außerordentlich verdienstvoll ist deshalb das Unternehmen des Königsberger Universitätsprofessors Dr. Lassar-Cohn gewesen, der im dortigen „Verein für fortbildende Vorträge", einem Verein, der etwa der Berliner Humboldt-Akademie, unserer ersten deutschen Volkshochschule, entspricht, eine Reihe von wirklich gemeinverständlichen Vorträgen über die „Chemie im täglichen Leben" gehalten hat, in denen er fast voraussetzungslos in die chemischen Vorgänge bei ziemlich allen Dingen und Vorkommnissen des bürgerlichen Lebens einzuführen verstand. Und noch verdienstlicher ist es, daß er diese Vorträge in einem handlichen Büchlein [1]), mit 21 erläuternden Abbildungen versehen, hat drucken lassen.

An der Hand dieses Buches wird jedem noch so krassen Laien in rebus naturalibus sehr bald das Verständnis für die Wissenschaft jener gelahrten Dame aufgehen, die es stolz verschmähte, vom gemeinen Kartoffelkochen zu sprechen, sondern glaubte, diese nützliche Thätigkeit unserer Hausfrauen und Küchenfeen streng wissenschaftlich be-

[1]) „Die Chemie im täglichen Leben". Gemeinverständliche Vorträge von Dr. Lassar-Cohn, Universitätsprofessor zu Königsberg i. Pr. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Hamburg 1897, Verlag von Leopold Voß.

Digitized by Google

namſen zu müſſen. Was iſt die Kartoffel? Was bedeutet der Vorgang des Kochens? Wir erfahren es in Laſſar-Cohns Büchlein gleich in einem der erſten Vorträge. Alle organiſchen Subſtanzen, d. h. alle Stoffe, die von Tieren oder Pflanzen ſtammen, alſo auch alle Nahrungsmittel, beſtehen im weſentlichen aus drei Gruppen von chemiſchen Verbindungen: den Kohlenhydraten, den Fetten und den Eiweißſtoffen. Die Kohlenhydrate enthalten alle nur drei Elemente: Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, und zwar die beiden letzten in dem Verhältnis, in welchem dieſe beiden Elemente das Waſſer bilden. Das Waſſer beſteht nämlich aus zwei Atomen Waſſerſtoff (oder Hydrogenium, abgekürzt H) und einem Atom Sauerſtoff (oder Oxygenium, abgekürzt O), iſt alſo, in der chemiſchen Formelſprache ausgedrückt: H_2O. Die Kohlenhydrate, die die Pflanzen bilden und außer H und O alſo noch Kohlenſtoff (abgekürzt C, Carboneum) enthalten, haben die Formeln: $C_6H_{10}O_5$ (Zuſammenſetzung der Stärke ſowohl wie der Celluloſe) oder $C_6H_{12}O_6$ (Zuſammenſetzung des Zuckers). Celluloſe iſt die unverdauliche Schale der Kartoffeln, die „Epidermis", die die gelehrte Dame vor ihrem Experiment entfernte — ins Bürgerliche überſetzt, die Kartoffeln ſchälte —; nun beſtand die geſchälte Kartoffel nur noch weſentlich aus zwei Stoffen, eben der Stärke (20,69 Prozent) und Waſſer (75,48 Prozent). Aber die Stärkekörnchen ſind jetzt, im rohen Zuſtande, auch noch unverdaulich, jedes für ſich iſt noch mit einer harten Celluloſenhülle umgeben. Um dieſes feſte Skelett zu ſprengen und die einzelnen Stärkekörnchen in jenen halbverkleiſterten Zuſtand überzuführen, den wir nach Abdampfen des Waſſers als „mehlig" kennen, und in dem ſie leicht verdaut werden können, muß man die Kartoffel eben in Waſſer kochen. Unter der Einwirkung der Verdauungsſäfte geht dann ein Molekül Waſſer (H_2O) in das genoſſene Stärkemehl ein und verwandelt dadurch dieſes, das $C_6H_{10}O_5$, in $C_6H_{12}O_6$, d. h. in Stärkezucker, auch Traubenzucker genannt, weil er zuerſt bei der reifenden Weintraube unterſucht wurde, aus dem der Körper alsdann direkt den Kohlenſtoff zu nehmen vermag, auf den allein er bei der Aufnahme der Kohlenhydrate es abgeſehen hat. Der Traubenzucker bildet ſich überall beim Reifwerden ſüßſchmeckender Früchte. In unreifen Früchten, z. B. Erdbeeren, die noch nicht ſüß ſchmecken, weil ſich die in ihnen enthaltenen Stärkekörner noch nicht in Traubenzucker umgewandelt haben, kann man dieſen Prozeß beſchleunigen, wenn man ſie der Kälte ausſetzt. Daher kommt es, daß Kartoffeln, die gefroren geweſen ſind, ſüß ſchmecken, wenn auch nicht gerade ſchön. Die Umwandlung der Stärkekörner in Traubenzucker, die erſt der Verdauungsſaft des Darms vornehmen ſollte, iſt hier infolge der Kälte bereits in der rohen Kartoffel eingetreten.

Aus denſelben drei Elementen, wie die Kohlenwaſſerſtoffe, nämlich aus C, H und O beſtehen auch die Fette, die tieriſchen ſowohl wie die pflanzlichen, welch letztere wir Öle nennen. Als Nahrungsmittel vermögen deshalb die einen die anderen zu erſetzen, da es ſich für die Ernährung auch durch die Aufnahme von Fetten nur um die Gewinnung des Kohlenſtoffes handelt, den die Fette ſo gut und reichlich liefern wie die Kohlenhydrate. Der Grönländer hat kein Mehl, keine Kartoffeln, alſo auch keinen Zucker zur Verfügung, weil er in ſeinen Eisregionen keinen Ackerbau treiben kann. Darum genießt er um ſo mehr Fette, ſpeziell Thran, der ihm den notwendigen Kohlenſtoff liefert. Wir beziehen ihn aus einer gemiſchten Nahrung, aus den Kohlenhydraten in Form von Brot und anderem Gebäck, Mehlſpeiſen, Kartoffeln und ähnlichem, aus den Fetten in Form von Butter, Schmalz, Öl u. ſ. w. Der Verbrauch der pflanzlichen Fette, wie des Olivenöls, herrſcht im Süden vor. Man könnte danach die drei

Digitized by Google

Breiten unterscheiden: die Zone des Thrans, die Zone von Butter, Schmalz und Talg, und die Zone des Olivenöls.

Die dritte große Gruppe der Nahrungsmittel und der organischen Substanzen überhaupt, die der Eiweißstoffe, hat zum Unterschiede von den Fetten und den Kohlenhydraten außer den drei Elementen C, H und O noch ein viertes, den Stickstoff, lateinisch Nitrogenium, daher abgekürzt in der chemischen Formelsprache mit N bezeichnet. Die Eiweißstoffe sind aber viel komplizierter zusammengesetzt als die stickstofffreien Nahrungsmittel. Sie werden in den Pflanzen erzeugt, gelangen von diesen aus in den tierischen Körper, der seinerseits aus ihnen wieder noch viel komplizierte Eiweißstoffe aufbaut, wie sie sich in der Fleisch- und der Nervensubstanz darstellen. Die Pflanzen nehmen den zum Aufbau ihres Eiweißes nötigen Stickstoff mittels der Wurzeln aus dem Boden auf; während aber die Blätter, die die Fähigkeit haben, aus der Kohlensäure der Luft den Kohlenstoff aufzunehmen, dieses Gas stets zur Genüge zur Verfügung haben, finden die Wurzeln durchaus nicht immer und überall den notwendigen Stickstoff in geeigneten, d. h. löslichen Verbindungen in der Erde vor. Wenn auf einem Acker jahraus jahrein dieselbe Frucht gebaut wurde, so mußte mit der Zeit alles, was die Wurzeln an brauchbaren Stoffen der Ackererde zu entziehen vermochten, aufgebraucht sein. Und das hat man schon sehr früh beobachtet, daß in diesem Falle der Ertrag mit jedem Jahre mehr abnahm, ohne sich klar zu machen, woher das kam. Aber man half schon in Urzeiten dem Übel durch Fruchtwechsel ab oder ließ das Feld ein Jahr lang brach liegen, damit der Boden „sich wieder erholte". In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fand man, daß man die Felder in dem Jahre, in dem man sie bis dahin brach liegen ließ, mit Klee bepflanzen könne, ohne daß die nachherigen Erträge des Körneranbaus litten. War dann der Boden „kleemüde", so baute man Erbsen, Bohnen, Kartoffeln und ähnliches, und dann erst wieder Halmfrüchte. Erst Liebig hat in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts bewiesen, daß das mit dem Aufbrauchen der von den einzelnen Pflanzen bevorzugten anorganischen Salze im Ackerboden zusammenhing. So ist bis zur Erkenntnis der wahren Sachlage durch Liebig aller Ackerbau eigentlich Raubbau gewesen, und so manche einst fruchtbare Erdstrecke ist durch solchen Raubbau im Laufe der Zeit geradezu ausgesogen worden. Jetzt führt man dem Acker alles, was ihm im Jahre vorher entzogen wurde, durch künstlichen Dünger wieder zu. Den Stickstoff liefert der Chilisalpeter, den Phosphor das Superphosphat u. s. w. Es werden sogar richtig hergestellte Gemische von allen für die Pflanzen wertvollen Nährstoffen, speziell für Garten- und Topfgewächse, in vollkommen wasserlöslicher Form als Blumendünger in den Handel gebracht. Bei Blumentöpfen muß man aber hinsichtlich der verwendeten Menge sehr vorsichtig sein, jedes Zuviel ist schädlich. Pro Kilo Erde genügt ein halbes Gramm von solchem Nährsalze, in einem halben Liter Wasser gelöst, für ein ganzes Jahr. Man kann es auch so zur Verwendung bringen, daß man nach je sechs Monaten die Hälfte giebt. —

Da nur die Pflanze aus den anorganischen, d. h. der unbelebten Natur entstammenden Stoffen die organischen herzustellen vermag, so entstammt die Nahrung des ganzen Tierreichs und des Menschen im letzten Grunde dem Pflanzenreich. Wenn wir aber den größeren Teil der für unsere Ernährung notwendigen Eiweißstoffe lieber dem Tierreich als dem Pflanzenreich entnehmen, so liegt das daran, daß Fleisch und andere Produkte des Tierreichs drei- und viermal soviel Eiweiß enthalten als die dem

Digitized by Google

Pflanzenreich angehörenden Nahrungsmittel, in denen die Kohlenhydrate überwiegen. Der Vegetarier, der seinen ganzen Eiweißbedarf aus Pflanzennahrung entnehmen will, muß einen ganz unnötigen Ballast von Kohlenhydraten mit in den Kauf nehmen. Wenn die nur Pflanzen fressenden Tiere, wie das Pferd und der Elefant, das können, so hat ihnen die Natur zur besseren Ausnutzung der im Übermaß aufgenommenen Kohlenhydrate den dazu nötigen viel längeren Darm gegeben; anderen Pflanzenfressern, wie den Kühen, mehrere Magen und die Gabe des Wiederkäuens. Ist der Vegetarier nicht strengster Observanz, so ißt er allerdings wenigstens Eier, und 18 bis 20 Eier vermögen ein Kilo Fleisch zu ersetzen. Da der erwachsene Mensch im Durchschnitt täglich 118 Gramm Eiweiß braucht, die dem nur Fleisch essenden von einem Pfund mageren Fleisches (genau 538 Gramm) geliefert werden, so fände er bei 10 Eiern täglich auch sein Auskommen. Der strenge Vegetarier müßte täglich 3 Pfund Brot essen, wollte er aus ihm allein seinen Eiweißbedarf decken. Wenn er ¼ Pfund Käse dazu ißt, braucht er nur noch 2 Pfund Brot. Der Chinese, der nur von Reis lebt, muß 1 868 Gramm dieser Körnerfrucht täglich verschlingen, um zu seinem Eiweiß zu kommen. Der arme Tagelöhner auf dem Lande, der oft nur Kartoffeln und Milch zu verzehren hat, müßte sich, wenn ihm auch die Milch knapp geworden, mit nicht weniger als 9 Pfund Kartoffeln den Leib beschweren, um den Eiweißbedarf zu decken; und selbst wenn er dazu sein Pfund Speck und eine Schüssel Kohl hat, brauchte er darum nicht viel weniger Kartoffeln, da erst 4 796 Gramm Speck und gar erst 7 625 Gramm Weißkohl die nötige Menge Eiweiß liefern, falls jedes andere Nahrungsmittel ausgeschlossen wäre. Der Trinker könnte im Notfall sogar ohne Essen bestehen, er müßte nur täglich 17 Liter Bier vertilgen können.

Andererseits ist reine Eiweißnahrung für den Menschen erst recht nicht zuträglich. Zwar kann schließlich auch reine Fleischkost ihrerseits wieder den Bedarf an Kohlenstoff decken, wie reine Pflanzenkost bei genügender Menge den erforderlichen Stickstoff zuzuführen vermag, die Raubtiere beweisen es ja, die zum Teil ausschließlich Fleisch konsumieren. Aber der Durchschnittsmensch würde, um den täglichen Bedarf an Kohlenstoff nur allein durch Fleisch zu decken, nicht weniger als 2 620 Gramm, also mehr als 5 Pfund verschlingen müssen, und das soll mal einer auf die Dauer versuchen! Am vollkommensten entspricht also eigentlich das Schwarzbrot (Roggenbrot) dem Nahrungsbedürfnis des Menschen, indem, wie wir gesehen haben, schon rund 3 Pfund davon seinen gesamten Tagesbedarf decken können. Daraus erklärt es sich, weshalb die Arbeiterbevölkerung trotz ihrer scheinbar sehr viel schlechteren Ernährung, als sie die wohlhabenden Klassen sich zu leisten vermögen, doch voll bei Kräften bleibt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gustel.

Roman

von

E. Vely.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 608.)

Dorette Kramer geht, nachdem sie die Pferdebahn in Charlottenburg verlassen hat, einer Straße zu, in der nur kleine Leute wohnen. Der Strom der Sonntagsausflügler ergießt sich nach anderen Richtungen. Sie trägt ein paar Packete und eine kleine Tasche sorgfältig im Arm. Wie oft ist sie den Weg gegangen und gefahren; sie kennt all die schönen Villen im Grünen und das stolze Schloß und die Haltestellen der Pferdebahn. Immer hat ihr Herz auf der letzten Strecke geklopft wie heute. Und wenn die Münsterberg hat annehmen können, daß sie kam, ist sie ihr wohl mit dem Gustel ein paar Häuser weit entgegengekommen.

Heute sieht sie vergebens aus nach der blassen Frau und dem blonden Kinde; sie ist ganz ungeduldig.

Hausthür und Fenster stehn weit offen, es ist alles so still und verlassen, und sie meint doch, sie müßte schon von weitem ein jauchzendes Wort hören. Am Himmel sind drohende Regenwolken, und es ist schwül.

Sie eilt die Steinstufen hinauf und klopft an die Thür rechts; ein Zettel ist daran befestigt, auf dem steht: „Frau Münsterberg. Wäsche und Feinplätterei".

Zweimal muß sie erst anklopfen.

„Herein!"

Eine Frau, das heiße Eisen in der Hand, wendet sich an dem großen Bügeltische um, der die Mitte der Stube einnimmt.

„Ach, Sie sind es!"

Dorettens Augen gleiten suchend in dem Raume umher und kehren dann wieder zu der grauhaarigen Frau zurück, die ein Kattunkleid trägt, dessen Ärmel bis über die Ellbogen aufgestreift sind und fleischlose Arme sehen lassen.

„Heute is ja garnich Ihr Sonntag. Un' vorigen sind Sie nicht dagewesen."

„Ich mußte eine kleine Reise machen. Wo is denn das Gustel?"

„Na, wohl auf'm Hofe." Und sie stellt das Eisen hin, ein wenig unwillig über die Störung, wie's scheint.

„Da ist einer, ein Sattler, der reist ab und braucht seine Sachen noch heute Abend."

„Denn lassen Sie sich man nicht aufhalten," sagt Dorette, legt ihre Packete nieder und geht hinaus.

„Ja, wer'n Sonntag spazieren gehn kann!" spricht die Wäscherin ihr nach und setzt ihre Arbeit fort.

In der Stube steht ein Bett, und nahe dem Ofen ein Gestell, auf dem trocknet Wäsche. Die Luft ist wie in einem Treibhause in dem Raum; am Fenster steht ein breiter, altmodischer Armstuhl. Hinter den Scheiben eines Glasschrankes sieht man Gläser und Tassen. Auf dem Sofa liegt die gebügelte Wäsche sorgfältig nebeneinander aufgeschichtet. Auf einem kleinen Tisch steht das Kaffeegeschirr. „Das Gefecht bei Düppel", in Buntdruck, ist der Hauptzierrat an der Wand; ein paar Pfeifen mit Mädchenköpfen darauf hängen unweit des Fensters, das sehr saubere Gardinen hat. Eine alte Militärmütze paradiert über dem Spiegel.

Mit ein paar Schritten ist Dorette über den Gang nach der Hinterthür. Es ist hier alles ganz ländlich. Ein großer, gepflasterter Hof, den kleine Gebäude im Viereck umstehn, schließt sich dem Hause an. Die Stimmen von spielenden Kindern, Knaben und Mädchen, schallen herüber.

„Gustel, Gustel!" ruft Dorette.

Digitized by Google

Einige drehn sich herum — der Blondkopf, den sie sucht, ist nicht dabei.

Sie kommt herunter auf den Hof. „Gustel! Gustel!“ Die fremden Gesichter sehn sie an, ein Mädchen streckt den Arm aus und zeigt nach der Thür eines Schuppens, und dann kichert der ganze Haufe, und die schnellen Füße laufen nach allen Richtungen davon.

Dorette stößt den halboffenen Bretterverschlag auf. Da sitzt ihr Gustel auf der Erde, den einen Fuß bloß und bemüht, den Schuh wieder anzuziehen. Ein paar Handkarren und Gartengeräte stehen umher.

„Aber Gustel!“ Dorette ist mit einem Sprung bei der Kleinen und hebt sie hoch. „Aber Gustel, was treibst du denn da?“

Es sind verwischte Thränenspuren auf den Bäckchen und Schmutz, und sonntäglich sieht das Kind nicht aus. Es ist erschrocken und will wieder anfangen zu weinen.

„Nich hauen —“ sagt es kläglich, läßt den Schuh fallen und strebt ihm nach aus den Armen, die es halten, dem Boden zu.

„Was haben sie denn nur mit dir gemacht, Gustel?“ fragt die Mutter.

Das vertragene Wollmusselinkleidchen des Kindes zeigt Risse und Flecken; das Haar ist ungeordnet. Es ist aber ein hübsches, gesundes Kind. Die ängstliche Scheu schwindet auch aus den Zügen, als keine Strafandrohung folgt, und die Ärmchen der Kleinen legen sich fest um den Hals Dorettens. „Mutter hat dir auch was mitgebracht —“

„Wo, wo?“ fragt Gustel.

Die Kinder sammeln sich am äußersten Ende des Hofes schon wieder, und eins der Mädchen ist langsam herangekommen; es hat ein hageres Gesicht, einen großen Mund und verschlagene Züge.

„Sie haben Gustel doch eingesperrt,“ grinst es.

„Wer?“

„Weil sie Polizei gespielt haben — die andern. Und weil es nich weglaufen sollte, haben sie ihm die Schuh ausgezogen. Beckers Franz, der hat es angegeben.“

Dorette trägt das Kind nach der Hofthür, setzt sich dort mit ihm nieder und wischt ihm mit dem Taschentuch über die blauen Augen.

„Mutter ist doch da, mein Gustel, die Mutter!“ sagt sie und preßt das Geschöpfchen so fest an sich, daß es beinahe wieder weint. „Und nun sollen die bösen Kinder dir nichts mehr thun.“

Dann geht sie mit ihm in die Stube.

„Sie sind häßlich gegen das Gustel, die da draußen.“

„Ja,“ sagt die Münsterberg, „es sind Rangen, und die Eltern lassen sie machen, was sie wollen. Da kann keiner gegen an.“

„Und das Gustel ist noch so klein und wehrlos.“

Die Münsterberg zuckt die Achseln.

„Von Marzipan is es ja auch nich, es is ganz kräftig, und gestern hat es ein anderes Kind gekratzt, daß es geblutet hat.“

„O Gustel!“ verweist Dorette.

„Kinder sind Kinder! Wir haben uns auch mit andern geschlagen und wieder vertragen, als wir klein gewesen sind! Un das war noch nich die schlecht'ste Zeit. Wenn eine ein Mann haut, wenn er betrunken is, das is noch viel schlimmer.“

Sie sieht, daß Dorette den Anzug der Kleinen prüfend betrachtet, und sagt, indem sie das Eisen wechselt:

„Heute habe ich keine Zeit gehabt, das Kind besser anzuziehn. Es war ja auch garnich sein Sonntag. Und die Quälerei! Und wenn der Mann die paar Pfennige noch ins Wirtshaus trägt, die er verdient!“ Ihre Stimme ist dünn und kläglich.

„Komm, Gustel! Mutter hat was Schönes!“

Dorette nimmt ein paar Weißbrötchen und ein Täfelchen Schokolade aus dem Papier, und dann legt sie der Frau eine Düte hin. „Da ist Kaffee —“

„Danke! Ich habe vorhin den letzten ausgetrunken. Hm, Sie kriegen ja auch bessern, wie ich'n machen kann! Wenn der Kaffee nich wäre, der einen auf den Beinen hält —“ dann deutet sie nach dem Fenster.

„Sehn Sie wohl, da gießt es schon. Wenn nu Gustel mit ihrem guten Kleide draußen gewesen wäre? Ich wußte wohl, daß es heute was gäbe. Das spüre ich allemal in den Knochen.“

Dorette kramt den Inhalt der Tasche aus, ganz wichtig und glücklich, und die

Digitized by Google

großen Kinderaugen folgen jeder ihrer Bewegungen.

„Nun kommt noch was, 'ne Schürze, Gustel, 'ne neue Schürze. Fein, Gustel, fein!"

„Jemine!" sagt die Münsterberg, und dann wirft sie von ihrem Bügeltisch einen Blick herüber. „Na, Sie müssen es jetzt ja aber können."

Dorette hält dem Kinde das Kleidungsstück an. „Fein, fein!" spricht das nach. Und dann sagt Dorette: „Ja — es wird nun besser. Ich heirate!"

Das kommt beinahe verschämt heraus; sie drückt das Kind an sich, als will sie ihr Gesicht hinter ihm verbergen.

Die andere hält in ihrem eifrigen Bügeln inne.

„Ne! so was!" macht sie.

„Und nun kriege ich es gut."

„Sag bloß einer! Hat sich denn der nu mit einemmal wieder eingefunden? So was hätt' ich ihm doch garnich zugetraut. Nach drei Jahren! Ne, was der Mensch erleben kann. Münsterberg hat immer gesagt: der wäre doch schöne dumm, wenn er wieder käme."

Dorette schüttelt den Kopf.

„Nein — der nicht!"

„Ja — aber", die Frau macht vor Staunen den Mund weit auf.

„Es ist ein Witwer, ein Mann mit zwei Kindern, die schon groß sind."

„J — da haben Sie aber Glück. Das passiert nich jeder, der es so gegangen is!" erwidert die Waschfrau.

„Er hat sein Auskommen mit 'nem Grünkram und ist ein guter Mensch."

„Ne, wahrhaftig, so'n Glück!"

Gustel spielt mit den kleinen Fingern an Dorettens Kleide, immer tippt es auf die weißen Punkte. „Da! — da! — und da noch einer." Die Münsterberg hebt eine Unterjacke hoch. „Die is auch zerrissen genug. Ja, einer, der keine Frau hat. Ne, wie sind Sie denn man an den gekommen?"

„Es hat sich so gemacht — ganz schnell."

„'ne ganz neue Bekanntschaft?"

„Ja, auf der Reise."

„So, so!" Dann stemmt die Münsterberg ihre mageren Arme in die Seite und schiebt die großen Füße vor, die sie in Lederschluffen, welche halb zerrissen sind, stecken hat. Ihr Gesicht bekommt einen strengen Ausdruck.

„Dorette — nu sein Sie man bloß ehrlich — weiß er — das?"

„Das habe ich ihm doch gleich gesagt."

„Na, denn is gut! is besser, als wenn einer später hinter so was kommt."

„Das wäre doch schlecht!"

„Dagewesen is es auch schon! Was is überhaupt nich schon alles dagewesen. Werden Sie bloß mal über fünfzig alt, wie ich. Und ob er nich auch ein Saufaus is, den Sie nu kriegen, das haben Sie ja auch nich schriftlich. Männern kuckt man ins Gesicht und nich ins Herze." Dann bückt sie sich, hebt einen Strumpf auf, der neben dem Waschkorbe liegt, schlenkert ihn aus, hängt ihn auf das Gestell und sagt, rückwärts gewendet: „Denn wird es mit uns auch wohl anders; denn nehmen Sie das Kind gewiß mit ins Haus?"

Ein Seufzer. „Davon hat er nichts gesagt — und das ginge doch auch wohl nicht —"

„Natürlich nich," fällt die Münsterberg ein, „wegen den Leuten. Und sowas sieht en Mann ja auch nich gerne vor Augen. Un is ihm nich zu verdenken."

Dorette antwortet nicht; sie kneift die Lippen zusammen und streichelt das krause, blonde Haar ihres Kindes. Die Münsterberg setzt das Eisen hin, kommt vor, nimmt sich einen Stuhl und kreuzt die hagern Arme in der Taille.

„Ich gönne es Ihnen von ganzer Seele. Warum nich? Ihre Last kriegen Sie ja doch. Männer sind Männer. Was ich für einen habe, das wissen Sie ja. Und denn Stiefkinder, passen Sie man auf — Stiefkinder."

„Ich will alles thun, was ich kann."

„Un wenn Sie noch mehr thun!" Die kleine Frau vergißt ihre Eile und die feuchte Wäsche und den heißen Stahl, so voll Eifer ist sie im Reden.

„Da habe ich schon genug von erlebt. Und denn passen Sie man auf, das kommt hinterher, daß er Ihnen das nachträgt, mit dem Gustel."

Digitized by Google

Das Gesicht des Mädchens ist sehr ernst.

„Nein, Münsterbergen, das hat er mir ja versprochen, daß er das nicht will!"

„Versprechen thut die Sorte viel." Und dann lacht sie etwas gedämpft. „Der andere hat Ihnen doch auch was versprochen und nich gehalten."

Gustel schmiert sich mit der Schokolade, in die sie jetzt hat beißen dürfen, das Mäulchen ein; so hat Dorette wieder an ihm zu putzen und zu wischen. Sie ist sehr blaß, wie sie dann stoßweise sagt: „Zweimal angeführt werden — das ließe der liebe Gott doch gewiß nicht zu — das gewiß nicht."

„Ja", meint die Münsterberg, „wenn Sie das Gustel hier lassen, wo es doch gewiß gut aufgehoben is — da drüben die Meinke hat zwei Pflegekinder, die kriegen mehr Schläge wie Brot, und den eigenen zieht sie denen ihre Kleider an — na, und ich kenne noch schlechtere. Un Ihnen liegt doch etwas dran, sie haben's ja lieb. Andre sind froh, wenn so eins stirbt. Aber da wollte ich man sagen, denn müssen Sie auch mehr geben, vor den Preis kann ich es nich mehr — ne, die Zeiten sind zu schlecht. Un darüber müssen wir einig werden, 'ne Mark mehr müssen Sie im Monat rausbringen. Was verdient mein Mann denn bei der Maurerei? so gut wie garnichts!"

„Ich —" sagt Dorette, „ich habe ja denn doch selber nichts mehr —"

Die Münsterberg lacht. „Wenn Sie Ihr eigener Herr sind? Wenn Sie hinter'm Ladentisch stehn. Die Frau, die wollte ich sehn, die nich für ein paar Überpfennige sorgte. Aber wenn Ihnen das zu viel is, ich bin keine, die sich aufdrängt. Denn versuchen Sie es doch mal wo anders — andre sind vielleicht billiger."

Dorette erfaßt ein angstvolles Gefühl; ihr Herzblut würde sie hingeben für ihren Liebling, ihr armes, vaterloses Kind, und den letzten Pfennig gewiß erst recht. Und wenn sie denken sollte, daß das Gustel es nicht gut hätte? Nein, nein!

„Gustel soll bei Ihnen bleiben. Es ist an Sie gewöhnt."

„Sehn Sie wohl!" Die Frau kehrt zu ihrer Arbeit zurück. „Wenn Sie klug sind!" Dann zwinkert sie mit den Augen. „Na, so alle vierzehn Tage wie früher werden Sie denn auch nich mehr rauskommen, so was sieht ja einer nicht gerne, ich kenne die Männer."

„Meinen Sie!" Dorette fährt ganz erschrocken zusammen. „Das wäre — nein, Gustel soll nicht darunter leiden, lieber —"

„Kochen Sie man nich gleich über!" beschwichtigt die Waschfrau, „läßt sich ja alles machen. Denn komme ich mit dem Kinde rein, un wenn Sie'n guten Kaffee kochen — ne, wirklich, es braucht denn nich mal Mutter zu sagen. Sie sind denn die Tante —"

Dorette antwortet nicht; sie sieht hinaus in den klatschenden Regen, und dann drückt sie ihr Kind an sich, ganz fest.

„Mein Gustel, mein armes, liebes, kleines Gustel!" Und das weiß sie, heute geht sie nicht früher fort, als bis sie es in die Kissen gelegt hat, ihr Kind, mag die Frau in der Bülowstraße warten und Christian Netkow dazu. Das ist eine so süße Freude, die ihr selten wird, das Kind zu betten und die müden Äuglein zusinken zu sehen. Wer weiß, wann sie wieder kommen kann. Und sie schluchzt plötzlich laut auf.

„Nu aber!" sagt die Münsterberg, „wie kommen Sie mir denn vor! Wahrhaftig, Sie sind doch nich krank? Wer so'n Glück hat, wie Sie — ne, gucken Sie doch nur, das Gustel verwundert sich ordentlich!"

Gustel nimmt sein Schürzchen und fährt damit der Mutter übers Gesicht.

„Nich weinen, Haue kriegen!" sagt es eifrig. Und Dorette muß lachen und küßt die kleinen dicken, ungeschickten Hände.

* * *

Vor einem Hause in der Nollendorfstraße, in dem ein Metzgerladen und eine Manufakturwarenhandlung friedlich nebeneinander zu sehen sind, wo im Souterrain eine Handschuhwäscherei und eine Schusterwerkstatt ist, wo im Vorderhause Kleinbürger und im Hinterhause Arbeiter wohnen, hält an einem Sonnabend Nachmittag eine Brautkutsche einfacher Art, aber doch mit „blauem" Kutscher und ebensolchem Diener auf dem Bock. Dieser springt ab, durchschreitet den Flur des Vorder-

Digitized by Google

baues und geht nach dem Querflügel; der Kutscher bleibt steif sitzen, die Augen geradeaus gerichtet, die Peitsche hoch in der Hand. Es regnet ganz fein. Auf dem Bürgersteig bilden Kinder, Frauen und Mädchen ein Spalier, ein recht geduldiges. Sie sind das Warten gewöhnt. Wo in der Nachbarschaft eine Kindtaufe, ein Begräbnis, eine Hochzeitsfuhre ist, sind sie immer dabei. Die Kinder recken die Hälse, stoßen einander auch, um besser Platz zu haben — aber selbst das geschieht mit einer gewissen Feierlichkeit, den Ernst des Augenblicks begreifen sie ganz gut. Das Regiment unter der neugierigen Schar, den barfüßigen Jungen, kichernden Mädchen und den Erwachsenen hält eine dicke Frau, in einer Kattunjacke und blauer Schürze über dem Merinorock, aufrecht. Es ist die Schustersfrau aus dem Untergeschoß, die mit ihrem Manne Portiersdienste in dem großen Hause hat; sie hat also Rechte.

Ein sehr sauber angezogenes Dienstmädchen, den Korb am Arm, den Schirm sorgsam über ihre krausen Stirnlöckchen haltend, kommt angetrippelt und bleibt stehen.

„Wer is denn das, Frau Pfuller?"

„Ein Wittwer mit zwei Kindern, was er is, und sie hat in der Bülowstraße gedient. Na, Sie kennen ihn doch gewiß, Grünkam-Netkow drüben."

„Ach — der!"

„'ne feine Partie, die kann lachen!" Das Mädchen zieht die Oberlippe ein wenig in die Höh. „Ob ich nu grade 'nen Wittwer möchte —"

„Sagen Sie das nich," fällt eine andre Frau ein, „bei Wittwern kann man es ganz gut haben."

„Fremden Leuten ihre Kinder —"

„Ach, diese sind ja schon groß."

„Sie hat auch was, hat 'ne Erbschaft gemacht."

„Se kommen!" ruft ein Bengel, der in den Hof gelaufen ist; alles steht gerade und reckt die Hälse, aber es ist nur blinder Lärm gewesen. Dafür pufft ihn ein anderer.

„Wollt ihr wohl, ihr Nichtsnutze!" ruft die Pfuller.

„So'n Regen!" sagt das Mädchen und tastet vorsichtig nach ihrer Frisur.

„Aber is doch gut, wenn's der Braut in den Kranz regnet — das bringt Glück!" tönt es aus dem Haufen.

Das Mädchen mit der weißen Schürze zieht wieder die Lippen hoch. „Na, heiraten is nich immer'n Glück! Ich besinne mich erst zehnmal!"

„Na, und ich sage Ihnen, den Netkow hätte manche gerne gekriegt. Die Mädchens haben ihm ja den Laden eingelaufen, aber er hat immer nicht anbeißen wollen!"

Die großen Leute lachen verständnisvoll.

Von den Fuhrwerken, die durch die Nollendorfstraße kommen, gleichviel, ob es Lastwagen oder Droschken sind, gleiten neugierige Blicke nach der Hochzeitskutsche. Ein Hausierer, dem ein Bündel Bürsten über Rücken und Brust herabhängt, bleibt stehn und ruft, einen Handbesen schwenkend: „Da will mal wieder einer ins Unglück reinkutschieren!"

„Ich warte nicht mehr, was is da dran zu sehen," sagt die mit dem Korbe und trippelt zierlich, ihre Röcke hochhebend, über den Straßendamm.

„Die hätte ihn auch wohl gern genommen," lacht es hinter ihr her.

Einer wißbegierigen alten Frau mit grauen Haaren erzählt die Portiersfrau, ab und zu den Kopf vorstreckend, ob das Paar noch nicht zu sehn ist: „Ihre Herrschaft hat sie 'n acht Tage früher fortgeschickt — die Mühlbachen in der Bülowstraße. Von ihrem Hause aus wollte sie keine Hochzeiten. Hat natürlich nichts schenken wollen. Na, Ermelern, die kriegt auch kein Mädchen mehr, is ne Schlimme, und so bekannt wie'n bunter Hund bei den Mietsfrauen. Und da hat die König, Sie wissen, die Schneidersfrau, sie so lange aufgenommen. Von der heiratet sie ja nu weg. Aufs Standesamt sind sie gewesen; der Netkow will aber auch natürlich in die Kirche."

„Gehört sich auch," nickt die kleine Graue, „bin ich auch vor."

„Ja, und sieht auch besser aus, so mit'n Myrtenkranz. Jott, wie lange is das nu, daß ich den aufgehabt habe — wir sind ja nu bald an der Silbernen. Ja, un was die Braut ist, sagt die Königen, so'n Mädchen kann man suchen. Und Netkow zöge 'n großes

Digitized by Google

Los. Und die König und er sind auch mit auf der Hochzeit, sie haben sich Kleider geliehen, sie und ihre Tochter — ne, braune Seide und blauen Atlas."

„J — von wem denn?"

„Doch aus'm Geschäft" —

„Giebts denn das?"

„Doch alte!"

„Vom Trödler!" erklärt eine Stimme aus dem Haufen.

„So gut wie neu! Wie Geheimrats müssen Sie darin aussehn, passen Sie man bloß Achtung! Un 'ne Uhr mit Kette kriegt sie auch von einer Bekannten geborgt. Pikfein, sage ich — und gebrannte Haare und allen Klimbim! Die Königs sind vor so was, immer mitten mang, wo was los is!

„Ne die Welt! die Welt!" stöhnt die kleine Frau kläglich, als habe ihr einer weh gethan.

„Das is er!" flüstert die Pfuller und schlägt ihr nun wirklich ganz derb auf die hagere Schulter. Im schwarzen Rock, mit vorsorglich aufgekrempelten Beinkleidern, sehr blank gewichsten Stiefeln und Cylinder kommt Christian Netkow unter seinem Schirm daher. Er tritt nur mit den Fußspitzen auf; hinter ihm drängen gleichfalls unter einem Schirm sich die Kinder zusammen, Paula in einem weißen Kleide mit blauen Bändern. Robert nickt ein paar Jungen zu, und wie er ihnen ganz nahe ist, sagt er: „Heute essen wir im Wirtshause und was ganz Feines, ätsch!"

Paula wirft den Kopf zurück, sie fühlt sich zu schön, um die Mädchen von der Straße zu kennen.

„Na, Herr Netkow, nu geht's also los!" sagt die Schustersfrau vertraulich.

„Ja, Frau Pfuller!" giebt er mit feierlichem Ernst zurück.

„Ach Pauleken, wie du dir aber fein gemacht hast!" bewundert sie weiter. Paula nickt und schleudert mit den Zöpfen.

„Ich habe neue Hosen!" sagt Robert und bleibt neben der Pfuller stehn „und denn essen wir im Restaurant, Vater sagt, es könnte kosten, was es will. Es soll mal was drauf gehn!"

„Nu aber!" wundert die Frau. Er möchte noch mehr erzählen und großthun und von den Jungens angestaunt werden, aber sein Vater ruft ihn.

Nachdem sie den Hof überschritten haben, steigen die drei zwei Treppen empor.

„Anton König, Schneidermeister. Auch Reparaturen" steht auf einem Schilde an der Thür. Der Diener im blauen Rock lehnt davor und sieht sich mit forschendem Blick den Kommenden an, der sich von Robert die Säume seiner Beinkleider umdrehn läßt, „denn jetzt muß es doch reglemankmäßig zugehn, Junge!"

„Sie woll'n wohl —" fragt der Blaue herablassend.

„Ich bin der Bräutigam!"

„Ach so, die Herrschaften sind noch nich parat."

Netkow klingelt.

„Ja doch, man gleich!" ruft eine Frauenstimme. „Vater — mach mal auf."

Ein langer Mensch öffnet die Thür und guckt durch die Spalte. Er hat eine weiße Weste an und eine blaugrüne Kravatte mit einer Busennadel, seine Haare sind sehr glatt gescheitelt und riechen nach Pomade. Er ist noch hemdsärmelig.

„Immer wenn's 'nem Menschen nich' paßt, muß die olle Bimmel gehn! Sonst hört sie einer den vollen Tag nich. Na wer is denn nu wieder da?"

„Guten Tag, Herr König!"

„Ach, Sie sinds, Netkow! Na denn man rin ins Vergnügen! Sie gehören doch so zu sagen dazu!"

Er streckt dem Hochzeiter beide Hände entgegen.

„Denn kommen Sie man rein. Ihre is fertig, aber meine Frauenzimmer, das kriegt sich gar nich schön genug. Die Kinder können draußen warten, hier is es ein bischen enge."

An der Küche vorbei, wo er Toilette gemacht hat, schiebt er Netkow einer Thür zu. „Fräulein — ja so, Frau Netkown, nu is er da. Nu kann's los gehn!"

Im Wohn- und Arbeitszimmer der Familie steht Dorette. Sie hat ein schwarzseidenes Kleid an und einen künstlichen Kranz aus Orangenblüten im Haar; sie ist ein wenig blaß und hat geweint, aber sie sieht gut aus, schlank und fast vornehm mit dem reinen, strengen Profil und den sanften Augen.

Digitized by Google

Ohne ein Wort zu ſagen, reicht ſie Netkow die Hand, und er dreht ſie herum.

„Siehſt ja — einfach großartig aus mit dem Schwarzſeidenen!“ meint er bewundernd.

„Ach Chriſtian,“ ſagt ſie leiſe, „wenn dir's man nie, nie leid wird!“

„Unſinn! Du wirſt ſchon auf'm Poſten ſein, ich kenne dich doch. Ich habe überhaupt Menſchenkenntnis — mir kann nich leicht wer was vormachen!“ Und er legt ſeinen Arm um ihre Schulter. Und ein voller, dankbarer Blick trifft ihn aus ihren wieder feucht werdenden Augen.

„Ich wills an dir und deinen Kindern gut machen —“ und dann ſchrickt ſie zuſammen und preßt plötzlich das Tuch gegen ihre Lippen.

„Nu nich weinen,“ ſagt Netkow, „wir können doch alle beide lachen!“ und ihm ſelber zittert die Stimme.

Dorette ſieht auf ihre weißen Handſchuhe herunter und geht dann nach der Kommode. Vor dem Spiegel liegt ein kleiner Strauß von den gleichen Blumen, wie ſie ihr blondes Haar ſchmücken.

„Willſt's anthun, Chriſtian!“ Er nickt, dann ſagt er: „Sind ja aber keine Myrten!“

Sie beißt die Lippen zuſammen, ſenkt den Kopf und flüſtert: „Haſt mich ja ſo nehmen wollen — die —“

„Ach Unſinn, hier weiß keiner was davon und guckt auch nich darnach. Höchſtens,“ und wie ein kleiner Ärger ſteigt es bei ihm auf, „daß die Leute ſich noch wundern.“

„Zu Hauſe, vor unſern Herrn Superintendenten hätt' ich nicht treten mögen — und den lieben Gott, ſieh, dem mag ich auch nicht vor Augen kommen, wie's ſich nicht gehört. Und ſolche Blumen, die nehmen die Witwen —“ ſie wiſcht über ihre Augen.

„Laß man, laß man, Dorette.“ Er bohrt an ſeinem Knopfloch und lacht, als er's nicht zu ſtande bringt, den kleinen Strauß zu befeſtigen; ſie muß zu Hilfe kommen.

„Pinchen, biſt denn endlich fertig?“ brüllt der Schneider von draußen.

„Ja doch, ja doch!“ Und die Thür des Nebenzimmers wird aufgeriſſen, und Frau Jette König zeigt ſich in einem Seidenkleide mit gewaltigen Ärmeln und ſchlecht ſitzender Taille; der Rock iſt vorn zu kurz. Und neben ihr taucht ihre Tochter Frieda auf, in lichtblauem Atlas und roten Roſen in dem gewellten Haar. Sie hält die Arme weit ab vom Leibe, als fürchte ſie die eigene Berührung.

„Meinſt du, ſo was geht ſchnell?“ fragt Frau Jette, ganz atemlos und rot. „Ich konnte es gar nich zukriegen — das iſt ja hinten gehalt. So 'ne Arbeit! Was, Herr Netkow, nu können Sie Staat mit uns machen, nu können wir die ganze auswärtige Familie und noch'n paar mehr vor Sie repreſentieren.“

Frau Jette König iſt ſehr beweglich und haſtig. Es ſieht ſie nicht an, daß durch die offengebliebene Thür ein paar ungemachte Betten, Waſchſchalen und allerhand durcheinander geworfene Kleidungsſtücke zu ſehen ſind, wie kann ſie an einem ſo wichtigen Tage ans Aufräumen denken.

„Na, Handſchuh hatt' ich doch auch! Un wo ſind denn deine, Frieda! Handſchuhe gehören zu's Ganze! Die machen ernſt 'n Menſchen, ſagte die Rätin in der Kochſtraße, wo ich vor ſechsundzwanzig Jahren gedient habe. Und das habe ich behalten.“

Sie muß ſich bücken, um ein Handtuch zu beſeitigen, das ihre Schleppe mit aus dem Nebenzimmer gefegt hat.

„Frieda, daß du aber keine Fettflecken bei 's Eſſen in das Kleid machſt, das ſage ich dir, denn ſonſt muß ich es bezahlen. Anton, nu haſt du deinen Rock noch nich an, und wir ſind ſchon lange fertig. Netkow, ſehn Sie doch bloß, wie Dorette ausſieht! Frieda, geh mal aus'm Wege. Das Mädchen ſteht immer da, wo's nicht ſein ſoll! Fein, Netkow, pikfein mit die Orangen! Das is nemlich jetzt ville vornehmer als die Myrtenbeeme. Und die ſind künſtlich, das is was Echtes, und kann ſie ſich oder Pauleken auch noch mal auf'n Hut garnieren. Da hat ſie doch was von. Bloß 'nen Schleier, das iſt nu erſt in meinen Augen ne richtige Braut. Aber ſie wollte ja nich.“

„Nu is es aber die höchſte Eiſenbahn!“ ruft der Diener vom Treppenflur herein.

„Schanzer, hol'n Sie mal 'ne Droſchke!“ befiehlt der Schneider, „wir können doch'n Paſtor nich warten laſſen, und hinterher wird's Eſſen kalt. Netkow, der wird doch nicht gar

Digitized by Google

zu lange machen? ich habe nämlich einen barbar'schen Hunger."

Aus der Küche, wo er mit einer Trennarbeit beschäftigt ist, schnellt ein kleiner, schmaler Mensch heraus und die Stufen hinab.

„Satt soll heute jeder essen und trinken!" sagt Netkow und stößt die Thür auf.

„Bitte, das Brautpaar zuletzt," mahnt der Blaue, der unverändert in seiner Position geblieben ist, die Arme untergeschlagen.

Die Königsche Familie und Netkows Kinder gehn die Treppe hinunter; unten ist die Droschke angefahren, sie steht vor der Brautkutsche.

„Nu kommen sie aber wirklich!" heißt es in dem Spalier der Geduldigen.

Anton König führt seine Gattin im braunseidenen Gewande, und der blaue Diener hält feierlich den Schirm über das Paar; die Jugend folgt nach. Das Ehepaar nimmt auf dem Vordersitz Platz, die beiden Mädchen und Robert setzen sich, nicht ohne leises Stoßen und Schieben, ihnen gegenüber.

„Hu, wie fein!"

„Is denn das bloß man Königs Frieda?"

„Un wie der Schneider aussieht, das olle Rauhbein! Wie 'n Baron!" heißt es unter den Zuschauern.

Die König hat noch erst mit ihrer Schleppe zu thun, die sie über die Beine ihres Eheherrn breitet, und Paula und Frieda haben einen kleinen Wortwechsel mit Robert, von dem sie behaupten, daß er ihre Röcke zerknutscht.

„Ruhe im Gliede!" kommandiert der Schneider, „hier könnte doch noch ein halb Dutzend rein, wenn 's sein müßte!"

„Was das vor Witze sind!" sagt seine Gattin.

„Hurrah!" ruft ein vorwitziger Bengel, als der Wagen abrollt. Der blaue Diener verschwindet noch einmal im Hause und geleitet dann das Hochzeitspaar. Alle Hälse recken sich. Ganz rasch gleiten sie vorüber; der Schlag fliegt auf und zu.

„Ach, schwarz!" sagen die kleinen Mädchen enttäuscht.

„Nich mal 'n Schleier!"

„Weil sie vernünftig is. Gardinen vor ihr Grünkramfenster kann sie doch nich von machen."

Dann zerstreut sich der Hause. Dorette hat im Heraustreten ein blondes Kind gesehen, das mit großen, freundlichen Augen zu ihr hinaufblickt. Und sie denkt an ein kleines Wesen, das sie bei einer Fremden weiß; sie hat Sehnsucht nach ihm, selbst in dieser Stunde, und sie seufzt leise.

„Aber denn nachher, da woll'n wir lustig sein!" sagt Christian Netkow. „Was? und wenn der Schneider so lange trinkt, bis er unter'n Tisch fällt."

Sie hört nichts als das Geräusch seiner Worte, und sie nickt stumm.

„Ach, du lieber Gott!" schreit im ersten Wagen plötzlich Jette König und packt den Arm ihres Eheherrn, „nu habe ich ja doch vergessen, die Uhr anzuthun — nu liegt die da. Un wenn Schanzer die zu sehn kriegt, dem is doch nich zu traun."

„Weibsleute! ich sage es ja —" Der blasse Schneider reckt sich. „Na, wenn sie weg is, un ich soll se bezahlen —"

„Das kannst du doch garnich —"

„Aber dir welche aufzählen."

„Dabei bin ich auch noch!" Und Frieda und Paula und Robert lachen, weil eben auf der Straße ein Milchwagen ein Rad verliert. Und dann sind sie an der Kirche in Schöneberg, auch dort ist wieder eine Gruppe Neugieriger, und feierlich gehn sie an ihnen vorüber, dem Portal zu. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die häusliche Erziehung der Volksschulkinder.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten. Fortsetzung von Seite 593 und Schluß.

Im innigen Zusammenhang mit der Ausnutzung der Lüge als einer milchenden Kuh steht das Mitleiderweckenwollen, zu dem auch die Kinder von klein auf angehalten werden. Es ist eine Art verschämter Bettelei, das erste Ausstrecken der Fühler, ob es etwas zu hoffen giebt. Sonst hat es mit Verschämtsein wenig zu thun, es ist vielmehr ein Vernichter der Scham. Es thut alle Thüren und Fenster auf bei Tag und bei Nacht, damit kein Elendswinkel unbeachtet bleibe. Die Kinder müssen sich eben so früh wie möglich nicht im Almosenempfangen, sondern im Almosenerzwingen üben. Zum Almosenempfangen bedarf es keiner Gewöhnung, es steckt ihnen im Blute. Sie erleben es beständig an ihren Eltern. Die nehmen die Almosen hin als eine Abschlagszahlung der Gesellschaft für die unzulänglichen Löhne, die zu teuren und schlechten Wohnungen, die Ausbeutung ihrer Kräfte. Das Almosenempfangen hat für die meisten das Demütigende verloren. Die Kinder wachsen in diese Anschauung hinein. Ihr Ehrgefühl verschiebt sich. Das Annehmen von Geschenken erschüttert es nicht im geringsten, verursacht kein Zittern und Zagen, veranlaßt kein Aufgeben eines stolzen, freien Bewußtseins. Wohl aber zeigt ihnen ein Zuwenig oder Zudürftig in den Unterstützungen, daß sie Ehre im Leibe haben; sie lehnen sich auf gegen eine solche Unterschätzung ihrer Bedürfnisse, ihres Geschmacks.

Ihre Wohlthäter klagen dann über die Undankbarkeit der Leute. Diese Undankbarkeit ist zum Sprichwort geworden. Sie ist in der That eine absolute, vielfach eine bewußte und gewollte. Almosen und Unterstützungen, die den Mann der Arbeit ernähren müssen, sind nur ein Korrelat für die Rechts- und Kraftverkümmerung der Arbeit, die ihren Mann nicht zu nähren vermag. Warum also die Dankbarkeit? Sie wird in den Kindern mit Stumpf und Stiel ausgerottet, sie schmeckt nach jener Ungerechtigkeit, die die Welt regiert. Immer zahlreicher werden die Fälle, in denen Kinder aus Kinderhorten, Kochschulen u. s. w. austreten, weil die Weihnachtsbescherung nicht genügte. Die Wahl des Geistlichen für die Einsegnung der Kinder wird nach der Anwartschaft auf materielle Unterstützung getroffen, die seine Persönlichkeit, die Diakonie der Gemeinde, von ihm geleitete Vereine bieten. In der Schule beanspruchen die Kinder Bücher und Hefte mit einem gewissen Trotz als ihr gutes Recht; das Frühstück, das im Winter zur Verteilung kommt, erfährt nach den ersten acht Tagen eine recht abfällige Kritik.

Die jungen Lügner sind häufig auch junge Diebe, ohne zu den Straßenlungerern zu gehören. Hier giebt die Häuslichkeit nicht immer das ermunternde Beispiel, noch seltener ist sie der unmittelbare Ansporn. Es giebt unehrliche Eltern in Fülle, aber die Unehrlichkeit wird als ein stachlich Ding von zweifelhaftem Wert empfunden, es muß vorsichtig angefaßt werden, wenn es nicht Verlust statt Gewinn bringen soll.

Digitized by Google

Unehrlichkeit ist strafbar, ein nicht wegzuleugnender Makel ist mit ihrer Entdeckung verknüpft; es ist klug, sie in festen Schranken zu halten. Das thut nahezu die Hälfte, und aus dem Vergleich mit der anderen Hälfte ersteht als festerer Schutz ein froher, glücklicher Stolz. Die jungen Diebe finden in solchen Eltern strenge Zuchtmeister. Aber was die Kinder dieser Kategorie stehlen, weist wieder auf ihr Entbehren hin und macht die Verhältnisse verantwortlich für ihr Hinabgleiten. Sie stehlen in aufsteigender Linie Lernmittel, Frühstück, Spielereien: bunte Bilder, blanke Knöpfe u. s. w. Hunger ist's, der sie treibt, der Hunger in seiner verschiedenen Gestalt. Die Mehrzahl der Kinder hat nie Spielzeug gehabt, nie etwas Schönes besessen und krankt an einer unbefriedigten Sehnsucht. Dies Kranken läßt sie an der ersten Versuchung scheitern. Wohl ihnen, wenn die Entdeckung auf dem Fuße folgt, dann vollzieht sich die Heilung meist leicht und ziemlich schmerzlos.

* * *

Nach dem bisher Gesagten erfährt das Willensleben der Kinder aus den hier in Betracht kommenden Kreisen auf sittlichem Gebiet nur selten eine Förderung, es wird im Gegenteil geschwächt, untergraben, in falsche Kanäle geleitet. Das geschieht aber am rücksichtslosesten, am selbstverständlichsten, wo es sich um Sittlichkeit im engeren Sinne, um das Verhältnis der Geschlechter zu einander handelt. Die Kinder sind Eingeweihte fast vom ersten Augenaufschlag an. Noch sind sie rein, aber schon giebt es für sie keine Reinheit mehr. Sie werden mit Zweideutigkeiten bekannt gemacht, sie werden in die Poesie der Gasse und der Gosse eingeführt. Die Eltern lachen Thränen, wenn die schrillstimmigen Kleinen Lieder faulsten Inhalts mit kindlichem Eifer zum besten geben. Sie lachen auch Thränen, wenn geistliche Lieder, wenn Gedichte, die uns Deutschen ans Herz gewachsen sind, in den Schmutz gezerrt und in ekle Leierkastenware verwandelt werden. Da selbst „ehrbare" Eltern an diesen schlimmen Bänkelsängereien der hoffnungsvollen Sprossen ihre helle Freude haben, muß man annehmen, daß in ihren unklaren Köpfen jede Zweideutigkeit als ein Witz, jede flotte, kecke, derb naturalistische Unzweideutigkeit als etwas besonders Geistvolles erscheint. Dem ersten bösen Schritt des Kindes in die trübe Verwirrung von Häßlich und Schön folgen bald die anderen. Es will aus dieser Verwirrung und Unklarheit heraus, sie schmiedet ihm die Gedanken fest und raubt ihm die Unbefangenheit. Es überwindet sie auch bald, ach, so bald; das Schöne, Reine geht unter, und es bleibt der große, schmutzige Rest. Er füllt die Welt da draußen, sie wissen es wohl, sie machen sich mit ihm vertraut, er erschließt ihnen bald seine Reize und füllt auch die Welt ihres Innenlebens. Die engen Häuslichkeiten beschleunigen diesen Entwicklungsprozeß durch Anschauungsunterricht. Am gründlichsten wird er dort erteilt, wo Einlogierer ihr Wesen treiben, wo Mädchen vorübergehend Aufnahme finden, wo Ziehkinder willkommene Zuschüsse ins Haus bringen, wo ältere Schwestern ihr Leben genießen. Gleich frühe sittliche Fäulnis erzeugen viele der unglückseligen Trinkerchen.

Vielleicht ist das gleichgiltige Gewährenlassen der Eltern, das in entscheidenden Augenblicken gar oft zum Mitgehen wird, letzteres besonders bei den Müttern, nicht gar so verwunderlich. Sie sind ebenso aufgewachsen und können aus Erfahrung berechnen, was ihnen ihr durch gleiche Erziehung bestimmtes Verhältnis zur Sittlichkeit eingetragen hat. Der Wertmesser ist und bleibt der Genuß. Da gab es einen Reinertrag. Der bittere Nachgeschmack ist vergessen; will er nicht weichen, so steigert er

Digitized by Google

nur die Sehnsucht nach dem, was vor ihm war. Er wird überhaupt kaum als Nachgeschmack aufgefaßt, er ist das Bittere an sich, das überall und immer kommt. Es giebt für die Leute keine Kausalitäten. Sie wollen ihre Kinder auch einheimsen lassen, so lange sie noch jung sind; etwas von dem Freudensegen kommt vielleicht auch den Eltern zu gute. Die Doppelmoral der höheren Stände hat hier unten ein sittlich neutrales Gebiet geschaffen, ein Adiaphoron, vor dem Gewissen und Ehrgefühl, vor dem auch die Religion Halt macht. Die Höhen schwinden immer mehr, eine endlose Niederung voll Unflat und Schlamm, voll schwüler, schwerer Dünste, Krankheitserreger und Krankheitsverbreiter spottet des Horizonts als Grenze. Die Kinder dieser Niederung, die Vertreter der Zukunft, bilden keinen Übergang in reinere Gefilde. Sie empfangen ihre Schlammtaufe als Unmündige, und Proselyten aus selbstgewonnener Erkenntnis sind selten.

Man könnte leicht geneigt sein, aus dem vielfachen Verwöhnen der Kinder, aus dem nachsichtigen Gewährenlassen, aus ihrem Hinzugezogenwerden zu allem, was das Leben bringt, einen Schluß auf die Liebe der Eltern zu ziehen und sie für eine irregeleitete zwar, aber doch für eine große zu halten, eine schmerzliche vielleicht, die bewußt auf einer Seite mit übervollen Händen giebt, weil sie auf der andern nichts zu geben vermag. Läßt man die Sonne der Wahrheit auf diese Liebe scheinen, dann verschwindet sie wie ein Stern auf seiner Morgenflucht. Es ist weder eine starke Liebe, noch eine schwache Liebe, es ist Schwäche, einfache, beisatzlose Schwäche, aus der diese Verwöhnungen quellen. Will man ihr einen Zusatz geben, so ist er gleich ihr etwas Negatives: Gedankenlosigkeit, und damit charakterisiert sie sich als Denkschwachheit; sie ist das Sich-treiben-lassen von jeder Welle, die gerade aufsteigt, ein Bequemlichkeitsegoismus, der um so gefährlicher ist, je mehr er sich selbst verkennt. Sobald man an ihm zu rütteln wagt, wird die Liebe als Aushängeschild benutzt. Dieselben Mütter, die entrüstet sind, wenn ein Brief aus der Schule sie von der Naschhaftigkeit ihrer Kinder benachrichtigt, Schulbesuch am Montag verlangt oder auf die Verlogenheit der Kinder aufmerksam macht, deren Mutterliebe sich gegen so engherzige Kleinlichkeit auflehnt, beuten ihre Kinder rücksichtslos aus. Diese traurige Thatsache zeigt, wie verkehrt, sich selbst aufhebend und vernichtend, die Erziehung der Jugend zur Arbeit ist.

Arbeiten heißt Gelderwerben. Kein sittlicher Gewinn fällt dabei ab, keine Freude an sich entwickelnden Fähigkeiten, kein Erstarken vorhandener Kräfte, keine Ausbildung entschiedener Beanlagung, ja oft ist sittliche Gefährdung damit verbunden.

Viele Eltern begünstigen aus leicht erkennbaren Gründen gerade die sittlich gefährdende Erwerbsthätigkeit. Dazu zählt in erster Linie das Blumenverkaufen der Mädchen. Es ist wie alles Hausieren eine Scheinthätigkeit, es erzieht zur Denkfaulheit, zur Aufdringlichkeit und Frechheit. Die Schenken und die späte Nachtzeit erweisen sich am einträglichsten, sie werden ausgenutzt, die Schamhaftigkeit geht dadurch völlig verloren. Reibungen mit der Polizei entstehen; sie sind lästig, bekehren aber nicht. Eltern und Kinder werden nur gewitzigter, und das heimliche, listige Erschleichen des Unerlaubten schleift und modelt an den Kindern herum, eine Feile, die die Schlacken verschont und das vorhandene Edelmetall zerstäubt. Körperlicher Verfall hält mit dem sittlichen gleichen Schritt. Übernächtigt, das Gesicht aschig und verquollen, die Augen gläsern, wissen die jungen Nachtfalter dem Tage nichts abzuringen, sie erliegen jeder ernsten Anstrengung und scheuen vor wirklicher Arbeit zurück. Ähnlich verhängnisvoll wirkt das Tanzen und Mitspielen im Theater.

Digitized by Google

Die Mehrzahl der Kinder kommt in eine Tretmühle, die körperliche Anstrengung bis zur Erschöpfung verlangt, durch Eintönigkeit ermüdet und sie, vierzehnjährig, ohne jede Errungenschaft genau auf demselben Standpunkt entläßt, auf dem sie eintreten. Sie müssen vor der Schule, oft von sechs Uhr an, Milch und Backwaren, Zeitungen, Kaffee für Väter und Brüder austragen, sie werden mittags auf die Holzfelder geschickt zum Spänesammeln, sie helfen den Müttern in der schulfreien Zeit bei den außerhäuslichen Beschäftigungen: Kartoffelschälen in öffentlichen Anstalten, Flaschenspülen, Reinmachen, Waschen, sie übernehmen das Essentragen für etliche Arbeiter, sie müssen selbständigem Erwerb nachgehen als Kindermädchen, Aufwärterinnen, sie häkeln — häkeln für ein Lumpengeld, daß ihr Körper in beständige wiegende Bewegung gerät. Was sie bei diesen Thätigkeiten verdienen, steht in gar keinem Verhältnis zu der Abnutzung der Kraft, zu dem abstumpfenden Einfluß, der wiederum Reizmittel fast zu einer Notwendigkeit macht. Aber die Eltern rechnen nur mit dem Gegenwärtigen und Wägbaren, und ihre dauernde Notlage hat sie so rechnen gelehrt. Für eine Mark monatlich nehmen kleine Mädchen oft sechs- bis neunstündige tägliche Arbeit an, die durchaus nicht leicht zu nennen ist. Dieselben Mädchen sind häufig vor der Schule schon zwei Stunden als Austrägerinnen thätig. Zählt man zu dieser Arbeitszeit die Zeit des Schulunterrichts hinzu, so giebt das durchschnittlich vierzehn bis fünfzehn Stunden Arbeit den Tag.

Fast noch mehr angestrengt werden die Kinder, die sich an irgend einer Hausindustrie mitbeteiligen müssen. Da werden oft die halben Nächte zu Hilfe genommen, um der jammervollen Bezahlung durch Massenproduktion zu begegnen. Auch hier giebt es verzweifelt wenig zu lernen, selbst da, wo es sich um Näharbeit handelt. In diese armseligen Häuslichkeiten wandert nur das Primitivste, Seemannsjacken und Ähnliches, das keine Ansprüche auf sorgfältige Ausführung macht. Schnelligkeit ist alles, und die Kinder gewöhnen sich das an, was sie selber als „Schludern" bezeichnen. Es erweist sich in ihrer Lehrzeit als schwer zu überwindendes Hindernis.

Das Schlimmste aber ist, daß alle diese Überlasteten die Arbeit nicht lieben, sondern beinah hassen lernen. Sie erscheint ihnen als der Fluch, der auf der Armut lastet und ihre Bitternis vermehrt. Ihre Wünsche klammern sich an ein Einst voll frohen, sorglosen Müßiggangs, an das Niegekannte: Ruhe und Besitz, das sie sich erträumen möchten.

Recht geplagt sind auch die Mädchen, deren Mutter Einlogierer und Kostgänger hält oder eine kleine Speisewirtschaft aufgethan hat. Sie werden gehetzt, gejagt bei den üblichen täglichen Pfennigeinkäufen, sie haben ein Heer von Pflichten und Verantwortlichkeiten, aber hier giebt's Abwechslung, die Arbeit bringt ihre Freuden. Dasselbe gilt von denen, die bei großer Geschwisterzahl die außerhäuslich beschäftigte Mutter ersetzen müssen. Die Arbeit, selbst wenn sie ihre Kräfte übersteigt, trägt ihren Lohn in sich, ihr sittlicher, erziehlicher Wert macht sich geltend, und das auch dann noch, wenn sie verkehrt gehandhabt wird. Die Verantwortlichkeit, die mit ihr verbunden ist, das Verhältnis zu den Eltern, besonders zum Vater, und zu den Geschwistern, das sie dem kleinen Hausmütterchen aufnötigt, wirft so viel Gesund-Befruchtendes ab, daß neben dem Wildwuchs auch Erntekräftiges in ihren Seelen emporblüht, an dem der Charakter erstarkt.

* * *

Digitized by Google

Die Erziehungsmittel der Eltern beschränken sich auf Strafen durch That und Wort. Die Strafen werden nicht nach ihrem erziehlichen Wert abgewogen, sie können auch nicht den Anspruch auf Gerechtigkeit machen. Sie sind der Ausfluß einer augenblicklichen Stimmung und dienen Augenblickszwecken. Sie stehen selten in richtigem Verhältnis zur Schuld oder angenommenen Schuld des Kindes. Der Grad der elterlichen Gereiztheit, der über die Härte der Strafe entscheidet, hängt von den Nachteilen, der Einbuße, der Höhe des Schadens ab, die sie durch die Strafthat des Kindes erleiden. Ein Akt der Ungeschicklichkeit, eine unüberlegte Handlung, ein Versehen werden oft unbarmherziger geahndet als ein schweres sittliches Vergehen. Ein Kind, das Geld verliert, hat mehr zu fürchten als ein Kind, das Geld stiehlt; ein Kind, das eine Schüssel zerschlägt, ist schlimmer daran als ein Kind, das mit dreister Stirne lügt. Wenn es sich nicht um das Knappste und Begehrteste, um Geld und Geldeswert handelt, gönnen die Erzieher sich Zeit zur Überlegung, entschließen sie sich zu einer sanften, sprichwörtergespickten Ermahnung, die ihnen selber so wohlthut wie ein laues Bad.

Sonst sind die Worte, die einen jungen Missethäter auf Schlimmeres vorbereiten, durchaus nicht sanft. Wer je einem solchen Zornesausbruch zuhörte, wundert sich, daß die Kinder noch Haare auf dem Kopfe, noch Blut in den Adern, noch Zähne im Munde und ganze Knochen im Leibe haben. Alles das scheint dem Verderben geweiht. Hier liegt auch der Schlüssel zu dem sonst unverständlichen Benehmen der Frauen, die, trotz aller Drohungen ihrer Männer, nicht von ihrem Posten weichen, bis eines Tages die Drohung sich erfüllt. Das „Ich schlag' dich tot, ich hol' die Axt und schlag' dich tot" — ist ein sattsam bekannter Refrain, der kaum noch das Trommelfell berührt.

Die auf der äußersten Grenze noch dazu mit unglaublichen Schimpfwörtern durchsetzte Ausdrucksweise der Eltern ist eins der vielen Abstumpfungsmittel, die aus den armen Kindern unzugängliche Dickhäuter machen, deren innere Sinne allgemach ersterben. Wie völlig die Kinder das richtige Unterscheidungsvermögen verlieren, geht daraus hervor, daß der Begriff schelten und mit ihm das Wort ihnen abhanden gekommen ist. „Herr Lehrer hat heut' so geschimpft", heißt es in der Schule, wenn ein paar ernste, tadelnde Worte fielen. Es bedarf beständig wiederholter Klarlegung, um sie zu richtigem Auseinanderhalten zu befähigen.

Die elterlichen Züchtigungen entsprechen leider allzuhäufig den maßlosen Reden. Natürlich bessern sie nicht, sie verstocken, verhärten, verbittern, sie erzeugen bei den Schwachen und Weichen eine fortwährende Furcht, sodaß nicht der kleinste Raum für die Freude übrig bleibt. Oft muß die Schule sich ins Mittel legen, aber es ist gefährlich für die Kinder, wenn keine dauernde Überwachung stattfindet. Die brutalen Züchtigungen wären noch häufiger, wenn sie nicht so oft an einem wahrhaft glänzenden Mangel an Gehorsam und Unterwürfigkeit seitens der Kinder scheiterten. Die Bedrohten setzen sich zur Wehr, bis es ihnen gelingt zu entschlüpfen. Sie leben auf beständigem Kriegsfuß mit den Eltern, üben Ränke und Listen; der seltene Waffenstillstand fällt gewöhnlich mit einem Vergnügen zusammen.

Die aus den Verhältnissen geborne Widersetzlichkeit der Kinder erreicht oft einen solchen Höhepunkt, daß die Eltern aus Furcht vor Zeitversäumnis in ihrer Erwerbsthätigkeit oder geschwächt und zermürbt durch die tausend Reibungen mit Not, Krankheit, Elend die Polizei um Hilfe bitten. Das untergräbt ihre Autorität vollends.

Digitized by Google

Die Schule mit ihrem Pünktlichkeitszwang und ihrer freiwillig geübten Aufsicht stützt sie noch mühsam. Kaum aber sind die Vierzehnjährigen ihrer lästigen Umklammerung entflohen, so betrachten sie jeden Versuch ihrer Eltern, auf sie einzuwirken, als einen Übergriff. Sie lassen sich keinen Tadel gefallen, selbst wenn sie ihre neuen Pflichten gröblich verletzen und schlimme Wege gehen. Sie werden halbe oder ganze Schmarotzer, lästige, wüste Abend- und Nachtgäste, bringen Verlegenheiten und Strafen über die machtlosen Eltern. Da ist's wieder die Polizei, in deren Erziehungsgewalt man das höchste Vertrauen setzt. Ein Allmachtsschein umschwebt diese Uniformmenschen, er ist so blendend, daß sie getrost ihre Rechte überschreiten dürfen und es auch thun, wo es gilt, rettend und helfend einzuschreiten.

Die Polizei — nicht der Geistliche, die Gewalt — nicht die Seelsorge, das Gesetz, das immer noch nicht hart genug ist, denn hier versagt's manchmal, — nicht die Liebe ist der Kitt, den man begehrt, um das Auseinanderstrebende, die Familie, zusammen zu halten. Das zeigt wohl am besten die Stärke der moralischen Depression, die in den untersten Volksschichten herrscht.

In den zerrütteten Ehen, in denen Mann und Frau ohne die geringste Selbstbeherrschung wider einander stehen, wird das vierte Gebot vollends zum leeren Wahn. Die Kinder müssen mit durch alle Gehässigkeit, alles Mißtrauen, alle Verachtung. Der eigene Lebensanfang und der ihrer Geschwister erscheint ihnen besudelt und beschmutzt. Das unheilige Lachen wird stereotyp, es setzt nie aus, es setzt sich um in die That.

* * *

Gemeinsame Erhebung an Geisteswerken fällt in diesen Häuslichkeiten fort, ebenso unbekannt sind Spiele, die einen erziehlichen Einfluß ausüben könnten. Das kann wohl nicht anders sein. Viele Kinder wachsen heran, ohne je ein Spielzeug besessen zu haben. Die Kunst fehlt ganz, und doch ist sie die Sonne, deren die Kranken am meisten bedürfen. Sie brauchte nicht so gänzlich zu fehlen, hat sie doch die Fähigkeit der Sonne, Strahlen zu entsenden, die durch den kleinsten Spalt Einlaß zu finden wissen. Die Handharmonika könnte z. B. auch die Ärmsten erquicken. Hat einmal ein guter Geist, eben der gute Geist echter Kunst, über solch einem Kunstjünger gewaltet, dann ist der Einfluß seines Talentes auf das Zusammenleben in der Familie ebenso erstaunlich wie rührend. Eine edle und veredelnde Geselligkeit regt ganz leise ihre Schwingen, schüchtern wie eine rechtlose Fremde, und doch gewährt sie den jungen Seelen der Kinder schon Schutz und öffnet ihnen eine Freistätte, zu der keine verführende Macht Zutritt hat.

Ob ein gutes Bild über dem Bette der Eltern, ein Bild, das wie das Volkslied aus der Tiefe der Volksseele herausgewachsen zu sein scheint, das ihre schlummernden Kräfte weckt, ihre halbverstandne Sehnsucht verkörpert, nicht auch reinigend und läuternd zu wirken vermöchte? Der Kunst den Weg in die Stuben der Armen frei machen, wäre ein Erlösungswerk und Erziehungswerk ohnegleichen.

Auch gemeinsame Lektüre, an der Eltern und Kinder sich aufrichten und hinaufbilden könnten, ist in diesen Kreisen etwas Unbekanntes. Alle Vorbedingungen fehlen, die Zeit, die Frische, das Interesse. Das Interesse war einmal da, aber das lange geistige Darben hat es vernichtet, es steht auf der langen, vielsagenden Verlustliste, die solch ein Menschendasein zu verzeichnen hat. Daher giebt es auch keine Bücher im Hause außer dem Gesangbuch und vielleicht noch der Bibel und dem Neuen Testa-

Digitized by Google

ment. Das Gesangbuch hat letzteren den Rang abgelaufen; seine Herrschaft beruht auf Nützlichkeits- und Anstandsgründen, man braucht es und zeigt es beim Kirchenbesuch. Die Bibel ist seltener vorhanden als das Neue Testament, und beide fehlen nur allzuhäufig. Ab und zu gelingt es der Ueberredungskunst eines Kolporteurs, seine Schundware in diesen Häuslichkeiten abzusetzen. Sie findet Anklang, der Roman wird verschlungen, aber die zehn Pfennig wöchentlich zehren merklich; eine zweite Versuchung wird schweren Herzens zurückgewiesen.

Den Kindern wird auch keine Ermunterung zu selbständigem Lesen zu teil. Die Volksbibliotheken sind ihnen nicht zugänglich, die Volksschulen der meisten Provinzstädte haben gewöhnlich keine Bibliothek oder nur so dürftige Anfänge dazu, daß höchstens ein paar Dutzend auserwählte Schüler zur Benutzung zugelassen werden. Die Bedürftigsten können nie zu der Auslese gehören, denn sie richtet sich nach den Leistungen und nach der Gewähr, die die Häuslichkeit und die Persönlichkeit des Kindes für die Schonung des Buches bieten. Sie bleiben daher auf das Lesebuch beschränkt.

Das Lesebuch bringt freilich ein buntes Allerlei, das jedem Geschmack Rechnung trägt. Aber die Form der einzelnen Lesestücke, besonders der aus den Realien gewählten, läßt in vielen der eingeführten Lesebücher so ziemlich alles zu wünschen übrig. Teils geht die wunderliche Zusammenstellung auf Stelzen, teils ist sie ein sonderbares, zerhacktes Flickwerk. Beides schreckt die Kinder ab. Sie bleiben auf Gedichte und Erzählungen beschränkt, die, wenn auch häufig verstümmelt, doch nicht alles Reizes beraubt sind. Das aber reicht nicht aus, und so beginnt in frühester Jugendzeit das verhängnisvolle Darben, das so schmerzhaft ist, das zu Betäubungsmitteln reizt und treibt, zu Klatsch, zum Herumabenteuern, zu tollem, vollem Erleben.

Dieser Hunger wird ihnen nicht nur angedichtet, er ist wirklich vorhanden, er wirft Blasen auf, die von der Bewegung in der Tiefe zeugen. Die Hungrigen gehen auf Borg zu ihren glücklicheren Kameraden. Die Versorgung währt eine kleine Weile. Die Entlehnenden sind langsame und gründliche Leser. Das Buch hat Zeit gehabt, sich seiner neuen Umgebung so gründlich anzupassen, daß es nicht wieder zu erkennen ist. Das macht selbst die Gutmütigsten ungefällig. Nun wird Jagd auf Traktätchen und kleine Kalender gemacht, die Sonntagsschüler und Kindergottesdienstler willig hergeben, wenn sie damit fertig sind.

Ein klärsames Geschichtchen möge hier einen Platz finden. Ein Geistlicher, einer jener guten Menschen, die jedem Nachschreienden feuchten Auges mit dem, was gerade zur Hand ist, den Mund stopfen, die die Armen zu geduldigen Kleingeldempfängern und die Besitzenden zu erlösungssichern, zufriedenen Sonntagschristen, Gotteshausfüllern, Weihnachtsbescherern und Unternehmern von Wohlthätigkeits-Lotterien und -Bazaren erziehen möchten, ließ vor ein paar Jahren in der Zeitung bekannt machen: Nächsten Sonntag findet nach dem Kindergottesdienst in der N—kirche eine Weihnachtsbescherung statt. — Es handelte sich hier nur um kleine Traktate. Alle in Frage Kommenden wußten das, denn zur Weihnachtszeit ist der Spürsinn rege. Trotzdem erschienen an dem Sonntag nahezu hundert Kinder, die nie an dem Kindergottesdienst teil genommen hatten, elende, dürftige Gestalten mit bleichen, entschlossenen Gesichtern. Sie verfolgten ihr Ziel rücksichtslos, schoben die Berechtigten zur Seite und bildeten eine feste Mauer um den Altar, vor dem ein Weihnachtsbaum brannte. Der Pfarrer

Digitized by Google

machte gute Miene zu dem selbstverschuldeten bösen Spiel und ließ zuerst die Störenfriede befriedigen. Im nächsten Jahr sparte er die Zeitungsannonce, die Verteilung knüpfte sich an Namen, die im Laufe des Kirchenjahres während des Kindergottesdienstes zu Papier gebracht worden waren, und die Hungrigen mußten darauf verzichten, sich einzuschmuggeln.

Die dünnen Heftchen sind für die Dauer nicht jedes Kindes Sache. Da kommt nun als Letztes, am eifrigsten Betriebenes, das Abschreiben von Gedichten an die Reihe. Stammbücher liefern eine kleine Ausbeute, dazu gesellt sich eine Anzahl erzählender Gedichte, die irgend eine ältere Schwester irgendwo her hat. Ein Zug tiefer Trauer geht durch diese wunderliche Poesie, die in Sterben und Verderben ausklingt. Sie ist ein Erbe vieler Generationen und trägt Gebrauchsspuren an sich, die sie bis zur Lächerlichkeit und Unverständlichkeit entstellen. Grammatische Schnitzer tanzen regelrecht grande chaîne, ein gewaltiges Pathos krönt das Ganze. Sie sind den Lechzenden ein wahres Labsal. Sie ziehen auch hie und da die Mütter in ihren Bann. Das Heimweh nach der Jugendzeit erwacht in ihnen; in ihr erkämpften sie sich unter gleichen Umständen ebenso mühsam das gleiche Gedicht. Ab und zu holt eine Frau ein beschmutztes Heft oder ein paar zerknitterte Blätter aus einer Schublade hervor, einen längst vergessenen Schatz, und schwelgt mit ihrem Kinde. Die letzten müden Funken sprühen aus der Asche. Sind sie verglommen, dann regnet's auch Asche auf des Kindes heißes Bemühen; das Trapptrapp des Tages, die einschneidende Frage: Was werden wir essen? Womit werden wir uns kleiden? die ohn' Unterlaß an die Ohren klingt, überschüttet alles rettungslos.

* * *

Das Verschwinden der Bibel aus den Proletarierhäuslichkeiten ist nicht genug zu beklagen.

Die Bibel könnte den Geistig-Armen ein Erziehungsmittel ersten Ranges werden. Sie gewährt ihnen, was kein anderes Buch, und sei es noch so volkstümlich geschrieben, ihnen zu gewähren vermag; für sie mehr noch wie für jeden andern ist sie das Buch aller Bücher. Sie rollt in schlichten, lebensvollen Bildern eine Vergangenheit auf, die an den Anfang alles Geschehens anknüpft, sie führt in andere Länder, andere Kulturen, sie läßt Völker vor ihnen entstehen, reifen, vergehen, sie zeigt das Ewige in allem Wechsel, ein höchstes, unerschütterliches Gesetz. Wie sie das thut, ist das Entscheidende. Ihr eigen Wort kann von ihr gelten: Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Auch die Wortarmen und Gedankenarmen, die schwerfälligen und ungeübten Denker werden an ihr und mit ihr reich; verhüllende Nebel weichen, die Enge weitet sich, und ein frischer Wind legt den Menschheitsweg frei, der aus den fernsten Fernen kommend über die Gegenwart in eine unendliche Zukunft führt.

Fürwahr, unsere Ärmsten begeben sich eines starken Führers, eines gewaltigen Lehrmeisters, indem sie die Bibel nicht mehr als einen unentbehrlichen Hausschatz betrachten. Die zunehmende Gleichgiltigkeit gegen die Religion ist nicht allein daran schuld, das beweist das Vorhandensein des Neuen Testaments und das Kirchengehen.

Die Religion ist nicht ganz ausgestorben, aber sie trägt den Stempel einer müden, matten, bequemen Sicherheit an sich. Die abgearbeiteten Frauen mit den früh verwelkten Gesichtern wollen Ruhe am Sonntag, und so sind sie ruhende und

Digitized by Google

beruhigte Zuhörer in der Kirche. Sie erstreben keine innere Erneuerung, keine Läuterung, keine Stärkung eines schwachen Willens, sie verlangen Trost, Verheißungen und — Ruhe.

Mehr als sie besitzen, können sie auch ihren Kindern nicht bieten. Sie lehren ihre Kinder beten, nehmen sie mit zur Kirche und überlassen das übrige den geistigen und sittlichen Zufallseinflüssen, die sie umspielen. Der „liebe Gott" taucht zwar dann und wann auf, doch immer nur als Lückenbüßer, als schwarzer Mann oder guter Mann, fast könnte man sagen als „Mädchen für alles", das sich auf Befehl nützlich macht.

Und doch muß es Segen schaffen, wenn das Kind neben der Mutter dem Gotteswort lauscht. Es sieht die Mutter eingegliedert in eine große Gemeinde, es sieht sie beten, weinen, sieht ihre arbeitgebeugte Gestalt einmal in wohlthätiger Ruhe, sieht die Vielgeplagte Erquickung einsaugen, die den Zügen die Spannung raubt und sie milder und weicher erscheinen läßt. Das ist eine Ergänzung zu der Predigt, die nur halbverstanden von der Kanzel heruntertönt, und ist auch sie nur halb verstanden, sie sucht doch Fühlung mit dem jungen Herzen, nicht immer umsonst.

Die Väter dieser Kinder sind äußerst selten Kirchgänger. Etliche Schuljahrgänge mit einer Klassendurchschnittszahl von 75 Schülerinnen weisen nicht ein Familienhaupt auf, das den Feiertag in dieser Weise heiligte. Oft sind die Väter ausgesprochene Feinde jeder Kirchlichkeit, ja jeder Religion. Sie erklären die Religion für eine Erfindung der Geistlichkeit, ihrer Herrschsucht zu fröhnen, die Großen der Erde zu stützen und das dumme Volk zu ködern. Sie dulden nicht, daß eine „Biblische Geschichte" in die Hand ihrer Kinder kommt, sie verbieten den Kindern das Lernen etwaiger Religionsaufgaben, sie verspotten den Lehrer als einen Genarrten, sie kramen ihr Jugendwissen zusammen, um ihre Spötterlogik daran zu üben. Die Kinder geraten dadurch in manche schwierige Lage. Der Konflikt würde sich für einzelne ihrer Veranlagung nach innerlicher gestalten, wenn die Überlast der Arbeit nicht zu schwer drückte, so daß es buchstäblich an Kraft zu tieferem Erfassen gebricht. Andere sind so sehr an die Meinungs- und Gesinnungsgegensätze der Eltern gewöhnt, daß sie die Kirchlichkeit der Mutter zugleich als Ursache und Folge des Religionshasses des Vaters ansehen und umgekehrt; sie finden beides ganz natürlich.

Vorläufig schützt die Kinder ihre Jugendlichkeit vor völligem Abfall. Sie haben Hunger, und des Vaters Spott bietet ihnen Steine statt Brot. Die Schule hält die Kinder bis zum vierzehnten Jahr, aber es ist ein äußerliches Halten. Sie bringt den Kindern zu viel, sie verlangt ein unglaubliches Wissen und hat nicht Zeit zu sorgen, daß die eingepflanzten Reiser Wurzel fassen. Sie welken meist schon von Klasse zu Klasse, ohne den Boden zu befruchten. Der Konfirmandenunterricht ist Wiederholung. Und doch sind etliche der Reiser lebenskräftig, sie grünen ihrer Umgebung zum Trotz. Aber die Umgebung bleibt die mächtigste Bildnerin. Wenn der Lehrer die Vierzehnjährigen entläßt, weiß er, daß die Nahrungszufuhr abgeschnitten wird, daß all' das Lebenskräftige an Lichtlosigkeit zu Grunde gehen muß. Es bleibt besten Falls ein verschwommener, unklarer Glaube an einen „lieben Gott", der so lieb ist, daß er so ziemlich alles, was man will, mit sich thun läßt, und an einen Heiland, der das Jenseits jedermann zugänglich gemacht hat.

Je mehr das christliche Bewußtsein aus den Familien schwindet, um so größer wird die Macht, die der Aberglaube über sie gewinnt. Er faßt immer festeren Fuß.

Digitized by Google

Er beherrscht auch die Spötter. In ihm liegt das Geständnis der Abhängigkeit, Schwäche, Furcht, der trübe, scheue Aufblick zu höheren, unbekannten Gewalten. In sein dunkles Gewirr von Lächerlichem und Rührendem, Empörendem und Ergreifendem werden die Kinder sehr früh schon eingeführt. Das ist eine Vorsichtsmaßregel; die Kinder könnten in ihrer Unwissenheit leicht Gefahren heraufbeschwören. Lernbegierde und Freude am Lehren begegnen sich hier mit gleichem Eifer. Alle Kinder ziehen gern aus, das Gruseln zu lernen, diese schlechternährten, blutarmen, nervösen Kinder marschieren an der Spitze. Sie nehmen den ganzen Wust toller Spukgeschichten in sich auf, hören Klopfgeister aller Art, erleben die üblichen Totenanmeldungen, haben Begegnungen mit Geistern. Sympathiemittel der widerlichsten Art sind ihnen geläufig, sie achten auf böse und gute Zeichen, sie versuchen das Schicksal zu begütigen und zu bestechen, sie büßen ihr letztes bißchen Freiheit ein und geben es gern hin für die Wollust der Selbstpeinigung, die ihrem Leben einen Schein von höherer Bedeutung verleiht.

Der Aberglaube nagelt nicht nur die Unwissenheit fest, er macht roh, er zieht eine Selbstsucht groß, die die heiligsten Augenblicke entweiht, er ist ein Vampyr jedes echten Gefühls, so wunderbar weich er sich auch oft an das Gefühl wendet. Außerdem erzieht er seine Gemeinde zur Halbwahrheit, zu bewußter und unbewußter Lüge. Eltern und Kinder erhitzen ihre Phantasie gemeinschaftlich an eingebildeten Vorkommnissen, lügend, übertreibend, damit ihr Götze zur Gottheit wird, durchschauen einander und wollen es doch nicht, schwatzen und reden sich in Gläubigkeit hinein.

So bildet der Aberglaube gleich dem Klatsch ein Band, das Eltern und Kinder umschlingt, aber es ist ein böses, gefährliches Band.

* * *

Ziehen wir das Facit dieser Betrachtung, das durch Hinzufügung etlicher ausgelassener Posten schwerlich ein anderes werden würde, so stellt sich die häusliche Erziehung einer fast nach Millionen zählenden Menge von Volksschulkindern als ein Hohn auf das vierte Gebot dar. Die Eltern entkleiden sich selber der Ehre und Achtung und können sie deshalb nicht von ihren Kindern fordern.

Vor kurzem stand ein junger Bursch vor Gericht, der Mißhandlung seiner Eltern angeklagt. Er hatte unter anderm seine Eltern mit Kartoffelschalen, faulen Äpfeln und widrigem Abfall beworfen. Der Richter fragte ihn, ob er denn gar keine Ehrerbietung vor seinen Eltern habe. Das war herzlich naiv gefragt.

Mit dem vierten Gebot sinken auch die übrigen dahin. Es giebt nicht Gut und Böse mehr, kein zwingendes: Du sollst, das durch Gehorsam, dem die Einsicht folgt, umgewandelt werden könnte in ein freies: Ich will!

Rodbertus sagt: „Der Schmutz und die Not des Hauses werden ewig zunichte machen, was der Unterricht der Schulen bewirken soll."

Das ist eine Halbwahrheit, selbst wenn wir seine Worte nur auf die Häuslichkeiten beziehen, von denen in diesem Aufsatz die Rede war. Der Unterricht in den Schulen ist freilich kein ausreichendes Gegengewicht den widerstrebenden Einflüssen des Hauses gegegenüber. Teils liegt es an ihm, zum größeren Teil aber an der Mächtigkeit der Flutwelle von Elend und Schmutz, die täglich vernichtend über ihn dahin braust. Aber ein anderes ist auf dem Plan, ein Unsichtbares, Unerklärliches, das kräftig eintritt für das, was der Unterricht bewirken soll. Es ist die wunderbare

Digitized by Google

Sphinx, das Leben selbst, mit seinen verborgenen Tiefen, mit seinem geheimnisvollen Schaffen, das Leben, das, eingeboren, von innen nach außen quillt und an der Umgebung sich bricht, sie umflutet, an ihr zurückebbt, an ihr emporschwillt, das Leben, wie es von außen her nach innen dringt, säet und zertritt, bewässert und versengt, nimmt und giebt. Seine Wirkungsgesetze sind unerforschlich in ihrem Ursprung; dort, wo das Leben von außen dem Leben von innen begegnet, werden sie erzeugt, gewinnen sie Gestalt.

Einem Vogel gleich schwebt dieses Lebensgesetz über der bewegten Tiefe, hier ein guter Geist, der, was schädlich ist, vertilgt, dort ein böser Geist, der jedes gesunde Samenkorn vernichtet.

Dem Volksfremden erscheint die Zahl der jugendlichen Verbrecher ungeheuerlich, er ereifert sich über die Zuchtlosigkeit und Verwahrlosung der Jugend, über die Schwäche und Gleichgiltigkeit der Eltern, als entspränge beides bösem Willen, trotziger Absicht. Dem Volksschullehrer, der Einblick in die häuslichen Verhältnisse seiner Schüler gewinnt, erscheint der Prozentsatz derer, die nicht verrohen, versumpfen, als Verbrecher zu Grunde gehen, erstaunlich groß, ein schwer zu fassendes Wunder.

Dieses Wunder hält dem Ausspruch des Rodbertus sich selbst entgegen: der Schmutz und die Not des Hauses vermögen nicht zunichte zu machen, was in geheimster Lebenswerkstatt, ein Aufwärtsstrebendes, erstand. Der Unterricht in den Schulen bewirkt dann — —

Der Nachsatz muß fallen. Fragezeichen verdrängen ihn. Die Schule bewirkt auch in solchen Fällen nicht, was sie bewirken soll.

Auch das Wort „ewig" kann hier keine Stätte finden. Schmutz und Not als Ewigkeiten gedacht, müssen das Wunder seltner machen, bis es verschwindet.

Es gäbe eine schönere Art, es verschwinden zu machen. Krankenheilungen werden nicht begehrt, wo es keine Krankheit giebt, und das Wunder höbe sich selbst auf, würde Schmutz und Not die Macht genommen, Gesundes anzutasten, die Zufuhr aus dem Reiche des Lichts zu hindern.

Wer mitarbeiten will an der sittlichen Hebung der Jugend, der bekämpfe die Not, die Gebärerin des Schmutzes, und lasse sich's noch einmal gesagt sein: Aufbesserung der wirtschaftlichen Lage bis zur Unabhängigkeit von Almosen auch in Sorgentagen — und ein Stück Erziehungsarbeit vollzieht sich ohne jedes Zuthun von selber.

Digitized by Google

Der moderne Mann.

Von

W. Gleim.

Nachdruck verboten.

Die beste Frau ist die, von der man nicht spricht!

Dieses geflügelte Wort war der Ausdruck der innersten Überzeugung einer älteren Generation, es verkörpert auch jetzt noch das weibliche Ideal vieler Männer, und wenn die Wahrheit dieses berühmten Ausspruchs immer noch unangezweifelt zu Recht bestände, so wäre damit das Verdammungsurteil über die moderne Frau gesprochen. Denn von niemand wird mehr geredet und geschrieben seit den letzten Jahrzehnten als von ihr.

Sie wird öffentlich gefeiert und getadelt, in den Himmel erhoben und zur Hölle verdammt. Und damit sie nicht mehr in der idyllischen Ruhe häuslicher Gemütlichkeit einschlummere, haben berufene Vertreterinnen der Frauenrechte das Amt der Herolde übernommen, die ihren Weckruf in allen Gauen der zivilisierten Welt ertönen lassen. Die Frau soll nicht mehr schlafen, Dornröschen wird von Frauenhänden aufgerüttelt. Es darf nicht mehr sitzen und warten bis der Ritter kommt, es mit einem Kuß zu erwecken, es muß aus eigner Kraft den lähmenden Zauberschlaf abschütteln, die eigne Lebenskraft fühlen und erproben.

Der Weckruf erschallt nicht umsonst. Die Idylle, das traumhafte Märchenleben, ist zu Ende. Schon steht die weibliche Jugend dicht geschart, ihrer Kraft bewußt. Von thatkräftigen Händen geführt, greift sie nach ihrem Recht. Nicht ist es das Recht auf Lebensgenuß, das sie beansprucht, sondern das Recht auf Arbeit. Die Arbeit wird sie zum Lebensgenuß führen. Tüchtig werden will das Weib, sich selbst zu ernähren, auf daß es weder für Vater und Mutter oder für Geschwister, noch für Gatten und Kind eine Last sei. Kein Weg ist ihr zu weit, kein Pfad zu rauh, kein Hindernis zu groß, um dieses Ziel zu erreichen.

Diesem entschlossenen, thatkräftigen Wesen, der modernen Frau, steht der moderne Mann gegenüber, oder besser gesagt, er steht abseits. Nicht ihr zur Seite wie ehedem, als er Berater und Schützer des Weibes war, sondern abwartend, kritisierend, seitwärts von ihrem Wege. Nur eine kleine Anzahl ernster Männer reicht jetzt schon freudig fördernd der modernen Frau die Hand. Es sind die Vertreter des starken Geschlechts, welche den ernsten Willen des Weibes, ihren Weg sich zu bahnen über alle Hindernisse hinweg, begriffen haben. Männer, die in der Frau nicht die körperlich und geistig Schwache, nicht das gebrechliche Werkzeug der Männerlaune erblicken, sondern die sie als achtungswertes Geschöpf Gottes anerkennen. Es sind deren wenige, die auf diesem gerechten Standpunkt stehen, die meisten zwar auch noch mit der ausgesprochenen Beschränkung, zu des Weibes sozialer Hebung nur so weit die Hand bieten zu wollen, als die weibliche Veranlagung, die doch immerhin minderwertigen geistigen und körperlichen Kräfte der Frau, zur Erfüllung ernster Lebensaufgaben genügen.

Eine weitere größere Anzahl von Männern stehen wenigstens abwartend, nicht feindlich, den Frauenbestrebungen gegenüber, so weit sie nämlich selber als Familienväter dabei interessiert sind. Da die Versorgung heranwachsender Töchter auf dem naturgemäßen Weg der Verheiratung gar wenig Chancen für die Unvermögenden hat, ist die Versorgung der Mädchen durch einen Beruf für eine große Menge unbemittelter Väter, namentlich des Beamtenstandes, ein gar beruhigender Gedanke. Die Mädchen

Digitized by Google

treten ja so tapfer an die Sache heran, warum ihnen also wehren, ihr Brot selbst zu verdienen? Sie selbst, die Väter, möchten freilich um keinen Preis Frauen haben, die auf dem modernen Standpunkt der Selbständigkeit ständen, sie kleben für ihre Person noch voll und ganz an der alten Idee der Unterordnung des Weibes, gewähren ihm gern die volle Herrschaft über Haus, Küche, Kinder und Gesinde, im übrigen aber sehen sie mit Freuden, wenn der Schuster bei seinem Leisten bleibt. Selbständige Regierungsgelüste der eignen Frau werden mit der vollen Autorität des Mannes, der „ihr Herr" ist, unterdrückt.

Das ist die zwar vorläufig ungefährliche, aber wenig fördernde Schar der Lauen, die nie eine Lanze für die tapfer ringende Frau brechen werden. Sie stammen aus der alten Schule, sind in deren Anschauungen verknöchert und grau geworden und sind ebenso geneigt zu feindlicher Gesinnung gegen die Frauenbewegung überzugehen, wenn ihre Familieninteressen nicht mehr mit ihr Hand in Hand gehen, wie sie jetzt noch eine abwartende, vielleicht auch zustimmende Haltung anzunehmen bereit sind.

Doch diese beiden Gruppen scheinbarer Freunde der Frauensache verschwinden fast in der erdrückenden Ueberzahl ihrer Gegner. Das Hauptkontingent dieser Antipoden der Frauenbewegung stellt die gebildete männliche Jugend.

Der junge Mann der besseren Gesellschaftskreise, der eigentlich moderne Mann — da er von Geburt an die Anschauungen der Neuzeit eingesogen hat — ist durchaus kein prinzipieller Gegner der Frauenbewegung, und er würde sehr überrascht sein, wollte man ihn einen Feind derselben nennen. Und dennoch ist sein ganzes Wesen dazu angethan, die Fraueninteressen zu schädigen und den Widerstreit des weiblichen Geschlechts herauszufordern. Zwar läßt sich der moderne Mann keine feindliche Agitation gegen die Bestrebungen der Frauenwelt zu Schulden kommen, das läßt seine Gleichgiltigkeit gar nicht zu. Seine Gegnerschaft besteht eigentlich in seiner vollständig negativen Haltung.

Um das Wesen des modernen Mannes zu verstehen und die Bedeutung seines Einflusses auf die weibliche Interessensphäre zu begreifen, muß man auf sein Wesen und seine Entwickelung näher eingehen.

Seine Geburt fällt in die Zeit kurz vor oder nach dem deutsch-französischen Kriege und somit ist seine Kindheit von patriotischen Idealen erfüllt gewesen, die seinen jugendlichen Sinn zur Tapferkeit, zum Enthusiasmus für edle Großthaten entflammt und ihn zu einem unerschrockenen Menschen gemacht haben. Seine überschäumende Kraft wurde kräftig niedergehalten von strenger Schulzucht, sein schwärmerischer Sinn unaufhörlich von Eltern, Lehrern und Erziehern auf die reale Seite des Lebens hingewiesen, auf das nüchtern Nützliche, auf das, was not thut zum Fortkommen im Leben. Oben an hat man den Begriff der Ehre gestellt, von ihm in seiner idealsten Bedeutung begeistert erfaßt, aber daneben werden ihm als unumgängliche Eigenschaften des Menschen, der es im Kampf ums Dasein zu etwas bringen will, Vorsicht, Klugheit, Fleiß und Bescheidenheit gestellt, und es wird strenges Regiment an dem Knaben geübt, der als jugendlicher Heißsporn fortwährend gegen die Schranken der Schule anstürmt. Was sind ihm Vorsicht, Klugheit, Fleiß und Bescheidenheit, wenn die Welt mit ihren Freuden, die ihm jetzt noch verbotene Welt der Genüsse, denen die Erwachsenen fröhnen, ihn anlacht! Unschuldige Genüsse sind es in seinen Augen: die verpönte Cigarre, das schäumende Glas Bier, das Kokettieren mit farbigen Bändern und Mützen und der unter Erröten gewagte Blick in sanfte Mädchenaugen. Die pedantischen Magister verdammen das alles in Bausch und Bogen, die wachsamen Eltern sekundieren voll Sorge, nicht um die moralische Gefährdung ihres Kindes, denn „diese Thorheiten wird ihm das Leben schon austreiben", heißt es zur eignen Beruhigung, sondern aus Furcht vor dem „Sitzenbleiben" in der Klasse, dem ersten wirklichen Hemmstein auf des Sohnes Lebensweg.

Vorsicht, Klugheit, Fleiß und Bescheidenheit werden in das Wort: „Sei ein braver Schüler" zusammengefaßt und dem zähneknirschenden Knaben als Zügel angelegt. Die Erkenntnis, daß alles zu seinem Besten ist, kommt ihm nicht. Hier und da macht er aber die bittere Erfahrung, daß Vorsicht und Klugheit andere fördern, daß

Digitized by Google

Fleiß und Bescheidenheit, wenn auch nur als Maske vorgenommen, unfähigen Kameraden den Vorrang vor ihm verschaffen. Er fängt an die Musterschüler zu verachten.

Daß bei ihm selber schon ein Defekt da ist, der ihn verhindert, Gut von Böse, Recht von Unrecht zu unterscheiden, fühlt er nicht. Seine Ideale erblassen, seine Begeisterung für Unerschrockenheit, Wahrheitsliebe und ernstes Streben schwächt sich erheblich ab.

Dann kommt die Zeit, da er sich für einen Beruf entscheiden muß. Es gibt wenig Glückliche, die durch eine entschiedene Begabung, ein hervortretendes Talent, eine unbezwingliche Neigung zu einer Berufsart bestimmt sind. Die meisten Abiturienten wissen selbst nicht, was sie ergreifen möchten, sie werden auf ihren Lebensweg gedrängt von liebevollen oder strengen Eltern, beeinflußt von unabweisbaren Verhältnissen, oft von harter Not und das in einem Alter, in dem der männliche Wille noch der eines Kindes ist. Sie werden Juristen, weil denen die ganze Welt offen steht, weil dies Studium jedenfalls auf die eine oder andere Art ihnen ein reichliches Brot schafft; sie werden Offiziere, weil ihr Vater Militär war und man bei dem Sohn gar keine andere Neigung voraussetzt, oder Kaufleute, um bald erwerben zu können; Elektrotechniker, weil die Elektrizität die Zukunft beherrscht. Vielleicht hat der arme, zum Studium bestimmte Jüngling die größte Lust und Neigung, Landwirt zu werden, hat ein offenes Auge für die Natur und ihr Walten und würde diesen Beruf als ein glücklicher Mensch mit Freudigkeit ausfüllen. Aber woher das Geld nehmen, sich auf eigne Füße zu stellen? Oder er würde mit Lust und Liebe Mediziner, wenn das Studium nicht so langwierig und kostspielig wäre. Also fort mit solchen unpraktischen Gelüsten — nur rasch zum Ziel sagen Eltern und Lehrer. Die Notwendigkeit stößt ihn auf einen Weg, der ihm zum mindesten gleichgiltig ist. Die optimistische Lebensanschauung des Jünglings färbt sich bedenklich grau, aber er kann nicht anders, also vorwärts!

Nun kommen die Jahre der ungebundenen Studien, und das Glück der Freiheit, das einzige unverkümmerte Glück, das sich ihm bietet, soll nun auch bis auf den Grund ausgekostet werden. Ist es nun nichts mit der begeisterten Freudigkeit an seinem Fachstudium, die er früher erhofft hatte, so bietet ihm doch jetzt der Verkehr mit warmherzigen Kameraden einen Genuß, der ihm wenigstens die Gegenwart vergoldet. Es wird gejubelt, gezecht, gesungen, getanzt, Nacht für Nacht. Für das ungeliebte Studium bieten die ersten Semester wenig Zeit, das kann später auch verdoppelter Fleiß nachholen.

Zuweilen erinnert der Schwund im Portemonnaie oder ein ernster elterlicher Mahnbrief schroff an die rauhe Wirklichkeit. Das Studium wird aufgegriffen, ruckweise, ohne nachhaltigen Ernst. Dann kommen die letzten Semester. Schal kommt dem alten Burschen jetzt selbst die Freude vor. Was er von ihr erhofft, hat auch sie nicht gehalten, die Ernüchterung schleicht an ihn heran. Die Freunde, die er fürs Leben zu halten meinte, waren nur Kameraden, Genossen, welche die guten Stunden mit ihm teilten — sie haben alle schon ihren eignen Lebensweg betreten, ohne Trennungsschmerz und ohne spätere Erinnerung an seine Freundschaft. Auch seine Annäherung an das schöne Geschlecht hat ihm nur Demütigung eingebracht. Der bummelnde, aussichtslose Student ist ja noch keine Partie.

Über Bord also mit den Idealen, die das junge Herz erfüllt hatten. Nun heißt es zum Ziel kommen, ein Mann sein!

Und er wird ein Mann. Er hat Energie und Kraft, er bricht mit seiner leichtherzigen Lebensauffassung, er arbeitet Tag und Nacht, kommt durch die Examina ohne Anstoß, zur Freude seiner Familie, die ihm unaufhörlich von der Notwendigkeit des Vorwärtsstrebens redet, ihm vorhält, wie viel Zeit er verloren, wie sehr er seine Finanzen geschädigt hat, wie ihm dieser und jener, der ein fleißiger Schüler, ein solider Student gewesen, um Jahre zuvorgekommen ist!

All die Bitternis hat er überwunden, jetzt ist er selbst davon überzeugt, was die ganze Welt ihm vorredet, daß es im Leben nur heißt: Vorwärts, immer vorwärts! Vorsicht, Klugheit, Fleiß hält jetzt auch er für unerläßliche Eigenschaften eines wohl-

Digitized by Google

erzognen jungen Mannes. Die Bescheidenheit aber nur bedingungsweise, so weit sie sein Licht nicht unter den Scheffel stellt.

Die Jahre, bis er zu Brot kommt, sind ja auch jetzt noch endlos lang, da gilt es durch Fleiß und Tüchtigkeit, aber auch durch Benutzen aller Chancen sich hervorzuthun. Was Konnexionen wert sind, erfährt er alle Tage. Konnexionen, vornehme Geburt, Reichtum, alles fällt in die Wagschale, wenn die Staffeln zu ehrenvollen und ausgiebigen Stellungen mit Erfolg erklimmt werden sollen. Also keine Zeit verlieren — vorwärts!

Das Hasten und Jagen der ganzen Menschheit um ihn her fällt ihm nicht mehr auf, er hastet mit.

Nach und nach gewöhnt er sich in die neue Lebensanschauung hinein wie in ein enges Kleid, das anfänglich wohl drückt, nach und nach aber dem Körper sich anbequemt, so daß man es ganz erträglich findet. Es stellen sich auch allmählich neue Bedürfnisse bei ihm ein, er findet Geschmack an Dingen, die er früher verlacht hätte. Seine hochpatenten Anzüge, seine guten Diners, seine echten Havannas sind ihm schon zur Gewohnheit, ja sogar unerläßliche Requisiten seiner Lebensführung geworden. Er arbeitet tüchtig, aber er gönnt sich auch die Erholung, die zu seiner gesellschaftlichen Stellung paßt. Alles mit Maß und Ziel, aber alles zu rechter Zeit! ist sein Grundsatz. Aus dem stürmischen, heißblütigen Jüngling, der: „Seid umschlungen Millionen!“ einst gesungen hatte, ist ein maßvoller, wohlanständiger Mann von Welt geworden. Schon wird ihm von Menschenkennern eine glänzende Zukunft prophezeit. Auch er selbst glaubt daran, denn er kennt seine Fähigkeiten, kennt seinen festen Willen und wird so klug sein, sich mit keinem unbedachten Wort, mit keiner unüberlegten Handlung die Zukunft zu verderben.

Auch mit einer unüberlegten Liebesheirat nicht, obgleich seine Beziehungen zum schönen Geschlecht die besten sind. Er weiß den Wert der Schönheit, der Anmut, des Geistes und der Liebenswürdigkeit beim Weibe zu schätzen. Er bewegt sich gern in der besten Gesellschaft und ist ihr Liebling. Ein flotter Tänzer, ein unermüdlicher Festordner, ein immer gefälliger Freund bei allen vorkommenden Festlichkeiten, aber niemals ein aufregender Verehrer oder gar ein komprimittierender Courmacher. Dazu hat er zu viel Takt und zu viel Vorsicht. Er wird sich auch nicht umgarnen lassen, weder von gefälligen Müttern und Tanten, noch von liebreizenden Töchtern. Trotz seines Realismus zu ideal angelegt, um ein weibliches Wesen ohne Liebe an sich ketten zu wollen, ist ihm das Jagen seiner Bekannten nach einer reichen Erbin in der Seele zuwider, ja er selbst geht geflissentlich den Erbinnen aus dem Weg. Eine Heirat ohne Vermögen, die ihm den ganzen Aufbau seiner Lebenspläne zerstören würde, ist für ihn aber ebenso undenkbar. Er muß standesgemäß leben, er muß repräsentieren, ein Haus ausmachen können, wenn er heiratet. Es wäre für ihn unmöglich, nur eine einzige seiner kostspieligen Gewohnheiten, die jetzt seinem Leben Glanz geben, in der Ehe aufzugeben. Und überdies, was kann in der Ehe alles über ihn hereinbrechen, was Opfer fordert, Opfer an Bequemlichkeit, an Geld, an Zeit, nein daran kann der moderne Mann nicht denken, ohne sich geradezu gewissenlos vorzukommen. Selbst wenn sich ein junges, tadelloses, liebreizendes, aber unbemitteltes weibliches Wesen fände, das sein Herz und seine Sinne gefangen nähme und bereit wäre, sein eigen zu werden — könnte er ein geliebtes Wesen der Not, dem Mangel, der Beschämung und Zurücksetzung in seinen Gesellschaftskreisen aussetzen? Nur wer in der Welt lebt, weiß, wie sie gleich dem Moloch der Heiden ihr einmal gefaßtes Opfer mit glühenden Armen umschlingt. Da giebt es kein Zurückweichen, kein Paktieren, kein Rütteln an ihren Satzungen. Und der moderne Mann wäre wahrlich der letzte, der daran zu rütteln wagte! Also weg auch mit dem Traum einer glücklichen Ehe. Vielleicht steht in ferner Zukunft, wenn das Alter ihm naht, wenn die Ehe mehr ein Hospital für ihn und seine Gebrechen sein wird, noch einmal sein Verlangen dahin — jetzt nimmermehr!

Doch nicht jeder moderne Mann ist mittellos oder mäßig dotiert, auch nicht jeder ist so skrupulös. Es giebt im Gegenteil eine stattliche Anzahl junger Männer, die

Digitized by Google

im Überfluß leben und frühzeitig heiraten, wo möglich eine junge Dame aus gleicher oder noch günstigerer Lebenslage. Es giebt auch eine schwere Menge, die ihre Finanzen und ihre Lebensaussichten durch eine reiche Heirat auf die Höhe bringen, oft unter ihrem Stande. Wenn es in anständiger Form geschieht, wirft niemand einen Stein auf sie. Auch hier soll keine Kritik an ihnen geübt werden, unser Zweck ist nur, das Facit zu ziehen, in welcher Beziehung alle diese Kategorien, die wir unter der Bezeichnung „der moderne Mann" zusammenfassen, zu der weiblichen Jugend stehen, und welchen Einfluß sie auf die Bestrebungen der Frauenwelt üben. Wir glauben dies nicht prägnanter ausdrücken zu können als mit den Worten: die moderne Frau sucht die Arbeit und betrachtet sie als ihren Ehrenschild; der moderne Mann verachtet die arbeitende Frau und drängt sie doch auf den Weg des Erwerbs, indem er entweder ehelos bleibt, oder Ehen schließt, die allen gerechten Ansprüchen, die ein reines Weib an das Glück solcher Verbindung stellt, Hohn sprechen.

Wer möchte da einen Tadel gegen die moderne Frau aussprechen, wenn sie sich von ihrer natürlichen Bestimmung abwendet und als das kleinere Übel einen einsamen Weg durch das Leben vorzieht, wenn er auch kampfesreich und arbeitsvoll ist?

Die Mütter, denen es gelungen ist, die schwierige Aufgabe zu lösen, tüchtige Haustöchter zu erziehen, die auch zugleich einen Beruf auszufüllen vermögen, sollten sie nicht imstande sein, auch ihren Söhnen die Augen zu öffnen über die Gefahr, die sie bedroht, wenn sie mit blinden Augen am Rande eines Abgrundes hinschreiten?

Die Mütter arbeiten mit an der Frauenfrage, — möchten sie auch der Männerfrage ihre Hilfe nicht versagen! Wenn die Sonne der Erkenntnis über unsren Söhnen aufgeht, gelingt es ihr vielleicht, sie von dem Abgrund zurückzurufen, der Genußsucht heißt.

Auf der Höhe.

Auf himmelnahen Gipfeln lag
In reinem Licht der junge Tag;
Von fern der Herdenglocken Klang
In traulich hellen Tönen sang.

Der Blick begrenzt vom blauen Saum
Der Berge — und die Welt ein Traum!
Ein banger Traum, voll Schuld und Haß
Und nicht'gem Glück, den ich vergaß.

Marie Tyrol.

Digitized by Google

Marietta.

Von

Auguste Schmidt (Leipzig).

Nachdruck verboten.

Giuseppe und Marietta standen Hand in Hand am Hafen von Santa Lucia und schauten still auf das blaue Meer hinaus, dessen sanfte Wellen Grüße von Capri zu bringen schienen.

„So weit, so weit!“ flüsterte endlich das Mädchen. „Wärest du doch ein Fischer von Santa Lucia!“

„Geliebte,“ tröstete er sie, „bedenke nur, wie so mancher von euren Fischern für immer draußen bleibt. Mich aber bringt der Eisenbahnwagen in 36 Stunden nach Bordighera, und ebenso schnell komme ich zurück, wenn ich mit Vater und Mutter alles geordnet habe!“

„Laß uns zur Mutter gehen, Giuseppe; sie will Abschied von dir nehmen,“ flüsterte Marietta zärtlich, und er folgte ihr gern.

Giuseppe Bordoni hatte seine Dienstzeit beendet. Zuerst hatte er sich nach dem heimatlichen Palmenwinkel an der Riviera gesehnt, aber dann hatte er eines Tages Marietta gesehen, wie sie, fast selbst noch ein Kind, fröhlich mit Kindern spielte. Mit dem ersten Blick hatte sie es ihm angethan, und obgleich er als Sohn eines nicht unbegüterten Gärtners seine eigne Bedeutung sehr wohl kannte, suchte er die Bekanntschaft des Mädchens, das seine frutti di mare mit so heller Stimme ausbot und seine armseligen Fähnchen mit so anmutigem Stolze trug.

In Santa Lucia kannte man sie gar gut, und viele wußten dies oder jenes Geschichtchen von ihrer Klugheit und Munterkeit zu erzählen. Der Glaube an ihre Klugheit geriet freilich bedenklich ins Wanken, als sie einem älteren Bewerber, einem wohlhabenden Schiffskapitän, rund heraus sagte, daß er zu alt und sie zu jung zum Heiraten wäre. Damals fingen die Gevatterinnen an, sich darüber zu streiten, ob Marietta wirklich ein hübsches Mädchen geworden sei. Einig war man in dieser Sache keineswegs, und eine behäbige Muschelverkäuferin nannte Marietta sogar eine magere Heuschrecke; darin stimmten jedoch alle überein, daß ihre Augen wie zwei helle Sterne funkelten. Und von diesen Augen war Giuseppe bis zur Widerstandslosigkeit besiegt worden, besonders seit sie angefangen hatten, sich mit freundlichem Ausdruck auf ihn zu heften. Marietta gefiel der schmucke Bersaglieri, der so viel schöner und zarter zu reden verstand als die Burschen in Santa Lucia. Auch war sie selbst von feinerer Art, denn ihre Mutter hatte einer guten Bürgerfamilie in Palermo angehört und konnte sogar schreiben und Geschriebenes lesen. Mutter Costanza fand es daher natürlich, daß sich ihr zierliches Töchterchen so gern mit dem Giuseppe unterhielt; dennoch seufzte sie bekümmert, als die beiden eines Sonntags vor sie hintraten und ihr erklärten, daß sie Verlobte seien und zusammen zur Messe gehen wollten. Ehe sie nur ein Wort zu erwidern vermochte, knieten die beiden glücklichen Menschen vor ihr nieder und baten um ihren Segen. Als sie auf die jugendfrohen Gestalten herabschaute, fand sie kein Wort der Abwehr, und stumm legte sie die zitternden Hände auf die Köpfe der Liebenden. Stürmisch dankend verließen Giuseppe und Marietta die Mutter und wanderten dann beglückt zum erstenmal Hand in Hand zur nahen Kirche.

Costanza gedachte unterdessen der eigenen lenzesfrohen Jugend. Auch sie war einem fremden Manne trotz der Gegenreden der Verwandten — die Eltern waren schon gestorben — in die Ferne gefolgt und hatte es nie bereut, denn Mariettas Vater hatte sie hoch gehalten und bis zu seinem Tode treu geliebt.

Digitized by Google

Es war nur traurig, daß der Tod ihn ihr so bald geraubt und daß sie selbst krank und gebrochen mit ihrer Marietta zurückgeblieben war. Während der langen Krankheit wurde das wenige, was sie besaß, verbraucht, und nun gehörten Mutter und Tochter zu den Ärmsten in Santa Lucia. Zum Glück brauchten beide wenig; einige Soldi täglich genügten, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Costanza saß im Freien, wo die frische Luft neue Lebenskraft brachte, und klöppelte Spitzen. Marietta haßte das Stillsitzen und löste für die kleinen Fische, die sie mit heller Stimme zum Verkauf ausbot, manchen Soldo.

In ihrem Herzensjubel merkte sie es nicht, daß die Mutter immer häufiger die sonst so fleißigen Hände ruhen ließ, daß sie oft in sorgenschwere Gedanken versunken war. Je mehr Giuseppe von seinen Eltern erzählte, desto mehr wuchs die Angst um ihr Kind. Giuseppe schilderte mit Behaglichkeit den elterlichen Reichtum. „In einem schönen Herrenhause wirst du wohnen, kleine Marietta! Wir haben zwei schöne Häuser, jedes mit einem großen Garten voll Palmen, Rosen, Oliven. Einen guten Sack Lire löst der Vater in jedem Jahr!“

„Aber wenn er seine Kinder so gut versorgen kann, dann wird er es nicht gern sehen, daß du ihm eine arme Schwiegertochter in das Haus bringst,“ meinte Costanza kummervoll, denn sie kannte den Lauf der Welt. Giuseppe suchte sie zu beruhigen.

„Ihr habt Recht, Mutter Costanza, der Vater strebt hoch hinaus! Er will, daß ich die Tochter des Nachbarn heirate, des reichsten Mannes im Ort. Aber da ist noch die Mutter, die klügste Frau auf der Welt; ihr gelingt alles, und ich, ihr Ältester, bin ihr Liebling. Wenn sie erst weiß, daß ich von Eurer kleinen Marietta nicht lassen kann, hilft sie mir beim Vater.“

Costanza seufzte und erwiderte matt: „Jedenfalls mußt du an deine Eltern schreiben und um ihren Segen bitten.“ Giuseppe versprach es, aber es dauerte lange, bis er das wichtige Schriftstück zu seiner und Costanzas Befriedigung fertig gebracht hatte. Noch länger ließ die Antwort auf sich warten. Endlich kam sie, und der junge Soldat reichte sie halb verlegen der Mutter Mariettas. Der Brief war kurz, ziemlich kühl, gebot aber dem Jüngling nicht die Lösung des Verhältnisses. Man wollte jede Entscheidung bis zur Heimkehr Giuseppes verschieben; dann erst könne man ausführlich über die Angelegenheit sprechen, denn brieflich lasse sich eine so wichtige Sache nicht entscheiden. Giuseppe sah in dieser Fassung eine halbe Zusage; aber Costanza erkannte den Plan des Vaters; Guiseppe sollte daheim Marietta vergessen lernen. Während die beiden die Köpfe über das Papier neigten, stand Marietta angstvoll bei Seite; Thränen rannen ihr über die bräunlichen Wangen, bis sie endlich laut schluchzte. „Draußen sagen sie, ich sei klug, aber das ist eine Lüge! Ich bin dumm, ganz dumm! Ich kann ja nicht lesen, und ihr sagt mir nicht, was in dem großen Papier steht!“

Costanza wollte den Brief vorlesen, aber Giuseppe hielt schon Marietta umschlungen und meinte: „Laßt nur, Mutter Costanza, das Lesen ist so langweilig. Ich werde unsrer Marietta die guten Nachrichten draußen am Meere erzählen!“ Im nächsten Augenblick hatten beide das enge Gemach verlassen, und alles, was Giuseppe der Geliebten in das kleine Ohr flüsterte, klang so hoffnungsfreudig, daß das silberhelle Lachen Mariettas bis zur Mutter herübertönte. „Soll ich ihr die volle Wahrheit sagen?“ fragte sich Costanza. „Nein, nein, ich will ihr die frohen Tage nicht trüben; das Glück klopft so selten an unsre Thür.“

Aber nun waren die frohen Glückstage vorüber, und der Tag der Trennung war gekommen. Es war ein sonnenheller Oktobertag, der den ganzen Golf von Neapel in Sonnenglut und Farbenschönheit getaucht hatte. Da seufzte Marietta ihr klagendes: „So weit, so weit!“ und mitten in der Seligkeit des Beisammenseins fühlte sie sich von jäher Furcht vor der Trennung erfaßt. — Costanza weinte beim Abschied, und das erschütterte Giuseppe, der sie stets so ruhig und gefaßt gesehen hatte. „Glaubt nur, Mutter Costanza,“ meinte er treuherzig, „ich komme bald wieder um Marietta und Euch zu holen!“ — „Die Madonna führe dich bald zurück!“ flüsterte die Mutter. Immer wollte der Ruf: „Verlasse meine Marietta

Digitized by Google

nicht!" sich auf ihre Lippen drängen, aber sie unterdrückte ihn mit fast übermenschlicher Kraft. Was sollte Marietta denken, wenn sie eine solche Bitte aussprach! Und dann, es nützte ja nichts! Wo die Herzen nicht Treue bewahren, hilft kein Gelübde.

„Darf ich ihm draußen Lebewohl sagen?" fragte Marietta schüchtern, denn noch nie hatte sie Giuseppe auf dem Heimweg begleitet. Die Mutter erlaubte es, und die beiden jungen Herzen schlugen so laut, daß lange der Lippe das Wort versagte. Beide schauten zum leuchtenden Sternenhimmel empor. „Seht ihr in eurem schönen Garten den Mond und die Sterne genau so, wie wir jetzt?" fragte Marietta. „Natürlich," antwortete Giuseppe und lächelte, denn er hatte gut behalten, was er in der Schule Wichtiges und Seltsames von den Sternen erfahren hatte. Und da es ihm zuweilen scheinen wollte, als ob Marietta ihm nicht selten an Scharfsinn überlegen sei, so wollte er ihr noch einiges von seinen Kenntnissen mitteilen, aber sie wehrte sanft und traurig ab. „Heut nicht, mein Liebling! Das alles wirst du mir erzählen, wenn wir als Mann und Frau am Abend vor der Thür unsres Hauses sitzen. Aber das sollst du mir heute sagen, ob du den Mond und die Sterne nie sehen wirst, ohne an mich zu denken?"

„Nie, nie," beteuerte Giuseppe. „Nicht nur am Abend will ich an dich denken, auch am Tage, wenn ich dem Vater im Garten helfe. Täglich grüße ich dich über das Meer hin!"

Als sie sich endlich trennten, schauten sie oft zurück; endlich konnten sie sich nicht mehr sehen, und da schien beiden die Welt umher leer und öde.

Seitdem Giuseppe Neapel verlassen hatte, bot Marietta nicht mehr ihre frutti di mare feil. Mit vielen ihrer früheren Gefährtinnen hatte sie sich entzweit, weil sie behaupteten, Giuseppe werde nie wiederkommen. Saß sie jedoch neben der Mutter, wagte niemand ein spöttisches Wort, denn Signora Costanza galt wegen ihrer Bildung für eine vornehmere Frau. — Geduldig lernte die Tochter von der Mutter das schwierige Geschäft des Klöppelns, und zu Costanzas Freude zeigten sich die zierlichen Finger so geschickt, gingen ebenso schnell und anmutig hin und her, wie einst die braunen Füße über die großen Steine am Ufer gesprungen waren. Am Abend aber hatten die beiden Frauen etwas andres zu thun. Da schlossen sie die Thür und verhängten das Fenster mit dem einzigen großen Tuch, das ihnen geblieben war, und Marietta sorgte ängstlich, daß kein Spalt dem Lauscher draußen den Einblick in das kleine Gemach gewähre. Auf dem wackligen Tische, dicht neben dem kupfernen Lämpchen lag aufgeschlagen ein großes Buch, das Costanza noch aus Palermo mitgebracht hatte. Daraus lernte Marietta mit unsäglicher Mühe lesen, und auf dem grauen Papier daneben übte sie in ungelenken Zügen die ersten Buchstaben.

Das war so zugegangen. Ungefähr zehn Tage, nachdem Giuseppe abgereist war, kam aus Rom, wo die heimkehrenden Soldaten sich einige Tage aufhielten, ein Brief an Marietta. Das Erscheinen des Briefträgers war für das ganze Viertel ein Ereignis. Lärmend folgten dem Manne die Kinder, und auch manche würdige Matrone schloß sich ihm an. „Wohnt hier Signorina Marietta Franti?" „Ja, grade hier," riefen junge und alte Stimmen. „Ei seht, die Marietta bekommt einen Brief! der ist von Giuseppe!"

Marietta war vor die Thür getreten, ein Bild holder Freude und lieblicher Verlegenheit. Sie nahm den Brief aus der Hand des Briefträgers, der ihr freundlich zurief: „Gute Nachrichten vom Liebsten." Dann eilte er weiter, begleitet vom Gefolge der Kleinen. Die Nachbarinnen aber waren zurückgeblieben, denn Marietta sollte ihnen den Brief vorlesen. Da erst besann sie sich darauf, daß sie ja gar nicht lesen konnte. Sie ging ohne Gruß in die Stube und schloß die Thür. Die Muschelfrau aber rief boshaft: „die Heuschrecke kann ja gar nicht lesen und läßt sich doch ganz vornehm Briefe schreiben!" Und während sich die Frauen lachend und scheltend entfernten, verbarg Marietta im Schoß der Mutter den Kopf und weinte bitterlich. —

Die Mutter verstand ihr armes Kind. „Ich war zu arm, um dich in die Schule zu schicken, Marietta," sagte sie traurig.

„Kann nicht ein Wunder geschehen? Kann die Madonna, zu der ich so oft bete, nicht

Digitized by Google

machen, daß ich den Brief lese und verstehe?" fragte Marietta angstvoll, indem sie den Brief fest in beiden Händen hielt.

Costanza lächelte schwermütig; sie hatte das Leben gelehrt, daß solche Wunder nicht geschehen. Ernst antwortete sie: „Meine Tochter, diesen Brief will ich dir vorlesen; wenn du dir rechte Mühe geben willst, wirst du später auch ohne ein Wunder der heiligen Madonna deine Briefe selbst lesen." „Nur die von Giuseppe," meinte die Kleine eifrig. —

Dann wurde der Brief sorgsam geöffnet, und die Mutter las wohl zehnmal das kurze Schreiben vor, in dem Giuseppe berichtete, daß er mit seinen Kameraden noch in Rom bleiben müsse, daß ihn aber sehr nach der Heimat verlange. Er hatte offenbar vergessen, daß Marietta nicht lesen konnte, denn er gab ihr die zärtlichsten Kosenamen, die er sonst nie vor Mutter Costanza ausgesprochen hatte.

„Bist du uns böse, daß wir gar so vertraulich waren?" fragte Marietta schüchtern. „Nein, mein Kind," lautete die Antwort. „Giuseppe meint es rechtschaffen mit dir."

Mit dem Brief in der Hand schlief Marietta endlich nach langem Wachen ein. Dennoch ging sie schon früh zur Messe, und nachdem sie bei ihrer Heimkehr die Mutter begrüßt, sagte sie: „Ich habe es der heiligen Jungfrau gelobt, ich will lesen und schreiben lernen. Gute Mutter, willst du es mir zeigen?"

Costanza willigte freudig ein, und schon am Abende begann sie ihr schweres Lehramt. Zu ihrem Erstaunen ging es, so klug Marietta sonst war, gar nicht schnell vorwärts; die krausen Buchstaben wurden immer wieder verwechselt. Marietta war an Luft und Licht, an das fröhliche Treiben der Menschen gewöhnt; in der dumpfen Stube sank das müde Köpfchen gar häufig auf das große Buch hinab. Wenn aber Costanza sagte: „Vielleicht bringt der Briefträger schon in nächster Woche einen Brief von Guiseppe —" dann war Marietta unermüdlich.

Ein ihr bis dahin fremder, nachdenklich grübelnder Zug stahl sich in das Kindergesicht und verlieh ihm einen neuen, eigenartigen Reiz. Bei den allabendlichen Lese- und Schreibeübungen vergaß sie fast, daß seit jenem ersten Brief Wochen vergangen waren, ohne ihr eine neue Nachricht zu bringen. Nur Costanza zählte die Tage und wurde immer unruhiger. Sie mußte jetzt während des Tages oft ruhen, und Marietta hatte fast allein für den Unterhalt zu sorgen; doch ging ihr das Klöppeln rasch von der Hand, und die Spitzen mit den neu erfundenen Mustern wurden gern gekauft. So schwach sich Costanza fühlte, so wurde doch allabendlich das Legendenbuch aufgeschlagen, und das Studium begann. Die beiden Einsamen vergaßen die Welt, wenn sie, dicht nebeneinander sitzend, die Buchstaben betrachteten. Mit Hilfe des Fingers konnte Marietta jetzt die Zeilen verfolgen, und die Zeichen, welche sie auf die Schiefertafel malte, waren nicht mehr Hieroglyphen. Aber müde, sehr müde machte die Kunst des Lesens und Schreibens. Trotz ihrer Müdigkeit vergaß Marietta nie, den Sternen ihre Grüße aufzutragen, und wenn die Sichel des Mondes sich wieder zeigte, konnte sie lachen und scherzen wie in früherer Zeit.

Endlich war der Abend gekommen, an dem Costanza ihre Tochter aufforderte, Giuseppes Brief auf das Buch zu legen. Das Entziffern ging zwar langsam vor sich, aber welcher Jubel ertönte, als Wort um Wort herausgefunden wurde. Heute wurde Marietta nicht müde, und am andern Tage las sie den Brief so oft, daß sie ihn bald auswendig wußte. Wenige Tage später begann sie sich nach einem neuen Briefe zu sehnen.

Unterdessen wuchs Costanzas Schwäche; sie fühlte, daß sie ihrem Ende entgegen ging, und wenn Giuseppe nicht vor ihrem Tode kam, — was sollte aus Marietta werden? Das junge Mädchen hatte nur einen einzigen Verwandten, den Bruder ihres Vaters, der auf sie böse war, weil sie seinen Freund, den Schiffskapitän, abgewiesen hatte. In dem Hause des braven, aber rauhen Oheims mußte sich Marietta sehr unglücklich fühlen.

Eines Abends, als die Frauen von Giuseppe sprachen, wurde die Thür aufgerissen, und der Oheim trat, gefolgt von dem abgewiesenen Freier, polternd in die kleine Stube. Die beiden Freunde setzten sich auf die beiden einzigen Stühle, welche ihnen gastfreundlich überlassen

Digitized by Google

wurden, während Costanza und Marietta sich auf das Bett setzten. Sie kannten die Ursache des Besuches und schwiegen daher. Nach einer Weile begann der Oheim: „Schwägerin Costanza, die Nachbarn haben mir erzählt, daß dich die Madonna bald rufen wird. Was soll aus Marietta werden, wenn du tot bist? Ihr Herr Giuseppe wird sich hüten wiederzukommen, und für mein Haus habt ihr sie zu vornehm erzogen. Da will sie denn der Andrea aus großer Güte zum Weibe nehmen!"

Marietta sah nicht, daß ihr der Freier halb verlegen einen Schritt näher trat, denn sie richtete den schreckhaften Blick auf die Mutter. „Ja, sieh sie nur an," schrie der Ohm, „da wirst du wissen, daß sie nicht mehr lange bei dir bleiben wird. Also sperre dich nicht! Gieb Andrea die Hand und der Mutter ein ruhiges Ende!" Andrea näherte sich Marietta, aber er wich erschreckt zurück, als sie wie leblos zur Erde sank. — „Geh jetzt, Schwager," sagte Costanza streng, „und nimm den Signor Andrea mit. Du siehst, was du angerichtet hast!"

Der Oheim schämte sich; aber da er es verbergen wollte, rief er höhnisch: „Du rechnest vielleicht auf mich, aber dein Püppchen ist zu fein für mein Haus!" Die Thür schloß sich; Mutter und Kind blieben allein. In der Stille der Nacht erfuhr Marietta dann, wie es um Costanza stand.

„Mutter, Mutter, bleibe bei mir," schluchzte sie in wildem Schmerz. „Dein Vater und die Madonna rufen mich," sagte die Kranke; „ich kann nicht mehr bei dir bleiben. Aber vielleicht kann ich es noch erleben, daß ein neuer Brief von Giuseppe kommt."

Jedoch Tag auf Tag schwand dahin, und mit jedem Tage wurde Costanza schwächer; — ein Brief von Giuseppe kam nicht.

Die Nachbarinnen erwiesen sich hilfreich, so daß es der Sterbenden, die so wenig bedurfte, an nichts fehlte.

Eines Morgens flüsterte sie Marietta zu: „Grüße Giuseppe!" Einige Stunden später war sie tot, nachdem der gute Pater Onofrio ihr die letzte Ölung gegeben hatte.

Marietta hatte während dessen im Gebet am Lager der Mutter gekniet; als sie aufblickte, sah sie das friedlich verklärte Antlitz Costanzas, und das traurige Kopfnicken des alten Paters sagte ihr, daß ihre Mutter von ihr gegangen sei. —

* * *

Nun war auch das armselige Begräbnis vorüber, zu dem der Oheim erschienen war; trotz der früheren Drohung hatte er Marietta angeboten, mit in sein Haus zu kommen. Die stille, blasse Nichte dankte ihm, nahm aber sein Anerbieten nicht an. Sie habe zu Hause noch allerlei zu ordnen und wolle auch mit dem Padre Onofrio wegen der Seelenmessen für die Mutter sprechen. So ging sie in Gesellschaft der Nachbarinnen, die freundlich und sehr lebhaft auf sie einsprachen, nach Hause.

Sie setzte sich still an das Fenster, das nur aus einer Maueröffnung bestand, und sah hinaus auf das von der Sonne beglänzte Meer, bis es sich unter dem Widerschein der Wolken rötlich färbte und dann unter dem Licht der Sterne erzitterte. Endlich erhob sie sich und nahm aus der großen bunt bemalten Truhe das Kästchen, in dem die Mutter den alten goldenen Halsschmuck aufbewahrte. Hier hatte auch das Goldstück gelegen, das sie für das Begräbnis der Mutter verwendet hatte. Als sie es herausgenommen, hatte sie auch den Brief gesehen, den Giuseppe in den Tagen des Glücks von seinem Vater erhalten hatte.

Sie zündete die Lampe an und begann zu lesen. Es war keine leichte Arbeit, denn der alte Mann schrieb nicht so schön und deutlich wie Giuseppe. Endlich aber wußte sie genau, was in dem Briefe stand, und nun begriff sie auch, was der Oheim mit seinen Andeutungen über Giuseppe gemeint hatte. „Heilige Madonna, nur das nicht!" schrie sie auf. Heut konnte sie nicht beten, mit Angst und Grausen fühlte sie, wie ein seltsames Gefühl quälender Furcht von ihr Besitz nahm. „Ach Mutter, Mutter," schluchzte sie, „sage mir doch, weshalb ich mich fürchte! Ich kann mir ja nicht helfen! Bitte doch alle Heiligen, daß du zu deinem Kinde kommen darfst, das ganz, ganz allein ist! Du hast sterbend Giuseppe grüßen lassen; du weißt, daß er mir treu ist!" So klagte und weinte sie lange; endlich setzte sie sich wieder an das Fenster, den lieblichen Kopf an den Rand der harten Mauer stützend;

Digitized by Google

Sie blickte fragend zu den Sternen auf, bis ihr die müden Augen zufielen. Da stieg der Mond empor und sendete seinen Strahl über das dunkle, lockige Haar des einsamen Kindes.

Am andern Tage kam Padre Onofrio. Es war ein alter, armer Priester, keine Leuchte seiner Kirche, denn er war einfältigen Sinnes und unwissend. Er war früher Kaplan in einem seither aufgelösten Kloster gewesen, und nun fristete er, von seinen Vorgesetzten halb vergessen, sein kümmerliches Dasein, indem er für wenige Soldi unzählige Seelenmessen in einer kleinen, verwitterten Kapelle las. Die gute Signora Costanza hatte oft sein Priesterkleid geflickt, und er hatte dann, in ihr großes Tuch gehüllt, mit bewundernder Aufmerksamkeit zugesehen, wie die bösen Risse sich schlossen und sein Gewand ihm wieder wie neu erschien. Costanza und Padre Onofrio verstanden sich, und er hatte sich daher auch darüber gefreut, daß Marietta den Giuseppe dem alten, plumpen Andrea vorzog. Als die bekümmerte Mutter ihm später ihre Angst und Sorge anvertraute, hatte er ihr mit glücklicher Einfalt erwidert: „Sorgt Euch nicht, Signora Costanza, der Giuseppe ist nicht schlecht!" Das hatte ihm Mariettas ganzes Herz gewonnen.

Als er an dem Morgen nach dem Begräbnis zu ihr kam, saß Marietta schon wieder mit ihrer Klöppelei vor der Thür. Sie hatte kein Trauergewand, aber anstatt der bunten Perlen trug sie um den Hals ein schwarzes Band und über dem Kopf ein schwarzes Sidentüchlein, was ihr gar rührend stand. Sie erhob sich, küßte ihm die Hand und nötigte ihn auf ihren Stuhl; sie selbst ließ sich auf die Steinstufen nieder und ließ die Klöppel hin- und herfliegen. Der Priester schwieg; er schaute halb verlegen auf das bleiche, überwachte Angesicht der Kleinen.

Endlich begann er zögernd: „Dein Ohm meint, ich soll dir zureden, den Andrea zu heiraten."

Marietta blickte auf, und der Schatten eines Lächelns huschte durch ihre Züge. Dann antwortete sie ernsthaft: „Ihr wißt, daß ich meinem Giuseppe ewige Treue gelobt habe. Ihr selbst habt uns ermahnt, nie der Treue zu vergessen!"

Die Kleine hatte Recht, und daher erwiderte der wackre Padre nichts. Weshalb sollte er auch seinem Liebling zureden, einen Mann zu nehmen, der ihr zuwider war? Darum ließ er, mit mehr Weisheit als er selbst ahnte, diesen Gegenstand des Gesprächs fallen und begann zu erzählen: „Ich habe heute eine Messe für die gute Mutter gelesen. Zwar, wenn ich es recht bedenke, so war sie eine Heilige und braucht meine Messen nicht. Ich aber bin glücklich, wenn ich für die Gute etwas thun kann."

„Ich danke Euch, Padre Onofrio. Seelenmessen sind auch für die Heiligen gut. Auch muß ich Euch sagen, daß mich die Mutter an Euch gewiesen hat. Bei Euch soll ich mir Rat holen!"

„Bei mir?" rief der Padre erschreckt. „Heiliger Jacobus, das muß ein Irrtum sein! Ich weiß von den Dingen der Welt und leider auch von denen der heiligen Kirche blutwenig!"

Marietta blickte ihn prüfend an und meinte dann eifrig: „Ihr müßt Euch wohl irren, denn meine Mutter war die klügste Frau in Santa Lucia, und sie hat mir gesagt, daß ich mir nur bei Euch Rat holen solle, denn Ihr wüßtet immer, was recht und gut ist."

Über das faltenreiche Gesicht des Priesters flog ein leichtes Rot der Freude, denn auch dem bescheidensten Menschenkind thut ein treuherziges Lob wohl. Als Padre Onofrio dann beschämt die Augen niederschlug, bemerkte er unten am Saume seines priesterlichen Gewandes einen langen Riß. Bestürzt rief er aus: „Sieh nur, Marietta, das große, große Loch! Nun ist Signora Costanza tot, und ich muß so umher laufen, den bösen Buben zum Gespött!"

Da lachte Marietta trotz ihres schweren Kummers, legte ihre Arbeit bei Seite, holte geschwind Nadel und Zwirn und forderte den Priester auf, den Stuhl dicht an die Steinstufen zu setzen, damit sie den Riß stopfen könne. „Ganz so gut wie die Mutter kann ich es nicht, aber schlecht gestopft ist doch immer besser als zerrissen," meinte Marietta philosophisch. Padre Onofrio war ganz ihrer Meinung, und sein gutes Gesicht strahlte vor Vergnügen. Wie er nun so dicht bei Marietta saß, flüsterte sie: „Lieber Padre, neigt ein

Digitized by Google

wenig den Kopf, denn ich habe Euch etwas zu sagen, was der Schuhmacher nebenan nicht hören soll." Der Diener der Kirche erwiderte jedoch ängstlich: „Sage es mir lieber in der Beichte." Der Padre wollte fortrücken, aber das ging nicht, da Marietta den Riß bereits stopfte und dabei wacker darauf losstichelte. Leise sagte sie: „Ich will nämlich einen Brief schreiben, und dazu brauche ich Euch! An wen ich schreiben will, das habt Ihr wohl erraten?"

Eine liebliche Röte stieg ihr vom Hals in das Antlitz. Der Gute hatte es zu seinem eignen Erstaunen wirklich erraten und erwiderte daher ganz stolz: „An Giuseppe!" „Natürlich," meinte Marietta. „Ich habe ja deswegen bei der Mutter schreiben gelernt!" Der Padre, der seit Jahren keine Feder zur Hand genommen, blickte das junge Mädchen fast mit Ehrfurcht an; aber als er genauer hinsah, wie Marietta den Riß gestopft hatte, stellte sich das frühere Gefühl der Überlegenheit wieder her, denn jeder Bambino mußte sehen, daß sich dort ein Riß befunden hatte. Zudem gestand Marietta, daß sie den Padre zu den großen Buchstaben brauche.

Am Abend betrat Padre Onofrio leisen Schrittes das ärmliche Gemach, denn niemand sollte erfahren, daß Marietta einen Brief schreiben wollte. So lange Signora Costanza lebte, hatten sich die Nachbarn zurückgezogen, aber jetzt hielten sie es für ihre Pflicht, sich um Marietta zu bekümmern. Das verhängte Fenster erregte natürlich die allgemeine Neugier. „Seht das Heuschreckchen," meinte die Muschelverkäuferin. „Die hat den Giuseppe und die Mutter längst vergessen. Warum sollte sie das Fenster verhängen, wenn sie nicht Böses zu verbergen hätte!" Diese Worte zündeten, und bald wurde von den Nachbarinnen ein Feldzugsplan entworfen.

Ahnunglos, hochrot von der Anstrengung saßen unterdessen die beiden Briefsteller am alten Tisch. Die großen Buchstaben machten beiden viel Mühe, aber am dritten Abend war das Kunstwerk beendigt, und Marietta hatte soeben aus Bescheidenheit ihren Namen mit einem kleinen „m" unterzeichnet. Da öffnete sich die Thüre, und die erzürnten Ehrenwächterinnen drängten sich in das Gemach. Alle wollten überdies den neuen Sposo von Marietta sehen. „Padre Onofrio!" erklang es in allen Tonarten, ein ungeheuerliches Gelächter pflanzte sich bis auf die Straße fort. Unterdessen waren einige Jungen trotz des Tuches zum Fenster herein geklettert und fingen an sich tüchtig zu balgen. — Padre Onofrio zitterte am ganzen Leibe, aber Marietta war die tapfere Tochter eines tapferen Mannes, der auf einer seiner Fahrten sogar mit den Seeräubern siegreich gekämpft hatte. Sie war entschlossen, den Kampf aufzunehmen. Als einer der Buben das kostbare Briefblatt ergreifen wollte, stürzte sie auf ihn zu und schüttelte ihn so derb, daß er zu heulen anfing.

„Laß meinen Jungen los!" rief die Muschelverkäuferin, indem sie auf den Kampfplatz stürzte. Marietta warf ihr den Buben zu, verschränkte die Arme und warf den Eindringlingen aus ihren blitzenden Augen einen Blick unsäglicher Verachtung zu. Viele schlichen hinaus; andre blieben, denn sie wollten durchaus wissen, was der Padre und Marietta heimlich getrieben hatten.

Der Schuhmacher, — er war weniger wegen seiner Schuhe als wegen seiner Einsicht in die Verhältnisse der Nachbarn berühmt, — rief plötzlich: „Ich weiß es! Marietta hat an den Giuseppe geschrieben, weil dieser garnichts von sich hören läßt!" Dabei wollte er das Blatt ergreifen, aber Marietta sprang an den Tisch, deckte beide Hände über den Brief und richtete den zornglühenden Blick auf den Sprecher. Dieser wich schnell zurück: „Heiliger Antonio," rief er, „sie hat den bösen Blick!" Schnell machte seine Hand das schützende Zeichen, und mit ihm drängten sich alle andern aus dem Gemach.

Nun mußte das kostbare Dokument in den Umschlag gelegt werden; mit den beiden braunen Händchen faltete Marietta das Papier und streichelte es immer wieder zärtlich. Endlich steckte sie zögernd das gefaltete Blatt in den Umschlug, der mit einer Rosenkette verziert war. „Nicht wahr, Padre Onofrio, es ist wunderschön? Hat drei schwere Soldi gekostet!" Ein glückliches Lächeln verklärte ihr junges Gesicht, als Marietta sich niedersetzte, um die Adresse zu schreiben. Giuseppe Bordoni bei Stefano Bordoni — weiter nichts. Von den weiteren

Digitized by Google

Geheimnissen der Briefpost wußten das liebende Mädchen und der alte Priester nichts. Auch hatte ja Giuseppe oft genug gesagt, daß sein Vater weit und breit bekannt sei. Mit bebenden Fingern schob Marietta den teuren Brief durch den engen Spalt des Kastens. Eine große Traurigkeit überkam sie, als sie mit dem Padre nach Hause zurückkehrte, um den treuen Helfer zu bewirten. Sie sah zu, wie gut es dem alten Freunde mundete, aber sie selbst konnte trotz des Zuredens des Padres nichts genießen.

Marietta saß nun in stummer Qual, die sich von Tag zu Tag steigerte. Bald ging das Fragen an! Von allen Seiten hieß es: „Hast du noch keine Antwort von Giuseppe?" Immer antwortete sie scheinbar heiter: „Zu einem Briefe braucht man Zeit. Und dann wohnt Giuseppe viele hundert Meilen weit." Als aber ein Monat verging, ohne einen Brief zu bringen, da hörte das Fragen auf, denn eigentlich hatte man das Heuschreckchen lieb, und es that vielen leid, das junge Mädchen so traurig zu sehen. Der Padre kam täglich; er war der Einzige, der noch an Giuseppe glaubte; wie sehr sich Marietta gegen den bösen Zweifel gewehrt hatte, zuletzt schlich er sich doch auch ihr ins Herz. Der Padre fand sie meistenteils stumm und in sich gekehrt, nur mit Bianca, der kranken Tochter des Schuhmachers unterhielt sie sich gern. Bianca sprach oft vom Tode, und das that ihr wohl; es beruhigte die ewig nagende Angst. Wenn Giuseppe sie wirklich verließ, dann holte die gnadenreiche Madonna sie gewiß zu ihrer Mutter. Dieser Gedanke, den die Kranke in ihr befestigte, war ihr ein großer Trost, und sie lernte ihren Kummer, ihre Unruhe mit einer gewissen Ergebung zu tragen. —

* * *

Eines Tages herrschte in ganz Santa Lucia die größte Aufregung. Philomena, die Tochter eines Schiffers, war von ihrem Geliebten verlassen worden; er war im Begriff, die Tochter eines begüterten Kaufmanns zu heiraten. Die Verratene war halb wahnsinnig, und der Vater hatte sie auf den klugen Rat Padre Niccolas hin eingeschlossen. Aber als die Hochzeitsglocken ertönten, war Philomena mit Lebensgefahr aus dem Fenster geklettert und durch abgelegene Straßen zu der Kirche geeilt. Das Brautpaar kam, Philomena drängte sich vor und schoß den Bräutigam nieder. Dann warf sie sich auf ihn, bedeckte den blassen Mund des Sterbenden mit Küssen und rief immer wieder: „Aus Liebe, aus Liebe!" Dies alles erzählte Bianca der kranken Marietta, die kraftlos auf ihrem Lager ruhte.

Plötzlich richtete sie sich auf und fragte: „Hat sie es wirklich aus Liebe gethan?" „Gewiß," versicherte Bianca, „du weißt ja, wie fromm Philomena ist. Ihr Giovanni hatte ihr mit den heiligsten Eiden Treue geschworen. Als sie dem Beichtvater ihr Leid klagte, sagte er ihr, der Verräter werde gewiß in die Hölle kommen, denn einen Meineid könne selbst der Herr Jesus nicht vergeben. Da beschloß Philomena, ihren einstigen Geliebten zu töten, noch ehe er am Altar den Meineid geschworen hätte. So erschoß die Arme ihren Giovanni vor der Trauung, und nun soll sie ganz ruhig, ja fröhlich im Gefängnis sein, wohin man sie sogleich gebracht hat. Sie wolle gern länger im Fegefeuer bleiben; was ein armer Mensch aus treuer Liebe gethan, werde von der Madonna vergeben. Denke nur, Marietta, wer hätte so Großes von der stillen Philomena gedacht!"

„Von wem weißt du das alles?" fragte Marietta in einer Bianca unverständlichen fieberhaften Aufregung. „Philomenas Vater hat es uns allen vor einer Stunde erzählt. In Santa Lucia sprechen alle nur von dieser That; Philomena wird sehr bewundert!" Marietta zuckte verächtlich die Schultern und stieß fast atemlos hervor: „Darauf kommt es ja gar nicht an! Aber sage mir, glaubst du, daß Philomena ihren Geliebten vor der ewigen Verdammnis gerettet hat?"

Bianca meinte in ihrer stillen Weise: „Ich kenne die Liebe nicht; Gott hat mich dafür nicht geschaffen, und die Madonna wird sich meiner bald erbarmen. Aber ich kann mir schon denken, daß es eine so große Liebe giebt, die nur für den Geliebten sorgt. Ob es recht ist, weiß ich nicht! Arme Philomena! Sie war zum Unglück bestimmt, sagt ihr Vater. Einmal wollte sie zwei Tage nichts essen, weil ihr Bruder Filippo einen Hund gequält hatte."

Digitized by Google

Bianca erhob sich, um zu gehen, aber gegen ihre sonstige Art bat Marietta die Freundin, noch zu bleiben. Es regte sich etwas Furchtbares in ihrem Herzen; zum erstenmal erschien ihr die Einsamkeit wie eine Feindin. Da trat Padre Onofrio ein; die Schreckenskunde war bis zu ihm gedrungen und hatte ihn zu Marietta getrieben. Er fühlte instinktiv, daß sie durch dies entsetzliche Ereignis bis in die innerste Seele erschüttert werden müßte.

„Gut, daß Ihr kommt, Padre Onofrio," redete ihn Marietta mit heiserer Stimme an. „Bianca muß fort, und ich fürchte mich, allein zu bleiben!" Verwundert schaute sie der alte Priester an, aber die Thränen stiegen ihm in die Augen, als er wahrnahm, wie krank sie war, wie sehr sie litt. „Warst doch sonst so gern allein, Töchterchen! Geh' nur, Bianca, ich bleibe bei ihr."

„Auf die Nacht komme ich wieder," sagte diese im Gehen.

Als die Thür sich geschlossen hatte, blieb es lange still im Gemach. Der Padre saß auf einem Stuhl neben dem Lager und las in seinem Brevier; nur die Lippen bewegten sich.

Plötzlich rief Marietta: „Wißt Ihr, weshalb Philomena den Giovanni getötet hat?"

Der Priester zuckte zusammen; er beantwortete die Frage nur durch ein Nicken seines zitternden Hauptes. Da faltete Marietta die magern Hände und richtete die großen, dunklen Augen fest auf das Antlitz des alten Mannes, indem sie langsam und feierlich fragte: „That Philomena recht? Hat sie den Geliebten vor der ewigen Verdammnis behütet? Sprecht, Padre, sagt mir die Wahrheit, ich muß sie wissen!"

Dem alten Priester brach der Angstschweiß aus. Was ging es das Mädchen an, ob der Ermordete in die Hölle kam oder nicht. Er murmelte leise einige Worte und ergriff den Rosenkranz; vielleicht kam ihm beim Beten die rechte Antwort. Marietta störte ihn nicht, aber sie betete nicht mit ihm, denn ihr armer Kopf war ganz von einem einzigen Gedanken eingenommen.

Als der Greis den Rosenkranz beendet, sagte ihm Marietta: „Ich möchte morgen bei Euch beichten, Padre Onofrio. Seid, ich bitte Euch, morgen um 9 Uhr in der Kapelle, denn später am Tage habe ich andres zu thun. Um 11 Uhr müßt Ihr dann zu mir kommen." Der Padre erhob sich und segnete Marietta. Als Bianca kam, um die Nacht bei der Freundin zu bleiben, sagte ihr diese: „Geh nur wieder heim, gute Bianca, es geht mir besser, und ich will versuchen zu schlafen." Bianca neigte sich über Marietta und küßte sie. Im Gemach war es taghell, denn der Vollmond überflutete es mit seinem Lichte. Von ihrem Lager aus konnte Marietta den Sternenhimmel sehen; lange schaute sie auf, dann flüsterte sie: „Sei ruhig, Giuseppe; deine Marietta rettet dich."

Am andern Morgen erhob sie sich früh, legte ihr bestes Kleidchen an und ging zur Beichte. Ach, so lange hatte die Beichte noch nie gedauert! Als sie sich von den Knieen erhob, lag in ihrem Antlitz ein Zug fester Entschlossenheit. — Die armen Augen des Padre Onofrio waren noch röter als sonst; gebeugt ging er langsamen Schrittes zu Marietta. Sie hatte schon den bis jetzt heilig bewahrten Schmuck, das goldene Halsband, das aus der Familie der Mutter stammte, zurecht gelegt.

„Lieber Padre," bat Marietta, „tragt das zum Goldschmied Stefano, und bittet ihn, mir soviel zu geben, als es wert ist. Sagt ihm, daß ich eine große Reise zu machen habe, da wird er Mitleid haben." Ohne ein Wort zu erwidern nahm der Padre den Schmuck, und nach kurzer Zeit brachte er das Geld. Mariettas Vorbereitungen waren beendigt; nur von Bianca wollte sie Abschied nehmen. Die sagte traurig: „Leb' wohl! Ich werde dich nicht mehr wiedersehen; wenn du wieder zurückkommst, bin ich fort, so oder so." Sie küßten sich. „Bete für mich," sagte Marietta mit einem leisen Seufzer. Dann schritt sie an der Seite des Padre dem Bahnhof zu. Freundlich flüsterte das junge Mädchen: „Bianca hat mir versprochen, die Risse in Eurem Gewande zu stopfen; sie versteht es viel besser als ich!" Der Padre lächelte; das war doch ein kleiner Trost. Auch einen Silberlire drückte sie ihm in die widerstrebende Hand. Dann löste sie ihre Fahrkarte bis Genua; wie erschrak sie

Digitized by Google

über die Höhe des Fahrgeldes! Als sie in den Wagen stieg, rief ihr der Padre nach: „Grüße auch den Guiseppe!" Bescheiden in die Ecke des Wagens gedrückt, fuhr sie in die Nacht hinaus und ließ still den Rosenkranz der Mutter durch die Finger gleiten. In halber Betäubung, zwischen Wachen und Träumen verging ihr die Nacht. Ihr war es, als ob sie garnicht mehr auf der Welt sei; sie vergaß Essen und Trinken. Ein losgelöstes Blatt, das leise zur Erde flattert. —

* * *

Und doch war Giuseppe nicht so schuldig, wie er der Geliebten erscheinen mußte. Er war freilich kein Held, dafür fehlte ihm aber nicht ein gut Teil bäurischer Klugheit und Hartnäckigkeit, weshalb er auch den Kampf mit seinem Vater, von dem er diese Eigenschaften geerbt hatte, aufzunehmen gedachte. Leider erkrankte er, bald nachdem er seinen ersten und letzten Brief an Marietta geschrieben hatte, noch in Rom, an der Malaria und und mußte daselbst im Lazarett zurückbleiben. Den kräftigen Jüngling schüttelte die Krankheit furchtbar, und genau zu derselben Zeit, da Costanza starb, war auch er dem Tode nah.

Endlich siegte die urwüchsige Kraft, und Giuseppe durfte, beinahe genesen, die Heimreise antreten. Er fühlte sich jedoch noch so schwach, daß er den Kampf mit dem Vater, zu dem er fest entschlossen war, hinausschob. Auch bat die besorgte Mutter den heimkehrenden Sohn dringend, nur eine kurze Zeit zu schweigen. Er glaubte ja auch die Geliebte unter dem Schutz der Mutter, und so quälte ihn nur die Sehnsucht nach ihr, aber er fühlte sich nicht beunruhigt. Mehrmals begann er einen Brief an Costanza, doch fürchtete er ihren gerechten Stolz zu verwunden, wenn er ihr gestand, daß er mit dem Vater noch kein Wort über sein Verlöbnis mit Marietta gesprochen hatte. Er unterließ somit das Schreiben und gab nur einem bekannten Matrosen, der mit einem Passagierschiff die Fahrt von Genua nach Neapel unternahm, einen Gruß für die beiden Frauen, sowie die tröstliche Versicherung mit, daß bald alles gut werden würde.

In der That gestaltete sich die Stellung Giuseppes seinem Vater gegenüber viel günstiger, da sein Bruder Carlo ganz unerwartet von den reichen Nachbarsleuten zum Schwiegersohn angenommen worden war. Die Hochzeit sollte in wenigen Wochen stattfinden, und noch vor der Verheiratung des Bruders wollte er mit dem Vater sprechen. Als die Mutter sah, wie sehr die innere Bedrücktheit ihres Giuseppe mit jedem Tage wuchs, gab sie ihre Einwilligung und versprach ihrem Ältesten, der kleinen Marietta eine liebevolle Mutter zu sein. Aber was sollte mit Costanza werden? Er fühlte es nur zu deutlich, daß seine sonst so gute Mutter die fremde Frau, die er selbst so lieb hatte, schwerlich in ihr Haus aufnehmen werde. Wenn er sich nach des Tages Last das alles beim Sternenlicht überlegte, sendete er getreulich die versprochenen Grüße, aber die rechte Freudigkeit fehlte. Immer klarer wurde es ihm, daß er der leidenschaftlich geliebten Heimat Lebewohl sagen müßte. Nach der Mutter, das wußte er, würde ihn auch immer die Sehnsucht quälen; aber er durfte Marietta der armen Costanza nicht entreißen. Schon während seiner Dienstzeit hatte ihn sein Hauptmann gefragt, ob er nicht Gärtner auf dem Landgut seines Bruders, das ganz in der Nähe von Neapel lag, werden wolle. Damals hatte Giuseppe gemeint, es sei ihm unmöglich, fern von der Heimat zu leben. Jetzt war er fest entschlossen, den Zwiespalt seiner Lage dadurch zu lösen, daß er selbst Heimat und Familie opferte. Nicht einen Augenblick war ihm der Gedanke gekommen, von Marietta zu lassen, aber er fühlte sich dafür auch als der Gebende, und dieses Bewußtsein machte ihn weniger empfindlich für den Selbstvorwurf, den sein langes Stillschweigen in ihm erweckte.

Wie gern erteilen sich die Menschen, im Bewußtsein der guten Absicht, Absolution für Unterlassungssünden, an denen nicht selten die Vernachlässigten zu Grunde gehen. Jetzt hätte Giuseppe schreiben können, denn er war sich selbst klar über das, was er zu schreiben hatte, aber nun konnte er sich nicht entschließen mit der Mutter zu sprechen, die er so tief betrüben mußte. Eine äußere Veranlassung beschleunigte jedoch die von Giuseppe ersehnte Aussprache mit dem Vater. Beim Frühstück sagte dieser fröhlich: „Du wirst heut mit mir nach Sanremo fahren! Ich habe erfahren, daß der Graf

Digitized by Google

seinen Rosengarten verpachten will. Sind die Bedingungen gut, so wollen wir den Garten pachten, denn für drei Gärtner giebt unser Garten nicht genug Arbeit."

„Ihr werdet nur zwei sein," begann Giuseppe scheinbar kaltblütig trotz des heftigen Herzklopfens, „denn ich werde nach Neapel gehen und dort eine Stellung als Gärtner annehmen. Du weißt, wir Gärtner an der Riviera sind in ganz Italien berühmt."

Darüber geriet der Vater in leidenschaftlichen Zorn, sodaß sein Weib erschreckt herbeieilte. Frau Stefania hatte zwischen den beiden harten Köpfen gar oft Frieden stiften müssen. Aber wie ward ihr, als sie des Sohnes Absicht vernahm. Sie setzte sich zitternd nieder, sagte kein Wort und fing nur an leise zu weinen.

Giuseppe biß die Zähne aufeinander; so schwer hatte er sich den Entschluß doch nicht gedacht! Mochte der Vater immerhin schelten und mit Entziehung des Erbes drohen, das bewegte ihn nur mäßig. Das stille Weinen der Mutter ging ihm zu Herzen, und in diesem Augenblick lernte er zum erstenmal sich selbst vergessen.

Endlich, da ihm niemand antwortete, hörte der Vater auf zu poltern. Nun erklärte Giuseppe, warum er nach Neapel müsse: „Es wird mir sehr schwer, den Garten und euch, liebe Eltern, zu verlassen, aber ich habe Marietta vor ihrer Mutter und der gnadenreichen Madonna mein Wort gegeben. Erst jetzt habe ich bedacht, daß die arme Signora Costanza ganz allein bleiben würde, wenn ich Marietta mit mir nehmen wollte. Das hat die gute Frau nicht um das Kind verdient. Ebenso wenig aber kann und will ich von euch verlangen, daß ihr nicht nur die arme Schwiegertochter, sondern auch die kränkliche Mutter in euer Haus aufnehmt. So bitte ich euch denn, mir euren Segen zu geben und mich ziehen zu lassen."

Mutig hatte er bis zu Ende gesprochen, aber als er nun aufblickte und in das gramerfüllte Gesicht der alten Frau schaute, da war er wieder der Knabe, der so oft das Haupt in den Schoß der Mutter geborgen hatte. Sie strich ihm sanft durch die dunklen Locken, aber der Vater rief scheltend: „Laß ihn doch ziehn, den ungeratenen Burschen! Wir haben ja noch einen Sohn und bald auch eine Tochter; denen soll später gehören, was jetzt unser ist. Er aber mag hingehen zu seiner Bettelprinzessin!"

Giuseppe wollte aufspringen, aber die Mutter drückte sanft sein Haupt nieder. Grollend verließ der Vater das Gemach, doch die Mutter zog den Sohn empor und hielt ihn fest bei der Hand. Giuseppe bat endlich: „Gute Mutter, mach' es mir nicht schwer! Ich muß fort, und es wäre gut, ich könnte gleich heute gehen. Zwischen dem Vater und mir wird es nur Streit geben. Auch habe ich das nötige Geld, denn von dem Geschenk des Paten habe ich keinen Soldo angerührt."

„Laß uns, mein Sohn," erwiderte die Mutter traurig, „alles wohl überlegen. Ich bitte dich nur, warte bis zur Hochzeit deines Bruders. Ist die vorüber —" die Stimme brach ihr.

Nach dieser Stunde konnte sich Giuseppe nur schwer entschließen, die Mutter auf längere Zeit zu verlassen. „Du folgst der Mutter wie ein Hündchen," scherzte Carlo. „Das wird anders werden, wenn du erst eine Geliebte hast. So lieb ich die Mutter habe, viel lieber bin ich doch bei meiner Teresina." Giuseppe seufzte schmerzlich; er wußte, daß es anders, ganz anders werden sollte. Ihm selbst unbewußt hob ihn jedoch das Opfer, das er zu bringen bereit war, auf eine höhere Stufe des Empfindens, und dies brachte ihn innerlich Marietta näher. Er zählte die Tage bis zur Hochzeit sehnsüchtiger als sein Bruder, denn gleich danach wollte er abreisen. Ein dumpfes Gefühl der Angst hatte sich seiner bemächtigt, aber nun lohnte es nicht mehr, an Marietta zu schreiben; in wenigen Tagen hoffte er selbst in Neapel zu sein. Am ersten März, in der reichsten Schönheit des Lenzes an der Riviera sollte die Hochzeit sein, auf die sich ganz Valone und auch ein gut Teil der Bewohner von Bordighera freuten.

* * *

Einen Tag früher war Marietta zu Tode erschöpft in Genua angekommen; sie mußte rasten und suchte eine kleine Osteria auf, von der ihr Giuseppe früher erzählt hatte. Die

Digitized by Google

Wirtin, eine Verwandte der Familie Bordoni, empfing sie freundlich und versuchte das eingeschüchterte Mädchen zu ermutigen. Sie erzählte ihr, daß sie gerade heute hätte verreisen wollen, denn Signor Bordoni habe sie zur Hochzeit seines Sohnes mit der reichen Nachbarstochter eingeladen; nun habe sie den Mann geschickt, da sie selbst im Hause nötiger sei. Marietta hatte zuerst in dumpfer Betäubung zugehört, aber der Name Bordoni hatte sie aufgeschreckt. Der Geliebte war untreu, er wollte seinen Eid brechen. „Also doch, also doch," flüsterte sie leise. „Armer, teurer Giuseppe, arme, arme Marietta!" Die Angst um den Geliebten gab ihr neue Kraft. „Ich will mir die Stadt etwas ansehen," sagte sie und verließ das Haus. Als sie um die Ecke gebogen war, fand sie nach kurzem Suchen einen Laden, in dem auch Waffen verkauft wurden. Sie trat ein und forderte einen Dolch. Der Herr des Ladens sah sie bedenklich an, aber Marietta sagte sehr ruhig: „Ich muß ganz allein eine weite Reise antreten!" Da gab er ihr den Dolch.

Als Marietta am andern Morgen nach einer qualvoll verbrachten Nacht die sehr mäßige Rechnung bezahlt hatte, blieb ihr nur so viel, daß sie eine Fahrkarte bis Sanremo lösen konnte. Im Morgengrauen fuhr sie fort, und um die Mittagsstunde endete die Fahrt. Blau erglänzte das Meer vor ihren Blicken, schillernd und leuchtend wie daheim. Ueber ihr wehten die Wipfel der Palmen, aber trostlos wandte sie den Blick ab von dieser wunderbaren Herrlichkeit. „Wohin geht es nach Bordighera?" fragte sie eine Lastträgerin, die sich zu kurzer Rast auf den Steinstufen niedergelassen hatte, die zu dem giardino publico führten. „Da hinaus," antwortete die Alte, indem sie nach Westen zeigte. „Du mußt die breite Fahrstraße am Meer entlang gehen." — „Und wie lange habe ich zu gehen?" fragte Marietta. „Die Männer rechnen anderthalb Stunden. Du aber siehst müde aus. Fahre doch mit dem Omnibus, der kommt in einer Stunde hier vorbei, und da bist du um vier Uhr in Bordighera."

Marietta dankte traurig für die Auskunft, und die Alte schaute ihr nach, bis sie um die Ecke gebogen war. „Arme Kleine, arme Kleine," murmelte sie, hob die schwere Last auf den Kopf und wanderte selbst mühsam auf der heißen Straße dahin.

Eine entsetzliche Angst trieb Marietta vorwärts; wenn sie zu spät kam, wenn Giuseppe den Meineid geschworen, wenn er nicht mehr zu retten war! Ospedaletti erreichte sie noch, dann sank sie zusammen, nur die Hoffnung hielt sie aufrecht, daß der zurückkehrende Omnibus sie mitnehmen werde. Da kam er schon, und der Kutscher half ihr einsteigen, da er sah, wie müde und blaß die Kleine war. Als er dann das Fahrgeld forderte, flüsterte sie: „Das Geld bekommt Ihr morgen, heut habe ich nichts." Schon wollte er sie wieder absteigen heißen, aber sie sah ihn so flehentlich an, daß er nicht widerstehen konnte. „Wo wollt Ihr absteigen, Signorina?" fragte er nach einiger Zeit. „Bei Bordoni!" — „Also ein verspäteter Hochzeitsgast," meinte der Kutscher. „Das wird heut hoch hergehen; ich komme auch noch!"

Endlich hielt der Wagen, und der Kutscher forderte sie auf abzusteigen; die Hochzeitsgesellschaft sei im Garten. Durch neu sprossende Weingelände, zwischen blühenden Orangenbäumen mit goldenen Früchten schritt sie dahin. Lachen und Gläserklingen tönte zu ihr herüber. Sie nahm den Dolch aus ihrem armseligen Bündel und hielt ihn mit festem Griff. Da sah sie Giuseppe in heiterem Gespräch mit einem großen, schönen Mädchen in bräutlichem Schmuck. Nachlässig hob er die rechte Hand, um einen blühenden Orangenzweig zu brechen. „Die Madonna sei gepriesen, noch fehlt der silberne Ehering. Ich kann ihn retten!" Lautlos schleicht sie heran, vom dichten Lorbeergebüsch geborgen. Im nächsten Augenblick wird sie den Arm erheben und ihr Liebstes töten.

Da wendet sich Giuseppe um, und noch bevor er „Marietta" zu rufen vermag, gleitet ihr der Dolch aus der kraftlos gewordenen Hand, und sie ruft in verzweifelter Klage: „O, mein Giuseppe, ich kann dich nicht retten vor der Verdammnis! Guter Jesus, vergieb mir!" Er aber, da er die Geliebte vor sich sieht, so schmächtig, so blaß, halb sterbend, er faßt sie in seine Arme, bedeckt ihr armes Gesicht mit Küssen, selbst schluchzend. Die andern

Digitized by Google

ſtanden ſtumm, aber ſelbſt die, welche von Giuſeppes Liebe zu einer Neapolitanerin nichts wußten, verſtanden den Zuſammenhang oder glaubten ihn doch zu verſtehen. Nur eine hatte den blinkenden Dolch im Graſe geſehen; das war Giuſeppes Mutter, die unbemerkt die todbringende Waffe im eigenen Gewande verbarg. Sie allein ſah, daß Marietta einer Ohnmacht nahe war. Laut und vernehmlich ſagte ſie: „Carlo, führe dein Weib und unſere Gäſte zur Tafel!“

Da hob Marietta das Haupt und ſah, wie ein ſtattlicher Jüngling, ihrem Giuſeppe ähnlich, hervortrat und das ſchöne Mädchen, das ſich zärtlich an ihn ſchmiegte, fortführte. Wie entgeiſtert blickte ſie dem Brautpaar nach; dann ſank ſie in die Knie: „O Mutter Gottes, laß mich ſterben; ich habe den Schuldloſen töten wollen!“ Giuſeppe, gleichfalls eine Beute der heftigſten Empfindungen, umklammerte die Geliebte noch feſter. Was ging mit Marietta vor? Was bedeutete in der Stunde des glücklichſten Wiederſehens der todestraurige Zug in ihrem Antlitz? Nur Steſania war bei den beiden zurückgeblieben; ſie löſte ſie jetzt ſanft aus den Armen des Sohnes und ſagte beſtimmt: „Geh jetzt, Giuſeppe; an der Hochzeitstafel des Bruders darf der älteſte Sohn des Hauſes nicht fehlen. Ich bleibe bei dem Kinde.“ Demütig folgte Marietta der Matrone in das Haus, empor zu dem Kämmerchen, das der einzigen, verſtorbenen Tochter gehört hatte, die in blühender Jugend den Eltern ganz plötzlich geraubt worden war.

Es war kühl und luftig in dem kleinen Gemach, in deſſen Ecke das Lager der Verſtorbenen ſtand. Marietta mußte ſich niederſetzen, während die Mutter ihres Giuſeppe ihr die Ruheſtätte bereitete. Dann drang die ſorgſame Hausfrau darauf, daß Marietta ſich durch Speiſe und Trank ſtärkte. Beim Entkleiden half ſie dem jungen Mädchen, ohne zu ihr zu reden, und erſt als die müde Wanderin ſich auf dem Lager hingeſtreckt hatte, ſagte die Mutter nicht unfreundlich, doch, wie bisher ihr Thun geweſen war, ohne jede Zärtlichkeit: „Ehe du unter dem Dache dieſes Hauſes, in dem Bette meiner Tochter eine Nacht ruhſt, erzähle mir, was dich hierher trieb. Dieſen Dolch habe ich gefunden!“

Marietta ſchloß die Augen; ſie konnte die fürchterliche Waffe mit der glänzenden, ſcharfen Klinge nicht ſehen. „Morgen werdet Ihr mich fortweiſen,“ ſagte ſie traurig, „aber verſprecht, bevor ich Euch alles ſage, daß ich dieſe Nacht unter Eurem Dache bleiben darf.“ Die Matrone verſprach es, und nun begann Marietta: „Die Mutter ſtarb, bald nachdem der erſte Brief von Giuſeppe gekommen war. Sie hatte mich noch leſen und ſchreiben gelehrt, damit ich den teuren Brief leſen konnte. Nach ihrem Tode blieb ich allein, allein!“ „Kam denn niemand zu dir, um mit dir zu leben?“ fragte Steſania. „Ach nein,“ ſeufzte das junge Mädchen. „Der Oheim hat mir angeboten, ich ſolle in ſeinem Hauſe leben; aber er quälte mich, ich ſollte ſeinen Freund, den reichen Andrea heiraten, denn Giuſeppe werde nie wieder kommen. So blieb ich denn allein, nur der gute, alte Padre Onofrio und die arme, kranke Bianca beſuchten mich oft. Der Padre half mir, einen Brief an Giuſeppe zu ſchreiben, aber er hat mir nie geantwortet, wie ich auch wartete und betete!“

Da ſtrich Giuſeppes Mutter ſanft über die gefalteten Hände der Kleinen und ſagte beſtimmt: „Den Brief hat mein Sohn nie erhalten!“ — „Ach, wie ſchade,“ ſeufzte Marietta, „wir hatten uns ſo große Mühe gegeben! Die Nachbarn verſpotteten mich, weil ich noch immer auf Giuſeppe wartete. Da wurde ich traurig und grade ſo krank wie meine Mutter, und ich hoffte, ſie werde mich bald holen. Eines Tages geſchah etwas Fürchterliches in Santa Lucia.“

In höchſter Aufregung verhüllte die Erzählerin ihr Geſicht und ſtockend, im Flüſterton berichtete ſie die That der Philomena. Dann fuhr ſie, wie im Fieber glühend fort: „Auch ich liebte meinen Giuſeppe, auch ich wollte ihn bewahren vor der ewigen Verdammnis, denn er hatte mir vor der Madonna ewige Treue geſchworen. So verkaufte ich das letzte Schmuckſtück meiner Mutter und kam hierher.“

Die Matrone hörte in innerſter Seele erſchrocken dem Bericht zu. So fremd ihr jedoch die Gefühlsweiſe Mariettas war, ſo vermochte ſie doch den Irrgängen des qualvollen Kampfes, der das liebende Mädchen faſt zur Mörderin gemacht hatte, zu folgen. Dennoch blieb ein

Digitized by Google

unbestimmtes Grausen zurück, das sie nicht gleich zu überwältigen vermochte. An der Riviera denkt man weniger an die ewige Verdammnis, lebt dafür aber mehr nach dem Gesetz.

Marietta aber fuhr fort: „In Genua sagte mir eure Verwandte, die Teresa, daß heut Euer Sohn Hochzeit machen sollte mit der Tochter des Nachbarn. O Gott, und ich war so müde. Mein Geld langte nur bis Sanremo; von da wanderte ich zu Fuß, bis ich nicht mehr konnte; der Kutscher nahm mich aus Mitleid mit —" sie schluchzte.

„Weiter, weiter," mahnte die Mutter streng. „O, ihr werdet mich verachten, aber als ich Giuseppe ins Antlitz sah, — da versagte mir die Kraft; ich hätte ihn nicht töten können, und wenn mir die ewige Seligkeit geworden wäre!"

„Das war recht und gehörte sich für ein gutes Mädchen. Was für verrücktes Zeug hast du dir in deinem kranken Kopfe zurechtgelegt! Man muß dem Herrn Jesus nicht vorgreifen, am wenigsten aber durch einen Mord. Giuseppe hat mir von deiner Frömmigkeit gesprochen, aber die hätte dich fast zu einer ganz gottlosen That getrieben. Giuseppe war dir immer gut; aber vom vielen Schreiben war er kein Freund. Auch hat er nicht geschrieben, weil er selbst nach Neapel kommen und dort bleiben wollte, denn der gute Bursche meinte, er dürfe dich nicht von deiner Mutter trennen. Und für alle seine Gutheit wolltest du mir den Ältesten ermorden! Böses, böses Mädchen!"

Aber in den Augen schimmerte es ihr feucht, und sie duldete es, daß Marietta sie mit beiden Armen umschlang und sich an ihrer Brust ausweinte.

Endlich sagte die Matrone: „Nun muß ich hinunter zu meinen Gästen. Morgen wollen wir zusammen der Madonna opfern. Dann sollt ihr noch einmal verlobt werden; ich hoffe, du wirst gern bei uns bleiben, da deine arme Mutter tot ist. Jetzt schlafe, Tochter." Sie strich ihr noch die Kissen glatt, dann ging sie. „Jetzt schlafe, Tochter," flüsterte Marietta wieder und immer wieder, bis sie entschlummerte.

* * *

Seit jenem Tage sind fünf Jahre vergangen. Giuseppe und Marietta sind die Eltern zweier blühender Kinder, die von den Großeltern glückselig behütet werden. Als Dritter im Bunde sitzt allabendlich zwischen ihnen Padre Onofrio, der es jetzt mit den Rissen im Gewande gar leicht nimmt. Mariettas Schwiegervater, der auch nicht den Schimmer einer Thräne in den Augen seiner kleinen Heuschrecke sehen kann, ist eines Tages in Geschäften, wie er sagte, abgereist und hat eine Woche später Padre Onofrio mitgebracht. Es fand sich auch hier eine Kapelle, wo der Gute Messe lesen konnte. Übrigens versendete Vater Stefano, seitdem der Padre im Hause war, nicht mehr fragwürdige Früchte und Blumen; es war ihm unangenehm, derartiges dem Hausfreund beichten zu müssen. Marietta war der Liebling aller, obgleich auf ihrer jungen Seele die Qual des Lebens so schwer gelegen hatte, daß aus dem überfröhlichen Kinde ein sanftes, doch heiteres Weib geworden war. Innig hing sie an der neuen Mutter, von der sie stets „meine Tochter" genannt wurde. Giuseppe wurde an der Seite seiner Frau zu einem thatkräftigen Mann, dessen Wort in der Gemeindeverwaltung viel galt. Beide haben die Unsicherheit des Lebens kennen gelernt und halten in allen Dingen fest zu einander. Wenn alle ruhen, sitzen sie oft unter dem hellen Sternenhimmel, dem Rauschen des Meeres lauschend. Den hellen Sternen vertrauen sie die Grüße für die verstorbene Mutter an, denn wer durch das dunkle Thal der Schmerzen gegangen ist, vergißt auch der Toten nicht.

Digitized by Google

Künstlertraum

Skizze

von

Marie Röckner.

Nachdruck verboten.

Meine Wiege stand in Memel, einem im höchsten Norden unseres Vaterlandes gelegenen, kleinen Provinzialstädtchen. Wenn ich sage, „meine Wiege“, so ist dies kein poetischer Ausdruck, wie er wohl jetzt noch von Dichtern beliebt wird, obwohl das besagte Möbel längst aus der zivilisierten Welt geschwunden ist. Meine Geburt fiel in die Zeit, wo Mutter oder Wärterinnen froh waren, durch das gleichmäßige, sanfte Schaukeln der Wiege die ihrer Pflege unterstellten kleinen Weltbürger möglichst ruhig zu halten — noch hatte keine aufklärende Wissenschaft in diesem einfachen Beruhigungsmittel eine Gefahr für die Gehirnentwicklung der jungen Kinder erblickt und die bis dahin allgemein beliebten Wiegen aus dem Gebrauch verschwinden lassen.

Memel, wo meine Eltern in äußerst bescheidenen Verhältnissen ein einfaches Dasein führten, blieb auch der Schauplatz meiner Kinderjahre. Die unmittelbare Nähe der See gab dem sonst wenig interessanten Städtchen einen eignen Reiz, und häufige, ausgedehnte Wanderungen am Meeresgestade und den weit ins Meer hinauslaufenden Molen mit dem eigenartigen Leuchtturm an ihrem Ende gab uns Kindern stets neues Vergnügen und entschädigte uns für die enge Beschränkung unseres Elternhauses, wo man weder Zeit noch Mittel hatte, den Kindern durch irgendwelche Vergnügungen Anregung in das stille Leben zu bringen.

Ein damals sehr stark entwickelter Kastengeist teilte die Memeler Gesellschaft in streng gesonderte Kreise. Die Spitzen der Behörden standen mit den reichen Kaufmannsfamilien in regem Verkehr, gestatteten aber den weniger Begüterten und den kleineren Beamtenfamilien keinen Eintritt in ihre abgeschlossenen Kreise.

So lange wir als Kinder durch Schulbesuch mit Kindern der verschiedensten Stände in jenem harmlos kameradschaftlichen Verkehr gestanden, der zum Glück der Jugend oftmals eigen ist, hatten wir kaum die Schranke gemerkt, die Stand und Besitz unter den Menschen errichtet hat; erst das Verlassen der Schule öffnete unser Auge für derartige Verhältnisse und brachte uns manche bittere Erfahrung. Einige unserer liebsten Schulkameradinnen mit denen wir Jahre lang Freud' und Leid und all die lieben Thorheiten der Kinderzeit geteilt, verwandelten sich in stolze junge Damen, die vermöge der Stellung ihrer Eltern als gefeierte Sterne in der Gesellschaft der Memeler Aristokratie glänzten und bei zufälligem Begegnen mit uns jede Erinnerung unserer Kinderfreundschaft vollkommen vergessen hatten oder wenigstens so thaten, als ob sie sie vergessen hätten. Nach wiederholten derartigen Kränkungen, die gerade dem jungen, dem Leben warm und vertrauensvoll entgegenschlagenden Herzen schwer zu tragen sind, zogen wir uns mehr und mehr in unsere einsame Häuslichkeit zurück und suchten in uns selbst Ersatz für das, was die Außenwelt an Freude und Anregung uns vorenthielt. So empfanden wir beide, meine Schwester und ich, es durchaus nicht als Härte oder Grausamkeit des Geschickes, als mein Vater in nicht mißzuverstehender Weise uns klar machte, daß wir bestrebt sein müßten, möglichst schnell durch Ergreifung einer Berufsthätigkeit unseren Lebensunterhalt uns selbst zu beschaffen. Im Gegenteil, der Gedanke, mit dem Erlös unserer Arbeit freie Verfügung über unser Leben zu

Digitized by Google

erlangen, womöglich den uns unliebsamen Aufenthalt in Memel gegen einen schöneren, unserer Neigung mehr entsprechenden vertauschen zu können, hatte etwas sehr Lockendes — — ist nicht die Ferne das Zauberland aller sehnenden Träume?

Meine um einige Jahre ältere Schwester hatte in guter Benutzung des ihr seit Jahren gewährten Klavierunterrichtes eine ziemliche Fertigkeit im Klavierspiel erlangt; sie entschloß sich demgemäß, auf das Virtuosentum ihre ganze Kraft einzusetzen. Glückte es damit nicht, so blieb ja doch noch die ziemlich sichere Aussicht durch Erteilen von Klavierunterricht sich die nötigen Mittel zu einem bescheidenen Dasein zu erwerben. Mit dem ihr eigenen, eisernen Fleiß suchte sie durch 6—8 Stunden angestrengten Übens den mangelhaften Unterricht ihres Lehrers, eines Stadtmusikanten, auszugleichen, um so ihr Ziel möglichst schnell zu erreichen.

Mit unglaublicher Ausdauer ertönten nun von morgens bis abends in unserer kleinen Wohnung die anhaltenden Übungen meiner Schwester, Skalen, technische Übungen aller Art, nur selten von eigentlichen Musikstücken unterbrochen; denn man hielt damals die Geläufigkeit der Finger für das A und O des Klavierspiels.

Meine arme Mutter saß in rührender Ergebung mit ihrer Handarbeit in den von ihrer Wirtschaftsarbeit freien Stunden in derselben Stube, wo unser Klavier stand und zählte geduldig die Stunden, die sie noch im Anhören der notwendigen, aber sehr quälenden Übungen über sich ergehen lassen mußte.

Die Frage nach dem zweckmäßigsten Beruf für mich war bisher noch nicht erörtert worden. Ein sichtlicher Mangel an Sprachtalent und meine entschiedene Abneigung gegen geographische und geschichtliche Studien, die in damaliger Zeit ungemein pedantisch gehandhabt wurden und eigentlich nur in dem Auswendiglernen von Zahlen und Namen, ohne jegliche fesselnde Belebung des Stoffes bestanden, machten den Gedanken an eine Gouvernanten- oder Lehrerinnen-Thätigkeit unmöglich. In dieser peinvollen Lage gereichte es mir manchmal zum Trost, wenn meine Schwester das Klavier frei gab, mich daran zu setzen, um in ungeschulter, unkünstlerischer Weise die damals sehr beliebten Lieder von Proch, Küken 2c. zu singen, deren Weltschmerzstimmung so schön mit meiner eigenen trüben Verfassung harmonierte.

Ich hatte eben mit viel Gefühl „O wär ich doch des Mondes Licht" vollführt, als meine liebe alte Mutter mit verstörtem Gesicht aus der Küche herein stürzte und mit angstvollem Ton ausrief: „Kind, du willst doch nicht etwa dich zur Sängerin ausbilden, ach Gott, noch mehr Musik würde ich wirklich nicht aushalten, wähle doch lieber einen andern, stillern Beruf."

Ich weiß nicht, ob die Rücksicht auf meine arme Mutter stark genug gewesen wäre, mich kampflos zum Aufgeben eines erfaßten Lebensplanes zu bewegen — glücklicherweise wurde mir der Streit zwischen Pflicht und Neigung erspart, denn was mich zum Gesang trieb, war nicht der in mir wohnende Genius einer künftigen Diva, sondern nur das Bedürfnis, in gefühlvollen Liedern, deren Texte mit meiner Seelenstimmung übereinstimmten, meinem Herzen Erleichterung zu schaffen.

So konnte ich ohne Opfer die Angst meiner armen Mutter zur Ruhe bringen, indem ich vollkommen auf jegliche musikalische Karriere Verzicht leistete und mit plötzlichem Entschluß, den von meiner Mutter sicher unbeabsichtigten Wink ergreifend, erklärte, mich der stillen Kunst der Malerei zuwenden zu wollen.

Während des Schulbesuches war Zeichnen stets meine Lieblingsstunde gewesen, und bei den öffentlichen Prüfungen, die mit einer Art Ausstellung der technischen Leistungen der Zöglinge verbunden waren, legte der Lehrer meine Zeichnungen regelmäßig an die sichtbarsten Plätze, wo sie manche beifällige Bemerkung hervorriefen. Die langen Winterabende in unserer stillen Häuslichkeit hatte ich mir oft damit zu kürzen gesucht, daß ich die wenigen Bilder, die wir besaßen, und selbst die mich umgebenden Möbel und Gerätschaften nachzuzeichen strebte, und wohlmeinende Freunde hatten in diesen Versuchen ein entschiedenes Talent zu erblicken gemeint; so war mein plötzlicher Entschluß nicht ganz thöricht, und als nach eingehendem Familienrat man annahm, meine Ausbildung in der Malerei mit den geringsten pekuniären Opfern bestreiten zu können, so ward es zum festen Entschluß: ich sollte Malerin werden!

Digitized by Google

Die Ausführung dieses Planes war in Memel natürlich nicht zu bewerkstelligen; der kleine Ort beherbergte in seinen Mauern außer den wenigen Zeichenlehrern, die an den städtischen Schulen unterrichteten und dafür kaum die nötige Kunstbildung besaßen, nur Stubenmaler, und so naiv die Vorstellung meiner Eltern von Kunst und deren Studium auch waren, so sahen sie doch ein, daß diese Lehrmeister nicht genügten, mir die nötige Anleitung und Ausbildung für meine Kunstlaufbahn zu gewähren. Es wurde also beschlossen, so schwer es meinem Vater mit seinem spärlichen Einkommen auch fiel, mich auf sechs Monate nach Königsberg zu schicken, um dort unter Leitung eines „wirklichen" Künstlers die nötigen Studien im Zeichnen und Malen zu unternehmen. Eine billige Pension wurde ermittelt, und nach Feststellung der unumgänglichen Ausgaben zog ich mit sehr dürftigen Mitteln, aber unendlich großen Hoffnungen und einem wahren Heißhunger nach künstlerischer Ausbildung gen Königsberg.

Mit der gesunden Empfänglichkeit der ersten Jugend, reich an guten Vorsätzen und Illusionen in die unbekannte Welt hinaus — o, welch herrliche Zeit ist das für jedes Menschenkind, und wenn, wie bei mir, der erste Schritt in die Welt gleichzeitig eine Befreiung von engen, drückenden Verhältnissen bildet, dann zieht ein solches Glücksgefühl in die junge Seele, daß selbst trübe Enttäuschungen, die wohl niemandem erspart bleiben, die Erinnerung an diese herrliche Zeit nicht zu tilgen vermögen, so daß ein Strahl jenes Hochgefühls uns noch im Alter mit Wärme erfüllt.

In damaliger Zeit, wo die sogenannte „Frauenfrage" noch gar nicht an der Tagesordnung war, gab es für Mädchen natürlich noch keine Akademie oder öffentliche Lehranstalten. Für das Studium der Malerei war man gänzlich auf den Privatunterricht hervorragender Künstler dieses Faches angewiesen, und es hatten, darauf Rücksicht nehmend, die meisten Maler neben ihrem eignen Atelier, einen oder mehrere dem Zweck entsprechende Räume für den Besuch von Schülerinnen hergerichtet — so konnten sie in bequemer Weise durch den Unterricht der jungen Damen ihre Einnahmen verbessern, ohne erhebliche Einbuße an Zeit zu erleiden.

Der Künstler, dem ich mich zuwandte, der rühmlichst bekannte Maler Gustav Gräfe war als Lehrer ganz besonders gesucht; seine herrlichen Portraits führten ihm stets eine große Anzahl junger Kunstnovizen zu, so daß in seinen Ateliers ein reges, höchst amüsantes Kunsttreiben mich empfing. Man zeichnete und malte nach Gips, die Vorgeschrittenen nach lebenden Modellen, und der Wunsch, von den Lippen des geschätzten Meisters anerkennende Urteile zu erlangen, beseelte seine Schülerinnen zu so regem Eifer, daß ganz tüchtige Leistungen zu stande kamen.

Mit aller Kraft ergriff ich die mir vollständig neue Art des Studiums, aber mit der Freude an der interessanten Arbeit wuchs auch meine Leistungsfähigkeit, und es währte nicht lange, so waren meine Zeichnungen, wie später meine gemalten Studienköpfe entschieden die besten der sämtlichen Mitschülerinnen. Ach, wie glücklich machte mich das lobende Urteil des Lehrers, und mit welch frohem Stolze schmückte ich mein kleines dürftiges Pensionszimmer mit den fertigen Beweisen meines Könnens.

In dem Eifer des Studiums und dem Gefühl vollster Befriedigung hatte ich alles andere vergessen — es traf mich daher die Wahrnehmung, daß der größte Teil der meiner Ausbildung gewährten Zeit fast verflossen war, mit jähem Schreck — nur noch einen Monat der so kärglich gesetzten Frist hatte ich vor mir, dann sollte mein Studium vollendet sein, weil meine geringen Mittel erschöpft waren, und ich hatte gerade erst so viel gelernt, um einzusehen, wie unendlich viel ich noch lernen mußte, um zu eignem, selbständigem Schaffen in der Kunst zu gelangen. Mit jedem Tage, der mich dem Ende meiner Studienzeit näher brachte, wuchs meine Liebe für die herrliche Kunst, und in dem lebhaften Empfinden der Jugend schien es mir schrecklicher als der Tod, jetzt ein Ende machen und in die trostlose Prosa des Memeler Lebens zurückkehren zu müssen.

Auf weitern Zuschuß meines Vaters zur Verlängerung meiner Studien war, wie ich genau wußte, nicht zu rechnen, eigene Erwerbsquellen wußte ich mir nicht zu erschließen, und so teilte ich Herrn Gräfe meinen unfreiwilligen, ach, so bitter schweren Abgang aus seinem Atelier mit. Der tiefe Schmerz, mit dem ich ihm diese Mitteilung

Digitized by Google

eröffnete, weckte die Teilnahme des gutmütigen Künstlers, und nach Darlegung meiner Verhältnisse riet er mir, mich zur Fortsetzung meines Studiums um ein Stipendium bei der dortigen Friedensgesellschaft zu bewerben — er selbst hatte ein derartiges Stipendium zu seiner Ausbildung genossen, und es wäre Zweck dieser Gesellschaft, unbemittelten Studierenden jeden Faches helfend zur Seite zu stehen.

Er wollte meine guten Anlagen und meinen Fleiß bestens empfehlen, und ich sollte meine gelungensten Arbeiten als Beweise dafür dem Vorstand besagter Gesellschaft einsenden.

Mit innigem Dank und großer Hoffnung befolgte ich den gegebenen Rat, suchte sorgfältig meine besten Arbeiten aus und sandte sie, von einem höflichen Ersuchen um ein Stipendium begleitet, an die richtige Adresse.

Nach Tagen unsäglicher Aufregung und banger Erwartung erhielt ich das Antwortschreiben. Mit zitternder Hand löste ich das verschlossene Kouvert, das die Entscheidung meines Geschickes in sich barg. In amtlicher Kürze teilte man mir mit, daß meine Arbeiten, obwohl Fleiß und Talent darin nicht zu verkennen, doch nicht genügten, um daraufhin die Gewährung eines Stipendiums erfolgen zu lassen. Die Gesellschaft hätte zu oft ihre Mittel zur Unterstützung junger Talente hergegeben, die bei weiterer Entwicklung sich als ganz unbedeutend erwiesen und so dem Zweck der Gesellschaft „Förderung der wahren Kunst" durchaus nicht entsprochen hätten; daher sähen sie sich genötigt, jetzt vollgiltige, unzweideutige Beweise wirklichen Talentes zu verlangen, ehe sie ihre Hilfe zusagten. Zu diesem Zweck sollte ich versuchen in einer nach eigner Erfindung, ohne Anleitung des Lehrers, entworfenen Skizze eine Anzahl Personen in lebhafter Aktion zur Anschauung zu bringen und damit das in mir wohnende Talent darzulegen. Professor Rosenfelder, der Leiter der Kunstakademie und ein hoch geschätzter Maler, war als Richter über meine Arbeit gesetzt. Seinem Urteil würde die Gesellschaft in Gewährung oder Ablehnung meines Gesuches folge geben.

Mit schwerem Herzen teilte ich Herrn Gräfe diesen Bescheid mit. Seine Miene verriet mir nur zu deutlich, daß er darin eine höfliche Form der Ablehnung erblickte, aber die Leidenschaftlichkeit meines Wunsches ließ mich die Sache nicht so ansehen — so schnell wollte ich nicht die Hoffnung sinken lassen, den Versuch sollte und mußte ich jedenfalls wagen.

Obwohl sich meine bisherigen Studien nur auf Wiedergabe des menschlichen Antlitzes, höchstens noch der Hände erstreckt hatten, so hoffte ich doch bei geschickter Gruppierung auch die schwierige Darstellung des ganzen Körpers erzwingen zu können; es kam vor allem darauf an, einen dankbaren Stoff zu finden, an dem ich meine junge Kraft versuchen wollte. Alle der Mythologie angehörenden Motive waren leider von vornherein ausgeschlossen, da, wie ich wußte, die Götter die unbequeme Gewohnheit hatten, ihre schönen Gestalten möglichst unverhüllt zu zeigen, und mir aus der Wiedergabe ihrer nackten Glieder eine unlösbare Schwierigkeit erwachsen wäre. Wenn ich es wagen wollte ganze Menschengestalten zu zeichnen, ohne zu wissen, nach welchen Maßen und Verhältnissen die Natur ihre Körper so künstlich gefügt, so konnte ich jedenfalls der Hilfe des verhüllenden Kostüms nicht entbehren, und daraufhin mußte ich den Stoff zu meiner Skizze suchen.

Nach vielem Wählen blieben meine Gedanken bei der bekannten Szene haften, in welcher Virginius seine Tochter Virginia im Beisein des hohen Rates der Dezemvirn erstieht, um sie vor der Schande zu bewahren, die nach dem grausamen Spruch dieses hohen Rates sie zu befallen droht. Zehn Römer, den Hintergrund des Bildes füllend, und davor die leidenschaftlich bewegte Gruppe von Vater und Tochter — das war doch sicher ein lohnenswerter Gegenstand für bildliche Darstellung — mehr konnte selbst die allerkritischste Friedensgesellschaft von einem jungen Talent nicht verlangen.

Mit Eifer machte ich mich an die Arbeit; eine zufällige Aufführung der Oper Norma gab mir Gelegenheit an dem Helden derselben, dem Römer Sever, den Schnitt der römischen Toga genau zu studieren, und in wenigen Tagen war mein Entwurf in kühnen Strichen fertig, um nun in sorgfältiger Ausarbeitung in Sepia übertragen zu werden.

Digitized by Google

In einer großen Säulenhalle saßen an einem mächtigen Tisch die zehn edeln Römer; acht von ihnen waren so placiert, daß der Tisch mit herabhängender Decke ihre Glieder vollkommen deckte und nur ihre Köpfe und Schultern sichtbar blieben. An den beiden Flügelseiten des Tisches hatten die beiden noch übrig gebliebenen Dezemvirn ihren Platz gefunden, und bei diesen konnte ich die Zeichnung ihrer Glieder nicht umgehen, wenn sich auch jeder von ihnen mit einem Arm und Bein begnügen mußte, während die andern Körperteile auch durch den Tisch gedeckt blieben.

So knapp meine Darstellung der Römergestalten ausgefallen war, um so mehr Fleiß und Sorgfalt verwendete ich auf die Zeichnung ihrer Gesichter; Zorn, Schreck, Hochmut und Wut suchte ich durch finster blickende Augen, zusammengezogene Brauen ꝛc. recht anschaulich zu machen und war von meiner Zeichnung auch ziemlich befriedigt.

Die Ausführung der Vordergruppe brachte mir aber größere Schwierigkeiten, als ich in meinem kühnen Wagemut vorausgesehen hatte. Nicht nur, daß es unerläßlich war, die Gestalten mit allen Gliedern sichtbar zu zeichnen, sondern durch die Haltung eben dieser Glieder mußte ich ja die der gegebenen Situation entsprechende Empfindung zum Ausdruck bringen. Wie ich mich aber auch bestrebte, durch unzählige Änderungen meinen Figuren Leben und Ausdruck zu verleihen, Virginia und Virginius blieben nichtssagende Gliederpuppen.

In der Niedergeschlagenheit, die mir aus dieser Erkenntnis erwuchs, verbrachte ich einige Tage in meiner kleinen Stube, von allem Verkehr abgeschlossen, nicht wissend, was ich nun beginnen sollte. Um meine Gedanken von dem traurigen Grübeln abzulenken, vertiefte ich mich in die Lektüre der wenigen Bücher, die meine Pensionswirtin besaß, eine Reihe sogenannter Taschenalmanachs, wie sie in damaliger Zeit beliebt waren. Sentimentale Novellen, Portaits von Fürsten und anderen Berühmtheiten nebst deren Biographien bildeten neben zahlreichen Illustrationen unserer Klassiker den Inhalt. Der Band, den ich zufällig ergriff, enthielt Bilder zu Schillers Dramen; Maria Stuart, Don Carlos, Wallenstein wurden in verschiedenen Szenen, teils komisch, manchmal aber auch nach Zeichnungen tüchtiger Meister dargestellt, so daß ich mit lebhaftem Interesse das Buch durchblätterte.

Da fiel mein Auge auf eine Zeichnung zu Schillers Tell — die Apfelschußszene hatte der Maler gewählt — und wie eine Offenbarung sah ich in der Zeichnung dieses Tell das ausgedrückt, was meine schwache Kraft vergeblich erstrebt hatte. In ähnlicher Situation wie mein Virginius greift Tell nach der todbringenden Waffe — die schon erhobene Hand vermag sich nicht gegen das geliebte Kind zu richten — o, wie einfach und doch wie überzeugend hatte der Maler das in seinem Tell zur Anschauung gebracht! Wie, wenn ich diesen Tell benutzte und ihn mit den nötigen Kostümveränderungen in mein Bild übertrüge? Gedacht, gethan, und nach kurzer Arbeit hatte meine Skizze dadurch ein ganz anderes, würdiges Ansehen. In der Naivetät meiner damaligen Lebenserfahrung hatte ich von einem dadurch vollzogenen Unrecht keine Ahnung; das Bild des Malers, der wahrscheinlich längst tot war, blieb ja dasselbe, wenn auch ein Römer seinem Tell sehr ähnlich sah, und so kam mir mein Thun durchaus harmlos und zweckmäßig vor.

Nach Vollendung meiner ziemlich großen Skizze wanderte ich klopfenden Herzens zu dem als Richter meiner Arbeit bestellten Direktor Rosenfelder, einem Mann, von ungewöhnlich kleiner Gestalt, dessen schönes, geistvolles Gesicht aber beim ersten Blick den bedeutenden, hervorragenden Künstler verriet. Mit freundlichem Zuspruch hieß er mich meine Zeichnung in guter Beleuchtung auf einer seiner im Atelier befindlichen Staffeleien entfalten und trat dann prüfenden Blickes vor mein Werk.

Qualvolle Minuten vergingen in lautloser Stille, ehe Rosenfelder durch das mindeste Zeichen seine Ansicht und damit die Kundgebung meines Schicksals verriet; dann, mit freundlichem Lächeln zu mir gewandt, sagte er halblaut: „Zehn Römer und nur zwei Arme und Beine sichtbar — äußerst weise Ökonomie“; und wieder richtete er sein Auge auf meine unglückliche Zeichnung.

Durch diese wenigen Worte war es mir klar geworden, wie sein Urteilsspruch lauten würde, ja lauten mußte, und in einem Strom heißer Thränen

Digitized by Google

löste sich die entsetzliche Spannung meines Herzens über meinen nun zerstörten Künstlertraum.

Direktor Rosenfelder wandte sich aber erstaunt zu mir: „So warten Sie doch, ich habe ja noch kein Urteil ausgesprochen, ja, ich gestehe, ich bin mir durchaus nicht klar, wie ich Ihr Talent beurteilen soll. Daß mir zunächst Ihr genialer Gedanke, die schwierige Gliederzeichnung der Personen kurzweg zu umgehen, indem Sie einen mächtigen, bedeckten Tisch vorschieben, sehr imponiert, dürfen Sie mir nicht übel nehmen — wie viel Studium und Arbeit wäre uns Künstlern durch ähnliche Schlauheit erspart; aber nun ernst gesprochen, die Dezemvirn, wie auch die Virginia sind mißlungene, leblose Figuren, die in keiner Weise wirkliche Schaffenskraft ihres Erfinders verraten, während die Zeichnung des Virginius in Haltung und Ausdruck so wohl gelungen ist, daß man auf ein wahres, bedeutendes Talent bei Ihnen schließen muß — wer so etwas hervorzubringen vermag, da müsse bei weiterm Studium —" hier richtete er seine Augen freundlich auf mich — — die jähe Röte, die mein Gesicht verräterisch überzog, wie die sichtliche Befangenheit meines Wesens ließen ihn plötzlich inne halten. „Oder sollte Freund Gräfe, Ihr Lehrer, gegen die Vorschrift dennoch Ihnen geholfen haben?"

In diesem Augenblick wurde es mir klar, daß ich Unrecht, sträfliches Unrecht mit der Benutzung der Tellfigur begangen hatte und eben so klar wurde es mir, daß ich mit Unwahrheit mich nicht in den Dienst der heiligen Kunst drängen wollte, zu deren auserwählten Jüngern ich doch wohl nicht berufen war. Nein, lieber entsagen, als mit schlechten Mitteln ein Ziel erstreben, sei dieses Ziel auch noch so lockend schön.

Wie einem Freunde beichtete ich Rosenfelder den kurzen Gang meines Künstlerlebens — der erste Impuls dazu, den wohl mehr meine trüben häuslichen Verhältnisse als der mir innewohnende Genius gegeben, dann die Freude an dem Arbeiten im Kreise der muntern Ateliergenossen bei Gräfe und die Hoffnung, durch fortgesetztes Studium, wozu mir das Stipendium verhelfen sollte, mich als Malerin selbständig machen und der gefürchteten Rückkehr in die unliebsamen Memeler Verhältnisse entgehen zu können. Wie ich in gutem Glauben an das nötige Talent in mir die von der Friedensgesellschaft gestellte Aufgabe unternommen und erst bei der Ausführung allmählich die Erkenntnis gewonnen, daß eine derartige große Begabung mir doch wohl nicht innewohne, sich vielleicht aber im weitern Verlauf des Studiums einstellen würde und ich daher vor allem die Möglichkeit des verlängerten Studiums erwirken müßte.

Rosenfelder hörte mit lebhaftem Interesse meine Beichte an, und amüsierte sich köstlich bei der Schilderung der Qualen, die ich mit den Gliedern und Physiognomien meiner Römer ausgestanden hatte. Wir schieden als gute Freunde, nachdem er mir versprochen, durch Zuwendung von Zeichenstunden zur Gründung meiner Selbständigkeit behilflich zu sein, was er auch treulich gehalten hat. Beim Abschied entließ er mich mit dem scherzhaften Zuruf: „Für Ihr Schicksal ist mir nicht bange; überwinden Sie nur hübsch die schwierigen Lebensaufgaben so kühn und schlau wie die Arme und Beine der unglücklichen Dezemvirn, dann kann es Ihnen nicht schlecht gehen." So endete mein Künstlertraum!

Viele, viele Jahre sind seit jener Zeit vergangen und große Wandlungen haben sich in den meisten Lebenseinrichtungen und Zuständen vollzogen.

Die der Gehirnentwicklung schädlichen Wiegen sind lange gänzlich außer Gebrauch gesetzt; den jungen Weltenbürger empfängt ein von der modernen Wissenschaft konzessioniertes Lager; dem Heranwachsenden eröffnen sich rationell und gründlich geleitete Schulen, in denen, statt durch totes Auswendiglernen den Geist zu lähmen, man bestrebt ist, die eigene Denkkraft des Kindes anzuregen und zu entwickeln, und nach Vollendung des Schulunterrichts bieten sich den so Vorbereiteten Lehranstalten verschiedenster Art.

Auch die Frauen sind nicht mehr von dem allgemeinen Wettkampf des Fortschritts ausgeschlossen — gewerbliche Bildungsschulen, Konservatorien für Musik, Akademien für Zeichnen und Malen laden in bequemster Weise die Lernbegierigen zum Besuch ein; ja, selbst die bisher so streng abgeschlossenen Universitäten ventilieren

Digitized by Google

ernstlich die Frage der Gleichberechtigung der Frau zum Studium der gelehrten Berufszweige. Wie viel leichter haben die Mädchen der Jetztzeit es, sich einen ihnen zusagenden Lebensberuf zu wählen, als wir es damals hatten, als man außer dem Gouvernanten- und Musiklehrerinnenberuf keine Erwerbsthätigkeit für Mädchen kannte.

Natürlich sieht man jetzt auch ganze Scharen junger Damen sich mit großem Eifer den ihnen frei gegebenen Kunst- und Wissenszweigen zuwenden — ob aber die Masse des darin Geleisteten mit dem Wert in Einklang steht, ob nicht gerade die Leichtigkeit, mit der man jetzt zum Ziele gelangen kann, eine Gefahr in sich birgt?

Den bisher enge gezogenen Schranken entronnen, hält manches junge Mädchen das Gefühl der Unbefriedigung und inneren Leere, das sie bedrückt, für das Regen des Genies und ergreift daraufhin einen Beruf, zu dem ihr die wirkliche Anlage fehlt.

Vielleicht veranlaßt diese kleine Skizze eine oder die andere meiner der Kunst zustrebenden Schwestern zu unbefangener, ernster Prüfung der ihr innewohnenden Anlagen und schützt sie vor ähnlich herben Enttäuschungen, wie sie der jähe Schluß meiner kurzen Künstlerlaufbahn mir einbrachte.

Frauenleben und -Streben.

Ein Universitätsprofessor über die Frauenbewegung.

In seinem bedeutenden, wenn auch wissenschaftlich zu allerhand Vorbehalten herausfordernden Werke über Sokrates und Plato (Tübingen 1896) tritt Professor Edmund Pfleiderer sehr energisch für die Frauenbewegung unserer Tage ein. In dem Gedanken, daß dieses Buch nur den wenigsten Lesern und Leserinnen der „Frau" zu Gesicht kommen werde, möchte ich nicht nur auf die Thatsache hinweisen, sondern die Stelle selbst hier zum Abdruck und dadurch auch weiteren Kreisen zur Kenntnis bringen. Nachdem er die niedere Stellung der athenischen Frau und demgegenüber die kühnen Reformgedanken Platos in der Frauenfrage dargelegt hat, geht er zur Gegenwart über, wie er sich überhaupt nicht scheut, auf solche Beziehungen der alten athenischen Philosophen und ihrer Bestrebungen zu geistigen oder realen Zeit- und Streitfragen unserer Tage an verschiedenen Stellen seines Buches hinzuweisen. Und da heißt es denn auf S. 245 ff.:

„Freilich noch heute, wo doch inzwischen die römische Welt und das Christentum, letzteres besonders mit Maria als der kulturgeschichtlichen Erlöserin des weiblichen Geschlechts, durch die Jahrhunderte hindurch ihre rühmliche Arbeit gethan, sind wir bekanntlich nicht am Ziel und können abermals wie in so manchem von dem unsterblichen Sokrates-Plato unter Abstreifung der von letzterem selbst preisgegebenen Übertreibungen etwas lernen. Rührig und doch durchaus nicht roh-emanzipatorisch, vielmehr maßvoll und besonnen steht die Frauenbewegung unserer Tage vor dem Blick dessen, dem nicht zähe Vorurteile das Auge trüben oder gar die schmähliche Mannesangst vor drohendem Wettbewerb, welcher nebenbei bemerkt gar manchem unserer jungen Herren auf der Hochschule mit ihrer Verlotterung von ein oder auch zwei Dritteln der unwiederbringlich kostbaren Studienzeit gar nichts schaden würde. Vielleicht zögen sie dann das Rückgrat etwas mehr an, wie das Sprichwort sagt. Auf der Gegenseite aber ist es ein redliches und ehrenwertes Ringen insbesondere nach ökonomischer und materieller Unabhängigkeitsstellung unserer vielen, nun einmal nicht zur Ehe kommen könnenden Mädchen, welch letzteren Punkt die Pharisäer unter ihren Gegnern nachgerade mit Bewußtsein sich und der Welt schnöd unterschlagen, wenn sie die alten wohlfeilen Trümpflein ausspielen. Von Seiten namentlich der mittleren Stände, welche wie die verschämten Armen so häufig zwischen zwei Stühlen niederzusitzen kommen, ist es ein Kampf um „das Recht auf Arbeit", weit mannhafter und berechtigter, als der gleiche Schlachtruf unserer oft so faulen männlichen Arbeiter.

Jener Bewegung also sei der größte Weise von Athen als Autorität ersten Ranges zur Bundesgenossenschaft aus dem Grab herbeigerufen. Wir sind ja sonst so begeisterte Altklassizisten, wo es sich um den und den Buchstaben dreht, und meinen, ohne zwei zu unserem bißchen Deutsch hinzugelernte alte Sprachen wie Griechisch und Latein

Digitized by Google

sei der Mensch nur ein halber Mensch. Warum nur und allein den Geist ablehnen, wenn er als frischer Südost uns aus dem Altertum anweht? Gerade heutigen Tages, wo man doch hinter allen andern Privilegien und Privilegierten aufräumend her ist und sich die Männerkehle um die Freiheit heiser schreit, ist die noch immer ablehnende Haltung gegen eine klare Forderung der einfachen Gerechtigkeit und Vernunft, z. B. gegen die Gestattung weiblicher Ärzte schwer begreiflich. Und namentlich möchte man staunen, daß „das Volk der Dichter und Denker" hierin an der „queue der Civilisation" marschiert. Ich kann mir das in der Hauptsache nur daraus erklären, daß uns unsere ärmliche politische Geschichte, wie sie dies für die Nation im ganzen bis vor kurzem zweifellos war, sozusagen auf die Seele geschlagen ist und eine gewisse Verzwergtheit und Verkrüppelung namentlich für alle praktischen Fragen hinterlassen hat.

Die Frauenbewegung aber siegt trotzdem, ehe noch ein Menschenalter abgelaufen ist; denn umgekehrt wie die Ratten das sinkende Schiff verlassen, sieht man neuestens Gestalten sich um sie annehmen, denen wenigstens zum Teil alles eher zuzutrauen ist, als daß ihr Lebensgrundsatz jenes stolze Wort wäre: Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni. Doch lassen wir das; die Idee hat nun einmal allerlei Wege und Diener. Wenn also bald nach Anfang des nächsten Jahrhunderts dieser und jener bisherige Zopf gefallen ist, so wird sich jeder von der neuen Generation nur wundern, daß er bei uns Alten so lange hinten hing. Dann werden auch Sokrates und Plato auf den Inseln der Seligen, wo sub specie aeterni zweitausend Jahre sind wie ein Tag, milde lächeln und sagen: Und wir alten Vertreter der Gerechtigkeit haben eben doch Recht behalten."

Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß ich dem allen durchaus zustimme und mich von Herzen freue, daß die Frauenbewegung an dem Tübinger Philosophen einen so hervorragenden und unerschrockenen Rufer im Streit gefunden und daß dieser seinen Schlachtruf an einer so vornehmen und der gelehrten Welt weithin vernehmbaren Stelle hat laut werden lassen. Solche Äußerungen müssen aber niedriger gehängt und damit auch Ungelehrten zugänglich gemacht werden; und zu diesen rechne ich nicht zum wenigsten auch unsere „Herrschenden" am grünen Tisch, die zwar studiert haben, aber darum doch im allgemeinen keine Wissenden im Sinne Platos sind.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

---

* **Die Petition des Berliner Frauenvereins** um Zulassung der Frauen zur Immatrikulation auf preußischen Universitäten, über welche die Unterrichtskommission des preußischen Abgeordnetenhauses Übergang zur Tagesordnung beantragt hatte, hat noch Veranlassung zu einer eingehenden Erörterung im Plenum gegeben. Dabei trat vor allen Dingen der Abgeordnete Rickert mit großer Wärme für die Frauenbestrebungen ein. Es wies auf die Inkonsequenz des Verhaltens der Regierung hin, die erst die Frauen zum Maturitätsexamen zulasse, sie dann über ein Jahr lang hinhalte, um ihnen schließlich doch, wie es scheine aus Furcht vor den Universitätsprofessoren, die Immatrikulation zu versagen. Er verlangte freie Bahn auch für die Frauen und bezeichnete die Furcht, die man stets vor ihrem Vordringen äußere, als im höchsten Grade unmännlich. Mit thatsächlichem Material bewies er überdies, wie wenig begründet diese Furcht sei. Seine eingehende, von wirklicher Beschäftigung mit der betreffenden Frage zeugende Rede wurde von den Abgeordneten Dr. Langerhans, Dr. Sattler und Dr. Gerlich in Einzelheiten noch ergänzt; letzterer warf mit Recht dem immer wieder — auch in dem Kommissionsbericht — gebrachten Einwand gegenüber, dies oder jenes entspreche „der Eigenart des Weibes" nicht, die Frage auf, ob es denn etwa der Eigenart des Weibes entspreche, daß sie als Kunstreiterinnen auftreten oder als Athletinnen in den Cirkussen oder daß sie sich überhaupt in öffentlichen Lokalen produzieren. Auch er verlangte, wie der Abgeordnete Rickert, daß man die Frau selbst entscheiden lasse, was ihrer Eigenart entspreche. Der Antrag Rickert, man möge die Petition der Regierung als Material überweisen, wurde zwar abgelehnt, aber mit einer so geringen Majorität, daß eine Gegenprobe nötig wurde, um sie überhaupt als solche zu konstatieren. Der moralische Erfolg der Petition ist damit festgestellt; selbstverständlich werden die Frauen sich dabei aber noch nicht beruhigen.

* **Die Frauen an der Universität Berlin.** Die Zahl der an der Universität hospitierenden Frauen betrug im Sommer v. J. 39, im Winter 95. In den Jahresberichten der Anstalten und Seminare wird ihrer Teilnahme an den Arbeiten mehrfach gedacht. Geh. Rat A. Wagner hebt hervor, daß die beiden Damen, welche sich unter den 46 Teilnehmern seines volkswirtschaftlichen Seminars befanden, „fachmäßig gut ausgebildete" Nordamerikanerinnen waren. Auch Geh. Rat Schmoller verzeichnet die Beteiligung einer Dame an seinen Übungen; ebenso waren bei Professor Sering 2 Frauen im Seminar. Der Litterarhistoriker

Digitized by Google

Professor Erich Schmidt, bemerkt daß ausnahmsweise einer Dame (Russin) auf Grund ihrer Berner Doktordissertation die Beteiligung an den Übungen der modernen Abteilung des germanischen Seminars gestattet worden sei; „ihre Referate waren die besten." Auch zum romanischen Seminar von Professor v. Tobler wurden 2 Frauen als Hospitanten zugelassen, im Winter sogar 4. In der von Geh. Rat Gustav Fritsch geleiteten mikroskopisch-biologischen Abteilung des physiologischen Instituts erhielten im Wintersemester die Fräulein Hartmann und Krüger Anleitung zum Zeichnen mikroskopischer Präparate. Endlich beteiligten sich Damen an den seminaristischen Übungen der christlich-archäologischen und epigraphischen Sammlung sowie für die Zwecke der zoologischen Sammlung des Museums für Naturkunde.

* **Der Allgemeine Deutsche Frauenverein** erläßt nachstehende „Vorläufige Mitteilung":

Der auf Anregung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins im Herbst 1873 zu Stuttgart gegründete „Schwäbische Frauenverein" hat den unterzeichneten Vorstand freundlichst eingeladen, die diesjährige Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und den damit verbundenen Frauentag in Stuttgart abzuhalten. Diese Einladung ist mit Freude angenommen worden und so wird die 19. Generalversammlung vom 30. September bis 3. Oktober in Stuttgart stattfinden.

Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins:

Auguste Schmidt. Henriette Goldschmidt. Helene Lange. Mathilde Weber. Josefine Friederici. Dr. Käthe Windscheid. Johanna Brandstetter. Louise Pache. Marie Hecht.

* **Weibliche Fabrikinspektion.** Im Staatshauptvoranschlage des Großherzogthums Hessen für die Finanzperiode 1897 bis 1900 sind Mittel für zwei weibliche Assistenten der beiden hessischen Fabrikinspektoren vorgesehen. Die Aufsichtsbefugnisse der Assistentinnen sollen sich einstweilen nur auf ganz spezielle, die Frauenarbeit berührende Gebiete und solche Betriebe beziehen, in denen ausschließlich Arbeiterinnen beschäftigt sind. Damit würde endlich ein bescheidener Anfang mit der weiblichen Fabrikinspektion in Deutschland gemacht.

* **Der Rechtsschutz für Frauen** in Frankfurt a. M., von der dortigen Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins gegründet, hatte vor kurzem Gelegenheit, praktisch für die Rechte der Frauen einzutreten. Im benachbarten Isenburg streiken die Wäscherinnen, gezwungen durch ungemessene Arbeitszeit (in der Regel 12—18 Stunden und darüber) bei häufig mangelhafter Entlohnung und Kost. Es wurde nur Herabminderung der Arbeitszeit auf 12 Stunden, eventuell Zahlung etwaiger Überstunden, sowie gute Behandlung und ausreichende Beköstigung verlangt. Diesen bescheidenen und durchaus gerechtfertigten Forderungen gegenüber nahmen die Arbeitgeber eine schroff ablehnende Haltung an. Der Frankfurter „Rechtsschutz" trat nun in Thätigkeit. Ein Aufruf hatte einen nicht unbedeutenden Erfolg. In einer zu diesem Zweck einberufenen Versammlung berichtete Frau Henriette Fürth über die betr. Verhältnisse, die sich zum Teil noch schlimmer erwiesen als man angenommen hatte. Man trat dann mit dem Bürgermeister von Isenburg in Verbindung. Das endgiltige Resultat war eine vor dem Gewerbegericht getroffene Vereinbarung, wonach die Forderungen der Wäscherinnen in vollem Umfange zugestanden wurden, ein Erfolg, der fast ausschließlich dem mutigen Eintreten der Frauen für die Frauen zu danken ist.

* **Der französische Senat** hat vor kurzem ein, von Regierung und Kammer inzwischen bestätigtes Gesetz angenommen, das für die Frauen von großer Bedeutung ist. Nach dem Code Napoleon konnte bis jetzt die Frau in Frankreich nicht Zeugin für standesamtliche Bekundungen sein. In Strafsachen konnte die Frau zeugen; auf ihren Zeugeneid hin konnte ein Angeklagter den Kopf verlieren. Dieselbe Frau konnte aber nicht glaubhaft bezeugen, daß ein neugeborenes Kind der Sprößling von Soundso sei. Für derartige Beurkundungen konnte man aber irgend einen Tagedieb von der Straße hereinrufen. Künftighin kann die Frau wie in strafrechtlichen so auch in allen bürgerlichen Sachen Zeuge sein. Obgleich das wenig scheint, ist es doch von größter Bedeutung, da es ein Bruch mit den alten Anschauungen in Bezug auf Würde und Wert des Weibes ist. Dieser Sieg ist vor allem der Klugheit und Zähigkeit einer der besonnensten und eifrigsten Vorkämpferinnen der Frauen zu danken, Frau Jeanne Schmahl, die an der Spitze der von ihr gegründeten Gesellschaft „L'Avant-Courrière" seit Jahren für diese Frage eintrat. Ihr war es schon früher gelungen, für die Frau das Recht der Verfügung über ihren eignen Arbeitslohn durchzusetzen.

* **In Holland** stehen schon seit verschiedenen Jahren die meisten Realschulen mit fünfjährigem Kursus auch den Mädchen offen. Die Maturitätsprüfung verleiht das Recht zum medizinischen wie zum pharmazeutischen Studium, sowie das Recht, Zahnarzt zu werden. Will man aber den Doktortitel erwerben, so muß man die Abiturientenprüfung eines Gymnasiums oder das damit gleichstehende Staatsexamen bestehen. In den Jahren 1885—1895

Digitized by Google

haben in Holland im ganzen 77 junge Frauen die Maturitätsprüfung an der Realschule mit gutem Erfolg bestanden, von denen drei auch das Gymnasialdiplom besitzen. Von diesen ist inzwischen eine gestorben, 20 sind amtlos geblieben, 2 sind Arzt, 7 Apotheker, 1 Zahnarzt. Es studieren Medizin 7, Pharmazeutik 8, Chemie 2. Von den übrigen sind 2 Apothekergehilfen, während 21 sich dem Lehrfach zugewandt haben. Von diesen letzteren stehen 2 an der Spitze einer Elementarschule, 2 an einer höheren Töchterschule, 16 sind ordentliche Lehrerinnen an Elementarschulen, 1 ist Kindergärtnerin. Ferner sind 5 bei der Post oder der Telegraphie angestellt und eine studiert Gesang.

Es sind ferner in Holland diesen Sommer zum erstenmal Frauen zu Mitgliedern der Prüfungskommissionen für Französisch (Elementarunterricht), Deutsch und Englisch (Elementar- und Realschulunterricht) ernannt worden, und zwar in der Kommission für Französisch zwei Frauen als ordentliche und zwei als stellvertretende Mitglieder, in jeder der beiden anderen Kommissionen zwei als ordentliche Mitglieder. Die Frauenbestrebungen in Holland haben dadurch eine große Förderung erfahren. M. J. B.

* **Ein internationaler Verein** gegen den schimpflichen Mädchenhandel in allen Ländern und Erdteilen ist nach dem „Hamb. Cour." in Warschau in der Bildung begriffen. Die Satzungen des neuen Vereins sind bereits bei den Behörden eingereicht, und zahlreiche Justiz- und höhere Polizeibeamte, Universitätsprofessoren, Großindustrielle u. s. w. haben ihren Beitritt angemeldet. Der Verein will zunächst Vertrauensmänner in zahlreichen europäischen, amerikanischen und afrikanischen Häfen zur Beobachtung und Ausforschung anstellen und vor allem auch in Rußland den Händlern das Handwerk legen. Wie offen dieser Handel in Rußland betrieben wird, geht beispielsweise aus folgendem Vorkommnis hervor. Dem Einwohner S. in Neu-Brudno bei Warschau verschwand am 11. Mai seine bildschöne, aber etwas beschränkte 19jährige Marianna plötzlich. S. befürchtete, sie möchte von Mädchenhändlern verschleppt worden sein, und forschte nach. Ein ehemaliger Mädchenhändler erklärte sich gegen eine größere Belohnung bereit, das Mädchen ausfindig zu machen. Wirklich gelang dies auch. Man fand das Mädchen in Lodz, von wo es gerade mit noch drei anderen Mädchen über Bremen nach Südamerika geführt werden sollte.

* **Auch in Japan** scheint das Interesse für das Frauenstudium größer zu sein als in Deutschland. In Tokio wird die Gründung einer Universität für Frauen geplant. Der Urheber dieses Planes ist der japanische Gelehrte Riso Naruse, der über ein Jahr lang mit allem Eifer das Projekt vorbereitete, bis schließlich am 26. Mai d. J. eine große Versammlung in Osaka ihre lebhafte Zustimmung bekundete und die Gründung einer Nihou-Sioschi-Daigaku (Japanischen Universität für Frauen) beschloß. An der Versammlung nahmen die höchsten Hof- und Staatsbeamten teil, so der Minister des Äußern Graf Okuma, der Unterrichtsminister Marquis Hatschisuka, der kaiserliche Hofminister Graf Hisikata, der Präsident des Oberhauses und Direktor der Adelsakademie Fürst Konoje, ferner viele der angesehensten Adligen, Gelehrten und Kaufleute, im ganzen etwa 250 Personen. Zunächst sollen 300 000 Jen (6—700 000 Mark) aus Privatmitteln gesammelt werden. Der Kaiser und besonders die Kaiserin sollen der geplanten Gründung sehr günstig gesinnt sein, und es ist bereits auch Staatshilfe in Aussicht gestellt worden.

* **Totenschau.** Nach langjähriger Krankheit starb in Wien eine der größten Tragödinnen: Charlotte Wolter. Sie war 36 Jahre lang am Hofburgtheater thätig und brachte noch in den letzten Jahren, obwohl schon schwer krank, die jugendlichen Heldinnen der klassischen Dramen in unvergleichlicher Weise zur Darstellung. Sie ist mit fürstlichen Ehren bestattet worden. — Miß Lowe, die Herausgeberin des bekannten englischen Weltblattes „The Queen", das sie 30 Jahre lang leitete, ist vor kurzem gestorben. Sie war eine Frau von hervorragender Individualität. Für die ihr obliegende Aufgabe war sie ganz besonders gut vorbereitet, da sie mit ihrem Bruder klassische und moderne Studien von Kindheit auf geteilt und unter seiner Leitung sich für den Journalismus ausgebildet hatte. In Bezug auf die Frauenemancipation liebte sie die Theorie weniger als die That; wo es galt, eine Frau erwerbsfähig zu machen, einem Talent Bahn zu brechen, konnte man ihrer Hilfe gewiß sein. Sie starb mitten in ihrer Arbeit, ein Schicksal, das sie sich immer gewünscht hatte. — In Berlin starb Ende Juni Frau Dr. Henriette Abarbanell, die sich durch ihre Beteiligung an den Wohlfahrtsbestrebungen der Hauptstadt ein dauerndes Andenken gesichert hat. Ganz besonders hervorragend war ihre Thätigkeit auf dem Gebiet der Armenpflege, der sie ein großes praktisches Verständnis entgegenbrachte.

Digitized by Google

Noch ein Wort für den Hebammenberuf.

Von einer Hebamme.

Mit besonderer Freude las ich im Januarheft dieser Zeitschrift ein Aufsatz über meinen Beruf aus der Hand einer Frau, die wohl in den schwersten, ernstesten und doch so glücklichen Stunden nicht gerade verständnisvolle Hilfe gehabt hat und deswegen ein warmes Wort für die Hebung des Berufs einlegt. Das giebt mir den Mut, auch einiges über die in vieler Beziehung nicht berechtigte Abneigung gegen diesen Beruf zu sagen und an die deutschen Frauen die Bitte zu richten, mit mir für eine Hebung dieses Standes einzutreten.

Der schwerwiegendste Grund gegen das Ergreifen dieses Berufs ist wohl, daß er die Frau oder das Mädchen der gebildeten Stände bis zu einem gewissen Grade von der Gesellschaft ausschließt. Sie ist nicht mehr „salonfähig", sie nimmt nicht mehr in derselben Weise wie vordem an der Geselligkeit der Kreise, denen sie ihrer Familie und ihrem Bildungsgrade nach angehört, teil; denn viele nehmen Anstoß daran, mit einer Hebamme zusammen zu kommen. So ist es kein Wunder, daß eine Mutter, die ihre Tochter erwerbsfähig machen will, sie solchen Demütigungen nicht aussetzen mag; daß eine Witwe, die schon ohnehin viel zu tragen hat, nicht die Kraft und den Mut hat, gegen solche Vorurteile anzukämpfen und daß schließlich ein Ehemann aus denselben Gründen seiner Frau untersagt, diesen Beruf zu ergreifen, auch wenn durch die Ausübung desselben der finanziellen Not der Familie abgeholfen werden könnte.

Ein zweiter Grund liegt in der geringen Honorierung dieser verantwortungsvollen Arbeit. Eine Dame, die diesen Beruf ergreift, muß, wenn sie gut darin vorwärts kommen will, auch äußerlich Dame bleiben; bei der größten Einschränkung und Sparsamkeit gebraucht sie selbstverständlich mehr, als die Frau aus dem Volke. Übt sie als Ehefrau oder unterstützt durch das Elternhaus den Beruf aus, so sind die finanziellen Sorgen nicht so groß; steht sie aber allein, ist sie gar Witwe mit unversorgten Kindern, so gehört bei der durchschnittlichen Honorierung schon eine sehr große Praxis dazu, um ausreichend zu verdienen; denn gerade der Beruf legt der Hebamme auch Beschränkungen auf, da sie, der peinlichen Sauberkeit halber, die an ihrem ganzen Körper herrschen muß, nicht jede Arbeit in ihrem Haushalt selbst verrichten darf. Man denke sich, eine Hebamme würde gerufen in dem Moment, wenn sie Kartoffeln schält oder den Ofen gereinigt und geheizt hat; da können mit dem besten Willen die Hände nicht so aussehen, wie sie aussehen sollten, um einer Gebärenden Beistand zu leisten. Nimmt sie aber, um solche Mißstände zu vermeiden, sich die unentbehrliche Hilfe ins Haus, so werden dadurch die Ausgaben vergrößert, und der Beruf ist deshalb, wie die Dinge heute noch liegen, für manche unmöglich, die vielleicht Freude daran und Geschick dafür hätte.

Besonders dringende Abhilfe verlangen die Zustände bei den Gemeinde-Hebammen. Auf dem Lande hat jedes kleine Dorf, auch wenn in der nächsten Umgebung noch mehrere ebenso kleine Dörfer liegen, seine besondere Hebamme. Diese hat natürlich ihr Haus, ihren Stall, häufig auch Feldarbeit zu besorgen; denn wegen der wenigen Geburten (es giebt Hebammen, die deren nur 5 bis 10 im Jahre haben) kann sie doch die Arbeit nicht lassen. Da trifft sie denn oft der sehr eilige Ruf zur Geburt vielleicht, während sie ihr Feld bestellt oder im Kuhstall arbeitet, und mitten aus der Arbeit muß sie fort und einer Frau helfen. Wie dann, wenn überhaupt noch Zeit dazu ist, die Desinfektion gehandhabt wird, weiß jeder, der Einblicke in die Hebammenarbeit gethan hat. Kann man sich dann wundern, wenn das Wochenbettfieber und die zahllosen andern Erkrankungen im Wochenbett auf dem Lande nicht in dem Maße abnehmen, wie man es nach der Durchführung der Semmelweiß'schen Theorien und der Einführung der Anti- und Aseptik erwarten dürfte? Ich be-

Digitized by Google

obachtete, daß zur Zeit der Feldarbeit die meisten Hebammen wegen Fieberanfällen zur Desinfektion in die Landeshebammenanstalt geschickt wurden; die Hände dieser Hebammen redeten die deutlichste Sprache, aber von den Hebammen selbst wurde sie selten verstanden; ein gutgemeinter Rat oder eine kleine Rüge rief sogar einen Sturm von Entrüstung hervor. Mir ist ein diese Verhältnisse charakterisierendes Erlebnis unvergeßlich. Im Sommer 18 . . wurden die Schülerinnen der Xschen Hebammen-Lehranstalt nach bestandenem Examen entlassen. Eine derselben — es war mit die Beste und Gewissenhafteste des Jahrganges — kehrte ins Elternhaus zurück, aufs Land. Die Mutter hatte eine große Milchwirtschaft, der Vater hatte das Feld zu bestellen, natürlich war Arbeit in Hülle und Fülle da, und die langentbehrte Tochter mußte helfen, wo es fehlte, auf dem Felde und im Hause. Fünf Wochen später kam ich während meines Urlaubs in die Nähe ihres Dorfes und besuchte sie. Sie erzählte mir unter Thränen, daß sie zwei Geburten unter diesen erschwerenden Umständen geleitet hätte. Der Ruf zur ersten kam, während sie auf dem Felde arbeitete. Ihre Hände, auf die ich bei jeder Hebamme zuerst sehe, trugen deutliche Spuren gröbster Arbeit und hatten nicht das Aussehen, das von Hebammenhänden verlangt werden muß. Sie sagte mir auch: entweder Hebamme sein oder Feldarbeit thun, beides geht nicht. Ich riet ihr natürlich, wenn ihre Eltern und die Gemeinde das nicht einsehen wollten, fortzugehen. — Etwa zehn Minuten von diesem Dorf entfernt liegt ein zweites, das auch seine Hebamme hat. Die Anzahl der Geburten in beiden Dörfern würde gerade reichen, um einer Hebamme genügend Arbeit zu schaffen und sie so unabhängig zu stellen, daß sie zum Lebensunterhalt nur ihren Hebammenberuf brauchte.

So wie hier wird es gewiß noch an vielen anderen Orten sein. Da drängt sich einem immer wieder die Frage auf, warum werden die Hebammen nicht so gestellt, daß sie nur vom Beruf leben können? Man vertraut ihnen das Köstlichste, das Leben der Mutter und des Kindes an, und, belastet mit dieser schweren Verantwortung, hat manche Hebamme nicht genug zum Leben. Sicherlich würden durch bessere Honorierung der Hebammen ihre Leistungen gehoben, und welch kostbares Gut an Menschenleben würde dadurch indirekt dem Staate erhalten.

Ein weiterer Grund der Abneigung gegen den Hebammenberuf liegt in dem Umstande, daß sich leider noch viele unlautere Elemente in diesem Beruf finden, sodaß eine gebildete Frau sich fürchtet, zu ihnen gerechnet zu werden. Es wird ja viel gethan zur Hebung des Standes; die Hebammen selbst schließen sich zusammen in Vereinen und arbeiten, von ärztlicher Seite unterstützt, mit aller Kraft an der Besserung ihrer Lage, aber ich glaube, solange nicht viele andere Elemente, die schon durch ihre Erziehung und ihre Bildung durchgreifend veredelnd wirken, in diesen Beruf kommen, wird wesentliche Besserung nicht erreicht werden. Ich weiß, es giebt auch unter den jetzigen Hebammen viele tüchtige, tapfere und edeldenkende Personen, aber da sie meistens aus niederen Kreisen kommen, haben sie nicht das richtige Verständnis für eine höhere Auffassung ihres Berufes einerseits und für die Bedürfnisse ihrer gebildeten Patientinnen andererseits. Erst wenn eine bessere Vorbildung und ein vollständig makelloser Lebenswandel zum Eintritt in die Hebammen-Lehranstalten verlangt wird, ist es möglich, daß der Stand das wird, was er sein sollte. —

Ein letzter Grund gegen den Eintritt in den Hebammenberuf ist die Furcht vor der Ausbildungszeit. Daß diese Monate keine leichten sind, gebe ich zu, wer aber deswegen den Beruf aufgiebt, hat auch nicht die dafür nötige physische und sittliche Kraft. Zwei Momente sind es, die in dieser Zeit einer Frau aus gebildetem Stande schwer fallen. Zuerst erwähne ich die unserem Körper ungewohnte schwere, grobe Arbeit. Das Putzen und Scheuern muß aber gelernt und durchprobiert werden; es erhöht den Reinlichkeitssinn und schärft das Auge, den geringsten Schmutz wahrzunehmen. Freilich werden in den verschiedenen Anstalten auch in dieser Beziehung verschiedene Ansprüche gemacht. Viel schwerer ist meines Erachtens das enge Zusammenleben mit so verschiedenartigen Elementen, unter denen man als gebildete Frau kaum eine Gesinnungsgenossin findet. Die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, der von vielen geteilte Schlafsaal, wo sich die Herzen in oft unerquicklichen Gesprächen Luft machen, das alles ist unter Umständen schwer zu ertragen, und nur der Gedanke, daß es in absehbarer Zeit ein Ende hat, richtet den sinkenden Mut wieder auf. Wenn sich heute eine Frau aus den gebildeten Kreisen für diesen Beruf entscheidet, ist meistens Schweres dem Entschluß vorausgegangen; finanzielle Verluste oder traurige Familienverhältnisse, oft beides zusammen haben den Entschluß zur Reife gebracht, und in dieser trostlosen Gemütsstimmung erscheint vieles in der Lehrzeit noch schwerer, als es im Grunde genommen ist. Doch wenn man selbständig werden will, so muß man früh lernen, mit jedermann auszukommen und sich zu fügen. Die Zeit des Lernens vergeht schnell, die Arbeit interessiert immer mehr, je länger man in derselben

Digitized by Google

steht; freilich tritt die große Verantwortlichkeit des Berufes auch immer ernster an einen heran, je mehr der Kursus seinem Ende zugeht. Wenn nun endlich das Ziel erreicht ist, so sollte man nach bestandenem Examen noch einige Zeit zur weiteren Ausbildung benutzen, entweder als Volontärin an einer Klinik oder an einem Wöchnerinnen-Asyl, oder besser noch als Festangestellte an einem dieser Institute. Kommt man sofort vom Examen in die Privatpraxis, so verliert man in dem Gefühl der großen Unsicherheit den Mut zu energischem Auftreten, das sehr oft unbedingt nötig ist. Hat man aber, nicht mehr als Schülerin, sondern als Hebamme einige Zeit in einer Anstalt zugebracht, so bekommt man eine ganz andere Fertigkeit und Sicherheit. Ich selbst habe zwei Jahre als Oberhebamme an der Anstalt gewirkt, in der ich meine Ausbildung erhalten habe, ehe ich mich entschloß, mich als Hebamme niederzulassen. Diesem zweijährigen Fortbildungskurs, wenn ich mich so ausdrücken darf, verdanke ich sehr viel, was mir meine jetzige Laufbahn erleichtert. Die Hebammen wünschen ja selbst eine bessere Ausbildung; so lange der Staat dieselbe noch nicht allgemein einführt, sollte die Hebamme aus den gebildeten Kreisen sich diese selbst in der erwähnten Weise verschaffen; dann wird sie auch höhere Honoraransprüche stellen können. Hoffentlich kommt noch die Zeit, wo jeder Familienvater diese Arbeit nicht nach der landesüblichen Taxe, sondern nach seinen Einkünften honoriert, so daß die Gutgestellten für die Armen mitsorgen.

Doch nicht allein mit Geld sollte der Hebamme vergolten werden, sondern Liebe, Vertrauen und Achtung sollte ihr auch entgegengebracht werden. Sie giebt bei ihrer Arbeit das Beste, was sie besitzt; sie muß immer liebreich, teilnahmsvoll, freundlich und heiter, und vor allem auch geduldig sein, und das ist nicht leicht, wenn sie nicht immer wieder von außen den Schatz, aus dem sie giebt, erneuert. Darum, deutsche Frau, wenn du dich in deiner schweren, aber doch so glücklichen Stunde nach einer gebildeten Frau sehnst, so hilf ihr auch, wenn die Zeit vorbei ist, und vergilt ihre Liebe. Nimm sie in deine Familie auf, schließe sie nicht vom geselligen Leben aus, laß sie es nicht fühlen, daß sie „nur eine Hebamme" ist, wie es heutzutage noch so oft heißt. Bedenke, wie wohlthuend es wirken muß, wenn sie, die doch dieselben Bedürfnisse wie du selbst hast, nach dem Miterleben oft unsagbaren Elends einmal ganz andere Eindrücke aufnehmen, wenn sie im näheren Verkehr alle den gebildeten Menschen interessierenden Fragen besprechen, Ansichten austauschen und erweitern kann. Der Alleinstehenden, sei sie Witwe oder unverheiratet, schenke deine besondere Teilnahme, sie entbehrt mehr, denn das beständige Zeuge sein des größten Glücks läßt sie die Einsamkeit besonders schwer empfinden. Nur wenn du dich so zu der gebildeten Hebamme stellst, werden gebildete Frauen in größerer Zahl bereit sein, diesen Beruf zu ergreifen.

Und nun zum Schluß noch einige Worte über die geburtshilfliche Thätigkeit der gebildeten Frau am Bette der Frau aus dem Volke. Daß sie dort, sowohl in sanitärer als auch in ethischer Beziehung mehr leisten und helfen kann, als eine ungebildete Hebamme, das liegt ja völlig auf der Hand. Man muß die qualvollen Stunden des Leidens — und auch häufig des Sterbens — als Pflegerin mit durchgemacht haben, um ganz davon durchdrungen zu sein, daß alle, die an der Lösung der sozialen Frage arbeiten, auch besonders für die Beseitigung der einer Familie durch Wochenbett erwachsenden Notstände eintreten sollten. Wieviel schlecht geleitete Geburten, wieviel unrichtig abgewartete Wochenbetten tragen Schuld an der dauernden Krankheit der Mutter und dadurch auch am Elend der später geborenen Kinder. Darum, ihr deutschen Frauen, die ihr euch in der Zeit des Wochenbettes pflegen und schonen könnt, thut euch zusammen, gründet Wöchnerinnenheime, in denen die bedürftige, die arme Frau, wenn häusliche Verhältnisse es wünschenswert machen, ihrer Niederkunft unter sachgemäßer Pflege entgegengehen kann; gründet im Verein mit Hebammen, denen die Sorge um das Wohl der armen Frau am Herzen liegt, Wöchnerinnenvereine, welche die arme Frau in den Stunden der Not kräftig und sachgemäß unterstützen.

Die Ernte ist groß, aber es fehlt an Schnitterinnen; darum auf, deutsche Frauen, helft werben, vorbilden, erziehen; schickt eure Töchter an die ernste Arbeit, auch an unsere Arbeit, so wird der gute Samen, den ihr jetzt ausstreut, aufgehen und Frucht bringen hundertfältig, zum Segen und Heil der deutschen Frauen und Kinder.

Digitized by Google

„Die deutschen Frauen in dem Mittelalter." Von Karl Weinhold. 2 Bände 3. Auflage (Wien, Carl Gerolds Sohn. Preis 15 Mark.) Weinholds Buch gehört längst zu den unentbehrlichen Nachschlagebüchern für jeden, der der Frauenfrage ein ernstliches Studium widmet. Und das, obwohl es mit der Frauenfrage nichts zu thun hat. Es zeichnet einfach frühere Zustände des Frauenlebens mit liebevollem Eingehen auf alle Einzelheiten. Die Kapitelüberschriften deuten den Gedankengang an: 1. Die Namen. 2. Die Göttinnen. 3. Die Priesterinnen, weisen Frauen und Hexen. 4. Das Mädchen. 5. Liebe und Frauendienst. 6. Die Vermählung. 7. Die Ehefrau und die Witwe. 8. Das Hauswesen. 9. Das gesellige Leben. 10. Die Tracht. 11. Rückblicke. Nichts von Frauenfrage. Und dennoch bietet das Buch für jeden, der spätere Zustände aus früheren abzuleiten gewöhnt ist, der die geschichtliche Bedingtheit aller Entwicklung anerkennt, eine Fülle von Momenten, aus denen sich Folgerungen für später ergeben. Nicht nur jene ganz allgemeine Folgerung, daß mit den Zuständen, die Weinhold so anschaulich schildert, auch die Frau eine andre werden mußte — auch ganz positive Waffen liefern bestimmte Kapitel. Die Forderung nach tieferer Bildung kann kaum besser begründet werden als durch den Rückblick auf die höfische Zeit, wo Gelehrsamkeit „als Sache der Weiber und Pfaffen galt"; für die Berufsthätigkeit der Frau bietet u. a. das Kapitel „das Mädchen" wertvolles Material. Daß aber „der reiche Schatz von Lieb' und Treue, den der Busen einer Frau bewahren kann", hier besonders getreulich verzeichnet worden ist, möchte für manche Frauenrechtlerin, die im Eifer des Gefechts diese Seite hintansetzen zu können glaubt, ein heilsames Memento bilden.

„Grundriß der Psychologie." Von Wilhelm Wundt. 2. Auflage. (Leipzig, Wilhelm Engelmann. Preis 6 Mark, gebunden 7 Mark.) In seinem Vorwort giebt der Verfasser selbst Auskunft darüber, welche Stellung das vorliegende Buch zu seinen übrigen psychologischen Werken einnimmt. Die „Grundzüge der physiologischen Psychologie" suchen vor allem die Hilfsmittel der naturwissenschaftlichen, besonders der physiologischen Forschung der Psychologie dienstbar zu machen und die experimentelle psychologische Methodik nebst ihren Hauptergebnissen kritisch darzustellen, während die „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele" in mehr populärer Weise über Wesen und Zweck der experimentellen Psychologie Auskunft zu geben und psychologische Fragen von allgemeinerer philosophischer Bedeutung zu erörtern suchen. Der vorliegende Grundriß sucht die Psychologie in ihrem eigensten Zusammenhang und in systematischer Darstellung, zugleich aber unter Beschränkung auf das Wichtigste und Wesentliche vorzuführen. Dadurch ist das Buch zu einer vorläufigen Aneignung der ganzen Wundtschen Anschauungsweise vorzüglich geeignet. Die Anordnung bietet einen großen Vorzug dadurch, daß der Verfasser nicht in der üblichen Weise den Zusammenhang der psychischen Gebilde (Bewußtsein, Aufmerksamkeit, Associationen, Erinnerungsvorgänge, Apperception ꝛc.) bei den Vorstellungserscheinungen abhandelt, sondern ihn erst nach Erledigung sämtlicher psychischen Elemente und Gebilde zur Darstellung bringt. Das Buch kann jedem warm empfohlen werden, der nicht eine oberflächliche Orientierung über, sondern ein wirkliches Eindringen in die streng wissenschaftliche Auffassung der psychologischen Vorgänge beabsichtigt. Die ganz vorzügliche äußere Ausstattung muß noch rühmend hervorgehoben werden.

„Lene." Roman von Nicolaus Krauß. (Berlin W., F. Fontane u. Co. Preis Mark 3.) Eine Dorfgeschichte, aber keine stilisierte. Ein Bauernmädchen im Egerlande ist die Heldin, wenn der Name auf eine vom Schicksal hin- und hergestoßene, von den Menschen ausgenutzte und gehudelte Magd passen will. Als Grundmelodie erklingt das Lied von der Arbeit, aber nicht im Verzweiflungston des „Sanges vom Hemde", sondern befreiend, erlösend; das Lied von der Arbeit, die den inneren Menschen hebt und adelt. Versöhnend klingt auch das Buch aus. Es stellt keine Alltagsleistung dar.

„Die Lampe der Psyche", Roman von Ida Boy-Ed. (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Preis 4 Mark.) Amor entflieht, als ihn Psyche mit der Lampe beschleicht. So flieht die Liebe vor dem Ergründenwollen, dem Vivisecieren der Seele, das nichts auf Treu und Glauben nehmen, nichts unausgesprochen, unverstanden sein lassen will. Das ist das Thema, das die Verfasserin mit dem gewohnten Geschick in spannender Weise zu behandeln weiß. Ihr Held ist ein Künstler, eine geniale Natur, die doppelt eifersüchtig das Recht auf Eigenart, auf freie Entwickelung wahrt. Ob die ängstlichere, grübelnde Natur der Frau, die ihn vielleicht gerade durch den Kontrast angezogen hat, bei allem Adel der Gesinnung auf die Dauer die Lampe der Psyche in den Winkel zu stellen vermag, das ist die Frage, die der optimistisch ausklingende Schluß im Leser zurückläßt.

Digitized by Google

„Sittenbilder aus China: Mädchen und Frauen." Ein Beitrag zur Kenntnis des chinesischen Volkes von M. v. Brandt. (Stuttgart, Strecker & Moser.) Das kleine Bändchen bringt allerhand Interessantes über chinesische Sitten und die unwürdige Stellung der Frau, die, natürlich mit himmlischer Sanktion, als ein durchaus untergeordnetes Wesen betrachtet wird und, nach Confucius, der „Regel der drei Gehorsame" unterworfen ist. „Jung muß sie ihrem Vater und älteren Brüdern gehorchen, verheiratet ihrem Gatten, nach dem Tode desselben ihrem Sohn." Genau wie beim Buddhismus, der, ebenso wie der Taoismus, für ein tugendhaftes und gehorsames Leben der Frau dann eine Belohnung anweist: sie wird als Mann wiedergeboren.

„Das Weib in seiner Geschlechtsindividualität." Von Prof. Dr. Max Runge. 2. Aufl. (Berlin, Julius Springer. Preis 60 Pf.) Die Auffassung Runges über die Frau läßt sich in zwei Worte zusammenfassen: sie ist ihm lediglich das hysterische Geschlechtswesen, nichts weiter. Wir brauchen über die Broschüre kein Wort zu verlieren, da sie von zwei Seiten eine vorzügliche Entgegnung erfahren hat, auf die wir unsre Leserinnen verweisen: durch Frieda von Bülow in Nr. 26 der Zukunft (27. März 1897) und in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift 1897 Nr. 9. Auch die Dornblüthsche Broschüre, die Broschüre eines Nervenarztes! weist die Unhaltbarkeit der Rungeschen Behauptungen nach.

„Wollen und Können in der Malerei." Von Otto Knille. (Berlin W., F. Fontane u. Co. Preis 2 Mark.) Etwas sprunghaft sind diese Betrachtungen, aber vielleicht durch ihren Mangel an pedantischer Gründlichkeit um so wirksamer. Ein wirklicher Könner giebt uns hier wertvolle künstlerische Aufschlüsse. Am „aktuellsten" sind seine Studien über Freilicht, Impressionismus und Phantastik; für manches kräftige Wort darf man ihm hier dankbar sein. Wer wäre nicht einverstanden mit dem Ausspruch: „Die koloristischen Dissonanzen und falschen Werte innerhalb der neuesten Schule, die bei den Freilichtmalern übliche Hypnotisierung durch Bleiweiß, bei den Impressionisten — und leider

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Denken Sie sich, aus einem

Pfund Mondamin zu 60 Pfg. lassen sich 10 Flammris für 4 bis 6 Personen herstellen. Möchte der Preis auch etwas hoch erscheinen, so ist doch wiederum der Artikel dermaßen ergiebig, daß sehr wenig zu einem Pudding gehört, außerdem ist der durch Mondamin erlangte reine und köstliche Geschmack unvergleichlich für diese Zwecke. Hausfrauen sollten dessen eingedenk sein, daß es weder Zeit noch Mühe erfordert und die Zuthaten nicht mehr kosten, als wenn Mondamin statt des gewöhnlichen Mehles gebraucht wird. [29

Johannisbad ✲ Eisenach
Thüringen.
Muster-Naturheilanstalt. [55
Vorzüglich eingerichtete Anstalt Deutschlands. Den **höchsten hygien. Anforderungen** entsprechend. Direct am Walde. **Ausserordentliche Erfolge** bei **allen chronischen Leiden,** besonders **Frauenleiden. Verbesserte Thure-Brandt-Massage.** Arzt und Aerztin in der Anstalt. Bedeutung der Naturheilkunde, illustr. Prospecte, Kurbericht gratis.
Die Direction: **Johann Glan.**

Das Mädchen soll die Grenze der Gelehrsamkeit ebenso fürchten wie die der Unschicklichkeit
von
Käthe Bandow,
Schulvorsteherin.
Heft 5 d. Sammlg. pädagogisch. Vorträge, herausgegeben von W. Meyer-Markau.
Jährlich 12 Hefte M 3.60

Einzelpreis 1-4 Stck. 40 Pf
Vortreffl. zur Allgemein-Verbreitung in Frauen- und drgl. Vereinen geeignet
Mengenpreise Stck.: Pf: 5-20 37, 21-40 33, 41 u. darüb. 30
F. Soennecken's Verlag
Bonn • Berlin • Leipzig

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Handelsinstitut für Damen
1] von Frau **Elise Brewitz,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [18
Berlin W., Mauerstr. 85.

Digitized by Google

manchmal auch bei den Phantasten — die Jahrmarktstrompetentöne von Violett, Grün und Lila, mit welchen eine neue Ära ausgeblasen wird, hierzu noch der auffallende Niedergang des Geschmacks und des Raumsinns gerechnet, deuten auf ein erkranktes Zentrum." Und die Mahnung an die Plein-Airisten: „Um des Freien willen mache sich der Maler nicht unfrei" kann man nicht niedrig genug hängen.

„Botanisch - gärtnerisches Taschenwörterbuch" von R. Metzner. (Berlin, Robert Oppenheim. 3,60 Mark.) Das handliche Bändchen bringt die lateinischen Benennungen der Pflanzen mit deutscher Uebersetzung, dazu eine kurze Anleitung zu ihrer Bildung und Aussprache. Sehr instruktiv ist die im 3. Teil gegebene bildliche Darstellung der verschiedenen Formen und Zusammensetzungen aller Pflanzenorgane.

Kleine Mitteilungen.

Für Reisende, welche München berühren oder längere Zeit dort Aufenthalt nehmen, wird uns warm die Pension von Fräulein Lilly Schramm, Kanalstraße 27 II, empfohlen. Der Pensionspreis beträgt 4 bis 5 Mark täglich.

Der Verein der Berliner Volksküchen richtet an solche Damen, deren freie Zeit es gestattet, ein Ehrenamt regelmäßig und dauernd einmal oder mehrmals in der Woche zu übernehmen, die Bitte, ihre Kräfte als Ehrendamen der Volksküchen diesem seit 30 Jahren bewährten gemeinnützigen Institut zuwidmen. Es gilt die freiwillige Thätigkeit am Büffet während der Speisezeit von 11—½2 Uhr und die Kontrolle über Speisen und Personal auszuüben. Abgesehen davon, daß in diesem Sommer eine ungewöhnlich große Zahl von Ehrendamen und stellvertretenden Vorsteherinnen zu gleicher Zeit Urlaub und Ersatz notwendig machen, fordern die Aufgaben für den Winter eine große Anzahl hilfsbereiter freiwilliger Kräfte. Damen, die gewillt sind im Verein der Berliner Volksküchen von 1866 thätig mitzuwirken, werden daher gebeten, sich schriftlich an die Vorsitzende des Vereins, Frau Lina Morgenstern, Potsdamerstraße 92, zu wenden.

Verlangen Sie den Katalog [14
des
Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,
sowie der Reformunterkleider.

Wegen einiger neu erhaltener Gebrauchsmuster, die einen Zusatz von 4 Seiten erforderten, werden auch die Damen gebeten den Katalog zu verlangen, die den früheren besitzen. Für Ausführung des **Reformkorsets** dessen Vorzüge vor dem alten Panzerkorset, bereits bekannt sind, spricht das endstehende Schreiben, eins von hunderten herausgegriffen.

Frau Ferdinande Proskauer
in Firma **J. Proskauer,**
Leipzig-Lindenau, Merseburgerstr. 41.

Frau Nico Petersen-Flensburg schreibt am 20. 3. 1897: „Mit Sitz und Ausstattung des Reformkorsets bin ich sehr zufrieden, möchten Sie in derselben Weise nach beifolgendem Maße eins anfertigen und an Frau Harry Jepsen, hier senden.

Kurort Bergzabern, Pfalz.
Prachtvolle Lage am Fusse der Vogesen.
Gemässigtes Naturheilverfahren. — Kneipp'sche Kuren.
Vorzügliche Referenzen. - Frequenz stetig steigend.
Gesamtkosten 32—42 Mk. pro Woche.

Vereinsmitgl. des Allg. Deutsch. Lehrerinnen-Vereins und der Association of German Governesses London, geniessen in der Anstalt 25% Rabatt. **Prospekte frei** durch den langjährigen Anstaltsleiter **ED. TISCHBERGER,** Verfasser von **„Im Wasser eins"** und **„Kneipen-Kneippen"**, bewährtes Handbuch über das gesamte Naturheilverfahren, leichtverständlich beschrieben, nebst 400 erprobten Kochvorschriften für Kranke. Sämtliche Anwendungsformen in 100 vorzüglichen Abbildungen.

Preis 2 Mk. (Porto 20 Pfg.) — Durch den Verfasser und **G. Schuhr's** Verlag, Berlin S.W., Wilhelmstr. 119/20. [48

Dr. Charles Pecnik, prakt. Arzt. Alexandrien (Aegypten), schrieb an den Verfasser: „Ihr Werk vereinigt Klarheit in der Darstellung und Anschaulichkeit, mit praktischer Handlichkeit, verdient also ein Volksbuch in der weitesten Bedeutung des Wortes zu werden. Und es wird es auch werden — weil es eins der Besten ist, die wir diesbezüglichen besitzen.
(In ähnlich. Weise lauten all die zahlreichen freiwilligen Urteile d. Leser.)

Allgemeine Renten-Anstalt
Gegründet 1833. zu Stuttgart Reorganisirt 1855.
unter Aufsicht der Kgl. Württ. Staatsregierung.
Versicherungsstand: ca. 42 Tausend Policen.
Aller Gewinn kommt ausschl. den Mitgliedern der Anstalt zu gut.

Rentenversicherung.
Versicherte Renten ca. 2 Millionen Mark.
Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode des Versicherten oder bis zum Tode des längst Lebenden von zwei gemeinschaftlich Versicherten, sowie aufgeschobene, für späteren Bezug bestimmte Renten.

Hohe Rentensätze. Alles dividendenberechtigt. Eintritt zu jeder Zeit und in jedem Lebensalter. Rentenberechnung vom Tage der Einlage ab.

Lebensversicherungen werden unter den **günstigsten Bedingungen** abgeschlossen.

Nähere Auskunft, Prospekte und Antragsformulare kostenfrei auf dem Bureau der Anstalt, Tübingerstraße Nro. 24/26 in **Stuttgart,** sowie bei den auswärtigen Vertretern. [59

Digitized by Google

Verlag von **August Schupp** in München.

Die Frau vor der Wissenschaft.

Von

Jacques Lourbet.

Einzig autorisierte deutsche Übersetzung

von

Dora Landé.

Preis 2 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlag gegen Einsendung von Mk. 2.20.

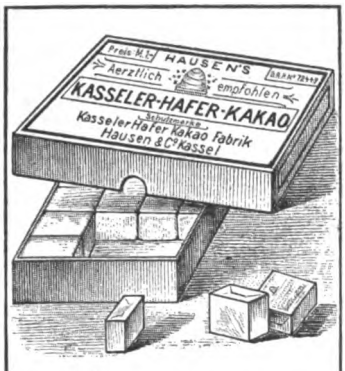
Das Placierungsbureau von Frau Joh. Simmel, geprüfte Lehrerin, Berlin W., Linkstr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar $2\frac{1}{2}\%$ des ersten Jahresgehalts. Keine Einschreibegebühr. [12



KASSELER HAFER-KAKAO-FABRIK HAUSEN & Cº KASSEL

Der in obiger Packung in den Handel kommende **Hausen's Kasseler Hafer-Kakao** — das vorzügl. Nähr- u. Genussmittel der Gegenwart nach Aussage von tausenden v. Aerzten u. Consumenten — wird **nur** in Cartons à 27 Würfel — 40–50 Tassen — in Staniol à Mk. 1. — verkft. u. ist in all. Apoth., Drog. u. bess. Colonialw.-Handlg. erhältl.

Liebig Company's FLEISCH-EXTRACT

NUR ÄCHT, J. Liebig

wenn jeder Topf den Namenszug in blauer Farbe trägt

Internationales Heim,

Berlin SW., Halleschestraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6

Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Familien-Pension Kniesche
(I. Ranges). [53
Inhaberin.: E. Joachimsthal u. A. Eckert,
Potsdamerstraße 35 II.
Beste Pferdebahnverbindung. Solide Preise. Empfohlen durch Konsistorialrat Saenger und Sanitätsrat Dr. Settegast.

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

Familienpension Nordland

München, Schellingstraße 10 I.
Ruhige vornehme Lage, Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügliche Küche, mäßige Preise. [50

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [3

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.

Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

Färberei.

Wilhelmshöhe bei Cassel. Gossmann's Naturheilanstalt.

Idyllische, geschützte Lage, unmittelbar am Habichtswald, anschliessend an den Königl. Park. Das ganze Jahr geöffnet. Aerzte: Dr. med. Missmahl, Dr. med. Walser, Dr. med. (in der Schweiz prom.) Sophie Gomberg, Gossmann, Direktor. Zur Belehrung empfohlen: „**Handbuch der Naturheilkunde**" von Dr. med. **Walser** (Verlag Ensslin, Reutlingen). Für bescheidenere Ansprüche: Zweiganstalt „**Schweizerhaus**". Wochenpreis für ärztliche Behandlung, Kur, Wohnung und Verpflegung von M. 35.— an. **Prospekte** der Anstalt und des Walser'schen Werkes kostenfrei durch die Direktion von [37

Gossmann's Naturheilanstalt.

Abonnementsbedingungen:

Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel **2,—** Mark, bei direkter Zusendung: In Berlin **2,—** Mark; im Inland **2,30** Mark; nach dem Ausland **2,50** Mark.

(„**Die Frau**" ist in der Postzeitungsliste eingetragen unter Nr. 2437.)

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiber-Straße 34—35.

Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.**

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

4. Jahrg. Heft 12. September 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Charlotte Wolter.

Von

Anton Bettelheim.

Nachdruck verboten.

Ihre freundliche Ladung, der großen deutschen Tragödin in Ihrer Zeitschrift „Die Frau“ zu gedenken, könnte ich mit dem Hinweis auf die kleine Bibliothek, die nach ihrem Heimgang geschrieben und gedruckt wurde, beantworten. Ich könnte mich weiter, wie anderen befreundeten Redaktionen gegenüber, wahrheitsgemäß damit entschuldigen, daß ich der Verewigten, der ich mehr als ein Menschenalter hindurch reiche künstlerische Anregung zu danken hatte, in der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ und „Vom Fels zum Meer“ Totenopfer darzubringen bemüht und verpflichtet war. Ich könnte endlich auf die Armseligkeit jedes geschriebenen Wortes mich berufen, wenn es gilt, schauspielerische Leistungen zu verlebendigen und Ihrem Leserkreise raten, das Bild, die Erscheinung der Künstlerin durch die Portraits und Büsten von Makart, Tilgner, Canon, Angeli oder die Wiener Meister-Photographien sich zu vergegenwärtigen. Und denjenigen, die sie nie gehört, die traurige Wahrheit nicht ersparen, daß wir Art und Kunst der Clairon sowenig aus den Berichten Voltaires entnehmen können, wie Garricks Charaktere aus Lichtenbergs Londoner Briefen, wie Flecks Wallenstein aus Tiecks dramaturgischen Blättern.

Just weil aber in diesem Sinne die Nachwelt geschiedenen Mimen keine Kränze flicht, wäre es eine lockende Aufgabe für feine Menschenkenner, den Lebenslauf und Lebensgang, den Kameraden- und Gesellschaftskreis bedeutender, typischer Schauspielerinnen zu verfolgen. Die Briefe von Adrienne Lecouvreur sind vor ein paar Jahren neu gesammelt worden. Eine Biographie der

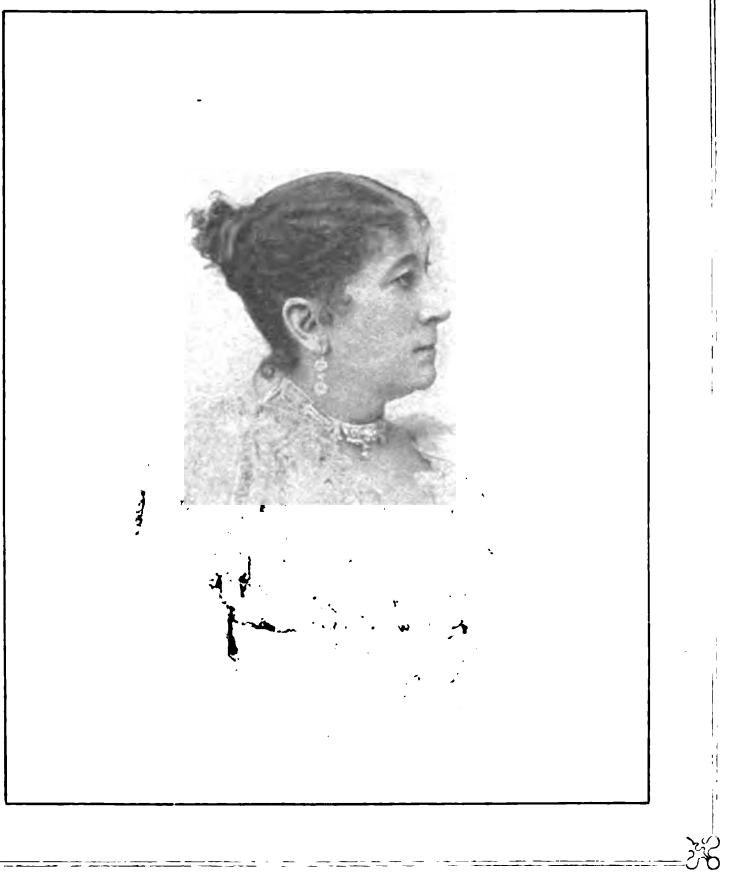
Digitized by Google

Neuberin wäre eines Lessing nicht unwürdig gewesen. Biographien der Clairon und der Sainte-Huberty hat uns Edmond de Goncourt zu geben versucht. Die Entwicklung der Rachel beredeten Alfred de Musset und Jules Janin. Eine Doppelgängerin der Sarah Bernhardt ist die Faustin Goncourts. Eine warme freundschaftliche Würdigung von Julie Rettich danken wir ihrer treuen Anhängerin, der lyrischen Dichterin Betty Paoli. Und eine feine Arbeit über Zerline Gabillon steht obenan unter Ludwig Hevesis Büchern. Ein Vergleich dieser und anderer Schicksale wäre — zumal für die Gemeinde der „Frau" — eine ergiebige, lehrreiche Studie. Sie brächte Bescheid auf die Frage, ob der Beruf der wahrhaft großen Darstellerin wirklich — wie dies der jüngere Dumas behauptete — durchweg oder doch fast durchweg mit Opfern an persönlicher Würde verbunden sein müsse? Sie würde auch mit der alten Klage aufräumen, daß der Schauspieler der Gegenwart, weil er in unvergleichlich besser geordneten Verhältnissen lebe, als in den Zeiten der „Fahrenden", philiströs, prosaisch, jedes romantischen Reizes bar sei. Sie würde — wie jede sachliche soziale Untersuchung — die Wahrheit bekräftigen, daß auch in dieser Welt des schönen und häßlichen Scheines Talent und Charakter nicht immer zusammengehen, daß es sehr tugendhafte, talentlose und höchst ausgelassene und ebenso begabte Künstlerinnen, glücklicherweise aber auch Meisterinnen giebt, bei denen — wie bei Julie Rettich — die Tugenden der Hausmutter und die Fähigkeiten einer außergewöhnlichen, geistig überlegenen Beraterin schöpferischer Dramatiker sich paaren können mit dem rastlosen Streben einer Heldenspielerin und Heldenmutter. Die Geltung und Stellung dieser bedeutenden Frau in der Wiener Gesellschaft war denn auch eine überragende. Sie war die Vorleserin und Freundin der Mutter unseres Kaisers Franz Josef, Erzherzogin Sophie. Sie war die Vertraute von Friedrich Halm, in ihrem häuslichen Leben, wie in ihrem Künstlerberuf ein Liebling der besten und gescheutesten Damen Wiens, einer Iduna Laube und einer Marie Ebner. Zugleich — wie ich in meinem elterlichen Hause sah — die gütige, hilfreiche Beschützerin jüngerer Künstlerinnen, wie meiner Schwester. Mit einem Worte, ein Wesen, dessengleichen leichter gerühmt als wiedergefunden wird. Als sie — nach einem heroisch erduldeten, furchtbaren Krebsleiden — vorzeitig aus dem Leben schied, wußte jeder Urteilsfähige, daß eine Persönlichkeit von solcher Universalität kein zweites Mal wiederkehren würde. Ihre Volumnia, ihre Lea in den „Makkabäern" trug den Adel ihrer Gesinnung, die Hoheit ihrer in der rechten Bedeutung des Wortes mütterlichen Natur in sich. Wer die Rettich in solchen Aufgaben gesehen, wird den Zauber dieser fleckenlosen, reinen Weiblichkeit in dauernder Erinnerung festhalten.

Anders stand es mit den dämonischen Charakteren, einer Lady Macbeth, einer Orsina, einer Cleopatra, einer Medea, ganz zu geschweigen der rächenden und rasenden Furien unserer neueren Dramatiker. So vortrefflich die Rettich am Ende ihrer Tage als Mutter Ute war, eine Kriemhild in Hebbels Nibelungen wäre ebenso vollkommen außerhalb ihrer Sphäre gelegen, wie Wilbrandts „Messalina". In solchen Rollen war die Wolter einzig. Und wer ihre Schicksale prüft und bucht, wird nicht verlegen sein um Erklärungen. Wer hat die Wolter für diese Ausbrüche von barbarischer Wildheit, feurigem Ungestüm und ungeberdiger Maßlosigkeit die rechten Töne gelehrt? Das Leben selbst. Ein Leben, das sie aus den Niederungen der Gesellschaft nach harten Heimsuchungen und bösen Prüfungen zu Höhen emporführte, wie wenige andere ihres Geschlechts.

Digitized by Google

Ein Kölner Kind, stammte sie aus blutarmer Proletarierfamilie. Not und Zufall brachte sie — wenn ich nicht irre, zuerst als Balletelevin — auf die Bühne. Und welche Hunger- und Leidensjahre sie bestanden, bis sie auf ungarischen Schmieren, in Fünfkirchen und Stuhlweißenburg, wenig gewürdigt, kleine Liebhaberinnen spielen durfte, hat sie nur ungern erzählt. So kam sie, als Zwanzigerin, für Zofenrollen an das Carltheater in Wien. Auch hier von dem Direktor, Nestroy, und flotten Soubretten,



Charlotte Wolter.

wie der Grobecker, gering oder besser garnicht beachtet, wenn nicht gar geradezu verlacht. Sie soll aber auch — nach dem glaubhaften Zeugnis Rudolf Valdeks — die wunderlichste Figur gewesen sein, so lange sie, die verkleidete Königin, Stubenmädchen vorzustellen hatte. Ihre außerordentliche Schönheit war Kennern längst aufgefallen. Alle oder doch fast alle hielten sie indessen für ein Bild ohne Gnade, für unbeholfen und geistlos. Da gastierte 1858 Emil Devrient am Carltheater als Richard III. Und an diesem Abend wurde die „aushilfsweise" der Wolter zugeteilte Elisabeth eine Offenbarung für Devrient und den berufenen Kritiker Valdek. Sie sprach wohl auch Shakespeare anfangs so unsicher, wie vorher die Possen-Mägde.

Digitized by Google

Aber die gewaltige Natur der Schauspielerin brach in ihren Bewegungen hervor. Ihre Erscheinung siegte und ihr Organ traf das Ohr der Empfänglichen wie ein Wunder. Hundertmal ist erzählt worden, wie Valdek unter diesem großen Eindruck nicht ruhte, bis Laube die Wolter hörte und ermutigte; hundertmal anekdotisch ausgeschmückt worden, wie die Wolter nach Brünn ging und dort als Adrienne Lecouvreur zum erstenmale auf ein ganz unvorbereitetes Provinz-Publikum wirkte; ungezählte Male der Oberstkämmerer Lanckoronski belächelt worden, weil er trotzdem die Wolter nicht nach Laubes Antrag sofort engagierte, sondern erst nach mehrjähriger in aufsteigender Linie sich bewegenden Wirksamkeit in Berlin und Hamburg 1862 an die Burg berief. In all diesen Durchschnitts-Biographien wird viel zu flüchtig über den entscheidenden Punkt hinweggegangen — über den eisernen Fleiß, mit dem die Wolter als 25jährige nochmals ihre Studien begann; über die staunenswerte Ausdauer, mit der sie von ihrem ersten Brünner Besuch 1859 bis zu ihrem letzten Auftreten in Philippis Dornenweg 1896 ihr Pfund gemehrt und ausgemünzt hat. Viel, unvergleichlich viel hat Mutter Natur der Wolter in die Wiege gelegt; ein Profil, dessen Nachbildung noch unsere Urenkel entzücken wird; eine Stimme, die rühren und werben, lispeln und grollen, fluchen und segnen, jauchzen und schluchzen, unartikuliert aufschreien und — z. B. im Parzenlied der Iphigenie — musikalisch accentuieren konnte; Gang, Stellung und Geberde, die der Majestät einer auf dem Triumphwagen heimkehrenden Sappho so sicher gerecht wurde, wie dem Tigersprung der Lady Macbeth in Duncans Mordnacht oder den Verführungskünsten einer Messalina. All das diente aber einer Selbstkritik, einer Selbsterziehung, die nur derjenige voll ermißt, der die Wolter in ihren Anfängen gekannt hat. Ihre Kriemhild in der ersten Aufführung von Hebbels Nibelungen (1863) bleibt einer der mächtigsten künstlerischen Eindrücke aller, die jenem großen Burgtheater-Abend beigewohnt. Ihr Aufschrei an der Bahre des ermordeten Siegfried galt jahrzehntelang als Einbruch fesselosen Naturalismus in die klassicistischen, rein wienerischen Überlieferungen von Schreyvogel, Anschütz und Julie Rettich. In Wahrheit setzte dazumal die Wolter ohne viel Besinnen ihre ungebändigte Jugendkraft ein, mit begreiflichem Gelingen, denn sie überraschte alle Zuschauer und Zuhörer, vom Dichter angefangen, durch eine original erschaffende Phantasie, durch einen Instinkt, der sein Urbild im Innersten richtig erfaßt und doch selbständig umgestaltet, unvergeßlich hinstellte. Hätte die Wolter nichts geschaffen als jene jugendliche Kriemhild, sie wäre eine Nummer Eins des Burgtheaters für alle Zeiten. Ihrer Zähigkeit war das indessen nur ein Anfang. Wie sie als Fünfundzwanzigjährige begonnen zu lernen, so hörte sie fortan als Dreißig-, Vierzig-, Fünfzig- und Sechzigjährige nicht auf, umzulernen und zuzulernen. Wohlverstanden: ohne jemals irgendwem irgend etwas abzulernen. Sie war Original durch und durch. Dankbar für jeden Wink sachkundiger Kameraden, Direktoren und Dramatiker. Und doch jederzeit ganz auf sich selbst gestellt. Zugleich in seltener Beharrlichkeit entschlossen, die Mängel ihrer Bildung wettzumachen, als musterhafte Künstlernatur Schiller und Goethe, Lessing und Grillparzer, Shakespeare und die Modernen bis in ihre letzten Heimlichkeiten zu erfassen. Ich gestehe freimütig, daß ich von keinem Professor der Ästhethik besser oder tiefer in das Wesen einer Orsina, Medea, Hermione, Königin Margarethe, Lady Macbeth, Kriemhild eingeführt wurde als von den Darstellungen der Wolter, sofern man von solchem Nachleben noch den Ausdruck Spiel und Darstellung gebrauchen darf. Ihre Verteidigung vor versammeltem Volk angesichts des eifersuchts-

Digitized by Google

tollen Leontes im Wintermärchen; ihre Vision der entfesselten Bacchantinnen als Orsina; ihre rächende Kriemhild an Etzels Hof —: das und anderes lebt und wirkt als künstlerisch Ganzes in meinen Gedanken ebenbürtig neben den Dichterwerken selbst fort.

Eine Frau, die das kann, muß auch ein sonst mit solchem Wort Sparsamer eine Elementarkraft, ein Genie nennen, das mit andern nicht in eine Reihe zu stellen ist. Und ihr Verdienst wächst, wenn man ihrer dunklen Jugend, ihrer mühseligen Anfänge eingedenk bleibt. Was sie geworden, hat sie sich und sich allein zu danken. Wie sie das geworden, vermöchte uns — da sie keine Memoiren hinterlassen — nur ein großer Menschenkenner an- und auszudeuten. Gewiß ist, daß ihre starke, leidenschaftliche Natur weit über den Bereich der Kenner hinaus vorurteilslose Naturen, edle Frauen und Männer, gewann und festhielt. Wohl hat sie niemals in der Wiener Frauenwelt die Nachfolge einer Julie Rettich angetreten. Gleichwohl hat Auguste v. Littrow-Bischoff schon in den sechziger Jahren ihre Beziehung gesucht und Charlotte Wolter dem greisen Grillparzer vorgestellt. Und ein echter Aristokrat, der Graf O'Sullivan, hat aus reiner Begeisterung das Kölner Kind des Volkes geheiratet und in dauernder Neigung im besten Wortsinn zur Gefährtin seines Lebens gemacht. Eines Lebens, das erfüllt war von der Pflege edler Sammler- und Kunstliebhabereien. Sein Einfluß auf die Wolter war in jeder Richtung ein Segen. Künstlerisch und menschlich ist sie im Verkehr mit ihm gewachsen. Und als er jahrelang vor seiner heißgeliebten Charlotte starb und ihr seine ganze Habe hinterließ, das Familienhaus des Grafen O'Sullivan mit all seinen Bücher- und Bildersammlungen, hat sie ihn bis an ihr Lebensende betrauert. Nach ihrer Kunst hat sie nichts höher gehalten auf Erden, als ihren Mann. Ein unscheinbares Zeugnis dieser Gesinnung sah ich zufällig, als mich vor Jahr und Tag ein gemeinsamer Freund unvermutet zu der dazumal leidenden Wolter führte. Sie war in ihrem Hietzinger Wintergarten, inmitten ihrer wohlgepflegten Palmen, in angeregtem Gespräch nur einmal unterbrochen, als ihr, der großen Tierfreundin, ein Flötenvogel gebracht wurde, dessen Gesangskünste sie höchlich belustigten. Es währte aber nicht lange, daß sie zu unserem Thema zurückkehrte. Der erste starke Krankheitsanfall hatte sie vor allem deshalb so erschreckt, weil sie zum erstenmale Angstgefühle hatte, ob sie fortan ihres Gedächtnisses sicher sein werde? Gerade an dem Morgen des Tages, an dem sie uns gastfreundlich empfing, hatte sie stundenlang die Lea in den Makkabäern wiederholt und sich, schmerzlich bewegt, nicht durchaus fest im Text gefühlt. Ähnliche Erlebnisse hatten seinerzeit auch den alternden Anschütz als Vorboten eines nahen Endes seiner Künstlerthätigkeit beklommen gemacht. Die Einfachheit und Aufrichtigkeit, mit der die Wolter von ihrem drohenden Abschied von ihrem Beruf sprach, war deshalb doppelt betrübend. „Recht Komödie spielen oder gar nicht mehr Komödie spielen" — blieb aber ihr letztes Wort. Es war für den gut Aufmerkenden gleichbedeutend mit recht leben oder gar nicht leben . . . .

Nach einer Weile faßte sie sich und geleitete uns als wirklich große Dame durch ihr stolzes Haus, vom Museum mit den vielen schönen Wolter-Bildern und -Statuen bis zum stattlichen Hundezwinger, von der Familienbibliothek des Grafen O'Sullivan bis zu ihrem Juwelenschmuck. Inmitten aller Herrlichkeiten und Geschmeide, umrahmt von allen Perlen, Edelsteinen, Armbändern und Halsketten fiel mir eine Sitzanweisung auf. Ich fragte nach dem Ursprung dieser Theaterkarte, im Glauben, daß sie sich auf irgend ein Jubiläum der Wolter beziehe. „Dies Billet," so lautete die schlichte Antwort auf die unerwartete Frage, „hatte mein Mann zur ersten Vorstellung der

Digitized by Google

„Hoffmann'schen Märchen" im Ringtheater gekauft. Ein zufälliger Aufenthalt führte ihn erst fünf Minuten nach sieben hin, gerade, als die ersten Flammen aus dem Haus schlugen . ." Der Ton, in dem die Wolter dieser Begebenheit gedachte, war das Gegenteil von komödiantischer Rührseligkeit. Er kam von Herzen und bestärkte mich in der längst gehegten Überzeugung, daß die große Künstlerin auch eine Frau von großem Gemüt sei. An ihrem großen Verstand konnte nur zweifeln, wer sie nie gesehen. Ich hatte sie aber unmittelbar vorher vom alten Burgtheater und dem neuen Regiment reden hören: scharf und streng, sachlich und zutreffend, fachmännisch, wie das nur jemand vom Bau versteht und vermag.

Grundlsee, Ende Juli.

Die Ehefrage und der Beruf.

Sozialstatistische Betrachtungen

von

Henriette Fürth.

Nachdruck verboten.

Durch breite Massen unseres Volkes geht ein tiefes Sehnen, ein Sehnen nach dem Glück und Zusammenhalt der Familie, das im Getriebe modernen Wirtschaftslebens weiten Kreisen verloren gegangen ist. Aus der Fabrik, aus der Werkstatt möchte die Frau wieder zurück in die trauliche Enge des Heims, und aus dieser Enge möchte sie hinausweisen, was unter dem anheimelnden Namen der „Heimarbeit" dem Heim seinen Charakter des Daheim-, des Geborgenseins genommen hat.

Auf der andern Seite der gesellschaftlichen Stufenleiter macht sich, im Gegensatz dazu, der Drang geltend, aus der Enge des häuslichen Daseins hinauszugelangen auf den großen Plan des geschäftlichen, gewerblichen und geistigen Berufslebens; doch sind es hier vorwiegend die unverheirateten Frauen, die nach nutzen- und gewinnbringender Arbeit Umschau halten.

Beide Erscheinungen, so ungleichartig in ihrer Bekundung, entstammen der gleichen Wurzel und sind in ihrer gemeinsamen Ursache zu allgemein bekannt, als daß wir uns mehr als einen zusammenfassenden Hinweis gestatten dürften. Die technische Revolution hat, aus hier nicht weiter zu verfolgenden Gründen, aus der Arbeiterfrau eine erbitterte Konkurrentin des Mannes gemacht und ihr mit der Hausarbeit auch das letzte Restchen Familienleben und häuslichen Behagens genommen; sie hat, indem sie das Gebiet hauswirtschaftlicher Thätigkeit beträchtlich einengte, die Frauen und Töchter des Bürgertums zu einem unnützen und beschäftigungslosen Leben verdammt und dabei gleichzeitig die wirtschaftlichen Grundlagen der bürgerlichen Familie unterwühlt. So, segensreich an sich, ist die technische Revolution der Menschheit zum Fluch geworden, und eifrig sucht man allerorten nach der Zauberformel, die den Fluch zum Segen wandeln soll. Der Weltverbesserer sind viele, der Ideen noch mehr, und besonders im Bereich der Frauenfrage, die heute im Vordergrunde des Interesses steht, hält sich jeder für berufen. Während die einen nach Verbot der Frauenarbeit überhaupt rufen, wollen andre die Frauenarbeit nur eingeschränkt sehen; andre wieder stellen die Ehefrage in den Vordergrund und meinen, daß von ihrer richtigen Lösung die Gestaltung der Frauenfrage abhänge. Auf die beiden ersten Anschauungen soll

Digitized by Google

später eingegangen werden; die dritte, als die wichtigste und folgenschwerste, ist an erster Stelle zu entscheiden.

Ihre Vertreter unterliegen einem Irrtum. Sie verwechseln Ursache und Wirkung. Die moderne Frauenfrage, so bedeutsam sie ist, ist nicht Ursache, sondern Wirkung der allgemein bekannten sozial-ökonomischen Zustände. Da diese Wirkung selbstverständlich wieder zur Ursache wird, und da sie ferner auch für den blödesten Verstand offensichtlich ist, hat man sie als ausschlaggebendes Moment benutzt sowohl für als auch gegen die Frau. Die verringerte Ehemöglichkeit, die für bestimmte Volkskreise zur Kalamität geworden ist, hat die Zungen derer gelöst, die Beruf und würdige Lebensgestaltung für die Frau verlangen, wie sie erst jüngst wieder mit dem ganzen Rüstzeug der Statistik zu einer Waffe gegen die Berufs- und Arbeitsgelüste der Frau umgeschaffen werden sollte. Werden sollte! Denn gelungen ist es nicht, und der schneidige Kämpe, der den ebenso kühnen als aussichtslosen Beweis versucht hat, daß eine Verheiratungsnot nur auf dem Papier und in der Einbildung verbohrter Frauenrechtlerinnen bestehe, hat nur das unleugbare Verdienst gehabt, die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auf den Streitpunkt hinzulenken und hat so die Erkenntnis gefördert, daß die Heiratsnot in der That noch viel schlimmer ist, als man vorher annahm. Wir wollen in folgendem versuchen, 1. hierfür den zahlenmäßigen Nachweis zu erbringen, 2. darzulegen, daß die Ehefrage in ihrer ökonomischen Bedeutung sich wesentlich zu einer Witwenfrage zuspitzt, und 3. zu zeigen, wie weit die Frau ein Recht und eine Pflicht der Berufsarbeit hat und daß und warum der Beruf die Ehemöglichkeit nicht beeinträchtigt, sondern sogar erhöht.

Die Ehefrage.

Nach der Volkszählung von 1890 gab es im Deutschen Reich 24 230 832 Männer, 25 197 638 Weiber. Der Frauenüberschuß von nahezu einer Million ist um so bemerkenswerter, als die Knabengeburten mit durchschnittlich 5 vom Hundert die Zahl der Mädchengeburten übersteigen [1]). Es liegt nahe, daß alle, die für die berufliche Ausbildung der Frau eintreten, zur Begründung ihrer Ansprüche in erster Linie auf diese Million überschüssiger Frauen hinweisen, und es ist einleuchtend, daß, wenn es gelingen sollte, die seither angenommene sozialpolitische Bedeutung des Frauenüberschusses als irrtümlich nachzuweisen, damit den Vorkämpfern und Vorkämpferinnen der Frauenrechte ihr stärkstes Beweismittel entzogen würde.

Ein dahingehender Versuch wird im zwölften Band der „Berichte des Freien Deutschen Hochstifts" unternommen. Der dort abgedruckte „Beitrag zur Frauenfrage" zeichnet sich nicht sowohl durch die Neuheit der darin ausgesprochenen Gedanken als vielmehr durch die Kühnheit aus, mit der der Verfasser die Zahlen der Reichsstatistik seinen Absichten dienstbar macht. Die Ergebnisse, zu denen er mit dieser Fixigkeit kommt, sind denn auch überraschend genug. Die Million Frauen mehr ist zwar nicht wegzuleugnen, aber, so ungefähr wird gefolgert, da die ganze Frauenfrage wesentlich eine Heiratsfrage ist, und „die weiblichen Stimmen gegen das hohle Gesellschaftstreiben wohl kaum zahlreich laut geworden sein würden, wenn hinter so verbrachten Mädchenjahren für jede die Ehe als sicherer Abschluß stände", so kommen nur die Ehefähigen bei beiden Geschlechtern in Betracht. Bei ihnen aber ist die Sache gerade umgekehrt; die heiratsfähigen Männer überwiegen mit 600 000 die Zahl der Frauen. Wie das? Sehr einfach. Von der physiologischen Ehefähigkeit sieht der Verfasser wie billig ab. Er setzt nur einfach das Heiratsalter für beide Geschlechter zwischen das 20. und 40. Lebensjahr, scheidet außerdem Verwitwete und Geschiedene aus, und die Hexerei ist auf folgender Basis fertig:

---

[1]) 1893 wurden geboren Knaben 992 466
Mädchen 935 798
mehr Knaben . . 56 668
Männlicher Überschuß = 6,1 Prozent.

Digitized by Google

Alter	Männer			Frauen		
	ledig	verwitwet	verheiratet	ledig	verwitwet	verheiratet
20—21	447 292	42	2 697	413 844	375	45 056
21—25	1 490 362	1 001	163 412	1 174 838	4 871	512 558
25—30	933 207	7 632	900 646	692 928	20 437	1 186 398
30—35	387 462	15 709	1 256 211	332 794	47 842	1 338 572
35—40	196 499	21 950	1 206 850	198 935	82 347	1 202 742
	3 454 822	46 334		2 813 339	155 872	

Kein Zweifel: hier stehen 3 454 822 ledige Männer gegen 2 813 339 ledige Frauen, d. h. also 641 483 Männer mehr als Frauen sind für die Ehe frei. Wie schade, daß bei dieser ebenso neuen als vielverheißenden Entdeckung ein ganz kleiner Umstand unberücksichtigt geblieben ist. Nach eben derselben Statistik, die oben als Beweismittel herangezogen wird, ergiebt sich, daß das Heiratsalter für beide Geschlechter nicht das gleiche ist. Die sich verheiratenden Männer sind durchschnittlich um $3\frac{1}{3}$ Jahr älter als die Frauen, eine Wahrnehmung, die auch durch sorgfältig durchgeführte Aufnahmen kleinerer Bezirke bestätigt wird.[1]) Es ist also unzulässig, das Heiratsalter für beide Geschlechter gleich zu setzen, und man müßte, um zu annähernd richtigen Ergebnissen zu gelangen, das Heiratsalter für Männer von $23\frac{1}{3}$ bis $43\frac{1}{3}$, das für Frauen von 20 bis 40 Jahren setzen. Das ist leider nicht möglich, da, vom 21. Jahre aufwärts, die Reichsstatistik nur über fünfjährige Altersperioden Aufschluß giebt. Es bleibt also nichts übrig, als einen Weg zu suchen, der, mit Vermeidung der gröbsten Fehlerquellen, der Wahrheit möglichst nahe kommt.

Ein solcher Weg ergiebt sich mühelos. Das Heiratsalter beginnt für Männer $3\frac{1}{3}$ Jahre später als für Frauen. Setzen wir also den Beginn des Heiratsalters für Frauen auf das 20. und für Männer auf das 25. Lebensjahr, so entfernen wir uns von der Wahrheit um nur $1\frac{2}{3}$ Jahre, während Löb in den Berichten das männliche Heiratsalter um $3\frac{1}{3}$ Jahre zu niedrig ansetzt. Zu einem einwandsfreien Resultat werden wir so zwar auch nicht kommen, immerhin werden wir keinen so starken Fehler begehen wie Löb, da der Promillesatz der ledigen Frauen vom 40. Jahre aufwärts ziemlich stetig bleibt; 113—108[2]), während der Promillesatz der ledigen Männer vom 35. bis 40. Lebensjahre von 137 auf 103 und vom 40. bis 45. Lebensjahre von 103 auf 86 pro Mille fällt, die Zahl der Verheirateten vom 40. bis 45. Jahre noch um 25 vom Tausend steigt, indes die gleiche Altersklasse der verheirateten Frauen einen Rückgang von 21 vom Tausend aufweist, eine bemerkenswerte Thatsache, die durch die in diesen Jahren häufig eintretende Verwitwung nichts von ihrer Bedeutung verliert, und darthut, daß die Männer dieser Altersklassen vergleichsweise häufiger zur Ehe schreiten als die jungen Leute von 20 bis 25 Jahren. Im Alter von 20 bis 25 finden wir verheiratete Männer 79 pro Mille, Frauen 259 pro Mille, von 25 bis 30 Jahren Männer 489 pro Mille, Frauen 623 pro Mille, d. h. im Jahre 1890 waren verheiratet:

	unter 20	20—21	21—25
Männer	1 080	2 697	163 412
Frauen	32 077	45 056	512 558

Ich meine, das alles spricht deutlich zu Gunsten unserer Annahme eines Unterschiedes von 5 Jahren im Heiratsalter der Geschlechter, und wir wollen nun einmal zusehen, welches Aussehen die Sache auf Grund dieser Unterstellung gewinnt.

[1]) Bei Büher, Statistik von Basel Stadt und Land, waren die Männer durchschnittlich gleichfalls $3\frac{1}{3}$ Jahre älter; ebenso ergab eine Privatenquete in ländlichen Bezirken Mitteldeutschlands das gleiche Resultat.

[2]) Stat. d. D. R. Bd. 68, S. 47.

Digitized by Google

Alter	Männer			Alter	Frauen		
	ledig	verwitwet	geschieden		ledig	verwitwet	geschieden
25—30	933 207	7 632	908	20—25	1 588 682	5 246	815
30—35	387 462	15 709	2 178	25—30	692 928	20 437	3 201
35—40	196 499	21 950	3 315	30—35	332 794	47 842	6 054
40—45	133 822	32 102	3 835	35—40	198 935	82 347	7 418
	1 650 990	77 393	10 236		2 813 339	155 872	17 488
					1 650 990		
				Frauen +	1 162 349		

An Stelle des Überschusses von 600 000 ehefähigen ledigen Männern zwischen 20 und 40 Jahren bekommen wir so ein Frauenplus von mehr als einer Million. Das ist ein so erstaunliches Ergebnis, daß wir uns etwaige einschränkende Faktoren genau betrachten müssen. Vor allen Dingen gilt es festzustellen, auf wieviel sich die $1\frac{2}{3}$ Jahrgänge Männer belaufen mögen, die in der That vor dem 25. Jahre heiraten. Wir sind hier auf einen Wahrscheinlichkeitsschluß angewiesen, den wir am besten gewinnen, wenn wir von den 1 937 654 ledigen Männern von 20 bis 25 Jahren ein Drittel mit 600 000 (unter Einrechnung der dann auch in Wegfall kommenden $1\frac{2}{3}$ Jahrgänge von 43 bis 45 Jahren, etwa 46 000) in Abzug bringen, bezw. die Zahl der den ledigen Frauen entgegenzustellenden Männer um so viel erhöhen. Wir haben dann immer noch ein Plus von 550 000 ehefähigen Frauen, wobei, was hier nur nebenbei bemerkt sein mag, analog dem in den „Berichten" beliebten und ganz gewiß nicht einwandfreien Vorgehen die Witwen und Geschiedenen unberücksichtigt geblieben sind. Man mag die Sache also drehen wie man will: der Frauenüberschuß besteht — nicht nur, wie Herr Löb meint für die höheren Altersklassen; er macht sich auch in den Altersklassen der sogenannten Ehefähigen in bedenklichster Weise fühlbar, indem er Hunderttausende zur Ehelosigkeit oder mindestens zu einer Eheschließung in vorgerückten Jahren verdammt.

Zur Kalamität wird die erzwungene Ehelosigkeit in den mittleren und oberen Gesellschaftsschichten. Wäre es möglich, die Ehefrequenz dieser Klassen samt den entsprechenden Heiratsaltern aus der Gesamtzahl auszuscheiden, man würde zweifellos zu dem Schluß kommen, daß, *entgegen den Gesamtziffern*, die Ehefrequenz dieser Volksschichten sich ständig verringert, das Heiratsalter der Männer sich erhöht. Wir stehen hier einer Erscheinung gegenüber, die die wirtschaftliche Notlage des mittleren Bürgertums getreulich wiederspiegelt, und es wäre thöricht, wollte man mit Herrn Löb annehmen, daß das wesentlich anders würde, wenn die Töchter dieser Volksschicht auf eine berufliche Thätigkeit verzichteten. Herr Löb und verwandte Geister (ich denke hier auch an Ärzte und sonstige Vertreter liberaler Berufe) schließen so: Jedes Mädchen, das sich einem Beruf zuwendet, drückt dadurch den Preis der männlichen Arbeitskraft, verringert demnach die ökonomische Heiratsfähigkeit des Mannes, also die Heiratschancen des eigenen Geschlechts. Alle Vertreter dieser Anschauung gehen davon aus, daß Frauenarbeit immer und überall preisdrückend wirken müsse. Sie nehmen das als etwas der Frauenarbeit schlechthin Innewohnendes hin und versuchen garnicht erst, darüber nachzudenken, ob dieses preisdrückende Moment ein notwendiges oder aber ein zufälliges und vorübergehendes ist. Dieses Bedenken müßte ihnen aber ganz ernstlich kommen, wenn sie einmal näher zusehen wollten, wer und was denn eigentlich die Preise drückt. Sie würden dann finden[1]) (was wir im letzten Abschnitt noch ausführlicher zu begründen denken), daß es die ungelernte und schlecht vorgebildete Arbeit ist, die der qualifizierten verhängnisvoll wird, und sie würden weiter finden, daß dies Arbeiterinnenangebot sich aus solchen Elementen rekrutiert, die die allmähliche Verschlechterung der Klassenlage oder eine zufällig eintretende persönliche Notlage in die Erwerbsthätigkeit hineinzwingen.

[1]) Wir stellen uns hier auf den Standpunkt der Gegner der sogenannten Frauenfrage und denken nicht an Industriearbeiterinnen.

Digitized by Google

Wer aber ist das? Die Töchter besserer Stände, deren Vermögensverhältnisse sich unvorhergesehener Weise verschlechtert oder die den Heiratsanschluß verpaßt haben und Witwen! Witwen, die des Versorgers beraubt wurden und sich unvorbereitet der Notwendigkeit gegenübersehen, für sich und vielleicht für unmündige Kinder aufzukommen. Sie sind die nachdrücklichsten Mitbewerberinnen im Kampf um die Existenz, und wer untersuchen will, in welcher Weise die erhöhte Berufsthätigkeit der Frau auf die Ehemöglichkeit einzuwirken imstande ist, der muß sich zuerst mit der Frage auseinandersetzen, in welcher Weise die arbeitsuchenden verwitweten Frauen die Arbeitsgelegenheit beeinflussen.

Die Witwenfrage.

Entkleiden wir die Ehefrage aller idealen Motive, mit denen sie ganz gewiß einhergehen kann, so tritt sie uns wesentlich als Versorgungsfrage entgegen. Es muß deshalb sonderbar berühren, wenn ein Beobachter, der auf Sachlichkeit Anspruch erheben will, eine so große Zahl Versorgungsbedürftiger, wie sie die verwitweten Frauen darstellen, bei seinen Betrachtungen über Frauen- und Ehefrage zwar aufführt, aber in ihrer Bedeutung als sozialwirtschaftlicher Faktor gänzlich außer acht läßt.

Im Jahre 1890 gab es im Deutschen Reiche Verwitwete zwischen 20 und 40 Jahren: Männer 46 334, Frauen 155 872. Die Gesamtzahl der verwitweten Männer betrug 774 967, der Frauen 2 157 870. Die Zahl der verwitweten Frauen übersteigt also mit 1 382 903 die der verwitweten Männer. Löb folgert aus diesem ungeheuerlichen Verhältnis der Verwitweten beider Geschlechter, das sich wie 3 zu 1 stellt, daß es die Berufsgefahren der Männer sind, die hier ihren unheilvollen Einfluß geltend machen und daß danach „die Beschäftigungsart und Dauer fast aller Berufe, nicht nur einzelner gefährlicher Berufe, eine Gesundheit und Leben zerstörende sei."

Mit dieser letzten Unterstellung geht Löb entschieden zu weit, denn wollte er folgerichtig bleiben, so mußte er hier hervorheben, daß nicht nur Berufsgefahren, daß auch müßiges Leben, Spiel und Sport gesundheitszerstörend wirken können; er hätte andererseits die Berufsgefahren der Mutterschaft und häuslicher Überarbeit, sowie ferner die Opfer an Leben und Gesundheit in Rechnung stellen müssen, die die im Erwerbsleben stehenden Frauen zu bringen haben. Daß diese Opfer die der männlichen Arbeiter in einzelnen Berufen relativ selbst übersteigen, geht aus einer sorgfältigen Untersuchung von Schüler und Burkhardt über Gesundheitsverhältnisse in der Schweiz hervor. Danach verhielten sich die Erkrankungsfälle der weiblichen Arbeiterschaft zu denen der männlichen in der

	wie
Baumwollspinnerei	128 : 100
Baumwollweberei	139 : 100
Färberei, Bleicherei, Appretur	113 : 100
Stickerei	111 : 100

Das beweist ganz gewiß nicht gegen die Mangelhaftigkeit und Verbesserungsbedürftigkeit der Arbeiterschutzgesetzgebung, wohl aber gegen die Einseitigkeit, mit der bei Löb der größte Teil der überwiegenden Sterblichkeit des männlichen Geschlechts aus dem Berufsleben erklärt werden soll. Die Berufsgefahr ist gewiß nicht gering anzuschlagen, daneben sind aber eine Reihe anderer Momente wirksam, die wir zum Teil schon angedeutet haben. So erhellt aus der allmählichen Abnahme des Knabenüberschusses, der bei den Neugeborenen sich auf 5 Prozent beläuft, und der schließlichen Umwandlung in sein Gegenteil, eine größere natürliche Sterblichkeit des männlichen Geschlechts, die auch in den höchsten Altersklassen deutlich hervortritt. Die Volkszählung von 1890 weist für die Altersklassen von 1—15 Jahren einen Knabenüberschuß von 40 320 auf. Von da ab verschiebt sich das Verhältnis zu Ungunsten des männlichen Geschlechts. Schon die Altersklasse von 15—18 Jahren läßt das weibliche Geschlecht einen kleinen Vorsprung gewinnen (1184 Weiber mehr als Männer) und von 15—25 Jahren haben wir schon ein Plus der Weiblichen von 65 633, von 25—40 Jahren 187 101, ein Mehr, daß in den höheren Altersklassen noch ständig

Digitized by Google

zunimmt. Über 60 Jahre waren z. B. 1890 alt: Männer 1 796 334, Frauen 2 148 308; über 90 Jahre 22 234 Männer gegen 32 077 Frauen.

Ein Teil der größeren Männersterblichkeit ist auch den Wirkungen des Alkohols zuzuschreiben. Ebenso wird der Wanderungsverlust, der von 1885—1890 etwa 300 000 für das ganze Reich betrug, wohl zum größeren Teil vom männlichen Geschlecht bestritten. Ferner geht man wohl nicht fehl, wenn man einen kleinen Teil der 1890 vorhandenen Witwen auf die mittelbaren oder unmittelbaren Wirkungen des Krieges von 1870 zurückführt. Auch ist noch zu erwägen, daß, gleiche Lebensdauer für beide Geschlechter vorausgesetzt, bei dem um $3^1/_3$ Jahr verschiedenen Heiratsalter sich mindestens 3 Jahrgänge Witwen als das natürliche Überleben des jüngeren Teils charakterisieren.

Ohne uns auf zahlenmäßige Nachweise einzulassen, die zu erbringen schwer, wenn nicht unmöglich wäre, haben wir somit alles gethan, die im ersten Augenblick furchtbar erscheinende Thatsache einer so großen Anzahl verwitweter Frauen in ihren Ursachen verständlich zu machen, und kommen nun zu der Frage: wie viele von ihnen sind versorgungsbedürftig, beziehungsweise auf Erwerbsarbeit angewiesen und daher Konkurrentinnen des Mannes auf dem Arbeitsmarkt? Nehmen wir an, was ja leider nicht entfernt der Wahrheit entspricht, daß für alle verwitweten Frauen über 50 Jahre durch eigenes Vermögen, Pension, Rente oder erwachsene Kinder gesorgt wäre, so bleiben nach der Zählung von 1890 immer noch 474 379 Witwen übrig, die, von den wenigen Prozenten Wohlhabender abgesehen, für sich und häufig für eine größere oder kleinere Kinderschar aufkommen müssen. Sie gerade sind es, die sich zu allen Arbeiten drängen, die zu jedem Preis arbeiten müssen. So lange die Idealgesellschaft noch nicht gefunden ist, die für alle Witwen und Waisen auskömmlich sorgt, wird man es sich gefallen lassen müssen, daß gerade diese sich um Arbeit bemühen, wie immer sie heißen, wie schlecht auch die Entlohnung sein möge. Gerade die Ärmsten und Gedrücktesten sind immer mit dem geringsten Entgelt zufrieden, weil sie, die Nichtangelernten, damit zufrieden sein müssen, weil sie Brot haben müssen um jeden Preis. Wären alle diese Frauen für irgend einen Beruf vorgebildet gewesen, einen Beruf, der selbst durch eine kürzere oder längere Ehezeit unterbrochen worden wäre, sie wären eher in der Lage durch qualifizierte Arbeit für sich und die Ihrigen zu sorgen, für qualifizierte Arbeit einen entsprechenden Lohn zu verlangen.

Gegenüber diesen 500 000 Witwen unter 50 Jahren wollen die vergleichsweise wenigen Tausende[1]) der im Handelsgewerbe und den liberalen Berufen thätigen unverheirateten Frauen wenig besagen (denn anscheinend ausschließlich an sie denken Löb und Genossen, wenn sie von den unheilvollen Wirkungen weiblicher Berufsarbeit reden, nicht aber an die Millionen von Industriearbeiterinnen u. s. w). Ganz anders auch als die der etwa 150 000 überhaupt ehelos gebliebenen Frauen wirkt die Konkurrenz der Witwen als preisdrückendes Moment auf den Arbeitsmarkt, wie sie es auch sind, die als ungelernte Arbeitskräfte zuerst von den Unbilden der Konjunktur und dergl. betroffen werden.

Einen interessanten Beweis in dieser Richtung liefern die Arbeitslosenzählungen von Juni und Dezember 1895. An der Arbeitslosigkeit waren verwitwete und geschiedene Frauen mit 19 Prozent des weiblichen Geschlechts überhaupt beteiligt! Die Gesamtzahl der im Jahre 1895 (s. Berufszählung vom 14. Juni 1895) im Hauptberuf und als Dienende erwerbsthätigen Frauen betrug 6 578 362. Unsere halbe Million Witwen unter 50 Jahren müßte demnach mit knapp 8 Prozent an der Arbeitslosigkeit beteiligt sein. Daß sie statt dessen mit 19 Prozent beteiligt sind, beweist deutlich, daß gerade sie, die mangelhaft Vorgebildeten und Widerstandsunfähigen, am ehesten der Arbeitslosigkeit anheim fallen. Dabei ist als sichere Fehlerquelle mit in Rechnung zu ziehen, daß eine große Anzahl dauernd oder zeitweilig erwerbsthätiger Frauen in den betreffenden Listen garnicht geführt, ihre etwaige Arbeitslosigkeit demnach überhaupt nicht gekannt und mitgezählt wird[2]).

[1]) Wir werden uns mit den betreffenden Zahlen später noch zu befassen haben.

[2]) Besonders bei Näherinnen, Putz- und Waschfrauen kommt das häufig vor. S. statistische Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M., Teil I Seite 149.

Digitized by Google

Auch wer irgend Gelegenheit hat, mittelbar oder unmittelbar einen Einblick in die Armenpflege zu erlangen, wird überall der Erfahrung begegnen, daß die Versorgung der Witwen die schwierigste und den öffentlichen Säckel am meisten belastende Aufgabe der Armenverwaltung ist.

Viel eher als von einer Ehefrage wäre darum von einer Witwenfrage zu reden. Hier ist Unterbietung am ehesten zu Hause, hier findet jede Art von Lohndruck den geringsten Widerstand. Wer also auf irgend einem Gebiet weiblicher Erwerbsthätigkeit Wandel schaffen will, der thut gut daran, seine Aufmerksamkeit in erster Linie dieser Frage zuzuwenden.

Was aber kann hier geschehen? Wir wollen der Lockung widerstehen, wieder einmal „die soziale Frage" in ihrer ganzen Breite aufzurollen, indem wir nachweisen, daß auf dem Boden der heutigen Wirtschaftsordnung eine durchgreifende Änderung nicht zu erzielen ist. Will man den Ausbau der Arbeiterschutz- und Altersversorgungsgesetze, der Witwen- und Waisenfürsorge etwa als solch ein Allheilmittel geltend machen, so sei dem gegenüber die Frage gestattet, wie der heutige Staat bei seinen riesengroßen anderweitigen Ausgaben die hierfür nötigen Summen aufbringen will? Wir wollen also dieser Lockung widerstehen und einfach fragen: Was kann heute geschehen?

Ich will ein Beispiel aus der Pädagogik wählen. Jeder Erzieher wird es als seine heiligste Aufgabe betrachten, das ihm anvertraute Kind geistig und leiblich auf eigene Füße zu stellen, es selbständig zu machen und so auszurüsten, daß es eines Tages den Kampf des Lebens bestehen kann. Was würde man von dem Lehrer sagen, der ein normales Kind an Krücken gewöhnte, es auf Krücken statt auf seinen gesunden Beinen herumlaufen ließe? Man würde ihn nicht nur vom moralischen Standpunkt aus schelten, man würde ihn auch fragen: Kannst du, der du das Kind so geschädigt hast, die Gewähr dafür übernehmen, daß nicht irgend ein Ungefähr den Armen seiner Stützen beraubt? Und was dann?

Im gleichen Fall befindet sich das weibliche Geschlecht. Und daß das Unrecht, das man ihm angethan, die Unselbständigkeit und Schutzbedürftigkeit, die man ihm angewöhnt, die Unmündigkeit, in der man es zurückgehalten hat, sich auf eine vielhundertjährige Vergangenheit berufen kann, macht die Sache um nichts besser. Man mache endlich das weibliche Geschlecht selbständiger und unabhängiger in jedem Sinn, man rüste es besser aus, um den Kampf mit den Widerwärtigkeiten des Lebens bestehen zu können. Damit wird man dem Wettbewerb auf jedem Gebiet und der Hochhaltung eines guten Lohnes für gute Arbeit besser gedient haben, als wenn man nachweist, daß jedes Mädchen, das darauf verzichtet, die Konkurrentin des Mannes im Beruf zu werden, durch diese Entsagung die Heiratsmöglichkeit für sich oder eine ihrer Mitschwestern um eine Nummer vermehrt.

Der Beruf.

Die Berufszählungen der Jahre 1882 und 1895[1]) ergeben erwerbsthätige Frauen im

	1882	1895
Hauptberuf . . .	4 259 103	5 264 408
Dienende . . .	1 282 414	1 313 954
	5 541 517	6 578 362.

Die Zahl der erwerbsthätigen Frauen hat sich demnach in 13 Jahren um 16 Prozent vermehrt. Das Handels- und Verkehrsgewerbe weist eine Steigerung von 298 110 auf 579 608 d. i. 94,43 Prozent auf, eine Thatsache, die, selbst wenn man die natürliche Volksvermehrung in Anschlag bringt, aufs deutlichste erkennen läßt, daß das Hineintreten der Frau ins Berufsleben in der ganzen Entwicklung unserer Wirtschaftslage begründet ist. Nicht mit etwas Zufälligem oder individuellem Belieben Entsprungenem haben wir es hier zu thun, sondern mit einer Notwendigkeit,

[1]) S. Vierteljahrhefte der Reichsstatistik.

Digitized by Google

die den Sozialreformer einfach vor die Aufgabe stellt, ihre Härten zu mildern und sie in einer der Gesamtheit dienlichen Weise auszugestalten. Das geschieht aber am besten, indem man die weibliche Erwerbsarbeit an sich wertvoller macht, d. h. die für den Erwerb Bestimmten so ausbildet, daß sie als geschulte Kräfte und nicht als preisdrückende Elemente in den Wettbewerb eintreten.

Bei den sogenannten liberalen Berufen ist solche Schulung eine ganz selbstverständliche Voraussetzung. Den Künsten und Wissenschaften, der Erziehung und teilweise auch der Krankenpflege (obwohl hier das Pflegerinnenmaterial in öffentlichen, besonders aber in Irrenanstalten manchmal bedenklich viel zu wünschen übrig läßt) werden sich nur solche zuwenden, die in der Lage sind, den dort gestellten Anforderungen zu genügen.

Für weite Gebiete der industriellen Arbeit kommt leider qualifizierte Arbeit gar nicht in Frage. Es giebt da eine Menge mechanischer Verrichtungen, für die eine Vorbildung nicht erforderlich ist. Hier wird in der That die konkurrierende Arbeit, aber nicht nur der Frauen, sondern auch der Kinder und Jugendlichen beiderlei Geschlechts dem männlichen Arbeiter verhängnisvoll. Sie wird zu einer Notsache, der man rat- und hilflos gegenübersteht, so lange man nicht durch weitgehende gesetzliche Bestimmungen die Arbeit der Kinder und Jugendlichen, wie auch der verheirateten Frauen wesentlich einschränkt. Nebenbei, weil nur mittelbar hierher gehörig, sei bemerkt, daß eine umfassende gesetzliche Regelung dieser Sache in erster Linie den Betroffenen selbst zu gute kommen müßte. Nicht nur der Verdienst des Mannes würde sich heben,[1]) Familiensinn und Familienleben würden eine wohlthätige Erhöhung erfahren, Kinderpflege und Erziehung ihren natürlichen Verwaltern zurückgegeben werden. Nicht zuletzt würde auch die Gesamtlebenshaltung gewinnen, da die selbst wirtschaftende Frau auch mit bescheidenen Mitteln weiter kommen kann, als wenn sie ihr Hauswesen verlottern lassen muß.

Wir haben in der Industrie ein weites Gebiet vor uns, auf dem ungeschulte Arbeit, Arbeit von verheirateten Frauen und von Kindern, also von solchen, die rechtmäßigerweise gar nicht im Erwerbsleben stehen sollten, die entsprechende männliche, mittelbar aber auch die qualifizierte Arbeit drückt. Auf ähnliche, wenngleich differenziertere Verhältnisse stoßen wir im Handelsgewerbe. (Landwirtschaft und Verkehrsgewerbe kommen für unsre besondere Frage, nach der Einwirkung der weiblichen Berufsthätigkeit auf die Ehemöglichkeit, nicht in Betracht.) Hier ist Raum für so viele. Gelernte und ungelernte Arbeit, gute, mittlere und selbst minderwertige Leistungsfähigkeit kann hier Verwendung finden. Dabei bedeutet der kaufmännische Beruf für viele eine Erhaltung oder selbst Erhöhung des gesellschaftlichen standard of life. Daher kommt es, daß das Kleinbürgertum, zum Teil auch der bessere Arbeiterstand, seine Töchter mit Vorliebe ins Handelsgewerbe entsendet. Viele dieser Mädchen sind gar nicht oder schlecht vorgebildet. Sie bieten ihre Arbeitskraft zu jedem Preis an und schädigen dadurch den besser oder ebenso schlecht vorgebildeten kaufmännischen Arbeiter. Die Folge davon ist, daß man mit großem Geschrei die Beschränkung der Frauenarbeit auch auf diesem Gebiet verlangt. Das ist thöricht oder mindestens kurzsichtig. Unsre Aufstellungen haben uns gezeigt, daß die Ehe das Mögliche (und, wie ich hinzusetzen will, ganz gewiß das Erwünschteste und Natürlichste) für jede Frau ist, sie haben aber auch gezeigt, daß 1. unter heutigen Wirtschaftsverhältnissen eine große Anzahl von Frauen zur Ehelosigkeit verdammt ist, daß 2. mit der Ehe nicht allemal und für immer auch die Versorgungsfrage gelöst ist. Die Ehe ist das Mögliche, der Beruf das Notwendige auch für die Frau. Warum also mit ihrer Hinausweisung aus dem Beruf Undurchführbares verlangen? Viel besser diesem „Übel", wenn man es denn als solches bezeichnen will,[2]) die relativ günstigste Seite abgewinnen. Das geschieht aber am besten dadurch, daß man die berufliche Ausbildung der Frauen ver-

[1]) Im Saar- und Ruhrgebiet, die wenig Frauenarbeit kennen, verdient der Mann so viel, als im schlesischen Bergwerksgebiet Mann und Frau zusammen. S. Neue Zeit 1896/97, Nr. 15, S. 459 u. f.

[2]) Ich vermag diese Auffassung nicht zu teilen; dagegen halte ich es für ein Übel, ein Sittlichkeit und Menschenwürde in gleicher Weise gefährdendes Übel, wenn mittellose Familien genötigt sein sollen, ihre Töchter auf dem Heiratsmarkt auszubieten, sie für den Männerfang abzurichten.

Digitized by Google

langt und unterstützt. Die gut vorgebildeten Mädchen werden, schon infolge der gesteigerten Ausbildungskosten, bessere Bezahlung verlangen müssen, sie werden auch ohnedies für höhere Leistung höheren Lohn beanspruchen und sich aus lästigen Konkurrentinnen in rechtmäßige Mitbewerberinnen verwandeln. Und den rechtmäßigen Wettbewerb werden die Männer von seiten der Frauen nicht mehr zu fürchten haben wie von seiten des eignen Geschlechts. Wendet man dagegen ein, daß die Zahl der arbeitsfähigen Männer auf diesen wie andern Gebieten genügend groß ist, um allen erdenklichen Anforderungen zu genügen, so streift man damit die Frage der Arbeitsreservearmee und eine Sachlage, die die Frauen nicht geschaffen haben und für die sie ablehnen müssen, die Verantwortung zu tragen, beziehungsweise die Kosten zu zahlen.

Als vollgiltigen Beweis dafür, daß es nicht so sehr die Frauenarbeit an sich als die ungelernte Frauenarbeit ist, die die Preise drückt, führe ich die Thatsache an, daß der Besuch der zweijährigen Handelsschulen für Mädchen ständig zunimmt, daß die dort vorgebildeten Damen durchweg und innerhalb kürzester Zeit, Anstellung finden, und das zu Gehaltssätzen, die denen der entsprechenden männlichen Altersklassen mindestens gleichkommen, sie teilweise selbst beträchtlich übertreffen. Und das nicht, wie man eingewandt hat, weil sie fügsamer und weniger gefährlich in Bezug auf Selbständigkeitsgelüste sind (der Waren- und Produktenhandel wies 1895 126 787 selbständige weibliche Unternehmer auf), sondern weil sie fleißiger, pflichttreuer und besser geschult sind, als die betreffenden männlichen Angestellten. Im Jahre 1895 belief sich die Zahl der in leitenden und verantwortlichen Stellungen befindlichen Frauen auf nur 6776 gegen 80 866 Lehrlinge und untergeordnete Hilfskräfte gegen 92 997 kaufmännisch gebildete männliche Personen in besseren Stellungen; es steht zu hoffen, daß die nächste Berufszählung ein wesentlich anderes Ergebnis aufweist.

Die Furcht, daß durch die berufliche Thätigkeit der Frau die Eheziffer zurückgehen, die Ehemöglichkeit eingeschränkt würde, ist gegenstandslos. Was mindert heute, nicht absolut, aber relativ, die Ehefrequenz? Die Unmöglichkeit, eine Familie ernähren zu können, die Sorge um eine standesgemäße Lebenshaltung. Die Arbeiterklasse, die besonders von den letztgenannten Rücksichten nicht angekränkelt ist, entschließt sich leichter und früher zur Ehe. Der Mann der Bürgerklasse berechnet ängstlich die Kosten der „standesgemäßen" Lebenshaltung; er heiratet deshalb nur, wenn überhaupt, in vorgerücktem Alter, wenn er nicht vorher schon eine vorteilhafte Geldheirat schließen kann.

Bequemt man sich da erst einmal allgemein dem Dogma der Arbeitsnotwendigkeit für beide Geschlechter an, so werden Verhältnisse und Anschauungen um vieles einfacher werden, und die Ehemöglichkeit wird eher zu- als abnehmen. Denn darüber mag man beruhigt sein: jede Frau — und möge sie noch so tüchtig und selbständig sein, wird sehr gern die Bürde des Berufs mit der Würde der glücklichen (wohlgemerkt: der glücklichen) Gattin und Mutter vertauschen. Man frage nur einmal die 420 000 in der Textilbranche und die halbe Million der in der Näherei und verwandten Berufen beschäftigten Frauen.

Und noch eins. Eine kleine Bemerkung, die mit Statistik und wirtschaftlicher Notlage wenig zu thun hat, hier aber doch nicht fehlen darf. Dem Menschen ist die Lust, sich zu bewegen, zu bethätigen, eingeboren. Das merkt man schon an dem Zerstörungstrieb der Kinder, wie an den Schnurrpfeifereien, auf die unbeschäftigte erwachsene Menschen verfallen. Die Frau, besonders die unverheiratete Frau, die ihrem Thätigkeitstrieb im Rahmen des Hauses in zweckdienlicher d. h. also vernünftiger Weise nicht mehr Genüge thun kann, strebt über diesen Rahmen hinaus. So wird die wirtschaftliche Frage zu einer ethischen. Unsre Zeit hat an Stelle physischer Kraftleistung dem geistigen Vermögen den Vorrang eingeräumt: die Frau würde es sich nicht nehmen lassen, an diesem geistigen Wettkampf teilzunehmen, und schaffte man auch Ehemöglichkeit für alle, und wäre gleich die Zauberformel gefunden, die mit einem Schlag alle wirtschaftliche Not aus der Welt schaffte.

Digitized by Google

Gustel.

Roman

von

E. Vely.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung und Schluß von Seite 657.)

Ende September ist's; warmer Sonnenschein, gefärbte Blätter, die den Herbst bekunden, lebhaftes Alltagstreiben in den Straßen.

Der Laden in der Ziethenstraße, der den Namen Christian Netkow in frisch aufgemalten Lettern trägt, sieht sauberer und anlockender aus. Das Schaufenster zeigt eine appetitlichere Auslage und größere Zierlichkeit. In der Mitte steht jetzt eine kleine Gipsbüste des Kaisers, und rechts und links davon sind in blauen Gläsern Georginensträuße sichtbar. Weiße und rosa Papierunterlagen unter Brot, Käse und Buttertellern machen alles freundlicher. Ein paar Herings- und Gurkenfäßchen haben grüne Guirlanden. Man wird so schon von weitem auf das aufmerksam, was es hier giebt. Das Plakat: „Hier kann gerollt werden", ist ebenfalls frisch; die Bieranzeigen prangen leuchtend neu, und noch eine andere Aufforderung hat darunter Platz gefunden: „Hier sind Gelegenheitsfuhren zu haben". Ein Wäglein und ein Pferd sind dabei abgebildet.

Christian Netkow nutzt sein Gefährt auch noch zu andern Zwecken aus, zu kleinen Umzügen und dergleichen. Seit er weiß, es paßt jemand sicher aufs Geschäft, kann er selber länger entfernt bleiben und auf den Nebengroschen sehn.

Im saubern Kattunkleide, mit einer fleckenlosen Schürze hantiert Dorette im Laden, gleich freundlich gegen alle Kunden, gleich diensteifrig dem geringsten Verlangen gegenüber. Sie springt hin und her, bückt sich und schnellt empor, wickelt ein, hilft in die Körbe packen, hat auch immer Zeit, das anzuhören, was man ihr zuträgt — von Krankheiten der Kinder, ehelichen Zerwürfnissen, Härten der Herrschaften. Sie hört es mit ihrer stillen Miene an und hat meistens nur ein Kopfnicken zur Erwiderung, aber die Leute meinen jedesmal, sie habe ihnen unbedingt recht gegeben.

„Jetzt ist hier doch ein ganz anderes Kaufen!" sagt eine rundliche Haushälterin aus der Maaßenstraße. „Man kommt viel lieber — der Mensch will verstanden sein, und Sie, Frau Netkow, Sie wissen nun schon ganz genau, wie ich es gern habe."

„Freilich!"

Ein Straßenarbeiter, dem sie Bier und durchgebrannten Käse einhändigt, kneift das linke Auge zu. „Er is doch jut? — na, wenn Sie 's sagen, muß es doch wohl wahr sind."

Robert stürmt die zwei Stufen herauf; im Begriff, die Thür zuzuschlagen, sieht er noch rechtzeitig nach der neuen Gestalt hinter dem Ladentisch hinüber und macht sie leise zu.

„Dein Kaffee steht in der Küche, und dann habe ich schon gewartet, daß du mir Bier aus dem Keller holst, Robert. Denk' bloß mal, Vater hat es nicht glauben wollen, daß du das machst und nichts zerbrichst!"

„Oho!" sagt der Junge mit Selbstgefühl, „als ob das 'n Kunststück is. Weißt du, da kann ich noch ganz was anderes."

„Meine ich auch — und bald kann ich dich gar nicht mehr entbehren."

Langsam kommt Paula angeschlendert, sie möchte ihre Schultasche auf den nächsten freien Platz legen, stöhnt dann und geht ins Nebenzimmer. Sie ist gehorsam, weil es nicht anders sein kann, aber das Widerstreben drückt sich in jeder Bewegung aus, sie leistet passiven Widerstand. Die alte taube Eicken,

Digitized by Google

die nichts hörte und nicht zu viel sehn wollte, war ihr an dem Platze, den die Neue jetzt einnimmt, angenehmer.

Sie gesellt sich zu dem Bruder am Küchentisch, langt nach der braunen Kanne und sagt gähnend: „Is wohl wieder kalt?"

„Ne!" giebt Robert, mit beiden Backen kauend, zurück.

„Denn wird er wohl dünne sein — Stiefmütter gönnen einem nichts Gutes!"

„Du, das is auch nich wahr! Die Eicken hat uns immer das Beste weggetrunken und gegessen — das thut die nich."

Paula rekelt sich auf ihrem Stuhl, streckt die langen Füße weithin und sagt: „Die Eicken war mir lieber, und du bist'n dämlicher Junge!"

„Oho!"

„Schlag man bloß nich — wird ja wohl nich lange mehr dauern, dann schlägt die uns. Die Eicken sagt, sie verstellt sich jetzt. Und in den Geschichten verstellen sich die Stiefmütter auch erst immer und dann zeigen sie sich, wie sie sind."

„Quatsch!" ruft Robert und trinkt den Rest aus seiner Tasse.

„Wollen's abwarten, nicht wahr?" sagt eine Stimme von der Thür her.

„Ach —" Paula wird flüchtig rot und nickt dann trotzig mit dem Kopf. Robert schnellt empor.

„Ich — ich glaube es ja gar nich!"

„Wenn du fertig bist, Paula," sagt die blonde Frau, „so komm mit dem Nähzeug, sollst eine neue Schürze haben; aber ein großes Mädchen wie du, das kann sie schon selber machen. Vater glaubt es zwar nicht recht. Aber wenn du's wirklich fertig bringst, sagt er, dann läßt er dich in den Ferien ein paar Tage nach Friedenau —"

„Ne!" macht Paula erstaunt, ungläubig. „Zu Tante Rike? Die hat'n ja neulich umsonst gebeten — ne!"

„Es wird aber doch wohl so sein!"

Paula sieht die Stiefmutter von der Seite an, halb mißtrauisch, halb forschend. Dann wirft sie den Kopf, daß die Zöpfe fliegen.

„So 'ne lumpige Schürze — was die andern können —"

„Freilich," meint Dorette. „Vater denkt, du kannst nur lesen, und er ist doch so fürs Praktische. Nun woll'n wir ihm das einmal zeigen."

Die Ladenthür geht wieder, Dorette muß zurück; ein paar Minuten später huscht Paula mit dem Nähzeug herein und begiebt sich auf ihren Platz. Die Stiefmutter nickt ihr zu, ganz bedeutungsvoll, und da kommt ein lächelnder Zug um die Lippen des Mädchens.

„Das ist wohl nicht leicht, bei so 'ner Heirat, als zweite Frau?" fragt eine alte Jungfer, die in einer Gartenwohnung schräg gegenüber haust. „Mit solch großen Kindern! Wie haben Sie sich dazu nur entschließen können? Ich habe nie heiraten wollen — und nun gar einen Witwer! Und wenn sie größer werden, denn fängt's erst recht an."

Dorette schüttelt den Kopf. „Es sind ja gute Kinder, die 's auch einsehen werden, daß man es gut mit ihnen meint."

Paula senkt, diesmal völlig rot werdend, den Kopf tief auf ihre Arbeit.

„Fremde Kinder bleiben es aber doch immer."

Die Person sucht und wählt und tadelt, nimmt zuletzt nur ganz wenig und zählt langsam und vorsichtig die Nickelstücke auf die Holzplatte hin. „Heut zu Tage ist das Leben ganz unerhört teuer."

Dorette ist gleich geduldig und freundlich. Aber wie sie der hageren Gestalt mit den spitzen Schultern in dem grauen Tuche nachsieht, das sie so eng um sich herzieht, da klingt ihr das Wort „fremde Kinder" wieder in den Ohren nach. Für die muß sie Nachsicht und Geduld und Güte haben den vollen, langen Tag — und Scheu und Mißtrauen begegnen ihr dafür. Und sie weiß doch ein rosiges Gesichtchen, das lacht, wenn es sie erblickt, und zwei weiche, runde Arme, die sich um ihren Hals legen, und ein winziges Stimmchen, das angestrengt dazu stöhnt — „oh, oh" — Und so lange hat sie es nicht gehört! — aber morgen will sie hinaus, muß sie hin, da hält sie nichts mehr — da will sie dem eigenen Kinde von all der Liebe geben, die sie in ihrem Innern aufgespeichert hat.

So viele Wochen, seit ihrer Heirat, hat sie ihr Gustel nicht gesehn. Erst war die Zeit nicht da, dann hat sie ihren Mann nicht daran zu erinnern gewagt — aber nun, nun droht

Digitized by Google

ihr die Sehnsucht das Herz zu zersprengen. Morgen, ja morgen! Und wie viel hat sie schon zurechtgelegt in ihrer Kommode — ein neues Kleidchen sogar — darin wird Gustel aber hübsch aussehn.

Nur zweimal hat sie eine flüchtige Nachricht bekommen auf Karten, daß alles gesund in Charlottenburg ist — mehr hat sie ja selber nicht haben wollen. Sie trägt sie zerknittert in der Tasche. Genug ist das längst nicht. Aber morgen!

Paula kommt und zeigt ihre Stiche, und sie lobt sie. „Siehst du wohl, Paula, du kannst, wenn du willst!"

„Ich geh auch gerne nach Tante Rike — die hat mich lieb, und ich habe sie auch lieb".

Dann öffnet sich die Thür wieder — ein blasses, bekanntes Gesicht blickt Dorette entgegen.

„Ach, Sie, Münsterbergen!"

„Ja, endlich mußte ich doch mal kommen und nachsehn. War ja beinah, als wenn wir da draußen vergessen wären."

„Es war — so viel zu thun! So — in der ersten Zeit."

„Natürlich, wenn man sich verändert."

Sie legt ihre Handtasche auf den Tisch und dann erst ihre Finger in die ihr entgegengestreckte Hand Dorettens.

„Sie sehn nich aus, als wenn Ihnen was abgeht."

„Das — thut es ja auch nicht," ist die halblaute Antwort. Aber wie sie in das Gesicht der Frau blickt, überkommt es sie mit einem schneidenden Wehgefühl. Die hat, was ihr fehlt, die sieht das Gustel früh und spät und hört seine jauchzende Stimme und seine weinende. Ach, wenn sie es nur nicht oft weinen läßt, das liebe, liebe Kind!

Die kleinen, stechenden Augen der Wäscherin wandern in dem Laden herum.

„Ne, das is hier aber ganz nett! Sie müssen ja nun 'ne wohlhabende Frau sein!"

„Wir arbeiten, Münsterbergen."

„Thun andere auch. Bloß, daß der eine Glück hat und andere nich. Un ich war doch auch gar zu neugierig. Das Geld hatten Sie mir ja geschickt — aber, daß Sie so lange ausblieben. — Dachte mir gleich, der muß es gut gehn, denn sonst hätte sie schon nachgeguckt —?"

Dorette sieht immer angstvoll nach den Lippen der Sprecherin und dann zu Paula hinüber. Und endlich zieht sie die kleine Frau mit sich in die Stube und trägt dem Mädchen auf sie zu rufen, wenn Käufer kommen.

„Nu aber!" staunt die Wäscherin, die polierten Möbel, das hübsche Sofa in der Stube betrachtend.

„Was macht mein Gustel!"

„Is ja gesund!"

„Fragt es nach seiner Mutter?"

„Na, wenn Sie so selten kommen, wie woll'n Sie das verlangen?"

Der blonde Kopf senkt sich tiefer, und ein Seufzer wird hörbar.

„Es muß gewachsen sein! Natürlich! ich habe darauf hin" — nein, von dem neuen Kleidchen will sie doch vorher nichts sagen.

„Daß Sie das gethan haben und den Mann geheiratet, das war doch 'ne ganz vernünftige Sache," sagt die Münsterberg.

„Das Wetter ist so schön; ich denke immer, wie gut das ist fürs Gustel, kann immer draußen sein."

„Die andern machen es man so wild. Da hat es sich denn auch eine ordentliche Beule gefallen."

„Mein Gustel!" Dorette schreit fast auf.

„Als ob wir das nich auch gethan hätten. Ne Junfernante, die kann ich ihm ja nu nich halten, und Sie können das doch auch wohl trotzdem" wieder mit dem forschenden Blick durchs Zimmer — „nich bezahlen."

Ein Schmerz ist in Dorettens Brust, ein förmliches Stechen. Das möchte sie können und dürfen, wie andere Mütter auf ihren Liebling achten, ihn bewahren vor jeder Härte, jedem Unfall. Und plötzlich sagt sie: „Wer — sieht denn jetzt, wo Sie fort sind, nach dem Gustel?"

„Doch die Henke, die die Stube von uns abgemietet hat und den vollen Tag sitzt und näht."

„Ach ja —" wieder eine Fremde, die das Schwatzen und Jauchzen ihres Kindes hört und es ihm vielleicht gar unfreundlich verweist, während sie sich so sehr danach sehnt.

„Morgen komme ich!"

Digitized by Google

Die Münsterberg streicht mit Daumen und Zeigefinger über die Tischdecke, um den Stoff zu prüfen. Ihr blasses Gesicht ist unter dem runden, altmodischen Strohhut noch bleicher als sonst.

„Woll'n Sie mir nich drei Mark geben? — auf Abschlag — is ja doch bald wieder fällig. Ich muß noch weiter in die Stadt."

Dorette zögert eine Sekunde, dann faßt sie in die Tasche.

„Münsterbergen, sein Sie man immer gut mit dem Gustel."

„I ja doch! Es hat es gut; ich habe es nich so bei meiner leiblichen Mutter gehabt."

Paula ruft, es sind Kunden zu bedienen; die Münsterberg bleibt zurück und besieht die Möbel einzeln, und dann kommt sie langsam in den Laden und setzt sich auf einen Stuhl, die Hände im Schoß übereinandergelegt.

Ein Dienstmädchen bestellt für den Ersten ihren Umzug, Schließkorb, Kommode und Nähmaschine — Dorette notiert das für ihren Mann.

Dann tritt Christian Netkow herein, ziemlich wuchtig in Wasserstiefeln. Er reicht Robert seine Peitsche und den Hut hin, er hat eine kleine Fahrt nach Steglitz gehabt. „Mutter, 's Geschäft geht. Und 'nen Schnaps kannst du mir auch einschenken." Er sieht die fremde Frau freundlich an.

„Das ist Frau Münsterberg, eine gute Bekannte."

Dorette mag nicht sagen: aus Charlottenburg. Es ist, als schnüre ihr etwas die Kehle zu. Sie bringt es nicht heraus.

„Ja, ja! Ich habe doch mal nachsehen wollen."

„Können Sie, kann jeder!" antwortet Netkow. „Wir können uns sehen lassen, unser Hauswesen und uns selber, was? Hahaha!"

„Hier ist süßer!" sagt Dorette, der Münsterberg auch ein Gläschen zuschiebend, denn ihr fällt ein, daß sie ihr nichts angeboten hat.

„Und morgen woll'n wir uns 'nen guten Tag machen. Raus nach der Ausstellung, mit Kind und Kegel. Was, Alte?"

Dorette sagt nichts; sie hatte es anders vor.

„Denn warum — über kurz wird einem das Ding vor der Nase zugemacht, und man hat's gar nich gesehn. Ne, nu warten wir nich länger mehr. Morgen wird's wahr!"

„Hurra!" schreit Robert, der sich hinter Paula geschlichen hat und an einem ihrer Zöpfe reißt, „Hurra!"

Paula schlägt nach ihm, Netkow lacht, die Münsterberg macht eine verbindliche Miene, weil er ihr den zweiten Rosenlikör einschenkt, und Dorette steht bleich und traurig da — sie hatte sich eine andre Sonntagsfreude gewünscht.

Als die Münsterberg sich von ihr verabschiedet, fragt sie leise: „Soll ich denn nich mal mit dem Kinde kommen?"

„Nein, ach nein!"

„Mir kann's recht sein; wir könnten es ja aber für wem anders seins ausgeben!"

„Nein, ach nein!"

Und Dorette huscht in den Raum, wo die Mangel steht und sinkt auf einen Stuhl, legt den Kopf gegen das Holz und beginnt bitterlich zu schluchzen.

* * *

Paula hat beide Arme auf den Ladentisch gestemmt und sieht der dahinter Sitzenden ins Gesicht. In ihren blassen, frühreifen Zügen ist ein forschender Ausdruck. Dorette hat ein Buch vor sich, aus dem sie Zahlen in ein anderes überträgt.

„Das kann ich schneller!" sagt Paula.

Die Frau lächelt. „So hilf mir!"

„Ach — heute nich!"

Dann gähnt sie. „Vater sagt, ich soll's Buchhalten ordentlich lernen — ich weiß aber noch nich, ob ich's will. Das hast du ihm wohl eingegeben?"

„Wenn ein Mädchen etwas kann, so ist das gut. Ich wollte, ich hätte allerlei lernen können."

„Vater hat überhaupt jetzt so viel Mumpitz im Kopf!" meint Paula, sich streckend. „Na, wird sich wohl geben. So'n alter Knopp muß doch auch mal wieder zur Besinnung kommen!"

Dann schwenkt sie sich herum und lacht.

„Paula, das hast du doch nicht aus dir selber?"

„Wenn's man wahr is, dann is einerlei, wo es herkommt. Und Vater, der so gnitschig war, und nu nach Ausstellung und allerlei, das is doch komisch."

Digitized by Google

„Geh an deine Schularbeiten auf der Stelle!“ herrscht Dorette streng.

Paula verzieht den Mund und verschwindet in dem Raum, in welchem die Rolle steht. Weil sie aber gern hört, was im Laden vorgeht, lehnt sie die Thür nur an.

Dorette rechnet, dann läßt sie den Stift sinken. Sie hat einen steten Kampf mit dem Mädchen; glaubt sie an einem Tage den Trotz besiegt zu haben, bricht er am andern wieder hervor. Sie leidet darunter, aber sie mag Netkow nichts sagen.

„Gu'n Abend.“ Die Eicken ist eingetreten, sieht sich um und schreit, weil sie selber schlecht hört: „Is ja leer! Sonst war es doch voller. Is den Leuten hier wohl zu fein geworden?“

Dorette lächelt. „Das ist nur Zufall, wir können nicht klagen.“

Die Alte hat eine ganze Reihe von Wünschen, bemäkelt die letzte Butter, die sie geholt hat und sagt kläglich: „Ich habe auch zwei schlechte Eier gekriegt; ich arme Frau zwei schlechte Eier. Wenn das den andern Kunden so geht — ne, dann kommen die Leute ja wohl nich wieder! Wo is'n Netkow?“

„Mit dem Fuhrwerk fort.“

„Der is jetzt nur auf der Landstraße, und wie ich da war, saß er mir immer auf den Hacken: ob die Kunden ordentlich bedient würden, und ob die Kinder nich zu kurz kämen. Muß jetzt wohl zufrieden sein, was?“

„Man thut, was man kann!“

„So'n oller — Knopp! Na ja!“ die Eicken packt den Korb voll. „Un hat mich noch nich mal zur Hochzeit eingeladen, und das verwinde ich nich.“ Sie kneift die Augen halb zu und ruft dann ganz schrill: „Hat die junge Frau wohl nich gelitten, was? Der bin ich wohl nich fein genug gewesen? En Braunseidenes, das habe ich freilich nich — ne, ne!“

Dorette wickelt den verlangten Käse ein. „Das ist alles meinem Mann seine Sache gewesen.“

„Ja, so heißt es dann. Junge Frauen kriegen ältere Männer immer untern Pantoffel.“

Sie bindet ihre Hutbänder auf, öffnet ihr Tuch und sitzt ganz behaglich da. Dorette legt den Käse zu den andern Dingen, welche die Eicken langsam und vorsorglich und sie sämtlich noch einmal betrachtend in ihren großen braunen Korb packt. „Der Mensch is doch nur zum Quälen auf der Welt“, sagt sie dabei stöhnend, und dann: „Schreiben Sie's man zusammen an.“

„Ja, Eicken — da steht nun schon so viel. Mal müssen Sie doch daran denken — wir müssen ja doch auch alles bar zahlen.“

„Was?“

Dorette wiederholt ihre Worte noch einmal laut, während das Gesicht der Frau ganz zornrot wird.

„Was, Sie woll'n mich mahnen, hier auf derselben Stelle, wo ich gesessen habe? länger, wie'n Jahr?“

Sie wirft den Korb hin, daß er ins Wanken gerät. „Sie sind mir 'ne Schöne. Von so einer wie Sie laß ich mich lange noch nich mahnen.“ Und sie schlägt klatschend beide Hände zusammen.

„So nehmen Sie doch nur Vernunft an,“ sagt Dorette.

„Ich? die wer'n Sie wohl nötig haben. Die hätten Sie man früher haben soll'n. Ja, ja, Madam Netkow'n, das is mein voller Ernst! Und wenn Sie schlau wären, dann sorgten Sie doch ja dafür, daß die Eicken ihren Mund hält. Denn wenn die sprechen wollte! ja, ja. Ne andre an Ihrer Stelle, die packte der Eicken den Korb ganz von alleine voll. Hier'n bißchen und da'n bißchen. Na, der Netkow, der wird ja auch zur Besinnung kommen. So was geht vorüber.“

Dorette ist sehr blaß, und es läuft ein Zittern durch ihren Körper, als sie sagt: „Jetzt weiß ich's — Sie hetzen das Kind, die Paula, gegen mich auf!“

Der Kopf der tauben Frau bewegt sich zustimmend. „Ich werde noch ganz wen anders aufhetzen. Da steh'n Sie nun mit dem Gesicht, als sind Sie 'ne heilige Genovefa. Erst recht sind Sie's nich — ich weiß es doch besser.“ Und dann, mit einem Grinsen: „Ich kenne doch die Henke. So man zufällig habe ich sie neulich bei der Schultzen getroffen, was ne Cousine von mir is. Un' wie denn so was rauskommt. Na ja, nu machen Sie sich selber'n Vers darauf, was — und mahnen werden Sie mich ja so bald wohl nich wieder, was?“

Dorette sinkt auf ihren Stuhl; sie kann die zitternden Lippen erst nicht bewegen. Dann

Digitized by Google

aber sagt sie: „Ich brauche Ihr Schweigen nicht zu kaufen; mein Mann hat um das alles gewußt. Ich habe es ihm ehrlich gesagt."

Die Eicken lacht schrill heraus.

„En Mann — na ja, wenn der verliebt is, dann verspricht er ja alles. Kommt aber anders. Ne, Sie haben den Strumpf bei der Spitze angefangen. Hinterher is es ihm denn doch nich recht, wenn erst die Leute drüber sprechen."

„Die Leute!" Dorette wischt über die Stirn; es thut ihr weh zwischen den Augbrauen, ein Kribbeln ist in ihrem Hirn.

„Ja, wenn's noch tot wäre, das is 'ne andere Sache. Aber Ihres lebt ja, und die Henke sagt, es is kerngesund.

„Gott sei Dank!" spricht Dorette.

„Und denn so nah, in Charlottenburg — wenn Sie's noch wo draußen auf'm Lande hätten. Sehn Sie wohl, da kommt man dahinter, und ich werde es ja wohl nich allein bleiben, die es weiß." Sie hat nach ihrem Korb gegriffen, stellt ihn jetzt aber wieder hin und sagt plötzlich in ganz verändertem Ton: „Ich habe in Schneidemühl 'ne Schwester, die nähme es auf. Der kann ich ja mal schreiben!"

Dorette hat sie garnicht mehr gehört. So nah, ja, so nah ist Charlottenburg, jede Stunde kann sie ihr Kind erreichen und hat es so lange nicht gesehn! Es wallt ihr heiß zum Herzen — sie will einen Entschluß fassen. Gleich heute will sie Netkow bitten — er ist ja ein guter Mensch, er schlägt ihr's nicht ab.

„Sie sagen ja nichts," meint die Eicken.

„Was woll'n Sie denn noch?" fragt die junge Frau in müdem, gleichgiltigem Ton.

„Ob Ihnen das recht is, wenn meine Schwester in Schneidemühl das Kind nimmt — für denselben Preis, den Sie hier geben. Dann haben Sie's aus der Luft, dann kräht kein Hahn danach, und was Netkow is, dem kommt es dann auch ins Vergessen."

Sie lächelt ganz süßlich und zuthunlich, trommelt mit den Fingern auf den Rand des Ladentisches und beugt das Gesicht mit der Raubtiernase dicht zu Dorette hin.

„Nein!"

Die Eicken kommt noch näher.

„Woll'n sich's wohl überlegen?"

„Nein!"

Verblüfft weicht die Frau zurück und guckt befremdet in das lebhaft gewordene Gesicht und die blitzenden Augen der andern.

„Mit Ihnen — und was zu Ihnen gehört will ich nichts zu thun haben," sagt Dorette.

„Na, dann is es ja gut, ganz gut!" schreit das Weib, rafft ihre Sachen zusammen und ist mit einem Satz an der Thür und draußen, ehe Dorette zur Besinnung kommt. Und in dem Raum, wo die Rolle steht, erklingt ein verhaltenes Gekicher.

Dorette hat nicht einmal Zeit, das anzuschreiben, was die Eicken entnommen hat, auch nicht darüber nachzudenken, was sie sagte und drohte. Es kommen mehrere Menschen zu gleicher Zeit in den Laden. Sie muß Rede stehen, sich bücken, hervorlangen, einwickeln — es wird fast zu viel auf einmal für zwei Hände und zwei Füße, und sie ruft nach Paula.

Erst beim drittenmal schiebt sich der Oberkörper des Mädchens durch die offene Thür.

„Was is denn?"

„Helfen mußt du!"

„Habe keine Lust!"

Sie thut, als hört sie's nicht, sie lächelt der fremden Frau zu, vor der sie sich schämt.

„Nu aber," meint die, „da müßten Sie doch eigentlich mehr Gewalt haben, Frau Netkow. Aber freilich, Stiefkinder — da will man nich gleich so gegen angehen. Wenn's Ihr eigenes wäre!"

Dorette beißt in ihre Lippen, daß es schmerzt. „Ja, ja!" sagt sie.

Da reißt Netkow die Thür auf.

„Mutter, sie bringen uns den Jungen mit gebrochenem Bein — da, guck nur mal!"

Und das blonde Köpfchen, an das sie eben gedacht hat, verschwindet wie hinter einer Wolke.

* * *

„Sie sind eine tapfere, kleine Frau!" sagt der Doktor Stehle, den Netkow in der ersten Bestürzung gerufen hat, ein paar Tage später am Bette des Patienten zu Dorette. Und die Schmisse in seinem runden Gesicht glänzen purpurrot. „Ja, die Weiber! Der kräftige Mann setzt sich in eine Ecke und weint und will nichts sehen und hören, und Sie fassen regelrecht an und thun nicht ein Muckerchen.

Digitized by Google

Wahrhaftig, ganz bewundernswert. Na, und bewundert habe ich Sie ja auch schon immer. Daß es aber ein Alter war, der mich ausgestochen hat, das habe ich denn doch nicht erwartet, wirklich nicht."

„Robert ist so geduldig und gut," lobt die junge Frau, „ich hätte das garnicht von dem lebhaften Jungen gedacht."

„Na ja, muß doch auch nicht übel sein, von Ihnen gepflegt zu werden. Kann mir das ganz gut denken!"

„Ich erzähle ihm allerhand Geschichten —"

„Möchte ich mir auch von Ihnen erzählen lassen. Na, Sie haben ja nun den Grünkram vorgezogen, und mir hat meine Mutter eine Haushälterin besorgt. Ich sage Ihnen, Klythia, die hat Anspruch auf sieben Häßlichkeitsprämien. Das ist eine Kunst gewesen, so was zu finden. Hahaha!"

Robert hebt den Kopf. „Sie sind mal'n lustiger Doktor. Daß Doktors so lustig sind, das habe ich gar nich gewußt!"

„Ja, mein Junge, das kommt auf die Environs an. Ich habe nun mal 'ne Schwäche für griechische Nasen. Nun finde ich die in der Küchenregion — hahaha! So, und nun quäle diese würdige Frau, die so schnell zu einem ausgewachsenen Bengel gekommen ist, nicht allzu sehr. Guten Morgen!"

Er streckt Dorette die Hand hin, aber sie thut, als sieht sie das nicht, öffnet diensteifrig die Thür und sagt: „Vielen Dank, Herr Doktor!"

„Hm! meine Pflicht! Der Junge hat eine gute Natur. Ist wie sein Vater, der unbewußt mit mir auch griechische Nasen zu entdecken weiß. Morgen, Morgen! Ja, und für die prämiierte Häßlichkeit," er wendet sich noch einmal in der Ladenthür um, „da sollt' ich Sie eigentlich verantwortlich machen. Ich seh' bald wieder nach. Ihr trefflicher Gatte und Familienvater braucht aber darum nicht zu denken, daß die Rechnung zu hoch wird. Wir sind ja alte Freunde, was?" Er hat noch immer den Thürgriff in der Hand. „Darum haben Sie doch auch gewiß zu mir geschickt?"

„Nein, Herr Doktor, das ist ganz zufällig; Retkow lief gleich weg."

„Ja, ja," er lacht ungläubig, nickt noch einmal und springt mit einem Satze die Stufen hinunter.

„Was? das is der Doktor?" fragt die Eicken im Laden Paula. „Der is ja wie'n junger Jagdhund. Un' was hat er gesagt? Freundschaft?"

Paula, die unbemerkt einen Knix gemacht hat, wiederholt: „Es wäre alte Freundschaft, der wohnt doch in dem Hause, wo sie gedient hat."

„Was du sagst, ne, was du sagst, Pauleken. Sieh bloß man an. Na ja, die kann es mit jungen Herrn und alten Ehekrüppeln — die."

„Muttchen!" sagt Robert, „was der alles quatscht!"

„Ja, mein Junge!"

Das Bett des Knaben steht in dem Zimmer, wo sich die Rolle befindet; das Plakat draußen im Schaufenster ist einstweilen abgenommen. Dorette sitzt so, daß sie den Laden durch die halboffene Thür übersehen kann; Paula hat ihren Platz hinter dem Tische; sie ruft, so oft jemand kommt.

„Ich wollte," sagt Robert, „heute käme mal gar keiner, dann kannst du mir was erzählen von dem alten Burggeist auf dem Otzenstein. Und wenn ich wieder gesund bin, dann reisen wir hin, dann klettre ich den Turm rauf!"

„Ja, mein Junge!" Und sie seufzt leise; von der grünen, stillen Heimat kann sie wohl erzählen, wiedersehn wird sie sie so leicht nicht. Will's auch nicht.

„Bim!" macht die Außenthür.

Sie hört ein kurzes Gespräch im Laden; Paula ruft nicht, wie sonst, es mag also wohl nur eine ihrer Freundinnen sein, die im Vorübergehen einmal in den Laden gehuscht ist.

„Un' wie die Jungens den Kanarienvogel mit in die Schule gebracht haben," sagt Robert. „Das ist lustig."

Sie hat ihm den Streich seit dem Tage, wo er liegt, wohl schon dreimal erzählt. Geduldig hebt sie wieder an und flickt dabei die zerrissene Hose, in welcher der Junge den Sturz von einem Kohlenwagen, auf den er geklettert ist, gethan hat. Es ist ein trübseliger Regentag und schlechtes Licht in dem Hinterraum. Nun sind die guten Tage für das Gustel auch bald vorbei, nun muß es wieder in dem Wasch- und Plättdunst hausen, und mit Geschichtenerzählen wird sich die Münsterberg nicht abgeben.

Digitized by Google

„Das kannst du gar zu schön!“ lobt eben Robert.

„Ja, wenn einer so brav still liegt, wie du, da thut sich's auch leicht.“

Paula lacht drinnen.

„Willst du auch, daß die mal kommt?“ fragt Dorette.

„Ne — nee!“

Sie hat das Zimmer freundlich zu machen gesucht, allerlei hereingetragen aus der Stube; auch ein paar Astern stehn auf dem Tischchen. Roberts ehrliche Augen betrachten sie eine Weile, wie sie wieder still ist. Dann sagt er: „Das habe ich gar nich' gedacht, daß du so wärst — wie du ins Haus gekommen bist. Die Leute haben gesagt, Vater wäre doch'n Fatzke, wir kriegten Haue von dir. Das sind dumme Menschen gewesen!“

„Mußt nicht auf sie hören!“

Paula lacht wieder ganz hell auf.

„Die is lustig!“ meint Robert.

„Wir sind's doch auch! Und wenn du erst wieder laufen kannst, gieb nur acht —“

„Dann muß Vater —“ er denkt ein Weilchen nach, als will er ganz etwas Besonderes finden — „dann muß er mit uns mal hin nach Charlottenburg.“

Das Wort durchzuckt sie, sie wischt über ihre Augen und fragt:

„Warum denn gerade dort hin?“

„Soll schön sein! Bist du schon dagewesen, Muttchen?“

„Ach — ja!“

Nun ist es still im Laden; dann fängt Paula an zu singen: „Wir winden dir den Jungfernkranz, mit veilchenblauer Seide —“

„Still, Paula,“ ruft Dorette hinein, „das schickt sich nicht — wenn Leute kommen!“

„Ach —“ und sie beginnt wieder, nur etwas leiser.

„Du sollst still sein!“

„Na, wenn du's nicht hören kannst,“ und der Singsang verliert sich in ein Gekicher.

„Bim!“ macht die Ladenthür wieder, Paula ruft nicht, aber nach ein paar Sekunden erscheint sie auf der Schwelle und sieht der Sitzenden frech ins Gesicht. „Da sind welche aus Charlottenburg, die woll'n nach dir!“

„Aus Charlottenburg!“ Die junge Frau springt auf, wirft hastig das Nähzeug hin und eilt in den Laden.

Die Münsterberg steht da in ihrer ärmlichen Kleidung mit dem blassen Gesicht unter dem altmodischen Hut, und an ihrer Hand hält sie ein kleines, blondes Mädchen. Es geht wie ein Ruck durch Dorettens schlanke Gestalt, sie muß sich an dem Thürpfosten stützen, dann sagt sie: „Münsterbergen — und, und —“

„Ja, ich mußte grade nach Berlin, und da wollt' ich mal sehn, und das hier, das kennen Sie ja wohl, das Kind von meiner Schwester —“

„Das Gustel!“ flüstert Dorette und gleitet auf die kleine Gestalt zu und beugt sich zu ihr nieder, „das Gustel.“

Mit großen blauen Augen sieht das Kind sie forschend, befremdet an.

„Es — es ist gewachsen, das Kind, seit ich es nicht gesehen habe,“ murmelt Dorette, „so lange nicht gesehn —“

Die Knie wollen unter ihr brechen, die Stimme versagt ihr — da, dicht vor ihr ist ihr Kind, und sie wagt nicht, es in ihre Arme zu schließen, ihm die hundert lieben Koseworte zu geben, wie sonst — denn Paulas freches, verschlagen reifes Gesicht ist ganz nahe, ihre Augen folgen jeder Bewegung.

„Setzen Sie sich doch, Münsterbergen, ich — ich gebe Ihnen Frühstück — und dem Kinde auch —“

„Ja, ich bin so frei.“

Die Frau setzt sich, das Kind steht erst allein, Dorette ansehend, dann läuft es plötzlich zu seiner Pflegerin und verbirgt sein Gesichtchen in den Falten ihres Kleides.

„Das — Kind — fremdet — ja so!“ wiederholt Dorette.

„Ja, wen es nicht oft sieht.“

Es sind Leute eingetreten, die bedient sein wollen; als Dorette damit fertig ist, sagt sie: „Wir haben einen Unglücksfall im Hause gehabt — unser Robert hat's Bein gebrochen.“ Und dann, wie eine Erlösung kommt ihr der Einfall: „Zu dem woll'n wir hinein gehn, dann hat er Zeitvertreib.“

Paula sieht ihnen verschmitzt lächelnd nach.

„Robert — bekommst Besuch!“ brüllt sie hinter den beiden Frauen her.

Digitized by Google

„Sag mal guten Tag, Gustel, sieh, der Robert, der ist gefallen, dem thut sein Bein weh, beim Springen ist er gefallen — Gustel! Robert, da —"

Sie setzt das Kind auf den Bettrand und läuft dann geschäftig hin und her, Bier und Butterbrot zu bringen. „Robert, iß auch, sieh, das Gustel, das mag dich leiden."

„Nimm's weg!" sagt der Junge. „Ich mag keine Mädchen, die noch so dumm sind!"

Nun nimmt sie das Kind selbst auf den Schoß und streichelt es und wagt verstohlen einen Kuß auf die Patschhändchen und spielt mit ihm, und das Gustel lacht. Und die Münsterberg erzählt, welche schlechten Zeiten sind, und daß ihr Mann ohne Arbeit ist, weil er sich mal wieder mit dem Polier gestritten hat, und wie sie sich schinden muß.

„Un' die alten Knochen woll'n doch gar nich' mehr." Und sie fängt sogar ein paar mal an zu weinen. „Un' Vorschuß muß ich wieder haben, sonst kann's nich' beim alten bleiben," sagt sie bedeutungsvoll.

„Patsch! patsch!" macht das Gustel und schlägt in Dorettens ausgestreckte Hand.

„Ich habe schon gedacht, Sie wollten jetzt von nichts mehr wissen", sagt die Waschfrau, „und da mußte ich nun doch mal selber nachsehen."

„Glauben Sie das nur nicht, es vergeht kein Tag und keine Nacht, wo ich nicht herdenke."

Sie giebt von dem Backwerk, das Netkow dem Jungen mitgebracht, Gustel ein Stück; Robert zieht einen schiefen Mund.

„Kriegst wieder frisches!"

„Wenn's man wahr is!"

„Ich muß so viel für das Kind flicken", sagt die Münsterberg. „Das wird auch nich' bedacht —"

„O doch, Sie werden es gewiß gut gemacht kriegen," antwortet Dorette.

Das Kind wird ganz fröhlich, es klatscht in die Hände.

„Gefällt es denn dem Gustel hier?" fragt die junge Frau und steht auf und trägt es hinüber in die Stube und läßt es in den Spiegel gucken. „Da ist noch ein Gustel! krieg's mal, krieg's!"

Gustel jauchzt hell auf. Der Freudenlaut durchschneidet Dorettens Herz — wohl fühlt sich ihr Kind hier, und sie muß es wieder fortgehen lassen mit der fremden, griesgrämigen Frau —

Vom Laden, wo man sie verlangt, zurückkehrend, sieht sie, daß Robert sich mit dem Mädchen beschäftigt, er wirft ihm ein Tuch über den Kopf und lacht, wenn es sich zappelnd befreit. „Kuckuck! Kuckuck!"

Mit einer wahren Herzensangst verfolgt Dorette den Zeiger an der Uhr — mit jedem Vorrücken einer Sekunde wird die Zeit knapper, die sie das Gustel hat.

Und wie nun die Münsterberg aufsteht, sagt sie, traurig den Kopf schüttelnd: „Schon?"

„Na, Sie kennen doch meinen Alten!"

„Ach!"

„Aber — wir können ja wiederkommen, wenn Sie wollen! ganz bald. Ihr Mann is wohl viel fort."

Sie nickt — vier andere Augen sind da, welche sie überwachen.

„Ich — ich habe nur nicht viel Zeit," stammelt sie.

„I wo, wir beide sitzen Ihnen doch nich' im Wege!"

Ganz hilflos ist ihr Blick. Das Kind, nach dem sie sich so gesehnt hat, das soll ihr im Wege sein?

„Nun schenk auch mal'n Kuß!" sagt die Münsterberg und hebt das blonde Geschöpfchen hoch. Dorette preßt es an sich und setzt es dann schnell nieder und wendet sich ab. Und dann gehen sie hinaus, die Wäscherin schwerfällig schlürfend, die kleinen Füße trippelnd, und sie steht da und blickt ihnen nach, so lange, bis sie das Straßengewühl verschlingt. Dann schleicht sie zurück an Roberts Bett und nimmt ihre Näharbeit wieder auf.

„Bist ja gar nich' so lustig mehr," sagt Robert, „erzähl doch wieder, Muttchen."

Und gehorsam beginnt sie. „In Otzen war mal —"

„Gieb mir fünf Groschen!" ruft Paula und steckt ihr Gesicht durch die Thürspalte.

„Wozu?"

„Ich brauche sie doch — für neue Hefte."

„Sag's Vater, wenn er kommt."

„Ach der! Du kannst's doch auch, du hast mehr zu sagen, wie der. Willst's bloß man nich! Die Eicken sagt, wenn du klug

Digitized by Google

wärest, so versiegeltest du den Leuten den Mund. Ich weiß auch, was ich weiß!"

„Geh augenblicklich auf deinen Platz!"

„Hahaha!"

„Was will'n die?" fragt Robert.

„Laß nur, laß nur. In Otzen war mal ein ganz armer Hirtenjunge, der hatte keinen Vater und keine Mutter mehr" — und heiß fällt's ihr beim Erzählen aufs Herz, daß das blonde Kind, dessen kleine Hände sich in die ihrigen gelegt haben, ja auch die nicht hat. Fremd hat es da neben ihr stehn müssen, ganz fremd. Und brauchte doppelte Liebe. Was hat sie gethan! An sich nur gedacht, und daß sie ein Dach über dem Kopfe hätte! Und das Kind, das hat sie zu einem Waislein gemacht, zu dem sie nur verstohlen schleichen kann —.

„Und einmal ist der arme Hirtenjunge ganz allein mit seiner Schafherde auf der Wiese im Thal —" Der Regen platscht an die Fenster und der Wind heult. In dem Wetter muß das Kind hinaus. Wenn sie der Münsterberg nur auch die Pferdebahngroschen gegeben hätte — sie hat an nichts gedacht. Und nun kann das Gustel sich erkälten und krank werden und wird ganz verlassen liegen in seinem Bettchen mit fieberheißem Kopf und brennenden Lippen — und sie sitzt hier bei einem fremden Kinde.

„Schafe," sagt Robert, „das muß lustig sein, wenn einer die hüten kann. Und denn die Hunde, die sind klug! Ich wollte wohl, ich hätte einen!"

„Brr! ein Deibelswetter!" sagt Netkow und tritt in die Thür. „Ihr habt's gut, ihr sitzt hier trocken, und der faule Bengel liegt gar im Bette. Was?" Er lacht übers ganze Gesicht, wie er so dasteht.

„Paula, bring' Vater die Pantoffeln!" ruft Dorette.

„Wenn er mir's selber sagt!" klingt die Antwort zurück. Langsam, grinsend kommt das Mädchen mit einem Korbe in der Hand in die Thür. Sie ist immer hin- und hergeschlüpft, als die Münsterberg da war, von ihrem Schlafraum in die Küche und wieder in den Laden. Und sie hat ihr Sonntagskleid jetzt an, wie Dorette mit Erstaunen sieht. „Was soll ich?"

„Vater seine Schuh wegtragen!"

Das Mädchen setzt den Arm in die Seite und schwenkt mit der andern Hand den Korb.

„Wenn er's mir selber sagt — eher nich!"

„Was soll'n das?" fragt Netkow. „Laß mal die dummen Witze."

Paula schiebt sich herein. „Ne — du kannst's verlangen, du bist mein Vater — die da — ne —."

„Frauenzimmer," Netkow wird rot im Gesicht. „Ich sage dir, hab Respekt —"

„Ne — den hab ich nicht! Den brauch' ich doch nich zu haben. Die Eicken sagt auch — vor so einer. Un' frag' man bloß mal, wer vorhin hier gewesen is? Besuch aus Charlottenburg — ja, ich weiß wohl. Un' die Eicken sagt, was nu wir sind, die Kinder, die hergehören, die gelten nu nich mehr —."

Netkow steht da, wie betroffen, er guckt von Dorette, die blaß, die Hände, denen das Nähzeug entfallen ist, im Schoß, dasitzt, nach dem frechen Gesicht mit den listig funkelnden Augen. Robert hat sich auf einen Arm gestützt, halb aufgerichtet.

„Mädchen, du schlechtes Mädchen!" sagt Netkow endlich, sein Ton ist ganz heiser.

„Wahr is doch, wahr is doch! Un wenn du mich auch schlägst —"

Er hat wirklich den Arm erhoben und will auf sie zu. Da faßt Dorette nach seiner Schulter. „Thu's nicht, thu's nicht," stammelt sie, „ich bin's doch, die du triffst!"

Paula scharrt mit den Füßen wie ein ungezogener Junge. „Stiefmütter kriegen die Väter immer rum, das ist immer so!" sagt sie. „Un was die rechten Kinder sind, die müssen denn aus'm Hause."

Sie nickt mit dem Kopfe und hat eine altkluge Miene, und der große Mund enthüllt die schlecht stehenden Zähne.

„Mädchen, ich sage dir, mach mich nich toll!" ruft Netkow, „woher hast du die Dummheiten bloß?" Er schüttelt den Kopf.

„Ich weiß es doch nich allein. In der ganzen Straße wissen sie's schon, sagt die Eicken!"

„Dem Weibe schlag ich die Knochen entzwei!" brüllt der Mann.

„Wird sich sein hüten — die kommt nich wieder. Un wahr is doch, was sie sagt."

Digitized by Google

Immer auf der Schwelle stehend, fluchtbereit, mit dem Blick nach der Ladenthür, steht Paula da. Und jetzt öffnet sich dieselbe, und eine rundliche, ganz modisch gekleidete Frau tritt ein. „Un da is Tante Rieke!" sagt das Mädchen, „und die nimmt mich mit."

„Ja — das thu ich! Pack man gleich deine Sachen, Pauleken."

„Hab' ich all gethan!"

„Da is ja die Frau Schwägerin aus Friedenau," versucht der Grünkramhändler mit einem Lächeln hervorzubringen. „Die Ehre haben wir ja lange nicht gehabt."

„Wüßte auch nicht, was ich hier zu suchen hätte!" sagt die Frau. „Wenn's nich . . um das arme mißhandelte Ding wäre. Ich habe ja ganz schauderhafte Sachen hören müssen; die Eicken hat bei mir ein paar Stunden gesessen und geweint. Da bin ich denn heute raus gekommen und habe mich vorhin selber überzeugt." Sie schlägt die Hände über'm Kopf zusammen, der Blumenhut bekommt hierbei einen Stoß und gerät in eine schiefe Lage. „Meine arme Schwester, die ihre Kinder so lieb gehabt hat, besonders Pauleken, die muß sich ja im Grabe umdrehen!" Sie überstürzt die Worte in ihrer Wut. Dorette faßt aufs neue nach dem Arm ihres Mannes, ihre Blicke sind flehend, ihre Lippen zittern.

„Oho! da hätt' ich auch noch'n Wort zu sprechen —" ruft Christian Netkow.

„Kannst du ja; läßt's aber doch gewiß bleiben. Ich nehm' das Kind mit. Ich kann das nicht ansehn, daß meiner Schwester Tochter unter so einer stehn soll —"

„Nu hört's auf!" er rückt ihr näher.

„So einer," spricht die Frau in dem gelblichen Jacket weiter, „wo sie nur was Schlechtes lernen muß. Denn was die hinter sich hat —"

„Nu aber raus!" sagt Netkow, „nu ganz plötzlich!"

„Komm, Paula!" Die hat schon längst den Hut auf, den Kragen umgenommen und nach ihrem Korb gefaßt.

Die Ladenthür fällt zu; eine lange Pause. Dann steht Dorette auf und tritt zu ihrem Manne hin.

„Ich — ich habe damals nicht gewollt, du weißt es," sagt sie demütig. „Es ist nun doch rausgekommen —"

Er antwortet nicht, wirft den Kopf in den Nacken, zieht seine Stiefel aus und geht in die Küche.

Robert hat den Vorgang nicht verstanden, er gähnt, „Paula is immer frech", meint er. „Und nu erzähl weiter, Muttchen! Laß die man hin nach Friedenau. Nu weiter!"

„Und wie der Hirt einmal so da saß und nachdachte, wie elend er doch wäre und wie verlassen — da — kam —"

Dorette ist es, als wäre sie das selber gar nicht mehr, die da spricht, als höre sie die Stimme einer anderen — „da — kam" — —

* * *

Zwei Monate sind herumgegangen, der erste Dezemberschnee ist gefallen. Robert läuft schon wieder über Stock und Stein. Der Grünkramladen von Christian Netkow ist so sauber wie je aufgeräumt, die alten Kunden sind treu geblieben, und viele neue hat es dazu gegeben. Die junge, sanfte Frau hinter dem Verkaufstisch weiß sie alle zu befriedigen. Nur, daß man sie täglich fragt: „Sind Sie denn krank? was haben Sie denn nur? Sie seh'n nicht gut aus, Frau Netkown! Sie sollten man mal'n Doktor fragen." — „Es wird schon vorübergehen! Es wird schon werden!" antwortet sie dann, und wenn die alten Frauen ihr umständlich erzählen von Lungen- und Leberleiden und wer „es im Kopfe sitzen hat" und wer in den Nieren, dann drückt sie ganz leise die Hand gegen ihr Herz.

„Lassen Sie's man nicht ins Gemüte kommen!" sagt die alte verbissene Jungfer. „Das ist das Schlimmste. Sie seh'n so aus, als wenn Sie einen heimlichen Kummer hätten! Na ja, das Heiraten, das is nich' immer'n Glück. Rein kommt eine leicht, aber raus nicht wieder!"

Still ist sie herumgegangen, all die Wochen, seit Christian Netkow kein Wort für sie gehabt hat. Mit zitternden Fingern hat sie an die Münsterberg geschrieben und ihr zu kommen verboten und es sich selber versagt, das süße, kleine Gesicht zu sehn, nach dem sie doch ein solches Verlangen hat. Das ist wie eine Buße, das ist eine Pflicht, die sie gegen den guten Menschen übt, der sie in sein Haus genommen hat und den es doch nun kränkt

Digitized by Google

daß man über seine Frau etwas zu sagen hat. Wie das werden wird mit diesem zehrenden Verlangen in ihr und der mahnenden Stimme, daß Christian Netkow nun doch alle ersten Anrechte an sie hat, das weiß sie nicht — einmal muß es ihr das Herz brechen, dies Quälen und Grübeln und Selbstbezwingen.

Netkow ist auch ein anderer, seitdem sein eigen Kind gegen ihn aufgetreten ist und ihn verhöhnt hat. Sie hat ihn nur selten noch einmal mit irgend einem Kunden lachen hören; mit ihr spricht er nur das Nötigste. Früh morgens ist er auf und fährt fort nach der Markthalle und den Gärtnern, und tagsüber schafft er sich ab und während sie am Abend noch bei der Näh- und Flickarbeit sitzt, sucht er müde sein Bett. „Fleißige Leute," sagen die Nachbarn, „Sie werden es schon zu was bringen."

Robert ist der allein Lustige und Zufriedene im Hause, er hängt seit seinem Unfall an der treuen Pflegerin, und Dorette streicht ihm oft über das buschige Haar und sieht dabei mit einem verlorenen Blick ins weite. —

Sie ist in der heutigen Morgenfrühe besonders blaß, erregt, unruhig. Robert ist noch in der Schule, im Laden drängt man sich. Gegen ihre Gewohnheit läßt sie den einen und andern warten und eilt plötzlich mit einer Entschuldigung hinaus. Oft sieht sie nach der Thür, als erwarte sie wen. Ein paar Fragen überhört sie und man muß ihr das Gesagte wiederholen.

„Wenn Sie keine Zeit haben," meint ihre Freundin, die rundliche Haushälterin aus der Maaßenstraße, „denn brauchen Sie es ja nur zu sagen. 's giebt noch andere, die gerne darauf Rücksicht nehmen, was man will."

„Doch — doch! — Fräulein, ich bin nur — ich habe nur — ich weiß selber nicht —" stammelt die junge Frau, ratlos, verlegen. „Ich will's gut machen, ich möchte so gerne, daß alle zufrieden sind mit mir — alle —" und ihre Gedanken sind entschieden schon nicht mehr bei dem Weißkrautkopf, welchen sie in den Händen wiegt.

Und dem letzten Käufer sieht sie mit einem Seufzer der Erleichterung nach, als er die Klinke der Ladenthür erfaßt. Dann horcht sie. Das ist die Stimme ihres Mannes, er spricht, auf den Stufen stehend, mit jemand draußen.

Ihre Augen werden ganz groß, ihr Atem geht hörbar, sie läßt die Hände sinken, steht regungslos und dann, wie er hereinkommt, macht sie ihm ein paar Schritte entgegen.

„Christian!"

Sie hat ihn lange nicht von selber angeredet, er blickt ganz überrascht auf.

„Morgen!"

„Christian — ich — ich habe dir was zu sagen."

Daß es nicht über mangelnde Vorräte ist, sieht er ihr gleich an.

„Na, denn raus mit der Sprache."

„All die Zeit her —" sie macht eine zuckende Bewegung mit den Schultern, „ist es hier — nicht so gewesen, wie es sein sollte."

Er blinzelt sie nach seiner Gewohnheit unter den buschigen Brauen hervor an.

„Ne — ne!" Und dann legt er seine breite Faust zusammengeballt auf den Ladentisch. „Un' willst wohl sagen, daß das anders werden muß", stößt er hervor. „Freilich, das — das habe ich schon lange eingesehen."

Sie faltet die Hände unter der Brust zusammen.

„Ja — ja! Und wie du es willst, ganz, wie du willst!" sagt sie mit ergebenem Ton.

„Na — ja — is gut!" Er wendet sich ab, ordnet an ein paar Flaschen auf dem Seitenbord, hustet und wiederholt: „Habe ich schon lange eingesehn."

Sie scheint vergebliche Versuche zu machen, ein bestimmtes Wort über die Lippen zu bringen, dann streicht sie über die Stirn, sieht plötzlich mutiger aus und tritt nah an ihn heran: „Christian — es ist — wegen — um Vergebung zu bitten!"

„Ach was!" macht er unwirsch, und dann dreht er sich auf den Hacken herum und sieht ihr scharf ins Gesicht.

„Wann bist du denn zuletzt da unten gewesen — in — in Charlottenburg?" Sie sieht auf den Fußboden.

„Die Woche — vor unserer Hochzeit zuletzt —" Er zählt an den Fingern und sagt gar nichts. Ein kleines Mädchen kommt, um Senf zu holen; sie bedient es, und wie es gegangen ist, sieht Dorette ihren Mann wieder an, der seine Knie reibt.

Digitized by Google

„Christian — es ist ganz ehrlich gemeint, glaub es mir. Christian — das Kind ist da —" sie zeigt nach dem Nebenzimmer.

„W—as?" macht er gedehnt.

„Ja doch, und sei gut! Nimm's auf! ich habe dich noch um nichts gebeten — sei gut —."

„Frau!"

Dann ist sie an der Thür und öffnet sie und zieht Paula leise herein und schiebt sie nach seinen Knien hin. „Sie hat's eingesehen, sie ist ganz reumütig wieder gekommen."

Das Mädchen ist gewachsen, die Zöpfe hat es um den Kopf gelegt, das macht älter. Der freche Ausdruck ist nicht mehr in den Zügen, die Augen sind rot geweint, der Mund zuckt. All das Selbstvertrauen, das sonst in dem jungen Wesen steckte, ist gewichen, der Kopf hängt tief auf die Brust herab, und die langen Finger bewegen krampfhaft das Taschentuch.

„Strafe hat sie schon von selber", fügt Dorette hinzu, „sie hat es schlecht gehabt in Friedenau. Nich' mal satt!"

Paulas Name hat in der ganzen Zeit nicht genannt werden dürfen, es war sein Verbot.

„Das — hast — du gemeint?" fragt er, ganz überrascht blickend.

Sie nickt Paula zu, sie soll's benützen, daß der Vater nicht aufbraust.

„Sei gut, Vater —" schluchzt sie.

„Ich konnt's nich' aushalten, sie war so grob, sie hat mich geschlagen — Mutter is viel besser —"

Er schiebt sie erst zurück. „Ja — ja —" sagt er, zerstreut.

„Un' ich will nu ordtlich sein, Vater — ich hab's Mutter versprochen. Immer ordtlich. Sei man bloß gut. Sie — Tante Rieke hat gesagt, das sollt' ich man nich' glauben, daß ich hier wieder her könnte — da hätte die neue Frau den Riegel vorgesteckt. Gar nich wahr is es gewesen. Sie hat gesagt, sie wollte dich so lange bitten, bis du mich wieder nähmest, Mutter hat es gesagt, ganz gewiß!"

„Laß man das Heulen!"

„Christian, sie ist doch dein Kind!"

„Na denn — ja — aber jetzt geh mir bloß aus den Augen —" er schiebt Paula zur Seite, und Dorette winkt ihr nach dem Nebenzimmer hin. Netkow steht auf und macht ein paar Schritte kreuz und quer durch den Laden; dann bleibt er vor seiner Frau stehen.

„Wenn du es vergessen willst?" sagt er langsam.

„Sie ist doch noch so jung, und sie hatte es nicht aus sich. Die andern hatten sie aufgehetzt."

Dann geht er wieder wuchtig hin und her.

„Und —" sie ist plötzlich ganz gegen ihre Gewohnheit, redselig. „Das möchte ich auch nicht verantworten, daß ein Kind um meinetwillen aus seinem Vaterhause vertrieben wäre!"

Er räuspert sich.

„Das muß ich sagen, den Jungen hast du ordentlich gepflegt, und das freche Ding nimmst du in Schutz. Du thust an meinen Kindern so viel, als wenn es deine eigenen wären —."

„Mein — eigen —" murmelt sie und senkt den Kopf. Die Thür von der Straße her wird geöffnet. Netkow schenkt sich einen Schnaps ein und geht dann hinaus.

* * *

Es ist gegen sieben Uhr abends. Robert sitzt und rechnet, und Paula hat den Platz im Laden inne, ganz wichtig und vergnügt zählt sie und giebt heraus. Dorette ist in dem Mangelzimmer und sieht Wäsche nach.

Sie denkt an ihren Mann; die Paula hat ihm doch gefehlt, sie wußte es ja. Er ist viel zu weichherzig, es ging ihm nach. Daß er nun beide wieder um sich hat, das wird ihn froher stimmen, wenn er auch an der Schande mit ihr zu tragen hat. Sie ist nun einmal seine Frau — und wenn er sie wegschickt — Was mag er nur damit haben sagen wollen, daß es anders werden muß?

Er kann sie nicht wegschicken, hat's ja gewußt, was hinter ihr war, und fest versprochen, daß er's sie nicht fühlen lassen wollte. Will er so schlecht Wort halten? Sie zürnt ihm gar nicht einmal — er hat sich das alles leichter gedacht, als es geworden ist. Und sie auch! Sie hat nicht mit der namenlosen Sehnsucht gerechnet, die sie nach ihrem Gustel empfindet. Sie seufzt tief auf; das Wetter ist schlecht, Schnee und Regen durcheinander, und Netkow bleibt lange. Sie weiß nicht, wohin er ist, aber eine gute, warme Suppe soll er finden. —

Digitized by Google

Sie horcht auf; da hinten herum kommt er heute? Das thut er ja selten, sind aber doch seine Schritte. Den Faden durchziehend, blickt sie auf, als er über die Schwelle tritt. Er trägt etwas — sie kann aber nicht unterscheiden, was es ist. Was soll sie auch fragen, er ist der Herr und macht alles recht.

„Hundewetter!"

„Ja!"

Direkt kommt er auf sie zu, beugt sich nieder — „bringst's am besten gleich zu Bette!"

Dann fühlt sie ein Gewicht auf ihrem Schoß und aus einem Umschlagtuch, ihr eignes ist's, sieht sie ein Kindergesicht an, müde, erstaunt. —

„Gustel!" schreit sie auf, und dann, über die kleinen Glieder hin, neigt sie sich zu dem Manne herüber. „Christian — da — du — du?"

Es zuckt in seinem Gesichte, er wischt mit der flachen Hand über seine Lippen.

„Na — ja!"

„Du? o du! Und hast's selber — geholt? Sogar — das Tuch da hast du mitgenommen?"

„Wer denn sonst!"

Und ganz atemlos: „Und es soll — hierbleiben! Ich konnt's ja nich mehr mit ansehn, wie du dich gequält und gegrämt hast. Nu is gut — an den beiden andern hast's verdient — und die Leute wissen es ja doch. Und geht die gar nichts an, ob hier zwei oder dreie sind!"

„Christian!" Die hellen Thränen stürzen ihr über das Gesicht, sie nimmt das Kind und tritt zu ihm hin und hält es hoch und sagt: „Gustel, mein Gustel, da ist dein Vater!"

Von Frauen und über Frauen.

Gebt unsern jungen Mädchen der besitzenden Stände mehr Luft, Licht und freie Bewegung, und es wird anders werden! Befreit das Atmen ihres Körpers von dem Zwange des Korsetts und das Atmen ihres Geistes von dem Zwange überspannter Schicklichkeitsgebote, dann wird Muskel und Nerv sich stärken, und die vielen bleichen Gesichter werden verschwinden. Ein junger Mann kann sich nach dem Staubschlucken in der Schule austoben, ein gleichaltriges Mädchen aber muß zur gleichen Stunde eine augenverderbende und rückgratverkrümmende unnütze Stickerei als Geburtstagsgeschenk für eine liebe Tante machen oder wird, obgleich musikalisch unbegabt, an den Klavierstuhl gefesselt; draußen aber herumzuspringen wie der Knabe, ist dem Mädchen verboten, besonders sobald es etwas älter wird, denn „es schickt sich nicht". Beseitigen wir diese Unsitten, und das Weib der besitzenden Stände wird auch in körperlicher Beziehung leistungsfähig genug werden, um den geistigen Wettkampf mit dem Manne aufzunehmen! Prof. Dr. Arthur König (Berlin).

*

Wenn es unsre heilige Aufgabe ist, nicht uns selber nur zu leben, sondern auch auf das zu sehen, was des andern ist, und wenn in dieser heiligen Aufgabe ein Unterschied zwischen Mann und Frau nicht besteht, so hat jede hierzu befähigte Frau heutzutage die Pflicht, sich mit der Frauenfrage zu beschäftigen.

*

Da der Satz: „Die Frau gehört ins Haus", heute nicht mehr haltbar ist, muß unsre Richtlinie vielmehr werden: Die Frau muß in der Welt zu Hause sein. Gustav Gerok.

Digitized by Google

Etwas Küchenchemie.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten. Schluß von Seite 649.

Welchen Wert hat nun das Kochen bei den tierischen Nährstoffen? Bei den vegetabilischen sollte es, wie wir gelegentlich des Kartoffelkochens gesehen haben, die Stärkekörner lockern und für den Übergang in Stärkezucker fähig machen. Denselben Zweck verfolgt das Backen des Brotes. Hier ist Kochen resp. Backen die notwendige Vorbedingung. Nicht so beim Fleisch. Gilt doch rohes geschabtes Beefsteakfleisch, nur durch Pfeffer und Salz genießbar gemacht, für besonders nahrhaft. Wenn wir rohes Fleisch von Fischen und Vögeln nicht genießen können, so ist das nur eine Frage des Geschmacks. In seinem Nährwert wird es durch Kochen oder Braten nicht weiter verändert. Aber gerade beim Braten, wo das Fleisch mit geschmolzenem Fett und etwas Wasser erhitzt wird, bilden sich angenehm riechende und den Geschmack anreizende Substanzen, die als anregende Genußmittel das Verzehren erleichtern. Die chemische Analyse zeigt, daß Rindfleisch nach dem Kochen fast genau soviel Eiweiß- oder Proteïnstoffe und desgleichen Fett enthielt, wie nach dem Braten als Beefsteak oder Kotelett, nämlich etwa 34 Prozent Proteïnstoffe und 7,50 bis 8,21 Prozent Fett (bei 56 bis 57 Prozent Wasser). Dagegen befanden sich im gebratenen Fleisch doppelt soviel, nämlich 0,72 Prozent Extraktivstoffe als im gekochten (0,40); d. h. solche Stoffe, die beim Kochen ins Wasser übergehen, weder zu den Eiweißstoffen, noch zu den Fetten gehören und anregend auf den Geschmack wirken. Fehlt ein Teil von ihnen, wie es infolge des Auskochens beim Suppenfleisch der Fall ist, so schmeckt solches Fleisch fade, man muß mit nachträglich zugesetzten Genußmitteln, Salz, Mostrich u. s. w. den Geschmack aufbessern. Aber hinsichtlich seines Nährwertes steht es dem gebratenen Fleisch kaum nach.

Einen Unterschied macht es, wie jeder Hausfrau bekannt ist, aus, ob das Fleisch, das gekocht werden soll, mit kaltem oder heißem Wasser aufgesetzt wird. Setzt man es mit kaltem Wasser auf, so zieht dies bereits einen geringen Teil löslicher Eiweißstoffe aus dem Fleisch aus, die beim Kochen gerinnen und als graue Flocken auf der Suppe schwimmen. Die Hausfrauen pflegen sie abzuschäumen des schlechten Aussehens wegen; sehr zu Unrecht, da es eben nichts anderes als festgewordene Eiweißstoffe sind. Ferner geht dabei ein großer Teil jener Extraktivstoffe in die Suppe über, die dadurch besonders schmackhaft wird. Will man also eine schmackhafte Suppe erzielen, so muß man das Fleisch mit kaltem Wasser aufsetzen. Einen nennenswerten Nährwert hat Suppe nicht. Eine aus einem Pfund Rindfleisch und 190 Gramm Kalbsknochen hergestellte Suppe wies bei der Analyse auf:

95,18 Prozent Wasser,
1,19 „ Proteïnstoffe,
1,48 „ Fett,

Digitized by Google

1,83 Prozent Extraktivstoffe,
0,32 „ Asche.

Der Hauptbestandteil ist also Wasser, und das eine Prozent Proteïnstoffe ist in der Hauptsache Leim, da ja die eigentlichen Eiweißstoffe gerinnen und abgeschäumt werden. Aber die Extraktivstoffe und der Gehalt an Kalisalzen, die sich in der vorstehenden Analyse als Asche finden, machen die Suppe wohlschmeckend. Kräuter und Gewürze sind weitere Geschmacksverbesserer. Anders, wenn man das Fleisch mit heißem Wasser aufsetzt. Das siedende Wasser bringt sofort die Eiweißpartien an der Oberfläche des Fleischstücks zum Gerinnen, dieses färbt sich augenblicklich grau. Dadurch werden seine feinen Poren verstopft, und die Extraktivstoffe können nicht mehr aus dem Fleische heraus. Liegt der Hausfrau also mehr an einem guten Geschmack des Fleisches, so benutzt sie heißes Wasser. Die Suppe freilich fällt dabei weniger gutschmeckend aus.

* * *

Nach Suppe und Fleisch pflegen wir noch etwas Käse zu servieren. Was ist Käse? Der hauptsächlichste Eiweißbestandteil der Milch, genannt Caseïn. Er verträgt im Gegensatz zum Hühnereiweiß und den andern im Wasser löslichen Proteïnstoffen, die beim Kochen gerinnen, das Kochen, ohne sich zu verändern. Kommt aber nur die geringste Menge Säure in die Milch, so scheidet sich das Caseïn sofort in Flocken ab. Da nun die Milch zu 4 Prozent Zucker enthält, der bereits bei 20—30° Wärme, also an warmen Sommertagen, in Gährung übergeht, falls die Voraussetzungen dafür vorhanden sind, nämlich gewisse Bazillen, von denen die Luft ja wimmelt, in diesem Falle die Milchsäurebazillen, Zutritt erlangen, so verwandelt sich, eben unter dem Einflusse dieses Bazillus, der Milchzucker in Milchsäure, und damit hat sich in der Milch selbst die Säure gebildet, die aus ihr das Ausscheiden des Caseïns, des „weißen Käse," bewirkt. Bei der Käsebereitung im Großen wartet man nicht erst auf das Hineinfallen von Bazillen aus der Luft in die Milch, um diese zum Gerinnen zu bringen, sondern man setzt das sogenannte Lab hinzu, einen Stoff, der sich in der Haut des vierten Kälbermagens findet, und der die Eigenschaft hat, sofort den sämtlichen Käsestoff aus der Milch auszuscheiden.

Nach dem Käse das Dessert. Wir sahen, wie sich die genossene Stärke unter dem Einfluß der Magensäure in Traubenzucker umwandelt, aus dem der Körper seinen Kohlenstoffbedarf zu entnehmen vermag. Die Stärke brauchte ja nur einmal Wasser aufzunehmen um in Traubenzucker überzugehen: $C_6 H_{10} O_5$ (Stärke) + $H_2 O$ (Wasser) = $C_6 H_{12} O_6$ (Traubenzucker). Durch Kochen von Stärke in Wasser unter Zusatz von etwas Säure wird der Traubenzucker fabrikmäßig dargestellt. Er ist stets syrupartig und dient als passender Ersatz für Honig zur Herstellung der Honig- und Pfefferkuchen, sowie der Bonbons, für die er gerade deshalb besonders geeignet ist, weil er nicht so hart wird, wie der Rohrzucker, der, wie der Name es besagt, aus dem Zuckerrohr gewonnen wird, oder richtiger gewonnen wurde, denn heutzutage wird fast unser gesamter Zuckerbedarf nicht mehr aus dem Zuckerrohr, sondern aus der Runkelrübe gezogen. Altertum und Mittelalter hatten nur den Honig zur Verfügung, um ihre Speisen zu süßen. Venetianische Kaufherren brachten zwar bereits zur Zeit der Kreuzzüge das Zuckerrohr nach Europa; jedoch verstand man damals nur den sehr süßen Saft der Pflanze durch Auskochen zu gewinnen, also eine Art Syrup; und erst um 1400 gelang es, daraus den festen Zucker zu erhalten. Noch ein Jahrhundert

Digitized by Google

später lernte man ihn durch Raffination verfeinern, d. h. man löste den bereits gewonnenen festen Zucker noch einmal, klärte die Lösung, kochte sie abermals ein und ließ dann den Zucker aus der jetzt ganz klaren Flüssigkeit auskryſtallisieren. Die zurückbleibende Flüssigkeit, die „Mutterlauge," enthält noch ziemlich viel Zucker gelöst, der nicht mehr auskryſtallisieren will, und das ist der Syrup.

Da entdeckte 1747 der Berliner Chemiker Marggraf, daß die Runkelrübe denselben Zucker enthalte wie das Zuckerrohr, und Achard, ein Verwandter von ihm, versuchte auch alsbald die fabrikmäßige Zuckergewinnung auf diesem Wege. Diese Rübenzuckerfabrikation ist seitdem auf eine staunenerregende Höhe gelangt, der Zucker durch die Vervollkommnung der Methode immer besser und billiger geworden. Noch im Jahre 1836 brauchte man zur Gewinnung eines Zentners Zucker 18 Zentner Rüben, 1842 nur noch 16, 1857 noch 12, 1871 noch 11, und seit 1894 braucht man nur noch $7^1/_2$. Marggraf hatte den Zuckergehalt der Rüben mit 6 Prozent gefunden, durch passende künstliche Düngemittel bringen wir ihn heute auf 14—16 Prozent.

Mit konzentrierten Zuckerlösungen konserviert man bekanntlich eingemachte Früchte. Ist die Lösung aber nur schwach zuckerhaltig, so geht sie, wenn sie längere Zeit an der Luft steht, in Gärung über: sie braust auf, und ein Bodensatz scheidet sich ab; die vorher süße Flüssigkeit aber ist nun ein „gegorenes Getränk," das berauschend wirkt. Das Aufbrausen geschieht durch Kohlensäure, die sich bei diesem Prozeß bildet, der Bodensatz ist Hefe, und die berauschende Wirkung der gegorenen Flüssigkeit beruht auf der Bildung von Alkohol. Chemisch stellt sich der Prozeß des Zerfallens von Zucker in Kohlensäure und Alkohol so dar: $C_6\ H_{12}\ O_6$ (Zucker) $= C_2\ O_4$ (oder 2 CO_2, 2 Moleküle Kohlensäure) $+$ $C_4\ H_{12}\ O_2$ (oder 2 $C_2\ H_6\ O$, 2 Moleküle Alkohol). Alle Gärung wird durch überall in der Luft vorhandene kleinste Lebewesen veranlaßt, in diesem Fall durch den Hefepilz, Saccharomyces cerevisiae, der in die zuckerhaltige Flüssigkeit hineinfällt, hier zu wuchern beginnt und dabei den Zucker in Kohlensäure und Alkohol zersetzt. Am leichtesten vergärt auf diese Weise der Most, d. h. die süße Flüssigkeit, die man durch Auspressen von Weintrauben gewinnt. Das „gegorene Getränk," das dabei entsteht, ist der Wein. Er kann Alkohol bis zu 16 Prozent enthalten. Sobald sich mehr bildet, stirbt die Hefe ab. Die Weine, deren Alkoholgehalt größer ist, sind künstlich mit Spiritus versetzt, teils um sie haltbarer zu machen, teils „um dem usuellen Geschmack, den das Publikum mit dem Namen gewisser Weinsorten verbindet, immer wieder zu genügen." Deutsche und französische Weiß- und Rotweine haben 6—12 Volumprozente Alkohol, südliche Weine, wie Samos, Tokayer, Malaga circa 15 Prozent; Madeira (19,12 Prozent), Portwein (19,82) und Sherry (21,22) sind bereits mit Alkohol versetzt. In den sehr süßen südlichen Trauben vergärt nicht der ganze Zuckergehalt, infolgedessen enthalten die aus ihnen gewonnenen Weinsorten noch freien Zucker; der Malvasier bis zu 36,40 Prozent, Tokayer Ausbruch 25,34, Malaga 15,5, Sherry nur noch 2,04. Die sogenannte Blume des Weines, jenes feine Aroma, das sich bei seinem Lagern immer mehr ausbildet, ist auf gewisse chemische Verbindungen sehr komplizierter Natur zurückzuführen, die zum Teil noch nicht analysiert worden sind.

Den Alkohol aus dem Wein als das berauschende Prinzip abzuscheiden auf dem Wege der Destillation oder Verdampfung gelang schon den Arabern im 8. Jahrhundert. Sie bewunderten zuerst am meisten die Brennbarkeit dieses scheinbaren Wassers und gaben ihm den Namen Alkohol. Die Europäer hielten es für den „Geist

Digitized by Google

des Weines," spiritus vini oder kurzweg Spiritus. Den ausgekochten Rückstand nannten sie Phlegma, woher das Schillersche Wort stammt: „Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben." Um 1500 herum erfand man dann, wie es scheint in Süddeutschland, ein Verfahren, Spiritus auch aus Getreide zu gewinnen, den sogenannten Kornbranntwein — obgleich er schon seit Anbeginn nicht aus reinem Roggen, sondern stets aus Roggen und Gerste zusammen gebrannt wurde. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts lernte man aus Kartoffeln Spiritus bereiten. Der chemische Prozeß bei der Getreide- wie der Kartoffelbranntweinbrennerei ist immer Überführung des Stärkegehaltes in Zucker und Vergärung der zuckerigen Lösung, der sogenannten Maische, unter dem Einfluß der Hefe. Die für die Spiritusgewinnung verfügbare Stärke von einem mit Kartoffeln bepflanzten Hektar Land beträgt 2 880 Kilogramm, während ein Hektar Roggen nur 1 040 Kilo Stärke liefert. Das ist der große Vorteil der Kartoffelschnapsbrennerei. Nun liefert die Kartoffelmaische allerdings keinen reinen Alkohol, der wie der aus Most oder Getreide gewonnene einen angenehmen Geruch und Geschmack hat, sondern einen durch die sogenannten Fuselöle verunreinigten. Aber durch Verdünnung auf 50 Prozent Alkoholgehalt (der rohe Kartoffelspiritus hat 80 Prozent Alkohol und 20 Prozent Wasser), Filtration über Holzkohle, die die Eigenschaft hat, Flüssigkeiten zu entfärben und von allen fremdartigen Bestandteilen zu reinigen, und durch Konzentration auf 96 Prozent erhält man schließlich ebenso fuselfreien Alkohol, wie es der Wein- oder Getreidespiritus ist. Die Darstellung von 100prozentigem, also wasserfreiem, „absolutem" Alkohol geschieht durch Hinzufügen von gebranntem Kalk, der ihm den sämtlichen Wassergehalt nimmt.

Verdünnt man den Spiritus wieder, giebt Zucker und irgend eine Fruchtessenz zu, so erhält man Liqueure. Auch kann man den Spiritus auf Pflanzenblüten gießen und nachher wieder abzapfen, worauf er ebenfalls den Geruch und Geschmack der betreffenden Pflanzen angenommen hat. Nicht so einfach ist das bei Cognac, Arrak und Rum. Diese drei werden vielmehr durch direkte Destillation aus vergorenen Flüssigkeiten gewonnen, der Cognac aus Wein — seine gelbe Farbe erhält er von den Eichenfässern, in denen er lagert — der Arrak aus vergorenem Reis, ganz ähnlich wie der Kornbranntwein aus Roggen- und Gerstenmaische, der Rum aus Zuckerrohr. Bei der Destillation sich mit verflüchtigende chemische Verbindungen, wie sie schon dem Weine die „Blume" verliehen, geben auch diesen drei Spirituosen das besondere Aroma.

Von den dreien ist Cognac am wenigsten alkoholhaltig (53,82 Prozent), Rum am stärksten (77,62); Arrak hat 60,74 Volumprozente Alkohol. (Getreidekümmel 33,90; Benediktiner 46,20, dazu aber noch einige 30 Prozent Zucker, der jenen ganz fehlt.)

Ein Nahrungsmittel ist der Alkohol kaum, indes ist er sehr wohl geeignet, bei Kranken, die andere Nahrungsmittel nicht mehr aufnehmen wollen, den Kräfteverfall aufzuhalten. Während der geschwächte Körper Kohlenhydrate, Fette und Eiweißstoffe nur noch schwer zu verwerten vermag, kann er den viel leichter oxydierbaren Alkohol noch zersetzen, in Wärme und lebendige Kraft umwandeln.

Wo in Europa kein Wein mehr wächst, hat man in früheren Zeiten Meth, später Bier herzustellen gelernt. Der chemische Prozeß ist wieder der des Vergärens einer zuckerhaltigen Flüssigkeit, der sogenannten Würze, die man gewinnt, indem man Gersten-

Digitized by Google

malz (beim Berliner Weißbier Weizenmalz) d. i. gekeimte und dann gedörrte Gerste, in Bottichen mit 50—70° warmem Wasser übergießt und, um das Getränk schmackhaft zu machen, etwas Bitteres zufügt. Dazu dient heutzutage überall Hopfen, der seit dem 9. Jahrhundert schon am Rhein zu diesem Zweck angebaut wird. In Ostpreußen, wohin die Kenntnis des Hopfens erst viel später gelangte, bediente man sich noch das ganze Mittelalter hindurch an seiner Statt der Eichenrinde. Die Gärung geschieht in der Bayrischbierbrauerei bei 6°—8°, vollzieht sich sehr langsam, und die Hefe bleibt unten am Boden der Bottiche liegen; das Bier ist „untergärig." In der Braun- und Weißbierbrauerei vollzieht sich die Gärung sehr heftig bei einer Temperatur von 12°—25°, unter stürmischer Kohlensäureentwicklung, die die Hefezellen nach oben reißt: Braun- und Weißbier sind „obergärige Biere." Die Nachgärung im geschlossenen Gefäß versieht das Bier mit Kohlensäure, die übrigens nur etwa zwei Zehntel Prozent dem Gewichte nach ausmacht. Der Alkoholgehalt beträgt 3—3½ Prozent, bei Weißbier nur 2½, bei Porter 5,35. Dann ist außer beim Weißbier noch etwas Zucker enthalten und geringfügige Aschenbestandteile, der Rest, 91—92 Prozent ist Wasser (Porter nur 87,10).

Oxydierter Alkohol geht in Essigsäure über. Die Oxydation, d. h. Veränderung, Zersetzung durch Aufnahme von Sauerstoff — alles Verbrennen, Verwesen, Verrosten ist Oxydation, jenes eine sehr schnelle, unter Feuererscheinung, dieses eine sehr langsame — kann schon durch den gewöhnlichen Luftsauerstoff erfolgen, wenn in die alkoholische Flüssigkeit ein Pilz, Mycoderma aceti, der wie so viele Pilze überall in der Luft ist, hineinfällt. Deshalb wird Bier, das offen an der Luft „absteht," sauer. Noch heute stellt man so den Weinessig dar. Man gießt einen Eichenholzbottich zu zwei Dritteln mit Wein voll, der nicht mehr als 10 Prozent Alkohol enthalten darf. Stärkerer Wein müßte erst verdünnt werden. In Zweidrittelhöhe sind Löcher angebracht, durch die Luft zu dem Wein tritt. Etwas siedender Essig beschleunigt den Übergang des Weins in Essig, in etwa 14 Tagen ist die Flüssigkeit vollständig in Essig übergegangen, sie wird abgezapft und durch neuen Wein ersetzt. Der Weinessig enthält 5,37 Prozent Essigsäure, gewöhnlicher weißer Essig 4,63 und brauner nur 3,53. Auf etwas anderm Wege, durch langsames Tröpfeln von Alkohol über essiggetränkte Buchenspähne bei Luftzutritt — ein Verfahren, das in den zwanziger Jahren aufkam — erhält man einen doppelt so scharfen Essig, den sogenannten Sprit, der 10,30 Prozent Essigsäure enthält.

So wären wir auf unserer Exkursion durch die Küchenchemie an der Hand Lassar-Cohns, ausgehend von der Kartoffel, bis zum Essig gekommen, hätten somit für unser Menü sogar die Hauptingredienzien zu einem soliden Kartoffelsalat beisammen.

Der Inhalt des Lassar-Cohnschen Büchleins wäre damit noch lange nicht erschöpft. Giebt es uns doch nicht bloß die chemischen Voraussetzungen für die Vorgänge bei der Bereitung und Aufnahme der Nahrungsmittel, sondern auch für all die Hunderte anderer Dinge, mit denen unser Auge und unsere Hand tagtäglich in Berührung kommen. Und selbst, wenn wir uns auf das Kapitel Küchenchemie beschränken, so können wir aus dem Büchlein noch über vieles Aufschluß erlangen, worüber wir nunmehr nachzudenken angeregt werden, nachdem uns der Autor einmal in die Werdeprozesse aller uns umgebenden Dinge einen Blick hat thun lassen. Da ist eben das Mädchen dabei, das Küchengeschirr zu reinigen, mit Seife und Soda. Lassar-Cohn erzählt uns die interessantesten Dinge über die mühevollen Versuche der künstlichen

Digitized by Google

Sodabereitung, die seit dem ersten Preisausschreiben der Pariser Akademie im Jahre 1775 solche Fortschritte gemacht hat, daß jetzt 1000 Kilo Kristallsoda zu 60 Mark ab Fabrik verkauft werden, während sie noch 1814 1200 Mark kosteten. Die Geschichte der Seife weiß er bis auf die Zeiten Plinius des Älteren zurückzuführen, der davon spricht, daß man in Germanien durch Kochen von Asche mit Fett eine Salbe bereite, allerdings nur als Medikament, während sie als Reinigungsmittel erst etwa im zweiten Jahrhundert nach Christo in Anwendung kommt. Um das Jahr 1000 hat die Stadt Marseille bereits eine blühende Seifenindustrie, der eine eigentliche Konkurrenz erst in der venetianischen Fabrikation im 15. Jahrhundert erwuchs, von welcher Zeit ab sich die Kunst ihrer Herstellung allmählich über die ganze Welt verbreitete.

Unser Mädchen scheuert nun die Messer und Gabeln am Putzziegel, und wir erfahren in einem erschöpfenden Vortrag, was ein solcher Ziegel ist; und im Anschluß daran ergiebt sich die Kunde von der Herstellung all der Töpferwaren, die uns auf den Regalen und in den Schränken unserer Küche umgeben, ob sie nun aus Steingut oder Glas, Majolika oder Porzellan sind. Die Messer und Gabeln selbst regen uns zum Nachdenken über die Gewinnung von Stahl und Eisen an, und damit über Herstellung aller möglichen anderen Metalle und Metallegierungen, die in unserem Alltagsleben eine Rolle spielen. Inzwischen ist das Mädchen bereits dabei, die gesäuberten Geschirre und Bestecke abzuspülen und abzutrocknen. Und da legt uns unser Buch sogleich eine gründliche Betrachtung nahe über hartes und weiches Wasser, über das Was und Wie der verschiedenen Handtücher, Trocken- und Putzlappen, über das Was und Wie von Wolle, Baumwolle, Seide, Leder ꝛc., über Wäscherei und Bleicherei, Färberei und Gerberei. In der Küche spielt die Feuerung eine der erheblichsten Rollen, und das Büchlein unterrichtet uns über Holz und Kohle, Gas- und Koksfeuerung. Kurz, es ist kaum ein Gegenstand oder ein Vorgang des täglichen Lebens, über den das Buch Lassar-Cohns nicht erschöpfenden Aufschluß gäbe; und mehr als das: es erzieht zum Nachdenken über die uns umgebende allernächste Außenwelt, in der nichts geringfügig genug ist, um nicht auch an ihnen, den Alltäglichkeiten des Lebens erkennen zu lassen, daß die großen allgemeinen Naturgesetze im Allerkleinsten so gut Geltung haben und dort nicht minder interessant sind als im unermeßlichen kosmischen All.

Digitized by Google

Der Brüsseler Internationale Frauenkongreß.

Von

Elisabeth Winter.

Nachdruck verboten.

Die so schnell sich folgenden internationalen Frauenkongresse — Chicago, Paris, Berlin, Brüssel — legen einem die Frage nach der Bedeutung solcher internationalen Versammlungen für die Frauensache nahe.

Nationale Versammlungen haben ohne Zweifel eine große Bedeutung, und zwar nicht nur für die Verbreitung der Idee im allgemeinen. Es gab zwar eine Zeit, wo sie nicht viel mehr bewirkten. Besonders die deutschen Frauen haben sich lange bei ihren Frauentagen des Gedankens getrösten müssen, daß die Ideensaat in den Geistern Wurzel schlage zu langsamer Weiterentwicklung; ihren Gedanken praktische Folgen zu geben, daran hinderte sie nicht selten der Jahrzehnte hindurch für sie hoffnungslose Zustand auf deutschem Boden.

Heute ist das anders. Man kann langsam mit der praktischen Durchführung der einzelnen Gedanken beginnen, die in ihrer Gesamtheit die Idee „der neuen Frau", der Frau, die der Welt im großen ist, was die Mutter dem Hause, verwirklichen sollen. Mit bewundernswerter Zähigkeit sahen wir die großen nationalen Frauenverbände an diese Arbeit gehen; in Amerika und England besonders ist gewaltige Vorarbeit geleistet, bis man jetzt den Schlußstein: das Frauenstimmrecht, dem Gebäude einzufügen bereit steht.

Aber auch Deutschlands Frauen verdienen alle Anerkennung. Der junge „Bund deutscher Frauenvereine" kann in den verschiedenen von ihm begründeten Kommissionen auf eine tüchtige Thätigkeit und bereits auf die ersten Erfolge zurückblicken. — Die Erwerbsthätigkeit der Frau ist durch deutsche Frauenvereine und durch einzelne hervorragende Frauen mächtig gefördert, die Studienfrage fast unter Dach gebracht worden. Die selbständige Auffassung der Frau hat überall Fortschritte gemacht; Gretchen am Spinnrad, Gretchen, die in allen Sachen „ja" sagt, hört so auf, der Typus der deutschen Frau zu sein.

Ohne Zweifel haben dazu die öffentlichen Frauentage als Erziehungsmittel mächtig mitgewirkt. Die öffentliche Rede zwingt zur Selbstkontrolle; man darf nichts sagen, was man nicht beweisen, nichts verheißen, was man nicht erfüllen kann. Die Debatte bringt alles seichte Räsonnement, jede Übertreibung, jede Unwissenheit an den Tag; man kann in jedem Augenblick gemahnt werden, die praktischen Konsequenzen seiner Worte zu ziehen.

Das fällt bis zu einem gewissen Grade bei den internationalen Kongressen fort, besonders wenn, wie in Berlin und Brüssel, die Praxis der Zehnminutenreden ohne Debatten angenommen wird, die freilich schließlich mit Recht in Brüssel durchbrochen wurde. Der Umstand ferner, daß man sich Zuhörern gegenüber findet, bei denen man Kenntnis der Einzelheiten des Gegenstandes, den man behandelt, nicht voraussetzen kann, zwingt dazu, die Konturen grob zu halten; praktische Konsequenzen werden nicht gezogen; Übertreibungen und Auslassungen können vom

Digitized by Google

Publikum nicht kontrolliert werden. Das alles stumpft das Gefühl der Verantwortlichkeit ab; Worte von größter Tragweite werden unbekümmerter in die Verhandlung hineingeworfen — wie z. B. in Brüssel das in seiner sozialpolitischen und sittlichen Bedeutung schwerlich durchdachte Verlangen, daß der Staat die Eltern unehelicher Kinder von aller sittlichen und praktischen Verantwortlichkeit entlaste und sie auf die Gesamtheit abwälze (eine Anschauung, gegen die Madame d'Ervieux, Frau Schook-Hauer und Professor Bridel mit Recht protestierten).

Dem allem stehen Vorteile gegenüber. An fremden Zuständen lernt man die eigenen erst recht kennen. Aber freilich kann man diese fremden Zustände aus Zehnminutenreden (es war doch charakteristisch, daß eine Rede von Dreiviertelstunden in Brüssel als unerträglich lang bezeichnet wurde), denen keine Debatten zu gründlicherem Eindringen folgen, nicht annähernd so gut kennen lernen, als aus gedrucktem, sorgfältig gesichtetem Material. Und alles in allem genommen, denke ich, waren die Amerikanerinnen sehr weise, als sie für den großen von Amerika ausgegangenen International Council nur alle fünf Jahre einen internationalen Kongreß ansetzten. Fünf Jahre Arbeit in der Heimat, dann persönliche internationale Fühlung — das erscheint vorläufig durchaus ausreichend für das Bedürfnis der Frauenbewegung.

Fast scheint es auch, als habe man diese Empfindung vielfach gehabt; die im ganzen schwache Beteiligung am Brüsseler Kongreß wies darauf hin. Die belgischen Frauen hatten zwar alles gethan, um den Delegierten der fremden Nationen und sonstigen Teilnehmerinnen einen freundlichen Empfang zu bereiten und ihre Länder in ihnen zu ehren. So war aus Deutschland Frau Lina Morgenstern gleich in das Ehrenpräsidium gewählt worden.

Die Leiterin des ganzen Kongresses, Fräulein Dr. jur. Maria Popelin, Vorsitzende der belgischen Frauenrechtsliga, zeigt einen feingeschnittenen Charakterkopf, dem man den Idealismus ansieht. Das belgisch-französische Element herrschte, wie natürlich, vor; man sah Madame Vincent, Madame Martin, Madame Chéliga, Madame Potonié-Pierre, Mademoiselle Marie Parent, Madame Kergomar u. a. Dieser Umstand sowie die Wahl der Themen — die Frauenrechtsfragen beherrschten das Programm — ließen die Verhandlungen stellenweise einen recht lebhaften Charakter annehmen, besonders als seitens der Vertreterin der „Egalité" der an und für sich recht begreifliche Wunsch ausgesprochen wurde, es möge nach jedem Vortrag wenigstens eine Abstimmung stattfinden, damit man Resultate mit nach Hause nehme.

Die deutschen Rednerinnen (Frau Proelß, Frau Stritt, Frau Morgenstern, Frl. Augspurg, Frau Cauer, Frau Bieber-Böhm) hatten ihre Hauptkraft gegen das Familienrecht des bürgerlichen Gesetzbuchs gerichtet. Unter lebhaftem Beifall wandten sich Frau Proelß und Frau Stritt gegen die unwürdige Stellung, die der verheirateten Frau darin zugewiesen wird. Über die rechtliche Stellung der Frau in ihrem Vaterlande sprach auch Miß Emily Hill. Bei der Behandlung der ökonomischen Lage der Frau beteiligten sich außer Frau Bieber-Böhm, die über die Zulassung der Frauen zu den Berufen sprach, vorzugsweise französische Rednerinnen. Besonders ergreifend wirkten die Schilderungen, die Madame Chéliga, Mitglied der französischen „Union universelle des femmes", von der traurigen Lage der Frauen der Arbeiterklasse gab. Ihre Worte: „Wenn die Frauenbewegung nicht ein Kunstprodukt ohne Bestand werden soll, muß sie in erster Linie die Arbeiterinnenfrage berücksichtigen, die Arbeiterinnen organisieren und die öffentliche Aufmerksamkeit auf die scheußlichen Zustände in den

Digitized by Google

Bagnos der Frauenarbeit lenken" fanden lauten Widerhall. Auch die Holländerinnen, durch Frau Drucker als Rednerin vertreten, traten besonders für die ökonomische Hebung der Lage der Frauen ein. Sehr schätzbares positives Material brachte Louis Frank über die traurige Lage der Arbeiterin in Belgien und Frankreich; er machte eine Reihe von Vorschlägen zur Abstellung der gröbsten Mißstände. Über die Armenpflege sprachen Frau Morgenstern, Madame Moriceau, Madame Kergomar u. a.; mit Recht warnte erstere vor der Art von Almosen, die Paulsen unter die Rubrik „fahrlässige Wohlthätigkeit" bringt.

Unter den Frauen sah man auch eine Anzahl von Männern, u. a. den Soziologen Novicow, den bekannten Professor der Rechte Bridel, den Advokaten Louis Frank, Jules Alix und den dänischen Abgeordneten Bajer, der gleich nach der Eröffnung des Kongresses auf die Vorteile einer festen internationalen Organisation hingewiesen hatte, die an die Stelle der nur lose zusammenhaltenden Kongresse zu treten hätte. Ob in der That ihre Zeit schon gekommen ist? Und ob der Ausbau der Sache im eigenen Lande, der doch immer die kulturellen Besonderheiten, die geschichtlichen Vorbedingungen als Fundament behalten muß, soll er nicht einstürzen, nicht unter einer solchen Organisation jetzt noch leiden würde? Der Tag des absoluten Kosmopolitismus scheint uns doch noch kaum zu dämmern. Durchführbarer erscheinen die Pläne, die mehrfach in Bezug auf eine internationale Korrespondenz entwickelt wurden.

Der Berichterstatter des Figaro — im übrigen nicht viel unterschieden von den vielen Männern, die die Frauen auch auf solchen Kongressen nur nach ihrer mehr oder weniger koketten Kleidung abschätzen, nach den „sourires et regards capables de convertir les plus obstinés", nach dem Grade, in dem sie ihnen „séduisantes" erscheinen, — spricht, wie mir scheint mit einigem Recht, seine Verwunderung darüber aus, daß bei allen Rechten, die verlangt wurden, eins nicht verlangt wurde, ohne das die anderen nichts sind: das Stimmrecht. Zwar wurde gelegentlich seiner Erwähnung gethan. Der Bemerkung von Frau Stritt, daß die Stellung der Frau nur dann eine andere werden könne, wenn sie in der Gesetzgebung vertreten sei, folgte „minutenlanger lebhafter Beifall". Aber einen Punkt der Tagesordnung bildete die Frage nicht, was um so überraschender erscheint, als seit dem Februar England lebhaft davon bewegt wird und die überaus unwürdige Weise, mit der sich das englische Parlament um die dritte Lesung der Bill für das Frauenstimmrecht herumgedrückt hat, noch als frische Wunde im Gedächtnis stand. Wenn irgend etwas, so ist das Frauenstimmrecht ein Gegenstand für internationale Kongresse. Denn damit und nur damit wird die Art thatsächlich an die Wurzel des Übels gelegt.

Digitized by Google

Jugendzeit.

Johannisgedanken

von

Marie Hecht.

Nachdruck verboten.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar. Rückert.

Sommersonnenwende! Wieder einmal ist Frühlingsblühen und Frühlingspracht vorüber. Langsam und gelassen nimmt das Jahr den vollen Kranz vom Haupt, legt den reichen Blütenschmuck ab und blickt still und entschlossen hinaus in die kommenden Tage, die erproben sollen, ob es genug der Kraft gesammelt habe in der fröhlichen, duftigen Frühlingszeit. Sturm und Regen und Sonnenschein hat es ertragen beim Schaffen und Wirken für die junge Saat, die nun kräftig in den Halm geschossen ist, beim Mühen und Sorgen um die Früchte, die der Reife entgegenschwellen. Freudig langt es nach der Sense, sie in sommerlicher Glut, im Schweiße des Angesichts zu schwingen; ist doch sein Arm stark und seine Hand fest. Kein sentimentaler Rückblick auf die entschwundene Zeit voll Frühlingslust und Frühlingsleid. Für die stetige, schöne Entwicklung des Jahres in seinem natürlichen Werdegang paßt es nicht, das Wort des Dichters: „O, wie liegt so weit, o, wie liegt so weit, was mein einst war." — Es ist alles, alles sein. — Die Keime, die es gehütet und gepflegt, sind zu stolzen Blütenstengeln und würzigen Kräutern geworden, die zarten Blättchen haben sich zum schützenden, schattenspendenden Laubdach zusammengeschlossen. Mit „vollen Kisten und Kasten" tritt das Jahr in den Sommer ein. —

Sommersonnenwende! Sie kommt auch in jedwedem Menschenleben. — „Was die Schwalbe singt, was die Schwalbe singt," tönt dann nicht mehr von Frühlingsahnen und Frühlingshoffen, sondern von Entfaltung und Vollendung des Seins in der reifenden Schwüle des Sommers, inmitten seiner mächtig pulsierenden Lebensfülle. — Aber in den jugendlichen Herzen müssen unter dem milden Frühlingsstrahl Pflichtgefühl und Gerechtigkeitssinn, Schaffensfreudigkeit und Ausdauer entwickelt sein, daß es nicht heiße, sobald die Sonne sticht und die schwere Sommerarbeit beginnen und der Schatz an Kraft hervorgeholt werden soll: „Alles leer." —

Drum die ernste Mahnung des Johannistages, wenn die Feuer flammen auf den Höhen nach der Väter uraltem Brauch: „Nützet die Jugendzeit, ihr jungen, hoffnungsfrohen Menschenkinder; wachet über ihnen, ihr Alten, Bedächtigen, daß ein tüchtiges Geschlecht dereinst in eure Fußstapfen trete, über euch hinauswachse in freudiger Vollkraft." —

Leichter ist solche Aufgabe zu lösen gegenüber dem Jüngling, dem das Leben sich fast schon an der Schwelle des Knabenalters öffnet, den es trägt und erzieht, der nur festzustehen hat in dem Ansturm schimmernder Lebenswogen, gegenüber dem Mädchen, das, an der Hand der Notwendigkeit, fast noch ein Kind, die Vorbereitung beginnt aufs — Brotverdienen. Aber jene freundlichen Mädchengestalten, die heiter und fröhlich, ohne den Druck der Sorge und des bittern Lebensernstes im Schutz und Schatten des Elternhauses ihre Jugend verleben, wie steht es mit ihnen? Wie bereiten sie sich vor auf den Tag der Sommersonnenwende? —

Unser Jahrhundert hat eine mächtige Entwicklung, eingreifende Veränderungen fast aller Verhältnisse gebracht. Seine scheidende Abendsonne beleuchtet gar andere Bilder als der junge Morgen. Zu den Aquarellen, den Bleistiftzeichnungen vergangener Tage, stehen in scharfem Kontrast die Augenblicksphotographien, die farbenfrohen Gemälde der letzten Jahre. Bilder aus dem Mädchenleben von einst und jetzt, wie sind sie verschieden! —

Digitized by Google

I.

Früh, recht früh schon springt die flinke, fröhliche Lotte aus dem schmalen Bett in dem kleinen Stübchen, das sie mit der heranwachsenden Schwester teilt. — Weißgetünchte Wände, an denen als einziger Schmuck ein seltsames Gebilde hinter Glas und Rahmen prangt, ein Blütenkranz, hergestellt aus Körnern und Kernen, Gewürznägeleien und Zimmetstangen, Mutters vielbewundertes Kunstwerk aus ihrer Jugendzeit, ein epheuumranktes Fenster, dessen kurze Mullgardine sich jetzt im Morgenwind bläht, die notwendigsten, allereinfachsten Möbel: das ist Lottens trautes Heiligtum. — Leise, leise, damit Dörtchen nicht erwache, muß das Ankleiden vor sich gehen. Diese Morgenstunde ist Lottens Geheimnis und ihre Lust. Mit dem Strickzeug in den fleißigen Händen — ohne dasselbe wäre Lesen undenkbar — sitzt sie am geöffneten Fenster, und vor ihr liegt das Buch, das herrliche Buch, daß sie einführt in die Zauberwelt der Romantik, aus dem sie die köstlichen Lieder lernt, die in ihr wiederklingen während des ganzen Tages, das Buch mit moralisch belehrendem Inhalt, das der klugen Lotte viel Stoff giebt zum Nachdenken. Bei Tage würde solche Zeitverschwendung von Mütterchen nicht geduldet werden, und Lotte selber könnte sie sich nicht verzeihen. —

Schon sieben Uhr. „Dörtchen, steh' auf. Ich laufe nun hinunter, beim Anziehen der Kleinen und beim Frühstück zu helfen." — Gottlob, die Jungen wären glücklich zur rechten Zeit auf den Schub gebracht; nun schnell mit Besen und Wischtuch in die gute und in Vaters Stube; da richtet die Sonne zu leicht Unfug an beim Reinmachen. — Und dann geht es in den Hühnerstall und nach kurzem Besuch bei der schönen weißen Kuh, ehe die mit den Gefährtinnen hinauszieht auf die Stadtwiesen, in den Milchkeller, und . . . „Kind, heute muß die Kartoffelstärke gemacht werden und Sanne mithelfen, du mußt das Essen schon allein besorgen. Meinst du mit den Bohnen nicht fertig werden zu können, so mag Dörtchen eine Stunde früher aus der Schule kommen und dir schneiden helfen; das thut nichts." — „O, nicht doch, Mutter, ich werde alles beschicken." —

Am Nachmittag führt die flinke Hand die Nadel, Stich um Stich; wie die Nadel fliegt! Vaters Hemden müssen fertig werden. Verstohlen prüft die stolze Mutter des Töchterchens Arbeit. Solche Kappnaht, so schmal und rund, wie ihre Lotte, macht doch kein anderes Mädchen, und der Saum erst, Faden unten und Faden oben im Kreuz aufgenommen, nicht ein einzig mal vom Faden abgewichen; es ist eine Pracht. — „Höre, Lottchen, nun müssen wir es auch wegen der großen Herbstwäsche überlegen." — „Ich dächte, Muttchen, wir wollten am nächsten Montag seifen und einweichen?" — „Ja, sieh mal, Kind, da kommt uns Vaters Geburtstag in die Quere. Wir haben dann nicht Zeit genug, all die Kuchen zu backen." — „Das ist wahr. — Weißt du, dann lassen wir die Wäsche für übernächste Woche, nehmen morgen gleich die Glasäpfel ab — sie sind reif genug — und gehen ans Schälen und Saftpressen und Mußeinkochen." — „Ja, so wird es am besten sein." Und Mutter versenkt sich in eine Berechnung der diesmal zur Wäsche kommenden Tischtücher und Bezüge, aber Lotte hat ihre besondren Gedanken. Das weiße Kleid muß in dieser Woche gewaschen und geplättet werden. Wenn Sanne nicht Zeit dazu hat, nimmt sie selber es vor in später Abendstunde. —

Vaters Geburtstag! Und abends wird getanzt, und abends wird getanzt. Sie singt es halblaut nach allerlei Melodien, und immer klingt es gleich vergnüglich und verheißungsvoll. — Nicht umsonst hat sie am letzten Johannisfest in tiefem Schweigen die neunerlei Kräuter gepflückt und um Mitternacht, als Dörtchen friedlich schlief, von Gänsehaut überlaufen, rückwärts über die Schulter in den Spiegel gesehen. — Es war etwas darin, ganz gewiß, etwas Dunkles, Schattenhaftes. — Aber unsere Lotte ahnt, welche Züge es trägt; ihr Sommertag ist gekommen. —

II.

Ein gedeckter Frühstückstisch in einem behaglich eingerichteten Zimmer. Herr Rat schiebt die Tasse zurück und greift nach der Zeitung. Frau Rat, die den davonstürmenden Knaben ein „Leise, leise" nachgerufen hat, wendet sich dem wartenden

Digitized by Google

Mädchen zu: „Nehmen Sie die Kanne, Luise, und halten Sie den Kaffee für das gnädige Fräulein warm.“ Zu ihrem Mann, der sich bedeutungsvoll räuspert: „Ach, Alter, laß doch. Das Kind ist wirklich etwas blutarm; da ist Schlafen die beste Medizin. Und wir kamen in dieser Nacht doch wieder erst gegen ein Uhr nach Hause.“ — „Und sind dennoch zur rechten Zeit auf dem Platz, wir beide.“ — „Ja, wir, Liebster, wir sind eben ein anderes Geschlecht.“ — Eine Stunde später guckt Wandas rosiges Gesichtchen zur Küche hinein: „Du, gutes Mamachen, beim Lampenreinmachen; das ist doch eigentlich meine Arbeit.“ — „Nun, Kind, vor der Singstunde hast du nicht mehr Zeit dazu; dann unterbleibt es wieder, und Papa ist abends ärgerlich, wenn die Lampen nicht in Ordnung sind. Nimm noch schnell den Wedel und stäube die Nippes im Salon ab.“ — Der Tochter nachrufend: „Wenn du aus der Stunde kommst, frage doch im Strickgeschäft bei Kleins an, ob die Strümpfe für die Jungen fertig sind. Sie wollten sie schon gestern schicken.“

Um die Mittagsstunde steht Mama wartend am Fenster; die Herren Söhne vertreiben sich die Zeit, bis endlich zu Tische gegangen werden kann, so gut sie eben können. Wanda tritt etwas erregt und atemlos ein: „Papa noch nicht da, das ist gut; ich bin auch so gelaufen, um zur Zeit zu kommen. — Denke dir, Mamachen, Else hat wieder eine reizende neue Arbeit gelernt. Ich sprach ein wenig bei ihr vor, und das hielt mich fest. Aus Brotteig formt sie Blätter und Blumen, die mit einer Masse bestrichen werden, bis der Teig erhärtet, und dann wird alles bemalt und sieht entzückend aus; so zu Wandtellern und Vasen kann man es gebrauchen. Das muß ich gleich versuchen. Zum Bazar gebe ich dann solche Wandteller.“ — „Ist es nicht sehr zerbrechliche und vergängliche Ware, Kind?“ — „Na, natürlich! Aber zum Bazar kommt es ja nicht darauf an; wenn es nur hübsch aussieht.“ — „Hast du die Strümpfe mitgebracht?“ — „Ach Gott, Mama, die habe ich ganz vergessen.“

Am Nachmittag macht Wanda, während im Hinterzimmer die Maschine klappert, auf der die Näherin, da es heute Flicktag ist, arbeitet, ernsthafte Anstalten zum Brennen eines Spruchbrettes. Tante Emmas Geburtstag steht bevor, und sie möchte nicht wieder, wie schon einigemale, mit ihrem Geschenk im Rückstande bleiben. Ehe sie aber recht mit der Arbeit begonnen hat, stürmt Else, die Freundin, herein und ist außer sich, daß Wanda bei dem himmlischen Eiswetter sich im Zimmer vergraben will, bittet und bettelt, bis Frau Rat der Tochter selber zuredet: „Gehe auf ein Stündchen, Kind, dann hast du immer noch Zeit zum Brennen, ehe du ins Lesekränzchen mußt.“ —

Drei Uhr, keine Wanda; vier Uhr! Es ist fast fünf, die Dämmerung hereingebrochen. Da kommt sie endlich, etwas durchkältet, sehr kaffeebedürftig, aber seelenvergnügt, denn es war in der That himmlisch auf dem Eise; Bahn, Wetter, Partner, alles entzückend. — Und nun ist es Zeit sich umzukleiden und in das Kränzchen zu gehen, aber morgen, morgen wird Wanda sehr fleißig sein. —

Der morgende Tag aber stellt genau dieselben Ansprüche an ihre Zeit und an ihr Interesse, und ein Tag reiht sich so an den andern. Wanda ist kein ganz junges Mädchen mehr, eine vollerblühte Jungfrau. Sommersonnenwende ist nahe. Wie hat sie ihren Frühling benützt? —

* * *

Muß es so sein? Nein, es muß nicht so sein. Es giebt Arbeit, es giebt Gelegenheit, tüchtig mit anzugreifen, mitzuhelfen, Ernst und Ausdauer zu beweisen und immer mehr in sich zu stärken auch im heurigen Frühling, auch für die jetzige Jugend. Wanda und ihre Freundinnen wissen es freilich nicht, und ihre Mütter, die garnicht unverständig sind, zerbrechen sich vergebens den Kopf darüber, wie das zersplitternde, oberflächliche Leben ihrer Töchter zu ändern sei. Sie lesen Broschüren über ein weibliches Dienstjahr, besuchen Vorträge, finden die Forderungen sehr richtig und — lassen alles beim Alten. —

Aber da ist Kläre, diese komische Kläre, über die Wanda und Else sich nicht genug wundern können. Sie unterrichtet in der Sonntagsschule und findet Freude daran, mit diesen Kindern, die gewiß immer schmutzige Hände und schmutzige Gesichter

Digitized by Google

haben, häufig zu verkehren. Sie besucht ihre Mütter, um sich auch mit diesen bekannt zu machen, und wenn eine ihrer Sonntagsschülerinnen krank ist, geht sie regelmäßig zu ihr, der Kleinen vorzulesen und für ihre Pflege zu sorgen, wenn die Mutter auf Arbeit ist. Ein unglaublicher Geschmack, und neulich — das war wirklich übertrieben!

In der vorbereitenden Versammlung zum Bazar hatte Frau Generalin den Wunsch ausgesprochen, daß die jungen Damen schon um 3 Uhr kommen und noch vergnügt mit einander Kaffee trinken sollten, wenn auch der Anfang des Verkaufs erst auf vier Uhr festgesetzt sei, und diese Klära und noch zwei andere Mädchen erklärten: „Excellenz müssen gestatten, daß wir erst um vier Uhr kommen, wir sind bis dahin in der Sonntagsschule beschäftigt.“ „Meine junge Damen, dies eine Mal, und wenn es noch dazu einem so edeln Zweck gilt, wird man Sie sicher beurlauben.“ „Das wohl, Excellenz, aber wir haben diese Arbeit freiwillig übernommen und möchten nicht gern fort bleiben.“

Und die Trude hat sie auch dazu beredet. Trudens Mutter war dagegen, weil es am Sonntag mit dem Mittagessen so schlecht paßt, aber Klara hat so gebeten; es sei solch ein Mangel an Sonntagsschullehrerinnen; da hat sie es endlich erlaubt. — „Na, was zu viel ist, ist zu viel. Trude geht doch schon zwei bis dreimal in der Woche in die Kleinkinderbewahranstalt, um der Hausmutter zu helfen, mit den Kleinen zu spielen und die Größeren zu beschäftigen.“

Ja, das thut die Trude, und sie und ihre Gefährtinnen haben die freiwillig auf sich genommene Pflicht lieb gewonnen und suchen sie getreulich zu erfüllen. Wenn sie bei mancher Lawntennispartie fehlen müssen, so gewinnt das Spiel an den freien Nachmittagen um so mehr an Reiz, und kommen sie einmal erst spät zu einem solennen Mädchenkaffee, so sind sie dafür dann um so lustiger.

Das Extravaganteste aber hat doch die ernste, gehaltene Anna unternommen, und ihr gegenüber fühlt unsere Wanda sich zu einem förmlichen Protest verpflichtet: „Um Gotteswillen, was fällt dir ein. Im Kinderhort willst du mithelfen? Diese rüden Jungen und Mädchen, vor denen man sich auf der Straße ängstigt, bei der Arbeit und beim Spiel beaufsichtigen? Sie werden dich in der ersten Stunde hinaustrampeln.“ „Das fürchte ich nicht. Ich bin mit den jüngeren Brüdern immer gut fertig geworden. Nun sind sie fort und meine Nachmittage so unausgefüllt. Ich sehne mich nach ernster Arbeit.“ „So tritt doch lieber ins Seminar ein.“ — „Du weißt, ich bin mehr praktisch als geistig beanlagt; eine wissenschaftliche Ausbildung kann ich nicht erstreben. Auch kränkelt Mutter viel; ich muß den Haushalt führen und möchte sie nicht dauernd verlassen.“

Und fröhlich und zuversichtlich setzt Anna ihre Arbeit fort und schließt sich inniger an die Freundinnen an, die gleiches Streben mit ihr zusammenführt, die freudig helfend eintreten, hier in den Kinderhort, dort in die Volkskinderküche, als Begleiterinnen der älteren Damen, die im Gemeindedienst thätig sind, als freiwillige Sekretäre aller derer, die bei der Vereinsarbeit, bei der Stellenvermittlung, bei mannigfachen Schreibereien solch einer Helferin gar sehr bedürfen.

Sie haben sich so viel zu erzählen, diese Freundinnen, zusammen zu lachen über die kleinen drolligen Vorkommnisse in ihrem Berufsleben, mit einander sich zu betrüben über die traurigen Verhältnisse, in die sie dadurch eingeweiht werden, sich in jugendlicher Begeisterung zu geloben, durch Bedürfnislosigkeit, Eifer, Liebe immer geschickter zu ihrem Helferdienst werden zu wollen. Und sie haben auch Fühlung mit den Jugendgefährtinnen, die mit ihrem Pfunde wuchern müssen, in strengerer Geistesarbeit sich auf ihr ernstes Lebenswerk vorbereiten. Ihre Wege sind wohl verschieden, aber sie verstehen einander so gut.

Sommersonnenwende! Diese Mädchen brauchen sich am Johannisabend nicht nach den neunerlei Kräutern zu bücken; sie tragen ihn schon an der Brust, den Strauß, aus den guten Gaben ihres Frühlings zusammengefügt, der Kopf ist geschult, die Hände sind geschickt, Tüchtiges zu leisten. Sorgend im Zauberspiegel in dunkler Mitternachtsstunde nach dem ersehnten Gatten zu spähen, fällt ihnen nicht ein. Er

Digitized by Google

wird schon zu ihnen treten im vollen freudigen Tageslicht, ein treuer Gefährte, der Erwählte ihres Herzens. Und käme er nimmer, eine Zukunftshoffnung, ein Zukunftsbild verwirklicht sich ihnen gewiß. Sie kennen seine ernsten, klaren Züge — Arbeit, heiligende, geistbefreiende, kraftlösende Arbeit im Dienste der Menschheit. — Was das Leben auch bringen und was es nehmen wird, denen, die recht bereitet den heißeren Arbeitstagen entgegengehen, muß selbst des Dichters Lied in freudigeren Weisen ertönen:

Nie wird's Herz geleert, nie wird's Herz geleert
Ward's der rechten Liebe voll.

Der Phonograph des Wybrand Longus.

Von

Frits Lapidoth.

Aus dem Holländischen von E. Otten.

Nachdruck verboten.

Wybrand Longus, der weltbekannte Instrumentenmacher aus der Kalverstraat, war plötzlich wahnsinnig geworden.

Einige behaupteten, der Verdruß über den Tod seiner Frau habe ihm den Verstand geraubt; andere meinten, das fortwährende Sinnen auf eine Verbesserung des Phonographen habe die Krankheit zu Wege gebracht.

Jedoch waren weder seine Experimente noch der Tod seiner Frau an dem Unheil schuld.

I.

Longus war ein Mechaniker ersten Ranges. Sobald er die „französische Schule" verlassen, kam er zu seinem Vater ins Geschäft und ward dort ausschließlich zur Ehrfurcht vor der Wissenschaft angehalten. Die Liebe zu seinem Fach kam erst später, und diese Liebe ward leidenschaftlich, unbeschreiblich — artete beinahe in Monomanie aus.

Der junge Fabrikant schloß sich in sein Arbeitszimmer ein und vergaß, von seinen teuren Instrumenten umringt, alles was nicht in allerdirektester Beziehung zur Mechanik stand. Mitten in der belebtesten und verkehrsreichsten Straße der Stadt gründete er sich ein Kloster, wo er wie ein Einsiedler lebte. Die genialen Gedanken der berühmtesten Erfinder wurden durch ihn verwirklicht; er folgte dem raschen Entwicklungsgang der Naturwissenschaften, sich keine Zeit gönnend, um das Leben der Jugend zu leben, von Kindheit an umringt von Forschern gleich ihm selber, alt aussehend für ihre Jahre, im Gemüte jedoch jung bleibend und frisch und naiv: von liebenswürdiger Einfachheit, so einfach, wie nur die es bleiben können, welche sich selbst genügen, weil sie nichts anderes vom Leben verlangen als den Genuß, welchen ein schönes Streben gewährt.

Seine Instrumente waren für ihn nicht in erster Reihe Handelsartikel, nicht einmal bloß leblose Gegenstände. Es war, als bestehe zwischen jenem Manne und den komplizierten Maschinen, die sich in seinem Atelier anhäuften, etwas von dem Bande, das den Vater mit seinen Kindern verknüpft. Er sorgte dafür, daß kein Fleckchen, nicht einmal ein Stäubchen, sie verunreinigte; für ihn arbeiteten sie mit größerer Genauigkeit und schneller als für irgend einen anderen. Vater und Kinder verstanden einander.

So war Longus denn allmählich ein Fünfziger geworden, ohne von den Menschen viel anderes zu wissen, als daß es unter ihnen solche giebt, die herrliche Dinge erfinden und

Digitized by Google

große Naturrätsel lösen. Niemals hatte er das Wohl und Wehe der Freundschaft, niemals die Wollust und den grenzenlosen Schmerz der Liebe gekannt.

Die, welche ihn außerhalb seines Ateliers sahen, fanden ihn entschieden häßlich. Longus war ein kleines mageres Männchen mit breiten Schultern, langen Händen und Füßen und einer eingefallenen Brust. Es war fast, als hätte der stets geschäftige Mann sich nicht einmal die Zeit gegönnt, ordentlich zu wachsen! Den großen Kopf hielt er vornüber geneigt. Sein Haar war dünn; seine grauen Augen lagen tief in ihren Höhlen; sein voller Bart war mit gar zu wenig Sorgfalt gepflegt, und seine Haut war gelb und trocken.

Im Atelier schien Longus eins geworden zu sein mit dem Instrument, an dem er arbeitete. Ebenso wie man die Formen eines kunstvoll zusammengefügten Instrumentes, mit dem man Wunder herrichten sieht, kaum beachtet, so beachtete man an Longus fast nur seine langen, besonders geschickten und gelenkigen Finger, die über Knöpfe und Schrauben flogen, scheinbar ohne sie überhaupt zu berühren.

Wenn er beschäftigt war, funkelten und sprühten seine grauen Augen dermaßen, daß der Besucher einen Augenblick wähnen konnte, die Kraft, welche seine Maschine in Bewegung setze, müsse von Longus ausgehen.

* * *

Bei dem Instrumentenmacher waren nicht die Kunden am besten angeschrieben, welche die besten Käufer waren, sondern die, welche für seine Arbeit das größte Interesse bekundeten. Eine große Anzahl von Professoren, Studenten und später auch Lehrern besuchten ihn von Zeit zu Zeit, um sich seine Arbeiten anzusehen. So veranstaltete Longus, der viel zu bescheiden war, um jemals eines seiner Instrumente an einem dritten Orte auszustellen, bei sich zu Hause eine permanente Ausstellung. Die Schubfächer seines Schreibtisches enthielten denn auch manchen Brief, der zehnmal mehr wert war, als alle Medaillen oder Diplome der Welt.

Unter den Bevorzugten, denen der Zutritt zu dem Atelier gestattet war, gehörte seit einiger Zeit auch ein Fräulein Betsy Wielers, Lehrerin an einer der städtischen Schulen zu Amsterdam. Sie hatte einmal mehrere Instrumente bei ihm für die Schule bestellt, an der sie den naturwissenschaftlichen Unterricht erteilte. Fräulein Wielers war nicht schön, eine Thatsache, welche von Longus stets unbemerkt geblieben war; dafür hatte er aber auch in einem einzigen Augenblick entdeckt, daß ihr Beruf ihr sehr große Freude mache, und sie darum, nach einem kurzen fachmännischen Gespräch, sehr dringend aufgefordert, nochmals wieder zu kommen. Und sie war wiedergekommen, und zwar mehr als einmal. Wie das kam, wußte er wohl selber nicht; sicher ist aber, daß er sich für sie viel mehr Mühe gab als für irgend einen anderen Besucher. Wenn er es auch sonst manchmal vorzog, sogar in Gegenwart irgend eines berühmten Professors, dies oder jenes besonders empfindliche Instrument zu schonen: für Fräulein Wielers ward auch das Feinste unter dem Feinsten nicht für der Schonung bedürftig erachtet. Manchmal, wenn er hoffte, daß sie kommen würde, beeilte er sich, das Instrument, an dem er arbeitete, zu vollenden, damit er doch ja jedesmal etwas Neues zu zeigen habe. Auch gab er, was er sonst niemals that, ihretwegen manchmal ein Instrument aus den Händen, damit sie selbst dieses oder jenes schöne und besonders interessante Experiment wiederholen könne. Und wenn es ihr dann gelang, so sah er sie mit seinen kleinen grauen Augen mit einem Ausdruck an, der sie verlegen werden und erröten ließ.

Wäre Betsy Wielers kokett gewesen, so würde sie ganz gewiß manchmal absichtlich möglichst lange fortgeblieben sein; aber, besonders anfangs, dachte sie niemals daran, daß Longus nicht nur ein Instrumentenmacher, sondern auch ein Mann von Fleisch und Blut sei, der sich, obgleich zwanzig Jahre älter als sie, doch wohl noch einmal verlieben könnte.

Indessen gerieten die beiden, die bislang nur Empfindungen durchgekostet hatten, die nur einzelnen schmecken, allmählich unter den Einfluß des archi-banalen Gefühles, von dem sogar die geschicktesten Elektriker ihre Gemüter nicht isolieren können: Longus ertappte sich wiederholt darauf, daß seine Demonstrationen

Digitized by Google

etwas unklar, vor allen Dingen auch etwas langwierig wurden. Die Experimente wurden häufig unnötig in die Länge gezogen, oft sogar wiederholt, und das alles hatte nur den einen Zweck, die Besucherin möglichst lange zu fesseln.

Und Fräulein Wielers passierte es nicht selten, daß sie, zu Hause angelangt, sich nicht mehr genau zu entsinnen wußte, was ihr Freund ihr eigentlich erklärt hatte. Sie durchblätterte dann die neuesten Werke über Mechanik, in der Hoffnung, etwas über das betreffende Thema zu finden, da sie sich allzu sehr geschämt haben würde, hätte sie ihm das nächste Mal gestehen müssen, daß sie nicht aufgepaßt habe. — Eitle Furcht! Ihrem Freunde war es nicht mehr ernst mit seinem Unterricht.

So hatte er sich einmal vorgenommen, das Arsonval'sche Experiment, das dazu diente, die Empfindlichkeit des Telephons zu erproben, in Gegenwart seiner Schülerin vollständig zu wiederholen. Longus, der es stets entsetzlich gefunden hatte, mit lebendigen Tieren zu experimentieren, hatte seinen Widerwillen überwunden. Ein auf galvanische Art präparierter Frosch lag, zitternd vor Schmerzen, auf einem kleinen Brettchen angebunden, die Muskeln einer der Extremitäten bloßgelegt. Telephone, Galvanoskope, Pincetten und noch viele andere Instrumente standen und lagen, sauber geordnet, im Atelier bereit.

Fräulein Wielers war um die gewohnte Zeit eingetroffen. Sie hatten auch wohl etwas hin und her geredet über die Empfindlichkeit des Telephons, aber, als Longus dann wieder allein war, entdeckte der gutmütige, sogar etwas sentimentale Mann das arme Tier, welches sich eine der Hinterpfoten ausgerenkt hatte und noch immer zitternd dalag.

Und während er das Opfer seiner aufkeimenden Liebe von der Folterbank befreite, ward es Longus klar, daß er Fräulein Wielers wohl sehr, sehr lieb haben müsse.

* * *

Der „Einsiedler aus der Kalverstraat" war so blöde, wie es eben nur ein gelehrter Forscher sein kann, der sich schon frühzeitig in sein Atelier eingeschlossen hat. Und dabei stand er nun einer Sache gegenüber, die er niemals hatte vorhersehen können. Die Frau als solche war ihm vollkommen fremd: Longus kannte sie nicht einmal aus Romanen!

Ihm offenbarte sich die Liebe wie ein spontanes Gefühl, wie ein erwachender Instinkt, wie ein Trieb, den er nicht zu erklären im Stande war, dessen unwiderstehliche Macht er indessen wohl empfand.

Es mußte also gehandelt werden; sobald er erst darüber mit sich selber im klaren war, wurde der unerfahrene Mann ungeduldig. Niemals würde er im Stande sein, einen günstigen Augenblick abzuwarten; und doch zitterte er bei dem Gedanken, daß sie seinen Antrag zurückweisen, daß er selbst durch eine Ungeschicklichkeit, die als Unzartheit erscheinen würde, möglicherweise alles verderben könne.

Betsy Wielers war elternlos wie er. An sie mußte er sich also wenden, direkt an sie. Aber wie? Dem Mädchen schreiben? — dazu hatte er nicht den Mut. Sie würde ihm wahrscheinlich gar nicht antworten und gewiß niemals wieder sein Atelier betreten. Dann wäre er eben gezwungen, zu ihr zu gehen; und Longus fand, daß er damit dann ebenso gut gleich beginnen könne. So rechnete er also aus, wie viel Tage wohl verlaufen müßten, ehe er zu einer solchen Kühnheit den Mut haben würde. Ihr in seiner Wohnung von seiner Liebe zu sprechen hielt er für unzart; auf jeden Fall mußte er die Sache so einkleiden, daß ihr die Freiheit blieb, ihm die Antwort auf seine Frage noch einige Zeit schuldig zu bleiben.

Longus rettete sich durch ein Mittel aus der Verlegenheit, das jeder andere — vorausgesetzt, daß außer dem blöden Gelehrten noch ein anderer auf diesen Gedanken hätte kommen können — als unwürdig und im höchsten Grade lächerlich verworfen haben würde.

Es war im Jahre 1880. Der Phonograph war sogar auch für die Naturforscher noch eine große Neuigkeit. Der Instrumentenmacher hatte deren bereits verschiedene angefertigt und suchte nun nach einem Mittel zur Verbesserung dieses interessanten Apparates. Fräulein Wielers folgte seinen Experimenten, die, wie man allgemein hoffte, zu dem gewünschten Resultat führen würden, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

Digitized by Google

Als sie bei einem ihrer zahlreichen Besuche das zuletzt präparierte Phonogramm abwickelte, hörte sie etwas, das sie abwechselnd rot und blaß werden ließ. Kaum hörbar flüsterte der Apparat bei dem fortwährenden raschen „Rikketik" der Rädchen Betsy ins Ohr, daß Wybrand Longus sie zu seinem Weibe begehre.

Sie lachte nicht. Sie sind stets ernst, diese Gelehrten, sogar in solchen Augenblicken! Longus indessen hatte gerade noch Mut genug übrig, um ihr seine Hand zu reichen. Und entschlossen, ohne sich auch nur eine Sekunde zu besinnen, nahm Betsy Wielers diese Hand an.

Der Phonograph „rikketikte" noch eine ganze Weile weiter, allein das Pärchen hörte es nicht. Die Elektrizität hatte diese beiden Menschen vereinigt und doch war dabei nicht einmal ein „coup de foudre" im Spiel gewesen.

* * *

Sie hatten sich ruhig zu einander gefügt, diese beiden, deren Gemüter niemals zuvor durch Leidenschaft in Aufruhr gebracht worden waren, die niemals nach Sinnengenuß geschmachtet, niemals den schönen Traum von Liebe und ehelichem Glück geträumt hatten.

Longus hatte die Frau nicht geliebt, bevor er eine Frau lieb gewann; und sein junges Weib hatte nie darüber nachgedacht, ob sie wohl jemals eine andere Pflicht würde erfüllen müssen als die, der sie jahrelang mit Eifer und Gewissenhaftigkeit nachgekommen war. Sie empfanden nicht das mindeste Verlangen, sich zu studieren und gegenseitig ihre moralische Kraft zu messen. Ihre Seelen wurden nicht glühend zusammen geschmiedet, sondern verbanden sich rasch und so innig mit einander, wie zwei Elemente zu einer chemischen Verbindung vereinigt werden. Daher kam es auch, daß ihnen bereits einen Monat nach der Hochzeit so zu Mute war, als hätten sie einander immer angehört. Zusammen in dem Atelier arbeitend, zusammen die neuesten Bücher durchblätternd, welche auf ihr Fach Bezug hatten, bereitete es ihnen ein fast kindliches Vergnügen, sich von ihrer stets wachsenden Neigung zu sprechen, und zwar durch Vermittlung der Instrumente, die sie zusammen angefertigt oder geprüft hatten und auf die sie beide gleich stolz waren. Longus' Kinder waren nun auch Betsys Kinder geworden. Sie waren ihr nicht weniger gehorsam als ihm, und gleichwie das Kind von der Mutter zum Vater geht, das Köpfchen voller Grüße für ihn und die Bäckchen noch rot von ihren Küssen, so kamen die leblosen Gegenstände, welche sie hantiert hatte, mit Grüßen und Liebkosungen von Betsy beladen, zu Longus.

Selten verging ein Tag, ohne daß sie irgend welche Experimente mit dem Phonographen gemacht hätten. Es war dem Fabrikanten thatsächlich gelungen, das Instrument bedeutend zu verfeinern. Nach langem Suchen hatte er eine Kombination gefunden, dank deren er die Zinnfolie, auf die das Phonogramm gesteckt ward, härter machen konnte, ohne dadurch ihrer Eindrucksfähigkeit Abbruch zu thun. Auf diese Weise konnte man die Phonogramme besser aufbewahren, und auch das durch den Phonographen wiederholte Wort gewann an Deutlichkeit. Um Betsy Freude zu machen, nahm Longus diesen Apparat sogar mit in die Wohnstube.

Die junge Frau ließ die Lieblingsmelodien ihres Mannes registrieren, bat alle namhaften Gelehrten, mit denen sie in Berührung kam, ein paar anerkennende oder schmeichelhafte Worte für Longus in das kurze Sprachrohr zu sprechen, und unterließ es nur höchst selten, diesen meist sehr förmlichen Phrasen ein herzliches Wort hinzuzufügen.

In einem besonders geeigneten Augenblick ließ sie dann den Phonographen für ihren Mann arbeiten. So hörte er z. B. einmal den Glückwunsch eines berühmten französischen Naturforschers, einige Takte aus dem Brautmarsch und endlich die liebe Stimme seiner Betsy: „das hat der Phonograph meinem lieben Männchen aufgehoben!"

Dennoch kam so etwas nur sehr selten vor. In der Regel fanden sie es genügend, einander von Zeit zu Zeit einmal mit strahlenden Augen anzusehen, deren Glanz beredter von innigem Glücke sprach, als feurige Küsse es hätten thun können.

* * *

Wochen und Monate flogen vorüber, und ihr Glück ward mit jedem Tage größer; weltlichere Menschen als es die einzelnen Freunde waren, welche sie in ihrem Atelier aufsuchten,

Digitized by Google

hätten es ein wunderliches Paar gefunden, dieses Ehepaar Longus!

Betsy trug über ihrem einfachen schwarzen Kleide einen langen blauen Arbeitskittel. Mit ihren glatten, straff nach hinten gezogenen Haaren, ihren ausgeprägten Zügen und ihrem mageren Antlitz sah sie sehr unweiblich aus; besonders wenn sie die Lippen zusammenpreßte und die Stirn runzelte, so wie sie es bei angestrengter Arbeit meist zu thun pflegte. Überdies hatte sie auch in ihrer Sprechweise und in ihrer ganzen Haltung etwas Männliches: das hatte die junge Frau aus der Schule mit in das Atelier herübergenommen! Kein Uneingeweihter hätte es auch nur zu ahnen versucht, daß diese beiden Menschen zwischen all diesen Rädchen und Spillen, elektrischen Elementen und Leitungsdrähten die höchste Seligkeit genossen, die es auf Erden zu genießen giebt . . . .

Sie hatten nun Hoffnung, auch durch andere Bande als die der ehelichen Liebe mit einander verknüpft zu werden. Man verbot Betsy sich allzu sehr anzustrengen; und ihr Mann versuchte noch mehr zu leisten als gewöhnlich, um ihr möglichst viel von ihrer Arbeit abnehmen zu können. Anfangs erwies sich all diese Fürsorge als überflüssig; denn Betsy klagte niemals auch nur über das Geringste, und Longus glaubte daher annehmen zu können, daß sie sich sehr wohl fühle. Was er indessen nicht sehen konnte, andere aber, die nicht täglich mit ihr in Berührung kamen, sehr wohl bemerkten, war, daß sie fortdauernd bleicher und magerer wurde, gleich als werde sie von einer entsetzlichen Qual zu Grunde gerichtet.

Wenn sie so bei der Arbeit saß, in dem hellerleuchteten Atelier, schien es, als würden die Rädchen und Stiftchen, mit denen sie hantierte, von einem Geiste zusammengefügt. Es war als schaffe dort ein körperloser Genius . . . . .

Endlich sahen die Angestellten Longus wiederum allein ins Atelier kommen. Er that noch dies oder jenes, aber nur aus Pflichtgefühl, nicht aus Neigung, und überließ seinen Untergebenen so viel als irgend möglich. Kein Gegenstand, der ihn nicht an seine Frau erinnerte und zugleich die stets wachsende Furcht in ihm wach rief, sie verlieren zu müssen. Dumpf klangen seine Hammerschläge durch das nun allzu groß erscheinende Atelier, welches er jeden Augenblick verließ, um nach Betsy zu sehen. Die klagte noch immer über nichts anderes als entsetzliche Müdigkeit und that ihr Möglichstes, um stets lustig und guter Dinge zu scheinen. Manchmal glückte es ihr; und dann wich Longus' Unruhe für einen Augenblick, doch nur, um ihn, sobald er etwa eine Stunde allein gearbeitet hatte, von neuem und mit noch größerer Heftigkeit zu überfallen.

Nichts hatte den armen Mann darauf vorbereitet, daß er so großes Leid werde tragen müssen. — Mehrere Wochen seelischen Leidens hatten den Fünfziger zu einem Greise gemacht. Er sah elend aus; seine Hand war nicht mehr so fest als zuvor, und die alte Elastizität nahm mehr und mehr ab. Oftmals saß er, den Meißel in der Hand, lange, lange Zeit unbeweglich vor seiner Drehbank. Mechanisch trat er dann weiter, und das große Flugrad schnurrte, das Stückchen Kupfer vor ihm drehte sich rascher und immer rascher, im hellen Lichte erglänzend. Doch der Meißel formte es nicht.

Dann machte Longus sich die bittersten Vorwürfe. Warum hatte er sie nicht geschont? Warum war er ihr Henker geworden, er, der sie doch so unsagbar lieb hatte? Zum erstenmale dachte er nun an jene Männer, welche gleich Schmetterlingen durchs Leben zu flattern scheinen, ohne sich um das Schicksal einer einzigen der geküßten Blumen zu kümmern, deren Name kaum länger in ihrem Gedächtnisse haftet, als der Genuß dauert. Welche teuflische Macht hatte ihn dazu gezwungen, diesen Genuß von ihr zu verlangen, von ihr, die ihm täglich und stündlich so viel höhere und größere Seligkeit schenkte? Sein Gewissen — das strenge Gewissen des Mannes, der so lange keusch geblieben war — lehnte sich gegen ihn auf.

Er fühlte, daß er wahnsinnig werden müsse, wenn Betsy starb. —

Und immer rascher und rascher flog das Flugrad, immer lauter schnurrte es, bis es endlich, nach einem heftigen Tritt auf das Pedal, plötzlich still stand.

Dann pflegte Longus aus seinem düsteren Brüten aufzuschrecken . . . . .

Digitized by Google

II.

. . . . . Betsy war gestorben, — fünf Wochen vor dem Tage, an dem Longus gehofft hatte, Vater zu werden. Auf dem unweit von Amsterdam gelegenen Kirchhofe schlief sie im Schatten von Bäumen und Blumen den ewigen Schlaf.

Longus glaubte, daß sie ihre Liebe nicht mitgenommen habe unter die dunkle Erde, in die ewige Nacht. Betsys Liebe schien ihm sogar noch größer geworden zu sein: sie war wild, grausam, verhängnisvoll. Nicht inniger war ihre Seele der seinigen verwandt; aber alles, was er an Unkörperlichem in sich trug, zog sie zu sich hin.

Die Menschen sagten, daß er seine Liebe zur Wissenschaft verloren habe, daß seine geistige Klarheit im Abnehmen begriffen sei, daß der Verdruß allmählich sein Gefühl abstumpfe . . . .

Longus empfand es, wie ihre Liebe es nicht duldete, daß er an etwas anderes als an die verstorbene Frau denke. Gleich als existiere zwischen dem Sein und dem Nicht-Sein ein Gebiet, auf welchem sie einander begegnen könnten, so kam es dem Überlebenden vor, als ziehe das, was an Unkörperlichem noch von Betsy übrig geblieben war, immer mehr und mehr von seiner Seele zu sich hin.

Er hätte sich töten wollen. Mit zwei Leitungsdrähten einer Induktionskurbel in der Hand konnte er den Blitz durch seinen schwachen Körper jagen. Jedoch hielt ihn der Gedanke, daß er sie ermordet habe und für diese Frevelthat büßen müsse, solange es Gott gefallen würde ihn die unerträgliche Last des Lebens schleppen zu lassen, wieder und wieder von der Ausführung seines Planes zurück. Auch würde er erst dann würdig sein, sich wiederum mit ihr zu vereinen, wenn er alles aufgeopfert hätte, was ihn glücklich gemacht hatte, bevor er sie gekannt.

Rasch war diese Überzeugung in Longus' Gemüt entstanden und schlug dort nun immer festere und stärkere Wurzeln.

Während er das Geschäft ganz der Leitung seiner Angestellten überließ, zog er sich in seine Wohnung zurück mit allen den Instrumenten, an deren Verfertigung Betsy mitgeholfen hatte. Er machte nichts Neues mehr, suchte nach nichts, studierte niemals. Ebenso ausschließlich wie früher seine Liebe zur Wissenschaft gewesen war, ward nun sein Bedürfnis die Gegenstände zu vergöttern, die ihn in engere Gemeinschaft mit der Verstorbenen bringen konnten.

So lebte er während einiger Monate in fortwährender Extase, die nur dann und wann durch Anfälle entsetzlicher Reue über das, was er seinen Mord nannte, unterbrochen wurden.

Kaum fertig gekleidet, saß er auch schon über einen großen mit Instrumenten und Bruchstücken verschiedener Apparate bedeckten Tisch gebeugt. Unzählige Male wiederholte er dasselbe Experiment, brachte er dieselben Räder in Bewegung, spannte er dieselbe Batterie vor dasselbe Modell.

Ein einziger Apparat war da, den er nur an einzelnen Tagen arbeiten zu lassen wagte: der Phonograph. Wenn er von Zeit zu Zeit empfand, wie sein Verstand und seine Kenntnisse in ganz erschreckender Weise abnahmen, so ließ ihn das zumeist ziemlich kalt. So oft er aber an dem Phonographen arbeitete und daran dachte, wie die Eindrücke auf der Zinnfolie sich durch den wiederholten Gebrauch des Phonographen entschieden abschwächen müßten, und wie der Klang der Stimme seiner Frau dann immer schwächer, ja endlich sogar unhörbar werden würde, schlug er sich in wilder Verzweiflung die Hände gegen den schwachen Kopf, aus Wut über seine eigene Ohnmacht, daß er kein Mittel finden konnte zur Reproduktion des vergänglichen Phonogrammes.

In seinen besten Augenblicken versprach er sich selbst ruhiger werden zu wollen, um nur einmal noch seine Geisteskräfte auf etwas wenden zu können, das sein Fach anbetraf. Oder verbot ihm seine Frau, nach einer Möglichkeit innigerer Gemeinschaft zu suchen? —

* * *

Als der Werkmeister eines Morgens das Atelier betrat, um noch dies und jenes zu vollenden, bevor das Geschäft geöffnet wurde, fand er Longus bereits fleißig an der Arbeit. Sein Prinzipal hatte auf einem großen Tische zwei vollständige Phonographen aufgestellt, mit den er experimentierte.

Das graue Tageslicht fiel durch die Scheiben des Plafonds auf den grauen Kopf und die langen, unangenehm abgemagerten Finger

Digitized by Google

des Instrumentenmachers, einen dunklen Schatten über sein fahlbleiches Antlitz werfend.

Das Kupfer und das Glas der Leclauché-Elemente, das Metall der sonderbar geformten Apparate funkelte, und die Fröhlichkeit dieser glänzenden Gegenstände bildete einen scharfen Kontrast zu der Düsterkeit und Traurigkeit des Mannes, der sich mit ihnen beschäftigte.

Der Eintretende wagte es nicht, auch nur ein Wort an Longus zu richten und machte sich so geräuschlos als möglich an seine Arbeit. Ab und zu tauchte dieser sein Taschentuch in eine Schüssel mit Wasser, um sich die Stirne zu kühlen, auf welcher große Schweißtropfen perlten. Oft entrang sich ein tiefer Seufzer seiner Brust.

Er hatte die beiden Phonographen einander so gegenübergestellt, daß der eine den Schall in den Schallbecher des anderen sandte, mit welchem ein Telephon verbunden war. Dessen Membran hatte Longus mit einem Stift versehen, der auf dem zweiten Phonographen schreiben sollte. Beider Cylinder drehten sich mit gleicher Geschwindigkeit. Durch Anbringung einer starken Ersatzbatterie hoffte der Instrumentenmacher den hervorgebrachten Schall des einen kräftig genug gemacht zu haben, damit der Stift des anderen genügend starke Eindrücke auf der Zinnfolie hinterlasse.

Der Werkmeister verstand wohl, was er suchte, und zuckte unwillkürlich die Achseln: in diesem Experiment glaubte er den durchschlagendsten Beweis für die mehr und mehr zunehmende Abstumpfung seines Prinzipals zu entdecken.

Als das Phonogramm des ersten Apparates vollständig abgewickelt war, verließ Longus einen Augenblick seinen Arbeitstisch. Er fühlte sich so nervös und so überspannt, daß er ein beruhigendes Mittel anwenden mußte, um das Experiment fortsetzen zu können. Dann hörte man während einiger Zeit nichts anderes, als das leise Ticken des Phonographen.

Wenige Minuten später verließ Longus wankenden Schrittes das Atelier: das Experiment war mißglückt. —

* * *

Von nun an kam er jeden Morgen und arbeitete den ganzen Tag ununterbrochen weiter, wie er es früher zu thun pflegte, sich kaum die Zeit zum Essen gönnend. Jetzt aber ward außer dem Werkmeister keiner zum Atelier zugelassen. Longus unterwarf die Zinnfolie allerhand chemischen Bearbeitungen, versuchte das Phonogramm direkt, ohne Vermittelung des Phonographen, abzudrucken; einmal auf eine Platte aus dem nämlichen Metall, ein andermal auf ein Wachspräparat oder auf verschiedene zusammengestellte Platten. Beiläufig brachte er auch einige Verbesserungen daran an, die der Werkmeister notierte, sobald er das Atelier auf einen Augenblick verlassen hatte. Bald schon ward es diesem klar, daß sein Prinzipal sich immer weiter von dem richtigen Wege entferne. Seine Versuche und Experimente begannen unsinnig zu werden. Manchmal jagte er derartig starke elektrische Ströme durch die empfindlichen Apparate, daß sie ihren Dienst verweigerten und nur mit großer Mühe wieder in Ordnung gebracht werden konnten.

Nachdem er anfangs auf streng wissenschaftlichem Wege und mit viel Methode gesucht und geforscht hatte, begann er endlich blindlings diese und jene Experimente zu machen, in der Hoffnung, auf diese Weise irgend ein Resultat zu erzielen. Mit der Zeit ward seine Hoffnung auf den Zufall zu einer Art mystischen Glaubens an den Zufall, und endlich wuchs in Longus' krankem Geiste die Überzeugung heran, daß Betsy ihm gewiß irgend ein Mittel offenbaren würde. Der arme Monoman gelangte allmählich zu der krankhaften Überzeugung, daß das, was mit Hilfe eines gewöhnlichen Phonogramms nicht glücken wollte, durch die sicher erwartete Vermittelung der Verstorbenen und unter Anwendung der letzten ihrer Zinnfolie-Platten, welche noch deutlich hörbare Klänge hervorbrachte, entschieden gelingen müsse. Nachdem er einen ganzen Tag allein in seinem Arbeitszimmer in Seelengemeinschaft mit der Verstorbenen gelebt hatte, beschloß er das entscheidende Experiment zu wagen.

Sein Enthusiasmus begann an religiösen Wahnsinn zu grenzen. Sein Vertrauen war unbegrenzt, seine Phantasie äußerst kühn; und seine Hallucinationen streiften fast die Eindrucksstärke der Wirklichkeit. In der Nacht hatte er Betsy gesehen, hatte er ihre Stimme gehört, und Bild und Stimme waren aus einem Phono-

Digitized by Google

graphen gekommen, der durch ein verbindendes Strahlenbündel ihr Bild auf die Wand warf, ein Bild, das lebte und sprach!

Sein mühevolles Suchen sollte belohnt werden. Über den Bereich der Naturgesetze, weit über die Grenzen der Möglichkeit hinaus würde sein Genie seinen Flug nehmen, um von dort aus neue Wunder zu thun, welche die Welt in Erstaunen setzen und Tausende zu dem einzig wahren Glauben: „dem Glauben an die Allmacht der Liebe" bekehren würden.

III.

Das Atelier war dunkel. Die Scheiben des Plafonds und das undurchsichtige Glas der Thür waren mit schwarzen Tüchern verhüllt, so wie immer, wenn Experimente gemacht wurden, welche auf die Theorie des Lichtes und ähnliches Bezug hatten. Darin lag also nichts Außergewöhnliches. Wohl aber war es befremdend, daß der Werkmeister Befehl erhalten hatte, an diesem Tage entweder mit den andern in dem allgemeinen Saale zu arbeiten oder auszugehen, falls er dies vorziehen sollte.

Auf dem großen Tisch standen, wie immer, zwei Phonographen und verschiedene Leclauché-Elemente. Vor dem Schallrohre eines dieser Apparate war ein Reflektor angebracht, dessen Öffnung nach der breitesten der Wände gerichtet war, und vor diesem Reflektor stand ein großer mit weißer Leinewand bespannter Rahmen.

Longus hatte einen Abdruck von Betsys bestem Phonogramm um den Phonographen mit dem Reflektor gelegt und war eben dabei seine Elemente einzuspannen.

Er operierte mit der größten Ruhe. Da er glaubte, seinen Traum, so weit ihm dies möglich sein würde, in allen seinen Einzelheiten verwirklichen zu müssen, so spannte Longus die Elemente genau so ein, wie er es in seinem Traume gesehen hatte: die positiven Pole einer breiten Reihe von Leclauchés verband er am rechten Ende eines dünnen eisernen Stäbchens, welches die Zinnfolierolle des Phonographen durchlief, die negativen am linken Ende. Das Stäbchen steckte in einer hölzernen Feder, die den sich herumdrehenden Teil des Phonographen tragen mußte.

Warum er diese Anordnungen traf, wußte er selbst nicht. Augenscheinlich hatte Betsy es so gewollt; es war also nicht seine Sache über die Folgen nachzudenken, die diese Veranstaltung eventuell haben könnte. Dann ließ er die offenen Zinkcylinder sinken, nahm das Hörrohr in die Hand, und wartete geduldig, das Gesicht auf die Wand gerichtet.

Hinter ihm tummelte und zitterte es gewaltig. Eine Rauchwolke stieg empor und ein scharfer Brandgeruch erfüllte den Raum.

Seine Nerven waren bis aufs äußerste gespannt.

Da erschien auf der weißen Leinwand ein Licht . . . . . ein Bild.

Betsy erschien ihm mit einem Kranz von Orangeblüten auf dem Kopf, im Brautkleide. Freimütig blickte sie Longus in die Augen. Sie lächelte. Sie öffnete den Mund gleich als wolle sie zu ihm sprechen — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Klirrend fiel das Glas der Thür in tausend Scherben. Die Angestellten stürmten hinein, schreiend vor Angst und Entsetzen.

Da erlosch plötzlich das Licht, und Betsys Bild verschwand wieder in der Dunkelheit. Longus stürzte bewußtlos zu Boden.

Hinter ihm war das eiserne Stäbchen glühend geworden, das Holz des Phonographen war in Flammen geraten, die Zinnfolieplatte geschmolzen, und das Zinn floß über den brennenden Tisch.

Man hob den Bewußtlosen auf, um ihn in Sicherheit zu bringen. Aber plötzlich erwachte er wieder und brüllend, kreischend, sich mit aller Macht gegen die fünf Männer wehrend, die ihn nur mit großer Mühe festhalten konnten, stieß er einmal übers andere hervor: „Verfluchte Schurken! Ich habe Betsy gesehen und ihr habt mich verhindert sie zu hören!"

* * *

Der Instrumentenmacher ward als „gemeingefährlicher Kranker" in ein Irrenhaus gebracht.

Dort ist er nun ziemlich ruhig, und man läßt ihn mit allen seinen Apparaten spielen. Doch die Leclauchés werden vorsichtshalber stets mit Wasser gefüllt.

Digitized by Google

Mary Wollstonecraft Godwin.

Von

Ph. Arnstein.

Nachdruck verboten.

Jede große fortschreitende Bewegung, jede Umwertung der Ideen mit Bezug auf die Beziehungen der Menschen in Staat und Gesellschaft hat ihre Märtyrer gehabt, die in tragischem Konflikte mit den überlieferten Meinungen und durch Gewohnheit geheiligten Sitten und Gebräuchen zu Grunde gegangen sind. So war es, als die Scheiterhaufen zur größeren Ehre Gottes zum Himmel flammten, und so ist es bis in unsere Tage geblieben. Ja, das lange qualvolle Martyrium der Neuzeit mit seinen kleinlichen Verfolgungen, seiner gesellschaftlichen Ächtung, seinen drückenden Existenzsorgen und seinem langsamen Hinsiechen ist weit härter als der schnelle, gewaltsame Tod im Rausche einer bis aufs höchste gesteigerten Begeisterung.

Auch die Geschichte der Frauenbewegung weiß von solchen Heldinnen und Märtyrerinnen zu berichten, deren Kämpfe und Leiden den nachstrebenden Geschlechtern die Wege geebnet haben. Eine der ersten und bedeutendsten unter ihnen war die vor hundert Jahren (am 10. September 1797) nach einem stürmischen, leidvollen Dasein gestorbene Mary Wollstonecraft Godwin, die Verfasserin der „Verteidigung der Rechte der Frau".

Mary Wollstonecraft ist am 27. April 1759 in der Nähe von London geboren. Sie war von väterlicher wie mütterlicher Seite irischen Ursprungs. Sie hatte fünf Geschwister, von denen ein Bruder älter, die übrigen, zwei Brüder und zwei Schwestern, jünger waren als sie. Ihr Vater war ein zerfahrener, unfähiger und roher Mensch, der seine Familie tyrannisierte und sein beträchtliches ererbtes Vermögen in allerhand mißglückten Versuchen und Spekulationen verzettelte. Beständig seinen Wohnsitz ändernd, bald Kaufmann, bald Landmann, nirgends stetig und deshalb nirgends reüssierend, so schweifte er ziellos umher, sich selbst und seiner Familie zur Qual.

Marys Mutter war eine kranke und schwache Frau, und da ihr ältester Bruder, der Advokat war, ein selbstsüchtiger, engherziger Mensch gewesen zu sein scheint, so fiel ihr, kaum erwachsen, die Hauptsorge für die jüngeren Geschwister zu. In der That nahm sie sich derselben während ihres ganzen Lebens mit aufopfernder Hingebung und Liebe an. Ihre intimste Freundin war ein etwas älteres Mädchen, Fanny Blood, die unter der Tyrannei eines rohen, dem Trunke ergebenen Vaters lebte und durch ihre Geschicklichkeit als Aquarellmalerin eine Zeit lang ihre Familie erhielt.

Auch Mary, die die Kraft dazu in sich fühlte, hatte den sehnlichsten Wunsch, sich auf eigene Füße zu stellen und nahm daher im Jahre 1778 eine Stellung als Gesellschafterin bei einer Mrs. Dawson in Bath an, einer Dame, die wegen ihrer Launenhaftigkeit berüchtigt war. Aber Mary verstand sie zu behandeln, und nur die Nachricht von der Krankheit ihrer Mutter zwang sie, nach zwei Jahren nach Hause zurückzukehren. Trotz aufopfernder Pflege starb diese bald darauf, und da ihr Vater wieder heiratete, so mußte sie um so mehr jetzt für die jüngeren Geschwister sorgen. Sie suchte zuerst eine Zuflucht bei ihrer Freundin Fanny, durch Handarbeit ihren Anteil am Haushalt verdienend. Ihre jüngste Schwester Eliza heiratete, aber die Ehe war eine unglückliche. Der Gatte Elizas, Mr. Bishop, mißhandelte seine Frau, sodaß diese mit Hilfe Marys aus seinem Hause entfloh und am Ende eine gesetzliche

Digitized by Google

Scheidung erlangte. Es war als ob das Leben Mary für ihre Rolle einer Vorkämpferin der Frauen hätte vorbereiten wollen; überall in ihrer Familie sah sie Beispiele von männlicher Tyrannei, die auf ihr empfängliches Gemüt einen unauslöschlichen Eindruck machten.

Sie beschloß jetzt zusammen mit ihren Schwestern eine Schule zu gründen, die auch, erst in dem Dorfe Islington, dann in Newnigton Green bestand und blühte. Hier verlebte sie einige Jahre zufriedener und erfolgreicher Arbeit und verkehrte zugleich mit geistvollen und bedeutenden Leuten. Dr. Johnson selbst, der gefürchtete Diktator der Litteratur, schätzte ihre hohen geistigen Anlagen und behandelte sie mit Güte und Aufmerksamkeit.

Da rief sie im Jahre 1785 ein Ereignis, das an ihr für alle Leiden so empfängliches Herz appellierte, von dem Orte ihrer Wirksamkeit fort. Ihre Freundin Fanny war ihrer Gesundheit halber nach Lissabon gereist, ohne aber dort Genesung zu finden. Mary reiste, ihre Schule im Stiche lassend, kurz entschlossen ihr nach, um sie zu pflegen und verweilte bei ihr bis zu ihrem Tode am 28. November 1785. Dann kehrte sie nach England zurück, um ihre Schule, deren Hauptstütze sie durch erzieherisches Talent und ihre Energie gewesen war, in Unordnung und Verfall zu finden.

Sie gab dieselbe daher auf und nahm eine Stelle als Gouvernante in der Familie von Lord Kingsborough in Irland an. Ein Jahr blieb sie dort und wußte sowohl in hohem Maße ihre gesellschaftliche Stellung zu wahren als auch die Kinder an sich zu fesseln. Ja, der Grund, weshalb sie fortging, soll hauptsächlich der gewesen sein, daß Lady Kingsborough auf den Einfluß, den sie auf ihre Kinder ausübte, eifersüchtig war.

Jetzt folgt eine Periode eifrigen litterarischen Schaffens. Sie legte ihre Erziehungsgrundsätze nieder in einem Pamphlet: „Gedanken über die Erziehung der Töchter", sie setzte ihrer Freundschaft mit Fanny ein Denkmal in der Novelle „Maria", sie schrieb für Kinder „Original-Erzählungen aus dem wirklichen Leben" und übersetzte dabei französische, deutsche und italienische Schriften, u. a. des großen Pädagogen Salzmanns „moralisches Elementarbuch". Mit dem letzteren trat sie in Briefwechsel, und er vergalt ihr später diese Verbindlichkeit, indem er einige ihrer Hauptschriften, sowie ihre Biographie, ins Deutsche übersetzte.

Neben dieser angestrengten schriftstellerischen Thätigkeit fand sie immer noch Zeit, ihre Familie zu unterstützen. Sie schickte ihre jüngere Schwester nach Paris, damit sie sich zur Erzieherin ausbilde, sie brachte die ältere in einem Erziehungspensionat bei London unter, wo sie Lehrerin wurde. Sie schickte einen ihrer Brüder nach Woolwich, wo er sich für die Laufbahn eines Marineoffiziers vorbereitete, und verschaffte dem anderen die Mittel, sich als Landwirt auszubilden und dann nach Amerika auszuwandern. Sie unterhielt außerdem noch ihren Vater, dessen Angelegenheiten jetzt ganz in Verwirrung geraten waren; ja ihre Wohlthätigkeit erstreckte sich sogar über ihre Familie hinaus: sie nahm die Tochter einer verstorbenen Freundin ganz unter ihre Aufsicht und Verpflegung.

Bisher war ihre litterarische Thätigkeit zwar einträglich und nützlich, aber doch nicht gerade hervorragend gewesen. Ihr Name war nur im Kreise weniger Gelehrten und Künstler bekannt. Da erfaßte sie das große welterschütternde Ereignis der französischen Revolution und gab ihrem innersten Denken und Fühlen einen mächtigen Anstoß. Sie trat sogleich auf die Seite der Revolution, und als im Jahre 1790 Edmund Burke, der große Staatsmann und Parlamentarier, seine leidenschaftlichen Anklagen gegen die neuen französischen Machthaber schleuderte, da verfaßte sie eine „Verteidigung der Menschenrechte in einem Briefe an den Sehr Ehrenwerten Edmund Burke", die bei den Liberalen Englands vielen Beifall fand. Bald darauf erschien dann ihr großes epochemachendes Buch: „Die Verteidigung der Frauenrechte" (1792), ein Werk, das die Rüstkammer geblieben ist, aus der alle späteren Kämpfer für die Gleichstellung der Frau ihre Waffen geholt haben.

Die Schriftstellerin tritt auf den Kampfplatz als die Verteidigerin der Hälfte des Menschengeschlechtes, die seit Jahrhunderten unter einem Joche seufze, das sie fast

Digitized by Google

bis zum Tiere erniedrigt habe. Auch die männliche Ritterlichkeit und Galanterie erscheint ihr nur wie eine Verhüllung der Sklaverei, als ein Binden mit seidenen Fesseln. Die reichen unter den Frauen, so sagt sie, sind der Willkür eines Vaters, Bruders oder Gatten widerstandslos preisgegeben; die ärmeren von unabhängigem Broderwerb ausgeschlossen. Der Fortschritt der Gesamtheit leidet unter der künstlich erhaltenen Inferiorität der Mütter des menschlichen Geschlechts. Dies kann nur anders werden, wenn die Frau zur gleichberechtigten Genossin des Mannes, zu seiner Helferin und Gefährtin erzogen wird, wenn sie nicht länger ein Spielzeug seiner Launen ist. Das sind etwa die Grundideen dieses Buches. Außerdem spricht sie für größere Freiheit der ehelichen Scheidung und berührt in freidenkerischem Sinne auch religiöse Fragen. Das Buch erregte ungeheures Aufsehen und heftigen Widerspruch; die Verfasserin wurde von allen Seiten verketzert und verlästert.

Bald darauf begab sie sich nach Paris, um den Ereignissen der Revolution selbst beizuwohnen. Sie verkehrte dort viel mit ihrem Landsmanne Thomas Payne, dem begeisterten Anhänger des neuen Evangeliums der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und schrieb selbst mehrere kleinere Schriften in ähnlichem Sinne. Hier machte sie auch die Bekanntschaft, die für ihr Leben so verhängnisvoll werden sollte. Sie lernte nämlich einen Amerikaner, Kapitän Gilbert Imlay, kennen und schloß mit ihm eine Verbindung, die, obgleich die kirchliche und staatliche Weihe ihr fehlte, von ihr doch durchaus als eine heilige, unverbrüchliche betrachtet wurde. Die Unterlassung dieser Ceremonie mag einesteils aus den stürmischen Zeiten erklärt werden, die sie fast unmöglich machten, andernteils auch wohl aus dem Umstande, daß beide darauf keinen großen Wert legten und Mary ihrem erwählten Gatten durchaus vertraute. Jedenfalls nahm sie seinen Namen an und schenkte ihm im Jahre 1794 eine Tochter, welche den Namen Fanny erhielt. Aber sie hatte einem Unwürdigen vertraut, einem Schurken, der frevelhaft mit ihrem Glücke spielte. Imlay scheint ihrer überdrüssig geworden zu sein, ließ sie unter allerhand Vorwänden vielfach allein und reiste nach London. Dorthin folgte ihm Mary im Jahre 1795 — und fand an seiner Seite eine Maitresse. Die Folgezeit ist eine Kette unsäglicher Leiden und qualvoller Aufregung für das arme Opfer männlicher Gewissenlosigkeit. Gern läßt sie sich durch eine scheinbare Versöhnung täuschen und unternimmt für Imlay eine Geschäftsreise nach Norwegen, die sie später in einigen „Briefen" beschrieben hat. Als sie bei ihrer Rückkehr ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt findet, beschließt sie, sich das Leben zu nehmen und springt in die Themse. Bootsleute retten sie, und wiederum tritt eine scheinbare Versöhnung ein, indem Mary sich zu den tiefsten Demütigungen bereit finden ließ. Aber alles war umsonst, und so trennte sie sich schließlich blutenden Herzens von dem Unwürdigen, den sie noch immer liebte, legte seinen Namen ab und wies stolz jede Unterstützung und Hilfe für sich und ihr Kind zurück. Was die leidenschaftliche, stolze Frau in jener Zeit, als es bekannt wurde, daß sie nicht mit Imlay verheiratet gewesen sei, an Zurücksetzungen, gesellschaftlichen Nadelstichen und pharisäischen Verdammungsurteilen zu erdulden hatte, kann sich leicht jeder ausmalen, der die englische Gesellschaft kennt. Zweimal noch machte sie einen Selbstmordversuch und lebte im übrigen in fast vollständiger Einsamkeit, nur im Hause einer Freundin Mrs. Christie, die sie schon in Paris gekannt hatte, verkehrend.

Dort lernte sie im Jahre 1796 **William Godwin** kennen, den radikalsten unter den Schriftstellern jener Zeit, dessen Werk über „politische Gerechtigkeit" das erste Manifest eines konsequenten Anarchismus ist, und dessen Roman „Caleb Williams" noch heute geschätzt und gelesen ist. Gleichheit der Gesinnungen und Anschauungen führte zu Freundschaft und zu Liebe. Obgleich beide theoretische Gegner der Ehe waren, so fügten sie sich doch den gesellschaftlichen Anforderungen und heirateten.

Aber sie wohnten nicht zusammen, da Godwin der Ansicht war, ein ununterbrochenes Zusammensein sei auf die Dauer der wahren Neigung schädlich. Sie besuchten sich vielmehr täglich und behandelten sich als gleichberechtigte gute Kameraden. Jedenfalls war das Verhältnis ein glückliches: nach furchtbaren Stürmen schien Mary endlich doch in den Hafen ruhigen Glückes eingelaufen zu sein. Aber ihr Glück war

Digitized by Google

ein kurzes. Nachdem sie am 13. August wieder einer Tochter, die sie Mary nannte, das Leben geschenkt hatte, starb sie am 10. September 1797 in den Armen ihres Gatten. Nach ihrem Tode erschien noch ein Buch von ihr, „Maria oder die Leiden der Frau", welches in der Form eines Romans die Mißbräuche männlicher Gewalt behandelt. Alle ihre traurigen Erfahrungen an sich und anderen sind dort mit ergreifender Wahrheit niedergelegt.

Godwin überlebte sie bis zum Jahre 1836 und galt als der anerkannte Führer des äußersten philosophischen Radikalismus auf politischem wie religiösem Gebiete. Zu seinen Schülern und Verehrern gehörte der Dichter Shelley, der poetische Interpret des Kampfes gegen die Fesseln der Tradition auf allen Gebieten des Denkens. Er heiratete in zweiter Ehe Godwins Tochter Mary, die ihn lange überlebte. Die älteste Tochter von Mary Wollstonecraft und Imlay, Fanny, starb im Jahre 1816 durch Selbstmord.

Freundinnen junger Mädchen.

Von

Natalie Scholl.

Nachdruck verboten.

Vor nicht langer Zeit ging ein herzerschütternder Notschrei durch die Blätter. Menschenräubern war es wieder gelungen, unerfahrene junge Mädchen unter falschen Vorspiegelungen ins Garn zu locken und in fernen Ländern ihren Peinigern, die sie an Leib und Seele zu Grunde richteten, auszuliefern. Ein ganzes Heer von Helfern und Helfershelfern hatte sie dabei unterstützt: gewissenlose Agenten, Herbergsväter und -Mütter, Zuhälter und Dirnen; und so geschickt waren sie zu Werk gegangen, daß selbst die Behörde, die ja leider das schändliche Gewerbe der Prostitution duldet. ihnen nicht beikommen konnte. Die „Ehrenmänner" waren nicht nur mit großer Sicherheit aufgetreten, sie hatten es sogar verstanden, sich ein gewisses Ansehen zu geben und sich als Beschützer derer aufzuspielen, die sie ins Verderben, in Schande und Schmach zu führen gedachten.

Manche „frische Ware" wird auf diese Weise alljährlich unter der Flagge der Vermittelung nach dem Osten oder über Holland oder Italien nach Südamerika „exportiert." Je unschuldsvoller und zarter das Opfer, desto höher der Kaufpreis! Daher scheuen die Verführer kein Mittel, um eben aufgeblühte junge Mädchen an sich zu locken. Auf ihre Unwissenheit und Unerfahrenheit spekulierend, machen sie ihnen alle erdenklichen Versprechungen. Sie stellen ihnen hohes Gehalt, gute Behandlung, Familienanschluß mit weitgehendster Selbständigkeit, reiche Geschenke und dergl. in Aussicht, und wissen die Ärmsten so zu bethören, daß sie, oft ohne Wissen der Eltern, ihnen folgen und blind ins Verderben rennen. Sind sie erst in den Händen der Menschenräuber, so ist an ein Entkommen nicht zu denken, Schritt für Schritt geht es dann tiefer ins Elend. Manche suchen, um sich der Schande zu entziehen, den Tod in den Wellen, andere stürzen sich aus den Fenstern ihrer Gefängnisse. Nur selten gelingt es einer, mit Gefahr ihres Lebens zu entfliehen und bei der Behörde Hilfe zu suchen.

Entsetzlich sind die Bilder, die sie von ihrem Jammerleben, ihrer Not und Verzweiflung entwerfen!

Digitized by Google

Man begreift, daß die unsägliche Qual, verursacht durch Züchtigung, Angst, Betäubung, Zwang, Erniedrigung, solch armes Opfer endlich flügellahm, apathisch, mürbe macht. Mit dem Bewußtsein, seine Ehre und seinen guten Ruf verloren zu haben, tritt jene Seelenagonie ein, die jede menschliche Regung abstumpft. Krank an Leib und Seele, sich selber zum Ekel und zur Last, haben diese Unglücklichen nur den einen Wunsch, durch den Tod erlöst zu werden.

Da fast immer der Vorwand gebraucht wird, den jungen Mädchen, die in dieser entsetzlichen Weise als Opfer fallen, eine gute Stellung vermitteln zu wollen, so ist hier allein erfolgreich einzusetzen. Immer wieder muß es gesagt werden, daß ein junges Mädchen, das Stellung sucht, sich nur an zuverlässige Vermittlungsbureaus wenden sollte, die es jetzt fast überall und in jedem Fache giebt. Auch sollte es niemals in die Fremde gehen, ohne zuvor Erkundigungen einzuziehen über die Familie ihres Brotgebers und deren Stellung in der Gesellschaft. So gut wie von ihm Empfehlungen verlangt werden, kann es selbst solche fordern. Wo das aber nicht direkt geschehen kann oder als ein Mißtrauensvotum angesehen werden möchte, giebt es einen Ausweg, der jeder offen steht: sie wende sich an den Verein „Freundinnen junger Mädchen".

Dieser Verein, obgleich schon seit 1877 bestehend, ist noch immer viel zu wenig bekannt. Wie das kommt? Man ging von dem Grundsatze aus, mit aller Vorsicht zu Werk zu gehen, damit nicht unlautere, eigennützige Elemente sich einschlichen, und damit die christliche Basis, auf der man den Verein aufzubauen gedachte, sich überall dokumentiere. Die Mitglieder wirkten daher mehr im stillen und warben vornehmlich in den Pastoren- und höheren Beamtenkreisen. Und doch hat sich der Verein über Erwarten schnell ausgebreitet. In den 20 Jahren seines Bestehens ist er derartig angewachsen, daß er heute zu einer schützenden Macht geworden ist. Weithin reichen seine Verbindungen. Sie erstrecken sich über den ganzen Erdball und schließen viele Tausende von Mitgliedern ein, die alle Fühlung miteinander haben.

Der Verein „Freundinnen junger Mädchen" wurde 1877 auf dem internationalen Kongreß zu Genf, welcher dem Kampfe gegen die Unsittlichkeit galt, gegründet. Da die Hauptverhandlungen keine durchgreifenden Vorschläge brachten, erwogen die anwesenden Frauen in vertraulichen Besprechungen, was sie zur Abwehr des Übels thun könnten. Josephine Butler empfing hier die Anregung zur Gründung des Sittlichkeitsbundes, und Madame Aimé Humbert trat in herzgewinnender Ansprache für den Schutz der unerfahrenen Jugend ein. Sie gedachte dabei namentlich der Mädchen, die gezwungen sind, des Erwerbes wegen früh das Elternhaus zu verlassen, und die in der Fremde oft rat- und schutzlos den Versuchungen gegenüberstehen. Sie schlug vor, einen „Freundinnenbund" zu gründen und meinte, wenn alle Anwesenden (22 Frauen aus 7 verschiedenen Ländern) sich verpflichteten, weitere hilfsbereite Frauen zu werben und diese wieder Helferinnen gewönnen, so könnte es nicht fehlen, daß sich bald allerorten „Freundinnen" die Hände reichten. Begeistert stimmte man ihr zu, und schneller, als sie erwartet hatte, wurde die „Union internationale des amies de la jeune fille" geschlossen zum Schutze der alleinstehenden Mädchen, gleichviel welcher Nation oder Konfession sie angehören.

Neuchatel, die Heimat der Madame Aimé Humbert, wurde der Hauptsitz des Vereins. Hier befindet sich der Centralvorstand. Außerdem hat jedes Land seinen Nationalvorstand, der wieder die Provinzial- und Lokalvorstände in den verschiedenen Provinzen und Städten ernennt. Jeder Nationalvorstand arbeitet unabhängig von den andern und hat seine eignen Satzungen und Versammlungen. Alle zwei Jahre findet eine internationale Konferenz statt, zu der alle Vorstände Delegierte entsenden. Organe des Vereins sind: 1. die Mitgliederliste, welche alle zwei Jahre erneuert und jedem Mitgliede zugeschickt wird; 2. die „Mitteilungen", eine Vierteljahrsschrift, welche den Mitgliedern Berichte und Anregungen aus den verschiedenen Ländern bringt; 3. der „Ratgeber", ein Büchlein, das für die hilfesuchenden Mädchen bestimmt ist. Es enthält neben Ratschlägen und Aufzeichnungen von Heimathäusern, Herbergen, Jungfrauen- und Sonntagsvereinen, Konsulaten ꝛc. neuerdings auch Adressen von „Freundinnen".

Digitized by Google

Diesen „Ratgeber" gaben bisher nur die Freundinnen ihren Schützlingen, nachdem sie ihren Namen und den des Schützlings hineingeschrieben hatten und dadurch gewissermaßen dem Buche den Stempel eines Empfehlungsbriefes verliehen; auf der diesjährigen Konferenz ist jedoch beschlossen, daß er zur weiteren Bekanntgebung des Vereins fortan auch in den Buchhandel kommen soll, damit Ratsuchende Adressen von „Freundinnen" erfahren.

Die Hilfeleistungen der „Freundinnen" sind der mannigfachsten Art, je nachdem die Verhältnisse es erfordern. Wünscht z. B. ein Mädchen Auskunft über die Zuverlässigkeit eines Stellenvermittlungsbureaus oder der Familie, in der es Stellung anzunehmen gedenkt, so schreibt die Freundin an ein Mitglied des betreffenden Ortes und zieht Erkundigungen ein. Das junge Mädchen kann auch auf der Reise überall durch die Freundinnen Schutz finden, auf den Bahnhöfen empfangen und weiterbefördert oder über Herbergen ꝛc. unterrichtet werden. Jetzt hat der Verein vor, wenigstens in den großen Städten ständigen Bahnhofsdienst einzuführen, Heimat- und Feierabendhäuser zu gründen und dergleichen mehr.

So ist in den zwanzig Jahren seines Bestehens die Thätigkeit des Vereins erheblich erweitert, das Netz seines Schutzes immer enger gespannt. Erfreulich ist, daß auch die Regierung die wirksame Thätigkeit dieses Vereins anerkennt. Als im März d. J. sich der Reichstag mit der Frage des Mädchenschutzes beschäftigte, sprach auf die Frage eines Kommissionsmitgliedes, ob ein Zusammenwirken der inländischen Vereine, z. B. des Vereins „Freundinnen junger Mädchen" mit den betreffenden amtlichen Organen stattfinde, der Regierungsvertreter (Legationsrat von Dirksen) es unverholen aus, daß er glaube, versichern zu können, daß die Behörden diesen Vereinen jeden Vorschub leisten würden. Anlaß zu solcher Aussprache gab die Bittschrift des Meißner Bürgers Aßmann, die gegen den Mädchenhandel gerichtet war. Im Auftrage des Reichskanzlers hatte das Auswärtige Amt auf Grund seines Aktenmaterials über die im Auslande bisher unternommenen Schritte einen Bericht ausarbeiten lassen, der mit erschreckender Klarheit zeigte, wie eine wirksame Kontrolle nicht möglich sei, so lange die auswärtigen Länder ihre Beteiligung versagten. Diese zu verständigen und zu gewinnen sei ein Haupterfordernis. Der Regierungsvertreter bekundet: „daß die deutsche Regierung gern bereit sein würde, allen dahingehenden Anregungen zu entsprechen." Klingt das nicht wie eine Herausforderung? Und sollten sich nicht die rechten Wege und Mittel finden lassen?

Meisterspruch.

Hochauf die Stirn, weitauf den Blick
Trotz Drangsal und Beschwerden,
Geh täglich deines Wegs ein Stück:
Du wirst ein Meister werden!

Nur mußt du nicht, bist du so weit,
Die Kunst als Handwerk treiben!
Mit Fleiß und Schweiß tracht allezeit
Ein Meister auch zu bleiben!

Richard Zoozmann.

Digitized by Google

Frauenerwerb im Eisenbahndienst.

Von Hildegard Jacobi.

Nachdruck verboten.

Bei den Staatseisenbahnen werden weibliche Personen gegenwärtig im Fahrkarten-, im Abfertigungs- (Güterexpeditions-), im Büreau- und im Telegraphendienst beschäftigt. Es sind etwa 240 Damen im gesamten preußischen Staatsbahnbereich angestellt. Eine Aufnahme in die letztgenannten drei Dienstzweige findet im allgemeinen nicht mehr statt, es werden nur noch ausnahmsweise neue Stellen durch weibliche Kräfte besetzt. Aus den niederen Volksklassen finden gleichfalls eine bedeutende Zahl Frauen ihren Erwerb im Eisenbahndienste, da an 3000 Frauen allein als sogenannte Schrankenwärterinnen angestellt sind; es liegt diesen die Pflicht ob, das Schließen der Barrieren an Straßenübergängen beim Herannahen von Bahnzügen zu bewirken. Ihre täglichen Einnahmen stellen sich wie die der Tagelöhner; zumeist haben sie aber eine freie Wohnung in den sogenannten Bahnwärterhäuschen. Doch werden nur Männer zum Signaldienst selbst zugelassen, dann übernimmt aber häufig die Frau den Barrierendienst. Nach neueren Bestimmungen wird weiter eine Anzahl Frauen bei den Harmonikazügen während der Fahrt zur Unterstützung alleinreisender Frauen und Kinder und zur Reinhaltung der Wagen angestellt.

Für die gebildete Frau kommt heute nur noch die Stellung im Fahrkartenverkauf, dem sogenannten Schalterdienst, in Frage. Zur Anstellung im Fahrkartendienst sind im allgemeinen neben der als selbstverständlich vorauszusetzenden guten sittlichen Führung Bürgerschulkenntnisse erforderlich. Die Bewerberinnen haben sich bei den Verkehrsinspektionen zu melden. Also in Berlin beispielsweise beim Eisenbahn-Direktionsbezirk Berlin, Vorstand der Königlichen Eisenbahn-Verkehrsinspektion.

Die Annahme weiblicher Personen findet unter folgenden Bedingungen statt:

I. Die Bewerberinnen müssen mindestens 20 Jahre alt sein und dürfen 40 Jahre nicht überschritten haben.

II. Es ist ein selbstgeschriebener Lebenslauf, ein Leumundszeugnis der Ortspolizeibehörde und das Gutachten eines Bahnarztes oder Staats-Medizinalbeamten hinsichtlich des Gesundheitszustandes einzureichen.

III. Die erforderliche Schulbildung ist in einer abzuhaltenden Vorprüfung nachzuweisen. Es wird darin verlangt:

a) Das Niederschreiben eines Diktates mit richtiger Orthographie und deutlicher Schrift. (Ganz besonderer Wert wird auf eine gute Handschrift gelegt.)

b) Die Abfassung eines deutschen Aufsatzes nach einem gegebenen leichten Thema.

c) Rechnen einschließlich der Bruchrechnung und Regeldetri mit besonderer Rücksicht auf Münzen, Maße und Gewicht.

d) Die Lösung einiger die politische Geographie betreffende Aufgaben.

Kenntnisse in fremden Sprachen werden nicht verlangt, sind aber immerhin sehr erwünscht.

Ist das Resultat der durch Klausurarbeiten abgehaltenen Prüfung günstig ausgefallen, so findet ein Probedienst von 1—3 Monaten statt, der aber unentgeltlich zu leisten ist. Nach dessen Ablauf wird durch eine abermalige Prüfung festgestellt, ob auch die erforderliche fachliche Ausbildung erreicht ist. Sind Stellen frei, so erfolgt die Einberufung zum Dienst unter vertragsmäßigen Bedingungen und unter Festsetzung der zu bewilligenden Besoldung; doch muß eine Amtskaution von 300 Mark gestellt werden.

Der tägliche Dienst schwankt zwischen 7 und 10 Stunden, d. h. er wiederholt sich regelmäßig, so daß jede Dame denselben Dienst in Ablösung der anderen thut, sowie die Verkehrsverhältnisse dies erfordern. An manchem Tag ist daher auch nur ein siebenstündiger, an anderen wieder ein zehnstündiger Dienst zu absolvieren. Auf einigen Stationen müssen die Damen im Fahrkartenverkauf auch den Abend- und Frühdienst übernehmen, d. h. von etwa abends 8 Uhr bis zum letzten Zuge, also gegen 1 Uhr nachts und vom ersten Zuge

Digitized by Google

morgens bis gegen 8 Uhr Dienst thun. Die allgemein zulässige Dienstdauer wird hierbei natürlich nicht überschritten. Die Besoldung beträgt zu Anfang 60 Mark pro Monat und steigt je nach der Qualifikation und nach dem Dienstalter in etwa 5 bis 6 Jahren auf 125 Mark monatlich.

Da der Beamtencharakter den weiblichen Gehilfen in der Staatseisenbahnverwaltung nicht beigelegt wird, so fällt damit ihr Anspruch auf Pensionsberechtigung fort. Doch scheint man bei längerer Dienstdauer wenigstens eine Art von Altersversorgung in Aussicht nehmen zu wollen. Die Damen sind verpflichtet, der Arbeiterpensionskasse beizutreten, die im Invaliditätsfalle eine zwar nur geringe Pension, je nach der Dienstdauer, zahlt, ebenso wird vom Gehalt eine kleine Summe für die Krankenkasse abgezogen. Im Sommer wird ein kurzer Urlaub gewährt. Leider ist die Aussicht der sich meldenden Damen auf sofortige Einberufung gering; sie müssen sich mit einer Vornotierung begnügen, da augenblicklich besonders viel Nachfrage nach solchen Stellen ist.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Die 19. Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins**, die vom 30. September bis 3. Oktober in Stuttgart stattfindet, wird voraussichtlich sehr rege Teilnahme finden. Auf dem mit der Generalversammlung verbundenen öffentlichen Frauentage werden sprechen: Fräulein Auguste Schmidt, Frau Henriette Goldschmidt, Frau Helene v. Forster, Frau Marie Stritt, Frau Jeannette Schwerin, Fräulein Helene Lange. Außer den eigentlichen Vorträgen werden Berichte aus den verschiedensten Gebieten der Frauenbewegung gegeben. — Mitglieder und Delegierte, welche Freiquartiere wünschen, wollen sich möglichst bald an Fräulein Marie Niethammer, Stuttgart, Feuerseeplatz 5a II. wenden.

* **Der Armenunterstützungsverein zu Siegen** hat, einer Anregung auf der 16. Jahresversammlung des „Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit" in Straßburg folgend, Helferinnen in Siegen angestellt und somit die Mitwirkung der Frauen bei der Armenpflege veranlaßt.

* **In Posen** ist seit einiger Zeit eine Gemeindepflegerin zur Hilfeleistung in der amtlichen offenen Armenpflege angestellt. Seit dem 1. April d. J. ist dies eine Johanniterschwester, der es nach der für sie ausgearbeiteten Instruktion auch obliegt, freiwillige weibliche Hilfskräfte zu gewinnen. Am 1. Juli d. J. war sie schon in der Lage, die drei ersten ehrenamtlichen Gehilfinnen in ihr Amt einzuführen. Eine dieser Damen ist die Frau eines Arztes, die zweite die eines Armenrats, die dritte seit Jahren Helferin des Posener Frauenvereins. Alle drei sind für ihr Amt tüchtig vorgebildet. Die Erfahrungen, die man bisher in Posen mit der Heranziehung weiblicher Hilfskräfte zur Armenpflege gemacht hat, sind überaus günstig, sodaß die Heranziehung weiterer Gehilfinnen zur Entlastung der Gemeindepflegerin von der Verwaltung geplant wird.

* **Die Sache der weiblichen Fabrikinspektoren** macht Fortschritte. In Sachsen-Weimar ist infolge des im Landtage ausgesprochenen Wunsches eine Fabrikantenwitwe in Apolda mit den Funktionen eines Fabrikinspektors betraut worden. Auch in Bayern, wo man die Zahl der Assistenten der Fabrikinspektoren zu vermehren beabsichtigt, soll in das Budget ein Posten eingestellt werden, um einen Versuch mit der Anstellung weiblicher Assistenten zu machen. Die bayerische Abgeordnetenkammer hat sich bekanntlich seiner Zeit ebenso wie die württembergische für Anstellung weiblicher Aufsichtsbeamten ausgesprochen.

* **Fräulein Hildegard Ziegler** bestand vor kurzem in Halle a. S. das Doktorexamen. Auf ein Gesuch der gesamten philosophischen Fakultät an das Königlich Preußische Kultusministerium wurde Fräulein Ziegler ausnahmsweise trotz ihrer noch nicht vollständigen Semesterzahl die Zulassung zum Examen bewilligt. Ihre Fächer waren: Geschichte (Examinator Prof. Droysen), Philosophie (Examinator Prof. B. Erdmann) und Englisch (Examinator Prof. Wagner). Ihre Doktorarbeit hatte zum Thema „Das Chronikon Carionis"; sie wurde gut beurteilt. Nach der mündlichen Prüfung am 4. August erhielt sie das Zeugnis, daß sie das Doktorexamen magna cum laude bestanden habe. — Fräulein Ziegler ist der erste weibliche Doktor in Preußen, der sich auch der preußischen Maturitätsprüfung unterzogen hat.

Digitized by Google

* **Königsberg i. Pr.** Mit dem Beginn des Sommersemesters wurden an unserer Albertina die ersten außerordentlichen Hörerinnen eingeschrieben. Es sind dies 10 Lehrerinnen, die sich in den hier im Herbst 1895 ins Leben gerufenen „Wissenschaftlichen Fortbildungskursen für Lehrerinnen" auf die Oberlehrerinnenprüfung vorbereiten, und die nun von zweien ihrer Docenten, Prof. Erler (Geschichte) und dem zeitweiligen Rektor, Prof. Baumgart (Deutsche Litteraturgeschichte) zu deren Vorlesungen an der Universität zugelassen worden sind.

* **Das Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft** (Leipzig, Duncker und Humblot, XXI. 3) bringt einen eingehenden Artikel über „Die Fabrik- und Sanitätsinspektorinnen in England" von Helene Simon, dessen Lektüre wir allen, die sich für die Frage interessieren, warm empfehlen. Für die Gediegenheit dieser ersten gründlichen Bearbeitung der betreffenden Frage für deutsche Leser bürgt schon der Name des Herausgebers der Jahrbücher, G. Schmoller.

* **Trunkenheit** wurde vor kurzem in einer gerichtlichen Verhandlung gegen eine Frau, die sie als mildernden Umstand geltend machen wollte, als erschwerender bezeichnet. Wir begrüßen das mit großer Freude, nur wäre dringend eine gleiche Auffassung den Männern gegenüber zu wünschen, dadurch würde viel Elend verhindert werden.

* **Den Dr. juris** hat vor kurzem Frl. Anita Augspurg in Zürich erworben. Vor ihr hat nur eine Deutsche, Fr. Dr. Mackinroth, das juristische Doktorexamen in der Schweiz gemacht. Frl. Anita Augspurg ist Mitglied der Rechtskommission des Bundes deutscher Frauenvereine, so daß der glückliche Abschluß ihrer Studien für die Arbeiten dieser Kommission von besonderer Bedeutung erscheint.

* **Genf.** Die Zahl der weiblichen Studierenden betrug im verflossenen Semester 143, d. h. über 20 Prozent der gesamten Studentenschaft. Das größte Kontingent stellt Rußland und Polen, es folgen Armenien, die Balkanstaaten, Deutschland, Frankreich, Schweiz.

* **Der dritten Lesung der Frauenstimmrechtsvorlage** hat sich das englische Parlament auf eine empörende Weise zu entziehen gewußt, indem es an dem dafür angesetzten Tage die Diskussion über eine Vorlage untergeordnetster Art („The Verminous Persons Bill", eine Vorlage über die Desinfektion der Kleidung von mit Ungeziefer behafteten Personen) gewaltsam hinschleppte, so daß die Bill, die sonst sicher durchgegangen wäre, da sie schon in zweiter Lesung die Mehrheit aller Parteien für sich hatte, garnicht mehr zur Verhandlung kam. Die Londoner „Daily News" bemerkt darüber folgendes:

„Die Debatte — wenn es eine Debatte genannt werden kann — bei der dritten Lesung der Verminous Persons Bill zeigte das Abgeordnetenhaus auf seiner niedrigsten Stufe. Die Witze waren unter dem Niveau einer Wirtshausstube, und die Vertreter des Volkes brüllten vor Lachen, als Sir Francis Powell sich auf seinen Hut setzte. Die Possenreißerei war nicht einmal echt. Die traurige Farce wurde durchgeführt und ein Antrag auf Schluß abgelehnt, weil die Frauenstimmrechts-Vorlage der vierte Punkt der Tagesordnung war. Wir möchten die achtbaren Gegner des Frauenstimmrechts fragen, ob sie es billigen, daß man es mit solchen Waffen bekämpft. Wenn sie eine weit stärkere Teilnahme dafür erregen wollen als bis jetzt besteht, so ist das der rechte Weg dazu. Sie geben vor zu glauben, daß das Abgeordnetenhaus durch das Frauenstimmrecht entwürdigt würde. Wie viel tiefer könnte es sinken als gestern? . . . Das Haus der Abgeordneten hat die Macht und darum das Recht, das Frauenstimmrecht abzulehnen. Aber es sollte es ehrlich und offen thun. Es sollte redlich kämpfen . . . Die politische Befreiung der Frau mag eine gute oder eine schlechte Sache sein. Wir halten sie für eine gute. Aber schlecht oder gut, es ist ungefähr die wichtigste und umfassendste Maßregel, die der Gesetzgebung vorgelegt werden kann . . . Noch ein paar solche Scenen wie gestern, und der Ruf des Hauses würde unwiederbringlich verloren sein."

Solche Scenen zeigen wohl am besten die Schwäche der gegnerischen Argumente.

* **Die Schwedinnen** nehmen unter den „neuen Frauen" keinen geringen Rang ein. Eine Dame aus den höheren Kreisen Stockholms bemerkt: „Unsere jungen Mädchen genießen, wie die Amerikanerinnen, volle Freiheit, mit der jungen Männerwelt zu verkehren. Bis zum 18. Lebensjahre sitzen sie auf der Schulbank unter den Knaben und spielen mit ihnen in den Erholungsstunden; dabei bleiben Zucht und Anstand gewahrt, und oft erwählen die Mädchen ihren Bräutigam aus der Mitte ihrer Schulkameraden. Übrigens sind sie bei ihrer Unabhängigkeit vom Gefühl ihrer Verantwortlichkeit durchdrungen. Die Ehe ist für sie nicht die Befreiung, wie Ibsen sagt. Sie können sich ganz allein eine Stellung schaffen: denn sie finden in den Büreaus der Verwaltungsbehörden und der Ministerien, im Handel und in der Industrie ein Unterkommen. Als Gattin kann die Schwedin selbständig über den Ertrag ihrer Arbeit verfügen; die Civilgesetze räumen ihr genau dieselben Rechte ein wie dem Mann." Auch die

Digitized by Google

politischen Rechte, schreibt die „Italie", werden den Schwedinnen nicht lange mehr vorenthalten bleiben. Im Jahre 1893 nahm das Parlament den Antrag auf Erteilung des Stimmrechts an die Frauen mit 58 gegen 56 Stimmen an; da aber hiermit die gesetzlich erforderliche Stimmenzahl nicht erreicht war, so wurde der Antrag bis auf weiteres vertagt.

* **Wieviel Arbeiterfrauen** von ihren Männern verlassen werden, stellte sich bei einer kürzlich in Brüssel veranstalteten Enquête heraus. Von den ca. 8 500 Frauen, die sich vom 1. April 1889 bis 31. Dezember 1896 als Arbeitssuchende an der Arbeitsbörse einschreiben ließen, waren 4 129 verheiratet. Durch Nachforschungen bei den Meldebehörden und der Polizei wurde konstatiert, daß 584 oder 14 Prozent derselben von ihren Männern verlassen waren, und zwar war bei 516 der Mann trunksüchtig und verschwenderisch gewesen, bei 22 war er mit seiner Geliebten durchgegangen, bei 19 war er faul und arbeitsscheu gewesen und nur bei 27 bildete der Lebenswandel der Frau die Ursache.

* **Eine Negerin als Ärztin.** Fräulein Dr. Emma Wakefield, eine Negerin, hat kürzlich von der Behörde des Staates Louisiana (Vereinigte Staaten) nach Ablegung des letzten medizinischen Examens die Erlaubnis zur Ausübung einer ärztlichen Praxis erhalten. Sie ist sicher die erste Frau ihrer Rasse in den südlichen Staaten und wahrscheinlich in den Vereinigten Staaten überhaupt, die die Funktionen eines Arztes übernimmt.

* **Totenschau.** Am 3. August verschied unerwartet Frau Marie Niemann-Seebach, deren Leben und Wirken wir noch vor kurzem unsern Lesern vorführen durften (Aprilnummer der „Frau"). Auf dem Dreifaltigkeitskirchhof in Berlin hat sie an der Seite ihres Sohnes die letzte Ruhestätte gefunden. Ein Kranz des Kaiserpaares, Kränze mit den Namen der Königin Marie von Hannover, der Prinzessin Friederike, des Herzogs von Cumberland und anderer Fürstlichkeiten, Kranz- und Blumenspenden zahlreicher Vereine und persönlicher Freunde bewiesen die reiche Teilnahme, die sich die Verstorbene zu erhalten verstanden hat. — Die bekannte Schriftstellerin Mrs. Oliphant ist vor kurzem gestorben. Sie liegt auf dem Kirchhof von Eton begraben. Die Königin Viktoria schickte einen Kranz mit der Widmung: Ein Zeichen der Bewunderung und Achtung von Viktoria, R. I.

Frauenvereine.

Der Verein Frauenwohl

in Breslau hat mit dem 31. März 1897 sein 6. Jahr beendet. Die wichtigste Neuschöpfung des letzten Jahres ist ein Mädchenhort, in dem 24 schulpflichtige Mädchen Aufnahme gefunden haben. Die Kinder bringen die Nachmittagsstunden von 4—7 Uhr unter sachverständiger Aufsicht im Hort zu, erhalten dort aus Vereinsmitteln Vesperbrot und werden zu Arbeit und Spiel angeleitet. Dies im Verhältnis zu den Mitteln des Vereins große Unternehmen wurde durch die Güte des Magistrats erleichtert, der ihm ein Lokal im städtischen Schulhause für den Hort zur Verfügung stellte und eine Beihilfe von 50 Mark gewährte. Außerdem sind von vielen Seiten Spenden zugeflossen. — Unter dem nur Angebahnten steht in erster Reihe eine „Auskunftsstelle für weibliche Berufsbildung." Es ist eine Kommission zusammengesetzt worden, deren Mitglieder es sich zur Aufgabe machen, in allen Fragen der Berufsbildung für Mädchen gründliche, genaue und umfassende Auskunft zu geben.

Die Mitgliederzahl des Vereins betrug am Ende des Geschäftsjahres 172, der Kassenbestand 2062,05 Mark. Den Vorstand des Vereins bilden: Frau Sanitätsrat Clara Neisser, Vorsitzende, Frau Dr. Kleudgen, Frl. Marie Landmann, Frau Oberlehrer Arendt, Frl. Agnes Reinhold, Frau Oberbürgermeister Bender, Frau Professor Sombart, Frl. Rosa Urbach, Frau Dr. Wenzig.

Der Frauenbildungsverein

zu Kassel hat über das Geschäftsjahr 1896/97 Erfreuliches zu berichten. Das Vereinsleben hat in jeder Weise einen Aufschwung genommen. Von größter Bedeutung war dafür die Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine, die, einer Einladung des Vereins folgend, im Mai in Kassel tagte. Die Vereinswirksamkeit in den verschiedenen Abteilungen: Fachschule, Kochschule, Kinderhort, Heim, Kurse zu beruflicher Ausbildung, war eine sehr rege. Die Fachschule wurde im ganzen von 432 Schülerinnen besucht, die Kochschule in ihren verschiedenen Unterrichtskursen von 226 Schülerinnen, der Kinderhort im Sommerhalbjahr von 84, im Winterhalbjahr von 96 Kindern; im Heim fanden 62 Mädchen und Frauen Aufnahme, an den beruflichen Kursen nahmen im ganzen 84 Schülerinnen teil. Vorsitzende des Vereins ist Fräulein Auguste Förster. Dem Vorstand gehören ferner noch folgende Personen an: Frau Ida John Wallach, Frau Nanny Wiß, Frau Sophie Rieß, Fräulein Auguste von Stiernberg, Herr Otto Koch, Herr Gustav Kiel, Herr Dr. Max Rothfels, Herr Julius Zwenger, Fräulein Friederike Kauffmann, Frau Bertha Sonne.

Digitized by Google

„Lyndall." Roman aus dem südafrikanischen Farmerleben. Von Ralph Iron (Olive Schreiner). Deutsch von Marie Schramm-Macdonald. (München, Fr. Bassermann. Preis 5 Mark.) Als Verfasserin der „Träume" ist Olive Schreiner auch bei uns längst bekannt. Der vorliegende, schon früher geschriebene Roman zeigt eine merkwürdige Doppelnatur. Von unverkennbarem Realismus, ja von Humor und Auffassungsgabe auch dem Platt-Alltäglichen gegenüber zeugen die Schilderungen der „Boeren" und niedriger Abenteurer wie Bonaparte Blenkins; die übrigen Gestalten hat die Verfasserin mit einem glühenden Idealismus gemodelt, der mit äußeren Möglichkeiten garnicht rechnet und nicht selten auch den Leser über sie hinwegtäuscht. Die durchweg in Molltönen gehaltenen philosophischen Betrachtungen, die sie auf verschiedene Persönlichkeiten verteilt, die aber immer Olive Schreinersche Eigenart atmen, geben dem Buch seinen Grundcharakter. Es spricht eine Fähigkeit daraus, die Welt sub specie aeterni zu betrachten, die doppelt überrascht, wenn man hört, daß die Verfasserin ein 24jähriges Mädchen war. Lebhafte Schlaglichter fallen auf die Frauenfrage. Epigrammatisch spitzen sich ihre Betrachtungen darüber zu. Die „höheren Töchterschulen" sind ihr „vortreffliche Anstalten zu praktischer Lösung der Frage: ‚In wie kurzer Zeit kann eine menschliche Seele ausgedörrt werden?'" „Männer und Frauen werden mit gleichen geistigen Anlagen geboren. Die Welt erst bestimmt die Verwertung derselben und dadurch den Geistesunterschied zwischen Mann und Weib. Zu euch sagt sie: ‚Arbeitet'! zu uns dagegen: ‚Scheinet'."! Und glühend ist Lyndalls Wunsch: „O, wäre ich doch eine von den Frauen, die erst in der Zukunft geboren werden! Dann wird vielleicht Weib sein nicht mehr so viel bedeuten, wie gebrandmarkt sein." Als reines Kunstwerk will der Roman nicht betrachtet sein; psychologisch angesehen ist er eins der feinsten und eigenartigsten Erzeugnisse der modernen Frauenlitteratur.

„Gesunde Nerven." Ärztliche Belehrungen von Dr. med. Otto Dornblüth. (Rostock, Wilh. Werther. Preis gebunden 2,50 Mark.) Dornblüth hat als Spezialist für Nervenkrankheiten eine Fülle einschlägiger Erfahrungen gesammelt, die er hier in gemeinverständlicher Form dem Laienpublikum bietet. Wir möchten vor allem die Mütter auf das kleine Buch aufmerksam machen. Wenn das, was der Verfasser über „Ursachen der Nervenschwäche" sagt, thatsächlich von ihnen beherzigt, wenn dem „sinnlosen nervenzerstörenden Treiben", das jetzt im Kindesalter bereits beginnt, ein Ende bereitet würde, so hätte die heranwachsende Generation ein gut Teil weniger Nervenkrankheiten aufzuweisen als die jetzige. Leider aber raffen sich die Mütter unsrer Tage zur Energie des Versagens in den seltensten Fällen auf.

„Rheinlandstöchter." Roman von C. Viebig. (Berlin, F. Fontane u. Co. Preis 6 Mark.) Der Roman ist flott und spannend geschrieben. Das Sujet berührt sich mit Gabriele Reuters „Aus guter Familie." Hier wie dort tritt die auf einseitig zugespitzter Erziehung beruhende einseitige Entwicklung des modernen Mädchenlebens mit seinen Schäden in den Vordergrund. Die Reife und vollendete Objektivität, die aus den „Kindern der Eifel" spricht, zeigt der Roman nicht; es schaut noch eine leidenschaftliche, nicht bis zum Darüberstehen gelangte Anteilnahme an den behandelten Problemen aus den Zeilen heraus. — Von besonderem Reiz sind die landschaftlichen Schilderungen.

„Weib und Mann." Versuche über Entstehung, Wesen und Wert. Von Alexander von Padberg, königlich preußischem Oberregierungsrat. (Berlin NW. 6. Carl Duncker.) Das Buch beruht auf eingehendem Studium der grundlegenden Werke, ergänzt durch eigene Beobachtung. Der Verfasser kommt im ganzen zu denselben Resultaten wie Havelock Ellis, den er vielfach anzieht. Am wenigsten genügend ist das Kapitel über die moderne deutsche Frauenbewegung, und das erscheint natürlich. Denn die darüber erschienenen Abhandlungen von Duboc und Gustav Cohn, die der Verfasser, faute de mieux, zu Grunde legt, sind durchaus einseitig und ungenügend, da keiner der beiden Männer sich mit der Frauenfrage aus eigner Anschauung bekannt gemacht hat, sondern beide nur auf papierenem Material fußen. Das wenigste aber, was in der Frauenfrage geschehen ist und geschieht, ist heute gedruckt, und das Gedruckte ist nicht immer das wichtigste. — Im übrigen wird Padbergs Buch als Ergänzung der Frauenfrage-Litteratur vielen willkommen sein; es spricht daraus der Geist eines vorurteilslosen, wohlwollenden und hochgebildeten Mannes, der aus Thatsachen Schlüsse zu ziehen weiß, ohne sich durch hergebrachte Ideenassociationen beirren zu lassen.

„Das festliche Jahr." In Sitten, Gebräuchen, Aberglauben und Festen der germanischen Völker von Otto Freiherr v. Reinsberg-Düring-

Digitized by Google

feld. 2. Aufl. Mit gegen 100 Illustrationen. (Leipzig, H. Barsdorf. Pr. eleg. brosch. M. 6, geb. M. 7,50. In feiner Ausgabe 8, bezw. 10 M.) Das originelle Buch, das hier in neuer, billiger Auflage erscheint, wird sich viel Freunde erwerben. Es giebt eingehende Schilderungen der Sitten und Gebräuche, die sich von Alters her an die festlichen Zeiten des Jahres geknüpft haben, von denen manches im Laufe der Zeit schon vergessen worden, anderes sich gewandelt hat. Der reiche Bilderschmuck macht die Darstellung doppelt lebendig. Jeder Monat findet gesonderte Behandlung; von den charakteristischen Gebräuchen scheint dem Verfasser keiner entgangen. Selbst die wenig eigentliche Feste aufweisenden Monate zeigen ein sehr lebendiges Bild; so der August: Glücks- und Unglückstage. — Doggert's Coat and Badge. — Fischerstechen in Ulm, in Leipzig. — Wasserspiele. — Künstlerfest auf dem Würmsee. — Regatta in Hamburg. — Kirmes in den Niederlanden, in Antwerpen. — Riesenbilder. — Mariä Himmelfahrt. — Rutenfest in Ravensburg. — Eigentümliche Tänze, Holzäpfeltanz, Frohntanz, Milchtanz, Hahnen- und Hammeltanz. — Schäferlauf. — Augustschießen. — Dresdner Vogelwiese. — Stralower Fischzug. — Bartholomäi. — Erntekranz.

Das Buch war ein glücklicher Griff; es wird sich seinen Platz in der deutschen Familie zu sichern wissen.

Die letzte Nummer des Spemannschen **„Museum"** (15. Lieferung des II. Jahrgangs), zu dessen Empfehlung nichts mehr gesagt zu werden braucht, enthält ganz besonders vorzügliche Reproduktionen. Besonders interessant ist Jacques Louis David: der General Bonaparte. Das hier gewählte Bild, die Ölskizze, nach der David später das berühmte Bild schuf, das Bonaparte auf sprengendem Roß darstellt, übertrifft das letztere an künstlerischem Wert bei weitem. Das Heft bringt ferner ein liebenswürdiges Bild von Meindert Hobbema: die Wassermühle, ein Stilleben von Frans Snyders, Marmorreliefs von Niccolò Pisano, einen mutmaßlichen Giorgone: das Concert, und ein Doppelbild der Raffaelschen Madonna mit dem Fisch. Der billige Preis von 1 Mark pro Lieferung erscheint immer wieder erstaunlich.

„Sir George Tressady." By Mrs. Humphry Ward. 2 Bände. (Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Preis 3,20 Mark.) Mrs. Humphry Wards Romane sind in erster Linie künstlerische Darstellungen eines sozialen Problems, nicht naive Wiedergabe eines Geschauten. Etwas Modellierung wird daher leicht an den Trägern ihrer Ideen sichtbar. In den vorliegenden Bänden ist das besonders bei Lady Maxwell der Fall, die uns als Marcella Boyce schon aus dem früheren Werk der Verfasserin bekannt ist. Lady Maxwell ist nicht ganz aus den Vorbedingungen erwachsen, die in Marcella gegeben schienen; sie ist nicht ohne Konstruktion. Aber das Interesse, das die Verfasserin an ihr nimmt, die hier ihr modernes Frauenideal verkörpert, teilt sich dem Leser mit und macht ihm die ungewöhnliche psychische Wandlung, die Marcella in George Tressady hervorruft, begreiflich. Im übrigen ist der reinen Menschendarstellung hier mehr Raum gegeben als das sonst in den Werken der Verfasserin der Fall ist; selbst Konzessionen an die alte Schule, wie der sühnende Heldentod Sir George Tressadys werden nicht gescheut. Überall aber hat man den Eindruck, sich in bester geistiger Gesellschaft zu bewegen, an der Hand einer Meisterin in der Handhabung des Stoffs.

Und das ist mehr als man von den meisten englischen Romanen der neuesten Zeit sagen kann. Die Tauchnitz-Edition hat es heute wesentlich schwerer als früher ihren Lesern Leistungen ersten Ranges zu bieten. So nahm Referent vor kurzem George Meredith: Lord Ormont and his Aminta zur Hand, ohne im Stande zu sein, über den ersten Band hinauszukommen. Selten hat wohl ein geistvoller, feinsinniger Verfasser einen so gänzlichen Mangel an künstlerischer Gestaltungskraft gezeigt als Meredith in diesen Bänden. — Etwas mehr Interesse bietet: The scarlet Letter by Nathaniel Hawthorne, nur wirkt die große Breite störend.

„Die Frau im öffentlichen Recht." Eine vergleichende Untersuchung der Geschichte und Gesetzgebung der civilisierten Länder. Von M. Ostrogorski. Autorisierte Uebersetzung von Franziska Steinitz. (Leipzig, Otto Wigand.) Vor einigen Jahren bestimmte die Pariser juristische Fakultät einen von ihr zu vergebenden Preis für die beste Bearbeitung des Themas, das vorliegendes Buch, dem der Preis zuerkannt worden ist, behandelt. Das Buch hat inzwischen, erst in der französischen Originalausgabe, dann in der englischen Uebersetzung, eine sehr günstige Aufnahme in allen Kulturländern gefunden; die deutsche Ausgabe darf einer gleichen gewiß sein. Es ist eine alle Hauptthatsachen umfassende, nebenbei anziehend geschriebene Darstellung der betreffenden Materie, die eine Fülle sonst schwer zugänglichen Stoffs in handlichster Form bietet. Ein kurzer Abriß über die civilrechtliche Stellung der Frau in den Hauptländern Europas ist angefügt. Das kleine Buch ist für das Studium der Frauenfrage von höchster Bedeutung.

„Emlohstobba." Roman oder Wirklichkeit? Bilder aus dem Schulleben der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft. Von Dr. phil. Hermann Lietz. Mit 22 Tafeln in Autotypie. (Berlin, Ferd. Dümmler. Pr. 3 M.) Mit einer mystifizierenden Einleitung, deren Wert zweifelhaft erscheint, wird hier ein Schulsystem entwickelt und empfohlen, dessen Wert unzweifelhaft erscheint. Es soll eine Vereinigung geistiger und körperlicher Ausbildung bieten, die gerade der Jetztzeit fehlt und die sich in der rühmlichst bekannten Anstalt Abbotsholme bei Derby in England in mustergiltiger Gestalt findet. Sie will das Beste der deutschen und englischen Erziehungsmethoden verbinden. Die Lektüre kann jedem denkenden Pädagogen nur warm empfohlen werden.

„Ans Mitleid." Roman von Konrad Telmann. (Berlin, Otto Janke, 2 Mark.) Das nicht eben neue Thema der Vernunftheirat mit einem ungeliebten Mann, der zum Schluß leidenschaftlich geliebt wird, ist hier von Telmann geschickt behandelt, obwohl die Schablone sich nirgends verleugnet.

Digitized by Google

„Anleitung zum Studium der französischen Philologie" für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Von Dr. Eduard Koschwitz, Professor an der Universität Marburg. (Marburg, N. G. Elwert. Preis 2,50 Mark, gebunden 3 Mark.) Das kleine Buch bietet auf seinen 148 Seiten ein ungemein reiches und für den französisch Studierenden unschätzbares Material. Wer da weiß, wie ratlos man oft vor den verschiedenen Wegen steht, die zum Ziel zu führen scheinen, wird für diesen zuverlässigen Wegweiser dankbar sein. Er orientiert zunächst über das vorbereitende Studium im Inlande, dann über Studienreisen. Dies wichtige Kapitel enthält die wertvollsten Fingerzeige über Art und Einrichtung des praktischen Studiums in der französischen Schweiz, in Paris und dem übrigen Frankreich wie in Belgien. Obgleich in der Hauptsache wohl für den Lehrer bestimmt, ist doch das meiste auch direkt für die Lehrerin verwertbar; manche Ratschläge sind sogar ausschließlich für sie bestimmt. Dem Kapitel über das praktische Studium folgen zwei über das wissenschaftliche, und zwar 1. das historische Studium, 2. die Methodenlehre, mit überaus reichen bibliographischen Angaben. Ein Anhang bespricht noch die Vorbereitung zur Oberlehrer- und Oberlehrerinnenprüfung. Wir können das gründliche und umfassende Werkchen warm empfehlen.

„Die Reformkleidung für Frauen" in Wort, Bild und Schnitt. Ausführliche Anleitung zur Herstellung von Reformkostümen erschien vor kurzem im Verlag der „Europäischen Modenzeitung" (Klemm und Weiß, Dresden.)

„Volkshochschulen und Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung" von Ernst Schultze. (Leipzig, Gg. Freund, Preis 1,80 Mark.) Über diesen das öffentliche Interesse immer mehr beschäftigenden Gegenstand ist hier eine dankbar zu begrüßende Zusammenstellung geboten.

„Die Handschrift." Ein Bild des Charakters. Von E. M. Paulus. Mit 151 Handschriftenfacsimiles. 76 Seiten. 7 Tafeln.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Unsere Lieblinge essen es gern.

Ein nahrhaftes und liebliches Gericht läßt sich leicht durch einfaches Kochen der Milch mit Mondamin bereiten. Eine solche Nahrung ist leicht verdaulich und reizt durch den eigenen Wohlgeschmack des Mondamin Kinder und Kranke zu weiterem Genuß. Es ist so ergiebig, daß nur wenig Mondamin zu nehmen ist und stellt sich daher nicht teurer als gewöhnliches Mehl. Bei Nahrung für Kinder und Kranke ist dieser Vorteil besonders gut angebracht. Mondamin ist überall zu haben in Packeten à 60, 30 und 15 Pfg. [39

Johannisbad * Eisenach
Thüringen.

Muster-Naturheilanstalt. [55

Vorzüglich eingerichtete Anstalt Deutschlands. Den **höchsten hygien. Anforderungen** entsprechend. Direct am Walde. **Ausserordentliche Erfolge** bei **allen chronischen Leiden**, besonders **Frauenleiden. Verbesserte Thure-Brandt-Massage. Arzt** und **Aerztin** in der Anstalt. Bedeutung der Naturheilkunde, illustr. Prospecte, Kurbericht gratis.

Die Direction: **Johann Glan.**

An English lady, possessing a French certificate (obtained in France) able to teach thorough English and French, desires post as governess or companion in good German family. Good references.

Theodora Livingstone
62] poste restante Heidelberg.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao,
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Charakterdeutungen
aus der Handschrift à 1 Mark, mit Begründung 2 Mark. [32
Frl. E. L. Nollau, Bonn, Königstr. 59.

Handelsinstitut für Damen
von Frau **Elise Brewitz,** [1
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung. Pensionsnachweis.

Familien-Pension Kniesche
(I. Ranges). [53
Inhaberin.: E. Joachimsthal u. A. Eckert,
Potsdamerstraße 35 II.
Beste Pferdebahnverbindung. Solide Preise. Empfohlen durch Konsistorialrat Saenger und Sanitätsrat Dr. Settegast.

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/2 3—1/2 4. [2

Familienpension Nordland
München, Schellingstraße 10 I.
Ruhige vornehme Lage, Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügliche Küche, mäßige Preise. [50

Neue Bahnen
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Herausgegeben von [40
Auguste Schmidt.
Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Digitized by Google

holungshaus des Vaterländischen Frauen-Vereins vom roten Kreuz in Montreux, Bahnhof Territet, in bester, sonniger Lage mit Garten, ist geöffnet von September bis Juni und nimmt erholungsbedürftige Herren und Damen der gebildeten Stände auf, keine Schwerkranken. Pensionspreis 4—6 Francs täglich. Anmeldungen an den Vorstand des Frauen-Vereins Montreux-Clarens.

Das Haus bietet dasselbe wie eine gut gehaltene Pension. Es wird christliches Familienleben angestrebt, ohne die Freiheit des einzelnen zu beschränken. Eine in der Krankenpflege erfahrene Dame leitet das Hauswesen. Es wird Rücksicht auf besondere Diät und Pflege genommen.

Frühstück 8—9½, Mittagessen 1, Abendessen 7½ Uhr. Licht, Feuerung und Wein werden extra, aber mäßig berechnet. Wöchentlich 50 Centimes Service, Trinkgelder werden nicht gegeben. Unbemittelte werden zu ermäßigten Preisen aufgenommen; dieselben haben ihr Gesuch von Ende August an der unterzeichneten Vorsitzenden einzureichen mit Beifügung: 1. eines Empfehlungsschreibens, welches die Bedürftigkeit bestätigt, 2. eines ärztlichen Attestes, welches auch Aussicht auf Heilung durch hiesigen Aufenthalt und Nichtvorhandensein von Tuberkulose ausspricht. Ärztliche Behandlung ist für diese Gäste frei, Medikamente nicht. Was jeder Gast zahlt, wird nur der Unterzeichneten und der das Haus leitenden Dame bekannt. I. A. des Vorstandes die Vorsitzende: Frau v. Sydow, Clarens.

Kurort Bergzabern, Pfalz.

Prachtvolle Lage am Fusse der Vogesen.

Gemässigtes Naturheilverfahren. — Kneipp'sche Kuren.

Vorzügliche Referenzen. - Frequenz stetig steigend.

Gesamtkosten 32—42 Mk. pro Woche.

Vereinsmitgl. des Allg. Deutsch. Lehrerinnen-Vereins und der Association of German Governesses London, geniessen in der Anstalt 25% Rabatt. **Prospekte frei** durch den langjährigen Anstaltsleiter **ED. TISCHBERGER.** Verfasser von **„Im Wasser eins"** und **„Kneipen-Kneippen"**, bewährtes Handbuch über das gesamte Naturheilverfahren, leichtverständlich beschrieben, nebst 400 erprobten Kochvorschriften für Kranke. Sämtliche Anwendungsformen in 100 vorzüglichen Abbildungen.

Preis 2 Mk. (Porto 20 Pfg.) - Durch den Verfasser und **G. Schuhr's** Verlag, Berlin S.W., Wilhelmstr. 119/20. [48

Dr. Charles Pecnik, prakt. Arzt. Alexandrien (Aegypten), schrieb an den Verfasser: „Ihr Werk vereinigt Klarheit in der Darstellung und Anschaulichkeit, mit praktischer Handlichkeit, verdient also ein Volksbuch in der weitesten Bedeutung des Wortes zu werden. Und es wird es auch werden weil es eins der Besten ist, die wir diesbezügliches besitzen.
(In ähnlich. Weise lauten all die zahlreichen freiwilligen Urteile d. Leser.)

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [18
Berlin W., Mauerstr. 85.

Butterick's Moden-Revue

Einmal benutzt — immer verlangt!

Monatlich über 250 Abbildungen

nebst Beschreibungen der neuesten Moden, sowie 1 farbiges und 3 Tondruck-Modenbilder, ferner die neuest. Hüte, Handarbeiten, Modenberichte, Novelle.

Jahresabonnement 3 Mark

bei jeder Agentur für Butterick's Schnittmuster, sowie bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Verlangen Sie per Postkarte Gratis-Probeheft
von Ihrer Buchhandlung, von obigen Agenturen, oder von **Blank & Co.'s Verlag, BARMEN.**

Digitized by Google

Verlag von **August Schupp** in München.

Die Frau vor der Wissenschaft.

Von

Jacques Lourbet.

Einzig autorisierte deutsche Übersetzung

von

Dora Landé.

Preis 2 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlag gegen Einsendung von Mk. 2,20.

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel**, geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar $2^1/_2$% des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [12

KASSELER HAFER-KAKAO-FABRIK HAUSEN & Co KASSEL

Der in obiger Packung in den Handel kommende **Hausen's Kasseler Hafer-Kakao** — das vorzügl. Nähr- u. Genussmittel der Gegenwart nach Aussage von tausenden v. Aerzten u. Consumenten — wird **nur** in Cartons à 27 Würfel — 40—50 Tassen — in Staniol à Mk. **1.** — verkft. u. ist in all. Apoth., Drog. u. bess. Colonialw.-Handlg. erhältl.

Internationales Heim,

Berlin SW., Hallesches Straße 17, I. dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6

Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

W. Moeser Hofbuchhandlung.

Berlin S. 14., Stallschreiberstraße 34. 35.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Schellfisch-Kochbuch,

fünfzig in der Praxis erprobte Rezepte

zur

Zubereitung des Schellfisches, Kabliaus u. verwandter Fische,

von

Elise Hannemann,

Vorsteherin der Kochschule des Lette-Vereins in Berlin.

Preis 60 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Gegen franko Einsendung des Betrages an die Verlagsbuchhandlung erfolgt umgehend **portofreie Zusendung.**

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [3

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für **Gobelins,** Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.

Färberei und Wäscherei für **Federn und Handschuhe.**

Färberei.

Siebig Company's FLEISCH-EXTRACT

NUR ÄCHT. J. Siebig

wenn jeder Topf den Namenszug in blauer Farbe trägt

Wilhelmshöhe bei Cassel. **Gossmann's Naturheilanstalt.**

Idyllische, geschützte Lage, unmittelbar am Habichtswald, anschliessend an den Königl. Park. Das ganze Jahr geöffnet. Aerzte: **Dr. med. Missmahl, Dr. med. Walser, Dr. med.** (in der Schweiz prom.) **Sophie Gomberg, Gossmann,** Direktor. Zur Belehrung empfohlen: **„Handbuch der Naturheilkunde"** von Dr. med. **Walser** (Verlag **Ensslin, Reutlingen**). Für bescheidenere Ansprüche: Zweiganstalt **„Schweizerhaus".** Wochenpreis für ärztliche Behandlung, Kur, Wohnung und Verpflegung von M. 35.— an. **Prospekte** der Anstalt und des Walser'schen Werkes kostenfrei durch die Direktion von [37

Gossmann's Naturheilanstalt.

Unsere verehrten Abonnenten werden gebeten ihre Bestellung auf „Die Frau" für das I. Quartal (Oktober-Dezember 1897) noch im Monat September zu erneuern; insbesondere ist zu beachten, daß die **Post** bei nicht rechtzeitiger Bestellung bereits erschienene Hefte **nur gegen eine Gebühr von 10 Pf.** nachliefert. Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel 2 Mark. Bei direkter Zusendung: In Berlin 2 Mark. Im Inland 2,30 Mark. Nach dem Ausland 2,50 Mark.

☛ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: **An die Redaktion der „Frau"** (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, **zu adressieren. Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

☛ **Titel und Gesamtinhaltsverzeichnis des 4. Jahrganges der „Frau" erscheinen mit dem nächsten Heft.** ☚

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 015 110 450

HQ
1103
F7
V.4
1896/97

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google

Digitized by Google